image
not
available

4° Per. 81 1ª /6

Digitized by Google

ILLUSTRIRTES

FAMILIENBUCH

ZUR

Digitized by Google

4° Per. 81 f (6

93 6

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. **Erstes Heft.**

F.W.L. Reiche Archiv und Museum Lizenzgemeinschaft München

Das Auswanderer Schiff.

Skizze

von

Friedrich Gerstäcker.

Von einer günstigen Brise getrieben, glitt das wackere Auswandererer Schiff „die Kaptaube", die schon acht Tage durch stürmisches Wetter in der Mündung der Scheldt und in der Nordsee zurückgehalten worden, über die wieder ziemlich beruhigte Fluth in den Kanal hinein und zwischen Calais und Dover hin.

Die „Kaptaube" kam von Antwerpen, mit hundert und dreißig Auswanderern nach New-York bestimmt. Für Passagiere dabei ganz besonders mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten, räumlichen Deck und Cajüten, gutem Proviant und Wasser ausgestattet, fingen die meisten der Leute, wie sie nur einmal den ersten Anfall der Seekrankheit überstanden, schon an, sich wohl und behaglich an Bord zu fühlen; so recht zur Besinnung war aber noch Keiner unter ihnen gekommen.

Es ist auch ein wunderliches Gefühl, auf einem solchen Fahrzeug sein Alles eingeschifft zu haben, für eine andere Welt. — Wenn wir nur eine Reise unternehmen, und sei sie noch so weit, wären selbst Jahre für ihre Dauer bestimmt, der Schwerpunct unseres Lebens bleibt doch im Vaterlande zurück, der Platz, der unsere Heimath geworden, bleibt derselbe; hunderte und liebe Wesen und Dinge lassen wir mit dem Bewußtsein hinter uns, sie wieder zu finden, wenn wir zurückkehren, und die Freude des Wiedersehens wirft ihre Strahlen schon jetzt auf jenes Bild. Mit gepacktem Koffer machen wir nur eben einmal einen Sprung in's Leben hinein, zu sehn, wie sie's draußen treiben, halten unseren Rücken dabei gedeckt, und, sind wir's müde, treten wir den Heimweg an. Wir haben einen Platz, wohin wir gehören; geht es uns draußen schlecht, was thut's? ist die Reise vorüber, können wir uns daheim wieder erholen. Die fremden Länder, die wir betreten, behalten dabei eine ganz bestimmte Färbung; wir interessiren uns wohl für sie, aber mehr auch nicht; wir freuen uns ihrer Scenerie, ihres Klimas, der Sitten und Gebräuche ihrer Völker, wie man etwa ein schönes Gemälde betrachtet, oder ein gutes Buch liest, aber unser Herz hängt nicht weiter daran, und eine neue Landschaft läßt uns die früher gesehene bald vergessen — wir sind nicht gezwungen, uns dort heimisch zu fühlen.

Wie anders ist das, wenn der scharfe Kiel, der unser Alles trägt, die Fluth dem fernen Welttheile zu durchfurcht, wenn die Brücke zum Vaterlande hinter uns abgebrochen liegt, und wir die Heimath gemieden haben auf nimmer Wiederkehren. Wir wissen, was wir hier verlassen, aber nicht was wir dort wiederfinden, und der dunkle Schleier, der über der Zukunft liegt, füllt da nicht selten selbst das Herz des Muthigsten mit banger Sorge.

Ein herrliches Mittel dagegen ist die Seekrankheit; in dem mäßigen, monotonen Leben der Seefahrt würden sich Tausende von denen, die ihr Vaterland auf immer verlassen haben, nur dumpfem Brüten und Trübsinn hingeben, und den Schmerz der Trennung viel schwerer, viel furchtbarer empfinden; aber ehe sie an Bord nur recht zur Besinnung kommen können, und kaum im Stande sind, ihre Sachen zu ordnen zu der langen Fahrt, sich nur ein kleinwenig bequem in dem neuen, ungewohnten und eigentlich höchst unbequemen Leben einzurichten, naht mit dem ersten Schaukeln des Schiffes der unerbittliche, erbarmungslose Feind, und ertränkt im Lethe das Vergangene.

Von dem Augenblick an, wo der Mensch seekrank ist, existirt keine weitere Welt mehr für ihn, weder in Vergangenheit, Gegenwart noch Zukunft — was er daheim verlassen, was dort drüben auf ihn wird, was hier mit ihm geschieht — bah — was kümmert's ihn; er hört und sieht, und riecht und schmeckt nicht mehr. Der einzige Sinn, der ihm geblieben, ist das Gefühl — das Gefühl grenzenlosen, unbegriffenen Elends und einer Gleichgültigkeit wieder, sogar hiergegen, die ihn selber in Erstaunen setzen würde, wenn es noch irgend etwas auf der Welt gäbe, das dies hervorzubringen im Stande wäre.

Dieser Zustand hat eine solche Consistenz, daß die Vergangenheit, selbst wenn er endlich gewichen, doch nur wie mit einem dichten Schleier bedeckt hinter uns liegt, und dem scharfen Schmerz des Abschieds keine Gewalt mehr verstattet über das Herz; mit ihm beginnt gewissermaßen ein ganz neuer Abschnitt unseres Lebens, und eigenthümlich zu beachten ist die Veränderung, die in dem ganzen Wesen und Betragen der Passagiere nach dem ersten eintretenden stillen Wetter vor sich geht. Die Leute sind gar nicht mehr dieselben; die heimathliche Küste ist außer Sicht, dieser furchtbare Zustand zwischen Leben und Sterben, vor dem sie sich nicht retten konnten, gewichen, und das weite, offene Meer um

Digitized by Google

sie her, mit seinen leise plätschernden Wogen, die geblähten Segel, der vorn am Bug aufräuselnde Schaum und Gischt, wie das wackere Schiff so rasch die Fluth durchschneidet, füllt ihre Seelen mit neuer Lebenslust, mit frischer, fröhlicher Hoffnung bis zum Rand.

Amerika, das ist das Ziel jetzt, dem sie entgegen streben, und wenn sie Abends nach dem dünnen Thee oben auf dem Verdeck sitzen und die Sterne über sich sunkeln, die Wasser unter sich rauschen hören, dann schaaren sie sich zu kleinen Gruppen zusammen, wie sie sich eben zu einander gefunden an Bord, und bauen sich Schlösser in die blaue, reine Luft, die hoch zu den Wolken reichen, und mit diesen gen Westen ziehen — aber traurig ist Keiner mehr.

Wie mancher schöne Plan wird da ersonnen, wie mancher phantastische Traum ausgebrütet und gehegt. Gar weh freilich würde Vielen von ihnen um's Herz sein, wenn sie vorher wüßten, wie bei den Meisten es nur eben Pläne, nur eben Träume bleiben sollten, aber die Zukunft birgt das noch in ihrem dunklen Schooß, und durch den tausendfarbigen Regenbogen der Hoffnung liegt ihnen das ferne Land schon jetzt in Paradieses Pracht und Schmuck vor Augen.

Wie sie lachen dabei und singen und jubeln — sind das dieselben Menschen, die erst vor wenig Wochen mit rothgeweinten Augen am heimischen Strande standen, und denen das Herz brechen wollte von bitterem Weh und Leid? — Fort mit den Sorgen! Amerika, das ist das Zauberwort, dem alle trübe Gedanken weichen mußten, und „wenn wir nur erst einmal dort sind!“ lautet der Tröstungsruf. Indessen haben sie weiter nichts zu thun, als zu essen; zu trinken und sich zu amüsiren, bis sie der Capitain an Ort und Stelle liefert, und sie thuen das eben nach besten Kräften.

Hier sitzen ein Paar oben an Deck um einen umgestülpten Waschkübel, und spielen Karten; dort steht eine kleine Gruppe um einen kurzen, dicken Schuhmacher, den Spaßvogel des Schiffes, herum, den Geschichten zu lauschen, die er ihnen erzählt, und über die sie sich ausschütten wollen vor Lachen. Hier kauern Einige vorn auf der Back des Schiffes und singen, und Andere liegen lang ausgestreckt auf den warmen Planken in der Sonne und schauen zu den schwankenden, neigenden Masten und den über ihnen hinziehenden Wolken hinauf, die herüber und hinüber zu schießen scheinen am Firmament. Ein Theil hat sich aber möglichereem Beschäftigungen gewidmet, reinigt sein Geschirr oder seine Kleider, wäscht und bessert aus, und die Frauen besonders sind mit den Kindern in voller Arbeit, an denen sie ebenfalls, gerade wie an dem Geschirr, zu putzen und zu scheuern haben, und die sich trotzdem am allerwohlsten an Bord zu fühlen scheinen.

Das Kind richtet sich auch am leichtesten in solch neue Verhältnisse ein; sein junger Geist ist nur dem Augenblick empfänglich, und neue Eindrücke prägen sich so rasch dem Kinderherzen ein, als es die älteren schnell und leicht verwischt. Was weiß es von Vergangenheit und Zukunft, seine kleine Welt umschließt eben der Augenblick, und in dem engen Kreis hat es an Lust und Sorgen, Schmerz und Freude auch wieder gerade so viel zu tragen, wie's eben tragen kann.

So dauert es denn auch gewöhnlich gar nicht lange, und die Kinder, die überdies am wenigsten von der Seekrankheit ergriffen werden, spielen und haschen sich, selbst bei schwerem Wetter, munter über Deck, lachen und jubeln, wenn sie eine Spritzwelle trifft, und kennen selbst keine Furcht in dem grollenden Sturm, der an den Planken rüttelt und reißt.

Die schlimmste, schwerste Zeit an Bord haben die Frauen; außer der Sorge um die kleine Brut, die lustig tobend über Deck schwärmt, und klettert und steigt, und ewige Aufsicht erfordert, nicht dennoch zu Schaden zu kommen, nagt ihnen das, was sie verlassen haben, auch am meisten am Herzen. Die Frau ist weit mehr an die Scholle gebunden, als der Mann; ihr ganzes Leben und Wirken schon liegt in der Häuslichkeit, in dem engen Kreis ihres eigenen Heerdes, und nur mit Mühe und tiefem Schmerz reißen sie sich von diesem los. Hätten die Frauen darüber zu bestimmen, nicht der zehnte Theil der jetzt Auswandernden würden das Vaterland verlassen, und lieber errügen sie das Schwerste, ehe sie die wohnliche Stätte mieden, die ihre Heimath geworden. Bei ihnen wurzelt die Erinnerung an das, was sie verloren, auch am tiefsten; die Sorge für die Zukunft müssen sie doch dem Manne überlassen, und all ihr Sinnen und Grübeln gehört der Zeit, die hinter ihnen liegt. Die Frauen sind deshalb gewöhnlich die stillsten Passagiere an Bord, und wenn sie auch nicht klagen und jammern über etwas, das nun doch einmal nicht mehr zu ändern ist, spricht die heimlich zerdrückte und rasch und ängstlich wieder entfernte Thräne, die ihnen nur zu oft die Wange feuchtet, desto lebendiger das aus, was ihnen auf der Seele liegt.

Gleichgültig gegen alles Derartige sind natürlich die Matrosen, Steuerleute und Capitain mit eingerechnet. Die See ist ihre Heimath, sie kennen keine andere, und das Schiff der Gegenstand, um den sich ihre ganze Sorge dreht.

Der Seemann gehört auch wirklich mit zu den Amphibien, d. h. zu den Wesen, die auf dem Lande und im Wasser oder wenigstens auf dem Wasser leben können, sonderbarer Weise aber sämmtlich das Wasser vorziehen und zu ihrem Haupt-Aufenthaltsort wählen. Am Lande sind sie unbehülflich und linkisch, man kann sie auf den ersten Blick erkennen; der schwankende Gang, die vom Körper abhängenden Arme, die etwas gedrückte Haltung selbst, machen die Burschen überall kenntlich, wo sie sich auf terra ferma sehen lassen. Sie fühlen sich auch dort nicht wohl, sie wissen, daß das ihr Element nicht ist, und halten sich wie Seehund, Frosch, Alligator, Schildkröte ꝛc. ꝛc., immer dicht am Ufer auf, zu neuer Ausfahrt jeden Augenblick bereit. Ein echter Matrose im innern Lande würde sich gerade so wohl da fühlen, wie ein Fisch auf einer Wiese.

Der echte Matrose wechselt auch sein Schiff nicht gern; wenn er es nur irgend mit Capitain und Steuermann aushalten kann, und dieß es ihm eben nicht gar zu bunt machen, bleibt er an Bord des einmal gewählten Fahrzeugs, und gewinnt das lieb, wie wir die eigene Heimath lieb gewinnen. Er wird sogar stolz darauf, und fühlt sich bitter gekränkt, wenn ein anderes Schiff besser aufgetiggt, reinlicher gehalten wäre, oder gar, das Schlimmste von Allem fast, schneller segelte, als das seine, und mit gleicher Anzahl von Segeln an ihm vorbeiliefe auf offener See; es ist ein Theil seiner selbst geworden, und was dem Schiff geschieht, geschieht auch ihm.

Digitized by Google

Einen besondern Haß hat der Seemann, der echte, richtige Matrose wenigstens, auf Passagiere — oder, wenn er sie auch nicht gerade wirklich haßt, verachtet er sie doch gründlich. Ein Passagier ist ihm das nutzloseste, unbequemste, störendste und fatalste Stück Fracht, das sich auf der weiten Gottes Welt nur denken läßt, und einem ordentlichen Matrosen wird es auch nie einfallen — wenn er das irgend ändern kann — sich ein Schiff anzusuchen, das regelmäßige Passagierfahrten macht — er ginge eben so gern auf einen Wallfischfänger.

Ueberall im Wege, wo sie nicht gebraucht werden, Alles beschmutzend und verderbend, woran sie die Hände legen können, auf allen Reisen fast Ungeziefer brütend, machen ihm die Passagiere das Schiff zu einer Hölle, und haben selber genug dabei von seinem Unmuth und Schabernak zu leiden. Wozu, um Gottes Willen, ist solch ein Passagier auch nütz? — er kann nicht nach oben gehn, denn wenn er das Deck wirklich einmal verläßt, in die Wanten zu steigen, hat er alle Hände voll zu thun, sich nur selber festzuhalten; er kann kein Segel nähen, kaum einen Reefknoten machen, kann nicht steuern, noch eine der gerade verlangten Brassen*) finden, und wenn er Monate lang an Bord wäre, und ist zu faul Schiemanns Garn zu drehn oder Werg zu zupfen. Was also in der weiten Welt ist mit ihm anzufangen? gar Nichts. Dabei sitzt er gewiß immer an den Stellen, wo er gerade nicht sitzen sollte; hängt die ausgewaschene Wäsche an das laufende Tauwerk, daß die Falle, wenn sie einmal recht rasch angeholt werden sollen, in den Blöcken hängen bleiben und einklemmen, hat natürlich immer nägelbeschlagene Schuhe und zertritt die frisch gestrichenen Decks, und trampelt regelmäßig zur Unzeit über dem „Logis" herum, in dem der Theil der Mannschaft, der „seine Wacht zur Coye hat", liegt und die paar Stunden schlafen will. Außerdem kann er nur einen Menschen verachten, der seekrank wird, und zwar so seekrank, wie es eben wieder nur ein Passagier werden kann, und in der Zeit hat der Matrose auch wirklich seine wahre Last und Noth mit dem unglückseligen Volk in Zwischendeck und Cajüte, das, wie er nur kaum einmal das Deck rein gewaschen hat, aus irgend einer Luke vorgestürzt kommt, nur selten im Stande ist, die Reling zu erreichen, und seiner Krankheit den Lauf läßt, wo er eben liegt. Wer dann wieder mit Eimer und Scheuerbesen hinterher kommen muß, ist natürlich der Matrose, und die einzige Erleichterung, die er sich dabei verschaffen kann, ist, seinem Herzen durch eine unbestimmte, ungemessene Anzahl Flüche Luft zu machen.

Und wie sieht so ein Auswanderer-Schiff in der Zeit von außen aus! — was müssen die Fische denken, wenn sie vorüber schwimmen! denn von der Schiffsmannschaft schaut gewiß keiner über Bord. — Doch genug von den Leuten; wir wollen an Bord selber zurückkehren.

Es war Abend — eigentlich der erste, warme freundliche und stille Abend, den die Auswanderer gehabt, seit sie in der Scheldе ihren Anker zum ersten Male gelichtet (und an demselben Nachmittage zwang sie ein eintretendes Unwetter ihn auch schon wieder auf's Neue fallen zu lassen), und die Passagiere verfäumten nicht, ihn zu genießen. Der kleine, dicke Schuster besonders war unter ihnen thätig, einen Ball zu arrangiren, holte aus den Tiefen seiner Kiste eine alte, eingedrückte Violine — eine „Schwester von Paganini's Instrument", wie er behauptete — setzte sich damit auf den Windlaß, der hinter dem Hauptmast stand, und dessen blank gescheuerter Messingkopf mit einer ledernen Ueberkappe bedeckt war, und begann eine wahrhaft nichtswürdige Polonaise zu spielen.

Wo sich aber, bei wirklich guter Musik, Mancher nach der so kurzen Trennung von der Heimath gesehnt haben würde, zu tanzen, überwand das Komische dieser kreischenden, Ohr zerreissenden Melodie, die kein anderes Verdienst hatte, als ihre Mißtöne wenigstens im richtigen Tact herauszustoßen, bald jede weitere Bedenklichkeit. Selbst die sonst Ernstesten lachten erst über die wirklich entsetzlichen Passagen, die der Schuster mit einer unzerstörbaren Ruhe und endlich, als er mehr in Hitze kam, selbst im Schweiße seines Angesichtes herausarbeitete, und traten dann langsam selber mit zu der endlosen Polonaise an, die sich um den Windlaß herum am Larbordgangweg hin, vorn vor dem Logis vorüber, und dann auf dem Starbordgangweg zurück wieder zu dem Platze bewegte, von dem sie ausgegangen war. Selbst einige hannöversche Bauern in Holzschuhen nahmen an dem Tanze Theil, und wie der Schuster erst einmal sah, daß er sie Alle in Bewegung hatte, sprang er mit seinen Dissonanzen plötzlich in einen munteren Rutscher über, dessen Erfolg über sein Erwarten gut ausfiel.

Eine Masse junger Leute, Burschen und Mädchen, waren an Bord, bei denen es eben keiner besonderen Einladung bedurft hätte, sie zum Tanz zu bringen, und die singen natürlich rasch an sich lustig im Kreise zu drehen; die übrigen folgten, wenn auch etwas langsamer, dem gegebenen Beispiel, und selbst von den Matrosen mischten sich einige zwischen die wie von der Tarantel Gestochenen, griffen sich die hübschesten Mädchen heraus und flogen im Tact herum, den jetzt die Holzschuhe der Hannoveraner, selbst ohne die dazwischen quietschende Violine, auf dem Deck der Kaptaube schlugen und stampften.

Der Capitain hatte Nichts gegen das fröhliche Treiben an Bord; bis acht Uhr, wo doch sämmtliche Mannschaft an Deck versammelt war, konnten sie toben, die Bewegung war ihnen überdies gesund, dann freilich mit dem Ton der Glocke war Feierabend — die Schiffs-Polizeistunde — und die Nacht begann. Die Zeit bis dahin mußte noch nach besten Kräften benutzt werden.

Rasch und schämend, über die nur leise wogende See, verfolgte indessen das wackere Schiff seine Bahn; der Wind hatte sich nach Nord-Osten gedreht und mit allen Segeln gesetzt, bis in die obersten Stengen hinauf, durchschnitt der scharfe Bug lustig die zischend und spritzend zur Seite schlagende Fluth. Vorn im Westen erhob sich allerdings eine dunkle Wolkenschicht, hinter der die Sonne jetzt gluthroth nieder sank, aber die obere Luftströmung ist der unteren, über das Wasser streichenden, oft ganz entgegengesetzt, und keinenfalls bekümmerten sich die Passagiere um den grauen Saum, der ihren Horizont umzog.

Hell und klar funkelten die Sterne schon vom sonst wolkenreinen Himmel nieder, und zu ihrer Rechten wurde ein rothschimmernder Punct dicht über dem Wasserspiegel sichtbar — ein Leuchtfeuer der englischen Küste, unter der sie hinsegelten. — Wie das so still und freundlich zu ihnen

*) Die Taue zum Anholen der Raaen.

Digitized by Google

herüberglühte von dem fernen Strand, der sichere Führer nach dem Hafen dort; aber ihr Ziel lag weiter, kein gastliches Ufer konnte sie ablocken von der bestimmten Bahn, und weiter und weiter zurück blieb das Wachtlicht dort drüben, bis andere vor ihnen auftauchten, die Bahn bezeichnend, die sie nahmen.

Der Tanz hatte jetzt aufgehört; die Tänzer waren allerdings so wenig müde geworden, wie der Geiger, aber die Saiten des Instruments — wenn der violinartig geformte Kasten wirklich einen solchen Namen verdiente — weigerten längeren Dienst, mußten, da sie in der feuchten Abendluft mehr und mehr nachgaben, höher und höher hinauf geschraubt werden, und plagten endlich. Nur die Holzschuhe waren einmal in Gang und Tact gekommen und klapperten fort, bis endlich des Capitains lauter Ruf auch ihre Fröhlichkeit unterbrach, und den mißhandelten Schiffsplanken Ruhe gönnte.

Es wurden Leute nach oben geschickt, die leichteren Segel einzunehmen und ein paar gegen Abend ausgesetzte Leesegel wieder einzuholen; die Wolkenwand im Westen hob sich höher und drohender, und der vorsichtige Seemann wollte sein Segelwerk bei doch etwa eintretendem anderen Wind besser in der Gewalt haben.

Die Oberbramsegel flatterten und schlugen im nächsten Augenblick an ihren Raaen, die „leichten Matrosen" sprangen nach oben, sie an ihren Hölzern festzuschnüren; die Leesegel kamen ebenfalls blähend an Deck und wurden dort geborgen, und die nächste Wacht, die von acht bis zwölf zu stehen hatte, lag, ihre Antrittszeit erwartend, vorn auf der Back, den Erzählungen des Segelmachers lauschend, der einst an Bord eines englischen Kriegsschiffes gedient hatte, und die nöthige Gabe besaß, ein „Garn zu spinnen", d. h. seine Erzählungen mit der fabelhaftesten Phantasie auszuschmücken und zu würzen.

Die Auswanderer hatten sich indessen ebenfalls in kleinen Gruppen gesammelt. In Lee*) stand eine Anzahl von ihnen zusammen und sang ihre heimischen Weisen, Andere lehnten über Bord, und schauten still und schweigend nach den einzelnen Leuchtfeuern hinüber, die jetzt auch von der französischen Küste her sichtbar wurden, und untergehenden Sternen glichen, und wieder Andere lagen über die an Deck festgeschnürten Wasserfässer zerstreut, oder im großen, zwischen dem Haupt- und Fockmast befestigten Boot, bliesen den Rauch ihrer Pfeifen oder Cigarren in die stille Nachtluft hinein, und schauten zu den Sternen und den schwankenden Masten hinauf.

Ein eigenthümlich schriller Laut pfiff über die See und das Schiff neigte sich so plötzlich und scharf nach Lee hinüber, daß, wer nicht fest stand, zur Seite rutschte und rollte und alles an Deck stehende lockere Geschirr und Geräth polternd nach Luvbord über kollerte.

„Steht bei den Fallen! Los mit den Bramfallen, um Euer Leben, los mit den Marsen!" schrie in diesem Augenblick die Stimme des Capitains gellend über Deck. Die Matrosen sprangen erschreckt herbei, aber sie selber hatten Noth, sich im ersten Augenblick der Ueberraschung festzuklammern und nicht ebenfalls nach Lee zu geworfen zu werden, und ehe sie nur die Falle, an denen die oberen Raaen befestigt waren, erreichen und, wie der Befehl lautete, abwerfen konnten, brach es und knatterte es oben in den Stengen und kam, unter dem Heulen der plötzlich aufgesprungenen Bö, rasselnd an Deck nieder, zwischen die ängstlich aufschreienden Passagiere hinein.

Noch standen die unteren Masten, und durch die niedergeschmetterten Stengen hatte der so plötzlich herangebrauste Sturm wenigstens seine größte Macht auf das Schiff verloren, das sich jetzt langsam wieder aufrichtete. Aber die Kaptaube trieb auch, ein halbes Wrack, auf den Wellen, und unter dem Flattern der Segel, da der Mann am Steuer in plötzlichem Schreck das Schiff gerade in den Wind hinein gedreht hatte, daß es nicht den mindesten Fortgang mehr durch's Wasser machte, sprangen die Matrosen jetzt an ihre Plätze, lösten die Schoten des großen Segels und der Foc, ließen den Clüver nieder — der Clüverbaum war ebenfalls abgebrochen — und warfen das Besahnsegel los.

In furchtbarer Schnelle hatte sich indessen die im Westen aufgekommene Wand gehoben; von der Windsbraut getragen kam sie herauf, und wie die Leute nah dabei waren, das indessen wieder seinem Steuer gehorchende Schiff von allem frei zu kappen, was darum herhing, an Deck zu ziehen was zu retten war, und das Uebrige über Bord zu schneiden, kam ein stuthender Regen wolkenbruchartig niedergeströmt, sammelte sich an Deck und schlug, da er so rasch gar nicht durch die jetzt noch überdies mit Segel und Tauwerk verstopften Spergaten ablaufen konnte, in die noch offenen Luken hinein.

Die Passagiere hatten den ersten Anprall des Sturmes mit dumpfem, starrem Schweigen hingenommen; so plötzlich war das Unwetter aus vollkommen heiterer Luft über sie hereingebrochen, so wild und toll schlugen ihnen die Stengen und Segel dazu um die Köpfe, daß sie die Größe des Unfalls nicht einmal gleich begriffen. Nur die Frauen bemächtigten sich instinctartig zuerst der Kinder, diese vor den fallenden Hölzern, wenn es sein mußte, mit den eigenen Körpern zu decken, gewannen aber auch zuerst ihre Stimmen wieder und schrien und wehklagten jetzt in das Heulen und Brausen der Elemente hinein.

Hatten die Seeleute übrigens die Passagiere, die ihnen mehr als je überall im Wege waren, noch bis jetzt unbelästigt an Deck gelassen, so war das die alleinige Ursache gewesen, daß sie auch noch nicht einen Augenblick Zeit bekommen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Jetzt aber, wo der niederströmende Regen seine Fluth selbst auch in die noch offenen Luken des Zwischendecks ergoß, und die darunter liegende Fracht zu beschädigen drohte, änderte sich die Sache, und die Passagiere wurden beordert, nieder zu klettern, damit die Luken geschlossen werden könnten. Unter dem Schreien und Jammern der Frauen und Kinder und dem Fluchen der Männer, die sich größtentheils nur ungern dem Befehle fügten, wurde das endlich bewerkstelligt, und die übergehobenen Luken deckten wenige Minuten später den unteren, dunklen, dumpfigen Raum des Zwischendecks mit Nacht und Schweigen. Die Mannschaft an Deck bekam freien Raum, das zerrissene Takelwerk, wie die zersplitterten Masten so viel als möglich in Ordnung zu bringen, das Schiff wenigstens regieren zu können, und als das geschehen war, änderte der Capitain ihren Cours. Mit den wenigen noch möglichen

*) Die, der Richtung, von welcher der Wind herkommt, entgegengesetzte Seite des Schiffes.

Digitized by Google

Segeln konnten sie sich aber nur langsam durch die rasch erregte Fluth fortbewegen, und das Sicherste für sie war, nach Norden hinauf zu lanfen, um mit Hülfe der Leuchtthürme einen schützenden Hafen zu erreichen, wo der erlittene Schaden wieder ordentlich repariert werden konnte. Mit dem Wrack durfte er nicht wagen, seine Reise durch den atlantischen Ocean fortzusetzen.

An Deck arbeiteten die Matrosen jetzt mit unermüdlichem Eifer, ihr Schiff von Allem, was es noch behinderte, nicht allein frei zu bekommen, sondern auch die noch stehenden kurzen Masten und das Takelwerk zu untersuchen, das Schiff auszupumpen, ob die Erschütterung nicht vielleicht irgendwo eine „Naht" aufgerissen habe, und dann so viel als möglich Segel zu setzen, raschern Fortgang zu machen. Die so plötzlich über sie hereingebrochene Bö hatte sich indessen wieder vollständig gelegt; die See brauste und wogte allerdings noch heftig und unruhig, und weiße Schaumadern zischten durch die aufgeregten Wasser, aber die Luft war ruhig geworden, und nur im Nordwesten dichteten sich die Wolken mehr und mehr, und sandten von dort aus breite Schattenstreifen ab, hinter denen die funkelnden Sterne bald vollständig verschwanden. Nur die jetzt aufgehende Mondessichel warf dann und wann einmal einen flüchtig matten Schein durch die zerrissenen Schleier nieder, und beleuchtete das rege, thätige, ängstlich schaffende Leben an Bord des Wracks.

Im Zwischendeck sah es indessen traurig aus. Abgeschlossen von Luft und Licht, mit den nassen Kleidern nach unten geschickt, die jetzt einen feuchten, unangenehmen Dunst ausströmten, in vollständiger Dunkelheit dahei, hatten die armen Auswanderer, unter dem Wimmern und Schreien der Frauen und Kinder, und dem Stöhnen Einzelner, die von der Seekrankheit wieder erfaßt worden, eine traurige Stunde zu verbringen. Durch das ruhige Wetter sorglos gemacht, war dabei eine Masse von Geschirr, halb gefüllte Flaschen, Gefäße mit Wasser oder Thee und andern Sachen, im Laufe des Abends oberflächlich auf die Kisten gestellt, oder nur leicht verwahrt worden, dem geringen Schaukeln des Schiffes zu begegnen. Wie aber dem Steward in der Cajüte, bei dem plötzlichen Ueberwerfen des Fahrzeugs, ein ganzer Korb Geschirr nach Lee hinübergeworfen und meist zertrümmert worden, so stürzte hier unten, mit dem ersten Stoß, das ebenfalls über den Haufen, was nicht fest verwahrt und angebunden war, und kleine Kisten und Körbe, zerbrochene Krüge und Glasscherben, mit den ausgegossenen Flüssigkeiten, und dem Erbrechen der wiederum Erkrankten, vermehrten nur noch in dem engen, dumpfigen, dunklen Raum die entsetzliche Lage der Uebrigen.

Glücklicher Weise dauerte dieser Zustand nicht so lange, und der Capitain, der sich wohl denken konnte, wie den unglücklichen Passagieren drunten zu Muthe sein mußte, ließ, als der Regen aufgehört hatte nieder zu strömen, die Luken öffnen, wenigstens frische Luft einnlassen, und die Zwischendecks-Laternen hinunter schaffen, damit die Passagiere bei dem matten Schein derselben den engen Raum wieder ein wenig in Ordnung bringen und sich dann zu Bett legen konnten. An Deck wurden jedoch nur Einzelne nach einander hinauf gelassen, um die Arbeiten der dort noch immer beschäftigten Matrosen nicht zu hindern — unter Deck konnten sie machen was sie wollten — wenigstens was ihnen die Schiffsgesetze erlaubten oder nicht verboten.

Wie sich die Leute aber nur einmal von dem ersten Schreck erholt und sich vergewissert hatten, daß ihnen weiter keine unmittelbare Gefahr drohe, kehrte auch bei den Meisten der frische, fröhliche Lebensmuth zurück, und nachdem sie sich, so weit das die Umstände erlaubten, getrocknet, oder ihre Kleider gewechselt und das Zwischendeck selber von den unherliegenden Scherben und Sachen gesäubert hatten, sammelten sie sich unter den beiden Laternen, die neben der vorderen und hinteren Luke hingen, die Erlebnisse des Abends zu besprechen, wie ihre verschiedenen Meinungen über die erlittene Havarie auszutauschen.

„Schöne Geschichte das," sagte ein breitschultriger Schneider, der wegen revolutionärer Umtriebe in Deutschland hatte landesflüchtig werden müssen und auch schon steckbrieflich verfolgt, aber noch glücklich an Bord der Kaptaube entkommen war — „vortreffliche Geschichte das — aber das kommt nur von der Ueberklugheit der Herren Matrosen, die Alles besser wissen wollen, wie andere vernünftige Leute. Ich hab' es dem Holzkopf von Steuermann schon heute Morgen gesagt, daß die Segel zu hoch wären, und das Schiff nächstens einmal umkippen müßte — ob er mir nur darauf geantwortet hätte, und jetzt haben wir die Bescherung — mir ist eine Flasche Syrup ausgelaufen, und gerade über mein Kopfkissen weg und in meinen einen Stiefel hinein, und dem Bäcker da drüben haben sie eine Flasche Dinte in die Wäsche gegossen."

„Es ist wirklich schade, daß du nicht Capitain geworden bist," sagte ein Lohgerber, der mit dem Schneider in einer Coje schlief, „und hier könntest du's gleich grobartig betreiben, denn heute Abend sind uns in der einen Viertelstunde mehr Lappen über Bord gegangen, wie du in deiner ganzen Lebenszeit wahrscheinlich unter den Tisch gesteckt hast."

„Ja, Ihr braucht auch noch darüber zu spotten," sagte aber ein Instrumentenmacher, der seine kleine Familie und eine Anzahl fertiger Fortepianos an Bord hatte, sie nach Amerika über zu führen; „oben sieht's schön aus, und daß wir diesmal so mit dem Leben davon gekommen sind, können wir eben nur dem Capitain Dank wissen. Wie wir aber mit den Masstumpfen nach Amerika hinüber kommen wollen, weiß ich nicht."

„Wir sind auch noch nicht davon," sagte da die tiefe, dumpfe Stimme eines alten, weitergehartten Burschen, der jedenfalls schon mehr von der See gesehen, als Einer der Uebrigen, und in seinem ganzen Wesen, obgleich er nicht so gekleidet ging, kaum den Matrosen verleugnen konnte, an Bord der Kaptaube aber als Passagier eingeschrieben war — „da hinten im Westen steht noch faules Wetter genug, und ich will keinen Zwieback mehr kauen, wenn ich nicht glaube, daß wir die Nacht noch was Tüchtiges auf die Mütze kriegen."

„Ach, Dummheiten," sagte der Schneider, „sagen Sie Einem keinen Schreck ein; das Wetter ist ja wieder recht still und freundlich geworden —"

„Na, mir soll's recht sein," meinte der Alte, „denn wenn's von da drüben herüberkäme, wo die Wolken jetzt so dicht und dunkel heraufziehen, und wo das erste auch schon hergekommen ist, dann könnten wir uns gratuliren. Mit den paar Lappen da oben wären wir nicht im Stande, und gegen den Wind noch einmal zu halten, und in Lee haben

Digitized by Google

wir die fatalste Sandbüste, die sich ein Mensch eben zu wünschen braucht. — Wer weiß, ob uns nicht schon vor Tag der Hals voll Wasser gelaufen ist."

„Das ist ja eine schreckliche Unke," brummte der Lohgerber. „Hals voll Wasser laufen — ja wohl, wer das Maul aufgemacht, hätte das Vergnügen schon vor einer Stunde haben können."

„Glauben Sie wirklich, daß es noch einmal anfängt?" rief jetzt eine der Frauen, die dem Gespräch zugehört hatte, und sich jetzt, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, ängstlich zwischen die Männer hineindrängte, dem Alten zu.

„Ach, papperlapapp!" rief aber der Schneider ärgerlich. „Herr Meier weiß eben auch nicht mehr davon wie wir Andern, und da uns noch Nichts gemeldet worden, brauchen wir uns auch an Nichts zu kehren. Die Matrosen werden die Geschichte schon wieder in Stand setzen; sie haben ja eine ganze Portion Nothmasten und andere Stücke Holz, die sie zu Querebalken und Latten gebrauchen können, an Bord, und die Segel sind auch wieder zu flicken; das ist keine Kunst."

„Ehe der Morgen dämmert, sind vielleicht so viele Nähte*) an dem alten Kasten anzubessern, daß alle Schneider der Welt eine Lebenszeit daran zu thun hätten," brummte der Alte wieder — „'s wäre mir lieb wenn ich auch irrte. Hat Jemand von Euch hier unten einen Barometer?"

„Einen Korkzieher habe ich bei mir," sagte der Schneider spöttisch, „aber einen Barometer nicht."

Die Andern lachten, und Meier, wie der alte Mann hieß, zog sich finster auf seine eigene Kiste in die vordere Ecke zurück, wo er, mit seinem Rücken an die Coye gelehnt, und vollkommen im Schatten, keinen Antheil an dem Gespräch weiter nahm und sitzen blieb.

„Wichtigthuer," brummte der Schneider noch mürrisch hinter ihm her — „der Art Leute meinen immer, wenn sie nur recht 'was Unglückliches prophezeien können, nachher hätten sie recht, und dann soll man sie für was Großes ansehen — Hals voll Wasser laufen — ja wohl und was sonst noch."

„Na, so viel weiß der Capitain ja wohl auch noch," sagte der Lohgerber, „und wenn der glaubte, daß Gefahr bei der Sache wäre, führ' er doch gewiß einfach an's Land und ließe uns aussteigen. Ich hab's in meinem Contract, daß er uns sicher hinüber bringen muß."

„Herr Gott von Danzig," mischte sich der Schuster, der bis dahin ziemlich still und vor sich hinbrütend gesessen hatte, mit in das Gespräch, „was die Kerle da oben an Deck herumtrampen, und einen Spectakel machen, als ob sie die Planken durchtreten wollten. Das thun sie und doch nur zusammen zum Possen, gerad' über unseren Köpfen hin."

„Ich will einmal hinauf gehn und zuschauen, wie's oben aussieht," sagte der Schneider, indem er aufstand und seinen Hut hinter sich von der Kiste nahm, „wenn der Koch nur noch heiß Wasser in der Cambüse hätte, daß man sich einen Grog machen könnte — auf den Schreck und die Nässe wär' der famos."

„Donnerwetter, ja, Heidelberger, versuchen Sie's einmal," rief der Schuster, von dem Gedanken ergriffen, „wenn Sie dem Burschen ein paar Groote in die Hand drücken, thut er's auch, und nachher legen wir zusammen."

Der Schneider stieg mit dem doppelten Auftrag an Deck und das Gespräch drehte sich unten indessen um allerlei häusliche Angelegenheiten, umgestossene Senfbüchsen, ausgelaufene Milch- und Essigkrüge, zerbrochene Flaschen und Tassen, und durchweichten Zwieback. Nur die Frauen drängten sich noch manchmal ängstlich heran, wenn das Schreien und Stampfen der Matrosen an Deck gar zu arg wurde, und wollten wissen, ob der Sturm wieder angefangen hätte zu wehen. Von den Männern wurden sie aber gewöhnlich kurz abgefertigt, und die meisten waren auch durch das erneute Schaukeln zu unwohl geworden, sich in lange Gespräche einzulassen — wenn die Matrosen an Deck nur nicht gar solch entsetzlichen Spectakel gemacht hätten.

Oben an Deck wurde jetzt die große, vorn hängende Schiffsglocke in regelmäßigen Schwingungen angezogen, während zugleich Heidelberger, der Schneider, wieder nach unten kletterte, mit dem einen Fuße von der Leiter ab vorsichtig nach seiner Kiste fühlte, und dabei sagte:

„Herr du meine Güte, ist das ein Finsterniß und ein Nebel da oben; keinen Hund kann man vor Augen sehn."

„Vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn —" zählte der Lohgärber — „an was schlagen die denn da oben an? Die Uhr ist wohl mit ihnen durchgegangen."

„Nein," sagte der Schneider, der an Deck zufällig gehört hatte, wie der Befehl dazu gegeben wurde „das ist immer bei Nebel, und soll nur ein Zeichen sein, daß wir mit keinem andern Schiff zusammenrennen."

„Wie sieht es denn oben aus, Herr Heidelberger?" frug da die Frau des Instrumentenmachers, ein junges, blühendes Weibchen, die eben ihr Kind beruhigt hatte, aber aus Sorge nicht selber schlafen konnte.

„Stockpechrabenschwarze Dunkelheit, verehrte Madame Halter," erwiederte Heidelberger achselzuckend, „man kann nicht einmal bis dahin au die Masten hinauf sehen, wo die Stücken abgebrochen sind, kein Stern am Himmel, keine Ecke Mond, kein Leuchtfeuer mehr zu sehen — bloß noch Licht in der Cambüse und am Compaß —"

„Nun, kriegen wir heiß Wasser?" frug der Schuster schnell.

„Der Koch bringt's selber herunter," lachte Heidelberger, „der trinkt auch gern einen Schluck und will die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber lassen. Sie sind gleich fertig mit ihren Arbeiten, und dann hat er „seine Wacht zur Coye", wie er sagt. Es geht übrigens kein Lüftchen mehr oben, und die Segel hängen wie Lappen am Mast herunter."

„Das wär' bös!" sagte Meier, jetzt zum ersten Mal wieder aus seiner Ecke aufstehend, und ebenfalls an Deck kletternd.

„Bös?" brummte der Schuster hinter ihm drein. „Jetzt seh' Einer den Holzkopf an; ärgert sich, weil es still geworden und der Sturm nicht gekommen ist, den er prophezeit hat — alter Barometermacher, der."

„Ach, laßt ihn gehn," sagte aber Heidelberger, „wir wollen lieber unterdessen Alles zum Grog zurecht machen, bis der Koch mit dem Wasser kommt — er meinte, der Capitain müßte nur erst von Deck sein, daß er nicht etwa 'was merkte — vor dem Alten hat er einen heillosen Respect."

*) Die Stellen, wo die Planken zusammengefügt sind, heißen in der Schiffssprache Nähte.

Digitized by Google

Oben an Deck wurde es jetzt ruhig — es war wirklich so dunkel, daß sie keine weitere Arbeit vornehmen konnten. Was sich von den abgeschlagenen Spieren und Takelwerk bergen ließ, lag an Deck, die Segel, die jetzt angebracht werden konnten, standen, den geringsten wiederkehrenden Luftzug zu fangen, und alles Weitere mußte bis zu dem dämmernden Tag verschoben werden, wo sich der erlittene Schaden dann freilich erst ordentlich übersehen ließ. Nur die eine Beruhigung hatten sie, daß sich kein Wasser im Raum fand; der Schlag, der die Stengen über Bord jagte, und das ächzende Schiff bis in seinen Kiel hinab erschütterte, hatte nicht vermocht die Nähte zu trennen oder zu lockern, und sie durften hoffen, am nächsten Tag einen Hafen irgendwo an der englischen Küste anzulaufen, um dort den erlittenen Schaden wieder auszubessern. Freilich mußte das die Reise um Wochen lang verzögern.

Wie still und unheimlich das auf dem Wrack jetzt aussah, mit den an Bord geholten gebrochenen und zersplitterten Hölzern, den zerrissenen Segeln und wirr durcheinander geschlungenen Tauen, und wie das klappte und schlug von noch loder hängenden Enden und losgegangenen Blöcken, die mit dem faulen Schlingern des Schiffs, das keinen Widerhalt im Wind mehr fand und auf den Wogen herüber und hinüber taumelte, an die Maststumpfe und großen Raaen klopften. Dick und schwer lag dabei ein feuchter Nebel auf dem Wasser, daß man nicht einmal von Bord zu Bord des eigenen Schiffes sehen konnte, und was das Schlimmere war, er verdeckte auch das Licht der Leuchtthürme, das Einzige, wonach der Capitain im Stande gewesen wäre, den Platz jetzt zu bestimmen, wo er sich gerade befand, und die Strömung zu erfahren, die ihn, wie er fast fürchtete, dem südlich gelegenen flachen Lande zu setzte. Hierüber mußten sie sich aber Gewißheit verschaffen, und die war noch außerdem durch das Senkblei zu bekommen.

Mit dem kleinen Loth erreichten sie allerdings noch keinen Grund, das größere ergab jedoch eine Tiefe von fünfzig Faden,*) und als sie das Senkblei einige Secunden auf dem Boden liegen ließen, fanden sie ihre Befürchtung der Strömung wegen allerdings gegründet, denn das Schiff trieb über die Leine hin, nach Südosten zu. Trotzdem ließ sich für den Augenblick nichts weiter thun, denn das Wasser war zum Ankern zu tief, und das Ankern selber auch für sie gefährlich. Die Brise konnte nicht mehr lange ausbleiben, dann verzog sich auch wahrscheinlich der Nebel, und ihr einziges Streben mußte jetzt sein, so rasch als möglich einen Hafen zu erreichen. Das Schiff selber war dicht und unbeschädigt und die paar Hölzer und Segel ließen sich dann bald wieder herstellen.

Fortgang machten sie indessen fast gar nicht, vielleicht nur eine oder zwei englische Meilen die Stunde, nichts destoweniger wurde vorn am Bug die Glocke zeitweilig geschlagen, ein mögliches Zusammenstoßen mit einem anderen Schiff, dem sie kaum hätten ordentlich ausweichen können, zu vermeiden.

Der Capitain hatte jetzt seine Wacht zur Coye und ging nach unten; was geschehen konnte, war geschehn, und sie durften ihre Kräfte nicht vor der Zeit aufreiben, da man allerdings nicht wissen konnte, was dem arg beschädigten Schiffe noch bevorstand. Der Steuermann, der mit seiner Wacht an Deck blieb, hatte aber strenge Ordre, das Senkblei von Zeit zu Zeit auswerfen zu lassen, so wie bei einer Veränderung der Witterung, oder sonst etwas Auffälligem, den Capitain augenblicklich zu wecken und davon in Kenntniß zu setzen.

„Na, da kommt er endlich," rief unten im Zwischendeck Heidelberger, als der Koch, ein eben nicht besonders reinlich aussehender Bursche, mit einem großen dampfenden Blechgefäß in der Hand, rasch die schmale Treppe, die in der Vorderluke lehnte, herabstieg, sich die Mütze dann abnahm, und den Schweiß von der triefenden Stirn mit einem rothbaumwollenen Tuche abtrocknete.

„Hurrah, der Koch soll leben!" wollte der Schuster eben, in dem Vorgefühl bald befriedigten Durstes, ausrufen, als ihn aber das also zu ehrende Individuum selber eben nicht sanft gegen die Schulter stieß und bedeutete, „das Maul zu halten."

„Hol' Euch doch der Henker hier mit Eurem ewigen Brüllen!" knurrte er dabei; „muß es denn immer gleich das ganze Schiff wissen, wenn man Euch einmal einen Gefallen thun will? — und dann werdet Ihr überdies nicht mehr lange zu hurrahen haben — beten wär' Euch besser und nützlicher."

Der Koch war ein mürrischer, finsterer Gesell, trotzdem aber mit einem ziemlichen Theil trockenen Humors begabt, der ihn schon bei den Passagieren sehr beliebt gemacht hatte. Auch kochte er nicht übel und verstand die Behandlung einer Auswanderungsküche aus dem Fundament. Nur mit der Reinlichkeit sah es nicht besonders aus, und das in tausend kleine bewegliche Falten gezogene Gesicht ließ ihn dabei immer noch schmutziger erscheinen, als er vielleicht wirklich war. Der einzige Fehler, den er hatte, war, daß er trank, und sich auch deßhalb mehr und intimer mit den Passagieren einließ, als das auf der langen Reise für den Koch nützlich, und den Officieren des Schiffes angenehm ist. Die Auswanderer führten aber eine Menge spirituöser Getränke bei sich, und denen konnte er, da an Bord selber kein Branntwein verabreicht wurde, nicht widerstehen.

„Beten? Halloh, was ist nun im Wind," lachte der Schneider, der ihm indessen das Wasser abgenommen hatte, und einen Theil desselben in eine große Blechkanne auf die darin schon vorbereitete Mischung von Rum und Zucker goß; „weil die paar Stücken Holz und Ellen Leinwand über Bord gegangen sind?"

„Der Klabuntermann ist fort!" flüsterte aber der Koch dem Schneider heimlich zu, und sah sich dann scheu im Kreise um, die Wirkung zu beobachten, die diese Worte auf die Umstehenden machen würden.

„Der Klabuntermann?" rief der Schneider erstaunt und lachend, denn es war das erstemal in seinem Leben, daß er den Namen auch nur erwähnen hörte — „wer heißt Klabuntermann? nennt Ihr einen von Eueren Masten so?"

„Kennt Ihr den Klabuntermann nicht?" rief der Koch, auf's Aeußerste erstaunt — „na, Gott sei Dank, weiß nicht einmal wer der Klabuntermann ist, und geht zur See; Ihr Passagiere seid doch schrecklich dummes Volk."

*) Der Faden 6 engl. Fuß.

Digitized by Google

„Na, Donnerwetter, woher sollen wir denn in Preußen erfahren haben, wer der Klabuntermann ist?“ brummte der Schuster — „heraus mit ihm denn, was ist mit ihm los, und wo ist er hin?“

„Fort ist er,“ sagte der Koch wieder mit unterdrückter Stimme — „fort und vom Schiff, und nun ist die Geschichte aus.“

„Aber wer ist der Klabuntermann?“ rief der Lohgerber, jetzt auch ungeduldig werdend — „schwafelt der Mensch da in den Tag hinein, daß keine Seele daraus klug wird, und antwortet auf keine vernünftige Frage. Was haben wir mit dem Klabuntermann zu thun?“

„Was Ihr mit dem Klabuntermann zu thun habt?“ wiederholte der Koch, „das wird Euch bald klar werden. Der Klabuntermann ist der Schiffsgeist, ein kleines kurzes Männchen, ganz wie ein Matrose angezogen, der unten im Raum der Fahrzeuge seine Wohnung hat, und das Schiff, wenn ihm ein Unglück bevorsteht, warnt, sobald es aber nicht mehr zu retten ist, von Bord geht und nicht wieder kommt. Wenn die Ratten und der Klabuntermann ein Schiff verlassen, dann gnade Gott der Mannschaft.“

„Na, die Geschichte muß uns der Koch nachher einmal ein Bischen näher auseinandersetzen,“ sagte der Instrumentenmacher, der ungemein gern Geschichten erzählen hörte, „jetzt macht nur, daß Ihr mit Eurer Mischung fertig werdet, denn der Schreck vorher und die Nässe sind mir dermaßen in die Glieder geschlagen, daß mich's ordentlich wie im Fieber schüttelt. Dagegen ist ein guter Grog die beste Medizin, und ich habe hier auch noch eine famose Flasche Rum.“

„Bravo,“ sagte Heidelberger, „solche milde Beiträge lassen wir uns gefallen — der Wohlthätigkeit werden keine Schranken gesetzt, und nun Euere Becher her, Ihr Leute. Wer ist denn da hinten noch so seekrank? Herr du meine Güte, würgt der Mensch —“

„Das ist der Nadler aus Nummero sieben,“ lachte der Lohgerber; „so wie sich das Schiff anfängt zu bewegen, liegt der auf der Nase.“

„So geht ihm einen Schluck von der Mischung hier,“ meinte der Instrumentenmacher gutmüthig, „das wird ihn wieder auf die Beine bringen.“

Des Nadlers Frau wurde gerufen, ihrem Mann etwas von dem Grog zu bringen, der aber stöhnte und ächzte, und weigerte sich zu trinken, und bat, man sollte ihn lieber über Bord werfen. Die Andern lachten und nahmen weiter keine Notiz von dem Seekranken.

Die Becher wurden indeß fleißig gefüllt und geleert; der Schreck von heute Abend war Manchem in die Glieder geschlagen, und von allen Seiten kamen Flaschen und Krüge mit Rum gefüllt, aus den verschiedenen Coyen vor, daß der Koch noch zweimal in die Cambüse mußte, mehr heißes Wasser herbeizuholen — der Steuermann trank ebenfalls gern ein Glas, und wenn es ihm auch nicht einfiel das mit den Zwischendeckspassagieren zu thun, ließ er es doch geschehen, daß ihnen der Koch gefällig sein durfte — noch dazu an dem heutigen Abend. Auch Meier hatte sich bei der Bowle eingefunden, von der er aber oft fort und nach oben ging, nach dem Wetter und Wind zu sehen.

Der Koch, der dem Grog fleißig zugesprochen, übrigens eine sehr bedeutende Quantität davon vertragen konnte, hatte indeß den ausmerksam und vergnügt lauschenden Passagieren die Sage vom Klabuntermann ausführlich erzählen müssen. Es war ein kleiner gemüthlicher Geist, ein Ueberbleibsel noch der alten Heinzel- oder Wichtelmännchen, der im Innern des Schiffes, aber immer nur einzeln und einsam, sein Quartier aufgeschlagen, und die weitesten Reisen mit dem einmal erwählten Fahrzeug machte. Bei gutem Wetter ließ er sich dabei weder hören noch sehen, und kam nicht vor; wenn aber dem Schiff Gefahr drohte, rief er aus den Masten herunter den Leuten zu, zu reefen, oder warnte sie auch wohl vor drohenden Klippen und Bänken, und nur wenn das Schiff rettungslos verloren war, nahm er sein kleines Matrosenkischen, das er, wie jeder andere Seemann, bei sich führte, unter den Arm und zeigte sich gewöhnlich noch einmal, ehe er ging, denen an Bord, die er während seiner Anwesenheit am liebsten gehabt. Nachher war er fort, und was aus ihm wurde, konnte Niemand sagen. Heute Abend aber war er fortgegangen; er, der Koch, der ihm immer die alte Ehrfurcht erwiesen, und dem er deshalb auch gut geblieben war, hatte ihn mit eigenen Augen gesehen, und wenn Einer von ihnen wieder das Land sähe — meinte der Mann mit leiser, unheimlich flüsternder Stimme, sei es ein Wunder des Himmels.

Die Passagiere, die den Koch dicht umdrängten, hatten im Anfang über das „Märchen“ gelacht und ihren Spaß damit gehabt, als der Mann aber so gar ernsthaft dabei blieb, und das überdies finstere und faltige Gesicht noch weit mehr zusammenzog und die Kunde, die auch sie so nah betraf, so geheimnißvoll flüsterte, daß man ihm wohl ansehen konnte, wie er selber jede Sylbe glaube, wurden doch auch Manche der vorher noch ganz Beherzten und Ungläubigen stiller — das Lachen verstummte, und die noch immer unheimlich durch die Nacht tönenden Schläge der Schiffsglocke über ihren Häuptern mahnten sie dabei, daß allerdings nicht Alles an Bord sei, wie es eigentlich solle.

„Aber es giebt doch keine Geister,“ sagte endlich der Instrumentenmacher, der das ihm fatale Grausen zuerst abzuschütteln suchte, mit einem allgemeinen Beweisgrund gegen jede derartige Erzählung.

„So? — giebt es nicht?“ erwiederte ihm der Koch, ohne von seinem Becher aufzuschauen — „und mich haben sie wohl nicht einmal an der Weser drüben zehn Meilen in's Land hinein gesetzt, ohne daß ich wußte wie?“

„Zehn Meilen in's Land?“ rief der Schneider erstaunt.

„Zehn Meilen in's Land,“ bestätigte der Seemann, den Becher jetzt bis auf den letzten Tropfen leerend, und wieder zum Füllen gegen Heidelberger vorstreckend, „und die Geschichte war merkwürdig genug. Wir lagen mit dem Robert Felton, einem andern deutschen Schiff, auf dem ich damals meine erste Reise als Koch machen sollte, unter Bremerhafen vor Anker und warteten auf den letzten Lichter, der mit Fracht von Bremen herunter kommen mußte. Abends nach dem Essen schickte mich da der Capitain mit dem Cajütsjungen und zwei Leuten an's Land, in dem nächsten Dorfe eine Partie Eier und Hühner und andere Sachen für die Cajütspassagiere und den Capitaintisch einzukaufen. Der Eine von den Leuten, die ich mit hatte, war aber ein alter Matrose, der damals schon seine sechzig Jahre auf dem Rücken haben mochte und die ganze Zeit, von Kindheit auf, zur See zugebracht hatte, und der behauptete, daß ihm an dem nämlichen Abend der schwarze Mann an Bord erschienen sei“

Digitized by Google

„Der schwarze Mann?“ rief der Lohgerber, der mit offenem Munde der Erzählung lauschte.

„Ja, der schwarze Mann,“ bestätigte der Koch, „auch so ein Wesen, das sich nur sehen läßt, wenn es mit Einem von uns zu Ende geht, und der alte Bursche, sonst immer einer der stinkſten und munterſten von Allen, ließ den Kopf hängen und sprach kein Wort. Wir andern jungen Burschen lachten ihn jetzt aus, neckten ihn, daß er einen Schluck zu viel genommen und den Pumpſtock für den schwarzen Mann angesehen habe, und ich — wie ein junger Kehrdich an Nichts, der ich damals war, trieb es am Tollſten, ja behauptete zuletzt sogar, es gäbe gar keine Geiſter, weder schwarze noch Klabunternäuter, und rief, wenn wirklich welche da wären, ſollten ſie ſich mir auch einmal zeigen, und dann wollte ich an ſie glauben. Der Alte bat mich nun zwar, ich möchte ſtill ſein; wenn ich älter würde, erführ' ich das Alles überdies noch zeitig genug; mit ein paar Gläſern Grog im Kopf machte ich mir aber aus der ganzen Sache Nichts, und trieb es toller als vorher. Unter der Zeit war es ziemlich dunkel geworden; das Dorf lag jedoch keine fünfhundert Schritte vom Fluß ab, und ein breiter Fahrweg lief von der Landung gerade darauf zu, ſo daß wir gar nicht irre gehen konnten. Wir machten alſo unſer Boot feſt, ſtiegen an's Land und fanden auch glücklich den Platz, wo wir kauften, was wir brauchten, und dann mit den Sachen den Rückweg antraten.“

„Ziemlich ſchwer zu tragen hatten wir übrigens, und gingen deshalb einzeln hinter einander her auf der Straße, ich hinten nach, weil ich auf das Ganze ſehen mußte. Gerade halbweg zwiſchen dem Dorf und Fluß lag ein kleines Erlendickicht, vielleicht hundert Schritte breit, wie denn überhaupt die ganze Entfernung vom Dorf bis nach der Weſer ja kaum einen Büchſenſchuß betrug. Als wir nun mitten im Erlenbuſch drin ſind, hör' ich links neben mir, vielleicht zehn Schritte vom Weg ab, den Alten fluchen und mich rufen; er wäre von der Straße abgekommen und hätte ein paar Hühner verloren. „Na, ja,“ ſag' ich, „und in der Dunkelheit — wie ſollen wir die nur wieder finden,“ und dann rief ich ihm zu, er möchte ſtehen bleiben, wo er wäre, ich wollte zu ihm kommen. Den Korb, den ich trug, behielt ich übrigens umhängen und drängte mich durch die kleinen Büſche der Stelle zu, wo ich ihn noch immer hören konnte; — auf einmal war Alles ſtill — „Steffen,“ ſagte ich — keine Antwort — „Steffen, wo ſteckſt du denn — mach' keine Dummheiten!“ — keine Antwort. Jetzt wurde mir's unheimlich zu Muthe, und was ich heute mit dem Alten geſprochen, fiel mir wieder ein; dann dachte ich aber auch daran, daß er mich wahrſcheinlich zu fürchten machen wollte, weil ich nicht an Geiſter geglaubt hatte, und dann fing ich an zu lachen und rief ihm zu, ſo dumm wär' ich nicht, daß ich mich bange machen ließe; wenn er das Maul nicht aufthun wollte, damit ich ihn im Finſtern fände, möcht' er ſtehen bleiben wo er wär', und arbeitete mich dann wieder raſch zurück auf die Straße. — Mit dem ſchweren Korb war's auch in den doch ziemlich dichten Büſchen eben nicht angenehm marſchiren.“

„Die Andern konnten übrigens kaum hundert Schritt vor mir ſein, und da mir's doch jetzt, wie Alles ſo ſtill und ruhig um mich war, ein wenig unheimlich zu Muthe wurde, ſchrie ich ihnen laut nach, auf mich zu warten — keine Antwort. Ich ſchrie noch einmal, und wir ich jetzt immer noch nichts hörte, fing ich an auszukratzen, und lief, ſo raſch ich mit meinem ſchweren Korbe nur vorwärts kommen konnte, dem Fluſſe zu. Es war jetzt ſo dunkel geworden, daß man keine Hand mehr vor Augen ſehen konnte, vor mir aber ſchimmerte ein Licht — wie ich glaubte aus meiner eigenen Cambüſe an Bord — und ich fing jetzt wieder ein wenig an aufzuathmen und langſamer zu gehen. Sonderbar kam es mir freilich dabei vor, daß ich noch immer Büſche zur Seite hatte, und vorher war mir es doch, als ob das Ufer vollkommen frei von Buſchwerk geweſen wäre; ich dachte mir übrigens aber doch nichts weiter dabei, und kam dem Licht immer näher — das Schiff war es nicht. Jungens, ich ſage Euch, der Schweiß trat mir in großen Tropfen auf die Stirn, als ich plötzlich vor einem kleinen niedern Hauſe ſtand, aus deſſen Fenſtern ein Licht ſchimmerte, und von Fluß oder Schiff auch nicht die Spur zu finden war.“

„Natürlich,“ lachte jetzt der Inſtrumentenmacher, „Sie hatten ſich vorher in der Angſt falſch herumgedreht und waren anſtatt nach dem Fluß zu, wieder nach dem Dorf zurückgelaufen.“

„Das dacht' ich auch,“ erwiederte der Koch, der jetzt in der Erinnerung an das damals Geſchehene ſelbſt des Trinkens vergaß, „ſetzte den Korb nieder, ein wenig auszuruhen, und wollte dann eben umdrehen, als ich aus dem Dorf heraus einen Wagen kommen hörte, der jedenfalls nach dem Strom zu fuhr. Die Schultern thaten mir überdies von dem Schleppen weh, und ich beſchloß den Wagen abzuwarten und meinen Korb da aufzuſetzen. Der Wagen kam auch und hielt, als ich ihn anrief, und der Fuhrmann, der erſt dicht zu mir herantrat, um zu ſehen, wen er vor ſich hätte, ſagte ganz freundlich, er wolle meinen Korb gern mitnehmen, und ich möchte mich dazu oben aufſetzen — „aber wo wollt Ihr denn hin,“ frug er mich dann, „mit dem ſchweren Ding?“ — Bloß bis zum Fluß, ſagte ich. — „Zur Elbe?“ — Ih Gott bewahre, zur Weſer. „Zur Weſer?“ rief der Mann da erſtaunt aus, „an die Elbe meint Ihr wohl.“ — Nein, ſagte ich wieder, an die Weſer, mein Schiff liegt ja drüben, dicht unter Bremerhafen. — „Na, du lieber Himmel!“ rief da der Mann, „da habt Ihr noch einen ſchönen Weg vor Euch, und bliebt am beſten hier über Nacht, vielleicht könnt Ihr dann morgen Früh eine Fuhre dorthin bekommen; durch den Ort durch müßt Ihr doch.“ Durch den Ort durch? rief ich erſchreckt, ja das iſt ja doch gar nicht möglich, ich kann doch nicht darum hingelaufen ſein. „Das weiß ich nicht,“ lachte der Fuhrmann, „aber die zehn Meilen ſeid Ihr doch nicht mehr im Stande heute Abend mit der Laſt zu machen.“

„Zehn Meilen? ſchrie ich, und konnte mich vor Schreck kaum auf den Füßen erhalten, ſo fingen mir die Knie an zu zittern; — das kann ja aber gar nicht ſein, denn ich bin vor einer Stunde etwa — der Fuhrmann ließ mich aber gar nicht ausreden, und meinte: „kann nicht ſein? — wenn Ihr ſie mit dem Korb da laufen wolltet, würdet Ihr glauben, es wären fünfzehn. Von Burtehude aus werden's zehn gute Meilen nach der Weſer gerechnet.“ — Aber das iſt doch nicht Burtehude? ſchrie ich halb todt vor Schreck. — „Das iſt Burtehude, Freund,“ ſagte aber der Mann, „doch ich muß fort jetzt, will noch die Nacht nach Harburg und habe ebenfalls einen langen Weg vor mir; gleich links,

Digitized by Google

wenn Ihr in's Städtchen kommt, ist ein gutes Wirthshaus, da könnt Ihr übernachten," und damit schwang er seine Peitsche um den Kopf, trieb seine Pferde an, und ließ mich allein auf der Straße stehen. Wie mir aber zu Muthe war, könnt Ihr Euch denken — und der Mann hatte recht. Ich mußte die Nacht in Burtehude bleiben, wo sie mir aber mein Unglück nicht glaubten, und mich für einen Deserteur von einem Hamburger Schiffe hielten. Dorthin wurde ich am nächsten Morgen geschickt, und später erst mit meinem Korb nach Bremen ausgeliefert, mein Schiff war aber indessen natürlich abgesegelt, und ich blieb zurück."

„Koch, Ihr gingt besser nach oben und wecktet den Capitain," unterbrach plötzlich Meier's tiefe und hohl klingende Stimme das athemlose Schweigen, das der Erzählung des Kochs gefolgt war — „es ist die höchste Zeit."

„Höchste Zeit?" rief der Koch, erschreckt aufspringend; was ist nun wieder los?"

„Noch Nichts," sagte Meier, „aber es kommt, der Wind hat sich nach Nordwesten gedreht und — es riecht draußen nach Schwefel."

„Ich hätte bald 'was gesagt," brummte der Koch ärgerlich; „wenn der Steuermann den Alten wach haben will, wird er ihn schon selber wecken; bis er nicht morgen Früh das Frühstück verschläft, weck' ich ihn schon gewiß nicht."

„Wir werden morgen Früh wohl kein Frühstück brauchen," sagte Meier ruhig, und setzte sich wieder auf seinen Platz in die Ecke.

„Um Gottes Willen, was ist vorgefallen?" riefen ein paar der leicht gränglichen Frauen, die den Platz umstanden, und der Erzählung des Kochs ebenfalls gelauscht hatten; „hat der Sturm wieder angefangen?"

„Unsinn," sagte der Koch, der aufgestanden war und durch die Luke nach oben gehorcht hatte; „es ist todtenstille draußen — man kann die Segel an die Masten schlagen hören."

Die Zwischendeckspassagiere waren aber, schon durch die Erzählung aufgeregt, ängstlich gemacht worden, tranken ihre Becher aus und stiegen nach oben, um selber zu sehen, wie es an Deck aussehe. Die See lag todtenstill, und der Nebel noch immer dick und schwer auf der Fluth — wie das so unheimlich um sie her rauschte und schwoll und in dem zerrissenen Tafelwerk klapperte und schlug. Vorn am Bug standen die wachthabenden Matrosen und hatten eben wieder das Senkblei ausgeworfen, das diesmal dreißig Faden gab — mit einem Flaschenzug holten sie das schwere Blei herauf und der Steuermann ging langsam auf dem Quarterdeck auf und ab.

Hinten an der kleinen Compaßglocke schlug es elf Uhr, die große Glocke vorn antwortete den Schlägen; der Mann am Steuer wurde abgelöst und das Log geworfen, die Fahrt des Schiffes zu prüfen; die Brise hatte sich ein klein wenig verstärkt, und das Schiff lief drei Meilen durchs Wasser, aber dicht am Winde, der jetzt gerade von Nordwesten zu wehen anfing. Als Log- und Senkbleiwerfen vorüber war, nahm Alles wieder seinen ruhigen Gang, und der Steuermann stieg in die Cajüte hinunter, Lauf und Richtung des Schiffes, wie vermuthete Abdrift, auf seiner Tafel für die letzte Stunde zu notiren.

Die Zwischendeckspassagiere blieben eine Weile an Deck, da sich aber nichts Außergewöhnliches erkennen ließ und die Nachtluft kalt und unfreundlich über die See herüber kam, stiegen sie nach und nach wieder einzeln hinunter, ihre Coyen zu suchen.

Es war recht still geworden unten; die Passagiere lagen sämmtlich in ihren Betten, der alte Meier ausgenommen, der noch immer angezogen vor seiner Coye auf der Kiste saß, und den Kopf in beide, auf die Knie gestemmte Arme gestützt hatte; nur das Schnarchen und regelmäßige Athmen der Schläfer unterbrach die Ruhe, und dann und wann einmal das ängstliche Aufschreien eines Kindes, das von der Mutter wieder beschwichtigt wurde.

Ein hohler, brausender Laut tönte über das Wasser, dem die dröhnenden Schritte der rasch über das Deck laufenden Matrosen folgten. Meier hob den Kopf, horchte einen Augenblick und stieg langsam nach oben.

„Capitain, kommt an Deck!" rief der Steuermann mit lauter, fast ängstlicher Stimme in die Cajüte hinunter, daß die Cajütspassagiere ebenfalls in ihren Betten auffuhren und die Männer sich rasch ankleideten. Der Capitain hatte unausgekleidet auf seinem Bett gelegen, sprang mit beiden Füßen aus seiner Coye, griff seinen Südwester und den dicken Ueberrock auf, sie unterwegs aufzusetzen und anzuziehn, und stand im nächsten Augenblick neben dem Steuermann und dem Ruder vor dem Compaß.

„Was ist, Steuermann, was giebt's?" frug er mit ruhiger Stimme.

„Es kommt!" sagte dieser lakonisch.

„Wie viel Faden?"

„Zwanzig," lautete die Antwort.

„Böser Platz, wo es herweht," sagte der Capitain, nach dem Compaß sehend und seinen Rock dabei anziehend, „aber wir können mit bestem Willen nicht mehr Segel anbringen, und wenn's zu arg wird müssen wir sehen, daß wir irgend wo Anker werfen."

„Wär' eine schlimme Geschichte," brummte der Steuermann zwischen den Zähnen durch; „halloh, wie das zu heulen anfängt."

„Werft das kleine Loth noch einmal," sagte der Capitain, während er den Fortgang seines armen Schiffes beobachtete und einen scheuen Blick nach Lee hinüber sandte, wenn man nur wenigstens die Leuchtfeuer erkennen könnte. Wie viel Uhr ist's?"

„Dreiviertel auf Zwölf," sagte der Mann am Ruder, indem er sich bückte und nach der im Compaßgehäuse hängenden Uhr sah. „In einer Viertelstunde wissen wir, woran wir sind", meinte der Steuermann — „wie viel Faden?" rief er dem vorn postirten Matrosen zu.

„Bei der Mark neunzehn," lautete die Antwort.

„Wie viel Kette haben wir oben, Steuermann?" frug der Capitain.

„Ungefähr vierzig Faden."

„Ist der zweite Anker klar?"

„Noch nicht."

„Laßt ihn klar machen."

Ueber die Wasser heulte es dabei im scharfen, pfeifenden Ton herüber und schäumte und zischte über die erregte Fluth. So scharf als möglich lag das seiner meisten Segel beraubte Schiff dabei gegen den Wind an, aber nicht verkennen ließ es sich, daß es, mit zu wenig Kraft den schweren Ban vorwärts zu treiben, unverhältnißmäßig viel

Digitized by Google

Abdrift machte und mehr und mehr nach Lee hinübersetzte.

Von den Cajütspassagieren kamen jetzt ebenfalls mehre an Deck und frugen den Capitain ängstlich, ob Gefahr vorhanden sei. So freundlich und zuvorkommend aber dieser auch sonst gegen seine Passagiere war, so kurze, abfertigende Antwort bekamen sie jetzt, wo er andere Sachen im Kopf hatte, und er bat sie mit ziemlich dürren Worten, in ihre Coyen wieder zurück zu gehen, da sie an Deck doch Nichts helfen könnten und nur im Wege ständen.

Es war zwölf Uhr, der Wind hatte sich wieder zu vollem Sturm erhoben, und die leicht erregte See rollte mit den kurzen aber schweren Wogen ärgerlich gegen den Bug des Schiffes an, über den sie die schäumenden Kronen an Deck spritzte; die weißen, zähen Nebelschwaden wälzten sich dabei in dichten Massen vor ihm her, dem Lande zu, und wenn sie auch, hie und da zerrissen, einen Blick nach den jagenden Wolken verstatteten, hüllten sie doch das zu leewärts gelegene Land noch immer in tiefe Nacht.

„Bei der Mark siebzehn!“ tönte dabei der monotone Ruf des am Senkblei stationirten Matrosen, und die schwere Kette des Starbord-Ankers rasselte, von der jetzt ebenfalls an Deck gerufenen andern Wacht gehoben, der Ankerwinde zu.

„Bei der Mark sechzehn —“

„Steuermann wir müssen wahrhaftig den Anker fallen lassen!“ rief der Capitain; „steht bei da vorn, Anker klar!“

„Alles klar, Capitain!“ lautete die Antwort.

„Wie viel Faden jetzt?“

Der zischende Schlag des Senkbleis auf das Wasser antwortete der Frage, und gleich darauf tönte wieder der eintönige Ruf:

„Bei der Mark zwölf!“

Noch immer zögerte der Capitain — sie konnten sich gerade hier an einer Bank befinden, die sie vielleicht im nächsten Augenblick passirten. Solcher Art in offener See zu ankern, wo die Wogen mit ungebrochener Kraft heranwälzen können, ist auch immer eine ängstliche, gewagte Sache; so lang er sich flott halten kann, thut es kein Seemann gern.

Wieder wurde das Blei geworfen und der Ruf zeigte dreizehn Faden.

„Gott sei Dank!“ rief der Capitain mit einem, aus innerster Brust heraufgeholten Seufzer — das Wasser wird tiefer — es war richtig nur eine Bank.

„Bei der Mark vierzehn —“

„Bravo, mein Bursche, fahr' so fort!“

„Bei der Mark vierzehn ein halb.“

„Dort drüben glaub' ich, sehe ich ein Licht durch den Nebel schimmern!“ rief plötzlich der Steuermann — „dort nach der Richtung hin!“

Der Capitain strengte seine Augen an, das Dunkel zu durchsuchen und glaubte selber einen Schein zu erkennen.

„Bei der Mark fünfzehn!“ rief der Mann.

„Sobald wir das Licht ausnehmen können, daß wir herausbekommen, wo wir sind,“ sagte der Capitain, ohne auf das Senkblei jetzt weiter zu achten, „wollen wir die Peilung nehmen, und wenn der Sturm nicht nachläßt, wird uns Nichts weiter übrig bleiben, als in Lee Schutz zu suchen.“

„Der Henker soll die Küste holen!“ brummte der Steuermann; „weiß es Gott, da ankere ich lieber hier mitten im Kanal.“

„Bei der Mark elf!“ schrie der Mann vorn.

„Elf?“ fuhr der Capitain empor; „was ist das? — bist du gewiß? — steht klar bei Euerem Anker da vorn.“

„Alles klar, Capitain!“ rief der zweite Steuermann zurück.

„Bei der Mark sieben!“

„Nieder mit Euerem Anker!“ gellte der schrille Ruf des Capitains über Deck, und zu gleicher Zeit rasselte die Kette donnernd durch die Klusenlöcher. In demselben Augenblick aber auch, und noch ehe der Anker den Grund erreicht haben konnte, zitterte das Schiff bis in seinen Kiel hinab vor dem furchtbaren Stoß den es erhielt, und der Capitain mußte sich an den Compaßkasten halten, nicht vorn überzustürzen.

„Heiliger Gott, wir sind verloren!“ schrie eine Stimme vom Bug aus, und eine See wusch hochaufschäumend an dem gestrandeten Schiff über Deck und schleuderte ihre Fluth in die noch offenen Luken des Zwischendecks hinab.

Ein gellender Wehschrei antwortete von dort her, und in der nächsten Minute stürzten die halbentkleideten Passagiere aus Cajüte und Zwischendeck jammernd und wehklagend an Deck.

„Wir sind verloren — wir sind verloren!“ tönte der gellende Ruf von den bleichen Lippen, und Männer das, was sie gerade im ersten Augenblick gefaßt, Frauen ihre Kinder auf dem Arm oder an den zitternden Händen, drängten dem höher gelegenen Quarterdeck zu, Rettung, Hülfe von dem Capitain zu erflehen.

„Die Luken zu! — hinunter mit Euch!“ schrie dieser aber, der rasch seine Geistesgegenwart wieder gewonnen hatte, als eine neue Woge sich an der Seitenwand des Schiffes brach, und ihre Fluth die steilen Zwischendecktreppen nieder wusch — „die Luken zu — wir füllen sonst das Schiff — hinunter mit den Passagieren, sag' ich!“

Ja, der Befehl war wohl gegeben, aber wie auszuführen? — Nicht allein die eindringende Fluth, sondern auch die wiederholten Stöße, die das, seinem Untergang geweihte, Schiff erhielt, und die es dermaßen erschütterten, daß sich weder Passagiere noch Matrosen auf den Füßen halten konnten, weckten auch den festesten Schläfer aus seinem Schlummer und donnerten ihm die furchtbare Wirklichkeit in das betäubte Ohr — „wir sind verloren!“ Wieder ein Stoß, der mit einer Wucht gegen den Kiel traf, als ob die Planken von einander bersten müßten, und schäumend, schmetternd wälzten die mehr und mehr emporgerüttelten Wogen über Deck, wieder und wieder Einzelne der Passagiere, die sich an Deck retten wollten, von den Treppen hinunterwaschend. Die Matrosen suchten jetzt die Luken auf die Klappen zu werfen, die übersteigende See zu verhindern hinein zu schlagen, aber der von den Passagieren hatte noch ein Kind unten, der eine Schwester oder Mutter, und die Leute, in der Verzweiflung des Augenblicks ihrer Sinne kaum mächtig, warfen die Matrosen zurück und hielten den Eingang frei und offen.

„Sie wollen uns nicht heraufklassen — da unten sollen wir ersaufen und ersticken, während sie sich in den Booten retten!“ schrieen sie dabei. „Nein, die Boote nieder — wir haben unsere Passage bezahlt — wir müssen an's Land

*

Digitized by Google

gesetzt werden. Herr Capitain, um Gottes Willen, die Boote nieder!“

Der Capitain hatte indessen mit vollkommener Ruhe die Wassertiefe um das Schiff her untersuchen lassen, und es blieb bald keinem Zweifel mehr unterworfen, daß sie auf einer weiten, gleichhohen Sandbank aufsaßen, wo sie nicht hoffen durften, sobald wieder frei zu kommen. Ja, im Gegentheil schien die Bank in Lee höher, als zu windwärts, und jeder Stoß, den das unglückliche Schiff von den anprallenden Wogen bekam, setzte es höher und fester hinauf.

Die Passagiere, die jetzt über Deck schwärmten, ließen endlich, da sich keiner weiter von ihnen im untern Raum befand, die Luken schließen, die untersuchten Pumpen ergaben aber gleich darauf sieben Fuß Wasser im Raum; das Schiff hatte jedenfalls bei den furchtbaren Stößen einen Leck gesprungen, und Rettung war nur jetzt in den Booten möglich.

Aber, guter Gott, wie waren die zu benutzen; die kleine Jolle hing allerdings unter den eisernen Krahnen, aber Dollen und Ruder fehlten, und konnten in der jetzt herrschenden Verwirrung gar nicht gleich gefunden werden*), und das große Boot, die sogenannte Barkasse stand mitten auf Deck und mußte erst mit Flaschenzügen über Bord gehoben werden.

Die Verwirrung, die indessen unter den Passagieren herrschte, war furchtbar; ein Theil von ihnen riß die Luken wieder auf, stunnter zu klettern und das im ersten Schreck unten vergessene Geld herauszuholen und zu retten, Andere lagen auf den Knien und beteten und weinten; die Frauen drängten, mit ihren Kindern auf dem Arm, der Cajüte zu, den Capitain anzuflehen nur diese, nur die Kleinen zu retten, und wieder Andere standen, an irgend ein Tau oder Holz geklammert, in stumpfer, starrer Verzweiflung da, ließen die Sturzwellen über sich hinübergehen, und sahen mit stierem Blick hinaus über die anstürmenden Wogen, die mit immer wachsender Kraft wieder und wieder gegen das Wrack anschmetterten und es wilder und heftiger auf die Sandbank aufstießen, daß in jedem Augenblick seine Rippen brechen und in Trümmer auseinander bersten konnten.

„Heiliger Gott, du kannst doch nicht wollen, daß wir hier so elend umkommen sollen!“ schrie eine Frau, die ihre zwei Kinder fest an sich gedrückt, auf den Knien lag und mit einem umklammerten Tau sich vor dem Werfen des Schiffes zu schützen suchte. Da bäumte eine See, stärker als eine der vorigen, an dem Starborddug des Fahrzeugs auf, und riß, niederschlagend, die Cambüse und einen Theil der Wasserfässer, wie die ganze vordere Schanzkleidung des Larbordquarter mit über Bord, zehn oder zwölf Menschen, die sich dort angeklammert hatten, wurden ebenfalls mit in die See gewaschen, und ihr Wehgeschrei schlug dumpf und entsetzlich an das Ohr der noch Lebenden, denen sie vergebens die Arme nach Hülfe entgegenstreckten. Auch die Frau war von der Woge erfaßt und an die andere Seite des Schiffes geschleudert worden, wo sie sich wieder festklammerte — aber ein Kind fehlte ihr, und ihr gellender Hülfeschrei übertönte selbst den Sturm. Eine neue Woge brach mit solcher Kraft gegen die Seitenwand des Wracks an, daß sie das Schiff ganz auf die Seite warf, und nur die strenge Disciplin an Bord eines Schiffes konnte noch einen Theil der Matrosen zusammenhalten, dem Befehl des Capitains Folge zu leisten und die Barkasse klar zu machen.

„Hurrah, hurrah!“ schrie in dem Augenblick der Koch, der — doch mit dem vollen Bewußtsein, nach der Flucht des Klabuntermanns hier unterzugehen und zu ersaufen — in die ihm bekannte Vorrathskammer der Cajüte geschlichen war, und jetzt mit einem kleinen Anker Rum unter dem Arm auf dem Larbordgangweg hin nach vorn sprang, seine Beute mit den Matrosen und Passagieren zu theilen — „hurrah, Jungens, hier ist der Stoff, der uns aus dem Wasser hilft, hier ist die richtige Mischung mit Salzwasser zu nehmen; ein Spließeisen her, daß wir den Spund herauskriegen — hol der Teufel die Boote und den alten Kasten, der Klabuntermann ist fort, und die Latten gehen doch in der nächsten Viertelstunde aus dem Leim — hurrah, der Rum soll leben!“

„Her mit dem Rum!“ schrieen die Matrosen, in wilder Verzweiflung zu dem letzten Mittel greifend, ihre Todesangst zu betäuben, und der Zimmermann hatte rasch mit einem Spließeisen den Korkspund hineingestoßen, als der Capitain ein Enterbeil in der gehobenen Rechten, zwischen sie sprang und aus voller Kraft einen wuchtigen Hieb gegen den aufgedrehten und unter dem Schlag zusammenbrechenden Boden führte.

„Wahnsinnige!“ schrie er dabei, während er zu gleicher Zeit das Faß mit dem Fuße um, und in das dort strömende Seewasser stieß; „wollt Ihr Euch die letzte Möglichkeit rauben, unser Aller Leben zu retten und wie feige Schufte, die sich vor dem Tode fürchten, in viehischem Trunk vor Eueren Gott treten. An die Arbeit mit Euch, die Barkasse in See, und bei dem Himmel dort oben, der jetzt seine Schrecken über uns herabgießt, dem Ersten, der einen weiteren solchen Versuch macht, schlag' ich mit diesem Beil den Schädel ein, wie ich dem Faß den Boden ausgeschlagen habe. — In See mit dem Boot!“

„Schade um den Rum!“ brummte der Koch, der sich scheu vor der gehobenen Waffe hinter die Uebrigen zurückdrückte; aber die Besseren der Schaar sahen doch ein, daß der Capitain recht hatte, und warfen sich, trotz der jetzt mit immer wilderer Wuth überschlagenden Wogen, in die Wanten hinauf, die Flaschenzüge oben an den Raaen zu befestigen und das Boot, das sie mit Armeskraft allein gar nicht hätten regieren können, empor zu heben und über zu lassen.

Die Zwischendeckspassagiere drängten indessen fast sämmtlich dem Quarterdeck zu, das gegen den Anprall der Wogen noch am meisten geschützt lag, und herzzerreißend war der Jammer, das Elend der Unglücklichen. Mütter schrieen nach ihren Kindern, Gatten nach ihren Weibern, und suchten die noch unter den Lebenden, die schon, von den wilden Sturzwellen erfaßt, über Bord in ihr Verderben gerissen waren. Gerade die Männer aber, die sonst mit keckem Wort die Gefahr herausgefordert, betrugen sich am muthlosesten, am

*) Es ist ein nicht genug zu rügender Uebelstand auf fast allen deutschen Auswandererschiffen, daß sie nur ein einziges kleines Rettungsboot, die sogenannte Capitains-Jolle mit sich führen, und selbst das nie in Ordnung haben; entweder liegt es verkehrt auf Deck und dort in der Sonne, oder die Dollen und Ruder liegen nicht darin, und sind, wenn einmal bei einem Unglücksfall rasch gebraucht, nicht zu finden. Auf all den Passagierschiffen, mit denen ich bis jetzt gefahren, war es der Fall, und bei einem Fortgang von nur vier bis fünf Meilen wäre jeder über Bord Gefallene rettungslos verloren gewesen.

Digitized by Google

verzagtesten von Allen. Der Lohgerber, ein großer, starker Mann mit ein paar Fäusten, wie ein Bär, lag, das Gangspill umklammernd, auf den Knien und wimmerte zu Gott um Vergebung seiner Sünden und Rettung aus dieser Noth, und der Schneider hing mit beiden Armen in der Starbord-Besahn-Want und weinte und schluchzte wie ein Kind.

Andere dagegen sahen dem Unvermeidlichen, das über sie herein zu brechen drohte, mit stillem, entschlossenem Muth entgegen, und unter ihnen der Instrumentenmacher, der sein junges Weib und das zweijährige Kind fest umklammert hielt, sie gegen eine etwaige Sturzfee so viel als möglich zu schützen, und der an seinem Halse weinenden Frau mit leiser Stimme Muth und Trost einsprach.

Am wildesten geberdete sich einer der Cajütspassagiere — ein Kaufmann Wolf, der, in Unterkleidern aus der Cajüte gestürzt, in wirrer Todesangst kaum mehr wußte, was er that, von einem Ende des Decks schreiend zum andern taumelte, sich vor den Matrosen auf die Knie warf, und rief, er dürfe nicht sterben, er habe Geld, viel Geld und sie sollten ihn retten — er würde sie reich, er würde sie steinreich machen. Die Seeleute stießen den Mann im Ekel von sich, und winselnd lag er zuletzt lang ausgestreckt, und mit dem Schwanken des Schiffes heräber und hinüber rollend auf dem Verdeck, kratzte sich die Nägel blutig an den Planken, raufte sich die Haare und fluchte und betete.

Der Einzige von Allen, der kein Wort sprach, keinen Klageruf, keinen Fluch über die Lippen brachte, war Meier. So ängstlich und besorgt er gewesen, ehe das Unglück geschehen war, so ruhig betrug er sich jetzt, und trat zwischen die Matrosen hinein, die von dem Capitain gegebenen Befehle mit ausführen zu helfen. Er war auch der Erste, der nach oben lief, einen Block an der Raae zu befestigen, die Barkasse über heben zu können, und wie das Tau hindurch gebracht und an Deck eingeholt war, stieg er wieder nieder, faßte es auf und sang vor, wie das an Bord Sitte ist, als ob gar nichts vorgefallen wäre und sie sich auf sicherem Schiffe draußen in offener See, statt auf einem zertrümmerten, gestrandeten Wrack befänden. Sein Beispiel wirkte auch ermuthigend auf den Rest der Seelente, die sich über ihren früheren Kleinmuth, wie daß sie jetzt ein Passagier beschämte, ärgerten, und unbekümmert um den heulenden Sturm, um die überstürzenden Seen, griffen sie jetzt wacker und unverdrossen zu.

Das Aufwinden des Bootes brachte aber eine eigenthümliche Wirkung auf die Passagiere hervor — da war Hoffnung, ein Mittel, eine Aussicht wurde ihnen geboten das Land zu erreichen, die gefährdeten Planken, die in jedem Augenblick auseinander zu brechen drohten, zu verlassen, und ohne Verabredung, aber still und sicher, ja Jeder in der Angst, daß ihm der Andere zuvorkommen könnte, drängten die Unglücklichen der Stelle zu, wo das Boot über Bord gelassen werden sollte. Nur einmal in dem kleinen Fahrzeug, und sie waren ihrer Meinung nach gerettet.

„Ein Licht — dort ist der Leuchtthurm!“ schrie Meier plötzlich, der bei der Arbeit fortwährend sehnsüchtig den Blick dorthin geworfen hatte, wo er Land vermuthen mußte.

„Ein Licht! der Leuchtthurm! Land!“ jubelten und schrien die Passagiere durch einander. „Gott sei Dank, Gott sei ewig gelobt und gepriesen, oh, er konnte, er wollte uns nicht verlassen!“

Land? — guter Gott! noch eine weite Strecke stürmischer See lag zwischen ihnen und dem rettenden Lande, aber die Schiffbrüchigen begrüßten es, als ob sie den festen Boden schon unter den Füßen fühlten.

Jetzt hob sich die Barkasse, von den starken Tauen getragen und von hundert Händen dabei in krampfhafter Angst gezogen, empor und schwang gleich darauf, durch die schräge Lage des nach Lee zu übergedrückten Schiffes begünstigt, über Bord. Der Capitain erkannte aber ganz das Gefahrvolle ihrer Lage, wenn sich die Passagiere voll wilder Todesfurcht in das hinuntergelassene Boot, das sie nicht alle tragen konnte, geworfen hätten. Zwischen sie springend, bat und beschwor er sie deshalb, nur erst die Frauen und Kinder hinunter und überhaupt nicht mehr Menschen hineinzulassen, als möglicher Weise in den kleinen Fahrzeug sicher gegen die Wogen ankämpfen konnten — umsonst. Es war, als ob wilder Wahnsinn die Unglücklichen erfaßt hätte und sie nicht hören wollten.

„Hinunter mit dem Boot!“ schrie und brüllte die Schaar — „hinunter damit — sie wollen uns zurücklassen — die Matrosen wollen sich allein retten — hinunter!“ und die losgegebenen Taue ließen im nächsten Augenblick das breite, etwas schwerfällige Boot, rücksichtslos, ob es schöpfe oder schwimme, auf die Wogen hinunter schlagen. Glücklicher Weise kam es, nur wenig Wasser einnehmend, unten auf, und das Fahrzeug selber, in dessen Lee es lag, schützte es die ersten Augenblicke vor den anprallenden Wellen.

Ein Theil der Matrosen hatte indessen Ruder und Segel aufgegriffen und war hineingesprungen, wild und blind folgten ihnen dabei Männer, Frauen und Kinder in furchtbarem Gemisch, als ob sie sich an festes, schützendes Land retteten, und nicht in ein schwimmendes, gebrechliches Boot, das sinken mußte, sobald es mehr bekam, als es tragen konnte.

„Stoßt ab — kappt die Taue!“ schrien die unten Befindlichen dabei wirr durch einander, als sich das Boot mit Menschen füllte — „zurück da — es kann Niemand mehr hereinl“ — aber lieber Gott! was helfen die Rufe, was selbst die Gewalt mit der sich die im Boot des weiteren gefährlichen Andrangs erwehren wollten; die Todesgefahr gab den Schüchternsten Muth und Stärke, und ehe die Matrosen unten im Stande waren, die Taue zu kappen und die Barkasse abzustoßen, war sie bis zum Rand gefüllt. Ja, selbst noch als sie das Schiff verließ, sprangen Einzelne in die unten kochende Fluth, den Bootrand theils mit den Händen fassend, theils um Hülfe und Rettung die Arme danach ausstreckend; aber wo war Erbarmen von den selbst Verzweifelten zu hoffen — die Hände der sich Anklammernden wurden abgeworfen, selbst mit Messern zerschnitten, wo sie sich krampfhaft eingehakt, und im nächsten Augenblick trieb das überfüllte Boot, von den ihm nachstürzenden Wogen gefaßt und wild umhergeschaukelt, nach Lee zu.

Der Instrumentenmacher hatte mit seiner jungen Frau und dem Kinde unwillkürlich mitgedrängt, dem Boote entgegen, als er sich am Arm gefaßt und zurückgehalten fühlte. Wie er sich umsah, stand Meier neben ihm und flüsterte ihm zu:

„Bleibt da — das Boot ist verloren und wird nimmer das Land erreichen.“

Digitized by Google

„Aber wir hier?“ rief der Mann in Todesangst — „meine Frau, mein Kind —“

„Sind vielleicht auch verloren,“ sagte der alte Mann erregt, „aber noch nicht so gewiß, als die da draußen. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, bleiben Sie auf dem Schiff — ich bleibe bei Ihnen.“

„Auf dem Wrack?“

„Immer besser auf einem Schiffswrack auf dem Sand sitzen, als auf den Trümmern eines untergegangenen Bootes draußen in solcher See schwimmen.“

Noch zögernd stand der Mann, als das Abstoßen des Bootes draußen ihm keine weitere Wahl ließ. Zu gleicher Zeit war auch das Capitainsboot in See gelassen, in das sich die Steuerleute mit einem Theil der Matrosen und vier oder fünf Damen aus der Cajüte retteten. Der Kaufmann Wolf war einer der Ersten gewesen, die, rücksichtslos um alles Andere, in die Barkasse sprangen.

Der Capitain, der alte Meier, der Instrumentenmacher mit seiner kleinen Familie und sieben oder acht Frauen aus dem Zwischendeck, die nicht gewagt hatten in das Boot hinab oder über Bord zu springen, waren die Einzigen, die noch an Bord zurückgeblieben waren.

„Und Sie sind nicht mit in Ihr Boot gegangen?“ redete der alte Meier den Capitain an, der auf der Railing des Quarterdecks stand, und, den linken Arm um die Besahnwant geschlagen, mit stieren Blicken den mit den Wogen kämpfenden Booten folgte.

„Ich darf mein Schiff nicht verlassen,“ antwortete der Seemann; „aber Ihr?“

„Wenn ich denn einmal ersaufen muß,“ sagte der alte Meier ruhig, „will ich das doch gern so lang hinausschieben, als irgend möglich.“

„So glaubt Ihr nicht, daß die Boote das feste Land erreichen?“ rief der Capitain mit einem tief aus der Brust geholten Seufzer.

„Eben so wenig wie wir je mit der Kaptaube wieder flott werden,“ sagte der Alte — „seht Ihr die Woge, Capitain, die da hinter der Barkasse herschäumt? — das ist die letzte — und die Zölle — wo ist die Zölle? — ich kann sie ja gar nicht mehr finden.“

„Großer allmächtiger Gott!“ stöhnte der Capitain, sein Antlitz in den Händen bergend — „sie sind verloren, alle verloren!“

Ein wilder, gellender Hülfeschrei schallte noch von dort herüber, in dem weißen Schaum, der durch die Nacht blitzte, war es fast, als ob sich dunkle, ringende Gestalten erkennen ließen — dann blieb Alles still, nur die wilden Wogen brachen und stürmten ärger als je gegen das jetzt fast ganz auf die Seite geworfene Wrack an, dessen vordere Planken von den ungestümen Wassern schon auseinander gerissen waren, daß sie die gierige Fluth unter sich konnten gurgeln und bohren hören.

Stoß folgte jetzt auf Stoß, und die drei Männer gingen daran, durch das Kappen der noch stehenden unteren Masten dem Schiff Erleichterung, und vielleicht auf der Sandbank auch mehr Festigkeit zu geben. Die Masten, mit dem Uebergewicht der schweren Raaen und zerrissenen Segel, die noch daran hingen, bedurften nur weniger Schläge, einzubrechen und umzuschlagen, und Meier suchte nun, von den beiden Andern dabei unterstützt, was sie an Hölzern an Bord erreichen und loßschneiden konnten, zusammen zu binden und eine Art Floß herzustellen. Die Möglichkeit war vorhanden, daß sich der Sturm mit Tagesanbruch legte und die See beruhigte, und sie durften dann doch wenigstens hoffen, wenn sie über Tag kein Schiff fand und rettete, die in Lee liegende, gar nicht mehr so ferne, Küste zu erreichen.

Entsetzlich war indeß die Lage der armen Frauen, die auf dem schrägen Deck zusammengedrängt, die See schon nach sich heraufzüngeln fühlten, und jeden Augenblick erwarten mußten, von den überstürzenden Wogen erfaßt und fortgerissen zu werden. So brach der Morgen endlich an, und das Licht des jungen Tages beschien die wild empörte Oberfläche der See, beschien den Schauplatz der Zerstörung, wo Woge auf Woge noch an den lockeren Planken riß und zerrte und arbeitete, das ganze Wrack mit seinen letzten Insassen zu sich hinab zu ziehen in Nacht und Tod. Aber der Sturm hatte schon vor Tag seinen Gipfelpunct erreicht gehabt und sich fast unmittelbar nach der Zerstörung der Boote mehr und mehr beruhigt. Die See ging noch hoch, aber der dem Wrack so gefährliche Druck hinter den Wogen, die jetzt nur, durch ihre eigene Schwere getrieben, dem Lande zurollten, fehlte, und die an Bord Zurückgebliebenen durften auf Rettung hoffen.

Aber noch ein langer Tag der Angst stand ihnen bevor, lange, furchtbare Stunden, an lockere Planken geklammert, und über einem drohenden Abgrund schwebend, und erst gegen Abend kam ein von Havre nach London bestimmter Dampfer vorbei der das aufgestellte Nothsignal entdeckte und sein Boot hinüber schickte, die Schiffbrüchigen an Bord zu holen.

Gedichte.

Ritornelle von den griechischen Inseln.

Von

Emanuel Geibel.

Corfu.

Auch Grufteypressen
Trägst du, Corfu, sonst würde wer hier athmet
Nur Rosen brechen und des Grab's vergessen.

Ithaka.

Als schroffe Klippe
Im Meer ragt Ithaka, doch gab ein Echo,
Ein ew'ges, ihr Homer's geweihte Lippe.

Lesbos.

Süß war vor allen
Die Reb' auf Lesbos' Gipfeln; herb' erst ward sie,
Seit Sappho's wilde Thräne d'rauf gefallen.

Digitized by Google

Paros.

Voll Ehrfurcht liegen
In Abendglorie ſeh ich Paros' Berge,
Draus, Hellas, deine ſchönſten Götter ſtiegen.

Naxos.

Durch Höh'n und Tiefen
Fuhr Dionyſos hier im Pantherwagen,
Daß heute noch von Wein die Spuren triefen.

Thermia.

Von ſchroffen Küſten
Umgürtet, hauchſt du ſüße Luft dem Kranken
Und ſtrömſt Geneſung ihm aus Felſenbrüſten.

Kreta.

Hier ruh'n im Kranze
Von Blüth' und Feucht als Zwilling' Herbſt und Frühling,
Doch Ida's Scheitel ſtrahlt im Silberglanze.

Delos.

O heilig Eiland,
Verwüſtet liegſt du, baumlos, menſchenöde;
Nur deines Phöbus Auge grüßt wie weiland.

Chios.

Dir ward beſchieden
Des Jammers viel, doch über Schutt und Thränen
Reift goldner nur die Frucht der Heſperiden.

Hydra.

Auf dürft'gen Riffen
Streng zogſt du dein Geſchlecht, da fällt' es Tannen
Und ward ein Heidenvolk auf flücht'gen Schiffen.

Andros.

In Myrthenlauben
Singt Liebe hier die Nachtigall und ſilbern
Den Fels umflatteen Aphrodite's Tauben.

Santorin.

Hierher ihr Zecher!
Hier reift der Gott des Feuers Feuertrauben,
Und hat das Eiland ſelbſt geformt zum Becher.

Erſte Heimkehr.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Seh' ich dich wieder, alte Linde!
Wo ich ſo oft geſpielt als Kind
Mit einem andern lieben Kinde —
Die Jahre flohen ſo geſchwind;
Mir iſt als ob es geſtern wär',
Und iſt doch ſchon ſo lange her . . .
Wir ſchnitten uns're Namen in die Rinde
(Das war ſchon ein paar Jahre ſpäter),
Und ſetzten auf die Bank uns dann,
Ich ſah ſie an, ſie ſah mich an,
Ich war ein junger Miſſethäter
Und küßte ſie, — und ſie mich wieder —
Verſchämt ſchlug ſie das Auge nieder
Und eine Thräne blitzte d'rein —
Die Nachtigall ſang Frühlingslieder,
Der Wind fuhr durch die Blätter hin.

Ich mußte fort, — fort blieb ich lange,
Hier küßt' ich ſie zum letzten Mal,
Und oft, gar oft mit mächt'gem Drange
Dacht' ich zurück an's heim'ſche Thal . . .

Seh' ich dich wieder, alte Linde!
Wohl ſchwand ſeitdem ſo manches Jahr;
Die Namen ſteh'n noch in der Rinde,
Wo aber weilt, die mit mir war,
Mit der ich hier geſpielt als Knabe?

Die ruht ſchon lang' im feuchten Grabe!

Ich ſetze auf die Bank mich nieder,
Mein Aug' iſt feucht, und trüb mein Sinn —
Die Nachtigall ſingt Frühlingslieder,
Der Wind weht durch die Blätter hin.

Meine zärtlichſte Freundin.

Von

Mathilde Raven.

Die blühende Geißblattlaube
Umſchwirrt ein Bienenſchwarm;
Dort ſitzt meine zärtlichſte Freundin,
Mein Liebſter hält ſie im Arm.

Er küßt ihr die roſigen Lippen,
Sie ſchlägt ihn neckend und lacht:
„Nein, Waldemar, daß du ſo grauſam,
Das hätt' ich nimmer gedacht!“

„Mich dauert die arme Dirne
Mit ihrem Mondſcheingeſicht.
Wenn nur von dem vielen Seufzen
Ihr nicht das Herzchen zerbricht.“

„Wie weint ſie, daß du ſo grauſam
Ihr brachteſt den Liebesſchwur;
Ich bitte dich, tröſte die Arme,
Und mach' ihr ein wenig die Cour.“

Digitized by Google

Diamanten.

Von

L. Schneider.

Da Koh-i-noor, der „Berg des Lichtes," auf der Londoner Industrie-Ausstellung geleuchtet, so durften die französischen Kron-Diamanten auch auf der Pariser Nachahmung nicht fehlen. Der Tower hat für die eine, das Garderobeamt für die andere seinen Contingent geliefert, aber so Kostbares und Blendendes auch ausgestellt wurde, so sind dort nur die Aristokraten unter den Diamanten zum Vorschein gekommen, die eigentlichen Fürsten der glänzenden Familie nicht. Man braucht kein Cardillac zu sein, bei dem der wunderbare, geheimnißvolle Reiz der Diamanten auf das menschliche Auge sich bis zum Mörder-Wahnsinn steigerte, um zu fühlen, daß immer wieder diese krystallisirten Lichttropfen einen fast unheimlichen Einfluß auf das Gemüth des Menschen haben. Wenn es in tausend bunten Strahlen aus ihnen hervorfunkelt und das Auge den heimlich flüsternden und verführenden Glanz kaum ertragen kann, welche Gedanken von Macht, Reichthum, Herrlichkeit und Besitz tauchen da auf, welche Wünsche regen sich, welche Geschichte und welche Geschichten knüpfen sich an den wechselnden Besitz jedes Einzelnen! Für welche Begebenheiten und Verhältnisse war dieser steinerne Thau schon maßgebend, für welche Tugend oder welches Laster wurde er eingetauscht, durch welche Hände ist er schon gegangen! So fesselt der Diamant nicht allein das gierig trinkende Auge, er schlägt auch tausend Verbindungen am Webestuhle des Gedankens, rankt die Erinnerung zurück bis in fernste Zeiten, knüpft Golconda an Minas geraes in Brasilien und den Groß-Mogul an Pitt — Das rechte Bild eines Emporkömmlings, springt er aus den schmutzigen Nähten eines Negerhemdes auf die Krone eines Mächtigen dieser Erde, wird auf dem Schlachtfelde in den Staub getreten und wandert durch die Hände der Gemeinheit, des Wuchers, der Habgier wieder zurück auf die Sammetpolster und unter die Krystallgläser der Kron-Juweelen. Das kleine Volk der „sternfunkelnden Königin" kann freilich nur von einem Brautgeschmeide, allenfalls von verrathener Liebe und gebrochener Treue, von hintergangener Freundschaft und heimlichem Laster erzählen. Sie lachen nicht, sie weinen nicht, ob an der Brust einer glücklichen Braut oder an dem Ordenskreuze eines Helden, das auf schwarzem Kissen seiner Leiche nachgetragen wird; unbekümmert um die Leidenschaften der Menschen, die nach der Wollust ihres Besitzes ringen, glänzen sie weiter und sind so die Körper gewordene Thräne über die Vergänglichkeit alles Irdischen. Jeder andere Glanz schwindet, jede Farbe erbleicht, jeder Stoff verwittert, nichts vermag sich ganz dem Einflusse der Zeit zu entziehen. Nur der Diamant ist zu hart für den Zahn der Allesverschlingenden.

Wer hätte die Weltausstellungen von London und Paris nicht gesehen? Wer hätte sich aber auch ähnlicher Gedanken erwehren können, als er diese funkelnden Geschmeide sah? Jeder einzelne Stein hat eine Geschichte, aber es kann die Geschichte des tiers-état der demie-fortune sein und „was kann dieser Misère Großes begegnen?" Aber die Erobererer unter ihnen, die Selbstherrscher unter den Diamanten, haben eine große Geschichte, denn ihre Besitzer halfen die großen Perioden der Geschichte machen. Da funkelt der fast makellose Regent oder Pitt jetzt vor unseren Augen, und zwar für ein mäßiges Eintrittsgeld unter hundertausend anderen glänzenden Dingen in dem Gebäude der Champs-elysées! Er glänzte einst an dem Hute Ludwigs des XV., an dem Krönungsmantel Ludwigs des XVI., am Degengriff Napoleons I., und erwartet vielleicht nur die Krönung seines Neffen, um wieder einmal ohne Eintrittsgeld von Tausenden gesehen zu werden. Wer aber vermöchte zu sagen, bei welchen Gelegenheiten er künftig noch erscheinen wird, oder bei welchen nicht!

Der Regent ist von fast runder Form und so groß wie eine Pflaume der Reine Claude, wiegt 136 Karat, seit er geschliffen ist, während er vor dem Schliff 410 Karat gewogen haben soll. Sein Wasser ist von vollkommenster Reinheit, obgleich Jeffrier behauptet, er habe einen kleinen Fleck, oder vielmehr einen weniger strahlenden Punct, der aber nur dann bemerkt werden kann, wenn der Wunderstein aus seiner Fassung genommen wird. Seine Geschichte ist oft, aber auch eben so widersprechend geschrieben worden. Mühsam nur läßt sich zusammensuchen, was darüber in längst vergessenen Zeitschriften zerstreut ist, obgleich dadurch die Widersprüche nicht gelöst werden. Versuchen wir das Vorhandene zusammenzustellen.

Romé Delisle giebt an, daß der Regent in der Diamantgrube von Partial in Golconda gefunden wurde. Diese Diamantgrube liegt 45 Stunden von Golconda und 20 Stunden westlich von Masulipatam, am Fuße einer Ausläufer-Kette des Mustafanagor-Gebirges. Von jeher war sie reich an bedeutenden Funden, ein größerer Stein aber als der Regent ging nie aus ihr hervor. Die Sage geht, daß ein gemeiner indischer Arbeiter den Fund gemacht, ihn aber nicht abgeliefert, sondern — wie es Diamantgräber häufig machen sollen, im Anus verborgen, ausgeführt und für seine Rechnung verkauft. Anderseits heißt es, der Finder habe sich eine künstliche Wunde am Schenkel beigebracht und in diese den Stein versteckt. Ganz widersprechend giebt das Journal des Savants, vom Juli 1774 Seite 553, in dem Briefe eines französischen Missionairs folgenden Aufschluß:

„Der bekannte schönste Edelstein der französischen Krone, der Regent, welcher ursprünglich an einen Engländer verkauft wurde, war eines der Augen des indischen Götzen Juggernaut, in der bekannten Pagode von Chandernagor in Bengalen. Nach dem Verluste dieses Auges — wie und wodurch der Verlust herbeigeführt wurde, findet sich nicht angegeben — blieb der Götze lange Zeit einäugig zum Verdruß der Franzosen, die ihn gern ganz blind gemacht hätten. Ihre Bemühungen scheiterten aber, weil die Hindus ihren Götzen auf das Sorgfältigste bewachten."

„Jedenfalls kam der Regent im Anfang des vorigen Jahrhunderts und unter der Regierung der Königin Anna in die Hände des Generals Sir Thomas Pitt, als er Gou-

Digitized by Google

verneur des Forts St. George in Ost-Indien war. Der General war der Großvater des später so berühmten William Pitt, und wurde 1698 Gouverneur des Forts St. George, bekanntlich einer der bedeutendsten Kriegsplätze in Ost-Indien. Die Art aber, wie er in den Besitz des Edelsteins kam, gab Veranlassung zu den heftigsten Anschuldigungen und Verleumdungen. Es hieß, General Pitt habe jenem Hindu den Diamant aus dem Schenkel schneiden lassen, in den er schon ganz verwachsen gewesen wäre; vor allen Dingen hätte indessen kein Kauf, sondern ein Act der Gewalt gegen den eigentlichen Besitzer stattgefunden. Was daran wahr ist, muß dahin gestellt bleiben. Thatsache ist indessen, daß ein gewisser William Fraser, Thomas Fréderic und der Kaufmann Sarapa, ein Neger, dem General-Gouverneur Addison in versammelter Rathssitzung eine Anklage gegen den Commandanten des Forts St. George einreichten, in welcher sie den Nachweis zu führen versucht, daß Sir Thomas Pitt den Diamanten auf eine unehrenhafte Art in seine Gewalt gebracht. — In Ost-Indien hatte die Sache weiter keine Folgen. Sie muß aber auch in England bekannt und besprochen worden sein, denn der General fand sich veranlaßt, unterm 29. Juli 1710 einen Brief zu schreiben, in welchem der Hergang bei dem Kaufe des Regenten erzählt wird. Dieser Brief erschien später auch gedruckt, gewissermaßen als eine Ehrenrettung gegen fortwuchernde Verleumdung, in der Daily Post vom 2. November 1743. Es heißt darin:

„Ungefähr zwei oder drei Monate nach meiner Ankunft in Madras, also im Juli 1698, hörte ich, daß besonders große Diamanten im Lande zu verkaufen wären und sprach es aus, daß ich dergleichen gern kaufen würde, wenn die Verkäufer vernünftige Preise fordern wollten. Aber erst im December 1701 kam Zamchand einer der berühmtesten Edelsteinhändler jener Gegenden zu mir und bot mir einen sehr großen noch rohen Diamanten, so wie mehrere kleine dergleichen zum Kauf an. Ich und meine Freunde kauften die letzteren. Für den großen forderte er indessen einen so unverschämten Preis, daß ich ihm gar nichts darauf bot. Doch ließ er mir denselben einige Tage in meiner Behausung, holte ihn dann ab, brachte ihn wieder, in der Hoffnung, daß ich ihm die geforderten 200,000 Pagodas endlich geben würde. Ich hatte ihm endlich, nur um überhaupt etwas zu bieten und ihn los zu werden, 30,000 Pagodas geboten. Er stieg mit jedem Besuche von seiner Forderung herab und kam endlich bis auf 50,000, die ich ihm dann gab."

Romé Delisle giebt den Kaufpreis auf 312,500 Francs an und sagt, daß das Schleifen des Regenten 125,000 Francs gekostet habe, die Splitter und der Abfall aber doch noch gegen 200,000 Francs werth gewesen wären.

Ueber die Art, wie er aus dem Besitze der Familie Pitt kam, finden sich keine Nachrichten. Man weiß nur, daß eine Abbildung desselben in Krystall von England aus im Jahre 1717 an den bekannten Law nach Frankreich geschickt wurde, um ihn dem Regenten Herzog von Orleans für den noch minderjährigen König Ludwig XV. zum Kaufe anzubieten.

Der Herzog von St. Simon erzählt nun im 15. Bande seiner Memoiren:

„Law, der in allen Dingen groß dachte, kam ganz bestürzt mit jenem Krystall-Modell zu mir und fand mich derselben Meinung, daß es nämlich der Größe eines Königs von Frankreich nicht würdig sei, sich von dem Ankaufe dieses einzigen und unschätzbaren Steines durch den Preis zurückhalten zu lassen, und je wahrer es wäre, daß andere Potentaten gar nicht wagen dürften an den Besitz eines solchen Steines zu denken, je mehr müsse Frankreich auf dem Ankauf bestehen. Law bat mich, deswegen mit dem Regenten zu sprechen, der aber aus finanziellen Gründen sehr dagegen war. Er hielt den Ankauf eines Edelsteines von solchem Preise für unverantwortlich, als er noch alle Mühe anwenden müsse, um nur das Nöthigste für die Bedürfnisse des Staates zu bestreiten, und so lange noch eine große Zahl der Unterthanen Noth litten. Ich lobte diese Gesühle, gab ihm aber zu bedenken, daß ein König in Europa nicht so denken und handeln müsse, wie ein einfacher Privatmann, der allerdings nicht 100,000 Livres ausgeben dürfe, nur um sich mit einem schönen Diamanten zu schmücken, während er andern Leuten Geld schuldig wäre. Aber er möge die Ehre der französischen Krone bedenken und sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen ganz unschätzbaren Edelstein zu erwerben, der alle anderen in Europa weit überträfe. Dann machte ich ihn auch darauf aufmerksam, daß der Kauf dieses Diamanten seiner Regentschaft für alle Zukunft zu einer besonderen Ehre gereichen müsse, und daß selbst die Ersparniß der Kaufsumme doch den Zustand der Finanzen nicht merkbar verbessern würde; kurz, ich verließ den Herzog nicht eher, als bis er eingewilligt hatte, den Diamanten für die Krone anzukaufen. Law hatte unterdessen mit dem Verkäufer gehandelt, und war mit ihm auf den Preis von 2 Millionen Francs übereingekommen; das heißt, man wollte ihm so lange die Zinsen dieser 2 Millionen jährlich anzahlen, bis man ihm das Capital ausbezahlen könne. Um ihn sicher zu stellen, gab man ihm für den Werth von 2 Millionen einstweilen andere Kron-Juwelen als Pfand, und so war die Sache abgemacht, Frankreich aber im Besitze des größten Kleinodes in Europa. Um den Entschluß des Herzogs von Orleans zu ehren, wurde der Pitt-Diamant „Regent" genannt, und der Herzog war besonders erfreut darüber, daß das Publicum seinen Beifall über diesen Ankauf aussprach und stolz darauf war, daß Frankreich auch in dieser Beziehung alle anderen Länder übertreffe.

So wurde der Regent bei den Krönungen Louis XV. und Louis XVI. gebraucht. Während der Revolution wäre er beinahe verloren gegangen, denn er befand sich mit unter den Juwelen, die im November 1792 von Dieben aus dem Garde meubles gestohlen wurden. In der Geschichte des Saucy, dieses anderen großen Diamanten der französischen Krone, werden wir ausführlicher auf diesen Diebstahl zurückkommen. Der Regent war unter denjenigen Steinen, welche den Dieben wieder abgenommen wurden. Im Jahre 1796 wanderte er indessen als Pfand für eine Fouragelieferung von 6 Millionen in die Bank von Amsterdam, so sagt Fr. Barrière in einem Aufsatze des Journal des Débats (Juli 1855), ohne indessen seine Quelle anzugeben. Nach der Schlacht von Marengo sandte General Bonaparte seinen Adjutanten Duroc nach Amsterdam, um den Regent wieder einzulösen. Wer vermag zu sagen, ob der glückliche Feldherr nicht damals schon an die Möglichkeit dachte, daß er selbst einst diesen Edelstein auf dem Gefäße seines Degens, und bei seiner Krönung an der Mantel-Agraffe tragen würde.

Digitized by Google

In dem ersten Inventar, welches im Jahre 1810 von den kaiserlichen Kronjuwelen gemacht wurde, findet sich der Regent oben an und nach einer Schätzung, welche eine Commission von Juwelieren schon 1791 gemacht, im Werthe von 300 Millionen Francs. Ein zweites Inventar ließ König Ludwig der XVIII. nach seiner Rückkehr von Gent aufnehmen. Es ergab für sämmtliche Edelsteine der französischen Krone die Zahl von 61,312 mit dem Gewichte von 18,751 Karats und einen Werth von 30,900,260 Francs. Mit dem Gesetze über die Civilliste des Königs der Franzosen, vom Jahre 1832, erfolgte eine Revision der beiden Inventare und diese ergab die vollständige Bestätigung der Zahl des Karat-Gewichtes und des Werths, wie 1810 befunden. Das Journal le Commerce von 12. October 1842 enthält das Revisions-Protokoll.

Wir haben eben den Saucy erwähnt. Er hat eine noch wechselvollere Geschichte als der Regent. Alle Nachrichten über ihn stimmen dahin überein, daß Carl der Kühne von Burgund ihn besessen und ihn an seinem Helm zu tragen pflegte. Auch wird besonders darauf hingewiesen, daß er der erste geschliffene Diamant in Europa gewesen sei. In der Schlacht bei Granson gegen die Schweizer ging er verloren, andere Geschichtsschreiber nennen die Schlacht bei Nancy, in welcher Karl der Kühne fiel. Genug, daß plündernde Schweizer den glänzenden Stein auf einem Schlachtfelde unter Burgundischen Leichen fanden. Man hielt ihn für ein Stück Glas und warf ihn auf die Seite, bis einer der Plündernden ihn doch seines ganz besonderen Glanzes wegen aufhob, und ihn für einen Gulden an einen Priester verkaufte. Dieser verkaufte ihn unmittelbar nachher für 3 Francs. Von da an verschwindet seine Spur, bis er in dem Besitz Don Antonios von Portugal, eines Bastards König Sebastians, wieder auftaucht. Sein Kampf mit König Philipp II. von Spanien und seine Besiegung durch den Herzog von Alba sind bekannt. Aus Portugal vertrieben, wo Philipp der II. einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, entkam er in der Kleidung eines Matrosen, suchte in England, Holland und Frankreich Feinde gegen Spanien zu werben und trat seine angeblichen Rechte auf den portugiesischen Thron an Heinrich den IV. ab, der indessen vorsichtig genug war, nie Gebrauch von dieser Verlassenschaft zu machen. Um zu leben, mußte Don Antonio die aus Portugal geretteten Edelsteine nach und nach veräußern. Unter der Angabe, daß einer der größten unter ihnen jenes Juwel Karls des Kühnen sei, nahm ihn der Chevalier de Saucy, ein französischer Edelmann, als Pfand für ein Darlehen von 40,000 Livres tournois und kaufte ihn dann, als Don Antonio ihn nicht einlösen konnte, für 100,000 Livres tournois. So erzählt das englische Journal Spectator, während die „Minéralogie des gens du monde“ angiebt, der Chevalier Saucy (Nicolas Harlay de Saucy), Gesandter Frankreichs in Constantinopel, habe ihn dort für 625,000 Francs gekauft.

Gewiß ist es, daß er über ein Jahrhundert im Besitz der Familie Saucy verblieb. Als Schweizertruppen für das französische Heer angeworben werden sollten, verlangten die Cantone eine Sicherheit für die richtige Besoldung der angeworbenen Truppen und der König verlangte von einem Baron de Saucy, der als Capitain bei den Gardes françaises diente, er solle sich bei seiner Familie verwenden, um den berühmten Saucy-Diamanten einstweilen an die Cantone zu verpfänden. Die Familie ging darauf ein und beauftragte einen vertrauten Diener, den kostbaren Stein nach Paris zu bringen. Dieser Diener verschwand indessen anscheinend spurlos, und es dauerte lange Zeit, bis man erfuhr, daß er unterwegs von Räubern überfallen und ermordet worden sei. Der Ort, wo die Mörder den Leichnam eingescharrt, wurde entdeckt, man grub ihn aus und fand den Diamanten im Magen des Ermordeten. Wahrscheinlich hatte der treue Diener ihn verschluckt, als er sich angefallen sah. So kam er in den Besitz der Familie Saucy zurück. Später verkaufte ihn ein Baron von Saucy an Jacob II. König von England, während dieser Fürst sich zu Saint Germain aufhielt, und aus König Jacobs Händen ging er in die Ludwigs des XIV. über, der ihn den Diamanten der französischen Krone einverleibte, unter denen er später neben dem Regent bis zur Revolution verblieb.

Bald nach den Greuelscenen des Septembers 1792 in Paris wurde das Garde Meubles, der Aufbewahrungsort für die Juwelen „der Nation“, durch einen frechen Diebstahl beraubt. In der Uniform von National-Gardisten waren zwei Diebe, Donligny und Cambon, die Rädelsführer dieses geschickt ausgesonnenen Raubes. Während ihre Helfershelfer unten warteten, klettern die beiden Genannten mit Hülfe eines Laternenstrickes bis zur Colonnade des ersten Stockwerks im Garde-Meubles. Oben angekommen zerschneiden sie mit einem kleinen Diamanten die Fensterscheibe, und dringen, mit einer Blendlaterne versehen, in die Räume ein, wo in besonderen Koffern die Juwelen, Perlen und Geschmeide einer langen Reihe französischer Könige aufbewahrt wurden. Mit Dietrichen werden die Behälter geöffnet, der Inhalt bunt durcheinander in einige derselben zusammengeworfen und diese aus den Fenstern herabgelassen. Schon war das Meiste ausgeräumt und in den Händen der unten Wartenden, als diese plötzlich mit ihrer Beute davonlaufen, weil eine Patrouille wirklicher National-Gardisten sich über den Place Louis XV., damals schon Place de la révolution und bald nachher Hinrichtungs-Platz Ludwigs des XVI., näherte. Sie bemerkt die verdächtigen Kerle am Garde-Meubles und sieht zugleich das Licht der Blend-Laterne in den unbewohnten Räumen der Juwelen-Kammer. — Donligny war auf ein, mit den schon Entlaufenen verabredetes Signal derselben an's Fenster getreten, hatte die Patrouille kommen sehen und war aus dem 1. Stock herabgesprungen. Sinnlos fanden ihn die Nationalgardisten am Boden liegen, erkannten was hier hatte geschehen sollen und fanden seinen Mitschuldigen Cambon noch oben vor den halbausgeräumten Schränken.

Die Entlaufenen hatten unterdessen ihre Beute keineswegs sahren lassen. Unter einem Bogen der Brücke de la Concorde fanden sie sich zusammen und theilten was sich in den mitgenommenen Koffern befand. Die Brillanten wurden stückweis, ohne Rücksicht auf Größe oder Schönheit, auf's Gerathewohl und wie aus einem Lottokasten gegriffen vertheilt, und schon war der größte Theil aus den Koffern fort, als sie auch hier gestört wurden. Was sie nicht bei der Flucht einzeln mit sich nehmen konnten, wurde in die Seine geworfen, wo der Schatz möglicherweise noch liegt. Donligny und Cambon glaubten sich zu retten, wenn sie ihre Mitschuldigen verriethen, und so wurde der größte Theil

Digitized by Google

der geraubten Juwelen wieder herbeigeschafft, der Saucy aber blieb verschwunden. Die beiden Rädelsführer büßten ihr Verbrechen unter der Guillotine.

Zur Zeit Napoleons kam der Saucy zuerst in Portugal, dann in Spanien zum Vorschein und wurde von dort aus später König Carl X. für 500,000 Francs zum Kauf angetragen. Hier abgewiesen, wendeten sich die ungenannten Besitzer an den Papst, der auch geneigt war, auf den Handel einzugehen, den geforderten Preis aber nicht baar, sondern in Ländereien geben wollte. Im Jahre 1830 kam der Stein wieder nach Frankreich und ein Unterhändler bot ihn, ohne indessen seinen Ursprung anzugeben, zum Kauf aus. Hier nahm Marion Bourguignon eine genaue Copie von ihm, wodurch man auf die Spur kam, daß es der Saucy sein müsse. Nun kaufte ihn der bekannte russische Crösus Demidoff. Zwei Jahre darauf wurde zu Paris ein Proceß entschieden, dessen Gegenstand dieser Diamant war. (Sitzung der 1. Kammer des Tribunals von 1. Juni 1832, vor dem Präsidenten Belleyme). Herr Paul Demidoff hatte den Stein nämlich an einen Herrn Levrat, Gerant-Administrateur der Bergwerke und Hütten in Graubünden für 600,000 Francs verkauft, 3 Zahlungstermine von 6 zu 6 Monaten gesetzt und dafür 200 Actien der Graubündtner Bergwerks- und Hütten-Gesellschaft als Pfand genommen. Als beim ersten Zahlungstermine Levrat nicht zahlte, klagte Demidoff auf Annullirung des Kaufs und Herausgabe des Edelsteins, den Levrat im Mont-de-Piété versetzt hatte. Levrat wurde in die Kosten des Processes verurtheilt, Demidoff mußte den Stein aber gegen den Verfaßpreis auslösen. —

Im Juni 1836 soll der Saucy wieder in Paris gewesen und zum Verkauf ausgeboten gewesen sein. Er wurde wenigstens um diese Zeit gewogen und 53 Karat schwer gefunden.

Der größte aller bekannten Diamanten ist der berühmte Braganza in Brasilien, der nicht weniger als 1680 Karat wiegt, noch nicht geschliffen ist und von Mau für einen weißen Topas gehalten wird. Dieser Kenner beschreibt ihn folgendermaßen: Der Braganza hat die Größe eines Hühnereies, nicht ganz so oval und an der einen Seite etwas eingedrückt. Seine äußere Farbe ist dunkelgelb, doch ist er an einer Seite angeschliffen, um seine Echtheit zu erkennen. Die brasilianischen Juweliere schätzen ihn auf 300 Millionen Pfund Sterling oder 7 Milliarden und 50 Millionen Francs. Ueber sein erstes Erscheinen existiren zwei sehr verschiedene Darstellungen. Das Journal économique sagt: Als im Jahre 1808 der Prinz-Regent von Portugal, später Don João der VI. nach Brasilien kam, gelangte ein Brief in seine Hände, in welchem ein Neger aus der Provinz Minas gerães sich erbot, einen Diamanten von noch nie dagewesener Größe in seine Hände zu legen, wenn der Regent ihm eine Audienz bewilligen wolle. Der General-Capitain der Provinz erhielt den Befehl, diesen Neger nach Rio de Janeiro zu schicken, was auch, ohne zu wissen, um was es sich handelte, unter militärischer Escorte geschah. Der Transport dauerte einige Monate, als aber endlich der Neger wirklich vor dem Regenten erschien, erfuhr man, daß dieser größte aller Edelsteine existire. Daß der Negersclave die Freiheit erhielt, versteht sich von selbst. Sehr viel anders erzählt der Spectator den Hergang. Nach ihm wurde der Braganza im J. 1800, im Abarteflusse ungefähr 90 Stunden von Serro-do-Frio, von drei dorthin verbannten brasilianischen Verbrechern Antonio de Souza, José Felix Gomez und Tomas de Souza gefunden. Da sie alle drei auf Lebenszeit verbannt waren, so scheinen es eben nicht die umgänglichsten Charaktere gewesen zu sein. Sie drangen weit in die Berge vor, wo jeder Fluß Edelsteine und fast jeder Hügel edle Metalle enthält. Sechs Jahre irrten sie dort umher, bis einer von ihnen in dem, von der großen Hitze ganz ausgetrockneten Flußbette des Abarte diesen Riesen-Diamanten fand. Da sie bei solchem Fund ihre Begnadigung voraussahen, so begaben sie sich aufs Geratewohl nach Villa Ricca und übergaben dort dem Gouverneur den Stein für die Krone. Dieser wollte lange Zeit gar nicht glauben, daß er wirklich einen Diamanten in der Hand habe und berief eine besondere Commission von Sachverständigen, auf deren Ausspruch hin er erst die Sache nach Rio meldete, von wo der Stein nach Lissabon geschickt wurde. Auch bei dieser Darstellung ist die sofort eintretende Befreiung der 3 Finder nicht vergessen.

Mag dem sein wie ihm wolle, so ist gewiß, daß kein Monarch so viele und so große Edelsteine hat, als der Kaiser von Brasilien, in dessen Schatz die besten Funde der Diamantengruben des so reichen Landes fließen. Namentlich finden sich dort die schönsten blauen Brillanten und besonders soll sich ein Stockknopf Don João's VI. durch einen blauen kegelförmigen Brillanten auszeichnen, der auf 812,000 Frs. geschätzt wird. Der Krönungsrock der Könige von Portugal, jetzt ebenfalls im Besitz Brasiliens, hatte 20 Knöpfe, lauter große Brillanten, die zusammen 2,500,000 Francs werth sind. Den Braganza selbst hat João VI., der übrigens eine außerordentliche Leidenschaft für jede Art von Edelsteinen hatte, durchbohren lassen, und trug ihn an besonders feierlichen Tagen am Halse hängend.

Der nächst große nach dem Braganza ist der des Rajah de Matan auf der Insel Borneo, welcher nach einigen 300, nach anderen 367 Karat wiegt. Der Courrier des états-unis vom 15. Februar 1834 sagt, daß er erst vor ungefähr 50 Jahren gefunden sein soll. Auch er hat die Form eines kleinen Hühnereies, ist aber an der schmaleren Spitze etwas ausgezackt. Nicht allein der Rajah selbst, sondern seine ganze Familie, dann aber alle Malayen, sowohl von Matan als auf der ganzen Insel Borneo, sind stolz auf den Besitz dieses Diamanten, an dessen wunderthätige Heilkraft das Volk glaubt. Wasser nämlich, in welchem dieser Prachtstein gelegen, soll jeden Tugendhaften von jeder nur erdenklichen Krankheit heilen. Gelingt die Heilung nicht, so war der Leidende nicht tugendhaft gewesen. Nach diesem Grundsatz kann der Diamant allerdings seine Heilkraft und das Volk von Borneo seinen Glauben an dieselbe noch lange bewahren. Je größer die Verehrung für diesen wundertätigen Edelstein aber ist, je weiter verbreitet ist auch sein Ruhm im Orient, obgleich ihn nur wenige Menschen gesehen haben. Dieser Ruhm war wohl auch die Veranlassung, daß der holländische Gouverneur von Batavia ihn vor einigen Jahren kaufen wollte. Er sandte einen gewissen Mr. Steward als Unterhändler an den Rajah, und ließ ihm 150,000 Dollard und zwei vollständig ausgerüstete und bewaffnete Kriegsbriggs dafür bieten. Kanonen, Pulver, alle Arten von Munition sollten diese Schiffe reichlich enthalten. Doch schlug der Rajah das Anerbieten aus, weil sein Diamant zugleich ein Talisman für die Herrschaft seiner Familie auf der Insel

Digitized by Google

Borneo sei. Die Malayen lassen es sich nicht nehmen, daß der Rasah de Matan 18 Millionen Francs werth ist.

Ueber den Mogol, den berühmten Diamanten Aurengzeb's, giebt der bekannte Reisende Tavernier folgende in Indien gehörte Nachrichten. Er soll eine röthliche Färbung haben, so groß wie ein Taubenei sein und 279 Karat wiegen, vor dem Schliff aber 793 Karat gewogen haben. Nach dieser Beschreibung schätzt ihn Jeffries auf 15,000,000 Francs. Gefunden wurde er 1650 in der bengalischen Diamantengrube Culomeh, die nächste an den bekannten Minen von Golconda. Er ist übrigens nicht als Brillant, sondern als Rosette geschliffen.

Nun folgen 2 Diamanten, die sich im Besitz des russischen Kaiserhauses befinden, der Orlow und der Schach von Persien. Der erstere wurde im Jahre 1776 durch den Grafen Orlow in Amsterdam für die Kaiserin Katharina II. zum Preise von 2 Millionen Rubel und eine Jahres-Rente von 100,000 Rubel für die Lebenszeit des Verkäufers erstanden, so erzählt wenigstens Bayle in seinem „Museum Britannicum.“ Auch dieser Stein stammt aus Ost-Indien, wo ihn ein irländischer Soldat beim Sturm auf eine Pagode aus den Augenhöhlen eines Götzen herausgebrochen haben soll. Anfangs für eine Kleinigkeit verkauft, kam er bald nach England, wo der Schliff seinen großen Werth herausstellte. Der Verkäufer wird von einigen als ein persischer, von andern als ein griechischer Kaufmann Namens Safraz bezeichnet. Die Minéralogie des gens du monde sagt, daß der Orlow — so wurde er von Katharina II. zu Ehren ihres Lieblings genannt — keinesweges das Auge eines indischen Götzen gewesen sei, sondern früher den Thron des Schach Nadir geschmückt habe. In Indien habe man ihn „das Mondlicht der Gebirge“ genannt. Er hat eine sphäroidische Form und ist rosettenartig geschliffen, wiegt 195 Karat und befindet sich an dem russischen Kaiser-Scepter.

Der Schach von Persien ist ein Geschenk des persischen Monarchen an den Kaiser Nicolaus, hat eine sehr unregelmäßige, im Ganzen prismatische Form, zeichnet sich aber durch außerordentliche Reinheit aus. Sein Gewicht ist 86 Karat und sein Werth auf 200,000 Rubel geschätzt. Die besondere Merkwürdigkeit dieses Edelsteines besteht darin, daß die Namen seiner frühern Besitzer in denselben eingeschnitten sind, nemlich Ekbech-Schah, Neim-Schah, Feth-Ali-Schah Gebieter von Irosfan.

Minder große und prachtvolle Steine sind der Duc de Toscane, im Besitz des Kaisers von Oesterreich, der Piggot, welcher 1818 von den Juwelieren Rundell u. Bridge für 30,000 Lstr. verkauft wurde, der Narsac, früher in den Händen der Ostindischen Compagnie, und der Polar-Stern, welcher der russischen Fürstin Jussupoff gehört. Es würde eines Buches bedürfen, wollte man die Geschichte dieser, so wie mancher anderen zwar namenlosen aber doch ausgezeichneten Edelsteine schreiben. Wir schließen daher hier die Liste, dürfen aber den Berg des Lichts, den berühmten Koh-I-Noor nicht übergehen, da er in neuester Zeit wohl am meisten von sich reden gemacht. —

Dieser nicht sachverständig, sondern nur sehr willkührlich auf den Werth von 50 Millionen geschätzte Diamant, der wie ein Stück geschnittenes Krystall aussieht, war, ehe er in den Besitz Rundschitt Singhs gelangte, schon seit Menschengedenken der Vorwand und Zweck blutiger Kriege unter den indischen Fürsten. Sein Besitz war der sicherste Grund, von den benachbarten Fürsten beschädet zu werden. — Von dem Schilde des einen Eroberers wanderte er auf den Turban des andern, um später den Säbelgriff eines dritten zu zieren. So kam er endlich an den Zaum des Schlachtrosses, welches Runschitt-Singh zu reiten pflegte, und nach dessen Besiegung in den Besitz der Ostindischen Compagnie, die ihn der Königin Victoria zum Geschenke machte. Er wird jetzt mit den übrigen englischen Kron-Juwelen in der sogenannten Jewel-Office im Tower zu London aufbewahrt, wo sich manche historisch merkwürdige Edelsteine befinden, z. B. der Rubin, den der schwarze Prinz in seinen Kämpfen gegen Frankreich getragen und manches andere, worüber man in jeder Beschreibung Londons das Nähere finden kann.

Welche ungeheure, gar nicht zu erschwingende Summen müßten herauskommen, wenn man den glücklicherweise doch nur imaginären Werth aller Kron-Juwelen in Europa zusammenrechnen wollte! Ein Wandel des Besitzes durch Kauf dürfte kaum noch zu erwarten sein. Durch Eroberung und Untergang der Dynastien vielleicht! — Nach Jahrhunderte langen Erfahrungen ist es auch kaum wahrscheinlich, daß die Ausbeute der indischen und brasilianischen Diamant-Gruben je so hoch steigen könnte, um den imaginären Werth der Diamanten auf den europäischen Märkten zu drücken, obgleich die Bewirthschaftung der amerikanischen Gruben in neuester Zeit wissenschaftlicher und mit Benutzung der mancherlei technischen Vortheile geschieht, welche Chemie und Maschinenbau dem Betriebe erschlossen. In Ostindien ist allerdings die Gewinnung der Diamanten ziemlich dieselbe geblieben, wie sie schon vor 1000 Jahren war. Jedermann kann sich gegen eine Abgabe an den Grundherrn damit beschäftigen und die Sache wird noch jetzt in den ursprünglichsten Formen betrieben. In Brasilien dagegen hat der Staat ein Regal aus den Diamanten gemacht, und die natürliche Folge davon sind Unterschleife mancherlei Art. Die mit dem Diamanten-Suchen beschäftigten Neger werden zwar auf das Sorgfältigste beobachtet und auch durch Belohnungen für besonders gute Funde zu treuem Dienste aufgemuntert, — so z. B. erhält der Sclave unter besonderen Feierlichkeiten die Freiheit, wenn er einen Diamanten von über 17 Karat findet, — aber das bringt den Unterschleifen nicht vor, welche auf die schlaueste Weise betrieben werden. Die reichste Ausbeute gewährt aufgeschwemmtes Land, Sand und Thonlager an Flüssen, namentlich solchen, die leicht austrocknen. Durch Kanäle werden die Flußbette verlegt, der Schlamm weggeräumt und der Edelstein führende Sand ausgewaschen. Trümmergestein, Cascalho genannt, welches neben den Diamanten häufig auch Goldkörner enthält, wird zerschlagen und ebenfalls ausgewaschen, was unter großen Schuppen auf langen, schräg stehenden und mit Abtheilungen versehenen Tischen geschieht, über welche rasch fließendes Wasser fortgeleitet wird. Etwa 20 Negersclaven unter jedem Schuppen und an einem Waschtische beschäftigt, beobachten sich untereinander und werden überseits von Aufsehern beobachtet, denen nicht leicht eine verdächtige Bewegung entgeht. Da Niemand bei der Arbeit sprechen darf, so klascht der Sclave, welcher etwas gefunden, in die Hände, worauf der Aufseher sich nähert und den gefundenen Stein vor

Digitized by Google

Aller Augen in einen Korb wirft, der in der Mitte über der Tafel aufgehängt iſt, und jeden Abend von ſämmtlichen Aufſehern zu dem Ober-Inſpector gebracht wird, der ſeinerſeits wieder in Gegenwart der Aufſeher die Steine ſortirt, wiegt und in Liſten einträgt.

Bis zum Jahre 1456, wo Louis Berquem in Brügge die Kunſt des Schleifens der Diamanten erfand, wurden dieſe Kleinodien nur in rohem Zuſtande getragen. Die geſuchteſten unter ihnen waren diejenigen, welche eine Kegelform hatten und Pointes naives genannt wurden. Die Erfindung Berquem's war eine ganz zufällige. Er rieb zwei Diamanten aneinander und lernte ſo den Diamantenſtaub und mit ihm das Mittel zum Schleifen derſelben kennen. — Wir haben ſchon erwähnt, daß der Saucy Karls des Kühnen der erſte geſchliffene Diamant in Europa war.

Es bedarf weder der Erinnerung an den Halsband-Proceß, der die große franzöſiſche Revolution einleitete, noch der Worte Gretchens in Goethes Fauſt:

„Ein Schmuck! mit dem könnt' eine Edelfrau,
Am höchſten Feiertage geh'n.
Wie ſollte mir die Kette ſteh'n!"

um den leuchtenden Faden zu erkennen, der an dieſem glänzenden Spielwerke durch große Geſchicke und kleine Schickſale der Menſchen läuft. — Wie viel Blut iſt ſchon gefloſſen, wie viele Thränen ſind geweint worden, für den kurzen Beſitz dieſes ſteten und doch ſo flüchtigen Glanzes! Die offene Schlacht, das heimliche Gift, der höchſte Frauenreiz, die ungemeſſenſte Ehrſucht haben für das unheimlich funkelnde Feuer dieſer großen Verſucher gekämpft, — Wolluſt, Habgier, Trug und Gewaltthat um ihren Beſitz gerungen! — Mit allen Sagen, mit jedem Märchen hat der Diamant Verkehr. Tauſend und eine Nacht hat er geſchaffen, aus allen vergrabenen und verſunkenen Schätzen ſtrahlt er herauf in die Proſa des Lebens, und ſchlägt die phantaſtiſche Brücke in das Reich des Erſehnten, Geträumten, Unerreichten! — Der Araber nennt den Diamant: den Wohnſitz des Teufels; der Tibetaner: den Verſucher!; der Malaye: das Auge Gottes; der Perſer: den gefrorenen Sonnenſtrahl; — Groß, geht er Hand in Hand mit der Macht; klein, mit dem Reiz, einzeln, mit dem Glück, in Maſſen, mit dem Wohlleben, immer, mit der Begier! —

Noch iſt die Geſchichte des Diamants nicht geſchrieben und noch weniger die der Diamanten! In den Augenhöhlen indiſcher Götzen, auf dem Bruſtſchilde des jüdiſchen Hohenprieſters, auf dem Scepter der Fürſten, am Buſen der Aſpaſien, auf der Bruſt des Feldherrn, obenan auf jeder Beuteliſte, ſtrahlend auf der Krone einer fürſtlichen Braut, höhnend auf der Sammtdecke eines Katafalks, — überall funkelt uns ſein geheimnißvolles Feuer entgegen. Jede Zier vergeht, er bleibt! Selbſt kalt, entzündet er Feuer! — Wie geſagt, noch iſt die Geſchichte des Diamants nicht geſchrieben, und noch weniger die Geſchichte der Diamanten.

Herzog Knud Lawards.

Ein Geſchichtsbild aus der däniſch-deutſchen Vorzeit.

Von

Bernhard Endrulat.

Erſt wenige Jahre ſind verfloſſen, da brannte in unſerm deutſchen Norden eine heiße, blutige Wunde. Die tiefe Kluft, die lange gewaltſam verſchloſſen oder künſtlich verdeckt zwiſchen zwei feindlichen Völkern gegähnt hatte, war plötzlich aufgethan und ergoß über die Lande alle Schreckniſſe, die der Haß gebiert. Noch ſind die Wunden aus jenen Tagen nicht geheilt, und ein Wort könnte die friſchen Narben wieder aufreißen; aber das iſt nicht meine Abſicht. Wir wollen unſern Blick abwenden von all der Trauer der Gegenwart und uns an dem Bewußtſein genügen laſſen, daß die Zukunft es iſt, die uns dennoch gehört. Und um uns dieſer tröſtlichen Zuverſicht immer mehr und mehr zu vergewiſſern, wollen wir dem Rathe Derer folgen, die uns ſtets auf die Geſchichte der Vergangenheit als auf die große Lehrmeiſterin der Gegenwart hinweiſen, die nichts Neues für gut und berechtigt erklären, wenn ſie nicht ſeine Anfänge oder Vorläufer in grauer, grauer Vorzeit entdecken können; — ja, wir wollen Geſchichte ſtudiren; wir wollen zurückgehen in eine alte, alte Zeit und zuſehen, wie es damals zwiſchen Deutſchen und Dänen ſtand!

---

1. Der Reichstag zu Ripen.

Im Norden des Herzogthums Schleswig, dem Weſten zu, liegt die alte Stadt Ripen oder Ribe, heutzutage die Hauptſtadt des jütiſchen Stiftes gleichen Namens und mit ihrem Gebiete eine jütiſche Enclave. Vor Alters — und ich ſpreche hier von einer Zeit, die um mehr als ſieben Jahrhunderte rückwärts liegt, — behauptete die Stadt einen bedeutend höheren Rang unter den Städten des däniſchen Reiches, als jetzt. Damals ſah ſie nicht ſelten innerhalb ihrer Mauern die Blüthe der ſcandinaviſchen Großen, Könige und Herzöge an ihrer Spitze, zu Feſten und Berathungen vereinigt.*)

Es war im Jahre 1130. Ein feierliches Thing wurde in Ripen gehalten. Der däniſche König Niels ſelbſt, ſowie ſein Sohn und Erbe, Magnus, waren zugegen. Nächſt dieſen Beiden ragte unter den vielen vornehmen und tapfern Herren, die die alte Stadt füllten, an Macht und Anſehen

*) »Die Hochzeit des Magnus ward im Hofenplatz Ripen begangen, einer wegen ihres Handelsverkehres mit den Luxuswaaren des Auslandes wohlverſehenen Stadt.« Dahlmann, Geſchichte von Dänemark, I. 223 u. 224.

Digitized by Google

am meisten hervor: Knud, mit dem Beinamen Lavard, der Herzog von Schleswig oder „Süderjütland“, wie man damals sagte und heutzutage wieder gar zu gern sagen möchte. Diese drei Fürsten waren nicht nur durch Lehens- und Freundschafts-Verhältnisse, sondern auch durch die nächste Verwandtschaft verbunden. Herzog Knud war der Sohn des gefeierten Königs Erich Eiegod, des Bruders und Vorgängers von König Niels, und ein Enkel des hochberühmten scandinavischen Königs Svend Estrithson, also ein Neffe des Königs Niels und ein Vetter des jungen Magnus. Aber trotz dieser Blutsverwandtschaft und trotz der bisher gepflogenen langjährigen Freundschaft sollte der Herzog von Schleswig heut als Angeklagter vor dem Reichstage stehen, und die ihn beschuldigten, gehörten gerade zu seinen nächsten Verwandten.

Statt mit dürren Worten die Verbrechen herzuzählen, die auf den tapfern und volksbeliebten Herzog gewälzt wurden, lasset uns aus dem Munde der Ankläger selbst Zug um Zug vernehmen!

Der hohe und geräumige Saal des alten Rathhauses war dicht gefüllt. Die Sache, um die es sich handelte, war Allen bekannt, und so hatten beide Parteien, die Freunde, so wie Feinde des Herzogs, sich so zahlreich wie möglich eingefunden. Ein feierliches Schweigen trat ein, als die einleitenden Verhandlungen des Reichstags beseitigt waren und nun zur Hauptsache geschritten werden sollte. In dem weiten Raume hörte man schon lange kein Geflüster mehr, kein Klirren des Harnisches oder auch nur eines Spornes wurde laut, und doch sah man noch Niemand, der Willens schien, das Schweigen zu unterbrechen. Es war fast, als hielte böses Gewissen die ab zu sprechen, von denen Alles eine Rede erwartete. Endlich erhob sich ein Mann aus der unmittelbaren Umgebung des Königs Niels. Er sah freilich aus wie das böse Gewissen selbst. Er war rothhaarig und schielte auf einem Auge, und die wenigen Schritte, die er vortrat, um besser gesehen und gehört zu werden, lehrten, daß er seinen Beinamen: „der Hinkefuß,“ nicht mit Unrecht führe.*) Uebrigens hieß er Heinrich und war ebenfalls ein Enkel von Svend Estrithson, also ein Vetter des Herzogs Knud und des Königssohnes Magnus. Er begann unter tiefem Schweigen aller Anwesenden, das nur auf kurze Zeit von einem Theile derselben bei dem Auftreten von Heinrich Hinkefuß durch ein ironisches Gemurmel unterbrochen werden war, folgendermaßen:

„Edle Herren und tapfere Ritter! Ich habe lange gezögert, vor Euch zu treten, denn ich hatte in meinem Inneren einen harten Kampf zu bestehen, ehe ich zu dem Entschlusse kam, die Führung der Sache auf mich zu nehmen, die ich Euch vorzulegen beauftragt bin. Wer zögerte nicht gern und überlegte so lange als möglich, ehe er hintritt, einen Freund, einen Blutsverwandten, einen Fürsten, der in hoher Achtung bei so vielen edlen und treuen Unterthanen unsers Königs steht, einen Fürsten, der in der That nicht geringe Verdienste um unser Vaterland hat, der schwärzesten Verbrechen anzuklagen, auszusprechen, daß er jeder Gnade seines erhabenen Lehnsherren, jeder Liebe seiner Freunde und Mannen unwürdig ist! Aber mich zwingt die Macht der Wahrheit und die heilige Pflicht gegen unserer Aller Herrn und König, jede andere Rücksicht bei Seite zu setzen und — wenn auch mit blutendem Herzen — zu reden!“

Heinrich Hinkefuß hielt inne, wie um zu dem großen Anlauf, der nun folgen sollte, Athem zu schöpfen oder, wie man aus seinen nach allen Seiten hinschielenden Augen schließen mußte, um den Eindruck, den diese vorbereitenden Worte gemacht hatten, besser erlauschen zu können. Als die Bewegung, die zustimmend bei dem Lobe des Herzogs, mißbilligend bei der Andeutung von Verbrechen desselben sich erhoben hatte, wieder gestillt war, fuhr er fort:

„Edle Herren! Ich klage an den hier gegenwärtigen Herzog Knud von Süderjütland wegen schon vollführten und noch beabsichtigten Hochverraths gegen unsern erhabenen König und seinen erlauchten Sohn! Ich ersuche Euch im Namen des Königs, die Beweise zu hören, die ich für meine schwere, Euch Alle gewiß überraschende Anklage vorbringen werde. Es soll dem Angeklagten freistehen, sich darnach zu vertheidigen, und wenn es ihm gelingt, sich zu rechtfertigen, so will ich der Erste sein, der sich einen Verleumder nennt, und will den genannten Herzog demüthig um Verzeihung bitten.“

„Ihr Alle wißt, edle Herren, daß es in unserm Reiche nur einen König giebt und geben kann und geben darf, und das ist König Niels, der glorreiche Sohn Svend Estrithson's. Welchen Namen werdet Ihr nun einem Unterthanen geben, der so pflicht- und ehrfurchtvergessen ist, sich einen König nicht nur zu nennen, sondern auch sich Rechte anzumaßen, die nur dem Könige gebühren? Das aber thut Knud, den doch seines Königs Gnade nur mit dem Herzogthum Süderjütland, aber mit keinem Königreiche belehnt hat.“

„Wo aber, fragt Ihr, hat er denn den Königsnamen hergenommen? O, es giebt ausländische Fürsten genug, die einem von seiner Väter Weise, von Gehorsam und Pflichtgefühl gegen seinen heimischen Herrn abtrünnigen Ueberläufer gerne Titel und Würden zuwerfen, um sie nur immer verblendeter, immer geneigter zum gänzlichen, offenen Abfalle zu machen! Aus den Händen des Herzogs der verhaßten Sachsen, der jetzt deutscher Kaiser heißt, hat unsers Königs Dienstmann sich die Krone erbettelt. Er hat sie erkauft durch den Verrath und die Verachtung seiner einheimischen Sitten, durch feile Dienstbarkeit an jenes ausländischen Fürsten weiblichem Hofe! Wer wüßte nicht längst von Euch, edle Herren und Ritter, daß ein dänischer Mann dem Herzoge Nichts mehr gilt, daß er nur Gefallen findet an den Sachsen, an sächsischem Wesen, an sächsischen Tugenden und Lastern! Wer erinnert sich nicht noch des Tages, — wir feierten hier an dieser selben Stelle das Beilager des Sohnes unsers Königs, — wo der edle Herzog im Purpurgewand nach deutschem Schnitt zum Gespött aller guten dänischen Männer ward?“

„Soll ich noch viel von seiner prächtigen, königlichen Hofhaltung, soll ich noch davon sprechen, daß seine Unterthanen ihm den Königstitel geben müssen, und dadurch von der Kenntniß ihres wahren Königs und von der schuldigen Ehrfurchtserweisung abgehalten werden? Ihr habt das Alles selbst gesehen und wißt es eben so gut wie ich. Ihr habt

*) Saxo Grammaticus XIII. p. 235 u. 236. Heinrich's Volksname war »Skatelar«, d. h. Einer, der einen Schaden an der Hüfte (Laurel) hat. S. Dahlmann, a. a. O. S. 224.

Digitized by Google

auch selbst gesehen, und an Euch erfahren die gewaltsame, eigenmächtige Handlungsweise des Herzogs, der ohne unseres Königs, seines Herrn, Wissen und Gestatten Kriege führt und Frieden schließt, vor dem schon jetzt nicht mehr das Eigenthum und das Leben von seines Gleichen sicher ist! Wie lange wird es noch dauern, bis seine geheimen Pläne gereift sind, bis er alle Schrau abwirft und im Vereine mit seinen ausländischen Helfern auch die Waffen gegen seinen König und Herrn führen wird, nachdem schon längst seine Gedanken und Wünsche sich feindselig gegen ihn gerichtet haben! Davor den König und sein Haus zu schützen, uns aber und das Unfriege vor seinen willkührlichen und gewaltsamen Uebergriffen und unser heimisches Wesen, unserer Väter Sitte und Sprache vor der Vernichtung durch fremde, verhaßte Weise zu bewahren, — dazu, wackre, dänische Männer, laßt uns alle unsere Kräfte vereinigen! Prüfet, was ich Euch gesagt habe, hört, was der Angeklagte darauf zu erwiedern haben möchte, und wenn Ihr ihn schuldig findet, so laßt ihn ohne Gnaden den Lohn für seine Verrätherei finden! Lange lebe der König, und nieder mit seinen Feinden!“

Der Schlußausruf von Heinrich Hinkefuß' Rede fand nur einen schwachen Nachhall in der Versammlung, denn schon war Knud Lawards aufgesprungen und hatte sich vor die Sitze des Königs und seines Sohnes gedrängt. Er war eine herrliche Erscheinung, wie er so dastand, die linke Hand auf den Griff seines Schwertes gestützt, die Rechte vorgestreckt, das Haupt zurückgeworfen, das Auge sprühend von edler Entrüstung.

„Mein König,“ begann er, „und Ihr Alle, meine Freunde, erlaubt mir, daß ich mich rechtfertige über eine Anklage, wie sie tückischer und frecher noch gegen keinen Menschen geschleudert worden ist. Daß ich überhaupt nöthig habe, mich zu vertheidigen, rechne ich dieser ehrenhaften Versammlung nicht zu; ich weiß, daß, wenn der Hinkefuß allein stände mit seiner Anklage, Ihr ihn nicht hättet zu Ende sprechen lassen. Ihr hättet ihn wie einen räudigen Hund mit Fußtritten zum Saale hinausgestoßen. Aber Ihr und ich wissen es wohl, wer hinter dem Verläumder steht; wir wissen, daß Leute, die des Königs Ohr und Herzen nahe sind, ihn so lange mit Gift und Verläumdung gespeiset haben, bis seine edle Seele auch voll Argwohn geworden ist. Ich scheue mich nicht, dich zu nennen, König Magnus, als denjenigen, der mir übel will aus keiner andern Ursache, denn aus Neid über mein Glück, und der den Hinkefuß angestiftet hat, mich des Hochverrathes zu zeihen. Einen andern Grund mir zu grollen kannst du nicht haben, denn ich habe dir niemals Etwas zu Leide gethan, so wenig wie dem Ankläger selbst. Was diesen Letzteren betrifft, so kenne ich freilich die, jedoch thörichte, Quelle seines Ingrimms gegen mich. Er ist Euch, meine Freunde, mit so vielen „Ihr wißt“ und „Erinnert Euch“ gekommen, — erlaubt auch mir einmal zu sagen: Erinnert Euch, daß er damals, als ihm sein Weib mit einem jungen, geradblickenden und geradeschreitenden Menschen davon gelaufen war, die Aeußerung that, zu der er, bei Gott! keine Ursache hatte: ich hätte ihm dies zur Schmach veranstaltet!“

Diese Anspielung auf des mißgestalteten Klägers häusliches Ungemach rief im Saale eine lebhafte Heiterkeit hervor, der Heinrich Hinkefuß nur ein schweigendes Fäustebalen und ein zornglühendes Antlitz entgegen setzen konnte. Knud Laward fuhr fort:

„Laßt mich nun, liebe Freunde, die Beschuldigungen betrachten, die gegen mich vorgebracht sind. Mit Leichtigkeit denke ich, Euch zu zeigen, daß sie eben so nichtig sind, als ihre Quelle kindisch ist. Es ist gesagt worden, daß ich ein Hochverräther sei, weil ich den Namen eines Königs trage in einem Lande, in dem nur ein König sein dürfe! Hätten meine Feinde doch bedacht, ehe sie diesen Pfeil von der Sehne schnellten, daß er auf sie und vor Allen auf ihr Haupt zurückspringe! Welchen Namen führst du denn, o Magnus, der du als des Königs Sohn doch des Königs erster Unterthan bist? Bist du denn nicht längst mit dem Königsnamen geschmückt, und hast du je gemeint, wie du mir Schuld giebst, dadurch das zwiefache Verbrechen einer Verschwörung gegen den Vater und den König zu begehen?*) Wenn ich mich königlich kleide und königlich lebe und dennoch ein treuer Vasall meines Lehnsherrn bin, wie ich es zu allen Zeiten war und sein werde, so meine ich, fällt der größte Glanz und Ruhm davon nicht auf mich, sondern auf ihn, dieweil es gewiß glorreicher ist, Könige unter seinen Dienern zu zählen, als Grafen und Herzöge!“

„Aber ich habe mich von einem ausländischen Herrscher mit dem Königstitel belehnen lassen! Thörichte Anklage! Als ob im Inlande Einer gewesen wäre, dem ein Recht zugestanden hätte, mich mit diesem Königreiche zu belehnen! Als ich meinen Vetter Heinrich, den König der Wenden, den Vasallen der deutschen Kaiserkrone, besiegt und aus einem Feinde zum liebsten Freunde gewonnen hatte, als er mir in seinem Testamente sein obotritisches Reich vererbte, von wem anders hätte ich diese Erbschaft bestätigen lassen und zu Lehn annehmen können, als von dem einzig rechtmäßigen Herrn derselben, dem deutschen Kaiser Lothar, der noch dazu mein Freund und Gastfreund ist? Wenn ich nun draußen ein König der Wenden und ein Vasall des deutschen Reiches heiße, was geht das die daheim an, wo ich nur ein Herzog bin und die Meinigen mich nicht einen „König“, sondern einen „Herrn“ nennen!“ **)

„Ferner ist mir vorgeworfen, ich schaltete willkührlich und gewaltthätig mit dem Eigenthum und dem Leben von meines Gleichen. O, ich weiß recht gut, worauf das abzielt! Ich soll gewähren lassen, wenn einer meiner Unterthanen,

*) Magnus hieß seit etwa 1130 »König der Gothen«, ein Titel, der nicht wie heut ein inhaltloser Beiname war. Er beherrschte in der That einen Theil des südlichen Schwedens mit der Hauptstadt Upsala, dessen Einwohner sich Westgothländer nannten und sich von den übrigen Schweden, die noch weniger fest im Christenthume waren, getrennt hatten. S. Dahlm. a. a. Orte p. 222.

**) Die Angabe, Herzog Knud Laward sei durch des Obotritenfürsten Testament, das die eigenen Söhne desselben überging, in den Besitz des Wendenlandes gekommen, finden wir bei Saxo Gramm. p. 234. Andere Quellen erzählen, und wohl glaubwürdiger, die Söhne Heinrich's hätten sich nach ihres Vaters Tode in steten Fehden gegenseitig aufgerieben und so sei Knud Laward durch das Recht der Verwandtschaft und durch Kaiser Lothar's Unterstützung zur Herrschaft gelangt. Am Hofe Lothar's hatte sich Knud sechs Jahre lang aufgehalten, ein Zeitraum, der wohl hinreichend war, ihm Liebe zu deutschem Leben und deutschem Wesen einzuflößen.

Die oben zuletzt gebrauchte Wendung finden wir wörtlich bei Saxo XIII. p. 237: »Horum me mei, non regem appellant.«

Digitized by Google

der sich zu den Großen und Edeln rechnet, die Schwächeren niederwirft und plündert, wenn er auf Seeraub ausfährt und friedliche Küsten mit Mord und Brand heimsucht. Aber nimmer werde ich das, so lange Gott und der König mir mein Amt läßt! Ich habe das Blut von meines Gleichen nie vergossen und das Gut von meines Gleichen nie geschädigt, aber Wegelagerer und Seeräuber sind nicht meines Gleichen! Es ist unerhört, daß ich nun angegriffen werde, wegen Handlungen, die unter des Königs Augen und mit seinem Beifalle geschehen sind. Wenn ich den Schädigern des Landes ruhig hätte zusehen sollen, dann wäre es damals Zeit gewesen, mich zurückzuhalten, als ich jenen adeligen Seeräuber, der in unseres eigenen Königs Gegenwart ein reiches Handelsschiff weggenommen hatte, ergagte und ihn, weil er auf seinen hohen Rang pochte, an einen höheren Mast hängen ließ, als die übrigen. Damals aber zollte Alles meiner Strenge Beifall, weil Jeder jeden Tag fürchten mußte, daß ihm sein Eigenthum, ja sein Leben durch die Freibeuter entrissen werden möchte; jetzt aber, wo der Däne ruhig am Ufer bauen kann, so nahe ihn gelüstet, jetzt, wo der Kaufmann keinen andern Feind mehr auf dem Meere hat, als die Wellen, jetzt, wo das ganze Slawenland, noch jüngst ein Gegenstand der Furcht, zur Verherrlichung des Vaterlandes dient, jetzt, wo der König ruhig am Grenzwall ohne Wachen schlafen kann, jetzt hat man die Mühen und Kämpfe vergessen, mit denen ich dieses Alles errungen habe, ja, man rechnet sie mir zum Verbrechen an! Wohl ist es billig, daß der Lehnsmann dient und arbeitet, und der König die Früchte erntet, aber das ist nicht billig, daß des Lehnsmann's einzige Frucht von Arbeit und Wunden Neid und Haß ist!"

Der Redner hielt inne; seine eigene Bewegung ließ ihn nicht weiter sprechen, noch weniger das freudig zustimmende Getöse, das im Saale ausbrach. Auf den Reichstagen der damaligen Zeit war ein Stand noch zahlreich vertreten, der kräftige Bauernstand, dessen politische Macht damals noch ungebrochen war. Dieser war es vorzüglich, der den Segen von Knud Lawards kräftigen Maßregeln spürte; jeder Einzelne hatte noch die schrecklichen Zeiten der Unsicherheit mit durchgelitten, denen der Angeklagte einzig und allein ein Ziel zu setzen vermocht hatte; — der dankbare Bauernstand war es, der durch seinen jubelnden Beifall hier zuerst den Redner unterbrach und zuerst die klägerische Partei über den Ausgang des Streites besorgt machte. Der Herzog fuhr fort:

„Ich habe zuletzt noch auf den Vorwurf zu antworten, den meiner Feinde blinder Haß mir gemacht hat, wieder ohne zu bedenken, wie sehr sie sich selber durch ihn bloßstellen. Ich werde gescholten, weil ich fremden Sitten den Vorzug vor einheimischen gebe und werde darum ein Verräther und Verderber der väterlichen Weisen und Bräuche genannt. Ja, meine Freunde, ich gestehe es laut und offen ein: ich liebe die deutsche Sitte mehr, als die dänische Unsitte, ich fördere mit allen Kräften in meinen Landen die deutsche Bildung und verdränge durch sie die scandinavische Rohheit, ich ziehe fremde Kunst und fremde Geschicklichkeit zu uns herüber, um heimische Plumpheit und altherkömmliches Ungeschick zu veredeln, ich rede den fremden, sächsischen Gebräuchen das Wort und tadle die vaterländischen Mißbräuche! Wenn es Verbrechen ist, dem Guten nachzutrachten, ohne Rücksicht darauf, in welchen Gauen es gewachsen ist, und dem Bösen zu steuern, trotzdem daß es ein ererbtes, heimathliches ist, so bin ich freilich ein Verbrecher, aber ich gebe Euch zu bedenken, daß an dieses Verbrechens Früchten nicht nur Ihr seit Jahren Euch erfreuet, — ich verschwere Euch bei meinem Leben, daß um ihretwillen die spätesten Enkel noch mein Andenken segnen werden! So lange es Völker giebt, strömt in ihnen die belebende, bildende Wärme von Süden nach Norden, und vor ihr muß wie ein Nebel die Barbarei flüchten, die sich im kalten Norden so gern sichern und einnisten möchte. Seid nicht blind, meine Freunde, gegen die Wohlthaten, die das deutsche Land und Volk Euch spendet — oder habt Ihr wirklich schon vergessen, daß Ihr ihm das Beste verdankt, was Ihr besitzt, — Euer Christenthum? — Und endlich, wenn ich bisher von dem deutschen Wesen wie von einem fremden, ausländischen gesprochen habe, so geschah es meinen Feinden zu Liebe. Für mich und meine Lande sind die deutschen Völker keine Fremden; ich rühme mich, in meinem Herzogthum Schleswig über einen nicht unbeträchtlichen Theil jenes glorreichen deutschen Stammes zu herrschen, der einst die meerumfluthete Britannia einnahm, und der dem großen Kaiser Carl mehr Sorgen und Noth bereitet hat, als die ganze übrige heidnische und christliche Welt! Wenn ich also die Sprache und Sitte der Deutschen fördere, so ist dies die Sitte und Sprache der Angelsachsen in meinem Reiche, deren fürsorglicher Herr zu sein eben so sehr meine Pflicht ist, als über die Dänen weise und gütig zu herrschen!"

„Ich wüßte nicht, daß mir zu meiner Rechtfertigung noch etwas Anderes zu sagen bliebe, als daß ich noch einmal bei Manneswort und Fürstenehre erkläre, daß die ganze Anklage eine elende Verläumdung boshafter Feinde ist, und laut bethewre, daß in meinem ganzen Thun und Verhalten gegen das Haus unseres Königs Nichts ist, noch je sein wird, was gegen die Krone des Vaters oder gegen die Hoffnungen des Sohnes gerichtet wäre!"

So schloß Knud Laward. Aber in dem Saale brach ein lang zurückgehaltener, stürmischer Beifall aus, und fast einmüthig drängte sich die Versammlung gegen den Herzog, ihm ihre Beistimmung und Zuneigung auszudrücken. Die kleine Partei des Königssohnes Magnus aber, der in der That die Seele der feindlichen Anklage war, versank bei solcher Wendung der Dinge in rathlose Bestürzung. Stumm und furchtsam schaarte sie sich um ihre Führer. Heinrich Hinkefuß sah sich verstohlen, das Schlimmste fürchtend, nach den Ausgängen des Saales um, Magnus blickte mit schlechtverhehltem Ingrimm auf dem Gesicht zu Boden, und auch das Antlitz des Königs Niels war verstört, und zeigte zum mindesten große, peinliche Verlegenheit. Was ursprünglich nur Beifall gewesen war, der dem Herzoge gezollten hatte, das verwandelte sich bald in Erbitterung, die seinen Feinden galt. Schon erhoben sich hie und da drohende Rufe und Geberden gegen den Hinkefuß, gegen Magnus, ja sogar gegen den König selbst. Da hielt dieser es für klüger, sich lieber zu demüthigen, um den Sturm in seinem Entstehen zu beschwören, anstatt ihn zu erliegen, wenn er erst vollständig ausgebrochen wäre. König Niels stand auf und erhob die rechte Hand, wie um die Wogen des Aufruhrs, die den Saal durchrollten, zu beschwichtigen; aber er stand

Digitized by Google

lange mit dieſer Geberde, ehe der Tumult ſo weit nachließ, daß er vernommen werden konnte. Er ſprach:

„Getreue Mannen! Euer König hat Euch hierher entboten, um Richter in einer Sache zu ſein, deren Verhandlung er zulaſſen mußte um der Gerechtigkeit willen, die er allen ſeinen Unterthanen zu gewähren ſchuldig iſt. Es bedarf nicht der Verſicherung von meiner Seite, daß meine Ueberzeugung von meines herzoglichen Neffen Treue auch ohne ſeine erneute Huldigung feſtgegründet ſtand, aber dem Anbringen meines andern Verwandten, Heinrich, der die augenſcheinlichſten Beweiſe für ſeine Behauptungen beizubringen gort und fort verſprach, mußte ich, wenn auch mit Schmerzen, nachgeben. Dieſe Beweiſe hat er nicht beigebracht, und ich erachte gleich Euch, daß er in einem bedauerlichen Irrthum hinſichtlich der Abſichten meines lieben Neffen, des Herzogs Knud von Süderjütland, befangen geweſen iſt, den wieder gut zu machen wir ihm überlaſſen müſſen. In einer Sache aber hat unſer theurer Blutsverwandter Unrecht; darin nämlich, daß er mein Haus, daß er meinen Sohn Magnus des Mangels an Liebe zu ihm, ja der Theilnahme an der feierlichen Anklage wider ihn beſchuldigt. Möge mein Sohn Magnus dieſen feierlichen Augenblick ergreifen, möge er vor allen Anweſenden ſeine wahre Geſinnung gegen den Herzog an den Tag legen, und möge ſo dieſe Verſammlung, der ich mit Kummer entgegenſah, zu meiner und aller getreuen Vaſallen und Unterthanen Freude und in Eintracht und Liebe beſchloſſen ſein!“

Ein beifälliges Gemurmel folgte der Rede des ſchlauen Königs, die mit langſamen, weichen Tönen, eindringlich und ſalbungsvoll vorgetragen worden war. Magnus, obwohl von des Vaters Aufforderung überraſcht, aber bemerkend, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet ſeien, beherrſchte ſich im Augenblick. Freundlich lächelnd erhob er ſich, ging auf Knud Laward zu und reichte ihm unter übertriebenen Freundſchaftsverſicherungen beide Hände hin. Auch der Hinkefuß, der wohl meinen mochte, wenn Knud die dargebotene Rechte ſeines Todfeindes verſöhnlich annähme, könnte er doch ihm, dem bloßen Werkzeuge desſelben, nicht feindlicher geſinnt ſein, näherte ſich ihm, ein demüthiges Bekenntniß ſeiner Verblendung und die Bitte um Verzeihung ſtammelnd. Der biedre Knud, der auch dieſe deutſche Tugend angenommen hatte, den gleißnieriſchen Schurken zu viel zu trauen, verzieh edelmüthig Alles. Das Thing ward für geſchloſſen erklärt, die Verſammlung trennte ſich unter Beifallrufen für den Herzog und König Niels, und es wäre Alles gut geweſen, wenn Haß und Hinterliſt ſo leicht die einmal geſcheiterten Plane hätten aufgeben können.

2. Der Haraldſtedter Wald.

Wenn ein des Mordes Angeklagter im ſcandinaviſchen Norden vor Alters ſich von der Beſchuldigung reinigen wollte, ſo hatte er die Formel zu beſchwören, daß er weder ſitzend noch ſtehend Nachſtellung geübt habe.

Kurzſichtige Weisheit! —

Ich führe Euch in ein Gemach darin ſind viele Männer verſammelt. Sie ſtehen nicht, ſie ſitzen nicht, ſondern ſie lagern lang ausgeſtreckt auf dem Boden, und ihre Berathung dreht ſich um einen Mord, den ſie vollführen wollen. Da ſind bekannte und unbekannte Geſtalten. Wir finden Ubbo Jarl und ſeinen Sohn Hagen, wir finden einen Hagen von Jütland, den Schwager des Herzogs Knud Laward, wir finden Heinrich Hinkefuß, wir finden endlich Magnus, den König der Gothen und Sohn des Königs Niels! — Alle Anweſende waren über das zu verübende Verbrechen einig; nur Einer verließ, als es zum verpflichtenden Eide kommen ſollte, das Gemach mit den Worten, daß er Nichts verrathen, aber auch Nichts mit der Sache zu thun haben wolle, das war der Schweſtermann Knud's, Hagen von Jütland.

Es war gegen die Weihnachtzeit des Jahres 1130. Da erſchien bei Knud ein Bote des Königs Niels, der dem Herzoge viele freundliche Grüße von der königlichen Familie, die auf Seeland weilte, und folgende Botſchaft überbrachte: „König Magnus habe ſich entſchloſſen, nach dem heiligen Grabe zu pilgern, um dort aller ſeiner Sünden los und ledig zu werden. Vorher aber ſollte im Kreiſe aller Glieder der königlichen Familie das Weihnachtsfeſt feierlich begangen werden, denn der fromme Pilger ſehne ſich, vor einem ſo langen Abſchiede noch einmal alle ſeine Freunde und Verwandten um ſich verſammelt zu ſehen. Vor allen Andern aber wünſche er ſeinen lieben Vetter Knud bei ſich zu haben; möge alſo der Herzog ja der Einladung folgen!“ Knud ſtellte ſich zum Feſte auf dem Rosskilder Schloſſe ein. Vier Tage brachte man in gemeinſchaftlicher Feſtfreude, in vollſter Eintracht und verwandtſchaftlicher Liebe zu, dann trennten ſich die Fürſten. Knud Laward wohnte mit ſeinem Freunde, dem Jarl Erich von Falſter in deſſen Hauſe zu Haraldſted. *) Dorthin ſchickt nach wenigen Tagen Magnus einen ſeiner Vertrauten, der dem Herzoge geheimnißvoll und eindringlich folgende Wünſche des Vetters mittheilt: „Wichtige Geheimniſſe, die er Knud mitzutheilen habe, der Wunſch, ihm, den er am meiſten von ſeinen Verwandten liebe, während ſeiner Pilgerfahrt ſein Reich Upſala, die Sorge für Weib und Kind und ſeine geſammte Habe anzuvertrauen, veranlaſſten ihn zu der Bitte, der Herzog wolle ihm eine Unterredung ohne Zeugen, an einem abgelegenen Orte, gewähren. Er ſchlage ihm dazu den Haraldſtedter Wald ganz in ſeiner Nähe vor; den Tag möge er ſelbſt beſtimmen und ihn dem Boten, der einen Eid geſchworen habe, Nichts zu verrathen, getroſt mittheilen.“

Knud Laward, dem wohl die Geheimnißthuerei ſeines alten Feindes auffiel, der aber in die ehrlichen Abſichten desſelben, noch dazu nach einer ſo einträchtig verbrachten Feſteszeit, kein Mißtrauen ſetzte, und überdies froh ſein mochte, nun endlich ſeines Leidens auf eine lange Zeit los und ledig zu werden, ging auf die Bitte ſeines Vetters ein, und beſtimmte dem Boten, den er auf die freundlichſte Weiſe aufgenommen hatte, Mittwoch, den 7. Januar, als Tag der Zuſammenkunft. Der Bote, ein ſächſiſcher Sänger, Sivard mit Namen, offenbar abſichtlich von Magnus mit Rückſicht auf die Sympathien Knud's vor Andern ausgewählt, gewann den leutſeligen Herzog ſo lieb, daß er ihm gern die ſchwarzen Anſchläge ſeiner Feinde, um die er wußte, entdeckt hätte. Aber er glaubte ſich durch den Eid, den er Magnus hatte

*) Haraldſted, eigentlich Haraldſtathe, iſt das heutige Harreſted, und liegt auf Seeland unweit Ringſted.

Digitized by Google

schwören müssen, zum Schweigen verbunden. Lange quälte er sich ab, einen Mittelweg zwischen seiner vermeintlichen Pflicht gegen Magnus und seinen besseren, menschlichen Gefühlen zu finden; endlich am Abende vor dem Tage, auf den seine Rückkehr festgesetzt war, wagte er es, wenigstens einen Ruf der Warnung ergehen zu lassen, es dem Schicksal anheimgebend, ob er verstanden und befolgt werden würde.

Knud und Erich saßen in der Halle beim Becher und Sward mit seiner Harfe bei ihnen. Die Mitternacht nahte schon heran und Sward erhob sich, um Abschied zu nehmen, da er morgen mit dem Frühesten aufbrechen wolle; aber ein Lied müsse er seinen gütigen Wirthen zu guter Letzt noch gleichsam als Gastgeschenk anstimmen. Gern ward ihm die Erlaubniß dazu ertheilt, und nun sang er ein Lied von dem Verrathe, den die Königin Chriemhilde gegen ihre Brüder geübt. Ach, er hätte die ganze blutige Tragödie von den Niebelungen von Anfang an singen können, so viel Aehnlichkeit hat sie mit der, die nun bald sich bereiten sollte. Wer kennt nicht die traurigen Verse:

„Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in dem Tann?“ —

Sward endete sein Lied tief bewegt und verließ auch die beiden Hörer voll eben so tiefer Theilnahme. Ach, sie galt leider nur den Helden des Liedes, nicht dem eigenen Schicksal!

Der Morgen des 7. Januar brach an. Der Herzog begab sich ohne Begleitung zur verabredeten Stelle. Am Eingange des Waldes empfing ihn ein schweigender Ritter, — es war Ubbo Jarl, — um ihn zu dem Orte zu führen, wo Magnus seiner harrte.

In einem Kreise hoher, uralter Bäume, die ihre entlaubten Riesenäste schauerlich über die ganze Runde verbreiteten, saß Magnus auf einem umgestürzten Baumstamme. Bei seinem Anblick verließ Ubbo den Herzog und kehrte auf demselben Wege zurück. Als seine Schritte, die in dem abgefallenen, regennassen Laube widerlich klatschten, verhallt waren, schien es ganz einsam zu sein. Magnus erhob sich und ging seinem Vetter in großer, innerer Bewegung entgegen. Schweigend umarmte er ihn, und als er gefühlt hatte, daß Knud unter seinen Oberkleidern keinen Panzer trug, sondern nur mit seinem Schwerte bewaffnet war, wurde er ruhiger und gesprächig. Sie saßen nun nebeneinander auf dem Baumstamme und Magnus sprach Vielerlei von seiner bevorstehenden Pilgerfahrt, und ob er an den heiligen Stätten wohl Vergebung für alle seine Sünden finden würde, aber darunter war Nichts, was des Geheimnisses werth schien, mit dem er diese Unterredung umgeben hatte. Dabei blickte er sich bisweilen verstohlen um, so daß Knud, dem die Zeit lang zu werden anfing, und der vielleicht auch einiges Mißtrauen zu hegen begann, endlich auffuhr und ihn fragte:

„Was thust du so ängstlich, lieber Vetter, und siehst dich so scheu um? Sind wir nicht ganz allein? Oder meinst du, ich hätte mein gegebenes Wort, allein zu kommen, nicht gehalten und uns Lauscher bestellt? Sprich nun dreist von den Geheimnissen, die du mir anvertrauen wolltest!“

Da erhob sich auch Magnus und brach in lautes Lachen aus, das unheimlich unter den Bäumen verhallte. In demselben Augenblicke raschelte es von Schritten hinter den Stämmen und Gebüschen, Waffen klirrten und geharnischte Männer traten in die Runde. Verwundert blickte Knud Lawards um sich:

„Was ist das? Was sollen diese da?“ fragte er, einen Schritt zurücktretend und die Hand an's Schwert legend.

„„Jetzt wollen wir sehen, wer von uns König sein wird!““ hohnlachte Magnus und drang mit gezogenem Schwerte auf den armen Verrathenen ein, den schon die Verschworenen, Heinrich Hinkefuß unter ihnen, mit blanken, mordbereiten Waffen umringten.

„Lange lebe der König! — aber was soll das hier?“ antwortete Knud, ebenfalls sein Schwert ziehend. Aber ehe er es noch halb der Scheide entrissen hatte, versetzte ihm der königliche Meuchelmörder, wüthend auf ihn einspringend, den tödtlichen Hieb über das Haupt, und die Klingen der Verschworenen rötheten sich von dem Blute des edlen, wehrlosen Opfers. Da trat ein Augenblick furchtbarer Stille im ganzen Walde ein.

Als der in seinem Blute schwimmende Herzog seine letzten Athemzüge ausgehaucht hatte, flohen die scheußlichen Mörder, sich nach allen vier Winden zerstreuend.

---

3. Die Rache.

Arme Holzfäller hatten nach wenigen Tagen die Leiche des Herzogs gefunden und auf ärmlicher Bahre nach Ringsted gebracht. Herzzerreissender Anblick! Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerbotschaft durch das ganze Land, und nun zeigte sich es erst recht, wie lieb es den Ermordeten hatte. Alle Festlichkeiten, die das Weihnachtsfest noch nach sich zog, wurden eingestellt; es war nicht anders, als ob ein Freund, ein Vater Aller gestorben wäre. Aber die tiefe Betrübniß, die dumpfe Bestürzung, die zunächst der Kunde gefolgt war, wich bald einer eben so großen, gerechten Erbitterung. Allgemein war das Geschrei nach Rache, ein Gefühl, das noch gesteigert wurde, als fromme Verehrung des Dahingeschiedenen das Gerücht verbreitete, aus seinem Blute sei eine Quelle entsprungen, so daß sein Andenken im Glanze eines Heiligen, eines Märtyrers zu strahlen begann. Den nächsten Verwandten des Herzogs, seinen beiden Brüdern lag es vor Allen ob, dem Rachedrange Ausdruck und Genüge zu schaffen. Diese, Harald Kesja und Erich Emund, hatten sich früher freilich ihres Bruders nicht sonderlich würdig gezeigt, indem sie das Land durch einen unnatürlichen Streit um ihr väterliches Erbe beunruhigt und sich auch sogar von dem Seeräuberhandwerk nicht frei gehalten hatten. Mit Mühe war es Knud Laward gelungen, sie zu versöhnen und zu bessern. Bei dieser ernsten Veranlassung jedoch zeigten sie sich einig und von einem ihrer Sache würdigen Geiste durchdrungen. König Niels hatte Befehl gegeben, den Leichnam des Ermordeten in aller Stille in der Ringstedter Kirche beizusetzen, statt ihm eine Ruhestätte im Roeskilder Dome zu gewähren, wie angesehene seeländische Edle verlangt hatten; er hatte auch sonst Alles gethan, um das Aufsehen der That zu mildern. Aber sie schrie zu laut gen Himmel. Der König ward gezwungen, eine Volksversammlung in Ringsted zur Untersuchung des Mordes anzuberaumen und vor dieser klagten Harald Kesja und Erich Emund frank und

Digitized by Google

unerschrocken den Magnus und seinen Anhang des Meuchelmordes, den König Niels aber der Mitwissenschaft um denselben an. Da brach ein gewaltiger Sturm gegen den König aus und wenig fehlte, daß er in diesem Krone und Leben verloren hätte. Dem Erzbischofe Adser gelang es mit Aufbietung seines kirchlichen Ansehens und seiner ganzen geistlichen Macht, einen schuldigen Großen in den Augen des fromm-gläubigen Volkes zu entschuldigen und den Frieden wieder herzustellen. Magnus, der durch sein Wegbleiben von der Tagsatzung hinlänglich seine Schuld eingestand, ward auf ewige Zeiten aus Dänemark verbannt und König Niels mußte einen feierlichen Eid schwören, daß er ihm niemals die Rückkehr gestatten wolle.

Mußten auch mit dieser Strafe die Kläger sich vorläufig zufriedengestellt erklären, so waren durch sie doch weder die Gefühle der trauernden Anhänger Knud Laward's beschwichtigt, noch war der göttlichen Gerechtigkeit Genüge geschehen. Gerade die Gelindigkeit der verhängten Strafe aber trieb die Mörder in ihr Verderben, indem sie diese veranlaßte, bald alle Scheu bei Seite zu setzen.

Grollend über den Beschluß des Ringsteder Reichstages, der ihm seinen Sohn verbannte, hatte Niels die Inseln verlassen und sich nach Jütland begeben. Magnus war aber nach Gothland in sein Königreich abgegangen, wo er zuerst sicher und guter Dinge lebte. Als er sein Reich jedoch an den Schweden Swerker verloren hatte, kehrte er, als ob kein Reichstagsbeschluß ihn je verbannt hatte, und zwar auf die ausdrückliche Einladung seines Vaters, der schamlos genug war, seinen Eid zu brechen, nach Dänemark zurück. Noch aber durfte der Wille des Volkes nicht so frech mißachtet, noch das Andenken an einen geliebten Todten so schamlos verspottet werden. In Seeland und Schonen flammt zuerst die Empörung auf, die Erich Emund zu ihrer Leitung berief. Kaiser Lothar rückt auf Erich's Aufforderung, den schmählichen Tod seines Lehnsmanns und Freundes zu rächen, mit einem Heere an das Danawirk, und es steht schlimm genug für die beiden Könige aus. Aber die rechte Stunde hatte noch nicht geschlagen. Harald Kesia war niederträchtig genug, um in den Besitz Seelands zu gelangen, mit den Mördern seines Bruderß Frieden zu schließen. Der deutsche Kaiser aber glaubte genug erreicht zu haben, als Magnus in seinem Lager erschien, viertausend Mark Silber zahlte und die Oberherrschaft Deutschlands über Dänemark anerkannte; er zog mit seinem Heere ab. Der seiner Sache treugebliebene Erich wird wiederholentlich geschlagen und muß fliehen. Er eilt nach Norwegen. Daß in diesem Rachekriege die nationalen Antipathien eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben, daß die Partei, die in Knud Laward's Namen focht, als eine vorzugsweise sächsische gegenüber der dänischen der beiden Könige stand, geht unzweifelhaft aus der blutigen Verfolgung hervor, mit der die Sieger gerade die Sachsen unter den Besiegten überall heimsuchten. So ließ Harald Kesia z. B., der ganz und gar zu der königlichen Partei übergegangen war und in der letzten Schlacht sogar gegen seinen Bruder Erich gekämpft hatte, nach der Eroberung von Roeskilde den dort wohnenden Deutschen die Nasen abschneiden und andere Grausamkeiten zufügen. Diese Mißhandlungen beschworen noch einmal eine Kriegsgefahr von Seiten Lothars herauf, an den sich die verstümmelten Sachsen als an ihren natürlichen Beschützer klagend gewendet hatten, aber wieder gab er sich mit einer erneuten Huldigung, die König Magnus auf dem Reichstage zu Halberstadt, um Ostern 1134, leistete, zufrieden.

So schien es, wie es oft im Leben der Völker und der Einzelnen scheint, als sollten der Frevel und die schamloseste Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gesetze Recht behalten, und als dürften sie fürder ungestraft ihr freches Haupt emporheben. Die Mörder wähnten sich denn auch sicher, und trieben ihren Uebermuth weiter und weiter. Da aber folgten die Schläge des Schicksals blitschnell auf einander und ein schuldiges Haupt nach dem andern verfiel der gerechten Rache.

Erich Emund war in Norwegen nicht unthätig gewesen. Dank der freissinnigen Gastfreundschaft, die vor Alters wie heut in jenen unwirthbaren Bergen geübt wurde, gleichsam als sollte die Wärme und Milde des Menschengemüthes die Rauheit und den Frost des Bodens wieder gut machen, fand er zahlreiche Freunde und Anhänger, die sich bereit erklärten, ihm in der Ausführung seines Racheplanes bis zum Aeußersten beizustehen. Mit diesen fiel er noch im Frühjahr des Jahres 1134 in Schonen ein. Alle Unzufriedenen aus König Niels' Reichen, alle diejenigen, deren Herz der noch ungesühnte Mord des edlen, geliebten Herzogs mit Trauer und Erbitterung erfüllte, strömten ihm zu. — Die eben erst so blutig unterdrückte Partei lebte allenthalben und mächtiger denn sonst wieder auf. Eiligst kehrte Magnus aus Deutschland zurück; eiligst sagte Niels Heeresfahrt gegen Schonen an. Mit einem ansehnlichen Heere landeten Beide in der Meeresbucht bei dem kleinen Städtlein Fodwyk in Schonen. Dort kam es zur Schlacht. Es war am zweiten Pfingsttage, dem 4. Juni 1134. Mit der äußersten Erbitterung stürzten sich die Schaaren Erich Emund's auf die Königlichen. Die alten Geschichtschreiber schildern das Blutbad als eines der fürchterlichsten, die jemals in den Kämpfen des wilden Nordens stattgefunden haben. Viele Tausende Gefallener bedeckten die Wahlstatt, die Erich Emund als Sieger behauptete. Auf einem Haufen Erschlagener fand man die blutige, entstellte Leiche des Königs Magnus, der verzweifelt kämpfend gefallen war. Auch Heinrich Hinkefuß, der Schürer des unheilvollen Brandes, war dem rächenden Stahle nicht entgangen. Drei jütländische Bischöfe und ein schwedischer, der Magnus treu geblieben war, als er sein schwedisches Reich verloren hatte, lagen mit sechzig Priestern unter den Todten. Der Bischof von Schleswig entrann vom Schlachtfelde mit einer Wunde, von der er nicht wieder genas. Und König Niels? Verwundet, von wenigen Getreuen umgeben, entkam er zu Schiffe, kinderlos, scepterlos, muthlos.

Lassen wir ihn seinen hastigen, angstvollen Pfad verfolgen, bis die Rache, um ihr Werk vollständig zu thun, auch ihm wieder begegnet und wenden wir uns inzwischen nach einem Theile des dänischen Reiches, von dem wir noch nicht gesprochen haben, obwohl in ihm die Ermordung des Herzogs Knud den tiefsten, nachhaltigsten Eindruck gemacht hatte und machen mußte. Ich meine das eigene Herzogthum Knud Laward's, Südersütland oder Schleswig.

Unter den vielen eigenthümlichen Einrichtungen der alten nordischen Lande ist keine interessanter, als die der Gilden, von denen zu sprechen der Verlauf unsrer Geschichte nothwendig macht. Was wir heut unter dem Namen „Gilde“ kennen und verstehen, giebt uns auch nicht das geringste

Digitized by Google

Bild von dem, was sie damals waren. Gehen wir also etwas näher auf ihre innere Beschaffenheit ein.

Die Gilden, auch Königs- und Knud'gilden genannt, finden sich in der Geschichte nach der Heiligsprechung König Knud's IV., der diese himmlische Würde seiner erkenntlichen Geistlichkeit verdankte, die er auf Kosten des übrigen Volkes so bevorzugt hatte, daß es zu einer Empörung gedrängt ward, in der er sein Leben verlor. Die Gilden zu seinem Andenken vermuthlich von Geistlichen gestiftet und unter seinem Schutzpatronat stehend, hatten anfänglich höchst wahrscheinlich nur geistliche Zwecke: gemeinsame Andachten, Unterhaltungen und Stiftungen von Kirchen und Klöstern, Unterstützung der Armen und der Pilger, Pflege der Kranken und ähnliche. Allmälig aber zog das Bedürfniß der Zeit, die Lage der äußern Verhältnisse mehr und mehr weltliche oder bürgerliche Zwecke in den Kreis der Gildegenossenschaften, ja am Ende waren die ursprünglichen geistlichen Ziele von den weltlichen ganz in den Hintergrund gedrängt. Da wechselten die Gilden später auch ihren Schutzpatron, sie wählten einen würdigeren Mann dazu, als König Knud gewesen war, nämlich Herzog Knud Laward, der zwar kein Märtyrer der Kirche, wohl aber ein Vorkämpfer der Gesittung und Aufklärung gewesen war. So erscheinen die Gilden denn als eine Brüderschaft, deren Hauptzweck sich kurz folgendermaßen zusammenfassen läßt. Sie erstrebten einen gegenseitigen Schutz des Einzelnen, der zur Gilde gehörte, gegen die Beeinträchtigungen aller außerhalb derselben Stehenden.

In jenem Zeitalter der unvollkommenen Gesetzgebung, der machtlosen Gerichtsbarkeit und der leidenschaftlichen Rohheit, die jedes Gesetzes spottete und nur das Recht der Stärke anerkannte, konnte dieser Zweck nur durch strenge Durchführung des Gesetzes der Blutrache erreicht werden. War diese aber Fundamentalsatz der Gilden, so ergiebt sich daraus ihr Charakter im Uebrigen von selbst. Wurde ein Gildebruder getödtet, so war es heilige Pflicht der ganzen Gilde, zunächst die festgesetzte Geldbuße zum Besten der Hinterbliebenen des Ermordeten von seinem Mörder einzutreiben. War dies nicht möglich oder weigerte sich der Mörder, die Mannbuße zu entrichten, so war er der Rache der gesammten Gilde verfallen und bei der Ausdehnung und der Macht dieser Verbindung war es schwer, ihr zu entgehen. Wesentlich trug zu dem Ansehen und der Macht der Gilden die ihnen gewordene Vergünstigung der ausgedehntesten Gerichtsbarkeit über alle Gildemitglieder bei, so daß alle Angelegenheiten zwischen zwei Gildebrüdern dem Arme der gewöhnlichen Gerichte vollständig entzogen waren. Der Gefahr, die in dieser Bevorzugung lag, begegnete die Thatsache, daß die Gilden nur unbescholtene Mitglieder aufnahmen und unter sich duldeten. Hören wir, um ein lebendiges Bild dieser anziehenden Brüderschaften zu erhalten, einige ihrer Statuten, die uns noch aufbewahrt sind:*)

„Wenn ein Gildebruder den andern tödtet, so soll er 40 Mark Buße an die Erben des Verstorbenen und 3 Mark an die Gilde erlegen, und zugleich als ein Nichtswürdiger aus der Gilde ausgestoßen werden. Wenn hingegen ein Gildebruder Jemanden tödtet, der nicht zu der Gilde gehört und die Brüder sind gegenwärtig, so sollen sie ihn aus der Lebensgefahr erretten. Befindet er sich am Meere und will seine Flucht über dieses bewerkstelligen, so sollen sie ihm ein Boot mit Rudern und Schöpfstelle, Feuerzeug und eine Art verschaffen, und später helfe er sich wie er kann. Bedarf er aber eines Pferdes, so sollen sie ihm zum Walde folgen und ihm auf einen Tag und eine Nacht unentgeltlich ein Pferd verschaffen. Ist ein Gildebruder anwesend, wenn einer seiner Brüder getödtet wird, und kommt er ihm nicht zu Hülfe, so wird er als ein Nichtswürdiger aus der Gesellschaft gestoßen. Verliert Einer sein Geld, so soll jeder Gildebruder bei dem nächsten Trinkgelage ihm nach eigenem Belieben geben; brennt das Haus irgend eines Bruders ab, oder leidet er Schiffbruch, oder will er eine Wallfahrt antreten, so soll jeder Bruder ihm drei Pfennige geben. Kein Bruder darf dem andern in Handel und Wandel durch Vorkauf oder auf andere Weise Schaden zufügen. Wird ein Gildebruder gefährlich krank und bedarf der Hülfe der Brüder, so sollen sie je zwei und zwei bei ihm wachen, bis es sich mit ihm bessert. Stirbt er, so sollen vier Brüder Wache halten bei der Leiche und alle Gildebrüder einen Beitrag zu seinem Begräbniß hergeben, die Leiche begleiten und sie zu Grabe tragen."

Eine Vereinigung, wie die der Gilden, mußte in den damaligen Zeiten, abgesehen von ihren praktischen Vortheilen, bald von der größten geistigen Bedeutung werden. Wie mußte sie ihre Angehörigen zu männlicher Selbstständigkeit und zum Selbstbewußtsein leiten, dadurch, daß sie diese gewöhnte, sich als Glieder einer so großen, geachteten und gefürchteten Gesellschaft zu fühlen; wie mußte sie allgemeinmenschliche Vorstellungen befördern helfen, wenn der Bauer und der Ritter, der Handwerker und der Landesfürst, als Glieder eines Ganzen, sich als Brüder zu lieben und einander beizustehen genöthigt wurden!

Nun war die Verbreitung der Gilden aber nirgends mächtiger als im Herzogthum Schleswig; in seiner Hauptstadt Hodeby, dem heutigen Schleswig, gehörte ihr der Kern der Bürgerschaft an. Nun war Herzog Knud Laward Gildebruder, sogar Aeltermann und ihr eifriger Förderer gewesen — wo hätte also der Drang nach Rache für seine Ermordung glühender sein können, als hier, wo die heilig gehaltene Pflicht des Bundesbruders zugleich mit der Liebe des Unterthans zur Vergeltung anspornte!

Welch' düsteres Verhängniß also, o König Niels, trieb dich die flüchtigen Schritte, welche dich von den blutigen Feldern von Fodwyk hinwegtrugen, nach der Stadt an der Schlei zu lenken? Da lag sie im Sonnenglanze des 25. Junitages vor deinen Füßen, so friedlich, so verlockend. Die silberne Schlei schlang lächelnd ihren glänzenden Arm um die weißen Häuser und die grünen Gärten dazwischen. Einer aus dem Gefolge des Königs aber ritt zu ihm heran und sagte:

„Da unten in Hodeby gilt ein strenges Gildengesetz. Kein Gildenbruder darf den Mord oder die Beschädigung eines Gildenbruders ungerächt lassen, und Knud Laward hat, dieweil er lebte, dieser Gilde als Beschützer und Aeltermann angehört."

Der flüchtige und entmuthigte König raffte noch einmal all' seinen Stolz zusammen und antwortete auf diese Warnung mit echt königlichem Uebermuth:

„Wie? Sollen wir uns vor Gerbern und Schustern fürchten?" Da ritt der Warner allein eine andere Straße. Es war Harald Kesia.

*) Nach Allen, Gesch. v. Dänem. S. 85 u. vorherg.

Digitized by Google

Der König aber und die Uebrigen seines Gefolges ritten in Schleswig ein. Alles war still, die Straßen lagen wie ausgestorben. Endlich schritt die Straße herauf ein Zug Geistliche dem König entgegen, mit Fahnen und Rauchgefäßen, um ihn in der Stadt willkommen zu heißen. Aber plötzlich tönte eine Glocke, die Glockenglocke, die Thore schlossen sich hinter dem Zuge des Königs, und von allen Seiten brauste die Bürgerschaft in Waffen heran.

Da rieth man dem Könige, als schon links und rechts seine Getreuen durchbohrt von den Rossen sanken, sich in die Peterskirche zu flüchten. Er aber hielt es eines Königs würdiger, in dem Schlosse seiner Väter zu enden. Dorthin dann folgten ihm die Gerber und Schuster und schlugen ihn todt sammt seinem ganzen ritterlichen Anhange.

Nachdem so der Letzte der Mörder des Herzogs Knud von der gerechten Strafe ereilt worden war, brach über das dänische Reich eine Zeit der größten Verwirrung und der heillosesten Gewalt herein. Nicht weniger als fünf Bewerber um die Krone traten auf, die sich meist durch Schandthaten aller Art, durch Grausamkeit, Hinterlist, Eidbruch und Meuchelmord ein trauriges Andenken in der Geschichte gestiftet haben. Nur Einer war unter ihnen von edlerem Schlage, und ihm gelang es zuletzt im Jahre 1157, also nach einem Vierteljahrhundert des Blutvergießens und des Bürgerzwistes, die Krone des ganzen Reiches unbestritten auf sein Haupt zu setzen. Er hieß Waldemar; sein Volk, für das mit ihm eine glücklichere, ruhmvolle Zeit anbrach, hat ihm den Beinamen „der Große“ gegeben, den die Geschichte nur vollkommen bestätigen kann. Er war einer der größten Könige des Nordens.

Wer gewahrte aber nun nicht einen wundervoll geordneten Kreislauf der Schicksale und wer sähe nicht die Rache für einen edlen, unschuldig gemordeten Mann auf's Herrlichste beschlossen, wenn er vernimmt, daß Waldemar I., welcher nun auf König Niels' und Magnus' Thronen saß, der Sohn des durch sie gemordeten Herzogs Knud Lavard war?

Rüdesheim

von **C. Brandenbusch.**

Hierzu ein Stadtbild.

Das Städtchen Rüdesheim, am Fuße des Niederwaldes, am rechten Rhein-Ufer, gegenüber dem Rochusberge bei Bingen gelegen, ist gleich ausgezeichnet durch Lage, geschichtliche Erinnerung und das feurige, duftige Gold seiner Trauben. Von dem geschäftigen Leben seines Ufers, der imposanten Reihe freundlicher, geschmackvoller Häuser dem Strome entlang, wird der Blick durch die an seinem untern Ende liegende Niederburg unwillkürlich abgelenkt und ferner Vergangenheit zugeführt, worüber wir den heitern Ort und seine Umgebungen fast vergessen könnten.

Dieser ungeheure Steinwürfel, mit Unrecht Brömserburg genannt, ist ein großartiger, seltsamer Bau, der vom Gewaltigen der altgermanischen, römischen, ritterdeutschen Zeit den Charakter in sich zu vereinigen strebt. Die Burg ist wahrscheinlich im 12. Jahrhundert zu einer curtis regia, einer Oberhofburg mit eignem Hausmaier, erweitert worden und war offenbar eines der größten Castelle, aus drei überwölbten Stockwerken bestehend. Das Ganze bildet ein Viereck 105′ lang, 83′ breit und über 60′ hoch. Die Außenflächen der Giebelmauern nach der offenen Ecke tragen die deutlichsten Spuren, daß zur Zeit ihrer Eroberung hier ein älteres Gebäude gestanden habe, und das neue gegen dasselbe gemauert worden ist.

Bis in's 14. Jahrhundert war die Burg häufig Aufenthaltsort der Mainzer Erzbischöfe. Dann besaßen dieselbe die Ritter von Rüdesheim, ein kriegerisches, unruhiges Geschlecht, im vielfachen Streite mit dem Erzstifte, bis sie, als Kampfgenossen der Rheingrafen, bei Sprendlingen in blutiger Schlacht besiegt, ihm 1282 ihre Burg zum Lehn auftragen mußten. Diese Ritter theilten sich in sieben Stämme, von denen das Geschlecht der Brömser oder Brumser in der Geschichte des Rheines oft genannt wird. Ihr Stammhaus, das noch heute wohl erhalten, von einem Thurme und Seitenthürmchen überragt, in der Nähe der Niederburg liegt, ist jetzt zu Wirthschaftsgebäuden eingerichtet. Ein Brömser war Erbauer des jetzt seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegebenen, weit berühmten Klosters Bornhofen bei Boppard und des Klosters Rothgottes bei Rüdesheim, dessen Ueberreste noch vorhanden sind.

An die Gründung dieses Klosters knüpft sich folgende Sage. Unter Kaiser Konrad III. zog Hans Brömser mit einem Kreuzzuge nach Palästina, wo er im muthigen Kampfe mit den Sarazenen gefangen wurde. Da that er das Gelübde, im Falle seiner Befreiung eine Kirche bauen zu wollen. Nach erlangter Befreiung wiederholte er das Versprechen bei Besiegung eines Drachen. Nach seiner glücklichen Zurückkunft in die Heimath bedurfte es jedoch eines Wunders, um ihn zur Erfüllung seines Gelöbnisses zu bewegen. Ein Ochse scharrte nämlich im nahegelegenen Walde das gedachte Wunderbild aus der Erde, und jetzt ließ Ritter Brömser das Kloster und die Kirche zu Roth-Gottes erbauen. Eine andere Sage meldet, Brömser habe für seine Erlösung aus der Gefangenschaft seine einzige Tochter Gisela dem Kloster bestimmt. Diese aber, schon einem edlen Ritter verlobt, habe sich aus Verzweiflung, ihren Vater durch Bitten und Thränen von seinem Gelöbnisse nicht abbringen zu können, in den Rhein gestürzt, worauf der Vater zur Sühne das gedachte Kloster mit der Kirche gestiftet habe.

Im sechzehnten Jahrhundert war die Niederburg schon Halbruine, und wurde im Wechsel verschiedener Besitzer Eigenthum des Grafen von Ingelheim, dessen Gemahlin das

Digitized by Google

Innere der gewaltigen Steinmassen zu wohnlichen Räumen im mittelalterlichen Style einrichten ließ.

Vermittelst eines neuern Mauer-Durchbruches gelangt man in einen kleinen düstern Hof, von dem man auf schmalen, im Innern der riesenhaften Mauern angebrachten Treppen zum ersten Stocke hinansteigt. Jenseit einer Eisendrahtbrücke befinden sich auf der Seite gegen den Berg einige kleine Gemächer und gegen die Stadt der gewölbte Rittersaal, dessen Kamin mit byzantinischen Säulen, Steinbänke und runder Tisch wohl der ältesten Zeit angehören. Auf der obern, mit Gesträuch und Blumen bewachsenen Höhe genießt man eine schöne Fernsicht. In einer kleinen Nische auf dem obern Theile der alten Niederburg werden einige römische Alterthümer (Aschenkräge, Thränengläser, Lämpchen u. s. w.) aufbewahrt, die dort vor einigen Jahren in einem Thurmgewölbe aufgefunden wurden, und wohl den Beweis für den hiesigen Aufenthalt der Römer abgeben.

Der nahegelegene Thurm der Obern-Boosen- oder Mittelburg scheint diese mit der Niederburg verbunden zu haben. Nach Erlöschen der Füchse, eines Stammes der Rüdesheimer Ritter, kam sie 1474 an die Boose von Waldeck, von ihnen an die Saynerlinie; jetzt ist sie im Besitze des Grafen von Schönborn, welcher den genannten Thurm mit einer Zinnenkrönung umgeben ließ.

Außer einer mittelalterlichen Warte am obern, dem Rheine zugekehrten, Theile des Ortes, die mit ihrem kleinen Steinthürmchen am Dache aus Epheu und grünem Gebüsche sich herausdrängt, ist noch der Saalhof am Markte bemerkenswerth. Er sowohl, wie ein zwischen Häusern verborgener, niederer Thurm erinnern mit der Nieder-, der Ober-Burg und dem Brömserhof an die fünf Hauptburgen des hier ehemals herrschenden Rüdesheimer Rittergeschlechtes.

Die dem 14. Jahrhundert angehörige Kirche hat außer dem genannten Wunderbilde bemerkenswerthe Denk- und Grabmäler, namentlich das eines Konrad Brömser, von 1385, ferner ein schönes gothisches Sakrament-Häuschen und viele Wappen der 1668 erloschenen Familie Brömser.

Zu den drei besuchtesten Höhen am Mittelrhein, welche die ausgedehntesten Fernsichten gewähren, gehört außer Ehrenbreitstein und Drachenfels der Niederwald, welcher sich dicht hinter Rüdesheim erhebt und an dessen mühsam in zahlreichen Terrassen eingetheilten Abhange, der Rüdesheimer Berg, ein feuriger, gewürzvoller Wein gewonnen wird, in guter Lese oft 1500 Fuder. Da, wo der Boden zu steinig und felsig ist, sind Verpflanzungskörbe künstlich angebracht. Kaiser Karl der Große soll zuerst die Reben aus Orleans und der Champagne hierher verpflanzt haben, als er von Ingelheim aus das frühere Schmelzen des Schnees auf dem südlichen Abhange des Niederwaldes bemerkte.

Wer denkt hier nicht an Geibel's schönes Gedicht: die goldne Brücke.

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen in gold'ner Mondespracht.
Und an dem Hügel wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Kron' vom Golde schwer.
Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und athmet Traubenduft". u. s. w.

Von Kaiser Rudolph von Habsburg wird uns erzählt, daß er sich auf der Niederburg den köstlichen Rüdesheimer munden ließ.

Der Weg nach dem Niederwalde führt an der Brömser (der Niederburg) vorbei durch die herrlichsten Weinberge, welche, wie Goethe sagt: „mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche sich an- und übereinander drängende Hügel bekleiden," und weiter hinauf zu einem runden, offnen, auf Säulen ruhenden Tempel, der sich aus dunklem Buchenwalde 720 Fuß über dem Rhein erhebt, unstreitig dem schönsten Punct des Niederwaldes, von dessen Felsen der Rhein seine nördliche Richtung wieder entschieden antritt, nachdem das Grundgebirge, das von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, ihn in die westliche Richtung drängte.

Auf der Höhe des Niederwaldes bietet sich dem Auge ein Uebermaß von Naturschönheit dar, welche Herz und Sinn bald aufwärts gegen Mainz, bald abwärts gegen Bacharach hin, oder gerade gegenüber in das prächtige blühende Nahethal leitet.

Vom Tempel umfaßt der Blick, nur vom Taunus, Melibokus und dem Donnersberge begrenzt, den ganzen Rheingau, ruht bald auf den zahlreichen Städtchen, Dörfern, Landhäusern und Schlössern des linken Ufers, bald schweift er über die vielen grünen Inseln des breiten, feuartigen Stromes, oder ruht in dem stillen fernen Wäldchen des jenseitigen, weniger belebten Ufers, welches dem großen, landschaftlichen Gemälde einen eigenthümlichen Reiz giebt.

Vom Tempel führen zwei Wege, der eine in gerader Richtung, durch einen wohlbestandenen Buchenwald zum Jagdschlosse, ein anderer links zur Rossel, einer künstlichen 840' über dem Rheine sich erhebenden Burgruine, von deren geräumigem Altan, der beinahe senkrecht über dem tiefliegenden Mäusethurme zu schweben scheint, wir den Rhein an den zahlreichen Felsen seines Bettes mit zürnendem Brausen seine eiligen Wellen in Silberschaum brechen sehen, bevor er in der ahnungsvollen, düster-ernsten Bergschlucht mit vermehrter Schnelle seine Reise zur Nordsee fortsetzt. Dann folgt das Auge an Bingen mit seiner epheuumrankten Feste Klopp, dem buschbewachsenen Rochusberge vorbei den heitern Windungen des Nahethales, durch lachende Gefilde über Langenlonsheim, Bretzenheim, Kreuznach bis zum Donnerberge; der Hunsrück mit unübersehbaren Berggipfeln, die sich mit dem Himmelblau zu vereinigen streben, macht die Nordgrenze der Nahe. An seinen westlichen und nordwestlichen Abhängen tritt uns stromabwärts das Bautsberger Schweizerthaus, die Burg Rheinstein und die Ruine Falkenburg entgegen, nebeneinander auf zwei getrennten Bergkegeln gelegen, an deren Fuß, in der Biegung des Flusses, die Elemenskirche ruht. Durch dicht belaubte Schattengänge, die sich bald in gerader Linie vor dem Auge fortziehen, bald in Biegungen dahinwinden, oder in verschlungenen Gängen sich verlieren, gelangt man von der Rossel in 15 Minuten an Einsiedeleien, täuschend nachgeahmten Trümmern, bemoosten Sitzen unter geschlossenen Baumgruppen vorbei nach dem stattlichen Jagdschlosse, dem ersehnten Reiseziele mancher frohen Gesellschaft, das mit seinem grünbewachsenen Vorplatze blendendweiß aus den dunkeln Bäumen hervorschaut. Das Schloß, welches mit dem ganzen Niederwalde dem Grafen von Bassenheim gehört, bietet eine weite, herrliche Aussicht dar, deren Beschreibung wir hier mit den Worten unsers großen Dichters anführen, um so die Schilderung des Niederwaldes auf das Würdigste zu beschließen.

Digitized by Google

„Schon vor dem Hofraume, beſſer von einem Thürmchen des Schloſſes, ſieht man in der ungeheuern Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreieckshauſen, Bacharach ſind hüben und drüben zu ſehen, und mir ward in dieſem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abſchluß des Rheingaues gegeben.“

Buntes.

Der Schafhoor. — In ſeinen „Südafrikaniſchen Skizzen“ beſchreibt C. Kretzſchmar ſehr anziehend die Mühen und Sorgen derjenigen Coloniſten am Cap der guten Hoffnung, welche Schafzucht treiben. Die Lebensweiſe eines ſolchen Schafzüchters dürfte keineswegs Jedem zuſagen. — Die öden Flächen im Innern, faſt ohne alle Bäume und Büſche, und nur von kurzer Haide und niederem Geſträuch bewachſen, ſind die beſten Schafweiden, und dort muß er ſeine unſtete Wohnung aufſchlagen. Er darf nicht erwarten im Hauſe zu ſitzen, umgeben von Luxus und bereitwilliger Dienerſchaft; mit ſeinen Heerden muß er umherziehen, wie ein Nomade, mit einem Zelte, oder öfters ohne daſſelbe hinter einem niedrigen Buſch oder Stein ſeine temporäre Wohnung nehmen und eine Schafſelldecke, ein Keſſel, Fleiſch und gedörrtes Brod, und das letztere nicht immer, müſſen ihn zufrieden ſtellen. Ganz allein einem meiſt treuloſen Schwarzen ſeine Heerde anzuvertrauen, darf er nicht wagen; hinterher muß er ſelbſt ziehen in glühender Sonne und in eiſigem, ſchneidendem Winde. Iſt das Feld abgefreſſen oder verdorrt, ſo muß er in die noch einſameren, unwirthbaren Oeden des Innern „trakken“ (ziehen), wo er von aller menſchlichen Gemeinſchaft vielleicht wochenlang abgeſchnitten iſt, und wo die verſtümmelten Neuigkeiten der großen Welt ſein Ohr nur viele Monate ſpäter erſt erreichen, wie ein längſt verſchollenes Echo. Hinter dem Buſche muß er ſchlafen, gehüllt in ſeine lange Schafſelldecke, unbekümmert um giftiges Gewürme, das über Nacht auch noch in die wollene Decke zu kriechen liebt, und um die ſchneidende Kälte, in der ſein müder Körper erſtarrt. Wochenlang iſt es ihm nicht möglich, ſeine Kleider zu wechſeln, ohne daß er ſelbſt das Nothwendigſte auswäſcht und adamitiſch der Heerde nachwandelt, bis es trocken geworden. Glacéehandſchuhe darf er nicht tragen: das Beil muß er ſchwingen und die Hacke, um Büſche auszuhauen, mit denen er einen Pferch für ſeine Schafe baut, zum Schutze während der Nacht; und auch auf dieſen Schutz und auf die Wachſamkeit ſeiner Hirten darf er ſich nicht verlaſſen, ſondern muß mit leſem Ohr ſchlafen, auf daß bei der geringſten Bewegung unter den Schafen er aufſpringe und mit fertigem Gewehre die Runde mache, wenn er ſeinen Gewinn nicht mit dem Schakal, Wolf, Leopard oder Löwe theilen will, von denen der Leopard das allerſchädlichſte Thier iſt, weil er nicht ein Schaf wegträgt, ſondern ſo viel erwürgt, als er nur immer kann.

Aber Alles dies iſt Kleinigkeit im Vergleich mit den Mühen während der Lämmerzeit. So lange die Lämmer noch ſehr jung ſind, folgen ſie den Schafmüttern nicht mit auf die Weide. Bei der Rückkehr der Heerde laufen nun 500—1000 Lämmer und mehr ihr entgegen, mit einem wahren Zetergeſchrei, ein jedes ſucht ſeine Mutter, und in der Mitte dieſer Maſſe Schafe und Lämmer löst der Schafshoor eine Aufgabe, die wunderbar ſcheint: er kennt jedes Schaf und jedes Lamm und bringt jedes umherirrende Lamm ſogleich zum rechten Schafe, eine Kenntniß, die uns immer als eine abſolute Unmöglichkeit erſchienen iſt. Sind die Schafe ſehr mager und die Lämmer elend, ſo muß der Schafhoor ſie in ſein Zelt nehmen oder an einem andern vom Winde geſchützten Ort, und muß ſie pflegen wie kleine Kinder, ein Geſchäft mit nicht geringer Mühe verbunden, wenn man bedenkt, daß 20 bis 40 Lämmer jeden Morgen dieſer Pflegeanſtalt zugeſtellt werden.

Kann man Schafzucht auf ſolche Weiſe treiben, ſo kann man unter nicht allzuungünſtigen Umſtänden ſein Capital in Zeit von 3 Jahren verdoppeln, nach Abzug aller Auslage.

Das Lichtjahr als Maßeinheit. — Um große Entfernungen der Himmelskörper nicht in zu großen und daher den Begriff verwirrenden Zahlen anzugeben, wendet man gewöhnlich die Erdweite, d. h. die 21 Mill. Meilen lange Strecke von der Erde zur Sonne, als Maßeinheit an. Bei der ungeheuern Entfernung der Fixſterne reichen indeſſen die Erdweiten nicht mehr als Maaß aus, die Entfernungen umfaſſen ihrer ſchon Tauſende und Millionen. Hier, wo der Menſch nach klaren Vorſtellungen ſucht, ſieht er die ungeheuern Zahlen. Er ſucht ein neues Maaß in dem Raume, den das Licht in einem Jahre zurücklegt, dem Lichtjahre. Der Lichtſtrahl durcheilt in einer Secunde 41,000 Meilen, und legt ſeinen zwanzig Millionen Meilen weiten Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten und 13 Secunden zurück. In einem Tage durchfliegt der Strahl 3620 Mill. Meilen, in einem Jahre alſo 1,322,263 Mill. Meilen. Daher weiß der Aſtronom, daß der nächſte Fixſtern (im Centaur a) ſo weit von uns entfernt iſt, daß der Lichtſtrahl $3\frac{1}{2}$ Jahr zur Reiſe von dort bis zu uns braucht, der nächſte nach ihm, ein Stern im Schwan iſt $9\frac{1}{2}$ Jahr, der Stern a in der Leier 12 Jahr, der Polarſtern 48 Jahr entfernt. Einen Raum, welchen ein Lichtſtrahl binnen einem Jahre durchfliegt, nennt man daher ein Lichtjahr, und 4000 ſolcher Lichtjahre liegen zwiſchen der Erde und dem fernſten Sterne zwölfter Größe, und 800,000 zwiſchen ihr und dem nächſten Sternennebel.

Wer ſtaunt nicht über dieſen Telegraphen des Himmels, der uns Kunde von den fernſten Weltkörpern bringt!

Fleiſchzwieback. — Man wünſchte längſt ein Nahrungsmittel zu beſitzen, welches bezüglich ſeines Gewichts und Volumens ſehr tragbar iſt, überdies ſich in allen Klimaten conſervirt, ohne eine Veränderung zu erleiden, dabei angenehm ſchmeckt und hinreichend nährend wirkt. Ein ſolches iſt das von Herrn Gail Borden, in Texas, erfundene

Digitized by Google

Nahrungsmittel; es besteht aus dem besten Weizenmehl und allen nährenden Theilen des Rindfleisches.

Bei der Bereitung dieses Fleischzwiebacks werden dem Rindfleisch (sogleich nach dem Schlachten) die nährenden Theile mittelst eines langen Kochens entzogen. Das Wasser, welches dieselben in Auflösung hält, wird bis zur Dicke des Theriaks abgedampft. Man macht es dann mit dem feinsten Weizenmehl zu einem Teig, schneidet diesen in Form von Zwieback und backt ihn im Ofen bei mäßiger Wärme. Auf diese Weise wird sowohl der thierische Theil, als das Mehl vollkommen ausgebacken. In London, Paris und Wien sind bereits Niederlagen des amerikanischen Fleischzwiebacks.

Nützlichkeit der Heidelbeeren. — Die Heidelbeeren können so vielseitig benutzt werden, daß einige Worte darüber nicht am unrechten Platze sein werden, da zumal dieses Landesproduct sehr häufig sich findet. — In vielen Gegenden gewähren sie zur Zeit ihrer Reife oft mehre Wochen hindurch das fast ausschließliche Nahrungsmittel, der Kinder und selbst erwachsener Leute. Ferner dienen sie auf eine unschädliche Weise zum Färben der Weine und Liqueure. Mit ihrem Safte kann man Wolle, Leinwand ꝛc. schön violett färben. Bei Backwerken ersetzen sie die Weinbeeren am besten. Vor Allem verdient aber ihr medicinischer Nutzen Beachtung, und dieser ist zum Glück den Landleuten viel mehr bekannt, als vielen Städtebewohnern. Schreiber dieses kennt selbst zahllose Bauernfamilien, welche die gedörrten Heidelbeeren nie ausgehen lassen. Mit 1 bis 2 Eßlöffel voll davon, in mehr oder weniger Wasser aufgekocht, lauwarm oder kalt genossen, stillen sie die heftigste Diarrhöe sehr schnell, ohne eine nachtheilige Rückwirkung befürchten zu müssen. Sehr wahrscheinlich würde sich dieses einfache Mittel auch bei Cholera-Anfällen als heilsam bewähren. Auch in vielen andern Fällen dürften sie heilsame Wirkungen haben, und nicht mit Unrecht sagt das alte Sprüchwort: „Gerathen die Heidelbeeren gut, so ist es keine gute Zeit für die Aerzte.“

Die Wallfischjagd in Amerika. — Bei dieser Jagd wird in Amerika sehr verschwenderisch mit den gejagten Thieren umgegangen. Man hat sich noch nicht daran gewöhnt, die getödteten Thiere vor dem Untersinken zu bewahren, was häufig geschieht, so zwar, daß von 12,000 Wallfischen nur 6000 — 7000 wirkliche Beute der Jäger werden und den Thran liefern. Diese Verschwendung ist um so unerklärlicher, als nach wahrscheinlich richtiger Berechnung etwa 25 Jahre hinreichen, um jene Stationen von dieser Gattung Thiere ganz zu entvölkern.

Literatur-Bericht

von Dr. Levin Schücking.

Eine literarische Besprechung der Tages-Erscheinungen, welche sich eine regelmäßige Wiederkehr zum Gesetze macht, beginnt am passendsten mit einem Wort über den allgemeinen Charakter der Literatur des Zeitpunctes, an welchen sie anknüpft — wäre es auch nur, um dem Drange des deutschen Gemüths zu gehorchen, das den Blick auf das Allgemeine liebt, das das Wort überhaupt jehnmal mehr gebraucht als Engländer und Franzosen zusammengenommen, und das sein Gewissen nicht beruhigt fühlt, wenn es nicht bei jedem Dinge dem philosophischen Gedanken desselben nachgeht. Aber freilich, und das ist gerade der erste charakteristische Zug in der literarischen Physiognomie unserer Gegenwart, unsere speculative Richtung auf das Allgemeine hat sich bedeutend vermindert und die philosophischen Gedanken sind mehr als je in den Hintergrund getreten. Die Philosophie und die Lyrik, die beiden starken Seiten der deutschen Geistesthätigkeit sind heute auffallender Weise am meisten von schöpferischen Kräften verlassen. Auf beiden Gebieten, auf welchen wir einst in einer für uns so bezeichnenden Weise die höchsten Resultate und die schönsten Siege erreicht haben, sehen wir jetzt eine ganz epigonenhafte Thätigkeit herrschen. Dort beschäftigen sich die Männer der Wissenschaft von heute beinahe ausschließlich nur noch mit der Geschichte der Philosophie. Die ebrgeizige Manie, Systeme zu erfinden, hat ganz aufgehört. Und hier, in der Lyrik, welche ein anderes Extrem unseres geistigen Lebens scheint, und sich doch mit dem ersten so nahe berührt, herrscht ebenfalls ein rückwärts gewendeteö Interesse, eine geschichtliche Richtung vor. Man sammelt das Beste und sucht es in gewisser Weise zu organisiren, indem man es in allerlei kleinen Nippstschächtern nach hundert verschiedenen Eintheilungen und Rubriken, bald so, bald so zusammenstellt. Ein frisches, schaffendes Dichtertalent ist dagegen seit langer Zeit nicht aufgetreten. Die letzte bedeutende Erscheinung waren die Gedichte von Lingg, einem jungen Schwaben, in dessen markiger Gestaltungskraft sich ein glänzender Beruf aussprach. Für die nächste Zukunft ist eine Sammlung neuer Gedichte von Emanuel Geibel zu erwarten, dessen Poesie sich seit seinen früheren so viel gelesenen Werken, immer mehr vertieft und an innerem Gehalt bereichert hat — sie ist mit ihm und seinem inneren Leben gewachsen.

Erfreulich wäre nun, wenn wir die Geister, welche nach den angedeuteten Richtungen hin feiern, auf andern Gebieten desto thätiger, wenn wir die Kräfte zu einer literarischen Phalanx geschaart im Siegesmarsch nach andern Zielen, welche noch zu erobern sind, erblickten. Das aber ist keineswegs der Fall, und den Grund möchten wir in einer gewissen quietistischen Stimmung unserer Zeit suchen. Es ist doch eigentlich nur der Kampf, welcher zu großen Anstrengungen und glänzenden Hervorbringungen spornt — die großen Schöpfungen unsrer Literatur sind Kinder des Kampfes, der Opposition einer neuen Aera wider die Anschauungen und Gesetze der alten. Die Zeit Schiller's und Goethe's stand in einer solchen Opposition; die Romantiker standen darin, indem sie sich wider die schiefe, prosaische Nüchternheit ihrer Gegenwart auflehnten; und ebenso standen die bedeutendsten Namen unter unseren Zeitgenossen bei ihrem Erscheinen auf der Basis eines oppositionellen Elements, entweder in politischer oder in sozialer Beziehung. Und selbst damals, als sich mit Gutzkow, Prutz, Laube, Hebbel der Eifer für das deutsche Drama in den Vordergrund drängte, zügen die gelungenen und nicht gelunge-

Digitized by Google

nen Versuche aus einer Opposition hervor, wenn diese auch nur einen ziemlich harmlosen dramaturgischen Charakter hatte; die neuen Dramatiker warfen sich in Opposition wider den bestehenden Bühnenschlendrian.

Das ist heute Alles anders geworden, eine gewisse friedliche Ruhe ist über uns gekommen, mit stark realistischer Färbung, was eigentlich eine Anomalie ist, denn der Frieden nährt den Idealismus. Aber der Idealismus hat durch unsre jüngste Geschichte zu starke Niederlagen erlitten, er hat den Thatsachen, auf's Haupt geschlagen, das Feld zu räumen gehabt. So müssen wir den realistischen Hang der Gegenwart als etwas von der Geschichte unsrer Entwicklung Gerechtfertigtes, Unvermeidliches hinnehmen, und dürfen und nur auflehnen, wo der Realismus sich in den Gebieten, welche denn doch ganz eigentlich das Eigenthum des Idealismus sind, in der Poesie, zu breit und laut macht. Das wird sicherlich nicht ausbleiben, denn es ist immer unser National-Fehler gewesen, die Richtungen, welche wir einmal eingeschlagen, zu übertreiben: und so läßt sich auch wohl mit Recht voraussagen, daß unsere nächste glänzende Literaturepoche sich aus der Opposition gegen den übermächtig gewordenen Realismus erheben wird.

Für die Gegenwart ist jedoch, wie gesagt, friedliche Ruhe, was uns charakterisirt, „des Krieges Stürme schweigen, und um die Säule," — d. i. um die zuspitzsernen Säulen des Industrialismus — „windet sich der Kranz." Selbst jener Kampf, den wir zuletzt erwähnten — der um die Behauptung „der Bretter, welche die Welt bedeuten" — ruht, denn die streitenden Kräfte haben sich fast insgesammt zurückgezogen. Die Bühne hat sich unterdeß im Allgemeinen zu einem Staat im Staat umgewandelt, wo Schauspieler-Stücke von Schauspielern für Schauspieler spielen, und so immer mehr aus den lebendigen Wechselbeziehungen mit der Literatur und dem Publicum zurücktreten. Die Vorstände der Theater klagen wie nie vorher über den Mangel guter, neuer Hervorbringungen auf der einen, über nachlassende Theilnahme des Bevölkerungen unsrer bedeutenden Städte — wir nennen Hamburg, Frankfurt, Köln — auf der andern Seite. Im nächste Aussicht gestellt sind an Werken bedeutender Namen, ein Schauspiel von Berthold Auerbach, welches in München eingereicht ist und ein Drama von K. Gutzkow: „Lorber und Myrthe," dem Vernehmen nach einen Stoff aus der französischen Literaturgeschichte behandelnd und eine Art von Gegenstück zum Urbild des Tartüffe bildend.

Von dem noch immer in steigender Ausbildung begriffenen „Thatsachenfimm" der Gegenwart ist die rege Theilnahme für Naturwissenschaften und Geschichte, welcher letzteren sich eine historische Richtung in der schönen Literatur anschließen muß, bedingt. Auf dem Gebiete der erstgenannten (der Naturwissenschaften) verdient ein neuestes Werk in hohem Grade die Aufmerksamkeit auch des größeren, nicht den Fachgelehrten zuzuzählenden Publicums, nämlich Schleiden's „Studien" (Leipzig 1855). Der Verfasser des berühmten Buchs über das Leben der Pflanzen, hat darin sieben populär gehaltene Vorträge zusammengestellt, welche aus dem Gebiete des Kosmos eben so viele einzelne Momente herausgreifen und die Ergebnisse der neuesten Forschungen darüber mittheilen. Es ist bekanntlich eine Fehde auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zwischen der an transscendentalen oder religiösen Anschauungen festhaltenden und der kraßmaterialistischen Partei der Forscher ausgebrochen. Dieser Kampf entwickelt eine steigende Erbitterung. Von dem genannten Buche Schleiden's mag daher von vornherein das gerühmt werden, daß der Verfasser in dieser Beziehung männlich und entschieden in die Reihe derjenigen tritt, deren Blick über die Empirie und den rohen Stoff hinaus noch den ewigen geistigen Urquell, der unerfaßbar hinter den Erscheinungen steht, zu erkennen vermögen. Leider findet die Gedankenlosigkeit und Gefühlsarmuth der materialistischen Kundgebungen und des Stoffwechsel-Systems ein durch seine Unbedrhmung gefährliches Publicum — in Mitteldeutschland z.B. vornehmlich beim Stande der Elementarlehrer — desto mehr Gewicht ist darauf zu legen, daß ein so scharfer Denker und heller Forscher wie Schleiden jener gefliffentlichen, sich für Fortschritt ausgebenden Brutalisirung des Menschen entgegentritt, und während er in einem seiner Vorträge: „Wallenstein und die Astrologie" und einem andren: „Swedenborg und der Aberglaube" ruhig kritisch und sogar skeptisch kühl Allem, was über das einfach-vernünftige Erkennen hinausliegt, den Krieg macht, doch so nnumwunden sich für einen Dualismus in der Schöpfung erklärt — einen Dualismus in so fern, als er neben der Gleichgültigkeit der Naturgesetze eine übersinnliche Geisteswelt ahnt und fühlt, und welche sich der Naturwissenschaft als durchaus unzugänglich für sie entzieht. — Eine der vielen anziehenden Fragen, welche sein Buch behandelt, ist auch (in dem Vortrag: „Mondscheinschwärmereien eines Naturforschers") die über die Pluralität bewohnter Welten. Schleiden führt dabei die eigenthümlichen Zustände auf allen Räumen unsres Sonnensystems am Leser vorüber, und kommt zu dem Ergebniß, daß körperliche Wesen, welche irgend eine Analogie mit dem Menschenorganismus haben auf jenen Räumen nicht vorhanden sein können, weder in der sengenden Gluth der der Sonne näheren, noch in den wärmeloseu Regionen der der Sonne feneren Planeten. Doch spricht er als Ergebniß seiner ganzen eigenen sittlichen und religiösen Entwicklung den Glauben aus, daß wir Menschen nicht die einzigen individuellen Vernunftwesen, nicht die Einsiedler in der endlosen, unermeßbaren Oede des ewigen Raumes sein. Das ist nun freilich Sache einer inneren Ueberzeugung. Dem Einwurf, daß ohne Bewohner der Himmelswelten die Menge derselben keinen Zweck habe, hat schon ein englischer Naturforscher die von Schleiden nicht berücksichtigte Antwort entgegengestellt, daß ja auch die Erde nach den Berechnungen der Wissenschaft tausende von Jahren hindurch von Vernunftwesen unbewohnt den Raum durchkreist habe — bis endlich, vor verhältnißmäßig kurzer Zeit erst, der Mensch auf ihr erschien. Zu dem Aufsatz: „Swedenborg und der Aberglaube", glaubt sich Schleiden berechtigt, sämmtliche von dem großen schwedischen Visionäe berichtete Wundergeschichten als unwahr zu verwerfen. „Und doch," sagt er, „wenn es irgendwo erlaubt ist, über den innersten, verborgensten sittlichen Werth eines Menschen ein Urtheil zu fällen, so ist es bei Swedenborg. Von seinen frühesten Jugendjahren an bis zu seiner Todesstunde in seinem 85. Jahre ist keine Minute, welche ihn anklagt. — Aber wollen wir es scharf bezeichnen, so war er ein Wahnsinniger; schon in der allgemeinen deutschen Bibliothek von 1792 findet sich ein sehr gediegener Aufsatz, in welchem Swedenborg als Nachtwandler bezeichnet wird. Der damalige Zustand der Physiologie und Physiologie ließ keine andere Erklärung zu. Jetzt sind wir im Stande, die Sache besser zu erklären." Ob Schleiden dies ganz gelungen, wollen wir nicht entscheiden. Uns scheint dazu ein genaueres Eingehen auf das Detail der wunderbaren Erscheinungen im Leben Swedenborg's, als unser Autor vornimmt, nöthig. Wir haben im obigen bereits drei der einzelnen Vorträge, welche das Buch Schleiden's bilden, namhaft gemacht; wir fügen nur noch hinzu, daß die vier andern „Studien" überschrieben sind: „Die Fremdenpolizei in der Natur" — „die Besetzung der Pflanzen" — „die Nordpolexpedition" — „die Natur der Töne und die Töne der Natur". Tabeln möchten wir an dem Buche nur ein gewisses Haschen nach geistreicher Wendung, das den Verfasser mitunter zu Geschmacklosigkeiten verführt, und ihn zuweilen in einen Feuilletonstyl verfallen läßt, welcher für den Stoff nicht paßt. So ist seine erste „Studie" nichts anders als eine Ueberschrift über die Wanderungen, welche von rationellen und irrationellen Wesen in der Natur vorgenommen werden, und er nennt das „Fremdenpolizei!"

Die bedeutendste neue Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtsforschreibung ist der sechste Band von dem Leben des Ministers Freiherrn von Stein, von G. H. Pertz. Berlin 1855. Mit diesem sechsten, in zwei Hälften zerfallenden und nicht weniger als anderthalbtausend Seiten zählenden, Bande ist das ganze Werk abgeschlossen; es umfaßt die Jahre 1823 bis 1831, also den ganzen eigentlichen Lebensabend des berühmten Staatsmanns. Man weiß, wie in Preußen die reformatorischen Gedanken, deren hervorragendster

Digitized by Google

Ausdruck Stein war, von einer ihnen entgegenarbeitenden Partei, als deren Spitze und Vorkämpfer der Fürst Wittgenstein galt, verdrängt wurden, sobald die Staatsverhältnisse nach 1814 sich neu befestigt hatten. Wie ein neuer Aristides saß unterdeß Stein still auf seiner westphälischen Herrschaft Cappenberg, ohne Einfluß auf Alles, was zum Bereiche der höheren Politik gehörte, bei deren Erörterung man des hitzigen Feuergeistes in Berlin gern enthehrte. Verstimmt betrachtete Stein unterdeß von seiner Zurückgezogenheit aus den Lauf der Weltereignisse; aber gelassen und resignirt machte er nicht den leisesten Versuch, auf die Schicksale seines Landes neu einzuwirken — selbst der Wunsch scheint ihm fern geblieben zu sein. Aber lebhaft bewegten seine Seele die großen europäischen Ereignisse der Zeit, über welche er sich in diesen Briefen — der vorliegende sechste Band seiner Lebensbeschreibung enthält hauptsächlich nur Briefwechsel — rückhaltlos ausspricht. Der griechischen Insurrection folgt seine ganze wärmste Theilnahme; auch der Polenaufstand von 1830, den er argen Mißgriffen der russischen Regierung zuschreibt, kann nicht anders, als ihn tief erschüttern; aber in wahren Zorn geräth der ritterliche Greis über die Losreißung Belgiens von Holland; er kann nicht Worte genug finden, um dieses „brutalen, tyrischen, ohne allen vernünftigen Bewegungsgrund unternommenen Aufruhr" zu charakterisiren. „Ich würde," sagt er, „den armen Prinzen Otto (von Bayern) beklagen, wenn er König von Belgien werden sollte, und an seiner Stelle Griechenland vorziehen, welches von einem geistreichen Volke bewohnt ist, während diese guten Belgier sich niemals in den Wissenschaften ausgezeichnet haben — ich habe nie ein Buch von einem Belgier gelesen, ausgenommen Justus Lipsius de magnitudine Romana, aus dem 17. Jahrhundert, welches doch seitdem sein Ueberstrich ist." — Einen prunenden Blick in die Zukunft hat der Eremit von Cappenberg durch diese Worte nicht eben bewährt! — Stein's Abneigung gegen Frankreich, dessen bürgerliche Gesellschaft er mit der Pradt (s. Seite 1152) dem Untergange zueilen sieht, konnte nicht gemildert werden, durch die persönliche Kränkung, welche ihm gegen das Ende seines Lebens von dort her widerfuhr. Es hatte sich ein junger Sachse, Clat von der Sahla-Sahland, 1811 nach Paris aufgemacht, in der Absicht, Bonaparte zu ermorden, ihn wo möglich mit dem ganzen Corps legislatiy durch Knallstider in die Luft zu sprengen. Sahla's Familie ließ ihn jedoch in Paris verhaften; bei der ersten Einnahme von Paris durch die Alliirten befreit, kehrte er nach Sachsen zurück; aber als Bonaparte von Elba zurückgekommen, machte er sich abermals in derselben Absicht nach Paris auf den Weg. Er trug sein Knallfläser — ein Viertelpfund — in der Tasche mit sich herum. In einer der Straßen von Paris fiel er zu Boden, das Knallfläser entzündete sich und Sahla gerieth, furchtbar verstümmelt, der Polizei Fouché's in die Hände. Die letztere wollte, scheint es, einen Versuch gegen das Leben des Kaisers nicht rachlos werden lassen, und erfand das Märchen, Sahla sei vom Fürsten Hardenberg angestiftet, Napoleon, und von Stein aufgefordert, auch den bayerischen Minister Montgelas zu ermorden; er sei aber nach Paris gekommen, solche Abscheulichkeiten und andere preußische Geheimnisse mehr der französischen Regierung zu vertrauen. Diese Geschichte erzählte nun Bourienne im 8. Bande seiner Memoiren, und Stein gerieth darüber ganz außer sich. Statt die Erzählung sich durch ihre eigne Absurdität verurtheilen zu lassen, beschäftigte er sich lange mit Entgegnungen und Zeitungserklärungen, die von einem Stein gegen einen Menschen, wie Bourienne, gewiß überflüssig waren. — Stein's eigene Thätigkeit während seiner letzten Jahre beschränkte sich auf seine Theilnahme an den Verhandlungen des Provinzial-Landtags, dem er als Marschall präsidirte, und an andern provinziellen Angelegenheiten; auf Beförderung der Herausgabe der Monumenta germanica und auf Verwaltung und Verbesserung seines ausgedehnten Grundbesitzes. Täglich widmete er in der Morgenfrühe eine viertel oder halbe Stunde dem Gebet und der stillen Betrachtung. Der religiöse Geist, welcher ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet hatte, stand ihm auch in seinen letzten Stunden zur Seite. Er starb mit vollem Bewußtsein und mit der Ruhe eines Weisen am 29. Juni 1831. Der Leib, in welchem eine so thatkräftige, wohlwollende, patriotische aber nur zu leidenschaftliche Seele gewohnt hatte, wurde nach Stein's, im Herzogthum Nassau liegender Herrschaft Früchet gebracht, wo sie im Erbbegräbniß der Familie bestattet ist. — Im Ganzen haben wir gegen den vorliegenden Abschluß der Arbeit von Pertz das einzuwenden, daß sie in Mittheilung von Briefen Stein's und seiner Freunde weitaus zu viel thut. Eine Menge von Aeußerungen, welche sich nur auf westphälische Tagesangelegenheiten beziehen, hätten weggelassen werden können, um nicht der Leseravacität des Publicums zu viel zuzumuthen. Dagegen hält der Biograph sich selbst als Erzähler zu bescheiden im Hintergrund. Und doch erzählt er gut, einfach und natürlich, wie z. B. die folgende Stelle aus der Darstellung der letzten Tage des berühmten Ministers zeigt: „Eines Tages wiederholte sich bei Stein der Schlaganfall des vorigen Jahres. Er sank bei Tische um, die Zunge war gelähmt, und er blieb während fünf Stunden in tiefer Ohnmacht. Als er erwachte und die Zunge wieder bewegen konnte, hörte man ihn seufzen: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen!" — Bald darauf kam der Schulze Alt-Cappenberg aus der Messe, den Minister zu besuchen, zu dem er unangemeldet zu gehen pflegte. Er fand ihn auf dem langen Gange spazierend. Nach der Begrüßung sagte der Minister: „Wie geht es Ihnen, Herr Schulze?" — „Als es mit so alten Kerls, als wir sind, zu thun pflegt; aber was habe ich gehört, Ihre Guaden Excellenz wären zu Boden gestürzt?" — „Ja," erwiederte der Minister, „ich bekam über Tisch einen starken Schwindel." — Der Schulze fuhr fort: „Ich bin nun auch schon sinsmal zu Boden gestürzt, daß sie mich jedesmal für todt hin's Haus getragen haben. Sie sollten aber sehen, Ihre Guaden Excellenz, wenn es wieder repetirt, so sollen sie mir wohl daran müssen!" — „Mein lieber Herr Schulze," versetzte Stein, „das steht Alles in Gottes Hand." — Des Bauern Gutachten sollte in wenig Wochen an Beiden sich bewähren! — Im Mai 1831, als Stein von einem Waldspaziergange mit seinem Rentmeister Pork in den Garten zurückkehrte, sagte er: „Kommen Sie, wir wollen uns in der Laube etwas ausruhen." Als sie saßen und auf seine Aufforderung der Begleiter eine Pfeife anzündete, strich Stein stille für sich hin mit seinem „brannen Hengst" (so nannte er seinen Spaziersto) eine Rinne in den Sand. Plötzlich drehte er sich zu Pork um und sagte in der größten Heftigkeit: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben. Fürchterliche Kriege, Völkerwanderungen und Gott weiß was noch alles Fürchterliche mehr." — Leider sind, wie gesagt, solche Stellen, wo Pertz als Erzähler auftritt und den großen Staatsmann uns menschlich nahe bringt, wenige in unserm Bande seines großen Werks, und statt dessen, neben der interessanten Correspondenz mit dem Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, dem ältern Gagern, E. M. Arndt, Gneisenau, dem Erzbischof Spiegel, Niebuhr, Pertz und mehren Andern, eine Menge überflüssiger Papierschnitzel gegeben. —

Das Leben Stein's von Pertz steht in der Mitte zwischen Geschichte und Biographie und leidet und deshalb zu einem Werke hinüber, welches ganz dem letzteren Fache, dem der Lebensbeschreibung angehört, und das wir nicht übergehen dürfen, wenn es auch ein französisches Werk ist. Die Literatur ist ja heute eine Weltliteratur, und eine so bedeutende Erscheinung wie die „Histoire de ma vie" von George Sand, bürgert sich rasch auch bei uns ein, durch Uebersetzungen und wohlfeile Ausgaben. Die uns vorliegende Ausgabe erscheint in Leipzig bei Schnee und ist ziemlich correct gedruckt. Bis jetzt umfaßt sie die ersten sechs Bändchen. Die Saud hat ihre ganze Gesellschaftsbeobachtergabe und ihre unübertroffene Meisterschaft zumeist in der einfachen Erzählung bewiesen: in diese wußte sie immer die ganze Gluth ihrer Einbildungskraft, den ganzen zauberhaften Reichthum ihrer Gedanken und die lebhaftigkeit ihres Gefühls zu legen, so daß sie alle Welt fesselte, mochten jene Gedanken auch oft sehr paradox und dieses Gefühl nicht immer das natürlich richtige sein. Trocken und un-

Digitized by Google

genießbar wurde sie nur, wenn sie ihr wahres Gebiet, das des Seelenlebens und seiner Erschütterungen, verließ und zu philosophiren begann. — Jene Meisterschaft in der Erzählung bewährt sie nun auch in der Geschichte ihres Lebens — aber sie bleibt sich nicht immer darin gleich. Denn erstens ist ihre Darstellung im Anfange ohne logische Ordnung und verworren; und zweitens ist dieselbe viel zu breit und weitschweifig angelegt. Dafür hat die „Histoire de ma vie“ jedoch nicht allein alles das Anziehende, was schon die erzählende Persönlichkeit bedingt, sondern sie rollt auch ein merkwürdiges Stizenbild vor uns auf, in welchem sich die französische Welt während und nach der ersten Revolution abspiegelt — eine Welt, die in geschraubter Weise ihre sittlich und religiös verwildert erscheint. Und indem die Sand die Einflüsse und Eindrücke, welche ihre Jugend umgaben und ausprägten, schildert, zeigt sich uns das geistige Band, welches eine solche Jugend mit dem literarischen Wirken der reiferen Jahre verknüpft hält; sie läßt uns die innere Verbindung der Erfahrungen ihres Gemüths mit ihrem späteren eifrigen Propagandathum wider die unantastbarste sittliche Grundlage der Gesellschaft entdecken. Die Sand hat durch ihre Lebensschicksale nie den tieferen und heiligen Gehalt des Verhältnisses, welches sie zu untergraben bestissen gewesen ist — freilich mit dem sophistischen Bewußtsein, daß sie nur gegen seine Entartung und seine Entweihung kämpfe — sie hat jenen Gehalt nie durch eigene Erfahrung kennen gelernt. Früh des Vaters beraubt, von der Mutter entfernt gehalten, unter Domestiken im Hause einer mit Vorurtheilen genährten Großmutter aufwachsend, ist sie eigentlichem Familienleben immer fern und fremd geblieben. Von Religion ist dem Kinde nie geredet, alle religiösen Ideen sind durch die, in der Schule Voltaires erzogene Großmutter gestissentlich von ihr fern gehalten worden. Dann hat man sie drei Jahre lang in ein Kloster gebracht, wo sie einem andern Extrem, einer schwärmerischen, abergläubischen Devotion verfallen ist. Andrer Verhältnisse sind sie dann wieder inmitten zwischen zwei Extremen der Gesellschaft, zwischen ihrer künstlerisch lebende Mutter, eine ehemalige Grisette, ein Kind des Pflasters von Paris, und die protestirende, vornehme Großmutter, die Gebieterin von Nohant und Tochter des Marschalls von Sachsen, gestellt. — Es ist aber außerordentlich anziehend, die geistige Entwicklung der Sand aus solchen Umständen heraus zu verfolgen, und den inneren Zusammenhang der äußeren Beziehtnisse ihres Lebens mit den Richtungen ihres Denkens und Fühlens zu analysiren. Stoicismus, Unabhängigkeitssinn, Wahrheitsliebe und ein männlicher Muth sind neben großer Leidenschaftlichkeit das, was zunächst diesem Charakter aus der eigenen angeborenen Natur heraus treu durch's Leben folgt. Was das Leben hinzufügt zur Ausbildung dieser, ihrem ganzen Wesen nach zu einem vielbewegten, in Extremen schwankenden Künstlergemüth angelegten, Individualität, sind andere Eigenschaften, deren Gröteterung jedoch vorschnell sein würde, so lange nicht das ganze Werk vor uns liegt — wie haben bis jetzt erst den Anfang desselben. Die erhalten in den ersten zwei Bänden die Geschichte der Abstammung der Dudevant vom Marschall von Sachsen, dessen natürliche Tochter Aurore sich mit einem Herrn Dupin de Francueil vermählte; aus dieser Ehe entsprang ein Sohn, Maurice Dupin, welcher auf dem Gute Nohant im Berry von seiner verwittweten Mutter erzogen wurde. Maurice Dupin trat 1798 in Militärdienste, erwarb sich einige Jahre später das Officiercapatent, lernte in Italien die ehemalige Geliebte eines Generals kennen, heiratete diese später in Paris, im Juni des J. 1805, und am 5. Juli desselben Jahres gebar ihm diese Frau seine Tochter Maeie Aurore, unser große Dichterin. Maurice Dupin nahm mit großer Beavour an den meisten Feldzügen der nächsten Jahre Theil, ohne sich dadurch in seiner Carriere wesentlich gefördert zu sehen. Er wied endlich Rittmeister und Ritter der Ehrenlegion. Ueber seine militairischen Celebnisse geben seine Briefe Aufschluß, welche uns mit übrigssigner Ausführlichkeit im ersten und zweiten Bande der „Histoire de ma vie“ mitgetheilt werden. Dann finden wir ihn während des Jahres 1808 als Adjutanten Murat's in Madrid, im Palaste des flüchtigen Friedensfürsten Godoy wohnend, wo seine in Paris zurückgelassene Gattin ihn aufzusuchen kommt. Marie Aurore begleitet die Mutter auf der waghalsigen Fahrt nach Madrid, und hat im dritten Bande unsres Buchs die Eindrücke ihrer spanischen Reiseerlebnisse höchst anziehend beschrieben. Ihr Vater kehrt mit den Seinen kurz nachher im Urlaub nach Frankreich heim, und begiebt sich mit ihnen auf seiner Mutter Gut, Schloß Nohant. Hier findet sein an kriegerischen Abenteuern reiches Leben durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde ein vorzeitiges Ende. Nachdem durch solche erschütternde Katastrophe das Band gelöst ist, welches die alte Gebieterin von Nohant mit der Gattin ihres Sohnes in erträglicher, freilich oft gestörter Harmonie erhielt, trennen sich beide Frauen. Die Wittwe des Verunglückten lebt von nun an mit einer natürlichen Tochter in Paris; die Großmutter jedoch hält ihre Enkelin Aurore, welche ihre Erbin zu werden bestimmt ist, bei sich in Nohant zurück. Band III. und IV. sind der Schilderung des Jugendlebens in Nohant, das mit vorübergehenden Aufenthalten in Paris abwechselt, wohin die Großmutter sich während der Wintermonate begiebt, gewidmet. Die alte Dame wendet Alles, was in ihren Kräften steht, an, um das tiefe, leidenschaftliche, zärtliche Gemüth des Kindes der Mutter zu entfremden. Aber Aurora zeigt, daß nichts ihre Liebe zu ihrer Mutter vermindern kann; ihr Dichten und Trachten ist fortwährend auf eine Wiedervereinigung mit derselben gerichtet. Die Großmutter glaubt nun, ein radicales Heilmittel anwenden zu dürfen, sie macht Auroren Aufschluß über das Leben und die Vergangenheit ihrer Mutter — Aufschlüsse, welche das Kind nicht ganz zu verstehen und zu fassen vermag, aber die eine ganz entsetzliche Wirkung auf ihre junge, reine, liebebedürftige und harmlose Seele hervorbringen. Erschrocken über die Wirkung ihres unverzeihlichen Schrittes entschließt sich die Großmutter endlich, ihre Enkelin zur Erziehung dem Kloster der englischen Nonnen zu Paris anzuvertrauen. Dem Aufenthalt in diesem Kloster sind Band V. und VI. der „Histoire de ma vie“ gewidmet.

Die angegebenen Thatsachen bilden das dürftige Gerippe, welches die Sand mit ihren Schilderungen, Erzählungen, Charakterisirungen umkleidet. Es sind Partbien in ihren Buche, welche den glänzendsten Seiten ihrer Romane gleich kommen. Besonders glücklich ist sie in den kurzen und scharfen Portraitirungen der Umgebungen ihrer Großmutter, der Dienerschaft auf Nohant, der „vieilles comtesses“, welche ihre Gesellschaft in Paris bilden, der Nonnen und Zöglinge im Kloster der englischen Fräulein; dann in der Schilderung ihres inneren Seelenzustandes, ihrer Träumereien und ihrer religiösen Empfindungen, welche sie dahin führen, für eine Gottheit, die sie sich aus dem schwärmerischen Bedürfniß ihrer eigenen Seele schafft, ganz wie einst der junge Goethe, einen eigenen Cultus zu erfinnen, einen eigenen Altar zu erbauen. Vortrefflich ist auch die Darstellung jener Periode ihres Jugendlebens, in welcher sie in Folge der im Kloster erhaltenen Eindrücke von völligem Unglauben zu tiefer Devotion übergeht. Das ganze Werk hat nur den Fehler, daß es von einer gewissen Geschwätzigkeit an vielen Stellen zu weit gedehnt ist, dagegen ruht über dem ganzen eine liebenswürdige Unbefangenheit, eine harmlose Offenheit und, was das Merkwürdigste, es ist keine Spur von Eitelkeit darin zu entdecken, welche der Verfasserin die Feder geführt hätte. Auch ist es durchaus züchtig geschrieben. Die, welche Befriedigung einer am Scandal sich weidenden Neugier darin gesucht haben, werden sich völlig getäuscht finden.

Es wurde oben bemerkt, daß sich der Stimmung der Gegenwart eine historische Richtung in der schönen Literatur werde anschließen müssen. In der That haben ja unsere Dichter schon lange begonnen vorzugsweise die Erzählung vor den bloß lyrischen Ergüssen zu begünstigen. Roquette, Max Waldau, A. Becker, (Jung-Friedel,) Scheffler, (der Trompeter von Säckingen,) Pape, (Eckard,) Wolfgang Müller, Gustav zu Puttlitz u. A. haben so viel poetische Erzählungen zu gleicher Zeit geliefert, wie sie seit Langem nicht, oder wohl nie vorher in einer und derselben Periode erschienen sind. Auch die

Digitized by Google

Romane, welche uns vorliegen: „Der Pfarrer von Grafenried“, von Alfred Meißner, der „Ekkehard“, von Schaffler, „der Hof des Königs Jerome“, von H. Koenig, sind rein historische Romane, oder doch wie „die Diakonissin“, von K. Gutzkow, „Soll und Haben“, von Freytag, Sittenromane, welche eng an die Geschichte des Tages, an die historisch gegebenen Zustände der Gegenwart anknüpfen. Von den genannten Büchern ist Gutzkow's Diakonissin (Frankfurt 1855) schon vor längerer Zeit erschienen. Es ist ganz in des Verfassers geistreicher Weise, mit seiner scharf individualisirenden Charakteristik geschrieben; es ist eine seiner guten Novellen, wie Gutzkow sie früher für einige Jahrgänge der Urania lieferte. Aber sie hat ihre Schwäche darin, daß sie einen Stoff, welcher wesentlich dem neu erwachenden, religiösen Bewußtsein der Gegenwart angehört, behandelt, ohne daß der Verfasser selbst einen religiösen Standpunct einnimmt und an seine Arbeit einen religiösen Gedanken hinanbringt. Sie ist hervorgegangen aus einem instinctartigen Unbehagen an dem Wirken der „inneren Mission,“ ohne dies Unbehagen durch übergreifende Thatsachen zu rechtfertigen. Vor zehn oder fünfzehn Jahren hätte Gutzkow diesen Stoff anders behandelt. Ob mit größerer Gerechtigkeit gegen die „innere Mission“, das wissen wir nicht, sicherlich nicht mit größerer Mäßigung und größerer Zurückhaltung.

„Der Pfarrer von Grafenried“, von Alfred Meißner (2 Bände, Hamburg 1855), ist ein Buch, von dem wir gern Besseres sagten, als wir es zu thun im Stande sind. Es ist ein schönes Vorrecht der Dichter, daß sie ewig jung bleiben. Aber Meißner macht von diesem Vorrecht einen zu ausgedehnten Gebrauch. Seine Urtheile bleiben zu lange auf demselben Puncte jugendlicher Voraussetzungen stehen. Wir wollen hier nicht mit ihm darüber rechten, daß er politischen Ueberzeugungen treu geblieben ist; wohl aber, daß seine politische Ueberzeugung sich nicht seit 1848 mit tieferer und reiferer Einsicht in das Wesen der Staatsverhältnisse und der menschlichen Dinge gepaart hat. Ueber die Naivetät eines kindlichen Gemüths, die den Lyriker so schön kleidet und ihn so liebenswürdig macht, sind wir, wenn es sich um die Schlagwworte von 1848 handelt, hinaus. Der Pfarrer von Grafenried ist, was man nennt, ein gut geschriebenes Buch. Es liegt ihm auch eine vortreffliche Idee zum Grunde; diese ist jedoch so wenig herausgearbeitet, und so wenig dazu benutzt, das episodenhafte Werk zu einem abgerundeten Ganzen zu verschmelzen, daß wir zweifeln, ob der Verfasser sich der Idee selber bewußt geworden. Sie ist, um es prägnant mit einem Worte auszudrücken: des Deutschen Schwäche liegt in seiner Stärke. Der Anschwung seiner Kraft wird niedergezogen von dem Zug in die Tiefe, der sein geistiges Leben charakterisirt, von dem wuchtigen Ernst, der auf den Regungen seines Gemüths lastet. Sein Wille erhebt sich stark und groß zum Kampfe, aber sein Gefühl läßt ihn mitleidig zurückbeben vor dem Schmerz der Wunde, welche er dem Gegner verursachen wird, und der erhobene Arm sinkt wieder zurück; das Gemüth hat das eine Lager innerlich mit dem andern Lager durch unzerreißbare, herüber und hinüber spielende Fäden verbunden, und so brechen beide Lager auf und ziehen ab, ohne sich ein Leides gethan zu haben, wie die Lager Wallenstein's und Gustav Adolf's bei Nürnberg.

Der Roman: der Pfarrer von Grafenried, besteht aus folgenden Geschichten, die eigentlich sich fremd und nur durch eine Personal-Union, wie Schweden und Norwegen unter einander verbunden sind. Reinhold, der Held, ein hoffnungsvoller Candidat der Theologie, kommt an den Hof eines kleinen deutschen Souverains in Thüringen. Er spielt hier einen Roman mit einer Prinzessin, der viel Unwahrscheinliches hat, und wie es nicht anders sein kann, unglücklich endet. Das Verhältniß wird entdeckt und die Prinzessin heirathet rasch, um den ihr drohenden Sturm zu beschwören, einen, von den Ihrigen ihr bestimmten Prinzen, Geschichte Nr. 1.

Reinhold ist Pfarrer; er hat sich eine Familie gegründet, er wirkt im liberalen Sinne der Zeit nach der Julirevolution, ist reiner Humanist, hält demokratische Predigten, welche ein Schweizer Buchhändler druckt, wird (notabene ohne Verhör, Untersuchung und Urtheil!) abgesetzt und fristet sich kümmerlich durch Stundengeben das Leben, bis er als Lehrer des Sohnes seiner Prinzessin wieder angestellt wird. Geschichte Numero 2.

Die Mutter der Prinzessin lebt in Italien und Paris in einem anständigen Verhältniß mit einem italienischen Sänger. Der Gemahl der Prinzessin verbrängt diesen aus der Gunst der Dame; der leidenschaftliche Italiener verfolgt aber das treulose Paar bis nach Paris, und dort tödtet ihn der Prinz. Die Prinzessin wird darauf von ihrem nichtsnutzigen Gemahl geschieden. Geschichte Nummero 3.

Die Märzrevolution erfaßt auch das kleine thüringische Fürstenthum. Reinhold wird Märzminister. Aber jetzt entdeckt sich, daß er ein illegitimer Sohn des Herzogs ist, gegen den er rebellirt hat. Schon lange ist ein tiefer Zwiespalt in seiner Seele, weil sich seine „freisinnigen“ Bestrebungen gegen einen Fürsten richten, dem er zur tiefsten Dankbarkeit wegen vielfacher Wohlthaten verpflichtet ist. Die Entdeckung, daß er sich gegen seinen eigenen Vater empört hat, bricht ihm das Herz. Bei der Revision der von ihm entworfenen neuen Constitution trifft ihn der Schlag, nachdem er eben den Paragraph 1: „Alle Gewalt geht vom Volke aus“, mit zwei dicken ungestümen Federstrichen vernichtet hat! — Das wäre die vierte Geschichte.

Der Verfasser kann uns einwerfen, daß er diese vier, so lose zusammenhängenden Episoden gebraucht habe, um den Charakter seines Helden sich im Drang der Welt und der Zeit ausbilden zu lassen. Der Charakter Reinholds bildet sich aber nicht aus, er bleibt vom Anfang bis zum Ende ein gutmüthiger, kurzsichtiger Schwärmer. Und deshalb legen wir das Buch ohne Befriedigung aus der Hand. Es wird sicherlich seine Leser finden, denen die Charaktere desselben große Theilnahme einflößen, welche der Fabel mit Spannung folgen, und besonders der dritten Episode, welche am besten erfunden und erzählt ist, ihren ganzen Beifall schenken. Ein Mann von dem glänzenden Talente Alfred Meißners schafft nichts Schlechtes. Aber dieser Versuch im Roman ist nicht der Art, daß wir den Verfasser auffordern möchten, darüber seine glücklicheren Bestrebungen im Fach der Lyrik und des Dramas zu vernachlässigen. Er ist dazu viel zu sehr träumerischer Poet, dem die Beobachtungsgabe des realen Lebens mangelt. „Je nun, ein Menschenleben für einen Hasen, so will's das Gesetzbuch“, heißt es 1. Seite 193. Wir möchten das Gesetzbuch kennen; oder auch Höfe, an welchen der Leibkammerdiener des Herzogs Tabak raucht und gewöhnlich betrunken ist! — Uebrigens muß in A. Meißner auch das noch anerkannt werden, daß er an alle seine Arbeiten mit großem Ernst herantritt und sie gewissenhaft fleißig durchführt. Er bildet in dieser Beziehung einen rühmenswerthen Gegensatz zu Alexander von Sternberg, von dem jüngst der vierte Band der „Nachtlampe“ (Berlin 1855) erschienen ist. Dieses früher so bewundernswürdige, anmuthige und reiche Talent hat sich durch seine Zerfahrenheit und seine heillose Verständigung gegen den eigenen Genius um seinen ganzen Namen gebracht. Die erwähnte neueste Veröffentlichung Sternberg's trägt ganz den Stempel seiner letzten vorliederlichen Schriften. Sie enthält ein Drama: „Alfieri“, in welchem eine Engländerin ihrem Manne fortläuft, um eines Andern Willen, den Sternberg Afferi nennt, der aber eben so gut Mister John, Mr. Dubois oder Herr Müller heißen könnte, denn von einem Italiener ist sehr wenig und von Alfieri gar nichts in ihm. Dann kommt eine Arabeske: „die Fiakstin Lapuchin und Diderot“, ein Dosenbildchen aus dem vorigen Jahrhundert, das gerade da abbricht, wo man glaubt, die Geschichte werde endlich beginnen, und zuletzt werden in einem: „die sieben Nächte in der Haidschenke“, beliebten Aufsatz allerlei Gestalten aus dem Volksaberglauben vorübergeführt, die sehr wenig neu und mit einer unbeschreiblichen Flüchtigkeit flizzirt sind.

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Fötzer

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Zweites Heft.

Das Jägerhaus.

Eine Erzählung von Moritz Reich.

1. Capitel.

Ein dichter Nebel umzog das Gebirge — es war der Schleier, hinter welchem die Natur den grünen Lenz mit allen seinen Knospen und Blüthen vorbereitete, um eines Morgens das erwachende Menschenauge mit der jungen Schöpfung zu überraschen. Ein Mann zog des Weges, dessen leichte Kleidung die Bekanntschaft des jungen Reisenden mit der Natur des Gebirges offenbarte; er fröstelte, denn von der „langen Bank" herüber hatte es tüchtig geregnet, und er war bis auf die Haut durchnäßt; den ohnmächtigen Kragen seines Röckchens hinaufgeschlagen, sich in sich selbst verkriechend, die Augen auf den Pfad hin gerichtet, hätte er einen ängstlichen Eindruck gemacht, wenn ihn ein menschliches Auge durch die Nebelmauern hätte beobachten können. Nun kam ein frischer Wind aus der tiefen Klausenschlucht, der den Nebel zusammenballte und in phantastischen Gestalten vorüberjagte; da hätte ein Jäger Hirsche mit stolzem Geweih, spürende Hunde vorbeiziehen gesehen, unser junge Fremde sieht Schiffe mit Mast und Tauen und flatterndem Segel — das Bellen eines Hundes schreckt ihn auf aus seiner träumerischen Betrachtung der Nebelbilder, er sieht den Giebel eines rothen Ziegeldaches, bald steht das Jägerhaus einladend vor ihm; er wirft einen Blick auf seine tropfenden Kleider und einen auf das schlichte, weiße Haus, in welches einige Stufen bequem führten; der Hund tritt nun heraus aus seiner Hütte, welche sorglich mit Stroh gedeckt war, sieht dem Wanderer mit großen Augen in das Angesicht, wedelt mit dem zottigen Schweif und verkriecht sich wieder lautlos. Dieser steigt die Stufen hinan, tritt in das lange Vorhaus, auf dessen Steinpflaster seine genagelten Schuhe lauten Widerhall wecken; links zeigt sich die Thür in das Zimmer mit messingener Klinke, sie geht vor ihm auf und heraustritt ein Mädchen, dessen schlanke Gestalt ihn so überrascht, daß er fast erschrocken einen Schritt zurückmacht und einen guten Morgen mehr stammelt als spricht. Ihr länglich-ovaler Kopf ist umrahmt von dichten, blonden Locken, welche in reizender Zufälligkeit den blendend weißen Hals mehr offenbaren als bedecken; ein hellblaues Musselinkleid wallt ihr zu den Sohlen herab, ein großes, blaues Auge, das unter goldenen Wimpern ruhig, aber warm emporblickte, lud ihn noch freundlicher ein, als die hellklingenden Worte: „Schönen Dank! bitte, nur herein!" welche sie sprach, während sie in reizender Ungezwungenheit die Thüre weit öffnete und in's Zimmer erwartend zurücktrat. Er folgte ihr gern. Er fröstelte nicht mehr, denn er dachte nicht mehr an sich, als er in dem mit den einfachsten, aber bequemen Möbeln aus massivem Eichenholz versehenen Zimmer stand, allein mit der Göttin dieses Orts, der schlanken Artemis. Ueber der Thür drohte ein Hirschgeweih herab; die Wände hingen voll alter, verrosteter Gewehre, was mit der Heimlichkeit der friedlichen Gegenstände der Stube sehr contrastirte. Ein Buch lag auf dem Räthischen aufgeschlagen — also dort saß die Holde und las, in tiefer Einsamkeit mit ihrem Dichter — wer mag der Glückliche sein? — als ich sie störte. — „Mein Fräulein! läge nicht dort ein Buch — ich dächte an einem Zauberorte zu sein und fürchtete, daß mir das gastliche Haus und seine holde Göttin plötzlich in Duft zerfließen könnten." — „Ich las eben Stifter!" sagte Lenore, angenehm berührt von dem freundklingenden Accente des Reisenden. „Können denn Götter nicht auch Bücher haben?" — „Sie bedürfen keiner!" antwortete er lakonisch. Sie erröthete sanft, denn sie mußte den Eintritt des jungen Fremden in das Jägerhaus wie eine augenblickliche Erfüllung des stillen Wunsches ansehen, der in ihr bei dem Lesen der Narrenburg von Stifter aufgestiegen war: „warum kömmt hierher in diese Wildnis nicht auch ein Heinrich?" und Heinrich's Schritte hallten auf der Flur, Heinrich's Gestalt trat ihr entgegen — ein frischer Waldhauch lag auf seinem gebräunten, von einem blonden Schnurrbart sanft beschatteten Antlitz, das eine hohe Stirn und sanfte, aber großgeschnittene, blaue Augen germanisirten; konnten in seiner kleinen Reisetasche nicht auch Heinrich's Steine und Blumen, in seinem schönen Kopfe nicht Heinrich's närrische Gedanken wohnen? — Sie traten nun Beide zum Buche heran, dabei kam Lenorens Arm mit Heinrich's nassem Aermel in Berührung. „Mein Gott! Sie sind ja ganz naß!" — „Ja, der starke Regen hat mich von Reichenau her eingeweiht!" — „Aber das ist ja unleidlich!" sie schüttelte sich fröstelnd, als steckte sie selbst in nassen Kleidern; „Sie müssen sich umziehen!" — „Ich habe nichts mitgenommen!" — „So leihe ich

Digitized by Google

Ihnen meines Vaters Kleider!“ — Ehe Heinrich protestiren konnte, war Lenore zur Thüre hinaus; sein Herz zitterte leise vor Wonne, daß die Holde sich um ihn bekümmerte, und als wollte er ein Orakel fragen, sah er in das offene Buch, die Stelle war's, wo die Geliebten bei Nacht im Garten voll Mondschein mit einander sosend lispeln! Glückliches Omen! Das flinke Mädchen kam mit einem grünen Jägerwamms und einer Jacke mit grünem Kragen zurück; „Wie heißen Sie?“ frug er komisch-schnell der Eintretenden entgegen; — „Lenore! und Sie?“ — „Ich, Heinrich!“ — „Ach, das ist herrlich!“ rief sie unbesonnen aus, und um die Röthe zu verbergen, welche mit der Besinnung auf ihrer Wange erschien, lief sie, ihm das Gewand in der Hand lassend, eilig zur Thüre hinaus. — Während sich Heinrich umkleidete, überlegte er, wie sich ein jedes andere Mädchen, das er bisher in der Welt kennen gelernt, in gleichen Umständen so ganz anders benommen hätte. „Ich trete als ein Fremder in dies einsam gelegene Haus, ein Mädchen sieht sich mir allein gegenüber, erschrickt nicht, ist nicht verlegen, genirt sich nicht, mir die Bequemlichkeit des Umkleidens zu gestatten, mir sogar selbst die Kleidungsstücke ihres Vaters zu bringen — und wie steht ihr diese Freiheit so gut, die andere Mädchen frech erscheinen ließe! sie scheint gleich einer Göttin unverletzlich, sicher wie bedeckt mit dem Schild der Athene!“ — Er war nun in der vergilbten Jägertracht und hängte sein nasses Gewand an dem großen, grünen Kachelofen auf, der trotz der vorgerückten Jahreszeit (denn schon hatte der Mai begonnen) eine angenehme Wärme ausstrahlte; scheu blickte er nach der Thür und eilte vor einen Wandspiegel, sich in seiner absonderlichen Metamorphose zu betrachten. Er gefiel sich nicht übel und sah oft nach der Thür, ob Lenore nicht kommen wolle, und als sie nach einigen Minuten noch immer nicht erschien, beschloß er, sie aufzusuchen. „Ist es nicht echt weiblich,“ dachte Heinrich, indem er das Vorhaus durchspähte, „daß sie nicht eher in die Stube zurückkehrt, bis du sie ihr entgegentretend überzeugst, daß die Umwandlung bereits gewiß vollzogen worden?“ — Hinten ging eine Thür in den Hofraum, er durcheilte diesen und kam durch eine zweite Thür in einen Garten; er blieb am Eingang stehen, hielt den Athem an und sah, ganz Auge, Lenore, welche ihn nicht kommen gehört, träumerisch in ein Naturspiel verloren, welches die Morgensonne, die endlich hervorbrach, in dem Nebel des Westens erzeugte: er erglühte schamroth, zerfloß um die Scheitel der waldigen Berge in rosigen und endlich in violetten Duft und ließ den blauen Aether golden erglänzen, fiel als silberner Schleier von den Wipfeln der Bäume und zog, von einem sanften Morgenwind bewegt, flatternd durch die Thäler. Leonore stand nun in vollem Sonnenlichte, ihr frisches Antlitz war rosig angehaucht, aus ihrem Auge strahlte der Himmel zurück und ihre ganze Gestalt athmete Seligkeit. Jetzt fing unten in der Klauseschlucht das Mühlrad zu klappern an und weckte Lenore, welche nun den Lauscher sogleich entdeckte und erröthete, denn sie glaubte, er könne auch ihre Gedanken belauscht haben!

Sie konnte ein Lächeln des Wohlgefallens nicht unterdrücken, als sie den fremden, und doch schon liebgewordenen, Mann in dem Jagdkleide ihres Vaters vor sich sah. Er stand beschämt vor ihr da, als fürchtete er, ihr zu mißfallen; links entdeckte er eine Ruhebank und lud Lenore ein, sich dort niederzulassen, um nur aus dem Gegenüber in das ruhigere Nebeneinander zu kommen. Sie setzten sich. Heinrich's Gestalt gefiel auch so; indem er den Vortheil des schönen Wuchses dem Auge entzog, ließ er ihm Zeit, das edle, schon durch das Leben gebildete Antlitz zu betrachten, an dem nicht mehr so sehr die Malerin Seele, als der bildende Meißel des Gelstes erschien. Ohne daß er sich brüstete, sprach aus der stolzgewölbten Brust männlicher Sinn; die Anmuth lächelte um seine Lippen, Würde thronte auf seiner heitern Stirn, Leonore mußte sich gestehen, er sei ein Mann. „Werden Sie eine Zeit lang in unserer Gegend verweilen?“ frug sie und machte zürnende Augen wegen der Bewegung, die sie bei dieser Frage in sich entdeckte. — „Ja wohl! und darf ich wiederkommen?“ erwiederte er eben so bewegt. — „Werden Sie wiederkommen wollen?“ — „Ich werde müssen!“ — Ausweichend fuhr sie fort: „Werden Sie mit meinem Vater etwa Geschäfte abzumachen haben?“ — „Kann sein! Ist Ihr Vater hier Förster?“ — „Er war es; der junge Herr Graf pensionirte ihn, und wo der Vater früher unter dem alten Herrn Grafen allein mit einem Forstadjuncten Alles versah, ist nun ein ganzes Heer von Forstbeamten angestellt; Schade um unsere schönen Wälder! Mein Vater ist untröstlich über den Ruin derselben. Ich dachte nun, Sie wären selber der Herr Graf.“ — „Der bin ich nun freilich nicht.“ — „Doch in seinen Diensten?“ — „Nein!“ — „Jetzt bin ich schon neugierig! Aber warten Sie, sagen Sie mir nichts! ich muß es errathen: Sie sind ein Naturforscher! O, Sie werden hier fostbare Pflanzen finden! Gestehen Sie's nur: in ihrer Reisetasche sind Steine, und wo haben Sie Ihre biecherne Kapsel?“ — „Sie machen mich durch Ihre Sicherheit lachen; ich bin kein Naturforscher!“ — „Nicht? ach Schade! Nun, so sind Sie ein Commis voyageur!“ sagte sie etwas boshaft, weil sie's nicht verschmerzen konnte, sich in ihren Narrenburgs-Hoffnungen getäuscht zu finden. — „O, mein Fräulein! der nun schon gar nicht! Kurz — ich bin ein Holzhändler!“ — In diesem Augenblick vernahm man starke Schritte auf den Brettern vor der Gartenthür, Leonore sprang auf mit dem Rufe: „Der Vater!“ — Heinrich folgte ihr ein wenig furchtsam, schon stand der Alte vor ihnen: ein Graukopf von stämmiger, untersetzter Gestalt, mit langem, überhängendem Schnurbart und kleinen, schelmischen Augen unter wildbuschigen Augenbrauen. Er sah eine Weile verdutzt den Fremden in seinem eigenen Wamms an, Leonore sagte aber schnell: „Der Herr kam ganz durchnäßt herein; that ich Recht, ihm Ihre Kleider zu leihen, Vater?“ Indem sie gleichsam sein Gewissen zum Richter machte, konnte er nur sagen: „O ja, schön willkommen!“ — Heinrich bat noch feinerseits um Entschuldigung. Man trat zusammen den Rückweg in die Stube an, wo etliche Hasen auf den Steinen am Ofen lagen; Leonore wandte sich rasch gegen Heinrich: „Sie müssen nicht glauben, daß mein Vater Wildbieberei treibt, er darf für seinen Bedarf schießen so viel er will!“ — Der Alte hörte diese halblaut gesprochenen Worte nicht, denn er ging mit großen Schritten, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, auf und ab; endlich blieb er vor Lenoren, die sich mit der Küche zu beschäftigen anfing, stehen und fuhr heraus: „Soll da nicht das Donnerwetter dreinschlagen? Märel! Dreißigtausend Klafter auf einen Streich! 's ist himmelschreiend, unerhört, nie dagewesen! meine alten Bäume, unsre schönen Stämme!

Digitized by Google

Der Alte wird sich im Grabe herumdrehen! — Der ist todt, aber ich lebe noch, und so lange ich lebe, gebe ich's nicht zu! Sie sollen den alten Georg Weiler noch kennen lernen! — Kömmt da so ein Hamburger Ladenjunge her und glaubt für seine verschimmelten Thaler unsere guten Bäume mitnehmen zu können — was liegt diesen Herren Oberförstern, Forstmeistern und wie die Racker alle heißen mögen, dran, wenn der Forst gelichtet ist, und die lieben Rehe wie Adam und Eva einen Baum suchen müssen, sich in ihrer Nacktheit zu verbergen — sie schmausen doch ihren Braten, rauchen ihre Cigarren, reiten und fahren für des Herrn Gelder und scheren sich den Teufel um den Wald — die ausstudirten Techniker, die auf der Schulbank das Forsten erlernt haben — ha, ha, ha! 's ist eigentlich nur zum Lachen!" Aber mitten im Lachen ward er plötzlich wild: „Verdammt will ich sein, wenn sie mir nicht eher alle meine Zähne, als nur einen von den alten Stämmen ausreißen sollen! — Und weißt du, wo sie den Galgenschwengel, diesen Hamburger Holzhändler einquartieren wollen? hier! unter meinem Dache soll er wohnen! He, was sagst du dazu, Mädel? ist's nicht zum Lachen?" — Heinrich hörte mit einem gemischten Gefühl der Furcht und Freude die Muthausbrüche des Alten; er fürchtete für seine Neigung zu Lenoren, er freute sich über die alte Treue und stämmige Kraft des verjährten Forstmann's, dem der Wald kein todtes Ding, sondern ein persönlicher, theurer Freund war, für den er mit seinem Leben einstand. Ganz überrascht war er von der Nachricht, daß er hier wohnen sollte; wirklich hatte der Graf ihm von einem Jägerhause geschrieben, wo er würde wohnen können, er hatte aber nicht darauf geachtet, weil er sich nicht von vornherein an eine Wohnung verbinden wollte, die er noch nicht mit eigenen Augen gesehen; welche Aussicht bot sich ihm aber nun dar, mit Lenoren unter einem Dache! „Aber der Vater? Der darf mich nicht kennen! Alles liegt daran, ihn zu täuschen, Zeit zu gewinnen!" — Lenore sah ihn klug an, als wollte sie ihm sagen, sie wisse um Alles! Wenn der Vater den Rücken kehrte, um mit der Hand nachdenklich auf der Fensterscheibe zu trommeln, blickte er sie bittend an, sie nickte bejahend mit dem Kopfe und alle ihre Locken nickten mit, wie die blauen Glöckchen auf dem Felde, wenn der Wind sie bewegt, ihre Häupter neigen. Während Lenore ab- und zuging, um den Tisch zu besorgen, setzte sich Heinrich an das Tischchen, wo Lenore gesessen hatte, ehe er sie aufgestört, und blätterte im Sister, ohne seine Aufmerksamkeit auf irgend eine Stelle fixiren zu können. Er sann über seine kritische Lage nach, denn je länger er weilte, je länger er Lenorens stillem Walten zusah, wie ihr die Dinge in die Hände flogen, wie Alles, was sie berührte, zu tönen schien, wie die Stube, wie das Haus, wie die Gegend (wenn er sie auch noch nicht kannte) so erfüllt von ihr war, wie er selbst in ihrer Gegenwart sich seines Lebens erst ordentlich freute, wie ihm die Welt durch sie erst recht würdig und fröhlich erschien,— desto gewisser ward es ihm, Lenore dürfe ihm nicht wieder entrissen werden, wenn er nicht das Weib verlieren sollte, das er in jugendlicher Selbsttäuschung schon einmal gefunden zu haben vermeint hatte, das er, nachdem ihm darüber die Augen aufgegangen waren, überall vergebens gesucht und hier endlich gefunden. An allen Mädchen, die er bisher kennen gelernt und für die er ein inniges Interesse haben durfte, hatte sein klarer Verstand dem sehnsüchtigen Gemüthe den Possen gespielt, die Achillesferse zu entdecken; alle wünschte er nochmals zurückgeworfen in den Schooß der Natur, um sie daraus endlich rein hervorgehen zu sehen. Hier sah er endlich das weibliche Ideal verkörpert, und sollte es sich entreißen lassen? — Lenore ihrerseits hatte schon viele Männer angezogen, war aber noch von keinem angezogen worden. Der eine hatte Gemüth, aber wenig Verstand, der andere nur Klugheit, ein dritter Herz und Kopf an der rechten Stelle, aber dennoch keine wahre Männlichkeit, denn es fehlte ihm der Probirstein, an dem Beide sich erst erproben müßten, Weil! Trotz seines kurzen Umganges hatte Heinrich hingegen ihr Alles das an ihm gezeigt, was sie von einem Manne verlangte; da war die schönste, durch ein reichbewegtes Leben hergestellte Harmonie zwischen Geist und Seele, Kopf und Herz, Unschuld und Erfahrung, innerer und äußerer Gestalt, Ruhe und Bewegung, Anmuth und Würde! Wie sie das Alles gleich wissen konnte? Durch ihren weiblichen Sinn (ich mag ihn nicht Instinct nennen), der wunderbar durch die Hülle in den Kern dringt, aus Einem Alles erräth! — Heinrich wußte, daß ein neuer Controleur in die Eisenhämmer des Grafen, welche im Bereiche dieser Wälder lagen, aus der Stadt kommen sollte; — „wie, wenn ich einstweilen hier den Controleur spielte, um den Holzhändler zu maßregeln?" — es sträubte sich gewaltsam sein Wahrheitsgefühl sowohl, als jene durch Bildung vermittelte Tendenz der strengsten Wahrheit auch in Kleinigkeiten gegen diese Lüge.

Während er in sich brütete, der Förster verdrießlich hinausstarrte auf den düstern Föhrenwald, Lenore mit Hülfe einer alten Magd, Juliane genannt, den Tisch gedeckt hatte, in dessen Mitte ein hoher, aus lauter Feldblumen geschmackvoll zusammengesetzter Blumenstrauß in einer Vase prangte, erscholl draußen plötzlich, zugleich mit dem rauhen Gebell des Hundes, ein Halloh! nach dem andern und Peitschenhiebe knallten; der Alte lief hinaus, Lenore und Heinrich eilten an's Fenster und Juliane schaute neugierig über ihre Köpfe hinweg, denn ein solcher Lärm war in dieser Einsamkeit unerhört. Nach langem Schreien und Peitschen sah man endlich ein Viergespann, welches, von einem Halbdutzend Bauern gepeitscht, mit Anspannung aller Muskeln einen ungeheuern Balken den Klauseberg hinanschleppte. Der Förster sprach die Fuhrleute an, welche von Strecke zu Strecke stehen blieben. „Der ist aus dem Schwarzgrund, bei meiner Seele! Wem führt Ihr das?" — „Nu, dem Hamburger!" antwortete Einer, sich phlegmatisch am Kopfe kratzend. Zornesröthe schoß dem Waldmeister in das Angesicht. „Ist er denn schon da?" — „Weiß nicht!" — „Wer hat Euch denn gedungen?" — „Herr Regerle!" — „Wer ist der?" — „Sein Gehülfe!" — „Wohin geht der Mast?" — „Zur Eisenbahn!" — „Fahrt zum Teufel!" — Der Alte jagte in das Haus zurück, das Hallohen begann aufs Neue und tönte noch lange in dem Jägerhause neckend fort. „Sie, Herr," stürmte der Waldmeister in die Stube, „wie heißen Sie?" — „Heinrich!" antwortete der Fremde erschrocken. — „Mit dem Zunamen Heinrich?" — „Ja!" — „Sie, Herr Heinrich! da soll das Donnerwetter dreinschlagen! he? Haben Sie den Baum gesehen? haben Sie ihn gesehn, Herr Heinrich?" und er faßte den Holzhändler zutraulich beim Knopfe. „Wie man mir meinen Vater in der schwarzen Truhe fortträg, hat mich's nicht so sehr gerührt, als den Baum

Digitized by Google

da — vier Pferde wie Elefanten — werden noch Vorspann nehmen müssen — ha! ein Mast wird's sein, ein gehöriger Mast! aber der Blitz soll die Herren so niederschmettern, wie sie ihn niedergemacht haben! und den Hamburger obendrein! nicht wahr, Herr Heinrich?" — Lenore ersparte dem Holzhändler dadurch die gefährliche Antwort, daß sie rief: „Bitte, zu Tische!" und den Vater mit schmeichelnden Händen in seinen Altvaterstuhl hineinpraktizirte, dem Gaste rechts einen Platz anwies, ihr gegenüber, und sogleich die duftende Suppenschüssel selber auftrug. — „Aber ich hörte," sagte Heinrich, „das Holz, welches der Hamburger angekauft hat, sei überständig?" — „Erlauben Sie, Herr Heinrich, was sind Sie?" frug der Alte mit treuherzigen Augen ihm in die Seele schauend; die Lüge mußte dran, schon gebot sie nunmehr die Höflichkeit. „Ich bin der Eisenhammer-Controleur!" sprach er halblaut und blickte halb bittend, halb Abbitte thuend Leonore an. Diese sagte mit einem scherzhaften Anklang: „Lassen Sie die Suppe nicht auskühlen, Herr Controleur!" und sah ihn schelmisch an. Er gehorchte; welch eine Wethe bekam das Essen für ihn durch die Gemeinsamkeit mit Lenoren! er glaubte noch nie so gegessen zu haben. Wie spielte sie so zierlich mit dem Löffel! was sie berührte, das gehörte ihr auf immer; nur in ihrer Hand konnte er ein Buch unentweiht denken, denn sie hielt es so, als hätte sie es geschrieben! Es war kein äußerliches Ding mehr, es war vielmehr der Inhalt ihrer eigenen Seele, den sie sich vorhielt. So verlor die Speise durch ihre Berührung alles Irdische, sie verwandelte sich gleich in den Ichor, der ihren Götterleib nährend durchströmen sollte; die feinste Sitte war ihr angeboren, das einfache Waldmädchen ging unbewußt mit dem Tischgeräthe so elegant um, wie es nur immer die nobelste Salondame vermöchte, nur hatte sie eben die Naivetät voraus. Sie beobachtete ihn unbemerkt ebenso beim Essen, und freute sich, den Adel seiner Seele auch da zu finden, wo Andere nur ein thierisches Bedürfniß befriedigen.

Der Waldmeister störte sie aber in ihrer gegenseitigen Beobachtung. „Freut mich, Herr Controleur, Sie zu bewirthen!" sagte er anfrichtig, „aber was Sie da von „überständig" sprachen, mit Verlaub, das ist erstunken und erlogen! Die Herren sagen: Wir haben systemisirt, das Holz ist überständig! — Das heißt: der Herr Graf braucht Geld, und uns geht sein Forst nichts weiter an! Weil vielleicht zweihundert Klafter überständig sind, das heißt nicht mehr zu sondern abnehmen, wie es denn auch den lieben Menschen und dem lieben Vieh ergeht, daß wir wachsen und wachsen, daß man meinen sollte, das werde immer so fortgehen, auf einmal dreht sich das Blatt um, und wir wachsen rückwärts in die Erd' 'nein! Weil also, wie gesagt, etwas Holz überständig ist, schreit man gleich von hunderttausend Klaftern, um bequem fällen zu dürfen, ohne roth zu werden! Ich heiß Georg Weiler und bin im Forste aufgewachsen, mein Vater war Waldmeister, mein Großvater und Urgroßvater — Gott sei Dank! ich habe keinen Sohn, denn unter dem neuen Regiment wär' auch nur so ein studirter Forstlügenmeister aus ihm geworden! dixi: 's ist Lug und Trug mit dem Ueberständig!" — Bei dem: Gott sei Dank, ich habe keinen Sohn! fuhr ein dunkler Schatten schmerzlicher Erinnerung über Stirn und Auge des Waldmeisters; Lenore bemerkte ihn wehmüthig. Da Heinrich's Augen sinnend auf der Vase ruhten, glaubte der Alte, er wundre sich über den kostbaren Hausrath und sagte: „Das hat Lenore in Reichenau auf einer Licitation gekauft. Freilich paßt's nicht recht zu unserm Apparat; aber 's Mädel macht allerlei Narrenstreiche — denken Sie 'mal, Herr Controleur, sie studirt Botanik! was sagen Sie dazu?" — „Ich schäme mich," versetzte Heinrich, „daß ich nichts davon verstehe! Aber Sie lernen wohl nicht all die lateinischen, griechischen und sonstigen Namen, welche ich mir gar nicht von Ihnen ausgesprochen denken kann?" — „Ja, ich lerne auch die barbarischen Namen!" sagte Lenore, „und hasse die für die Frauen besonders zurechtgelegten Wissenschaften, als ob wir nicht auch Ernst und Verstand hätten, als ob wir nur spielen, nur empfinden und uns unterhalten wollten!" Eine leise Zornesröthe glühte in ihrem Antlitz bei diesen Worten und Heinrich bemerkte lächelnd: „Mit Ihnen, Fräulein, eine Lanze zu brechen, sollte mir schwer werden; ich theile ganz Ihre Meinung, nur möchte ich Eines bemerken: die sogenannten geistreichen Frauen verlieren nur zu oft, indem sie Männern gleich zu werden streben, die Weiblichkeit; was Wunder, wenn der Mann über diesen Verlust untröstlich ist? wenn er da nur mit Bedauern und Widerwillen sich selber wiederfindet, wo er das Andere, Höhere, das Ewigweibliche zu erwarten berechtigt ist? — Ich denke mir die Seele als einen fluthenden Krystallsee, in dem der Geist als ein Silberschwan seine leuchtenden Pfade zieht; der See hat den Schwan aus sich geboren, nährt ihn und tränkt ihn aus sich, denn er findet sich selbst in ihm gestaltet; aber zuweilen wird der Schwan rebellisch gegen seine eigene Mutter, selbstsüchtig trinkt er die Krystallfluth auf, daß er riesengroß anwächst und der See vertrocknet; zu spät sieht er mit Schmerz, daß er sich den eigenen Tod bereitet, er sitzt nun traurig im Trocknen und schnappt nach Luft, bis er in Verzweiflung sich selbst zerfleischt." — „Herrlich!" rief Lenore, „ich habe schon oft Augen gesehen, in denen der Schwan den See aufgesogen hatte, der Blick war stechend, er fing die Welt gierig auf, er spiegelte sie nicht ruhig ab, in Gegenwart solcher Augen bemächtigt sich meiner die peinlichste Unruhe, denn die ihrige theilt sich mir mit; ja, es ist der schnappende Vogel! ein Mensch mit solchen Augen hat Lippen, um die ein Zug der Trauer spielt, das Antlitz ist farblos, aufgepanut, es thut Einem in der Seele wehe! und der Gang solcher Menschen — wie naturlos!" — „Ja, stolz statt würdig! Mir ist's, als würden alle Glieder durch Drähte vom Kopfe aus regiert und wollten nicht recht gehorchen, als wäre die Maschine rostig und aus den Fugen! Wie anders ergießt sich der Seelenstrom belebend durch die ganze Gestalt. Allein, wo hatten Sie Gelegenheit, solche Menschen zu sehen?" — „Auf einem Ausflug in die Stadt!" antwortete sie abfertigend; „Sie sind nur noch die Anwendung Ihres Gleichnisses auf die Frauen schuldig geblieben!" lenkte sie schnell wieder ein, während der Alte mit dem Haupte nickend bejahte, d. h. sein Mittagsschläfchen hielt. — „In der Natur ist nicht immer getrennt, was unser Gedanke zu trennen beliebt," erwiederte Heinrich; „wir sagen: der Mann hat Geist, die Frau Seele! Das ist in dieser Ausdehnung unwahr! Der Mann hat vorzugsweise Geist, das Weib vorzugsweise Seele!" — „Ja wohl!" — „Der Geist wird durch die Welt gezeitigt; der Mann kömmt mit der Welt in öftere Reibung, als das Weib; seine Seele wird ärmer, sein Geist reicher. Ein Mittel giebt's, das Wachsthum des letzteren nicht zum Siechthum der ersteren werden

Digitized by Google

zu lassen — das Weib! Wenn der Schwan seinen eigenen See aufgesogen hat, macht ihn der nie versiegende weibliche Strom wieder flott! Dieses Nehmen und Geben ist die Liebe in der Ehe." —

Sie waren während des Gesprächs, ohne zu wissen wie, aus dem Gegenüber in ein reizendes Nebeneinander gerathen, die Stube war ganz mit Sonnenschein vergoldet, ein leiser Mittagshauch bewegte den Rosenstrauch vor dem Fenster, daß er behaglich hereinnickte, lebendige Wärme ergoß sich vom Herzen der Liebenden durch alle ihre Glieder, sie verstummten, die Liebe versiegelte ihre Lippen. Heinrich schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib, um ihren Nacken, zog sie sanften Zwanges an sich, drückte einen seelenvollen Kuß auf ihre Lippen, welche Bisamhauch athmeten, und sprach: „Lenore! meine Geliebte, meine Braut!" — „Lieber Heinrich!" lispelte sie und legte ihre weichen Hände auf seinen Arm; eine Thräne der reinsten Seligkeit erglänzte in ihrem Auge und ihr Antlitz strahlte im Widerschein derselben. Sie glaubte noch immer den Zauber der Stimme zu hören, welche, immer melodisch, in den Worten: Lenore, meine Geliebte, meine Braut! die ganze männliche Stimme erklingen ließ. Nun folgte ein Schweigen, das nur der Liebende ahnt, in welchem die Ruhe der Harmonie webte, das selige Schweigen der Gottheit, die sich in der vollendeten Schöpfung beschaut! — Juliane störte sie auf, indem sie aus der Küche hereintrat, halb schmunzelnd, halb böse das verschlungene Paar neben dem schlummernden Vater erblickte, und als die Liebenden noch immer keine Notiz von ihrer Gegenwart zu nehmen schienen, so laut als möglich schrie: „Die Kleider sind schon trocken!"— Die Beiden fuhren erschrocken auseinander, der Alte aus dem Schlummer auf und Juliane drehte sich um, und lachte in's Fäustchen. Lenore faßte sich schnell: „Schon gut!" sagte sie fast strenge, „führ' Herrn Heinrich hinüber in die gute Stube!" — Dieser nahm sein Gewand und folgte der brummenden Magd, welche sich das Privilegium, Lenore zu loben, nicht gern entreißen lassen wollte. — „Mädel!" sagte der Waldmeister, sich den Schlaf aus den Augen reibend und die Gestalt dehnend, „mir ist im Schlaf ein Gedänkchen gekommen! Wir können dem Herrn Grafen und dem Hamburger ein Schnippchen schlagen; ich liebe keinen Fremden im Hause, du weißt's, aber ehe ich mir den Holzhändler hereinwerfen lasse — und ich dürft' ihn nicht 'ausschmeißen! — lieber behalt' ich mir den Controleur da! Die Herren finden das Nest besetzt und müssen mit langen Nasen abziehen! He? Was sagst du dazu? Ha, ha, ha! ich sehe sie schon roth werden vor Verdruß und die Ohren hängen lassen, wie abgeprügelte Jagdhunde!" Hier gerieth er in ein gemüthliches Lachen, welches seinen ganzen, umfangreichen Leib schüttelte. „Lenore, thu' mir's zu lieb'! nehmen wir den Monsieur Heinrich herein, die Kerle zu ärgern! Zum Eisenhammer ist nicht weit, er kann nicht bequemer wohnen; ich gehe mit ihm, die Meiler besichtigen, wir essen zusammen, er ist ein erträglicher Mensch. Wer weiß, am Ende kriegst du ihn noch! Na, schlag ein! Er wohnt bei uns!" — In dem Augenblicke trat der Holzhändler ungekleidet herein, der Alte stutzte; er kannte ihn nicht gleich; dann schlug er sich auf die Stirn: „Ich Esel, ich erkannte Sie nicht in Ihrem Studentenröckchen! Nu, mein Jägerwamms stand Ihnen freilich besser. Herr Controleur, haben Sie schon eine Wohnung?" — „Nein!" — „Gut, abgemacht, Sie bleiben bei uns!" Heinrich sah verdutzt auf Lenore; da meinte der Vater: „Die ist's auch zufreden! Keine Widerrede! Du weißt, ich heiße Georg Weiler!" er zupfte seinen grauen Schnurrbart recht selbstgefällig und ergriff Heinrich's rechte Hand: „Er, bleiben Sie?" — „Ich bleibe!" sagte dieser, nachdem er noch mit Lenoren einen Blick gewechselt, und sching ein; Juliane kam dazu herein. „Juliane!" rief ihr der Waldmeister entgegen, „der Herr wird drüben wohnen in der guten Stube!" Die alte Magd that, als hörte sie nichts. „Tausenddonner! ich sage: Juliane! der Herr Controleur wird bei uns wohnen! na?" — Juliane brummte, ging hinaus und schlug die Thüre unsanft hinter sich zu. „Die hat heute wieder einmal ihren Tag!" brummte der Alte und stieß mit den Sessein verdrießlich hin und her; Heinrich und Lenore aber lispelten heimlich miteinander, dann wandte sich letztere an den Vater mit der Bitte, ob sie den Nachmittag Herrn Heinrich das Klausenthal zeigen dürfe; er bejahte kurz, die Magd hatte ihn aus dem Concept gebracht. Lenore nahm ihren breiten Strohhut, küßte dem Vater die Hand, ging, von Heinrich gefolgt, mit leichtem Schritt aus dem Jägerhause, und hüpfte behende an seiner Hand die Treppe hinab.

2. Capitel.

Auch der Waldmeister nahm das Gewehr über die Schulter und ging in den Wald. Wir dürfen uns nicht verwundern, daß er die Tochter gleich mit einem fremden Manne ausgehen ließ, er wußte, er könne sich auf Lenore verlassen, auch hielt ein gewisses Phlegma, trotz seiner Reizbarkeit und Waidmannshitze, seinen Widerspruch auf der Zunge zurück, und nur der Gedanke an die Plünderung des Forstes beschäftigte ihn ernstlich und tief. Er ging auf den Schwarzgrund zu, einen Busch, wo die Natur aus uralten Fichten ein Heiligthum geschaffen hatte, zu dem man durch eine natürliche Buchenallee wie durch eine lichte Vorhalle zum düstern Heidentempel gelangte. Herrlich spielte die Sonne herein durch die mächtigen Baumkronen, das Rieseln der Quellen unter bemoosten Steinen stimmte wie eine helle Kinderstimme ein in den düstern Choral des hundertjährigen Waldes; hie und da trat eine Lichtung hervor mit hohem, üppig wucherndem Graswuchs und weichem, getränktem Boden, den breite Huflattichblätter bedeckten. Der Waldmeister läßt die Reppühner ungestört aufstliegen, keck huschen leise auftretende Rehe, kaum die Gräser knickend, mit scheuen Blicken an ihm vorüber, er hat seine Gedanken nur auf den Schwarzgrund gerichtet, ein Revier, wo er so viele glücklichen Stunden unter dem schwarzen Fichtendache, das Gewehr an einen Stamm gelehnt, verträumt, wo er die Freunde seiner Jugend, seine Lebensgenossen dichtgedrängt in trautem Zirkel stehen hatte; wo er Tage lang, das Gesicht vergraben im weichen Moose, es mit seinen Thränen getränkt, da er seiner Gattin Tod beweinte, da er eines Sohnes, ach, des einzigen! Verbrechen, eines Sohnes Verlust beklagte! Und der ernste Wald mit seinem Schweigen schauerte Trost auf ihn herab, säuselte Schlummer auf seine rothgeweinten Augen, wiegte ihn in Träume ein, aus denen er gestärkt auf-

Digitized by Google

fuhr, wenn ein stolzer Hirsch mit prächtigem Geweih dicht neben ihm das Gezweig durchbrach! — Der wettergebräunte Waidmann schien, als er so in sich versunken durch den hallenden Wald schritt, All das in seiner Seele wachzurufen und manche stille Zähre floß durch die gefurchte Wange in den grauen Bart hinab, mancher laute, unbewußte Seufzer entstieg der breiten Brust, der ein Stöhnen der Zweige mitleidig antwortete; er achtete nicht auf die verschlungenen Pfade, welche durch das Labyrinth führten; vom Instinkte geführt, stieg er bald auf, bald nieder, bog bald rechts, bald links ein, ging an steilen Abgründen sichern Fußes hin und ergötzte sich mit nichten, wie er es sonst immer zu thun pflegte, an der Aussicht, welche sich hie und da auf ein schön geschwelltes Waldthal, auf ein blaues Himmelsfleckchen eröffnete, das, dem Auge Gottes gleich, in das Dunkel hereinsah! — Ein Sinn aber verweigerte seine Dienste nicht: der Waidmannssinn, der Geruch! Es zog ein Dunst durch den Wald, dessen Spur der Alte verfolgte, bis er auf eine Wiese zukam, wo ein großer Meiler noch rauchte, wiewohl die Köhler schon einer Schaar von Leuten die Karren beiuden, welche bald mit fröhlichem Knarren zum Eisenhammer fuhren und auf dem Wege durch den Busch bei Gelegenheit Klaubholz auflasen. — Der Waldmeister sah aus der Ferne dem geschäftigen Treiben hinter einem dicken Stamme zu, wie er glaubte, selber ungesehen. Er bemerkte mitten unter den Leuten einen Mann mit grünem Hut, der ihm fremd schien; derselbe stand müßig da und schien nur aus Kurzweile zuzuschauen, ein Anderer stand neben ihm und erklärte, wie dem Waidmann däuchte, dem Fremden den Hergang des Geschäftes. Das wird am Ende der Hamburger sein und sein Gehülfe, der Negerle! dachte der Alte und ging weiter. Wie können es freilich nicht wissen, durch welche Ideenverbindung angeregt, seine Erinnerung im Schachte der Erlebnisse nach der Geschichte spürte, welche seinen Sohn Edmund aus dem väterlichen Hause gejagt hatte. Er sah ihn vor sich, den schlanken, blonden Burschen mit der Flinte über der Achsel, wie er durch den Wald bürschte, der Hund lustigbellend vor ihm herspraug, alle Leute nach ihm umsahen — „o, er war ein herrlicher Junge! ganz Lenore! nur noch den Kern des Mannes in der Brust! er hatte meine Hitze und der Mutter Sanftmuth zugleich und doch — doch hat er ihn erschossen! Jeden Andern hätte er in Gottes Namen erlegen können, wenn er ihm in's Gehäge kam, nur den nicht! seinen Nebenbuhler nicht! Wie war's doch? hm! sind freilich schon eins, zwei, drei — sieben Jahre! Ist mir's doch, als wäre es gestern geschehen! Ich lag schon, 's war in der Dämmerung, ich rauchte im Bette, 's war mir aber auf einmal unheimlich geworden, ich stieg heraus, öffnete das Fenster und sah den Mond über dem Busche herkommen; da kam's unten auch hervor, 's sagte, kam nahe, ich erkannte Edmund, ich konnte nicht von der Stelle, ich konnte nicht schreien, ich war eingewurzelt wie ein Baum; er stieß die Thür auf, stürzte herein, todtenbleich, stumm zu meinen Füßen! So lag er eine ganze Viertelstunde und keiner von uns Beiden konnte ein Wort sprechen; da kratzte etwas an der Thür, Leon kam bellend hereingejagt und in seinem Maule trug er etwas, 's war eine blutige Mütze — da kam Edmunden die Sprache, er schrie: „Vater! ich that's nicht gern, ich habe Conradin erschossen!“ — „Conradin?“ frug ich entsetzt, „Bube! den Conradin? weil er Grete drüben im Hammer freit,] weil er sie heirathen soll nach dem dritten Aufgebot? Hast ihm aufgelauert drüben, wie er von seiner Braut ging, piff, paff! weg ist er!“ und piff, paff, schlug ich ihm um die Ohren und er sprang auf, lief hinaus und auf und davon, ohne Geld, ohne Alles! Ich schlief die ganze Nacht nicht, früh rief Lenore hundertmal: „Edmund!“ er war nicht da! Ich tröstete sie, er werde wieder kommen, sie weinte laut; er kam nicht. Conradin ward im Walde gefunden, verwundet, nicht todt! Doch er starb am dritten Tage; alle Welt rief: Er wollt' ihn wegräumen! und jetzt erst, wo die dumme Welt so einstimmig darüber war, stieg ein Zweifel in mir auf, ich wollte Grete fragen um ihre Meinung, ich frug, mir däucht so, auch den Conradin auf seinem Krankenlager. Grete meinte, Edmund sei dafür zu gut; Conradin: er habe ihm aufgelauert! Aber konnte der Widdieb nicht lügen? — Mein Sohn irrt in der weiten Welt umher, und ich weiß nicht, soll ich mich anklagen, oder ihn, oder das Schicksal! Geschehen ist leider geschehen! Meine Haare werden mit Kummer in die Grube fahren.“ — Hier riß die Gedankenkette entzwei, denn vor ihm lag der Schwarzgrund, ach! nicht mehr in düsterer Majestät — wie ein Heer nach der Schlacht, in dem die Kanonenkugeln furchtbar aufgeräumt, sich traurig sammelt, hie und da ein Fetzen, die gediegene Masse zerrissen in tausend Splitter — so lag der uralte Wald vor ihm! Die Baumleichen lagen unzählig ausgestreckt, eine über der andern, ein weites Schlachtfeld, die spärlichen Reste standen stumm da und trauerten über den Tod ihrer Brüder, ein leiser Ost bewegte ihre Zweige, als theilten sie ihrem alten Freunde nun ihren Schmerz mit, da er ihnen so oft den seinigen mitgetheilt. Der Waldmeister schlug zu wiederholten Malen die Hände über den Kopf zusammen und rief: Herr Jesus! ach, Herr Jesus! Er bemerkte nicht, daß der grüne Hut vom Meiler ihm durch die Buchenallee nachgeschlichen, daß er seine Verwunderung und Wehklage von einem Versteck aus beobachtete. Er ging endlich, nachdem er lange so erschrocken dagestanden hatte, und die Möglichkeit des Unglücks noch immer zu bezweifeln schien, den ganzen weiten Busch durch, um den Schaden genauer zu besichtigen, als könnte er ihn wieder heilen; bei jeder neuen Gruppe gefällter Lieblinge stieß er einen Seufzer aus, ein Rabe krächzte über ihm, er sah ihn auf einem hohen Fichtenwipfel sitzen in seiner schwarzen Tracht und sagte: „Alle Waldvögel sind entflohen, verscheucht von den Metzgern, 's ist stumm im Busch, nur der Todtenvogel krächzt!“

Die Sonne brannte vom reinen Himmel nieder auf einen Fleck, wohin sonst nie ein warmer Strahl gedrungen, dem Alten wurde heiß zu Muthe, er fühlte sich matt und schläfrig; er suchte daher zum letzten Male einen schattigen Ruheort, zum letzten Male wollte er im Schwarzgrund schlummern, dann nie wieder mit einem Fuße diese entheiligte Stätte betreten. Er legte wie sonst sein Gewehr neben sich, vergrub sein Angesicht in Moose und schlief ein. Nun trat der mit dem grünen Hute vorsichtig heran; es war ein Mann von ungefähr 25 Jahren, schön gebaut, mit einem in mehren Farben spielenden Vollbart; seine Kleidung war die eines Waldmanns: hohe, über's Knie gehende Stiefel, ein kurzer, grauer Rock mit grünem Kragen, zugeknöpft bis zum Kinn, wodurch sein schöner Wuchs hervorstach. Als er nahe gekommen war, zog er unwillkührlich den Hut und stand mit entblößtem Haupte, das ein kurzgeschnittenes, blondes Haar bedeckte,

Digitized by Google

vor dem schlummernden Alten. Wehmuth sprach aus seinen Zügen, es zuckte oft um seine Mundwinkel wie ein bekämpftes Schluchzen, zwei männliche Thränen fielen heiß in das weiche Moos. Hierauf zog er sich zurück, blieb aber oft stehen und sah immer und immer nach dem Schlummernden hin, als risse er sich nur schwer von seinem Anblicke los. Nicht gar lange war er im Dickicht verschwunden, als der Alte auffuhr, nach dem Gewehre griff und nach allen Seiten spähte — es war nur die mechanische Wiederholung einer oft ausgeführten Art zu erwachen, aber kein stolzer Hirsch war durch's Gebüsch gebrochen, nur ein stolzer Mann hatte sich geräuschlos dahin entfernt. — Verlassen wir nun den auf seinen gewiß nicht unangenehmen Traum sich besinnenden Waidmann, es spielt ein Lächeln um seine Züge, kummerloser verläßt er den Schwarzgrund, als er ihn betreten, das ist gewiß! und sehen wir nach dem Pärchen, das, zwei Schmetterlingen gleich, welche in blauer Sommerluft kosen, sich jetzt neckend verlassen, um gleich wieder einander zu erjagen und mitsammen weiter zu fliegen, sorglos um Ort und Zeit, längs der in Schlangenlinien schweifenden Klause schwärmt. Sie haben ihre Hüte gewechselt, er trägt ihren Strohhut, den sie ihm mit allerlei Waldblumen früher bekränzte, und sie den seinigen, von ihm mit Epheu geschmückten; phantastisch, wie Oberon und Titania, elfenleicht, mit Puck's schalkhafter Laune, Romeo's und Julien's Liebe im Herzen. Sie bewundert seinen markigen und doch leichten Tritt, er ihr göttergleiches, in sich ruhendes Schweben; oft enteilt sie ihm rechts und links, um da eine Veronika, dort eine Nacht-, hier eine Königskerze mit goldenaufgeküßten Blüthen zu pflücken und in ihr zierliches Körbchen zu sammeln. Sie weiß ihn fortwährend durch eine neue, wunderschöne Aussicht zu überraschen, sie ist vertraut, wie Diana, mit allen Schlupfwinkeln des Waldes, mit allen Windungen des Baches; jetzt ruhen sie auf einer Moosbank, von wo sie das ganze Thal mit all seinem reizenden Buschwerk am Bache, und gegenüber einen Fels überschauen, an dessen Rande vier silberweiße Birken prangen, deren helles Laub lustig im Winde raschelt. „Dort," sagt Heinrich, „möcht' ich mein Himmelbett aufspannen, zwischen den vier Birken am Felsen, und eingesungen von Wind und Welle schlummern und von Lenoren träumen!" Hier ergriff er ihre Hand und vergaß über den Anblick derselben alle seine Wünsche. „Wie geistig ist diese Hand!" rief er entzückt, „wie hat sich deine Seele so reich bis in die Fingerspitzen ergossen! Welcher Duft schwebt um sie, derauschender als alle Blüthen des Lenzes! Wie edel deine Nägel! Pfui, über die Sprache, daß sie für die Deinen keinen nennen, menschlicheren Ausdruck weiß! Umfange mich, Lenore, fest, noch fester. Ihr Götter, schaut herab, und saget selbst: die Erde ist ein Himmelreich!" — „Heinrich!" lispelte Lenore, „du Einziger! Ich halte dich umschlungen mit diesen Liebesarmen wie Epheu, ich schüttle dich wie einen Baum, und Frucht und Blüthe regnet es zugleich auf mein Haupt, auf meinen Schooß! Ich beklage meine tausend Schwestern in der weiten Welt, daß diese nur Einen Heinrich hat, und jauchze, daß ich diesen Einen in meinen Armen halte! Umschlinge du auch mich, Geliebter, fest, fester! Du Bach, du Wald, o Fels, Himmel und Erde, ihr Fische, Vögel und du Wild, seid Zeugen meines Glücks!" — „Küsse mich, Holde! noch einmal! küsse mich ohne Aufhör, daß meine Stimme in deinem Blumenodem erstickt und ich nicht mehr lispeln kann: küsse mich!" — „Küsse nun mich, du Süßer, Starker, daß ich berauscht werde vom Hauche der Kraft! Manna träuft von deinen Lippen, küsse mich fort und fort!" — So tauschten die Liebenden in holdem Liebesspiel Worte um Worte, Küsse um Küsse. Die rothen Erdbeeren ergossen um ihren Moossitz ihre würzigsten Düfte; die Bienen summten neidisch um ihre sanft glühenden Lippen, bunte Schmetterlinge gaukelten um sie her, die kleinen Forellen streckten ihre Köpfchen neugierig lauschend aus der langsamer rieselnden, krystallhellen Fluth empor, und neckische Eichhörnchen hingen horchend über ihnen auf den wiegenden Zweigen, bestreuten sie mit grünenden Blättern, und fröhlich sangen die Waldvögelein das hohe Lied der Liebe. Sie verweilten auch nicht einen Augenblick länger, in diesem berauschten Ineinander, als es eben ihre Natur gestattete, keine Willkühr mischte sich zwingend in das freie Seelenspiel, das nur einem innern Gesetz, keinem äußern folgte; sie gaben sich wieder den leiblichen Bewegungen hin, wenn die der Seelen ruhte; der Geist sprach, wenn die Seele schwieg; so blieben sie immer lebendig und hätten ohne Langweile mit einander fortwandern mögen bis an's Ende der Zeiten. — „Viele haben Herz," sprach Heinrich, „Wenige Seele!" — „Wie meinst du das?" frug Lenore und blickte ihm, neben ihm wandelnd, ganz fragend in das Antlitz. — „Das Herz," erörterte Heinrich, „ist der Rohstoff, der erst zur Seele hinaufgeläutert werden muß; er wird geläutert durch die Liebe und wie Wenige lieben!" — „Warum Wenige?" — „Weil die Meisten nur sich, nicht die Person ihrer Liebe lieben! Lenore, wenn ich dich fragen höre, geht mir das Herz auf, du weißt zu fragen, dir sieht man am ganzen Ausdrucke des Antlitzes den Ernst der Frage an, man erkennt, daß dir die Wahrheit am Herzen liegt, daß du nicht beine Behauptungen in Fragen hüllst, um Anmaßung in Bescheidenheit zu kleiden! Du hörst den Andern, nicht dich, und das ist Liebe, das ist Seele, ist Geist!" — „Ich weiß nicht," sagte Lenore, „wie ich mich jetzt an einen Menschen erinnere, der mir, bis ich dich kennen lernte, wohl der Theuerste auf Erden war, ich meine meinen Bruder!" — „Du hast einen Bruder?" — „Ich hatte einen, und da ich ihn hatte, hab' ich ihn noch! Niemand kann ihn aus meiner Seele reißen, wenn auch aus meinen Armen, er selbst nicht, ja, mein Wille nicht!" — „Wo ist der Bruder?" — „Ich weiß es nicht! Komm, die Schatten der Bäume strecken sich, die Sonne sinkt, kehren wir in's Jägerhaus zurück, ich will dir eine traurige Begebenheit erzählen, die dir ein ganz neues Schlaglicht auf unsre Häuslichkeit werfen wird." Sie erzählte, er war ganz Ohr; als sie mit der Geschichte fertig war, die sie mit aller Lebhaftigkeit, mit aller Wärme einer jugendlichen und doch gereiften Phantasie, bewegt, und doch nur den Hörer berücksichtigend, mehr dargestellt, als vorgetragen hatte, und man schon das rothe Dach des Jägerhauses herüberwinken sah, verklärte Heinrich's Angesicht eine stille Seligkeit, und er sprach mit tiefen Seelentönen: „Und wenn er noch lebte, wenn er wiederkehrte? Wenn er nur deshalb geflohen, weil er im jähen Verdachte eines liebenden Vaters das zähe Verdammungsurtheil der ganzen Welt voraus hören konnte? Er glaubte sich, trotz seiner Unschuld, nicht vertheidigen zu können, da er keine Beweise, keine greifbaren, rohen Beweise darlegen konnte!" — „Woher weißt du," fiel Lenore ein, „daß er gewiß ohne Schuld

Digitized by Google

ist?" — „Er ist dein Bruder," antwortete er ausweichend, „Conradin ein Wilddieb; Abend war's, Edmund rief ihn an, er antwortete nicht; die Jagdgesetze waren verschärft." — „Woher weißt du das?" — „Ein Wild auf Conradin's Schulter," fuhr er hitzig fort, „der junge Schütze verfolgt ihn, legt an, da der Verfolgte sich drohend umkehrt, das Gewehr geht los ohne den Willen des Jägers, erschrocken steht er ihn fallen, entsetzt erkennt er seinen Nebenbuhler, und alle schrecklichen Folgen, die er ahnt, jagen ihn wie Furien nach Hause!" — „Heinrich, so wahr ich lebe, du weißt von Edmunden, er lebt, du kennst ihn! Ich bin gefaßt!"

Sie zitterte an allen Gliedern; Heinrich hielt sie mit seinen Armen umfaßt und sagte, bleich vor innerer Bewegung: „Ja, Lenore, er lebt, ich kenne ihn, er ist mein Freund!" — Lenorens Haupt lehnte am Busen des Geliebten, ihre Brust fluthete vor Empfindung, Thränen stürzten aus ihren Augen und netzten sein Antlitz. „Lenore, er ist mein Geschäftsgenosse Negerie, der vor mir hier ankam, er ist hier!" — „Ich werde ihn sehen!" jubelte sie und lachte unter Thränen; „ach, der Vater! er wird seinen Sohn wieder haben! Du wirst ihm den Sohn geben! Für todte Bäume einen lebendigen Sohn! Alle Hindernisse unserer Liebe mit einem Male geschwunden, Alles, Alles gewonnen!" — „Geliebte, hier müssen noch Zwei geschont werden!" — „Zwei? Wer sonst als der Vater?" — „Auch dein Bruder, Lenore! Er sagte mir kein Wort, daß hier sein Vaterhaus liege, er scheut fremde Vermittlung, er ist stolz, dein Bruder! Wer weiß, ob wir nicht durch unbesonnene Raschheit Alles verdürben!" — „Sollen sieben Jahre die Beleidigung nicht aus seiner Seele getilgt, nicht die Sehnsucht entstummt haben, die Seinigen unter jeder Bedingung wieder zu sehen?" — „Nein! ehe er in Unehre, in zweideutigen Verhältnissen zurückkehrt, lieber läßt er die Vergangenheit begraben sein!" — „Gut. Ich kann mich mäßigen! Aber wird er seine Unschuld dem physischen Auge bloßlegen können?" — „Er wird!" — „Wie?" — „Ist seine Flinte noch in Eurer Hand?" — „Ja!" — „So wird sich's finden!" — Schon schwammen die Berge im Dufte der Dämmerung, der goldne Abendstern glänzte über dem Jägerhause und der Mond glitzerte in den Wellen der Klause als Heinrich mit Lenoren die Stufen hinaufsteigen im Begriffe waren; Lenore drehte sich aber plötzlich um, als zöge sie hinten etwas, ihr scharfer Blick entdeckte am Saume des Waldes eine Gestalt, welche einen langen Schatten im Mondlicht warf; sie wagte nicht einen Laut auszustoßen. Heinrich, der ihr Stillstehen bemerkte, folgte der Richtung ihres Blickes, es bedurfte keines Wortes, auch er sah die Gestalt und lispelte: „Er ist's!" Sie kam immer näher, jetzt entzündete sich im Hause ein Licht, eine Thür ging auf, Schritte hallten im Vorhause, der Vater erschien an der Schwelle. Heinrich bewunderte die Geistesgegenwart Lenorens, mit der sie sich schnell umwandte und so unbefangen als möglich „Guten Abend, Vater! Wir sind wohl zu lange geblieben?" rief und ihm, welcher sich anstrengte, mürrisch auszusehen, beschwichtigend die Hand küßte und mit ihren beiden Händen die Wangen streichelte. „Schmeichelkatz'!" brummte der Alte, „ich werde ein andermal andere Saiten aufziehen! Mit fremden Herren bis in die Nacht 'nein 'rumrennen — schön das! Na, 's ist zum allerletzten Male geschehen! — Das hatte der Gute freilich schon oft gesagt. Heinrich entschuldigte Lenore so gut es ging, mit der Schönheit des Wetters und der Herrlichkeit des Thales. „Nicht wahr, Herr Controleur?" fragte der Alte spöttisch; „ein prächtiges Thal, Herr Controleur! Lügen, Herr Controleur, impertinente Lügen! Was, Controleur? Sie sind kein Controleur! Was sind Sie? Wer sind Sie? Hat's mehre Controleur's? Den wahren hab' ich soeben gesehen und gesprochen, Herr Negerie war mit ihm, dem hab' ich statt seines Herrn ein Capitel von wegen des himmelschreienden Waldruins 'runtergeblättert, er war stummer als ein Fisch, und die Zähne klapperten ihm vor Respect! Nun möcht' ich eine runde Antwort haben." — „Erlauben Sie, Herr Waldmeister, daß ich Herrn Negerie früher sprechen darf, ehe ich Ihnen meinen wahren Titel und Stand entdecke, er wird Licht in die Sache bringen." — „Auch gut, bringen Sie ihn her! Ich bin ihm ein Abendbrot und nota bene eine Flasche Bier schuldig für die Angst, die ich ihm eingejagt habe. Ein forscher Kerl, der Herr Negerie! Ha, ha, ha!" — Er ging lachend hinein in die Stube, Lenore folgte ihm, um ihn nicht mißtrauisch zu machen und ihn bei guter Laune zu erhalten. Ihr Herz pochte gewaltig, aber sie ließ es pochen und richtete den Tisch her. Juliane konnte ihr nicht recht in die Augen sehen, warum? das werden wir im folgenden Capitel zugleich mit der Art und Weise erfahren, wie das Nachtmal im Jägerhause ablief, zu welchem Heinrich Herrn Negerie holen sollte. —

3. Kapitel.

Edmund hatte hinter einem Stamme Alles mitangehört, was vor dem Jägerhause gesprochen wurde; er sah den Holzhändler mit Lenoren, freudig überrascht, er ahnte fast schon ihr Verhältniß, denn er kannte Heinrich und obgleich Lenore erst fünfzehn Jahre alt war, da er die Heimat verließ, auch sie — so eigen war sie schon in jenem zarten Alter gewesen. Groß war die Losung, vorzutreten, an den Busen der Geliebten zu stürzen und alles Vergangene vergangen sein zu lassen; jeder Andere hätte es gethan im Vertrauen auf die gesunden Nerven der Waldfamilie. Nicht so Edmund; er fürchtete mit seiner Liebe allein zu stehen, beschämt Vorwürfe, oder was noch viel ärger, den Zwang anhören und ansehen zu müssen, mit dem man die Vorwürfe niederschluckte. Sein Hauptfehler war, daß er sich stets den einzig Edeldenkenden glaubte, daß er immer das Aege und Aergste voraussetzte, daher ihm schwer nahe-, noch schwerer beizukommen war. Das wußte Heinrich; er hatte ihn zufällig in einer Gesellschaft in Hamburg kennen gelernt, wo er ihm eben durch seine stolze Zurückhaltung Interesse einflößte; er hatte sich an ihn gedrängt, wurde nur mit Mißtrauen empfangen, oft barsch behandelt, ließ sich aber in der Ueberzeugung, es wohne hinter dieser harten Schale eine Perle, nicht abschrecken und sah sich eines Abends, da sie miteinander einen Spaziergang machten, von freien Stücken von ihm in seinen Lebensschmerz eingeweiht, bekannt gemacht mit allem Detail seiner schönen Jugend, seiner männlichen Wanderjahre, seiner Abenteuer in Columbia. So nannte er, und nie anders, Amerika. Er wollte das Unrecht gut machen, das die Geschichte sich vom Americo Vespucci aufschwatzen ließ. Nie hatte er aber nur ein Wort von Lenoren fallen

Digitized by Google

lassen, weil er wußte, daß nur lebendige Anschauung, nicht lyrische Exclamationen ein wahres Bild geben; wiewohl er kein Vermögen besaß, sah er doch stets reich aus, schien auf noblem Fuße zu leben, nahm selbst von Heinrich nie ein Mahl an, wohnte gut, und was war er denn eigentlich? nicht mehr als ein Sprachmeister! Er war ein sogenannter Lebenskünstler, d. h. ein Mensch, dem das Leben Selbstzweck und würdig genug schien, daß man sich über jeden Schritt, den man darin thut, gewissenhafte Rechenschaft ablege; ein Aristokrat aus Prinzip, wiewohl auch ein Seelenaristokrat, und hätte man ihn mit Heinrich vergleichen wollen, so hätte man gefunden, daß Heinrich aus schöner Natur, Edmund aus Tendenz handelte; daß jener die goldene Mitte, dieser das Extrem; jener männlich, dieser fast männisch; jener poetisch, dieser prosaisch war, wiewohl er vielleicht so reich an Gemüth wie Heinrich, aber nicht so harmonisch gestimmt war. —

Heinrich that, als ginge er nur vorüber und träfe nur zufällig auf den Freund: „Ei, ist das nicht Regerle?“ — Wiewohl Edmund einsah, daß man nur seiner Art zu liebe Umwege machte, nahm er es geschmeichelt auf, es that seinem Stolze wohl, daß man seiner Schwäche sich bequemte, es erfreute seine Intelligenz, daß man so klug war, seine Natur richtig zu behandeln. „Sie hier, Heinrich?“ sagte er lächelnd; „seit wann?“ — „Seit heute Morgen; Freund! wenn Sie wüßten, was ich heute schon Alles erlebt! ich habe ein Mädchen gefunden, wie es nur in der Dichtung noch lebt, ich liebe und werde geliebt.“ — „So bald?“ — „Die Liebe kennt keine Zeit, man sieht, man hört und ist gefangen. Der „verständige“ Mensch allein, der sogenannte Praktiker, muß seinem Mädchen erst in die Töpfe sehen, ob sie rein gescheuert; in die Suppe, ob sie gut gekocht; in die Wäsche, ob sie nicht zerrissen — der vernünftige, der Seelenmensch hat Intuition, er sieht auf Einmal, was sich im Wechsel von Zeit und Ort auseinander legen wird, er glaubt Alles, weil er von Einem überzeugt ist, von der Weiblichkeit seiner Geliebten! Und ich bin es!“ — Mit äußerer Gleichgültigkeit, mit innerer Freude hörte Edmund seiner Schwester Lob aus dem Munde des insgeheim heißgeliebten Freundes: „Und ist sie auch so von Ihrer Männlichkeit durchdrungen?“ frug er mit einer geheuchelten finstern Miene und sah Heinrich mit seinem geistvollen Auge übersee gen an. „Sie ist meine Braut!“ sagte Heinrich lakonisch und eine edle Röthe schönen Selbstbewußtseins bedeckte sein Antlitz. „Und der Vater?“ — „Wird sich gewinnen lassen!“ — „Hat sie keinen Onkel, keinen Bruder?“ — „Von einem unendlich geliebten Bruder sagte sie mir wohl, der aber in diesem Augenblick nicht zu Hause ist!“ — „Erwartet man ihn?“ — „Man ist besorgt um ihn, er bleibt gar lange aus!“ Heinrich schlug die Augen nieder, jetzt war Edmund ihm eine offene Erklärung schuldig, die er nicht erzwingen wollte; sie kam schöner freiwillig; lächelnd sagte Edmund: „Wenn nun der Bruder seine Einwilligung verweigerte?“ — „Das wird er nicht — er soll sehr vernünftig sein!“ — „Lenore ist arm!“ — „Ei! Sie wissen ihren Namen?“ — „Antworten sie zuerst auf meine Frage!“ — „Ich bin reich!“ — „Ihr Onkel in Hamburg?“ — „Soll einwilligen!“ — „Wann soll Hochzeit sein?“ — „Sobald Lenorens Bruder kömmt!“ — „Nun, also morgen!“ — „Ist er da?“ — „Er ist!“ rief Edmund und fiel dem Freunde zum ersten Male, von seinen Gefühlen überwältigt, um den Hals: „Heinrich du verdienst sie!“ — Aber, wie sich seiner Bewegung schämend, nahm sein Antlitz ein ironisches Lächeln an, als wäre das Alles nicht gar so ernst gemeint; „böser Mensch! du sagest mir nichts von dem, was ich hier finden sollte!?“ — „Hätten Sie's dann gefunden?“ — „Du hast Recht! Ich soll Herrn Regerle holen!“ — „Ich weiß es.“ — „Ich habe mich heute Morgens als neuer Controleur vorstellen müssen, da dein Vater wegen des Waldes gegen den Hamburger zu sehr entbrannt war.“ — „Zufällig traf und der Vater im Walde, mich und den wirklichen Controleur, er wollte es nicht glauben, daß er von Ihnen getäuscht wäre und ließ sich zu mir gegen den Hamburger heraus, als meinte er, mein Begleiter sei der Hamburger.“ — „Und doch empfing er mich soeben schlecht und wußte es bestimmt, daß ich gelogen!“ — „Da wollte er Ihnen nur auf den Zahn fühlen!“ — Da Edmund das brüderliche Du schnell wieder zurückgenommen und fortfuhr, ihn Sie zu nennen, mußte auch Heinrich zum alten Sie zurückkehren. „Nun müssen Sie mir aus einer schiefen Stellung heraushelfen!“ sagte er zu Edmund. „Wie das?“ frug dieser. „Sie überlassen mir es, Ihre Wiederkehr in das väterliche Haus vorzubereiten!“ — Edmund willigte nur ungerne ein; dennoch war er damit nicht unzufrieden, da er dadurch das Recht erhielt, zu schweigen, und er schwieg so gerne! Er war Einer jener Menschen, welche hart erschelmen, weil sie ihre weiche Seite absichtlich verhüllen. Als sie sich dem Hause näherten und ihnen leuchtende Johanniskäfer vorauflogen, sprang Leon aus seiner Hütte, bellte, und riß mit aller Gewalt an der Kette. „Der kennt mich noch!“ sagte Edmund leise und stieg sehr langsam die Stufen hinauf, welche er vor sieben Jahren sehr schnell zum letztenmale herabgestiegen war. Alle harten Erfahrungen, die er seit damals gemacht, drängten sich an ihn heran; erst im Angesichte dieses Hauses erkannte er wehmüthig die ganze Veränderung, welche mit ihm vorgegangen; er fühlte sich krank, die Frische des Lebens glaubte er für immer verloren; er sah sich wie einen lebendigen Leichnam herumwandeln, den die Seinigen nicht wieder erkennen würden, und doch war Heinrich überzeugt, daß es dem armen Edmund nur an Familienleben, an warmer Atmosphäre fehle, daß er zu früh für seine liebevolle Seele in die kalte Welt hinausgestoßen worden war. — Während die beiden Freunde in der Nähe des Hauses miteinander sprachen, suchte Lenore die Stimmung des Vaters für das Bevorstehende vorzubereiten; sie ließ oft, während sie sich mit der Küche beschäftigte, ein oder das andere Wörtlein fallen, das Frage und Antwort erheischte; sie meinte, es wäre doch schön, wenn einmal der Edmund so als ein Fremder ins Haus käm! Der Vater seufzte. Er könne nach Amerika gegangen sein, fuhr sie fort, wir müssen doch Herrn Regerle, der wohl mit Auswanderern öfters wird gesprochen haben, fragen, ob er nichts von ihm gehört oder gesehen!“ — „Wenn er ein Mörder ist, ist's besser man forscht nicht!“ „Wenn er es aber nicht ist?“ — „Mädel mach' mir den Kopf nicht warm! Du bist auch nicht weit her!“ — „Wie das, Vater?“ — „Hinter meinem Rücken liebeln, he? ist das recht?“ — Lenore ward über und über roth, Juliane hatte geplaudert; nun stand sie, erst ein Anwalt ihres Bruders, selbst als eine Angeklagte da, und wußte sich nicht zu vertheidigen. Als das der Alte merkte, bekam er Muth, sprang vom Sessel auf,

Digitized by Google

und schrie: „Einen fremden Mann, der erst seit ein paar Stunden hier ist, küssen? pfui!“ — Sie fühlte sich so rein, so unschuldig und konnte kein Wort der Entschuldigung stammeln. In der Verlegenheit zankte sie Juliane aus und sagte gegen diese schmollend: „Ihr seid mir eine gute Klätscherin! Was hab' ich Euch denn Böses gethan, daß Ihr den Vater gegen mich aufbringt?“ — „Sie haben ihn doch gekützt!“ sagte die beleidigte Magd trotzig, und Lenore wußte nichts anzufangen, als eilig das Zimmer zu verlassen. Der Alte bereute fast sein zorniges Auftreten, im Herzen hieß er es gut, daß seine Tochter aufhörte so spröde zu thun, und der Fremde, in dem er nunmehr keinen Andern als den Hamburger vermuthete, war am Ende keine arge Partie. Dennoch beschloß er dem Paare gegenüber sich in die Brust zu werfen, den ernürnten, tugendhaften Vater fortzuspielen; aber die Worte Lenorens über Edmund fielen auch auf keinen Felsenboden. Er überlegte, wie es doch käme, daß er heute so oft an den Verlorenen denke, und daß nun auch Lenore von ihm zu reden anfange. In diesem Augenblick trat Heinrich und hinter ihm Negerle ein. Jetzt wußte der Alte, warum er heute so oft an Edmund gedacht. Herr Negerle's Kopf hatte einige Aehnlichkeit mit dem seines Sohnes. Er wies Herrn Negerle sich gegenüber einen Platz am Tische an. Der Gast war todtenbleich, noch war außer einem leisen Gruße beim Eintreten kein Wort aus seinem fest zusammengepreßten Munde gekommen. Der Alte sah ihm fortwährend in's Gesicht, er schlug die Augen nieder. Jetzt ging die Seitenthüre auf und Lenore trat ein. Sie sah ihm ruhig in das Auge, als er aufstand und sich verneigte; er war größer als Heinrich, aber nicht so gebiegen, mehr ausgehöhlt. Lenore ward von seinem Anblick tiefschmerzlich bewegt; er war es und war es nicht, ein großes Seelenleiden sprach aus seinen Zügen; auf seiner hohen Stirne, auf welcher einst die Liebesgötter thronten, wohnte nun die Resterion. So gut ihm auch der Vollbart ließ, sie wünschte ihn weg, um das reine, jugendliche Kinn zu sehen, das er freilich nicht mehr hatte. Sie machte ganz einen entgegengesetzten Eindruck auf ihn: die Knospe, die er noch strenggeschlossen verlassen hatte, war nun reizend aufgeblüht; so geistreich hatte er das Waldmädchen nicht wiederzufinden gehofft; ein keusches Licht umfloß ihre jungfräuliche Gestalt; sie war schön und anmuthig zugleich. Heinrich freute sich über den sichtbar günstigen Eindruck, den Lenore auf ihren Bruder zu machen schien. Nun saßen sie: oben der Alte, ihm gegenüber Edmund, zu des Waldmeisters Rechten Heinrich, diesem gegenüber, zur Linken des Vaters, Lenore, welche dem Alten schon zweimal das blaue Taschentuch, das er oft fallen ließ, zum Zeichen der Versöhnung aufgelesen hatte.

Man aß und trank vorerst, durch die gegenseitige Spannung der Gemüther, stille, ohne mehr als Gleichgültiges zu sprechen. Edmund aß fast gar nichts und nippte nur anstatt zu trinken. „Herr Negerle, Sie essen nichts und trinken noch weniger!“ plagte der Alte treuherzig heraus; „nichts für ungut! Es galt nicht Ihnen, nur dem Hamburger, der mir, wie mir scheint, nicht nur meine schönen, alten Stämme aus dem Walde, sondern auch etwas Anderes zu stehlen Lust hat, das nicht dem Grafen gehört!“ — Er sprang auf und warf den Sessel zornig zurück, die ganze Gesellschaft stand erschrocken auf. Heinrich fühlte, daß er nun dem Vater eine Erklärung schuldig sei. Lenore und Edmund traten einander näher, Heinrich und der Alte auch. In dem Augenblick stürzte Juliane bleich herein und berichtete, das Gericht stehe vor der Thür, man wolle Jemand verhaften. Heinrich und Lenore sahen bestürzt auf Edmund, der ruhig dastand und nach der Thüre sah, in welcher der Richter des nächsten Ortes, mehre Geschworene, ein Gerichtsdiener und Conradin's, des erschossenen Wildtiebes Vater, erschienen. Der Waldmeister war ganz ruhig, denn er wußte sich schuldlos, aber als er den Vater Conradin's gewahrte, ward er bleich und seine Blicke trafen unwillkührlich Negerle, der es bemerkte und leise zu zittern begann. Der Alte sah immer scharf ihn, bemerkte das Zittern, trat einen Schritt näher, sah wieder hin, das Zittern nahm überhand, nun stürzte der Alte mit dem Rufe: „Mein Sohn! Mein Sohn, Edmund!“ ihm an die Brust und kam eben recht, den Halbohnmächtigen in seinen Armen aufzufangen. So erkannte der Vater seinen verlorenen Sohn im Angesichte des Gerichtes wieder. Edmund faßte sich schnell, entzog sich sanft den Armen des weinenden Vaters, Lenorens Umarmung, Julianens Liebkosungen und trat stolz aufgerichtet vor die Männer der Gerechtigkeit. „Was wollt Ihr hier, Ihr Herren von Hammerdorf?“ — Der Vater Conradin's trat vor: „Heißest du Edmund Weiler?“ — „Ja!“ — „Du hast meinen Sohn erschossen, gestern vor sieben Jahren!“ — „Ja und nein!“ — „Wie meinen Sie das?“ frug der Richter. — „Ihr wißt es Alle,“ sprach Edmund mit lauter Stimme, „Conradin war ein Wildtied!“ — „Ja, ja!“ antworteten mehre Stimmen; er fuhr fort: „Ihr wißt auch, daß wir Jäger das Recht haben, und unsrer Haut zu wehren!“ — „Ja, ja!“ — „Selbst mit dem Gewehr?“ — „Ja!“ — „Er kam mit einem Knüttel auf mich zu, drohte mir, durfte ich schießen?“ — „Ja! Nein!“ scholl es durcheinander. — „Ich legte nur an, um ihn zu schrecken, ich wollte nicht schießen! Da ging der Hahn von selber los, er fiel!“ — „Beweise! Beweise!“ — „Vater, ist die Flinte noch im Hause?“ — „Ja, da hängt sie!“ — Er langte sie herab. „Seht Ihr da einen Hahn?“ — „Nein!“ — „Er ist abgebrochen!“ rief Edmund. „Als ich wider einen Stamm rannte, brach er ab und der Schuß ging los!“ — „Ihr habt ihn jetzt erst abgebrochen!“ murrte Conradin's Vater. — „Das werden wir sehen! Ich hoffe, da das Fuchsgrünbel wenig besucht wird, der Hahn wird noch bei dem Baume liegen!“ sagte Edmund mit Zuversicht, da ihn der Gedanke lange beschäftigt hatte. — „Gleich morgen wollen wir hingehn und nachsuchen!“ sagte der Richter. — „Nein, gleich, heute!“ meinte der Waldmeister. „Juliane! die Laterne, Haue und Schaufel! Lenore, meine Mütze! Sie, Herr Heinrich, werden mit uns gehen! Lenore, dagebtieben! Keinen Schritt sag' ich! Kommen Sie, meine Herren! Edmund, geh' neben mir!“

Der Alte, Edmund und Heinrich zogen voran, der Richter mit den Geschworenen und Conradin's Vater folgten; öde blieb das Jägerhaus zurück mit Lenoren und Julianen, welche allen Groll vergessen hatte und fortwährend die Augen mit der Schürze wischte. Schweigsam ging der Zug durch den Wald. Die Bäume leuchteten im Widerscheine der Laterne; hie und da raschelte ein aufgestörtes Wild; der Mond glitzerte durch das Laub, die Wipfel rauschten mächtig. Man hörte das Rieseln der Quelle, das einsame Bellen der Hunde in den nahen Gehöften und der Eisenhämmer gleichen Schlag. Im Walde stieß der wirkliche Controleur auf den Zug, der Waldmeister zwang

Digitized by Google

ihn, sich anzuschließen. Edmund führte den Zug durch das Labyrinth des Waldes an Ort und Stelle; er wußte, die dickste Fichte im Fuchsgründel war's, wo ihn der Unfall getroffen; in nicht mehr als einer Stunde waren sie dort. Man stellte sich in der Nähe des Baumes auf. Der Grund war bedeckt mit Kleinholz, Nadeln und gelben Blättern; es wurde das Alles durchgestöbert und als nichts zum Vorschein kommen wollte, hieb der Waldmeister ingrimmig mit der Hane in den Boden ein. Edmund verhielt sich müßig, daß man sich desto besser überzeuge, er habe die Hände nicht im Spiel; Heinrich schaufelte den losen Acker auf. Lange suchte man umsonst. Der Schweiß lief von des Alten Stirne und es grinste ein Hohnlächeln auf dem Angesichte von Conradin's Vater, als endlich Heinrich rief: „Da ist's!" — „Wo? wo?" riefen Alle einstimmig. — „Hier!" sagte Heinrich, und zog den Hahn mit Erde bedeckt hervor. Der Waldmeister faßte ihn zuerst mit zitternden Händen, reinigte ihn, denn er war ganz vom Roste zerfressen, und fragte: „Hat Jemand die Flinte mitgenommen?" — „Hier, hier!" — „Seht Ihr? 's paßt!" frohlockte der Vater, „der Hahn ward hier abgebrochen!" — „Alter, was sagt Ihr dazu?" — „Ich geb' mich zufrieden!" sagte Conradin's Vater kleinlaut. — „Und Ihr, Herr Richter, Ihr Geschwornen?" — „'S ist sonnenklar: er ist unschuldig!" — Jetzt umfing der Waldmeister Edmund erst mit ganzem Herzen, mit ganzem Bewußtsein! — „Wo ist Lenore?" frug der Alte, ohne sich zu besinnen, daß er ihr zu Hause zu bleiben befohlen; sie stürzte aber dennoch auf diesen Ruf aus dem Dickicht hervor und fiel Edmunden um den Hals. „Lieber Bruder!" — „Liebe Schwester!" erscholl's; gerührt sahen die Zuschauer dem Auftritt zu; nur Heinrich stand verlassen da, er gehörte noch nicht zur Familie. Da wandte sich der Waldmeister gegen ihn: „Nun, Monsieur! wer sind Sie doch?" — „Der Hamburger!" sagte Heinrich. — „Der mir meinen Wald fortträgt?" — „Der Ihnen einen Sohn heimbringt!" rief Edmund. — „Besser: der den Hahn gefunden!" rief der Alte, „der ist mehr werth! Für den Sohn erlaß ich ihm die Prügel, die er wegen des Schwarzgrundes verdient. Was soll ich ihm für den Hahn geben?" — „Lenoren!" antwortete Heinrich kurz und faßte die Hand seiner Braut. — „Pah! Nimm sie, 's ist so nicht viel werth!" — Heinrich präsentirte Lenoren allen Anwesenden: „Meine Herren! Ich lade Sie insgesammt zur Hochzeit im Jägerhaus!"

Kunst und Künstler in Rom.

Von

Robert Waldmüller.

1. Erinnerungsreiche Orte in Rom. — Thorwaldsen's Haus. — Die Veteranen. — Der alte Mann Ustori. — Eine Reihe hochbetagter Künstler.

Es wäre eine dankenswerthe und auch eine dankbare Arbeit, wenn Jemand zusammen stellte, welche bedeutenden Menschen dieses alte Rom im Laufe der Jahre und Jahrhunderte beherbergte. Schon was die Geschichtschreibung darüber berichtet, hat immer eine große Anziehungskraft gehabt. Die ewige Stadt ist eine Bühne, deren Decorationen sich von selbst vor unserem Geiste zurecht stellen, wenn wir vernehmen, dieser oder jener Denker, Künstler, Staatsmann oder sonst uns nicht fremd gebliebene Mensch habe ihre Bretter betreten. Wo ist ein Boden wie der des Forum's des Tarpejischen Felsen, des Capitols; wo ein Hintergrund, wie der des Pantheons, des Colosseums, der Engelsburg, der Peters-Kirche? Es giebt fast keine Straße, in welcher nicht ein alter Bekannter Quartier aufgeschlagen hätte, keinen Hügel, keine Ruine, an welche sich nicht eine Erinnerung knüpfte, die durch einen lieben Wandersmann aus längst vergangener Zeit uns anziehend würde; keine Osteria, die nicht plötzlich aus Rauch und Staub uns freundlich einladend erschiene, wüßten wir, wem sie schon im Laufe der Zeiten Bacchus Gabe spendete und das graue Rom rosig erscheinen ließ.

Da ist zuerst die eine Goethekneipe, deren Name sich erhalten hat, trotzdem sie ihr Aushängeschild, ta Campanella, durch keine Anspielung auf den Verschulder ihrer Berühmtheit verunstaltete. Eng, schmutzig und entlegen wie sie ist, hat sie doch ihren eigenen Zauber bewahrt, und gewinnt nur noch mehr mit jedem Jahre, das neue Goethe-Verehrer ihr zugeführt hat. Die Episteln aus Rom, vor Allem die local gehaltenen, welche gewissermaßen unmittelbar diesem Boden entsprossen scheinen, sind hier unzählige Mal von deutschen Künstlern und Dichtern im muntern Kreise auf des „alten Heiden" Wohl und Gedenken gelesen worden; und könnten die bunt bemalten Wände reden, sie würden uns nicht allein von Goethe selbst, auch von Rückert, von Heine, von Platen, von Geibel und wie vielen Anderen lustige Dinge verrathen, wie sie uns Wilhelm Müller's Römisches Tagebuch, in so heiterer Weise, über seine eigene Einkehr in der Campanella berichtet.

Da ist noch eine andere Kneipe: die des Michel-Angelo und eine dritte: die des Benvenuto; — aber die Zeit hat ihr Recht an ihnen geltend gemacht und Gras ist gewachsen über manche Fußstapfen, die nur das geschriebene Wort uns frisch und unverwischt erhalten haben würde.

Kaum wissen wir, wo Winkelmann sein Lieblingsplätzchen hatte; wo der alte Claude Lorrain seine Sonnen-Untergänge studirte; wohin Carstens die Schritte wendete, wenn ihm ein Rescript des Herrn von Heinig von Renem in die nordische Gesangenschaft zu ziehen drohte; und wie viel minder wissen wir von dem, was nur wenige Jahrhunderte weiter zurück liegt. Ist doch die Fornarina des Raphael, damals von Papst und Cardinal, von Alt und Jung gekannt, schon jetzt so sehr zur Mythe geworden, daß ihre Bilder nicht weniger als das der Cenci zu Zweifeln Anlaß gegeben haben. Bewahrt uns das That Poussino, wie das

Digitized by Google

Volk es nennt, doch allein ein örtliches Andenken an den bevorzugten Studienort des Messer Nicola.

Aber wenn wir von Goethe's Morgenspaziergängen nach der Acqua Acetosa lesen, von seinem verhängnißvollen Lottospiel in Castel Gondolfo, wo der kleine Gott mit dem Pfeile die Nummern mischte; von dem schweren Lebewohl an der Ripetta-Brücke; von seinem Mittagsschläfchen im Papstsaale der Sixtinischen Kapelle; oder wenn uns Seume verräth, wie er mit einer Ziege und einem Victualien-Korbe in dem Wagen eines großmächtigen Herrn, der sich später als bloßer Custode des Palastes Strozzi auswies und ihn theuer zahlen ließ, durch die Porta del Popolo eingeschmuggelt wurde; — wie sehen wir da so Manches mit ganz anderen Augen an und fühlen ein Interesse für Orte und Dinge, die uns sonst auf keine Weise über den Begriff der nüchternen Materie hinaus gelangen lassen.

Wir wollen nur eines Hauses erwähnen, um auf die Reichhaltigkeit des empfohlenen Stoffes ein Streiflicht fallen zu lassen. Dies ist Nr. 51 in der Via Sistina. Hier wohnten Thorwaldsen, Rauch, Alexander von Humboldt, Ritter Bunsen, gegenwärtig Doctor Steinheim, der Vertheidiger des Aristoteles, und wer weiß wie viele Andere, von denen man nichts mehr hört. Thorwaldsen empfing hier die Pistolenkugel eines unvorsichtigen Knaben, die ihm fast das Leben gekostet hätte, und hatte sich Tags darauf gegen die Belehrungsversuche von Bischöfen und Cardinälen zu wehren, die seine Rettung der Madonna zuschrieben.

Von ältern Künstlern leben in Rom noch einige, deren Thaten bereits in der Walhalla des Conversations-Lexicons verewigt worden sind; andere, welche in bescheidener Abgeschiedenheit dem Hafen der Ruhe entgegen steuern.

Sie bilden gewissermaßen die alte Garde, obschon nicht alle strenge zusammenhalten. Ihre Genossen: Reinhardt und Koch, auch der eine Riepenhausen, haben schon früher von dannen müssen.

Koch lebt noch in seinen Fresken für die Villa Massimi fort. Er malte sie im hohen Alter, was bei ihrer Beurtheilung nicht außer Acht gelassen werden darf. Daß auch er zu Schiller's Zeiten die Carlsschule in Stuttgart, ohne Urland oder Abschied verließ, bezeichnet seine Charakter-Richtung nicht minder, als daß er, wie Kestner erzählt, in Straßburg angekommen, der gestrengen Schule seinen abgeschnittenen Zopf per Post überschickte. — Er starb, als die Armuth seiner letzten Jahre eben erst durch eine Pension Seitens des Kaisers von Oesterreich gehoben und ihm ein sorgenfreier Lebensabend gesichert worden war.

Franz Riepenhausen wird nicht vergessen werden, so lange die Kunst der Griechen, die er sammt seinem Bruder in Polygnot's Lesche zu Delphi nach Ueberlieferungen wieder darzustellen unternahm, ihre Anziehungskraft äußern wird.

Auch Thorwaldsen gehörte jener Zeit an und lebte mit den damaligen Künstlern in steter Verkehr, namentlich mit den Genannten und auch dem damals in Rom ansässigen Horace Vernet. Kestner war zugegen, als Walter Scott im Jahre 1831 Thorwaldsen besuchte. Beide hatten keine Mittel, ihre Zuneigung einander deutlich zu machen, da Keiner die Sprache des Andern sprach, als durch Händedrücken, Streicheln, und auf die Achsel klopfen. „Walter Scott," fügt Kestner hinzu, „hatte nie eine Statue gesehen, Thorwaldsen nie ein Buch gelesen." — Als der Letztere seinen Christus beendigt hatte, sagte er: „Jetzt merke ich, daß es mit mir bergab geht, denn das ist das erste Werk, das ich zu meiner Zufriedenheit gemacht habe."

Doch wir dürfen der Abgeschiedenen nur im Vorbeigehen gedenken, wollen wir den Lebenden nicht den kurzen Raum, der diesen Aufzeichnungen zugewiesen ist, schmälern.

Ueber Cornelius und Overbeck brachten diese Blätter schon im vorigen Jahre Ausführliches.*)

Der Erstere gedenkt noch längere Zeit in Rom zu bleiben. Sein Carton für den dereinstigen Berliner Dom beschäftigt ihn unausgesetzt. Es ist dies Bild erst zum Theil in Deck-Farben ausgeführt, während unten noch Alles bloßer Entwurf bleibt. Die Größe der einzelnen Figuren dürfte die Länge einer Hand nicht übersteigen. Nach dem Entwurf des Domes selbst wird die Tribune über 90 Fuß Höhe haben, und da diese „Erwartung des Weltgerichts" sie als Fresco-Bild im Halbrund bedecken soll, handelt es sich seiner Zeit um überlebensgroße Figuren, es sei denn, daß der ganze Bau, für welchen bis jetzt die Mittel fehlen, nur in kleineren Verhältnissen zur Ausführung gelangte.

Das Bild zerfällt, so weit wir uns nach einmaligem aufmerksamen Beschauen erinnern, in fünf Abtheilungen, und mahnt in seiner äußern Anordnung an manche andere, verwandte Gegenstände behandelnde Fresken aus der strengen Zeit. Obenan das aufrecht stehende Kreuz, das ein halb kniender Genius umfaßt; ihn umgeben Gestalten mit den Marterwerkzeugen, Dornenkrone, Nägel, Hammer ꝛc., darunter der sitzende Christus, umgeben von den Emblemen der Evangelisten. Zu beiden Seiten sigende, männliche und weibliche Heilige, in weiß grauen Gewändern, ihre Märtyrerpalmen dem Heilande darreichend. Diesem nahe, etwas tiefer gestellt, links Maria vornüber geneigt, im grünen Gewand; rechts Johannes. Noch tiefer, unterhalb der Posaunenengel, eine mächtige, halb verhüllte Gestalt, das Gewissen versinnlichend, mit dem Buch des Lebens. In dritter Linie darunter Propheten, Apostel, Heilige. Ueber diesen wieder die Kirchenväter, einige mit Bischofsmützen, auch einige mit Tonsuren. Endlich ganz unten ein Altar mit Crucifix; der König und die Königin von Preußen einander gegenüber kniend, neben ihnen die Prinzen und Prinzessinnen u. A. Im Vordergrunde eine allegorische Gestalt mit der Dornenkrone, eine andere mit dem Oelzweige, eine dritte mit dem Palmzweige; hinter ihnen eine vierte mit dem Füllhorn. Genien mit Palmen steigen an luftigen Leitern links ge'n Himmel, rechts herab. Den Hintergrund füllt eine Landschaft.

Der Grund, von welchem sich der obere Theil abhebt, ist himmelblau.

Wir glauben, in Obigem den ungefähren Inhalt des Cartons richtig angegeben zu haben, sollten Einzelnheiten auch ungenau und im Gedächtniß geblieben sein.

Die Kleinheit der Figuren und der Gesichter erschweren dem an große Gestalten gewöhnten Meister die Aus-

*) Wir bemerken dabei, daß im 9. Heft von 1854 der Schluß des Artikels von p. 279 auf die Seite p. 275 gebracht worden ist, so daß von den Worten »Man weiß« bis »ihr Dasein verdanken«, der ganze Satz nach p. 279 verlegt werden muß.

Digitized by Google

führung mehr, als er sich's wohl beim Beginn der Arbeit erwarten mochte. Dennoch ist ihm gelungen Ernst und Tiefe des Ausdrucks in vielen Gesichtern trefflich auszuprägen. Auch die Zeichnung zeigt den alten Adel seines Styls.

Die Anwesenheit des Königshauses ist die einzige Vorschrift, welche, wie es scheint, dem Künstler gemacht worden ist, oder doch die einzige, welcher er sich unterwarf. Ob auch das preußische Heer, wie es früher hieß, auf dem Bilde Platz finden sollte, wissen wir nicht; gewiß dagegen ist, daß es nicht darauf kommt.

Wir glauben, daß es zu früh wäre, jetzt schon über ein halbfertiges Bild mehr zu sagen. Die Composition hatte durch die erwähnte Vorschrift ihre großen Schwierigkeiten und durfte sich nicht füglich vom Hergebrachten weiter entfernen, ohne die Beigabe der aus der Gegenwart eingeführten Persönlichkeiten ungewöhnlich erscheinen zu lassen. Jetzt stören sie im Grunde wenig oder nicht.

Da das Bild für den protestantischen Dom der protestantischen Residenz eines protestantischen Königs bestimmt ist, sahen wir uns nach Luther und seinen Genossen in der Nachbarschaft des heiligen Augustin und Anderer um. Sie sind aber nicht darauf zu finden. Cornelius meinte verstanden zu haben, die Reformatoren würden an den Seitenwänden des Doms wohl noch untergebracht werden.

Auf Anlaß des jungen Prinzen von Preußen nahm der Papst selbst das Bild im vorigen Jahre in Augenschein, und bewies, wie wir hören, dem Künstler seine Anerkennung dafür durch Verleihung des Gregor-Ordens. Cornelius selbst ist bekanntlich Katholik.

Er lebt sehr still und eingezogen; von 11 bis 12 Uhr pflegt er für solche Besucher, welche seinen Carton zu sehen kommen, zu Hause zu sein. Abends versammeln sich Bekannte und Freunde ungebeten in größerer oder kleinerer Zahl um ihn, darunter auch gewöhnlich der Signor Forestiere, Bunsen's Mitarbeiter an der Beschreibung Rom's, Ernst Zacharias Platner.

Ehemals Maler und Verfasser jenes berühmt gewordenen Cartons der Hagar, durch dessen leere Mitte ein halbes Dutzend seiner Jugendfreunde eines Tages, mit den Füßen voraus, einen Sprung machten, hat Platner sich später hauptsächlich mit Kunststudien und literarischen Arbeiten beschäftigt, und bekleidet seit 1823 den Posten eines sächsischen Agenten. Auch über ihn bringt das Conversations-Lexikon bereits eine ausführliche Lebensbeschreibung. Obschon hoch betagt, ist er noch frisch und rüstig, und sein Geist beschämt manchen Jüngern an Regsamkeit. Sein scharfer, heimischer Dialekt ist ihm trotz des langen Aufenthalts in der classischen Weltstadt nicht abhanden gekommen. Platner ist 1773 in Leipzig geboren; seit 1800 bewohnt er Rom.

In König Ludwig's Villa (Malta) wohnt ein anderer Veteran, rührig noch, und auf dem besten Wege, das Alter Tiziano's zu erreichen. Es ist Joh. Mart. Wagner Seiner Stentor-Stimme setzt seit längerer Zeit ein böser Husten zu, ohne sie doch meistern zu können. Man hört sie im Café Greco, und wo er immer nur weilt, alle andern übertönend. Sie giebt seiner ursprünglichen Derbheit einen noch rauhern Ausdruck und ist theilweise die Ursache, daß Wagner für schwer umgänglich gilt. Solche Leute sind, wenn sie ihre liebenswürdige Seite herauskehren, um so einnehmender. Wir haben nicht leicht einen größeren Genuß ähnlicher Art gehabt, als da der alte Meister, von mißtrauischer Zurückhaltung allmälig zu heiterer Redseligkeit übergehend, uns Blatt für Blatt seine Zeichnungen zur Iliade mittheilte und seiner herzlichen Befriedigung Luft machte, wenn unter vielem Gelungenen das ihm besonders nach Wunsch Geglückte, auch von uns ausgezeichnet worden war.

Die Zeichnungen sind in Umrissen mit der Feder gearbeitet; wir sahen nur einen Theil, etwa 60 Blätter, von denen die meisten die Jahreszahl 1850 trugen, andere die der folgenden zwei Jahrzgänge. Der Styl entspricht der Aufgabe und erinnert an die besten pompejanischen Wandbilder. Einfachheit und Großheit der Auffassung, in einigen dieser Compositionen mit der allerseltensten Meisterschaft zum Ausdrucke gebracht, werden fast in keiner einzigen ganz vermißt. Bewundernswerth vor Allem ist die Anmuth der weiblichen Gestalten; sie scheinen und denen der Männer noch an künstlerischer Formvollendung überlegen. So schwer es hält, in ähnlichen Darstellungen immer neu zu sein, so hat der ganze Vortrag doch etwas durchaus Ursprüngliches, und nichts Conventionelles schwächt den ergreifenden Eindruck dieser plastischen Iliade.

Es wäre sehr zu bedauern, wenn sie nicht durch den Grabstichel zu einer größern Verbreitung gelangen sollte. Während wir diese Zeilen schreiben, hat indessen der königliche Beschützer des Meisters seine Residenz von Neuem nach Rom, und gar nach der Villa Malta verlegt, und so steht zu hoffen, daß er sich der Herausgabe annehmen wird. Da Wagner sonst selten oder nie seine Zeichnungen zeigt, und in Rom wenig Anstalten bestehen, welche sich mit Unternehmungen dieser Art befassen, so wären sie wohl in den bestandten Mappen dem allmäligen Untergange entgegen gegangen. „Das Nazarenerthum ist gegenwärtig zu sehr in der Mode," meinte Wagner, „die Zeit taugt nicht für solche Götter- und Helden-Geschichten". Hoffen wir, daß er nicht Recht behalte.

Vielleicht ist die Villa Malta schon deshalb interessant, weil sie wohl das einzige, echt künstlerische Atelier enthält, das sich in Rom finden läßt. Hier ist auf die Möglichkeit eines Besuchers auch nicht die kleinste Rücksicht genommen. In den 3 Zimmern, welche Wagner bewohnt, stehen Tische, Stühle, Farbentöpfe, Zeichnen-Requisiten, Teller, Betten in classischer Ungebundenheit durcheinander. Der pfiffigste Custode könnte die Umgebung eines großen Mannes nicht sorglicher nachzuahmen suchen, wenn er für nachzeitliche Verehrer den Wohnort desselben herstellt, als hier die Wirklichkeit es ihm vorgemacht hat. Wagner rühmt sich, sein Lebelang nicht nur ohne Frau, sondern sogar ohne Bedienten fertig geworden zu sein, und man fühlt keine Versuchung, seine Versicherung in Zweifel zu ziehen.

Er ist stark beleibt, mittelgroß, ein Würzburger vom bessern Schlage. Sein Haar ist grau, noch nicht eigentlich weiß. Die weit vorstehende Unterlippe hat etwas Aggressives; sie ist mehr als der bloß vorgeschobene Posten einer Festung, die noch keine Antwort schuldig blieb.

Wagner ist 1777 geboren; seine Studien galten gleichzeitig der Malerei und der Sculptur. Von 1804 bis 8 und wieder von 1810 bis 12 lebte er in Rom. Dann beschäftigten ihn vielfach Ankäufe für die bairische Regierung. Er holte die äginetischen Sculpturen aus Griechenland, wobei ihm die Continental-Sperre und der Krieg überhaupt viele

Digitized by Google

Schwierigkeiten bereiteten. Sein großer Fries, nach Schiller's eleusinischem Feste, 1822 für die Walhalla bestellt und während 12 Jahren nach Wagner's Entwurf ausgeführt, gab Anlaß zur weitern Bestellung des Centauren und Lapithen-Kampfes für die Münchner Reitschule; an beiden Werken war Schöpf, Wagner's Schüler und Mitbewohner der Villa Malta, bei der Ausführung thätig. Die Blöcke dazu wurden in Carrara punctirt. Der Gips-Entwurf des ersteren Frieses ist in der Villa Malta aufbewahrt und verräth in seiner, häufig mit vielem Glücke vorwiegend malerischen, Anordnung die doppelte Begabung Wagners. Ob er jemals in Marmor arbeitete, bezweifeln wir. Restaurationen für die Münchner Museen haben ihm übrigens manches kostbare Jahr gerauht. — Wie Arkesilaos den Homer vor dem Schlafengehen und nach dem Aufstehen zu seiner Lectüre machte, so sind die Ilias und die Odyssee auch Wagner's liebste Gesellschaft. Es hielte schwer für die Geschmacks-Richtung eines Künstlers bessere Bürgen zu stellen.

In seiner Villa und in seinem genial unordentlichen Atelier, aber in einem der saubersten römischen Häuser, manche Treppe hoch, im freundlichen, sorglich geordneten Zimmer arbeitet Johannes Riepenhausen. Seine Erscheinung entspricht seiner Umgebung. Das weiße Haar hängt nicht wie bei Thorwaldsen in langen Locken herab; kein Cellini-Bart wallt über Hals und Brust; alles Auffallende, einer Vernachlässigung ähnliche, ist mit Vorsicht vermieden. Im Aeußern, wie in Haltung und Sprache, drückt sich eine Einfachheit, Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit aus, die fast noch rascher beschämt, als sie Herzen gewinnt; die schwarzen kleinen Augen verrathen Geist und Frische und scheinen es nicht glauben zu wollen, daß Kopf und Hand schon zu zittern beginnen.

Johann Riepenhausen ist etwa 1788 in Göttingen geboren; sein Bruder Franz zwei Jahre früher. Beide kamen 1807 mit Tieck nach Rom und arbeiteten so sehr in verwandtem Geiste, daß man immer nur einen Künstler in ihren Werken zu erkennen glaubte. In Hannover schmückten sie den Guelfen-Ordenssaal mit Bildern aus der Guelfen-Geschichte, wozu die Cartons noch im Atelier aufbewahrt werden. Die Darstellungsweise gehört der neuromantischen Schule an. Die Verklärung Raphael's hieß ein anderes ihrer größern Oelgemälde. Der Umriß zum Polygnot ist schon rühmend gedacht worden. Die Geschichte der h. Genovefa, die Geschichte der Malerei in Italien waren ebenfalls verdienstvolle Werke Beider. La Vita di Rafaello von 1834 ist von Johannes allein. Franz starb 1831. Wie dies in Rom oft geschieht, war die Propaganda eifrig um sein Sterbelager bemüht und gewann noch in den letzten Augenblicken — wie wir glauben, zur großen Betrübniß des überlebenden Bruders — die Seele des Sterbenden für den Katholicismus.

Von Johannes Riepenhausen sahen wir drei Oelbilder, zwei dem Genre angehörig, eins der Allegorie, nämlich das Mädchen aus der Fremde. Seine jetzigen Arbeiten bestehen indessen meistens aus Zeichnungen auf hellem Tonpapier, mit Beihülfe von Sepia, Terra di Siena und Tusche. Die Wahl der Stoffe und die Auffassung verrathen nicht mindere Belesenheit und wissenschaftliche Bildung, als Geschmack. Sie gehören bald der Allegorie, bald der hellenischen Geschichte an; auch das neuere Gedicht ist vertreten. „Laßt die Kindlein zu mir kommen," war das einzige religiöse Bild, das wir sahen. Mit Vorliebe hält der Künstler sich zu Darstellungen in antiker Richtung. Sein Kampf zwischen Eros und Anteros ist nicht minder lieblich als sein Sokrates, der die Leier spielen lernt. Nach Euripides ist ja die Liebe „die Beisitzerin der Weisheit."

Da wir einmal den Veteranen, wie billig, den Vortritt bei diesen Besprechungen eingeräumt haben, so müssen wir hier noch zweier Landschafter gedenken, welche den Kreis der ersteren schließen.

Es ist Catel und de Rhoden. Ersterer stammt aus einer Familie französischer Emigrirten, ist aber Preuße von Geburt. In den Jahren, wo noch weniger Concurrenz war, nach Rom gekommen, eroberte ihm sein bedeutendes Talent rasch eine gewisse Berühmtheit, und einige seiner landschaftlichen Bilder, namentlich das Piano von Sorrent, mußte er unzählige Male wiederholen. Geistvolle Auffassung sagt man besonders seinen größern Bildern nach, wo es ihm möglich war, sich von der bloßen Vedute frei zu machen. Wir sahen von solchen Bildern nur sein: Oberhalb „Lago d' Agnano" mit tanzenden Figuren im Vordergrunde, welches indessen nicht mehr seiner besten Zeit angehört; ebenso ein kleines „Sorrent" aus den letzten Jahren. Catel ist etwa 77 Jahre alt. Er gilt für einen tüchtigen Haushalter und ist vielleicht der einzige Künstler in Rom, welcher Getreide, Oel und Wein bant. Seine reichhaltige Bibliothek wird dereinst, so steht zu hoffen, diejenige des Künstler-Vereins vergrößern helfen.

Repräsentirt Catel das kaufmännische, vorsichtig auftretende, nicht überwiegend wohlwollende Element unter Rom's Künstlern, so erblicken wir in seinem Casseler Fachgenossen J. H. de Rohden den echten Nimrod, rothhäckig, kurz, gedrungen, mit blitzenden Augen unter wahren Maisbüscheln von Augenbrauen, voller Jagdgeschichten und unglaublichen Begebenheiten, rege wie ein Neapolitaner, vierschrötig, keenhast, im langen, zimmtfarbenen Rock, ein Feind der neuesten Moden, wie der unrasirten Gesichter, seiner Zunge und Stimme sich mit nicht minderer Geläufigkeit bedienend, als früher seines Jägerstutzens. De Rohden ist 77 Jahre alt, — man hält ihn kaum für einen Sechziger. Im Mai d. J. sind gerade 60 Jahre verflossen, seit er nach Rom kam; 7 Jahre davon verwandte er auf Wanderungen durch Frankreich, Deutschland, Tirol und die Schweiz. Seit 35 Jahren gehen seine Bilder sämmtlich nach Hessen-Cassel, in die Schlösser des Churfürsten. Sie befinden sich jetzt theils in Philippsburg, theils in der Nähe von Frankfurt a. M. Wie die meisten alten Landschafter, hat auch er, seit die Studien im Freien nicht mehr für seine Jahre taugen, der Farbe Valet gesagt und sich der Kreide und dem Bleistift zugewandt. Wir sahen drei größere Landschaften dieser Art von ihm, nicht mehr auf Wirkung berechnet, wie er selbst sagte, sondern nur noch bestimmt, um „abgelesen" zu werden. Sie verriethen tüchtige Naturstudien. Durch die Staffage suchte der Künstler die besondere Stimmung des Bildes in Worte zu übersetzen; so nannte er ein Bild schalkhaft das Matrimonium, und hatte den Begriff selbst durch einen Bauer und eine Bäuerin versinnlicht, die in tranter Unterhaltung bei einander saßen. Ein strohflechtender Einsiedler bildete neben einem Reh die Staffage des zweiten Bildes, bestimmt die Ausgleichung der Ursehde zwischen Mensch und

Digitized by Google

Thier auszudrücken. Auf die Pilgerschaft durch's Leben deutete ein ruhender Pilger des dritten Bildes, halb versteckt durch einen mächtigen Baumstamm, der am Boden lag. — Er firirt, wie Cornelius, seine Kreide- und Bleistiftzeichnungen mittelst heißen Wasserdampfes, wogegen Overbeck seine Kohlenarbeiten auf schwach geleimtem Papier durch Nässen der Kehrseite mit Wasser firirt.

Auch de Rohden ist vor 40 Jahren zum Katholicismus übergetreten. Er ist kein Zelot, wie so mancher Bekehrte; doch steht er in der Fortentwicklung der menschlichen Zustände nur eine Böses verheißende Unbefangenheit, „ohne Beschreibenheit", und wenn er die Frage aufwirft: was ist Cultur? so darf man sicher sein, daß die Antwort nicht berechnet ist, dem Zeitgeiste zu schmeicheln.

Und hiermit können wir von der alten Garde Abschied nehmen. Nach wenigen Jahrzehnten wird man ihre Ateliers vielleicht leer finden. Da mögen denn diese Zeilen ihr Andenken noch eine Weile frisch erhalten. Man hört so gern von alten Künstlern und weiß doch so selten etwas über ihre öffentliche Thätigkeit Hinausreichendes. Wenn sie nicht mehr in den Ausstellungen vertreten sind, vergißt Einer nach dem Andern, erst ihre Werke, zuletzt ihre Namen. Wer weiß noch von dem alten Maler und Rathsmann Martin Usteri in Zürich, dem Dichter des Liedes „Freut Euch des Lebens!" Noch leben gar Viele, die ihn kannten, aber weit mehr noch giebt's, die das Lied singen und seinen Namen längst vergaßen und gar Wenige wissen, daß er, in's Bad von Rapperswiel gebracht um zu gesunden, bei den Tönen dieses seines Liedes, welches beseeundete Künstler aus Zürich unter seinen Fenstern sangen, den Geist sanft und beruhigt aushauchte.

Und dennoch werden eben Künstler häufig alt und lieben es, wie Vorthon seinen Gedanken ausredete, wenn ihm auch Niemand mehr zuhöre, fort zu arbeiten und zu schaffen, wenn das neue Geschlecht auch nicht mehr auf sie Acht giebt. Besteht auch das Solon'sche Gesetz nicht mehr, welches bestimmte: ein Müßiggänger soll von Jedermann angeklagt werden können, so setzen alte Künstler doch nicht ihre Glückseligkeit in Daßjenige, was Epicur als die Bedingung der göttlichen Seligkeit bezeichnete: das Befreitsein von allen Geschäften. Michel Angelo begann sein fünftes Gericht, als er schon 60 Jahre alt war, und es gehörte zu den Seltenheiten, wenn ein Künstler, wie Sebastian del Piombo sagt: „Da ich genug habe zu leben, will ich nicht mehr arbeiten."

Daß es übrigens mehr betagte Künstler, als alte Tyrannen giebt, welche letztere Tales zu den größten Raritäten rechnete, beweist das hohe Alter der meisten allgemeiner bekannten Maler, Bildhauer u. A. Carlo Dolci wurde 70 Jahre alt, Albani 82, Bronzino 72, Jacopo Bassano 82, Barocci 84, Bateni 81, Gentile Bellini 80, Giovanni Bellini 90, Bernini 82, Boticelli 78, M. Angelo Buonarotti 89, il Calabrese 86, Cammeini 77, Canova 75, Cellini 72, Cignani 91, Claude Lorrain 82, Conca 88, Pietro da Cortona 73, P. di Cosimo 80, Lorenzo Credi 88, C. di Fiore 90, B. Foggini 90, Gaddo Gaddi 75, Gagini 91, Garofalo 78, Ant. Gentile 90, Ghiberti 77, Luca Giordano 73, B. Gozzoli 78, Guercino 76, Honthorst 72, Liberale 85, C. P. Liberi 82, Carl Maratta 88, Mafuccio sen. 80, jun. 97, Murillo 74, Palma Giovane 84, Perugino 82, G. Pisano 80, Nicolas Pouffin 71, C. Roselli 80, J. T. Sansovino 91, Saffoferato 80, L. Signorelli 81, Thorwaldsen 74, Paolo Uccllo 80, Tizian 99 und Domenico Pauetti sogar 120 Jahre. Im Norden scheint das Verhältniß freilich weniger günstig zu sein. Rubens lebte nur 63 Jahre, Rembrandt nur 68, doch brachten es J. v. Eyck auch auf 71 Jahre, Gerhard Dow auf 77, Lucas Cranach selbst auf 81 Jahre.

---

2) Flatz. — Seltz. — Strauch. — Wittmer. — Wurzinger. — Hausmann. — Freitag. — Layton. — Gamba.

Unter den sogenannten Nazarenern gehört Flatz zu denen, welche sich der Overbeck'schen Richtung vielleicht am entschiedensten angeschlossen haben. Vor 16 Jahren wegen eines Blutsturzes aus den Tyroler Bergen nach Rom gekommen, hat ihn sein, der nordischen Natur nicht gewachsener Gesundheitszustand bestimmt, ganz in Rom zu bleiben. Wir fanden ihn an einem Regentage von dem kaum bemerkbaren Sciocco eines Februar-Morgens so erschöpft, daß er seine Arbeiten unterbrochen hatte. Obschon noch in den besten Jahren, ist sein Haar schon grau. Bartlos, mit goldner Brille, im zierlichen, pelzbesetzten Schlafrocke, macht er weniger den Eindruck eines Künstlers, als denjenigen eines so genannten „Studirten", etwa eines Arztes, und in der That glauben wir nicht zu irren, wenn wir sein künstlerisches Schaffen mit der Thätigkeit eines Seelenarztes in der eigenen Auffassung des Künstlers ziemlich nahe verwandt halten. Propaganda machen in Rom nicht nur Priester und Mönche; es giebt sonst noch der Wege gar viele, auf welchen Ketzer in Rom bekehrt werden, und viele Bekehrte hatten kaum je mit einem Geistlichen zu thun gehabt, als sie sich dem Katholicismus in die Arme warfen. Wir nannten schon Rohden und Franz Riepenhausen als übergetretene Künstler; es ist bekannt, daß Overbeck ebenfalls erst in Rom Katholik wurde, nicht minder Schadow aus Düsseldorf, Andreas Achenbach; vor wenigen Jahren erst wieder der Bildhauer Steinhäuser und so manche Andere, von denen weniger verlautet. Das Hospital für die bekehrten Ketzer (Erotici convertiti) ist bei Weitem nicht das einzige Mittel, welches zum Uebertritt veranlaßt.

In der That bietet das Atelier eines dieser Richtung huldigenden Künstlers so mannichfache Anknüpfungspuncte zwischen den Darstellungen der Kunst und den Doctrinen der katholischen Kirche, daß schon eine entschiedene Zurückhaltung von allem Proselytenmachen dazu gehörte, um nicht wissentlich oder unwissentlich solchen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Eine derartige Zurückhaltung aber stimmt nicht mit der Lebensaufgabe eines echten Nazareners.

Flatz malt fast ausschließlich auf Holztafeln, worüber Leinwand und mit Leimwasser versetzter Gips, die von Maragritone von Arezzo schon im 13. Jahrhundert erfundene oder wieder entdeckte Verfahrungsart, um das Holz weniger den Angriffen der Würmer und der Luftveränderungen auszusetzen, auch die Farben glänzender und besser zu erhalten.

Die meisten seiner größeren Bilder gingen nach Tirol; eins derselben, im vorigen Jahre für eine Kirche in Bozen gemalt, löste die schwerste Aufgabe, welche von verwandten

Digitized by Google

Aufgaben wohl gestellt werden konnte. Es war nämlich die Darstellung des Fegefeuers verlangt worden, und zwar natürlich in streng kirchlicher Weise. Selbst Overbeck hielt den Gegenstand für einen mehr als bedenklichen. Es giebt so manche fratzenhafte Behandlung desselben Motivs, schreiende Menschen mit erhobenen Armen, bis an den Leib in Flammen steckend, wie man sie wenigstens in Italien vor jeder Dorfkirche bei Festen ausgestellt sieht, daß es schwer hielt, hier die Grimasse zu vermeiden. Wir sahen das Bild nicht selbst und wissen daher nicht, wie die gemalten Flammen sich ausnehmen mochten. Die Zeichnung und die Auffassung aber, so weit der Carton sie erkennen ließ, machen dem Schönheitssinn und dem guten Geschmack des Künstlers alle Ehre. Der Papst selbst, welcher das Bild in Augenschein nahm, war damit einverstanden. Freilich mußte mit Umgehung der Grenel, welche die Phantasie dem Reinigungsfeuer zuschreibt, dieses selbst weit weniger schrecklich werden. Es wurde zu einem geistigen Feuer, das weder Haut noch Haar beschädigt, und so konnte denn die Darstellung einen Schritt weiter gehen und auch die Kleider feuerfest auffassen; „sieht der Leib am jüngsten Tage auf, wie es verhießen ist," war des Künstlers logische Folgerung, „so können auch füglich die Kleider wieder auferstehen", und demgemäß sehen wir denn Gewandfiguren in diesem Fegefeuer. Flatz versicherte uns, selbst Protestanten hätten ihm erklärt, es lasse sich gegen einen solchen Uebergang aus einem Dasein in's andere nicht einwenden. Wir glauben es gern. Nur scheint uns die Darstellung für Protestanten und zur Unterstützung ihres Uebertritts weit mehr geeignet und berechnet, als sie uns dem Vorrlaut der kirchlich-katholischen Auffassung vom Fegefeuer angemessen däucht. Solchem Bilde gegenüber muß gepredigt werden, wie Cardinal Wisemann predigte, wenn er seine Bekehrungsreden in S. Andrea delle Fratte hielt.

Die andern Bilder, die wir sahen, waren die Fußfalbung Christi, Maria, Magdalene und Johannes vom Grabe heimkehrend; Madonna das Kind anbetend; S. Francesco di Saverio auf dem Todtenbette und Fra Beato Angelico, welcher die Madonna unter S. Lucas Schutz und mit der Engel Hülfe malt. Einzeln noch stark byzantinisch, ist Flatz doch lieblicher Auffassung mit Vorliebe zugewandt, und erreicht nicht selten einen wirklich geistreichen Ausdruck. Naiv hingegen war kein Zug in allen seinen Gesichtern. Fiesole ist in dieser Beziehung gewiß eins der höchsten Vorbilder. Die Technik Fiesole's ist längst durch seine Nachfolger überholt, aber seine Naivetät hat keiner von allen denen, welche in ihren Mustern auf ihn zurückgegangen sind. Sie ist freilich zu sehr der Ausdruck des ganzen Menschen, als daß sie der erlernen könnte, dem sie einmal nicht inne wohnt.

Die Nazarener, gegen welche schon Goethe kämpfte, als er der neu aufgetauchten romantisch-christlichen Richtung in der Jenaer A. L. Ztg. den Krieg machte, vermeiden bekanntlich mit großer Vorsicht jede Nacktheit und verrathen schon dadurch, daß jenes übersetzliche Wort ihnen fremd und unheimlich erscheint. Sie kennen eben nur Menschen nach dem verhängnißvollen Apfelbiß und ihre Engel selbst müssen sich Kleider gefallen lassen. Die altjüngferliche Zimperlichkeit in der Kunst taucht immer von Zeit zu Zeit wieder auf und hat, wie die Mode, ihre ziemlich regelmäßigen Perioden.

Sie war es, welche die nackten Kindergenien der ersten christlichen Jahrhunderte, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, durch bekleidete, hohe, jugendliche Engel mit Flügeln verdrängte; welche um dieselbe Zeit auch Christus, Daniel, Jonas u. Andere in völlige Gewandung hüllte; welche Daniel von Volterra nöthigte, die Nacktheiten an Michel Angelo's jüngstem Gericht zu übermalen, was ihm den Spitznamen Braghettone (Hosenmacher) verschaffte; welche unlängst erst ähnliche Verbesserungen an den Fresken der Villa Massimi verschuldete und die neuen Gruppen auf der Berliner Schloßbrücke nur mit vorgezogenem Schleier passiren zu können behauptete. Sie war es zum Theil, welche dem alten Bartolomeo Ammanati die zwei Briefe an die Florentiner Akademie (von 1582) und an den Großherzog Ferdinand (von 1590) dictirte. Im ersteren beschwört er die jungen Künstler bei der Reue, welche ihn selbst verzehre, „sich um der Liebe Gottes und ihres eigenen Heiles willen wohl zu hüten, in den Fehler zu verfallen, Figuren ganz nackt darzustellen." Im zweiten Briefe bittet er, die unbekleideten Statuen, welche er für Pratolino fertigte „kunstreich und decent unter dem Namen von Tuzenden bekleiden zu dürfen." Freilich war noch ein anderer Einfluß dabei vorwaltend, derjenige der Jesuiten nämlich. Ammanati hatte ihnen sein Vermögen schon vermacht und in ihrem Archive zu Florenz fand man auch diese Briefe wieder auf. Man weiß, wie sie alles Unbekleidete für Beelzebub's Werk ausgaben, etwa solche Wirkung ihm zuschreibend, wie es in Hans Sachs Paradies mit Bezug auf die Ränke des leibhaftigen Bösen und seine Wirkungen auf Adam geschieht:

„Damit er sich von Gott ablehr
Und durch das satanisch' Ziebpflaster
Hernach ergeb in alle Laster."

Verwandter Richtung huldigen einige Bilder des Münchners Seitz, obschon andere den Einfluß seines Lehrers Cornelius nicht verkennen lassen. Er steht gewissermaßen zwischen diesem Letzteren und Brebeck und giebt, je nach dem Gegenstande seiner Darstellungen, diesen oder jenen wieder, ohne ihre Verschiedenheiten zu verschmelzen. Ans Byzantinische fast streifen einzelne seiner Kirchenbilder, wie z. B. eine überstylisirte Madonna, welche wir in seinem Atelier sahen, nur freilich immer mehr in der Zeichnung, als im Ausdrucke, welcher milde zu sein strebt und Fiesole zum Muster genommen hat. So auch ein Hauskapellchen mit Kreuzigung ꝛc., auf Goldgrund, im damaligen Geschmack; eine Ruhe auf der Flucht mit Blumenkränze haltenden Engeln, welche das Christuskind beschauen; dieses erinnert wieder in der raffinirten Schmerzensspielerei der Nazarener durch seine Haltung an das Zeichen des Kreuzes, welchen Bezug auch Flatz häufig anzudenten sucht. Die Farbe dieser Bilder ist, wie diejenige von Overbeck und Flatz, hell und bunt, bestimmt, eine gewisse Heiterkeit hervorzubringen, wie dieselbe dem Marien-Cultus eigen ist. Das Material ist das oben schon beschriebene. Die meisten dieser Bilder wandern nach England.

Viel bedeutender erscheint Seitz in andern Arbeiten, und man glaubt fast mit einem ganz andern Künstler zu thun zu haben. Entfernt sich sein verlorner Sohn nach dem uns zu Gesicht gekommenen Carton wenig von der herkömmlichen Darstellung, so bekundet dagegen sein trefflich durchcomponirter Fries, die Parabel vom Weinberge, um so größere Begabung, tüchtige Charakteristik, Kraft und Ursprünglichkeit der Erfindung. Auch seine reliefartig gemalten Fries-Stücke

Digitized by Google

für die Capelle Torlonia in Albano sind, nach den Photographien zu schließen, kleine Meisterstücke. Nicht minder bedeutend sind seine holzschnittartigen Federzeichnungen z. B. St. Antonio Abate u. A. Von unbeschreiblicher Lieblichkeit aber vor Allem ist eine Mutter, welche sich über ihr Kind beugt und es fest umschließt, während das Kind dem Munde der Mutter zustrebt. Es ist die reine Wiedergabe der Natur ohne alle Stilisirung. Er nennt die Gruppe Madonna-Kind. Das kleine Bild ist in Federtusche auf Pergament gezeichnet.

Seitz ist noch jung, vielleicht am Ausgang der Dreißiger, eine frische, liebenswürdige, stattliche Erscheinung, der eine gewisse ideale Weichheit nicht Abbruch thut. Die größere Hälfte seines Lebens brachte er in Rom zu. Er würde ohne Zweifel, wenn er den alten Adam, den Nazarener ausziehen könnte und der Natur in allen seinen Darstellungen treuer bleiben wollte, Großes zu leisten im Stande sein. Vielleicht gehen ihm noch einmal die Augen über diesenige Richtung auf, wozu er wirklichen Beruf hat.

Strauch und Wittmer beschäftigen sich ebenfalls mit heiligen Motiven und mögen deßhalb hier erwähnt werden.

Ersterer, ein Schützling des verstorbenen Radowitz und Schüler Veit's, kam erst von einem Jahre nach Rom und ist mit Ausführung mehrer kleineren Bestellungen beschäftigt. Gerühmt wurde uns sein großer Carton: um Moses Leichnam streiten der Engel des Lichts und der Finsterniß.

Michael Wittmer, aus Muran, ist der Schwiegersohn des verstorbenen Koch, von welchem er noch Landschaften und auch Umrisse zu Dante's göttlicher Comödie aufbewahrt. Wir sahen von ihm selbst im Atelier zwei Oelbilder: „Predigt des Täufers in der Wüste," für Köln bestimmt, und „Lasset die Kindlein zu mir kommen;" ferner in der vorjährigen Ausstellung eine von Engeln zum Himmel getragene „h. Catharina von Alexandrien" und noch einmal „Christus, die Kinder segnend." Zeichnung und Gruppirung dieser Bilder waren gewandt und sicher, ohne daß uns gerade tiefere Charakteristik oder Schwung der Erfindung ein größeres Interesse für diese so oft schon behandelten Stoffe abgewonnen hätten. Die Farbe war hell und freundlich, wie sie die römische Bestimmung solcher Bilder oft erheischt, so wenig man diesen Eigenschaften auch sonst in solchem Maaße Berechtigung zuerkennen mag, da sie fast an's Bunte streifen. Immerhin darf man dem Künstler Glück wünschen, welcher, durch die Laune der Besteller vielleicht zu Bildern genöthigt, die in ihm selbst nicht mehr tiefere Theilnahme erwecken, solchen Gegenständen noch eine gefällige, muntre Seite abzugewinnen und sich, wie den Beschauer, vor Langweile zu schützen weiß. Eine ungewöhnliche Begabung weiß freilich aus schon abgenutzten Stoffen noch etwas mehr zu machen.

Von rein historischen Bildern ist wohl dasjenige Carl Wurzinger's aus Wien das räumlich größeste, welches in letzter Zeit in römisch-deutschen Ateliers entstand.

Es führt uns jenen Ferdinand vor, welcher seiner Mutter auf ihrem Sterbebette die Unterdrückung der Protestanten versprach und, in Ingolstadt von den Jesuiten zu blindem Glaubenshasse erzogen, zu Loreto vor dem Madonnen-Bilde das feierliche Gelübde ablegte, um jeden Preis dem Katholicismus wieder zur alleinigen Herrschaft in seinen Staaten zu verhelfen; welcher dann in seinen Erbländern Steiermark, Kärnten und Krain mit Vertreibung der Protestanten begann (man erinnere sich an die Biographie Keppler's), in Böhmen und Oesterreich aber auf bewaffneten Widerstand traf, und in seiner Hauptstadt vom Grafen Thurn bedrängt, im Begriffe war die Duldung der Nichtkatholiken zuzugestehen, als eine Diversion des niederländischen Generals Bonquoi ihm wieder freie Hand gab, und jene weiteren Gewaltmaßregeln veranlaßte, welche den traurigsten aller Kriege, den dreißigjährigen Religionskrieg, über Deutschland heraufbeschworen.

Die Erinnerung an diesen Monarchen ist vielleicht zu keiner Zeit eine wohlthuende gewesen, am wenigsten aber eignet sich jener entscheidende Wendepunct — das Verwelgern des Toleranz-Edictes — zu künstlerischer Verherrlichung, wenn nicht die Huldigung einer einzelnen Partei, auf Kosten der höher gehenden Ausgabe jedwedes Kunstwerks, beabsichtigt werden sollte. Da das vorerwähnte Bild bereits vor mehren Jahren begonnen ist, so scheint die seitdem versöhnend zwischen die Partei-Spaltungen getretene Zeit das Bestreben des Künstlers, etwas Zeit- und Reactionsgemäßes zu schaffen, überflügelt zu haben. Der dreißigjährige Krieg war, soweit er Oesterreich betraf, vorwiegend ein Bürgerkrieg, und allemal wenn Mäßigkeit und Besonnenheit das Scepter in Händen hielten, hat es sich unedel und unpolitisch gegolten, den Sieger im Bürgerkriege durch Medaillen zu verherrlichen.

Es thut uns das Motiv des Bildes dieserhalb leid, denn der Auffassung und Ausführung können wir nur Rühmliches nachsagen; die Farbe ist wirksam und ernst, ohne auf einen gewissen Pomp zu verzichten, welcher dem Costume jener Zeit gut steht. Am Fuße einer Treppe im Schlosse steht der Kaiser, von Ebelleuten bestürmt ein Papier zu unterzeichnen; Andere kommen in lebhafter Geberde die Treppe herab; ein Rothhaariger will dem Kaiser die Feder aufnöthigen; dieser schwankt und hat die letzte Fassung verloren. Rechts aber durch's Fenster, zu welchem die Getreuen des Kaisers hinausrufen, erblickt man den heranrückenden Entsatz; man sieht Kampf und Pulverdampf; der Stephansthurm deutet auf den Ort, wo dieser Austritt vor sich geht.

Das Bild enthält etwa 16 Figuren, die vorderen über menschliche Größe. Die Spannung des Augenblicks ist trefflich wiedergegeben, das Theatralische glücklich vermieden, die Composition kräftig und wirksam.

Wurzinger beschäftigt sich nebenbei fleißig mit Portraitiren. Was wir von ihm sahen, war zu wenig, um einen Maaßstab für seine Treue in Wiedergabe der menschlichen Züge uns darzubieten, doch weiß er seinen Figuren und ihrer Garderobe eine gewisse Stattlichkeit zu geben, welche seine Portraits besonders für Salons geeignet erscheinen läßt.

Er ist etwa in der Mitte der Dreißiger. Zuerst zwei Jahre als Pensionair in Rom, hat ihn der verführerische Aufenthalt, wie das so oft geht, weitere sechs Jahre gefesselt. In diesem Frühjahre beabsichtigte er indessen Rom zu verlassen und nach Oesterreich zurückzukehren.

Von Hansmann aus Hanau, welcher sich während des vorigen Jahres in Rom aufhielt und gegenwärtig wohl nach America unterwegs sein wird, sahen wir eine historische Composition aus der Lebensgeschichte Galilei's, welche sehr Großes verheißt. Wir bedauern, den Gegenstand selbst hier nicht besprechen zu können, ohne dem Künstler vielleicht zu schaden. Die Weltgeschichte ist zwar reich an malerischen Motiven, aber dennoch giebt das Verrathen eines eben erst

Digitized by Google

mit Glück benutzten historischen Vorgangs leicht Anlaß zu Compositionen verwandter Art und beeinträchtigt auf diese Weise das noch im Werden begriffene Werk. — Was wir sonst von dem in Rede stehenden Künstler kennen, gehört dem Genre an. Es waren u. A. drei singende Domherren, ein Bild voll Wahrheit und Charakteristik, ferner kartenspielende Gamins de Paris, eine Zigeunerin und Aehnliches. Das Colorit Hausmann's läßt den Einfluß jener französischen Schule erkennen, welche, gleich den einstmaligen Priestern auf Dodona, den Göttern zu Ehren es mit ungewaschenen Füßen hält und dem Sophokles Recht giebt, wenn er die Krankheit und den Schmutz des Philoktetes auf die Bühne bringt. Auf manche ihrer Ausartungen läßt sich das Sokrates Wort, das er den Antisthenes nachrief, anwenden: „Ich sehe durch die Löcher deines Mantels deine ganze Eitelkeit." Obschon Hausmann's erwähnte Gamins de Paris uns dieses Wort und das Vorbild jener Schule in's Gedächtniß rufen, so gehört er doch zu denjenigen, welche die Klippe, ohne zu stranden, umschifft zu haben scheinen, und seine ungewöhnliche Technik macht ihn zu einer durchaus bedeutsamen Erscheinung unter den deutschen Vertretern des französischen Colorits. Die Carnation seiner Figuren hat namentlich einen eigenthümlichen Zauber. Indem er sich zu geschichtlichen Darstellungen wendet, betritt er ein Gebiet, wo das naturalistische Element immer unter der Aufsicht eines höhern Gedankens steht und, durch geistreiche Auffassung gemildert, von der besten Wirkung zu sein pflegt. Es wäre sehr zu bedauern, wenn Hausmann sich ganz nach America wenden sollte, wo der Geschmack so manchem leichtfertigen Kunsterzeugniß huldigt und eine gründliche Gewissenhaftigkeit, wie die seine, schwerlich zu würdigen weiß.

Richard Freitag, aus Gotha, ebenfalls nur ein vorübergehender Pilger in Italien, aber trotz seiner kerndeutschen Persönlichkeit ein leidenschaftlicher Bewunderer der Campagne und der übrigen Wunder Hesperiens, beschäftigt sich vorwiegend mit Stoffen aus dem Mittelalter, und zwar mit solchen, welche durch ihre Auffassung dem Genre sich nähern. So giebt er uns Einblicke in das Familienleben jenes alten Meisters, von dem ein alter Reim besagt:

„Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu;"

und der da selbst von den Künstlern seiner Zeit die Musen singen ließ:

„Sie werden auch sammt uns veracht',
Als Fantasten verspott' und verlacht,
Können sich Hungers kaum ernähren,
Weil man sie thut sammt uns unehren;
Und doch allein Lob, Ehr' und Preis
Der Kunst ist ihre einz'ge Speis'."

Auch die Geschichte Thüringen's, z. B. die Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen, dessen großes Bette noch unlängst zu Erfurt aufbewahrt wurde und dessen zweite Gattin und Befreierin, die schöne Türkin, sich so friedlich mit seiner ersten deutschen Gattin vertrug, gaben ihm erwünschte Stoffe für den Kreis seiner Darstellungen. Er scheint, nach dem Wenigen, was wir von ihm zu sehen Gelegenheit hatten, der naturalistischen Behandlung abhold zu sein und sich mehr in anmuthiger Umgebung und freundlichen, wenn schon kräftig nüancirten Farben zu gefallen.

Wir wollen hier noch zweier nicht deutscher Künstler gedenken, welche durch ihre Studien in einem gewissen Zusammenhange mit deutscher Kunst stehen und den Einfluß der letztern auf fremde Künstler anziehend veranschaulichen. Es sind die Engländer Layton und der Italiener Gamba, beide im nämlichen Atelier und in verwandter Weise arbeitend. Der eine mit vollem, lichtbraunem Haupthaar, freier Stirn und klarem, munterm Auge, ein echter Nordländer voll jugendfrischer Genialität, der andere mit dichtem, schwarzem Bart, ernst wie der Hurone Seume's wohl etwas älter, als sein strebsamer Genosse. Die Wahl der Stoffe, welche sie jetzt beschäftigen, entspricht dieser äußern Erscheinung. Während Layton einen festlich heitern Gegenstand wählte: die Einführung einer Madonna Cimabue's in die Kirche, für welche sie gemalt war, zeigt und der Italiener Gamba, getren dem Hange seiner Nation für das Tragische, das Begräbniß Tizian's, wobei uns der Anblick einiger Pestilenzchen ganz im Vordergrunde nicht erspart wird. Der Festzug Layton's, circa 40 Figuren, geht friesartig von der Rechten zur Linken an einer grauen Mauer entlang, von welcher sich die Hauptfigur Cimabue in weißem Prachtkleide nur wenig abhebt; vor ihm Musicirende, Blumenstreuende, sehr schöne Mädchengruppen; hinter ihm viele porträtähnliche Künstler jener Zeit, einige das Bild tragend, dann reichgekleidete Reiter und endlich, das Ganze überblickend, der jugendliche Dante. Wo der Zug in die Kirche geht, ganz links, ist die höchste Farbenpracht und die gelungenste Gruppirung, so daß die Hauptsache in der Mitte dadurch geschwächt wird. Die Beleuchtung ist allseitiges Taglicht, fast ohne Schatten; die Farben sind hell und lachend; die Carnation mahnt etwas an Barroci, als er seine blauen Töne noch mit Maaß anwandte. Das Ganze ist übrigens schön gehalten, wie es der englische Geschmack liebt, vielleicht etwas zu bewußt feierlich; immerhin eine treffliche Arbeit. Das Bild ging seitdem nach England. — Layton ist ein Schüler des Frankfurter Steinle's, den er nicht minder verehrt, als er Cornelius bewundert.

Gamba war ebenfalls zwei Jahre bei Steinle in Frankfurt, und auch auf seine Arbeiten scheint die deutsche Kunst nicht ohne Einfluß geblieben zu sein. Der Hintergrund seines ebenfalls großen Bildes giebt venetianische Architectur; vorn ist Wasser, und die Gondeln um Tizian's Leichengondel tragen Freunde, Gönner, Verwandte des verstorbenen Meisters. Es ist viele Pracht in den Gewändern und in der Ausstattung des ganzen Zuges entfaltet, und man würde, ohne die pathologische Mahnung im Vordergrunde, nicht glauben, daß über dieser bunten Scene die schwüle Giftluft der Pest brütet. — Die Composition dieses Bildes ist gesammelter und wirksamer, als die des vorigen; die Farbe scheint ebenfalls tiefer zu werden, ließ sich aber bei dem halbvollendeten Zustande, in welchem wir das Bild sahen, noch nicht füglich beurtheilen.

---

3) Riedel. Pollack. Lehmann. Heilbut. Lindau. Maes senior. Wider. Schweinfurt. Ernst Mayer und Andere. Hottenroth. Elsasser. Schlegel. Dreber. Knebel. Bühlmann. Williams. Benonville. Castelli.

Wir haben die Künstler verwandter Richtung in einigem Zusammenhange unter einander vorzuführen gesucht und

Digitized by Google

kommen jetzt zu denjenigen, welche das Genre mit mehr oder weniger Geschick vertreten.

Einzig in seiner Art, trotz vieler Nachahmer, steht Riedel da und mag demnach den Reigen eröffnen. Man weiß, daß er der Mann der glühenden Farbe, der Abendbeleuchtung par excellence ist. Die „hochrothen Purpurveilchen" Pindar's sind nicht minder auf seiner Palette zu Hause, als die brennende Farbentonleiter der Festaufzüge im S. Peters-Dome, und wenn man den violetten Propaganda-Jüngern in Rom's Straßen begegnet, muß man unwillkührlich Riedel's gedenken und des mannichfachen Studienmaterials, welches eben Rom's kirchliche Pracht und kirchliche Trachten ihm fortwährend bieten mögen. Er geht einen Weg, den vor ihm Niemand mit gleichem Geschick gegangen ist, und der mit so vielen Irrpfaden rechts und links umgeben ist, daß wenige seiner Anhänger ihnen entgingen. Wenn man bedenkt, daß Riedel seit fünfzehn Jahren sich bei jedem Bilde neue Farbenprobleme stellt und nicht eins spielend malt, sondern gleichsam fortwährend mit der Farbenwagschale in der Hand prüfend und studirend schrittweise vorwärts rückt, so begreift sich's leicht, welche Schwierigkeiten und welche Gefahren dieses Terrain Jenen bietet, die es flüchtig betreten. Sein ganzes Kunstgeheimniß liegt in der Harmonie der Farben. Diese unter einander in ein solches Gleichgewicht zu bringen, daß dem Auge dadurch die höchst mögliche Befriedigung gewährt wird, ist Alles, was er bezweckt. Daß er liebliche Motive seinen Bildern zu geben weiß und große Wahrheit seinen Portraits, erhöht und erleichtert diesen seinen Zweck, ohne die Hauptaufgabe seiner Kunst, die Farbenharmonie, zu Nebensache werden zu lassen. Wir glauben, daß Riedel's Bilder allein von diesem Gesichtspuncte aus beurtheilt werden dürfen. Für ihn genügt nicht der gewöhnliche Maaßstab, und das Vergleichen seiner Bilder mit denen Anderer kann nicht in solcher Weise geschehen, wie man sonst Bild und Bild gegeneinander über stellt. Man mag sagen, daß die Kunst höhere Aufgaben kennt und daß Riedel's Richtung Viele irre führte; man hat das Recht, jeden Vergleich mit Tizian, der in seiner Himmelfahrt Marie, seiner Vorstellung im Tempel u. a. Bildern so große, geistige Wirkungen erreichte, auf ein beschränktes Maaß zurück zu führen; aber so lange man nur die Grade des Himmelblaues, wie es der Cyano-Messer thut, zu messen weiß, und nicht das Werthverhältniß jeder einzelnen Farbenschattirung auf mechanischem Wege feststellt, ist das Wunder eines Künstlerauges, welches diese Harmonie so vollkommen inne hat, nicht gering anzuschlagen, und was dieser Künstler schafft, wird erst in kommenden Zeiten ganz geschätzt werden.

Riedel hat leider bisher seine mannichfachen Erfahrungen nicht in ein allgemeiner zugängliches System gebracht. Es wäre zu wünschen, daß er einmal die Feder in müßigen Stunden zur Hand nähme. Daß er vor einigen Jahren, Goethe's Farbenlehre zu Gesicht bekommend, dessen Forschungen mit seinen eigenen, auf praktischem Wege gewonnenen Resultaten zusammentreffend fand, mag als theilweiser Fingerzeig für seine Verfahrungsart gelten. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit fügte er hinzu, als wir ihn darüber befragten, „wie ganz anders freilich ein Mann von solcher Bildung den Gegenstand zu meistern gewußt habe."

Es wäre sehr gewagt, mit dem Anscheine von tieferem Verständniß aus einzelnen, allgemeineren Regeln, welche Riedel bei seinen Bildern befolgt, ein zusammenhängendes Ganze feststellen und dies für sein System ausgeben zu wollen. Daß er Lichter hell und sehr dick untermalt, die Schatten dünn, doch auch bis auf den Grund so ziemlich schon in der richtigen Farbe, eher etwas tiefer; daß er mit den untermalten graublaulichen Fleischschatten, während er die Lichter neben ihnen vollendet, sorglich Haus hält, weil keine Rettung mehr ist, wenn die warmen Töne einmal zu warm gegriffen sind; daß er, ohne Beeinträchtigung der Wahrheit des Gesammten, Einzelnes mit Absicht übertreibt, z. B. wirkliches Himmelblau im Augenweiß seiner Albanerin und in den Schatten ihres weißen Tuches, gemildert durch eine violette Schleise, um dadurch Anderes zu seinem Rechte zu verhelfen; daß er sich Mühe giebt, so hell wie möglich zu sein, um auch noch in wenig hellen Zimmern nicht undeutlich zu werden; Alles das sind Einzelnheiten, aber nichts Ganzes, und jeder Maler befolgt zu Zeiten und in besonderen Absichten die nämlichen Dinge.

Seltener schon findet man, daß die Modelle wie bei Riedel aus Süd-West ihr Licht empfangen, während er Nord-west-Licht auf seiner Leinwand hat. Bei allen Riedel'schen Bildern kommt die Beleuchtung von rechts und zwar durch Vorkehrungen, welche sein Geheimniß sind — vielleicht buntes Glas oder farbiges Papier — nach dem Willen des Künstlers modificirt. Auf solche Art erhält er Wirkungen, wie sie und im Freien vor Sonnenuntergang das Medium der aufsteigenden Dünste bietet, wo sich Alles rosa oder glühend orange färbt und die Natur gleichsam alle Farbenpracht noch zum letzten Male über sich ausgießt, wie sich die Farben der Seifenblase kurz vor ihrem Zerspringen aufs höchste steigern. Statt dieser Beleuchtung geben die meisten Ateliers ein Nesterlicht des Sonnenscheins oder, da es der blaue Himmel, in Italien wenigstens, reflectirt, nach Riedel's Ausdruck eine blaue Sonne. Nun ist einmal das Atelier, als gegen Norden gelegen, schon im Schatten und das Modell hat in diesem bläulich-schattigen Ort noch seinen zweiten Schatten. Dieser ist brandig-roth als natürlicher Gegensatz zum bläulich-kalten Licht. Jeder, welcher im nördlich gelegenen Atelier zuerst die Farbe handhabt, weiß, wie er erst lernen muß anderes zu sehen und zu malen, als er im Grunde wirklich sieht, will er nicht lauter Gespenster zu Tage fördern. „Eine Lüge verführt aber zur andern. Wo das Licht schon bläulich ist, kann man keinen blauen Himmel und eben so wenig natürlich grüne Bäume vertragen. Man hütet sich, das Schönste was es giebt, Menschen im Grünen, zu malen, und macht die Bäume lieber rothbraun. Man muß sich immer weiter durchlügen."

So etwa folgert Riedel und liefert durch seine Bilder den Beweis, daß er mit den sonst vorsichtig vermiedenen Farben die größten Wirkungen erreicht.

Wir sahen z. B. von ihm ein Mädchen, das neben einer Wiege, worin ein Kind schläft, im allergrünsten Grase liegt; über ihr wölbt sich der Wald. Ebenso drei badende Mädchen, theils im Wasser, theils auf dem Trocknen, das eine rückwärts gesehen mit von der Sonne glühend durchleuchteten Ohr. Eine lachende Bacchantin ferner, welche Wein präsentirt. Alle diese erst halb ausgeführten Bilde war das untere Laub durch eine ganze Musterkarte greller Farben vorangedeutet, um dem Künstler als Maaßstab zu dienen, wie weit er oben zu gehen habe.

Digitized by Google

Riedel malt langsam; wie Leonardo da Vinci kostet es ihm Ueberwindung ein Bild aus dem Atelier zu geben, indem er sich immer noch nicht selbst genug thut. Er malt überhaupt nur bei hellem Wetter und meistens nur Vormittags, wenigstens in den Sommermonaten. Von den 27 Jahren seines römischen Aufenthalts gehörten die ersten zwölf etwa seiner frühern Richtung an. Jetzt mag er den Sechzigen nahe sein, obschon man ihn nach seiner äußern Erscheinung noch für jünger hält. Mit seinem Käppchen auf dem Kopfe, das Untergesicht im vollen Bart, das braune Haupthaar noch ziemlich farbehaltig, die Brauen dunkel, die Nase stark gebogen, macht er in seinem schönen Atelier, von lustigen Canarienvögeln umflattert, einen durchaus behaglichen Eindruck, den der gemüthlich bayerische Dialect nur noch erhöht.

Wir haben seine Richtung ausführlicher besprochen, weil sie entschieden nur in Rom beurtheilt werden kann. Andere Künstler, welche in der Composition und Zeichnung ihre Stärke haben, lassen sich weit eher durch ihre Werke allein charakterisiren; bei Riedel ist es der Weg, den er geht, was seine Erscheinung so ungewöhnlich macht.

Aehnlich in mancher Beziehung ist ihm Pollack, wir glauben ein Hamburger, aber schon seit einigen zwanzig Jahren in Rom ansässig. Wir wurden leider verhindert, sein Atelier zu besuchen, sahen jedoch im Privatbesitz einige Bilder von ihm, welche geistreiche Auffassung mit elegantem Vortrag verbanden. Es waren eine weißgekleidete Türkin auf lichtem Himmelgrunde von 1844 und eine Griechin mit Tambourin, röthlich-goldnem Haupthaar und großen, schönen Augen, in scharfer Beleuchtung.

Rudolph Lehmann's Arbeiten sind zum Theil durch die Julien'schen Zeichnungen aus deux crayons in weiteren Kreisen bekannt geworden. Andere Darstellungen gehören dem historischen Fache an, namentlich die Segnung der pontinischen Sümpfe durch Papst Sixtus V. Adolph Stahr hat dies Bild in seinen Briefen aus Italien mit Liebe und Ausführlichkeit besprochen. Wir sahen nur den Entwurf dazu, welcher eine schön durchgeführte Composition auswelst. Sein letztes größeres Bild ist Lamartine's Erzählung „Graziella“ entnommen und führt uns den Dichter dieses Idylls vor, als er seiner Geliebten und ihren alten Großeltern „Paul und Virginie“ vorliest. Die Sonne ist eben erst untergegangen und es hat die Luft jene graue Färbung angenommen, welche am Golf von Neapel und auch schon in Rom dem Verschwinden der Sonnenstrahlen rasch zu folgen pflegt. Die Scene ist auf dem flachen Dache der Fischerhütte. Hinten sieht man Cap Misene, den Vesuv und den aufgehenden Mond. Man wird sich erinnern, daß nach Lamartine's wahrer oder erdichteter Erzählung, er bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, über allerlei Zerstreuungen seine Geliebte und ihre korallenbestäubten Fingerspitzen vergaß und, spät nach Procida zurückgekehrt, vernahm, das Fischermädchen sei am gebrochenen Herzen gestorben. — Das Bild ist gegenwärtig auf der Pariser Ausstellung und wird, wie wir glauben, nicht unbemerkt vorübergehen. Die Auffassung ist einfach und veranschaulicht in passender Weise, wenn schon nicht ganz ohne Absichtlichkeit, das sehr glücklich gewählte Motiv. — „Pilger vor Rom“, heißt der Carton zu einem andern nach America gegangenen Bilde; „Damen im Carneval auf dem Balkon eines Hauses“, ein drittes, erst halb fertiges. Die Composition der Bilder ist elegant, die Zeichnung leicht und richtig, die Ausführung dagegen etwas flüchtig, wie sie eben der Salon-Geschmack nur braucht. Wir glauben, Lehmann würde Bedeutenderes leisten, wäre ihm der Absatz seiner Bilder nicht durch ausgebreitete Bekanntschaften und günstige Verbindungen maucher Art leichter als manchem Andern. Er hat entschieden ein nicht gewöhnliches Talent. Wer aber dem Fremdenviertel Rom's sehr nahe steht, wird nur zu leicht enfant gaté der Besteller und Bestellerinnen, und läßt den wohlfeilen Lorbeer ihrer Bewunderung sich gern zum Ruhelager gefallen, auf dem der künstlerische Drang nach Besserem und immer Besserem früher oder später erschlafft.

Er stammt, gleich seinem schon früher einmal besprochenen Richtungs-Verwandten Michael aus Hamburg, hat das vierte Jahrzehnt wohl kaum erreicht, ist indessen schon ziemlich ergraut, wie denn überhaupt das römische Klima in dem Rufe steht, das Haar früh zu bleichen.

Von Heilbut, ebenfalls aus Hamburg, welcher seit kurzem in Rom verweilt und von dem wir früher Genre-Bilder in französischem Geschmack sahen, ist uns nichts zu Gesicht gekommen.

Ebenso sahen wir von Lindau nur ein kleineres Bild: drei Reiter suchen einen wildgewordenen Stier in ihre Macht zu bekommen; vorn am Boden liegt eine Mutter mit ihrem Säugling, welche im Entfliehen gefallen zu sein scheint. Es gehört zwar dies Bild nach seiner Anlage und Größe zu den beiläufigern Arbeiten Lindau's, doch ist es gut bewegt und mit Freiheit behandelt. Gerühmt werden seine Scenen aus dem römischen Volksleben, welches Lindau durch seinen langen Aufenthalt in Rom aus dem Grund kennen muß.

Der Belgier Maes (der Vater) ist durch seine Bilder auch in Deutschland bekannt und einzelne derselben sind uns als trefflich gelungen im Gedächtniß; so z. B. seine Fruchthändlerin in der Hamburger städtischen Gallerie. Er hält sich mit Vorliebe zu Darstellungen weiblicher Costume-Figuren, und wenn auch charakteristische Auffassung häufig vermißt wird, so entschädigt die Anmuth der Erscheinung nicht selten für jenen freilich fühlbaren Mangel; so dem ideal steht bei ihm oben an. Mit dem beständigen Verherrlichen der Schönheit ist's aber ein eigen Ding und wenn Plato sie einen Vorzug der Natur nennt; Aristoteles ein Geschenk; Sokrates eine kurz dauernde Tyrannei; Theokrates einen ansteckenden Schaden; Zenon eine Blume der Tugend; Karneades ein ohne Waffen herrschendes Reich; Theophrastes endlich einen stillschweigenden Betrug, so läßt sich mit Bezug auf biblische Darstellungen hinzufügen, daß ihre Gesellschafterin häufig die Langeweile ist. Es ist als ob dasjenige, was ihr, nach Winkelmann's Ansicht, gleich dem Meere, am eigentlichsten ist, die Stille nämlich, sie vorzugsweise dem Gebiete des Marmors überantworte und höchstens etwa für die Allegorie oder die antikisirende Zeichnung in Umrissen ihr die Herrschaft zugestehe, vielleicht weil der bloße Umriß am meisten Aehnlichkeit mit dem Charakter des Reliefs oder der Statue hat. Sobald die antikisirende Darstellung, also das Vorwalten idealer Züge ꝛc., sich an die Farbe wagt, bleibt keine andere Zuflucht gegen die Eintönigkeit des Ausdrucks, als die höchst mögliche Geistigkeit und Lebendigkeit des Blicks. In diesem Geheimniß liegt der eigentliche Zauber der mei-

Digitized by Google

sten pompejanischen Wandbilder, wo die ruhige Miene mit dem großen glühenden Auge fast rührend contrastirt.

In keinem Bilde des jüngsten Renaissance-Styls finden wir nur etwas annähernd Verwandtes.

Bei Maes ist natürlich von antikisirender Darstellung nicht die Rede, da er sich an Volkstrachten hält und schöne Kinder des Südens, wie sie jetzt leben, in sie kleidet. Er hat außerdem gern doppelten Lichteffect in seinen Bildern, nämlich Tagbeleuchtung einerseits und Lampenbeleuchtung anderseits. Eine gewisse Bravour ist diesen Darstellungen nicht abzusprechen, und da sie ihn manchmal nöthigen naturalistisch zu sein, so darf man ihm zu dieser Neben-Richtung Glück wünschen. Wir sahen ein recht wirkungsvolles Bild von ihm: Toilette eines Mädchens, das zum Moccoletti-Abend (zur letzten Carneval-Stunde) geputzt wird; ebenso eine büßende Magdalena. Beides Kniestücke. Wir haben unter den Namen der Kunstgeschichte bereits einen mezza notte und einen della notte; der Beiname für Maes muß aber noch erst erfunden werden.

Er mag ein Fünfziger sein, ist klein von Gestalt, mit schwarzgrauem Haupthaar, ohne Bart, und bei weitem nicht mit so heiterm Ausdruck, als er seinen Bildern zu geben weiß.

Auch von Wider ist der Moccoletti-Abend öfter gemalt worden und zwar als beliebte Balcon-Scene. Ein reizenderer Vorwurf für Lichteffect läßt sich nicht leicht finden, sowie denn diese letzte Carnevals-Stunde überhaupt Alles übertrifft, was der übrige römische Carneval nur vermuthen läßt. Außerdem malte er kürzlich in Lebensgröße Anakreon's Entwaffnung Amor's durch die Nymphen. Wir sahen die kleinere Wiederholung des Bildes, welche eine bezaubernde Pracht und Farbe mit überaus anmuthiger Auffassung vereinigt. Seine übrigen Arbeiten gehören mehr dem Genre an; er scheint eine größere Einfachheit der Farbe und eine treuere Wiedergabe der Trachten anzustreben, als das bisher in seinen Bildern Vorwaltende. Eine eben begonnene Volksscene vor einem Madonnenbilde verspricht schon eine mehr naturalistische Behandlung.

Wider ist wohl im Anfang der Dreißiger. Gleich den meisten Künstlern von größerem Talente wird es Zeit erfordern, bis er sich für eine bestimmte Richtung entscheidet; je früher dies aber geschehen wird, desto Gediegeneres darf man sich von ihm versprechen.

Zersplitterung nach zu vielen Seiten hin bedroht in größerem Maaße noch einen andern vielbegabten Künstler, Schweinfurt nämlich. Er ist der so presto der Gegenwart. Außer dem religiösen Fache sind so ziemlich alle Kunstrichtungen in seinem Atelier vertreten. Da sahen wir Getreide-Dreschen oder-Stampfen auf dem Felde, mit der Stadt Ariccia als Hintergrund; einen Gefangenen-Transport, voll kühner aber ganz tüchtiger Pferde-Verkürzungen; eine Landschaft: Genzano mit dem Remi-See; eine Marine: porto d' Anzio; ein humoristisches Bild: ballspielende Mönche; ein zopf-idyllisches: Angelscene im Walde; ein natur-idyllisches: Terzett zweier Singenden und eines einstimmenden Schafes u. s. w. Dabei suchte er noch nach einem passenden Modell für die Darstellung einer Ophelia. Nicht eines dieser Bilder ist ohne Geschick gearbeitet oder vielmehr hingeworfen — denn er zeichnet gleich auf die Leinwand und hält sich nicht lange mit Entwürfen auf. — Alles ist lebendig, ursprünglich, frisch. Verzeichnungen laufen natürlich hin und wieder mit durch; auch die Farbe ist mehr Gedächtnißsache, da sich der Künstler wenig mit Oelstudien im Freien aufhielt, wo hingegen er desto mehr nach der Natur zeichnete und dadurch eine große Gewandtheit im Wiedergeben der Bewegung erwarb. Seine Skizzenbücher ersetzen ihm die Akademie-Classe; den Nudo-Saal hat er vielleicht niemals betreten.

Aus Carlsruhe gebürtig und später als Meister in Baden-Baden weilend, hat er nicht eben ununterbrochenen Kunststudien obgelegen, eine Zeitlang sogar Oekonomie getrieben, und unlängst erst wieder Muße gefunden, elf Monate lang Dalmatien, Montenegro und Albanien zu durchstreifen, Länder, wo bekanntlich malerische Studien nur halb im Versteck betrieben werden können. Das illustr. Familienbuch brachte von seiner Hand früher schon Costume-Skizzen und landschaftliche Bilder aus jenen Gegenden. Früh auf und bei der Arbeit, einer der ersten, welcher den Rafaelo des Café Greco Morgens aus dem Bette treibt, beschickt er in kurzer Zeit mehr, als die meisten Menschen fertig bringen würden, und findet noch dazwischen Muße genug, um auch den Cavalier nicht ganz zu vernachlässigen, den man bei der ersten Begegnung in ihm zu erkennen glaubt.

Wir halten dafür, daß Schweinfurt's eigentliches Fach die Darstellung stark bewegter Vorgänge im Freien ist, vor Allem solche, wobei sich seine Vieh- und Pferdestudien vortheilhaft verwenden lassen. Er hat viel gesehen und giebt mit großer Bravour Gesehenes oder Erfundenes wieder, so daß sich fast alle seine Bilder für die Verwielfältigung eignen. Dagegen wird er ohne Zweifel besser thun, sich Shakespeare'sche Gestalten zu versagen und mehr in der äußern, stark betonten Erscheinung, als in der Veranschaulichung innerer Seelenzustände seine Motive zu suchen.

Ernst Meyer, aus Altona, früher der Hauptvertreter des naturalistisch behandelten römischen Volkslebens, hat in letzter Zeit wegen Kränklichkeit sich von der Oelfarbe abund dem Aquarell zugewendet, worin er Vortreffliches leistet. Seine früheren größeren Bilder stellen mit Vorliebe verliebte oder trinkende Mönche dar, denen er manche ergötzliche Seite abgewonnen hat. Auch das schwarze römische Schwein und ein prächtiger Junge mit der Unabhängigkeitsflagge hinter sich, gehören zu seinen Lieblingsfiguren; ersteres hat ihm sogar eine Zeitlang zu einem Spitznamen verholfen. Einzelne radirte Blätter, welche wir von ihm sahen, verriethen eben so viel Humor, als Sicherheit der Hand.

Von andern Genre-Malern erwähnen wir noch, ohne auf die Besprechung ihrer Werke wegen des beschränkten Raums näher eingehen zu können: Bernhard Reinhold aus Mecklenburg, früher Bildhauer; Christian Magnussen, in der Weise seines Lehrers, des Franzosen Couture, malend, ein großer Verehrer Rembrandt's; Hagen aus Dorpat, anfangs botanischen Studien obliegend, dann in München und jetzt in Rom mit seiner Ausbildung als Maler beschäftigt; Wichmann aus Berlin, der Sohn des Bildhauers; der Engländer Hillingford, dessen „Fieberkranker" auf der vorletzten Ausstellung eins der besten Bilder war, dessen „Flucht vor dem Ausbruch des Vesuv's" dagegen an der Ueberbeweglichkeit leidet, welches die Franzosen treffend mit dem Worte sauter le cadre bezeichnen; den Schweizer van Muyden und den Belgier Brülo, welche beide schon früher in diesen Blättern besprochen

Digitized by Google

wurden; den Italiener Fernando Cavalleri, welcher Genre, Historie und Allegorie malt und eingedenk des Ausspruchs Michel Angelo's: daß Oelmalerei Arbeit für Weiber sei, eine neue Methode befolgt, welche das Oel und alle Lasuren ausschließt und seinen auf Holz gemalten Bildern einen wunderbaren Farbenglanz giebt; endlich Toermer aus Dresden, dessen kleine Bilder, in der Weise der alten Flamländer mit der größten Genauigkeit ausgeführt und namentlich in Atlas-Gewändern Unglaubliches leistend, gerühmt und theuer bezahlt werden, — 4 bis 500 L. Sterling, wie wir hören, für einzelne solcher Cabinet-Stücke.

Wir hätten hier noch des jetzt in Neapel ansässigen Deutschpolen Bilschofsky, welcher zu Riedel's Anhängern gehört, gedenken können und eben so einzelner französischer Maler, Hébert's, Baudri's, Boulanger's, so wie schon, bei Besprechung der historischen Maler, des Franzosen Bougereau und des Schweden Wahlbom; aber wir müssen den wenigen noch übrigen Raum für die Landschafter frei halten und werden die Bildhauer diesmal gar nicht berücksichtigen können, wobei wir indessen für eine spätere Besprechung derselben Raum und Muße zu erübrigen hoffen.

Nachdem wir des Oldenburger's Willers, sowie des Schweizers Frey, schon früher ausführlich gedachten, und auch Corrodi's Aquarellen vor einiger Zeit gerecht wurden, bleiben uns von deutschen Landschaftern noch Edmund Holteroth aus Dresden, F. Elsasser aus Berlin, Julius Schlegel eben daher und Franz Dreber zur Erwähnung übrig. Holtenroth weilt schon 25 Jahre in Rom. Als Jäger hat er für die Campagne jene Vorliebe, die der nordische Fremde oft noch langsamer begreifen lernt, als der nordische Raphael-Bewunderer hier an Ort und Stelle den eigenthümlichen Werth der Stanzen. Seine Motive sind demnach auch größtentheils der Campagne entlehnt, halten sich übrigens nicht strenge an der bloßen Bedute.

Einen entschieden andern, überhaupt ungewöhnlichen Charakter haben Elsasser's Landschaften. Sein letztes, größeres Bild, welches in Berlin Aufsehen machte und in Dr. Borchardt's Besitz dadurch überging, hatte den Zweck, die Campagne in ihrer dreifachen Bedeutung aufzufassen, als Ruinenfeld der untergegangenen Römerzeit, als das von der Kirche angetretene Vermächtniß jener Zeit und endlich als Bühne des jetzigen Hirtenlebens. Man pflegt sonst zwar ein Bild nicht wie eine Predigt einzutheilen und die Gesahr, zu viel hineinlegen zu wollen, ist bei einem Kunstwerke immer groß. Wir glauben jedoch, daß der Künstler hier das rechte Maaß traf, indem er ein möglichst wahres, wenn schon componirtes Campagne-Bild malte und die angedeuteten feineren Beziige nur ganz nebenbei einflocht. Nichts durfte darin Portrait sein, aber Alles mußte der Wirklichkeit nahe bleiben. — Sein jetziges Bild, das er Märchen nennt, zeigt ein sehr anziehendes Stück Natur in letzter Sonnenbeleuchtung. Rechts eine Stadt mit alterthümlicher Brücke, links Wald und Wiese in Abendduft, vorn Wasser und ganz im Vordergrund ein Nachen, neben welchem am Ufer ein Violine spielender Engel sitzt. Mit dem letzten sich zu befreunden, kostet einige Zeit, doch stört er im Grunde nicht und der Künstler hat dem ganzen Bilde eine so hochpoetische Stimmung eingehaucht, daß man nicht leicht an der Composition etwas geändert sehen möchte.

Seine Farbe ist sehr pastos und die ganze Ausführung hat einen so hohen Grad von Sorgfalt, Liebe und Gewissenhaftigkeit, wie sie nur bei einem Künstler möglich ist, der in jedem solcher Bilder gewissermaßen die ganze Fülle seines Gemüthes auszusprechen trachtet.

Elsasser ist den Vierzigern nahe, ein leidenschaftlicher Verehrer Claude Lorrain's, seiner äußern Erscheinung nach eher ein Mann des Gedankens als der Farbe, absonderlich wie die Tendenz seiner Bilder.

Von Julius Schlegel sahen wir Zeichnungen, welche seine Arbeiten in Oel wohl übertrafen und von vorzüglichen Baum-Studien zeugen.

Dreber's Remi-See, wie auch seine pontinischen Sümpfe sind Bilder von großem Ernst und eingreifender Wirkung, kräftig behandelt, einfach in der Farbe und sehr harmonisch gestimmt.

Von Schweitzer Landschaftern nennen wir Knebel aus Waadt, etwa in der Mitte der Vierziger, seit seiner Jugend in Rom und die ersten 15 Jahre aquarellirend, jetzt mehr mit Oelmalerei beschäftigt und in beiden Fächern Gediegenes leistend. Ferner Bühlmann aus dem Toggenburgischen in St. Gallen, in den Dreißigern; stark in Morgen und Abend-Beleuchtungen und sein abgetonten Hintergründen; weniger stark im Baumschlag, vorzüglich mit Vehmten beschäftigt, die er mit vielem Geschmack auffaßt; Bertout, von welchem wir indessen nichts sahen, und Müller, früher mit Horner gemeinsam aquarellirend, jetzt allein, bereits seit 1826 in Rom.

Zu den bedeutendern Landschaftern endlich zählen der Engländer Williams und der Franzose Achille Benonville. Ersterer war früher hauptsächlich in Wasserfarben thätig. Seine Oelbilder sind sehr sorgfältig behandelt, glatt wie auf Holz gemalt und bis in's Detail fein ausgeführt, bei seiner Vielthätigkeit wird man an die Sauberkeit Verdoekhovens erinnert; seine Figuren sind gut gezeichnet. Benonville's Landschaften dagegen haben mehr Stimmung, und zwar meist eine ernste, fast melancholische. Sein großes Bild für die Pariser Ausstellung, in seinem stillen Atelier mit Muße betrachtet, ist von der überwältigendsten Wirkung. Das Motiv ist der Gegend oberhalb Albano entlehnt. Man sieht im Morgengrauen den kaum erkennbaren See, in der Ferne die Campagne, das Meer, Cap Circello. Vorn zur Linken ein Weg mit Cypressen und Ulmen; 2 oder 3 Zlegen bilden die ganze Staffage. Da ist alles wahr und einfach und groß. — Seine meisten Bilder zeigen viel Wald und Laubwerk. Die Bäume sind seine starke Seite; durch theils wollig trockne, theils deutlich weiche mit der Feder gezeichnete Behandlung weiß er die Laubverschiedenheit trefflich wiederzugeben. Vielleicht ist seine Farbe zuweilen etwas zu ernst, vielleicht auch geht er hin und wieder zu sehr ins Detail. Seine Farbe ist pastos aufgetragen. Staffage findet sich nur ganz beiläufig. — Benonville mag etwa 40 Jahre zählen; sein feines, ernstes Gesicht, das ein starker, blonder Bart halb bedeckt, entspricht dem Eindruck, welchen seine Bilder machen.

Unter den italienischen Landschaftern gilt Alessandro Castelli für den begabtesten. Er ist Römer von Gebrt, etwa mit Benonville im gleichen Alter und hat seine meisten Studien im Albaner und Sabiner Gebirge gemacht. Civitella, Olevano, Subjaco, die Lieblingsaufenthalte der römi-

Digitized by Google

schen Landschafter, hat er mit wahrhaft nordischer Gründlichkeit durchgearbeitet, und seine Studien-Mappe weist eine bewunderungswerthe Menge Studien aller Art auf, sorgfältig ausgeführt, wie dies nur in Italien möglich ist. Die astreichen Eichen, die zerklüfteten Oelbäume, die Cypressen und Pinien (nach jenes, Analogien-suchenden Briten Ausdruck: die zugeklappten und die aufgespannten Regenschirme der Natur) hat er mit unermüdlichem Fleiße studirt. — Seine Bilder sind sämmtlich componirt und zwar mit einer Phantasie, welche, selbst wo sie alle Wahrscheinlichkeit bei Seite setzt, immer doch durch Großheit und Wunderbarkeit entschädigt. Die Erfindung geht bei ihm mit der Ausführung gleichen Schritt. Er weiß weder von Cartons noch von Farbenskizzen. Ein halb vollendetes Bild, das wir sahen, war er im Begriffe völlig umzucomponiren, weil ihm über Nacht ein neuer Gedanke gekommen war. Er ist unter allen Landschaftern einer der interessantesten.

Wir eilen zum Schluß. Wie es bei solchen Besprechungen immer geht, werden Ungerechtigkeiten mit untergelaufen sein; der eine ist zu ausführlich, der andere zu obenhin behandelt, mancher auch wohl ganz vergessen worden. Möge die Versicherung genügen, daß nichts Derartiges mit Absicht verschuldet ward. Nur wo wir durch eine Rüge zu größerer Anstrengung anregen zu können glaubten, und nicht wo das Maaß der Begabung zu größeren Ansprüchen nicht berechtigte, haben wir getadelt, eingedenk der Plato'schen Wahrheit: daß kein Schlafender einen Werth hat. Den Malern aber wollen wir wünschen, daß sich das zahlungsfähige Fremdenpublicum Rom's immer mehr zu der Ansicht Epicur's bekenne — und zwar ohne dessen Nachsatz — wenn er in der Beschreibung der Eigenschaften des Weisen zu dem Ausspruch gelangt: „Der Weise wird seine Gemächer mit Gemälden zieren, — wenn er sie hat, und gleichgültig sein, wenn er sie nicht hat."

Mittelalterliche Tabletten.

Von

Dr. Johann Müller.

1. Ein deutscher Rathsherr.

Eine der denkwürdigsten Erscheinungen des Mittelalters bleibt immer der lange und wechselreiche Kampf des selbstbewußten Bürgerthums gegen die legale Gewalt der Fürsten. Im fünfzehnten Jahrhundert schien sich dieses Ringen zum entscheidungsvollen Ende zu neigen. Die Politik der Städte, welche nur dem Wohlstand, die Blüthe des Handels und der Gewerbe ihrer Bürger zum Endzweck nahm, dieser Rücksicht selbstsüchtig Alles unterordnete, war durch den Gang der Ereignisse so begünstigt, die errungenen Vortheile fielen gegen die Gewalt der Fürsten so schwer in die Wagschale, daß die Selbstständigkeit und Autonomie der Bürgerschaften in naher Zukunft durch Zugeständnisse der Landesherren anerkannt werden mußten. Denn was zu jenen Zeiten in Allem Alles war, stand den Städten zu Gebote. Alle Concurrenz niederzuhalten, von den Fürsten in der Zeit der Verlegenheit ausschließliche Privilegien zu erpressen, durch Feststellung von Zwangspreisen sichern Gewinn zu erzielen — darin bestand ja die ganze Summe der städtischen Politik; und wenn diese, unterstützt durch eine außerordentliche Thätigkeit, einen raschen Geldumsatz, eine weise Finanzverwaltung, den trotzigen, ja herrischen Sinn der Bürger, ihren Kämpfen nach autonomer Stellung kräftigen und wirksamen Vorschub leistete, so wird eine solche Thatsache ohne Zweifel Niemand seltsam finden. Im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts neigte der Sieg sich auf die Seite der Städte, und Deutschland, ja Europa schien auf dem Puncte zu stehen, aus seinem Schooße eine reiche Zahl städtischer Republiken zu gebären.

Da traf die bereits siegesgewissen Städte Schlag auf Schlag. Der Seeweg nach Indien ward gefunden und Columbus schenkte der Menschheit eine neue Welt. Es schien dem Verkehr eine nimmer gesahnte Blüthe entgegen zu sprossen und dem Unternehmungsgeiste eine schrankenlose Bahn des Wirkens und Schaffens geöffnet zu werden. Da vereinigte das Schicksal in einer Hand die Macht, die in ihrer Zerrissenheit dem überall in Italien, Catalonien, Holland und Deutschland emporschwellenden Städtewesen die Handhaben zum Aufschwunge geboten, und die nun vom fünften Carl allein übernommen, die bereits sich entfaltende Blüthe städtischer Selbstherrlichkeit wieder welken machte. Der europäische Handel erlitt Unfall auf Unfall, und namentlich Deutschlands Weltverkehr hat von jener bis zur neuesten Zeit nur ein siechendes Leben gefristet. — Darnach gerieth zum Nachtheil des Staatswohlstandes die Kaufmannschaft in Mißachtung; Ausfuhrverbote fesselten das rege Schaffen, die Gewerbe, den Ackerbau; vorzüglich legten den Keim des Absterbens jene unaufhörlichen Kriege, die außerdem eine rasch anschwellende Besteuerung und eine Verschlechterung des Geldes erzeugten, die nebst der massenhaften Einfuhr edlen Metalls ein solches Schwanken in den Handelsverhältnissen hervorriefen, daß in dieser Zeit der Krisis nur wenige Städte durch Thätigkeit und Umsicht aus dem Verfalle und Untergange sich zu retten vermochten.

Nur einer solchen bewältigenden Macht, solchen ungünstigen Verhältnissen gegenüber, konnten die Städte unterliegen. An ihnen erlahmte ihre unermüdete Regsamkeit, ihre Geldmacht, ihre selbstsüchtige Geldpolitik, und alle Klugheit ihrer Verwaltungen vermochte den hereinbrechenden, zerstörenden Strom nicht abzuleiten. Das kräftig-pulsirende Leben gerieth in Stagnation.

Es tauchen aus jener Zeit des Ringens Charaktere hervor, die den gepriesensten des Alterthums ebenbürtig sind; und wenn auch ihr Tiefblick und ihre Einsicht, die noch dazu von dem stets emporwuchernden Neide der kleinlichen Geister angefeindet ward, das Fahrzeug des Staates vor dem Sturme nicht bergen konnten, so ist das nur den eben kurz berührten Zeitumständen zuzurechnen. Zu der Zahl dieser Männer, die durch Bildung, Klugheit und Gemüth noch

Digitized by Google

am heutigen Tage ihre Bewunderer gefunden haben, gehört der Nürnberger Rathsherr Willibald Pirkheimer.

Im Laufe jener Zeiten war in den Städten ein blühendes Patriciat emporgekommen, das ſich ausſchließlich in den Beſitz der höhern Aemter ſetzte. Zu dieſen rathsfähigen Geſchlechtern gehörte auch das Pirkheimer'ſche, das ſich beſonders in Johann und in ſeinem berühmtern Sohne Willibald zu hohem Ruhme erhob. Dieſer Letztere ward den 5. December des J. 1470 zu Eichſtädt geboren, wo ſein Vater als Rath des Biſchofes gerade ſeinen Aufenthalt hatte. Sobald der Knabe zu dem Alter gediehen war, daß die Erziehung auf ihn einwirken konnte, begann er an der Hand ſeines edlen Vaters den Eintritt in's Leben. Auf den wichtigen Reiſen, welche dieſer als Rath des Erzherzogs Sigismund von Oeſterreich, des Herzogs Albrecht von Bayern, des Biſchofs von Eichſtädt und als Conſulent Nürnbergs zu machen hatte, war der Sohn ſein treuer Gefährte, und die Menſchenkenntniß, die er ſo bereits, geleitet durch des Vaters reiche Erfahrung, gewann, führten den begabten Jüngling ſeinem künftigen Berufe wohl vorbereitet entgegen. Seine höfiſche Bildung vollendete ein längerer Aufenthalt am biſchöflichen Hofe zu Eichſtädt, wo er auch Gewandtheit und die Uebung in jenen ritterlichen Künſten gewann, die die Sitte der Zeit von dem edlen Jünglinge verlangte. — Doch nicht der Degen, — eine friedlichere Beſchäftigung ſollte ihm den Weg zu Anſehen und hohem Ruhme bahnen. Auf Geheiß ſeines Vaters bezog er die damals hochberühmten Hochſchulen Italiens, Padua und Pavia, wo er ſieben Jahre hindurch der Rechtswiſſenſchaft, aber auch mit dem glücklichſten Erfolge dem Studium des Alterthums und den ſchönen Künſten ſich weihte. Willibald, der Jüngling tiefen Gemüths und lieblicher Begabung, genoß die Zuneigung der feinen Italiener in hohem Grade, und erſt der Ruf ſeines Vaters vermochte ihn, die Wiege jenes antiken Volkes zu verlaſſen, mit deſſen Edeln er in ſo vielen Zügen eine große Verwandtſchaft hatte. Der junge, feurige Patricier, deſſen Bildungsgang wir im Einzelnen verfolgt haben, um klar zu machen, wie und warum jene ritterlichen Geſchlechter aus ihrer Mitte Sprößlinge emportreiben mußten, die auch manchen Seiten hin eine treffende Parallele bieten mit den athenienſiſchen Patriciern, und welche ritterliche und höfiſche Gewandtheit mit gelehrter Bildung, kaufmänniſche Klugheit mit ſtaatsmänniſchem Blicke verbanden, kehrte zurück, und wollte in die Dienſte Kaiſer Maximilian's, „des letzten Ritters“, treten. Doch kettete eine Heirath ihn an Nürnberg, das ihm die Würde eines Senators übertrug. Sein nun beginnendes Walten Schritt vor Schritt zu begleiten, iſt nicht unſer Zweck, denn es iſt zu ſehr in die Händel jener Zeit verwebt; wir beabſichtigen eben nur, in Umriſſen die allgemeinen Bedingungen anzugeben, unter denen im Mittelalter ein ſtaatsmänniſches Leben ſich entwickelte. — Es war aber Pirkheimer's Aufgabe eine vielſeitige und wechſelvolle. Nicht der Mann des Raths allein, auch der Krieger ward in ihm geſucht. Kaiſer Maximilian geräth in Fehde mit den Schweizern, und wir ſehen unſern Helden dem Oberherrn vom Rathe in Nürnberg mit einer Schaar zu Hülfe geſchickt. Als Krieger und als Menſchenfreund, durch Tapferkeit, Aufopferung und Beſonnenheit erwirbt er ſich gleiches Verdienſt; das Zutrauen des Kaiſers wendet ſich ihm zu, und dem Heimgekehrten bekundet eine goldene Trinkſchale, daß die Stadt ihm zu Dank verpflichtet ſei. Der Kaiſer erhob ihn zur Würde ſeines Raths, in welcher er von Carl V. ohne Anſuchen ſpäterhin beſtätigt ward.

Doch — der gewöhnliche Lauf der Dinge — die gewonnenen Lorbeeren blieben nicht unangetaſtet. Kleinlicher Neid umkroch das Verdienſt, und Pirkheimer zog ſich, fortwährender Kränkungen müde, in eine würdevolle Muße zurück. Gleich dem alten Römer huldigte er nun den Muſen. Er ſammelte eine treffliche Bibliothek, erwarb Kunſtwerke, Münzen, Gemmen, verſchaffte ſich mit Aufwendung nicht geringer Koſten ſo viel alte Denkmale, als ſeinen Mitteln zugängig waren. Und daß der ſo beſruchtete Samen nicht verdorrte, aus der kräftigen Scholle reiche Saat emporſchoß, davon legen ſeine zahlreichen Schriften ein ſtets redendes Zeugniß ab.

Aus dieſer antiken Muſe rief ihn das Bedürfniß ſeiner Vaterſtadt wieder zu den Leitern des Staats, und von nun an finden wir ihn wieder raſtlos thätig als Rathsherr, Geſandter, Staatsmann, und Nürnberg mochte ſich glücklich achten, in jenen wirrenvollen Zeiten, wo alle Elemente in chaotiſcher Gährung eine neue Zeit zu geſtalten rangen, in ſeinen Ringmauern einen Mann zu beſitzen, deſſen Beſonnenheit und milde Geſinnung bei kräftig pulſtrendem Leben der vorſchnellen Ueberſtürzung weiſe zu begegnen ſuchte. Bald jedoch mahnte ihn das Sinken ſeiner Körperkräfte zum abermaligen Rückzuge. Er ſchied aus dem Rathe. Den ihm gebotenen Ruhegehalt lehnte er großmüthig ab, erklärte ſich als ächter Patriot bereit, dem Vaterlande ſeine reiche Erfahrung im Drange der Noth nicht vorenthalten zu wollen.

Seine letzten Lebensjahre verfloſſen in würdiger Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften. Mit den gelehrteſten Männern und geſeierten Künſtlern ſeiner Zeit ſtand er in inniger Beziehung. Im ſchönſten Glanze entſaltete ſich ſein Wohlthätigkeitsſinn. Treu den Freunden, gegen Feinde großmüthig, erwarb er ſich die herzliche Zuneigung aller Wohlgeſinnten, und als er am 22. Decbr. 1530 ſechzig Jahre alt, als der letzte ſeines Stammes, verſchied, begleitete ſein Andenken eine allgemeine Trauer um den Verluſt eines ſolchen Bürgers und Vaterlandsfreundes. Ein Lobredner ſagt von ihm: „Willibald war ein Patriot, ein Vater der Witwen und Waiſen, ein frommer Mann, ein gaſtlicher Freund. Und um ihn wahrhaft vollkommen zu machen, arbeitete Natur und Glück an ihm: die erſte gab ihm eine vortreffliche und anſehnliche Perſon, ſchöne und männliche Stimme, ein herrliches und faſt unglaubliches Gedächtniß; das andere, das Glück, gab ihm Reichthum und Vermögen, um ein Mäcen und Wohlthäter zu werden, und um ſein Haus zum Tempel der Muſen und Grazien würdig auszuſchmücken.“— In der That wird er von manchen der deutſche Evuphon genannt, als ein Mann, dem Schwert und Feder gleich gerecht waren. Sein Andenken iſt in ſeiner Vaterſtadt noch nicht erloſchen, und ſein Bildniß iſt noch in neuerer Zeit einem öffentlichen Denkmale eingefügt worden. Wir aber haben ſein Leben hier kurz ſkizzirt, um auf das reichbewegte Wirken, die vielſeitige Bildung, die claſſiſche Verwendung der Muße, die edle Uneigennützigkeit eines ſolchen Mannes hinzudeuten, deſſen würdevolle Perſönlichkeit an jene imponirenden Geſtalten des Alterthums erinnert.

Digitized by Google

Ein Picknick in Hampton-Court.

Von T. Fontane.

Die Pickwicks und die Picknicks kommen aus England; von jenen wußt' ich es seit lange, von diesen — trotzdem sie von ungleich älterem Datum — sollt' ich es erst erfahren.

Es war im August; der Londonstaub ward immer dichter, und die Sehnsucht nach einem Zuge frischer Luft immer größer, so kamen wir denn überein, zu Nutz und Frommen unsrer Lungen eine Themsefahrt zu machen und auf den Wiesen von Hampton-Court eine Picknick-Mahlzeit einzunehmen. Wir waren unser sieben, drei Herren und vier Damen, und fanden uns verabredetermaßen am Quai von Richmond zusammen, den wir schon Tags zuvor, bequemerer Begegnung halber, zum Sammelplatze bestimmt hatten. Punct zehn Uhr waren wir da; ein schmucker Gondelfahrer begrüßte uns am Ufer; eine Wagenburg von Körben kam in die Mitte seines Bootes; wir lachend drum herum — und den blauen Himmel über uns ging es mit kräftigem Ruderschlage stroman.

Erlaube mir der Leser, während der Quai mit seinen Booten allgemach hinter uns verschwindet, ihm jenen Kreis von Personen vorzustellen, in deren Mitte er eine Viertelstunde lang wird zu verweilen haben. Ich mache bunte Reihe. Da war vorerst Mr. Owen, ein junger Wallifer, mit den fleißten Vatermördern und den höchsten Stiefelabsätzen, die mir je zu Gesicht gekommen waren. Sein Großvater saß für Pembrokeshire im Parlament, und wiewohl das Enkelchen ein jüngerer Sohn war, und der Baronetschaft des Alten um kein haarbreit näher stand, als der Lotteriespieler dem großen Loose, so hatte er doch die wallisische Baronet-Elle nicht nur steif und unbiegsam im Nacken, sondern war auch unbestritten die Sonne des Tages, von der alles Uebrige erst Licht und Weihe empfing. Er war natürlich ein leidenschaftlicher Kahnfahrer und unterhielt sich mit dem Bootsmann in so technischen Ausdrücken, daß ich diesem Hochflug nicht hätte folgen können, auch wenn ich gewollt hätte. Neben ihm saß Mrs. May, die Ehrendame der ganzen Partie, eine stattliche Frau mit grauen Locken, und zwei Töchtern von ähnlicher Gesichtsfarbe, die den Mai ihres Lebens nur noch im Namen trugen. Sie waren munter wie gewöhnlich Mädchen jenseits dreißig, und gaben sich alle erdenkliche Mühe, durch reiche Entfaltung einer schönen Seele ihr Deficit an Schönheit zu decken. Sie waren fromm und galten für fleißige Bibelleserinnen, aber am liebsten lasen sie doch die Stelle: „Du sollst Vater und Mutter lassen und dem Mann folgen, der dich erwählet hat." Ich war ihr Hausgenoß und kannte die Geschichte ihres Herzens wie meine eigne. Mitunter, in der Schlummerstunde, wenn aus dem Nachbargarten eine Nachtigall herüberklagte, sah ich, wie sie traurig wurden und immer wieder und wieder gedankenvoll den Thee aus ihren Löffeln träufeln ließen, als sollt' er ihnen ein Bild ihrer raftlos verfließenden Tage sein; aber heute leuchteten ihre Augen wie das Auge dessen, der, hoffnungslos, noch einmal von der Hoffnung beschlichen wird, heut lächerten sie und ließen die Fluth durch ihre Finger gleiten; heut schlugen sie die Blicke nieder, wenn ein bezügliches Wort fiel, und verjüngten sich vor meinen sichtlichen Augen, denn Mr. Taylor, ein Advocat aus Chancery-Lane, saß zwischen ihnen, behäbig, rothbäckig, ein Vierziger und ein Witwer dazu.

Wenn Mr. Owen die Sonne dieses Kreises war, so war Mr. Taylor der Vollmond, zu dem die Liebenden sehnsüchtig aufschauten, und daß ich's nur gestehe, auch meine Huldigung trug ihm die Schleppe. Er war mir am Abend vorher als ein Mann genannt worden, der „wie geschaffen sei zu einer Picknickfahrt", eine Charakteristik, der ich begreiflicher Weise wenig Bedeutung beigemessen hatte. Kaum aber, daß ich heute am Quai von Richmond des Picknickkönigs und seines Flaschenkorbes ansichtig geworden war — aus dem, nebst manchem andern, vier blanke Stanniolkappen verrätherisch hervorlugten — als ich auch schon die ganze Schwere des leichtgenommenen Wortes begriffen hatte, und in meiner Anhängigkeit noch ausbiete, als mir im Lauf eines politischen Gespräches kein Zweifel mehr darüber geblieben war, daß Mr. Taylor von der ganzen preußischen Geschichte nichts weiter kannte, als die Affaire von Jena.*)

Zürne mir der Leser um solches laxen Nationalgefühles willen nicht; aber ich war so kosmopolitisch in jenen Augenblicken wie nie zuvor, denn neben dem behäbigen Advocaten saß Miß Harper, das lieblichste Gesicht, das zwischen Richmond und Hampton-Court sich jemals in Themsewasser spiegelte. Und doch glitt schon viel königliche Schönheit diese Wasserstraße hinan: Anna Boleyn, wenn sie das dürstende Auge des englischen Königs Blaubart erquicken mußte; Elisabeth, wenn sie müde war der Herrschaft und ihrer Sorgen; auch Henriette Marie, wenn sie England vergessen wollte und träumen von Frankreich, ihrer schönen Heimath. Aber wie stolze Schönheiten sie alle sein mochten — mein Wort und meine Kenntniß alter Holbeins und Van-Dyks zum Pfande! — sie schauten nie lieblicher drein, als Miß Harper und während ich sie so sitzen und in das Wasser nieder lächeln sah, konnt' ich nur zweierlei nicht begreifen: die Freundschaft dieses Mädchens zu den beiden Miß' May, und die Unvorsichtigkeit der letztern, so viel fremdes Licht neben den eigenen Schatten zu stellen. Freilich war sie verlobt. Wie hätte sie's nicht sein sollen!

So glitten wir denn dahin, zuerst am Fuß des schönen Richmondhügels und jenes herzoglichen Sommerhauses vorüber, das, nach seinem jetzigen Besitzer, den Namen der „Bucclengh Villa" führt. Märchenhaft wuchern da die Rosen über Wände und Dach hinweg, märchenhaft klingen aus den halbgeöffneten Fenstern die Töne eines Flügels herniederr, und märchenhaft vor Allem klingt die Sage vom Herzog Bucclengh selbst, der diese Villa wie ein offenes Gasthaus zu Nutz und Frommen seiner künstlerischen Freunde hält. Gedichtet und gesungen wird hier, wie zu den Zeiten

*) Graf Kaunitz sagte einmal: »Zu den erstaunlichsten Dingen von der Welt gehört die Unsumme von Kenntnissen, die ein Engländer nicht hat.« Sehr wahr! Sie sind zu Haus in ihren Angelegenheiten; aber die continentale Welt ist ihnen, trotz aller Reisen, ein Buch mit sieben Siegeln

Digitized by Google

des Minstrelthums, und eine flüchtige Sehnsucht beschlich mich bei seinem Anblick, in das alte, romantische Land zurück. Aber die Ruder unsres Bootsmanns griffen weiter ein, Richmond und seine Villen dämmerten nur noch von fern, der Wind war frisch und Miß Harper so schön, und sieh' da, die Sehnsucht ward nebelhaft wie jene Villen selbst, und verschwand endlich ganz, als unter Mr. Taylor's kunstgeübter Hand der erste der Champagnerpfropfen knallend in die Luft flog und mich die große Frage zu beschäftigen begann: ob man zu Barbarossa's Zeiten den fränkischen Brausewein gekannt habe oder nicht.

Die Fahrt war lieblich und interessant zugleich: in seltenen unterbrochener Reihenfolge zogen sich die Land- und Sommerhäuser der alten Adelsfamilien am Ufer entlang und die Lapidarstyl-Antworten unsres Bootsmanns waren ein vollständiger, historischer Vortrag. Durch alle Buchstaben des Alphabetes hindurch, von den Arundels an bis nieder zu den Sutherlands, begrüßen uns hier die stolzen Namen der englischen Geschichte und wie bunte Bilder zu diesem Adelsbuch spiegelten sich, im Themsewasser vor uns, alle Banyhle des Mittelalters ab, vom Tudor-Giebel an bis aufwärts zum Normannenthurm. — So kamen wir bis Teddington, und die Schleuse passirend, die den äußersten Punct angiebt, bis wohin die Meerfluth vorzudringen pflegt, war es plötzlich, als ob die Landschaft noch landschaftlicher würde. Der Villen wurden weniger, bis daß sie ganz verschwanden; weidendes Vieh trat an die Stelle belebter Plätze, und Mr. Owen, den es plötzlich berühren mochte, als führe er in seinem heimischen Pembrokeshire den River Teifi hinauf, begann alsbald ein walliſisches Volkslied zu singen, das trotz der Capriolen, mit denen er es begleitete, Niemand zu würdigen schien, als er selbst. Alles war froh, als Mr. Taylor's Porter-Baß zu guter Stunde „God save the Queen" anzustimmen und alle unsere Verlegenheit in den immer fahrbaren Kanal des altenglischen Patriotismus abzuleiten begann. Dann kam eine Pause; hierauf sangen die Damen, und als ich eben drauf und dran war, mit meinem einzigen Liede: „O Schill, dein Säbel thut weh", eine Lanze für mich selbst und die deutsche Liederkunst einzulegen, schimmerten bereits die rothen Ziegel von Hampton-Court durch's Eichenlaub hindurch, und — Mr. Owen blieb ohne Nebenbuhler.

Wir hielten. Miß Harper sprang an's Ufer. Während sie sprang, fiel ihr der leichte Strohhut in den Nacken und ihr blauer Schleier flatterte weit hinter ihr im Winde. Es war, als flöge sie. Mr. Taylor folgte und machte gravitätisch den Ritter der übrigen Damen; dann ging es in den Park, dessen geschorne Rasenflächen in jener Schönheit vor uns lagen, wie sie den englischen Gärten eigen ist. Ich erklärte das Schloß und seine berühmte Bildergallerie in Augenschein nehmen zu wollen, wozu man mir aufrichtigst gratulirte, aber auch alsbald hinzusetzte, daß man mich meinem Schicksal überlassen müsse, da sie sammt und sonders die Sehenswürdigkeiten von Hampton-Court so genau kennteten, wie die Nippsachen auf ihrem eignen china board, und die Portraits ihrer Könige viel zu gut im Gedächtniß hätten, als daß es einer Gallerie-Auffrischung bedürfe. Ich war herzlich damit einverstanden; denn wenn es eine Strapatze ist, Bilderausstellungen zum hundertsten Male besuchen zu müssen, so ist das Loos dessen um kein Haarbreit beneidenswerther, der, bei dem höchsten Interesse für das, was er zu sehen gedenkt, solchen widerwilligen Führern in die Hände fällt, und durch lange Säle und Corridore hindurchgejagt wird, ohne etwas andres als die Erinnerung an ein Schattenspiel, und das kaum mit nach Hause zu nehmen. Denn die Gelangweiltheit solcher Begleiter legt sich wie ein Schleier über unsre Augen und ihr wiederholtes Gähnen verschlingt unsre gehobene Stimmung bis auf den letzten Rest. Ich war von Herzen froh dieser Gefahr überhoben zu sein, und während meine Gefährten den Park durchstreiften, schritt ich dem Schlosse zu, dessen Bauart und Bilderschätze meine Erwartungen noch weit übertreffen sollten.

Schloß Hampton-Court zerfällt in zwei verschiedene Theile, die, wiewohl äußerlich mit einander verbunden, auf den ersten Blick ihre doppelte Abstammung verrathen. Die ältere Hälfte präsentirt sich im Tudorstyl, und zeigt denselben in der ihm möglichsten Vollendung. Vier rechtwinklig auf einander gestellte Häuserfronten bilden einen Hof, und während die beiden Seitenflügel nur aus langen Fensterreihen bestehn, stellen die Vorder- und Hinter-Front in ihrer Mitte zwei breite gothische Thorbauten zur Schau, deren Ecken durch abgestutzte, das eigentliche Portal nur wenig überragende Thürme flankirt werden. Es ist derselbe von Bauverständigen belächelte Styl, in dem sich bis zu dieser Stunde der Palast von St. James dem Beschauer darstellt, ein Styl, der, wenn auch an Schönheit zurückstehend, doch etwas charakteristisches, ich möchte sagen: etwas männliches hat, das mich für ihn einzunehmen wußte, so oft ich ihm begegnete.

Der neuere Theil des Schlosses ist aus der Zeit Wilhelm's III. und ein Werk Christoph Wren's, des berühmten Erbauers der Paulskirche. Das Ganze bildet wiederum ein geräumiges Viereck, dessen unterstes Geschoß (nach der Hofseite hin) auf jonischen Säulen die ganze Wucht des Hauses trägt. Vermuthlich gilt dieser Neubau als der schönere Theil des Schlosses; mir gilt der alte mehr.

Beide Theile haben ihre besondre Sehenswürdigkeit, der neure: die Bildergallerie, — der ältre: die große Banketthalle aus den Tagen Heinrich's VIII. Diese betritt man zuerst. Sie ist auch in England, diesem Vaterlande der Hallen, ein Unicum, und übertrifft an Schönheit, wenn auch vielleicht nicht an Ausdehnung, die berühmte Westminster-Halle um ein Bedeutendes. Ich stehe ab von jeder erschöpfenden Beschreibung, aber das Eine heb' ich hervor, daß dieser mächtige Bau, in den wir, wie in das Mittelschiff einer gothischen Kirche, treten, die Sonne der Anna Boleyn aufgehen und die Huldigungen eines Hofes zu ihren Füßen sah. Noch jetzt gewahrt unser Auge die Buchstaben A. H. (Anna und Heinrich), wie ein Bild ihres Einsseins, an verschiedenen Stellen des Deckengetäfels, — Buchstaben, eingeschnitten vielleicht, als schon die Schneide des Beils über dem Haken der schönen Büßerin schwebte. Aus dem hohen gothischen Fenster blickt, in Glas gemalt, jenes Tyrannengesicht auf uns hernieder, dessen leisestes Stirnerunzeln ein Todesurtheil war, und vom Kamin her, charakteristisch und wohlerhalten, trifft uns das Auge Wolsey's, jenes stolzen Prälaten, dessen Klugheit die Wildheit seines Königs, wie einen Stier an den Hörnern hielt. Zwanzig Jahre lang! dann kam die Stunde, die nie ausbleibt, und seinen Führer hoch in die Lüfte schleudernd, trat ihn das schäumende Thier mit Füßen.

Digitized by Google

Eine Tragödie ersten Ranges spielte sich innerhalb dieser Mauern, und im Zeitraum weniger Jahre ab. Wolsey war auf seiner Höhe, und wiegte sich in Sicherheit. Nicht die Dauer seines Glücks, nur die Dauer seines Lebens machte ihm Sorge, und die klügsten Aerzte nach allen Seiten hin aussendend, gebot er ihnen, den gesundesten Platz in der Nähe Londons ausfindig zu machen. Sie fanden Hampton-Court. Da entstand jenes Schloß und jene Halle, die noch heut von der Macht und der Prachtliebe ihres Erbauers Zeugniß geben, und am 13. Juni des Jahres 1525 war es, als König Heinrich von London herüber kam und einzog in den Prachtbau seines ersten Dieners, der sein Herr war. Da stand hier ein Thronhimmel, und ihm zunächst der Polsterstuhl des Cardinals; da mischte sich unter die Banner des Tudor's, die von allen Pfeilern herabwehten, das zudringliche Wappen des Cardinals; und der priesterliche Hofstaat, darunter alter Adel des Landes, überstrahlte an Gold und Glanz die Schranzen des königlichen Hofes. Der König sah's und ein Schatten zog über sein Antlitz; da verneigte sich der Cardinal, und rasch entschlossen sprach er die Worte: Hampton-Court ist Dein.

Das war ein königliches Geschenk; selbst im Geben that es der Diener dem Herrn zuvor.

Glänzendere Tage kamen, die Tage Anna Boleyn's und mit ihnen die Schicksalsstunde des Cardinals. Zum ersten Male wagte er es zwischen die königliche Leidenschaft und ihr Opfer zu treten, und siehe da — er war das Opfer selbst. Ueber ihn hinweg ging der Hochzeitzug der Anna Boleyn. Und wieder andre Tage kamen. Wolsey lag vergessen auf einem Klosterkirchhof in Leicestershire — und seine Siegerin, nun selbst besiegt, schrieb, vom Tower aus, jene rührend schönen Sterbeworte: „Sie machten mich zur Königin, Sire, und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen Sie mich heut zu einer Heiligen!“ dann fiel ihr Haupt.

Und stiller ward's in Hampton-Court, bis die Braunschweiger kamen, die unberühmten George, die allen Ruhm dem Lande selber ließen. Die Wiederspiegelung vergangener Zeit begann, und hier in dieser Wolsey-Halle dehnte sich der Hof der Königin Charlotte auf Plüsch und Polstersitzen, und klatschte Beifall, wenn von der Bühne herab Shakespeare's Heinrich VIII. oder der Sturz Wolsey's, an seinem lauschenden Ohr vorüber zog.

Doch lassen wir jetzt die Halle, um uns dem neueren Theil des Schlosses und seiner Bildergallerie zuzuwenden. Wir ersteigen eine schöne weite Treppe; freuen uns an den schlanken Ulanen-Gestalten, die, mit angesaßtem Karabiner, steif und stramm dastehn, wie die Treppenpfeiler selbst, daran sie sich lehnen, und treten jetzt in den ersten jener Bilder-Säle ein, die, in scheinbar endloser Reihe, sich durch zwei Flügel des Palastes hindurch erstrecken.

Die Gallerie von Hampton-Court hat keinen Weltruf, wie die Dresdner, die Versailler, oder gar die des Luxembourg; der italienischen Schätze völlig zu geschweigen. Und in der That, wer, lediglich von künstlerischem Interesse geleitet, diese weiten Säle durchwandert, wird ziemlich unbefriedigt sie wieder verlassen, und selbst der National-Gallerie — deren drei Murillo's sie ohnehin vor der Verurtheilung retten — im Stillen Abbitte thun. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich Gallerien gelegentlich auch in andrem Interesse besuche, als um den Schönheitslinien Raphael's nachzugehn, und der Hampton-Court-Besucher, welcher gleich mir ein Gefühl für die englische Geschichte mitbringt, das an Lebhaftigkeit dem künstlerischen mindestens die Wage hält, der wird diese Zimmerreihen nicht ohne Erregung und Befriedigung durchschreiten können. Es ist ein Revue-Abnehmen über die Träger der englischen Geschichte, seit jener Zeit, die dieses Schloß entstehen sah.

Die ersten Säle bieten wenig, bis plötzlich, im dritten oder vierten, das Auge durch eine Fülle von Portrait-Schönheit wie geblendet wird. In oberster Reihe, zunächst der Decke, gewahrst du die schönen Buhlerinnen Carl's II. und angesichts dieser lachenden Gesichter, mit den koketten Ringellöckchen und den sinnlich aufgeworfenen Lippen, mildert sich dein Urtheil über die Schwäche des liebenswürdigen Stuart. Je länger du verweilst, je mehr wirst du erschüttert in deinen festesten Grundsätzen, zumal wenn du zu Füßen jener verführerischen Weiber, in gleicher Höhe fast mit deinem Auge, die lachenden Portraits ihrer Söhne und Töchter gewahrst, zu deren angeborner Schönheit sich das durchgeistigende Bewußtsein gesellt: wir sind von königlichem Blut.

Weiter ziehen wir an Hunderten von Bildern aller Schulen gleichgültig vorüber, bis endlich der Hauptsaal der Gallerie, schon durch seine Größe auffällig, sich vor uns aufthut, und uns verweilen macht. Ich möchte ihn den Holbein-Saal nennen. Mindestens 20—30 Stücke des alten Meisters finden sich hier vereinigt, und die ganze Tudorzeit — der er angehörte — tritt in ihren Hauptgestalten uns sprechend entgegen. Da ist Heinrich VIII. (drei oder viermal) und, neben ihm, sein — Narr; da ist Maria Tudor, reizlos, und, wie es scheint, mit widerstrebendem Pinsel gemalt; da ist Elisabeth, in einer ganzen Reihe von Bildern: als Kind, als Mädchen, als Königin, als Greisin selbst, und zwischen inne in einem persischen Phantasie-Costüm. Ich sah nie etwas Entsetzlicheres. Da grüßt uns, mit hoher, königlicher Stirn, über der eine thurmhohe Frisur balancirt, die schöne Anna von Dänemark, die Gemahlin Jacobs I., jenes aufgeschwemmten Vielwisserß, der eifersüchtig die Augen seiner Frau bewachte, wenn sie, wie zur Erholung, ausruhten — daheim im Edinburger Schloß — auf der Schönheit eines jungen Schotten-Lords. Ein rührendes Lied blieb uns aus jener Zeit, ein Lied vom „hübschen Grafen Murray“, der zur Unzeit seiner Königin gefiel, und sterben mußte, weil er schöner war, als König Jacob selbst. Das Lied aber lautet so:

Ihr bunten Hochlands — Clane,
Was waret ihr so fern!
Nun haben sie erschlagen
Lord Murray euren Herrn.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt singend durch die Schlucht; —
Sie haben ihn erschlagen
Aus Neid und Eifersucht.

Im Mai, ach im Mai: —
Sie spielten Federball,
Lord Murray's stieg am höchsten
Und überflog sie all.

Im Sommer, ach im Sommer —
Auszogen sie zum Strauß,
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Digitized by Google

Im Herbste, ach im Herbste —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray, will ich tanzen!“
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt singend durch die Schlucht; —
Sie haben ihn erschlagen
Aus Neid und Eifersucht.

Ihr bunten Hochlands—Clane
Was waret ihr so fern!
Sie hätten nicht erschlagen
Lord Murray euren Herrn.

Armer Lord Murray! arme Königin! Aber euer Leid erlischt vor einem größeren. Dort, aus schlichtem Rahmen heraus, schaut, als weine sie im tiefsten Herzen, das blasse Antlitz Maria Stuart's.*) Und doch war sie noch halb ein Kind, als sie dem Maler zu diesem Bilde saß. Ein Kloster-schleier umhüllt, weiß und dicht, das schmale, feine, geheimnißvolle Gesicht, das nichts augenblick Heiteres hat, und es beschleicht uns der Gedanke, als fühle sie sich unheimlich unter diesen Elisabethköpfen, die von allen Seiten her auf sie herniederschaun.

Noch weitere Säle folgen, aber unser Interesse hat seinen Höhenpunct erreicht, und selbst ein Pastellbild „des alten Fritz“ der, aus einer Gesellschaft reifröckiger Prinzessinnen heraus, uns mit seinem klaren Königsauge grüßt, und unser patriotisches Gefühl erwachen macht, fesselt uns nur auf Augenblicke. Gleichgültig an muthmaßlichen Raphael's (wo gäb' es deren nicht!) und noch muthmaßlicheren Michel-Angelo's vorüber eilend, erreichen wir auf's Neue die breite Aufgangstreppe, deren Ulan noch immer wie in Stein gehauen basteht, und die teppichbelegten Stufen schnell hernie-dergleitend, athmen wir auf, als nach der Schwüle, die uns von Saal zu Saal begleitete, jetzt plötzlich die frische Park-luft unsre Stirne kühlt, und, statt einer endlosen Reihe von Bildern, jenes eine vor uns hintritt, das immer wieder mit seinem Zauber uns berührt.

Schnell durchflog ich die Gänge, von jenem Kraftge-fühl beherrscht, das, in der letzten Stunde eines Gallerie-Besuchs Herr über alle andren zu werden pflegt — vom Hunger. Fünf Stunden waren seit jenem feierlichen Augen-blick vergangen, wo Mr. Taylor's erster Champagnerpfropf in die Luft knallte, und als ich so hin und her irrte, wan-delte mich plötzlich, wie ein Gespenst, der Gedanke an: wenn du zu spät kämst, wenn Alles vorüber wäre!

Da weckten mich Stimmen und muntres Gelächter aus meiner finstern Betrachtung, und, um mich blickend, gewahrte ich unter einem Kastanienbaum meine gesammte Begleiter-schaft: die beiden Gentlemen stehend und schwatzend, die La-dy's in's Gras gelagert und Kränze flechtend. Miß Harper warf mir den ihren zu, und lachend fing ich ihn, wie einen Reifen beim Reifenspiel, mit vorgestrecktem Arme auf.

„Ich glaubte, Sie hätten uns vergessen“, rief sie schel-misch unter ihrem Hute hervor, und sah mich an, als wisse sie's am besten, daß keines Mannes Auge ihrer Lieblichkeit jemals vergessen könne. Dann erhob sich Alles, — gesunder Appetit umschlang uns mit einem Eintrachtsbande — und dem Boote zueilend, glitten wir, in der nächsten Minute schon, quer über den Strom hinweg an das jenseitige Ufer, wo eine prächtige, nach allen Seiten hin von Weidengebüsch umgrenzte Wiese wie geschaffen war für ein lustig-verschwie-genes Diner. Eine Koppel Pferde, die im ersten Augenblick, halb stutzig, halb neugierig die ungeladenen Gäste empfing, machte bald den bescheidenen Wirth und überließ uns das Terrain. Wir aber hatten bereits den Stamm einer mäch-tigen alten Rüster zu unserem Lagerplatze ausersehen, und ehe noch eine Viertelstunde um war, breitete sich auf dem Rasen und vor bewundernden Augen eine wohlgedeckte Tafel aus. Reizend stach das weiße Linnen von dem saftigen Grün der Wiese ab, aber reizender noch schimmerte die gelbe Kruste einer colossalen Hühnerpastete, die von den kunftgeübten Händen der alten Mistreß May gebacken, den gebührenden Platz in der Mitte der Tafel einnahm. An den vier Zipfeln des Tischtuchs schimmerten abwechselnd die Stanniolkuppen Mr. Taylor's und die geschliffenen, Portwein-gefüllten Ca-raffen, die Mr. Owen und ich selber als Picknick-Contingent gestellt hatten; am linken und rechten Flügel der Riesenpa-stete aber lagen, in schlichter Brodgestalt, die Gaben der Miß Harper: zwei Königskuchen, deren kleine Rosinen, zahllos wie die Sterne am Himmel, lachten. So war das Mahl; d'rum herum aber auf den umgestürzten Kisten und Körben, saßen sieben lachende Menschen, und dankten in kindlicher Fröhlichkeit dem Geber aller Dinge. Der Portwein war längst hin, und die Hühnerpastete nur noch eine Ruine, da ergriff ich ein volles Glas, und, mich hoch aufrichtend, schloß ich die Mahlzeit mit jenem Toaste, der, vom Herzen kom-mend, in britischen Herzen noch immer sein Echo fand: Old-England for ever!

*) Es ist dies das Original zu jener reizlosen aber wohlgetrof-fenen Lithographie, die dem Raumer'schen Werke: »Briefe über Elisabeth und Maria Stuart« beigefügt ist.

Sermione am Garda-See.

Hierzu ein Stahlstich.

Sermione ist einer der reizendsten und interessantesten Puncte, die den herrlichen Garda-See, wie ein Gürtel von Edelsteinen umgeben. Stolz und malerisch erheben sich die Mauern und Zinnen des alten Schlosses der Scaliger auf diesem Schauplatze mancher wichtigen und blutigen Ereig-nisse in der alten und neuen Zeit, von den klaren Fluthen des lauwenvollen Sees umspült.

Wenn man, von Desenzano aus, den überraschten und entzückten Blick über den Garda-See schweifen läßt, sieht man in einer Entfernung von etwa vier italienischen Mei-len drei kleine Hügel sich erheben, die sich allmälig verfla-chen und durch eine fast zwei Miglien lange Erdzunge mit dem „Lugana“ genannten Ufer zusammenhängen. In dieser Lugana (vom lateinischen Lucus, Hain), welche Petrarca

Digitized by Google

silva Licania, der licanische Wald, nennt, erlitten die Gothen die denkwürdige Niederlage im J. 268, in welcher sich von 200,000 Streitern kaum die Hälfte durch die Flucht rettete. Dort dringt der See mit jedem Tage weiter in den Boden ein, so daß die Sage gar nicht unwahrscheinlich ist, daß Sermione in früheren Zeiten gänzlich mit dem Ufer vereinigt war. Zu einer kleinen Insel, von beiläufig drei italienischen Meilen im Umfange, wurde es durch einen Wasserarm gemacht, mit dem das Schloß umgeben ist. Einige Wappen, die der Zerstörung entgangen sind, bezeugen noch die Entstehung des Schlosses durch die mächtige Familie der Scaliger, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts über Verona herrschte, wo noch heut zu Tage ihre schönen Grab-Monumente bewundert werden. Noch stehen die mit Zinnen und Thürmen versehenen Mauern des Schlosses und der hohe Thurm, der sich in der Mitte erhebt. Es ist wahrscheinlich, daß einst ein anderes, viel älteres Schloß hier bestanden habe, da auf einer alten Karte Carls des Großen die Kirche des heil. Erlösers im Innern des Schlosses erscheint, während sie heute außerhalb desselben steht, und nur von wenigen Mauertrümmern umgeben ist. Diese Kirche wurde nebst einem, jetzt nicht mehr vorhandenen Kloster, von Clusa, der Gemahlin des Desiderius, erbaut und später von Carl dem Großen, im J. 774, nebst der ganzen Insel der Abtei des heil. Martin von Tours geschenkt.

Das Schloß von Sermione hat zu verschiedenen Epochen eine interessante Rolle gespielt.

Auch in den Zeiten nach Constantin dem Großen war es mit dem benachbarten Marktflecken ein bedeutender Ort, wie die vielen Privilegien bezeugen, die es erhielt, und der Umstand, daß es von einem anonymen Ravennaten eine Stadt genannt wurde. Sermione wurde von einem eigenen Podestà regiert, den die Bürger selbst erwählten; doch stand es in einem Unterthänigkeits-Verhältniß zu Verona.

Die Wichtigkeit des Ortes in der Römerzeit wird durch viele Inschriften bezeugt, die hie und da aufgefunden wurden. Auf dem Hauptplatze des Marktfleckens steht noch heute das Piedestal, auf welchem die Statue des Jupiter ruhete, wie eine Inschrift desselben bekundet. An der Spitze der Landzunge wurden Bogen aus Backsteinen und darinnen goldene, silberne und kupferne Denkmünzen und andere Geräthe ausgegraben, wie auch Basreliefs und Bronze-Statuen. Dort befand sich vielleicht der Friedhof der römischen Sirmieser, und wahrscheinlich nicht weit davon das alte Sirmio. Hier hatten vielleicht die römischen Cohorten die Station, von der im Tagebuche des Antonin Erwähnung geschieht. Der Sänger von Lesbos (Catull) dichtete seine zarten Lieder in der stillen Einsamkeit von Sirmio.

Die Häuser des Catull erheben sich majestätisch auf dem Gipfel des letzten Hügels, der den obern und freien Theil der Halbinsel bildet, anmuthige Lorbeer- und Oliven-Haine, die unter diesem milden Himmel den Frost des Winters nicht scheuen, bekränzten dieselben. Von dort aus beherrscht der Blick den reizenden See, den Berge und Hügel zärtlich umfassen. Man sieht das Ufer mit seinen sanften Bogenwindungen im Schmucke seiner Weingärten, Gärten und Villen prangen; hier das bescheidene Desenzano, in dessen Hintergrunde die stolze Kuppel der Pfarrkirche von Lonato emporragt; weiter erscheint der Felsen von Manerbio, den einst ein Tempel der Minerva krönte, und die Gegend von Salo, des reizenden Städtchens, das sich bescheiden in einer tiefen Bucht verbirgt; dann der Marktflecken Toccolano, am Einflusse des gleichnamigen Baches in den See, mit seinen 34 Papiermühlen, die so schönes Papier erzeugen. Weit, weit in nebeliger Ferne, erhebt sich bei Riva der Mondrone. Wendet man hierauf den Blick gegen das veronesische Gebiet, und läßt ihn über die nackten und rauhen Gipfel des Monte Baldo schweifen, so erscheinen das reizende S. Vigilio, wo ewiger Frühling herrscht; das ollenreiche Garda, das dem See den Namen gab; Bardolino, mit seinen zackigen Mauern und Thürmen; Lasise und endlich Peschiera.

Die Ruinen der Villa des Catullus ruhen auf dem Abhange eines Hügels, der sich in den See hinab erstreckt. Dort, wo sich der Boden senkt, wurde das Gebäude von prachtvollen Bogen getragen. Es hatte die Gestalt eines Parallelogramms von ungefähr 220 Meter Länge und der halben Breite. Die Façade ist gegen Morgen gewendet, wo der Fels beinahe senkrecht in den See hinabsteigt. Der mittlere Theil der Façade, der in rechten Winkeln etwas aus derselben hervorsteht, läßt vermuthen, daß er einen ungedeckten Vorhof bildete. Über demselben befand sich ein großer, ebenfalls ungedeckter Altan, wie aus der Form der Bogen hervorgeht, die an den beiden Seiten stehen. Auf dieser Seite sind die Ausgänge der Corridore und Thürme. — Der Oberdam ist aus dortigem Marmor, gebaut. — Zwischen den Marmorplatten sind, besonders in den Winkeln, dicke und harte Backsteine von außerordentlicher Größe eingeschoben. Die noch gut erhaltenen Gebäude sind von Tuf aus den Steinbrüchen von Moniga. Oberhalb befindet sich ein mit kleinen, ebenfalls sehr harten Backsteinchen gepflasterter Fußboden. Diese sind unter dem Winkelmaaß bearbeitet und auf ihre schmale Seite neben einander gesetzt, um besser zusammen zu passen. Der Mörtel, der hier benützt wurde, ist von einer sehr dichten und festen Art. Er ist aus Kleinem, blauem Kies zusammengesetzt, wie der beim Amphitheater zu Verona verwendete.

Drei unterirdische Gewölbe befinden sich hinter der Mauer des Vorhofs und werden gewöhnlich die Grotten des Catull genannt. Eine davon ist kürzer als die andere, und man glaubt, es wäre das Bad gewesen. Sie liegt gegen Mittag und bildet ein längliches Viereck. Die andern zwei scheinen den Durchgang vom Palaste in's Land gebildet zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß die warme Quelle, welche man heute, eine Meile vom Ufer, an 6 Stellen in rauchenden Bläschen auf der Oberfläche des Sees hervorsprudeln sieht, einst in dieses Bad geleitet wurde. Nach Andern werden diese Lufthlasen, die aus kohlensaurem und geschwefeltem Wasserstoffgase bestehen, durch Zersetzung eines unterirdischen Schwefel-Kieslagers erzeugt.

Gleichsam um unsere Betrachtungen auf die Auseinanderfolge der Völker und Religionen in den verschiedenen Epochen der Geschichte zu lenken, erhebt sich unweit dieser heidnischen Ruinen das einsame Kirchlein des heil. Petrus. Es ist von roher Architectur und dem ganzen Ansehen nach ein Bauwerk der Franziskaner-Mönche.

Manche Sagen und Erinnerungen knüpfen sich an Sermione und seine interessanten Umgebungen. In diesem

Digitized by Google

Schlosse, und nicht am Comer-See, soll die schöne und heroische Adelheit — vom grausamen Berengar, den sie verschmäht, eingesperrt — geschmachtet haben, bis sie der treue Mönch Martin befreite. In der Villa des Catull ruhte Julius Cäsar von seinen Kriegszügen aus, und ersann neue Pläne für Rom's Größe und seinen eigenen Ruhm. Auch soll nach der Aeneide und der göttlichen Commödie der Gott der Unterwelt, Mantus, ehe er Mantua gründete, sich hier aufgehalten haben.

Die Eichenblatt-Seidenraupe.

Von Dr. Carl Reclam.

»Wenn das Neue gut ist, so sorge Jeder, es bald zum Alten zu machen.«

Nach der Vorstellung neuerer Philosophie ist jedes Volk Träger einer Idee, und seine weltgeschichtliche Mission besteht darin, für diese Grundidee seines Daseins nach Kräften Propaganda zu machen. Kaum giebt es ein Volk, welches besser geeignet wäre, zum Beweise für diese Vorstellung zu dienen, als die Bewohner Frankreichs; wenn man ihnen nämlich die Aufgabe eines culturgeschichtlichen Anregers, eines zum Fortschritt antreibenden Volkes, mit einem Worte, die Aufgabe der sogenannten „Unruhe“ unserer Taschenuhren als culturgeschichtliche Mission beilegt. Während sie diesem Bestreben in der politischen Geschichte häufig genug zu ihrem eigenen Nachtheile Ausdruck verliehen, haben sie dagegen in das treibende Rad der Culturgeschichte nie ohne beträchtlichen Gewinn für sich und für die gesammte civilisirte Welt eingegriffen. Kein Volk hat so die Fortschritte der Naturwissenschaften mit einer fast leidenschaftlichen Hast zu Gunsten des Privatlebens und des Staatshaushaltes ausgebeutet. Daß dabei auch der Irrthum gelegentlich seine Rolle zuertheilt erhielt, darf nicht Wunder nehmen. Wie erinnern nur an die unter der Republik begonnenen und während der Restauration fortgesetzten Versuche, die Bewohner der Krankenhäuser und Armenanstalten mit „Gelatin“ (Leim) zu füttern, weil das gerade herrschende chemische System irrthümlicher Weise diesem Stoffe eine bedeutende Nährkraft zuschrieb. Freilich wurden damals Tausende vergeudet für Errichtung von Anstalten, in denen man aus den Knochen die Leimmasse auszog. Aber wenn andere Länder sich rühmen wollen, vor dieser Vergeudung sich bewahrt zu haben, können sie sich dafür auch rühmen, die ernährenden Eigenschaften der Gelatine auf den lebenden Organismus nur halb so gründlich erforscht zu haben, als die wiederholten Commissionen französischer Gelehrten dies thaten? Gewann nicht hierdurch die gesammte Welt eine bis dahin noch ungeahnte Einsicht in den Ernährungswerth des Leimstoffes? Wurde nicht durch diesen Gewinn die Vergeudung einiger tausend Franken mehr als aufgewogen? Bewahrheitete sich nicht so jener bekannte Ausspruch, daß auch der Irrthum seinen weltgeschichtlichen Werth habe, in sofern er zu neuem Forschen Anregung bietet?

In fast unzähligen andern Fällen ist dagegen die französische Anregung zum Vorschreiten auf der Bahn culturgeschichtlicher Entwickelung direct und ohne den Umweg eines Irrthumes erfolgt. Nicht nur in den technischen Wissenschaften war dies der Fall, in denen von Frankreich aus der Anstoß zur heutigen Kunstweberei kam; nicht nur in der Heilkunde, welche die Methode der objectiven Untersuchung und der statistischen Feststellung der Erfahrungen vom lluken Rheinufer sich holte, sondern noch mehr zeigte sich diese Erscheinung in jener friedlichen Eroberung des Thierreiches, welcher wir unsere fast alle aus fremden Ländern stammenden Hausthiere verdanken, und in ihnen die Möglichkeit der Civilisation.

Die alten Römer hatten das glänzendste geschichtliche Beispiel hierfür gegeben, wenn sie in den Triumphzügen ihrer Feldherren hinter den gefangenen Königen fremder Länder, hinter den Abbildungen geschleifter Städte und den geraubten Goldschätzen die werthvollere Beute der Eroberungen in neuen Thieren einherführten. Das Erbe dieses Beispiels traten die Spanier an, als sie vom neuen Continent aus dem alten Europa neue Pflanzen und Thiere zuführten (unter diesen fast nur Geflügel, und von vierfüßigen Thieren als Hausthier das Meerschweinchen, da das Llama nur in wenigen Gegenden als Hausthier eingebürgert worden). Lange Zeit schien dann jenes gegebene Vorbild ohne Frucht der Nacheiferung bleiben zu wollen, bis zu Beginn des zweiten Drittels unsers Jahrhunderts das gewaltige Wiederaufleben der Naturwissenschaften sich auch in dieser Beziehung geltend machte. Zunächst zeichneten sich die Holländer durch Uebersiedelung fremder Thiere aus ihren Colonien aus; aber sie benutzten dieselben ebenso wie die Neger, welche sie als Bediente verwendeten, nur zum Ausputz für die Vorzimmer der Reichen. Dann erwachte in England Neigung für zoologische Liebhabereien, aber sie wurde unter den Händen der Adeligen lediglich zu einer neuen Art von sport. Man gefällt sich in Excentricitäten; setzt Preise aus für möglichst lange Ohren der Kaninchen, für lange Beine der Hühner; sucht durch unnatürliche Kreuzung der Rassen wunderbare Spielarten und Abnormitäten zu erzeugen, — kurz, der englische Adel, welcher diese Bestrebungen in die Hand genommen hat, bemüht sich, den Beweis seiner Unfähigkeit, den er im letzten Jahre auf anderem Felde so überreichlich geführt hat, auch hier zu liefern.

Ganz anders verfuhr man dagegen in Frankreich. Nicht als noble Spielerei nahm eine einzelne, für jegliche Narrheit sich privilegirt wähnende Kaste, sich der Thierwelt an, sondern wissenschaftliche Forscher ergriffen mit Feuereifer und Ernst die Gelegenheit, welche sich zu einer Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Staatsökonomie, so wie zur Vermehrung des Nationalreichthums darbot. Mit Einführung der „künstlichen Fischzucht“ wurde begonnen. Wenige Jahre sind verflossen, und schon haben diese Bestrebungen höchst beachtenswerthe Resultate erzielt. Der Hinblick auf dieselben war es zumeist, welcher auf einen gemeinsamen Centralisationspunct bedacht sein ließ, und diesen in der Société

Digitized by Google

d'acclimatisation gründete. Noch vermag diese Gesellschaft ihre Dauer nach Monden zu berechnen, und schon gewähren die von ihr erlangten Resultate den Beweis, wie zeitgemäß ihre Gründung war. Von ihren im größten Maßstabe begonnenen Versuchen über ein zweckmäßiges Surrogat der Kartoffeln dürften bereits im kommenden Frühjahre Erfolge zu erwarten sein. Zugleich hat sie mehrfache Versuche über Einführung neuer Thiere vorgenommen, von denen wir zunächst nur einige in's Auge fassen wollen, und zwar die von andern Blättern, als denen des Maulbeerbaumes, lebenden Seidenraupen.

Auch in dieser vollswirthschaftlich so hochwichtigen Frage wird der Anstoß von Frankreich ausgehen. Deutschland, das Aschenbrödel unter den Völkern, muß sich überseeische Colonien vorläufig noch in Lustschlössern suchen. Kann es aber auch den Anstoß zu neuen Verbesserungen nicht gewähren, so vermag es doch die von Andern empfangene Anregung in sich auszunehmen, um sie nach Kräften zu verwerthen. Oft zieht es aus derselben noch größern geistigen und materiellen Gewinn, als das Volk, von welchem die Anregung ausging. Dies ist auch eine weltgeschichtliche Mission, und, so scheint uns, keine geringfügige!

Von neuen Seidenraupen ist durch die französische Acclimatisationsgesellschaft seit etwa einem Jahre die auf dem Ricinusbaum (Wunderbaume) lebende eingeführt, welche bereits im mittägigen Frankreich, in Algier und Italien mit gutem Erfolge gepflegt wird, und um so mehr gepflegt werden kann, als nach der Entdeckung des Grafen Dignes in Florenz diese Raupe auch mittelst der Blätter der wilden Cichorie (cichorium Intybus) gefüttert werden kann, welche Pflanze in Frankreich, wegen ihrer als Kaffee-Surrogat verwendeten Wurzel, im Großen angebaut wird. Freilich ist mit dieser Fütterung ein kleiner Verlust der Ertragsfähigkeit verbunden; denn für 30 Grammen Seide sind 21 Cocons von den mit Cichorie gefütterten Würmern nöthig, während schon 18 Cocons die gleiche Quantität bei einer Fütterung mit Ricinusblättern liefern (Comptes-rendus, Nov. 1854 Nro. 24). Allein dieser geringe Unterschied im Ertrage beeinträchtigt weniger die allgemeine Verwendung dieser Entdeckung, als der Umstand, daß der in Ostindien wild wachsende Wunderbaum eines ziemlich warmen Klima's zu seiner Pflege bedarf. Aus diesem Grunde verspricht die Einführung des im Norden von America häufigen Seidenwurmes, welcher auf der Eiche lebt, so wie der von den Blättern der Weide und Rüster (Ulme) sich nährenden Varietäten, ungleich größeren Vortheil, denn diese wird man aller Wahrscheinlichkeit nach in ungleich rauheren Klimaten zu pflegen vermögen. — Da das Leben der Seidenraupe nur die Jahreszeiten des Frühlings und Sommers umfaßt, so läßt sich erwarten, daß auch nur die Temperatur dieser Jahreszeiten von Einfluß auf ihre Acclimatisation sein wird. Nimmt man nun die mittlere Temperatur von Paris, welche während des Frühlings + 10, 4°, im Sommer + 18, 1° des 100theiligen Thermometers beträgt, als den muthmaßlich kältesten Strich an, auf welchem diese Raupe noch mit Vortheil gepflegt werden kann, so ergiebt sich, daß außerdem noch ungefähr folgende Orte auf die Einführung jener Seidenraupe sich Hoffnung machen können:

Wien mit einer mittl. Temp. v.	10, 3	im Frühling u.	20, 2	im Sommer
Mannheim	dto.	10, 4 „	19, 5 „	
Karlsruhe mit einer mittl. Temp. v.	10, 2	im Frühl. u.	18, 7	im Sommer
Würzburg	dto.	10, 2 „	18, 7 „	
Mastricht	dto.	10, 0 „	18, 0 „	
Straßburg	dto.	10, 0 „	18, 1 „	
Trier	dto.	10, 0 „	17, 8 „	
Heidelberg	dto.	10, 0 „	17, 9 „	
Innsbruck	dto.	10, 0 „	18, 3 „	
Prag	dto.	9, 4 „	19, 4 „	
Frankfurt a. M.	dto.	9, 7 „	18, 4 „	
Basel	dto.	9, 5 „	18, 2 „	
Lausanne	dto.	9, 2 „	18, 4 „	

Ob Brüssel (Frühling 9, 4, Sommer 17, 6) noch Wärme genug für die Cultivirung des Wurmes liefern werde, muß dahingestellt bleiben; sicher aber wird derselbe in den wärmer als Paris gelegenen Orten mit der größten Aussicht auf Erfolg gepflegt werden können, nämlich in:

Montmorency,	Frühling	10, 6,	Sommer	18, 7 mittlere Temp.
Maçon	„	10, 8,	„	20, 2 „
Turin	„	11, 7,	„	22, 0 „
Mailand	„	12, 7,	„	22, 6 „
Bordeaux	„	12, 4,	„	20, 6 „
Triest	„	12, 1,	„	21, 9 „
Washington	„	13, 2,	„	24, 6 „
Montpellier	„	13, 8,	„	24, 4 „
San Francisco	„	13, 2,	„	15, 3 „
Venedig	„	12, 6,	„	22, 8 „
Constantinopel	„	11, 4,	„	22, 1 „
Marseille	„	12, 8,	„	21, 1 „
Florenz	„	14, 7,	„	22, 9 „

Man ersieht aus der Zusammenstellung dieser Temperaturverhältnisse (deren einzelne Angaben wir einer von Alexander von Humboldt 1853 veröffentlichten Tabelle entlehnt haben), daß die Region ziemlich ausgebreitet ist, innerhalb welcher wahrscheinlich gelingen dürfte, die neue Seidenraupe nicht nur im Schutze besonderer Zuchthäuser, sondern sogar in freier Luft zu hegen, wenn man ihr nur vor ihren Feinden, besonders vor Vögeln, Fledermäusen, Spinnen, Ameisen, Schutz gewährt. — Die von den Ricinusblättern lebende Seidenraupe hat sich ziemlich gut im Freien züchten lassen; sie hat Witterungswechsel jeder Art ohne Nachtheil ertragen und Wind, Regen oder Gewitter haben weder ihr, noch ihren Cocons Nachtheil gebracht. Selbst die directen Sonnenstrahlen sind den Thieren nicht schädlich gewesen, während dagegen Hagel sie ebenso, wie jede andere Raupe, vernichtete. Für die Zucht der Wunderbaum-Seidenwürmer hat Griseri zu Turin ausführliche Anleitung gegeben; er züchtete zuerst zwei Generationen dieser von Barnffi und Berganzi zu Turin eingeführten Bombyx Cynthia (vgl. Agriculteur tradit. Sept. 1854, S. 9. und Dingler Polytechn. Journ. 135, 3. Febr. 1855.)

Die Eichenblatt-Seidenraupe wurde zuerst im Winter von 1850 auf 1851 von de Montigny und vom Missionair Pater Perny nach Europa geschickt und ist von Guérin Méneville, dem Letzteren zu Ehren, „Bombyx Pernyi“ genannt worden. Ihr Schmetterling gehört, wie der aller bekannten Seidenwürmer, zu den Bombycoden, d. h. zu den Nachtfaltern, welche kurze, doppelgekämmte Fühler, einen kurzen, verkümmerten Rüssel, einen kurzen, eiförmigen Körper und breite Flügel haben, welche dachartig den Leib bedecken, und die sich von den Pseudo-Bombycoden dadurch unterscheiden, daß

Digitized by Google

sie nicht an dem untern Theile der Flügel einen Haltapparat besitzen, welcher sie an dem obern festhält. Ihre Raupen sind gewöhnlich nackt, oder nur an den Seiten behaart, haben sechzehn Füße und keine hervorragenden Taster. Vom Schmetterling der Bombyx Pernyi hat Guérin-Méneville eine, wie es scheint, treue Abbildung geliefert (Revue et magazin de Zoologie 1855, Nr. 6), nach welcher er in allen charakteristischen Kennzeichen der Bombyx Mylitta (Fab) sehr nahe steht, und nur durch etwas kleinere Form und gelbere Färbung sich unterscheidet. Dieser Abbildung zufolge hat er große, abstehende an der obern Spitze sichelförmig nach außen gekrümmte Flügel, welche im Ganzen von röthlich-hellrostfarbener Farbe sind; die vordern Flügel sind mit einer grau-bräunlichen Rippe versehen; auf jedem der Flügel ziemlich in der Mitte befindet sich ein Auge, dessen innerste Scheibe weiß mit einem dunklen, aber sehr dünnen Querstrich versehen ist; hierauf folgt ein der Flügelfarbe nahestehender, doch etwas lichterer Scheibenring, mit weißem äußern Rande und einer dunkleren Abschattirung nach dem Körper des Thieres hin. Das äußere Drittel der Flügel ist etwas heller als der übrige Raum, und von demselben durch einen weißen Strich, welcher dem äußeren Flügelrande ziemlich parallel verläuft, geschieden. Die doppelt gekämmten kurzen gelben Fühler sind nur doppelt so lang als breit.

Die Cocons des auf der Eiche lebenden Schmetterlinges unterscheiden sich dagegen wesentlich von den Cocons der Bombyx Mylitta. Während diese grauweiß, ziemlich glatt sind, aus mehreren Schichten stark gummirter Fäden bestehen, und mit einer Art fast hornhartem Stiel vom Thiere gewöhnlich an einem Aste befestigt werden, ist dagegen die äußere Schichte des Cocons vom Bombyx Pernyi locker, fast wollig. Der Cocon selbst wird, wie bei der gemeinen Seidenraupe, gewöhnlich zwischen mehreren Blättern gefunden, welche von ihm zusammengeklebt werden. Der an demselben befindliche, ziemlich weiche Stiel ist an die Hauptrippe eines dieser Blätter gegen den Ast hin angeklebt. Der Faden des Cocon ist gelbbräunlich bis rostfarben. Vor dem Cocon der Wunderbaum-Seidenraupe (Bombyx Cynthia) hat er jedoch den großen Vorzug, daß er nicht, wie dieser, an einem Ende eine zum Auskriechen des Schmetterlings bestimmte Oeffnung zeigt.

Da die dem Seidenwurm des Eichenbaumes so nahe stehende Bombyx Mylitta in Bengalen die geschätzte „Tussah"-Seide liefert, so war zu erwarten, daß auch die Bombyx Pernyi in ihren Cocons die Unterlage für ein ebenso elegantes als dauerhaftes Gewebe liefern würde. Diese Erwartung hat sich vollständig erfüllt. Zwar dürfte die dunklere Färbung des Cocon für manche Zwecke der Verwendung hinderlich sein; allein theils hat man sie bereits mit Erfolg gebleicht, theils hätte man durch Anwendung des Roulin'schen Verfahrens leicht das Thierchen nöthigen können, einen bereits gefärbten Coconfaden zu spinnen.

Roulin verstand es, den Seidenfaden schon in der Raupe, also auf die echteste Weise, die es geben kann, zu färben. Er erhielt bräunliche Cocons und aus diesen ein wasserblaues Gewebe, wenn er die Maulbeerblätter, welche die Raupe fraß, mit Indigopulver bestreute. Ebenso lieferte ihm die Raupe rosenrothe Cocons, wenn man sie mit den Blättern zugleich das feine Pulver von Chica, einer rothen Harzfarbe aus den Blättern der Bignonia Chica, fressen ließ. (Comptes rendus, Juli 1852.) Die Raupenzüchter würden gut thun dieses Verfahren anzunehmen, um mit demselben eine „au naturel" gefärbte Seide zu liefern.

In der jetzt in Paris eröffneten Industrieausstellung sind bereits Gewebe aus den Coconsäden der Eichenblatt-Seidenraupe ausgestellt durch den Fabrikanten M. Torne (zu Paris). Die Fäden sind von dem Weben, wie bereits erwähnt, gebleicht worden und haben sich hierauf mit den verschiedensten Farben in dauerhafter Weise färben lassen. Hierdurch hat die neue eroberte Industrie eine Feuerprobe bestanden, und berechtigt um so mehr zu den glänzendsten Hoffnungen für ihre Einführung in größerem Maßstabe.

Man wird sich indeß darauf gefaßt machen müssen, gewisse Eigenthümlichkeiten in diesem Gewebe zu finden. Jenen Glanz, welcher namentlich die französische und italienische Seide vortheilhaft vor den am Rhein und in Sachsen erzeugten und gefertigten Seidenwaaren auszeichnet, dürfte das aus dem Gespinnste der Eichenblätter-Seidenraupe bereitete Gewebe nicht zeigen. Dagegen theilt es mit anderen Producten der Seidenweberei dafür auch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht den Nachtheil: gleich der Wolle (nach Perry's Untersuchungen) Riechstoffe und Flüssigkeiten leicht in sich aufzunehmen und schwer wiederum an die benachbarten Luftschichten abzugeben. Hierdurch wird bekanntlich die Seide ein Stoff, welcher sich zum täglichen Kleide schlecht eignet und der Gesundheit nachtheilig werden kann. Leinwand ist diesem Verhalten ganz entgegengesetzt, Baumwolle steht zwischen beiden (eignet sich beshalb am besten zu Unterkleidern). Die neue Seide dürfte dem Gewebe aus Baumwolle in dieser Beziehung am nächsten kommen, und daher ein Gewebe liefern, welches vom Standpuncte ärztlicher Diätetik aus vorzügliche Empfehlung verdient.

Rechnet man nun zu dieser wichtigen Eigenschaft für den Träger des fertigen Gewebes die günstige Concurrenz, welche einheimischer Handel und deutsche Industrie mit dem von dem deutschen Eichbaume erzielten Gespinnste der, von überseeischen Gestaden zu uns geführten, Baumwolle machen können, — erwägt man, wie hierdurch Europa unabhängiger wird von den anderen Welttheilen, denen es schon durch das Bedürfniß so vieler Colonialproducte tributpflichtig ist, — berechnet man den angeheuren staatswirthschaftlichen Gewinn und den kaum zu ermessenden Zuwachs an Nationalvermögen, welcher dadurch entsteht, daß man mit Hülfe der Bombyx Pernyi das bis jetzt ganz werthlose Roh-Product der Eichenblätter in ein gesuchtes Industrie-Product mit einheimischer Arbeitskraft umzuwandeln vermag, — und bedenkt man endlich, daß die Raupe durch allmälige Acclimatisation noch weit nördlichere Landstriche wird als Wohnsitz wählen können, als in der vorstehenden Tabelle dafür aufgeführt sind; daß also an dem Vortheile, welcher mit Einführung der Raupe für gesteigerten Ertrag der Waldboden und für bessere Ausnutzung der Rohproducte geboten wird, immer größere Erdflächen, immer zahlreichere Bevölkerungen werden theilnehmen können, — so hat man, wahrlich alle Ursache, die Entdeckung und Uebersiedelung der Eichenblatt-Seidenraupe als eine der wichtigsten Eroberungen des Friedens mit Freude und Jubel zu begrüßen!

Jeder warme Freund seines Vaterlandes muß die Aufforderung fühlen, für Verbreitung und Einführung jenes kleinen Geschöpfes zu wirken, dessen bescheidene Thätigkeit so große und segensreiche Wirkungen verspricht.

Wenn das Kaiserreich jenseit der Alpen und des Rheins seine weltgeschichtliche Mission immer so erfüllt, wie bei der Anregung, welche es zur Acclimatisation des Bombyx Pernyi gewährte, so wird es die civilisirte Welt zu lebhaftem Danke verpflichten. Die von deutscher Zunge vereinten Stämme mögen aber ihrer weltgeschichtlichen Mission treu sein: die erhaltene Anregung in sich aufzunehmen und zu verwerthen nach besten Kräften!

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Dr. Levin Schücking.

Ein hoher Stoß von Romanen bedeckt heute unsern Büchertisch, und darunter sind tüchtige, und zwar gelungene, ja höchst bedeutende Schöpfungen, welche zu beweisen scheinen, daß in demselben Maße, in welchem den Franzosen und Engländern die Schöpferkraft auf einem, früher eigentlich völlig von ihnen beherrschten Gebiet zu erlahmen scheint, der deutsche Genius sich in bedeutungsvollster Weise bedeuten bemächtigt und „die Spitze nimmt." In bedeutungsvollster Weise, sagten wir — und in der That möchten wir darin ein Symptom erkennen, welches ein ehrenvolles Streiflicht auf unsre in gutem Schwunge begriffene nationale Entwicklung wirft. Denn daß bei den Autoren so große Thätigkeit sich dem Romane zuwendet, beweist, daß eben eine lohnende Theilnahme des Publicums für den deutschen Roman vorhanden; daß aber diese Theilnahme sich fördernd und begünstigend geltend macht, — sollte das lediglich daher kommen, weil eben das Feuilleton des „Journal des Debats" und des „Constitutionnel" und der „Presse" keine so spannende Unglaublichkeiten wie die Mystères de Paris, den Juif errant und Mémoires d'un Médecin mehr Tag für Tag der athemlosen europäischen Lesewelt auftischt? Oder weil kein Bulwer mehr Jahr für Jahr mit einigen Bänden seiner philosophischen Seelengemälde und seiner classischen Motto's den deutschen Erzählern eine erdrückende Concurrenz macht? Von Paul Feval, James, Ainsworth und wie sie alle heißen, diese überwundenen Größen von einst so entsetzlicher Fruchtbarkeit, gar nicht zu reden. Nein, nicht darin suchen wir den Hauptgrund; denn noch immer drehr sich die große romantische Mühle des Alexander Dumas, die der alten Weltermühle, deren Adolph man in Bauernschenken mit vier Gesichter an die Wand gehestet findet, so ähnlich steht: denn an der einen Seite werden allerlei verschlissene alte Figuren à la „Katharina Blum" hineingeschüttet und an der andern gehen sie als nagelneue, jungfräuliche Erfindungen wieder daraus hervor. Eugen Sue erzählt noch immer einem kindlichen französischen Publicum seine Geschichten, deren Farbenreichthum so tiefen Effect auf dasselbe macht. In England ist ja auch noch immer jener reiche, schöpferische Geist, dem wir den Oliver Twist und David Copperfield verdanken, thätig; ein Dutzend untergeordneter Geister auf beiden Seiten der Meerenge sorgt daneben fleißig für Ueberfetzungsstoff zum Behufe unsres „belletristischen Auslandes" und anderer gemeinnütziger und edler Buchhändler-Unternehmungen. Aber das Alles „zieht" eben nicht mehr wie früher, es enthusiasmirt nicht mehr so. Es hat sich doch um uns herum ein interessantes, inhaltreiches deutsches Leben und Sein entwickelt; es geht rund um uns her etwas vor, wir sind in Arbeit, in Bewegung, in Schwung gekommen. Das zieht natürlich unsre Aufmerksamkeit, unser wärmstes Interesse auf das Heimische; und darüber ist uns das Fremde gottlob endlich etwas fremder geworden. Wir lassen uns nicht mehr von ihm blenden wie früher. Wir sind geneigt anzuerkennen, daß eine gutgeschriebene Geschichte, die uns das Leben einer deutschen Stadt, einer deutschen Landschaft vorführt, am Ende für uns Deutsche anziehender sei, als eine andere gutgeschriebene Geschichte, die sich in den Strandgassen von London, oder auf dem Landsitze einer englischen Adelsfamilie bewegt. Für ein Volk von dornirtem nationalem Selbstgefühl muß die Erweiterung des Horizonts, welche ihm das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat, zur Bescheidenheit und Anerkennung des Fremden führen: für uns Deutsche hat diese europäische Ausdehnung unsres Sehkreises ganz das Gegentheil: Selbstbewußtsein und Werthschätzung des Eigenen, zur Folge. Wir erkennen eben, daß wir doch sehr naiv und gutmüthig waren, als wir uns von dem Fremden, welches wir jetzt genauer zu betrachten Gelegenheit erhielten, so gewaltig imponiren ließen.

Wenn wir hierin den Grund sehen, daß die deutsche Romandichtung einen so lebhaften Schwung zu nehmen beginnt, so werden wir darin nur noch bestärkt durch die Wahrnehmung, daß es keineswegs neue Namen sind, welche durch plötzliche Revelation eines überwiegenden Talentes und den Reiz einer neuen und frischen Art und Form die Theilnahme aufgestachelt haben. Wir erblicken im Gegentheil die alten, bekannten Gesichter, deren Art und Weise wir zum Theil seit Jahren zu kennen das Vergnügen haben, und von denen wir deshalb, wie gewöhnlich bei alten Bekannten voranszusetzen geneigt sind, daß wir so ungefähr das, was sie bringen werden, auswendig wissen.

Aber es ist das Vorrecht des Talents, solche Voraussetzungen zu trügen und unberechenbar zu sein. Davon hat z. B. auch der erste der Autoren, zu dessen Werk wir übergehen, umfassenden Gebrauch gemacht.

Es ist Gustav Freitag. Der Verfasser des Waldemar und der Valentine stand vor unsrer Phantasie bisher als eine Gestalt von vollendeten Formen — etwas blasirt, aber ritterlich gemurbet, heimisch im Salon wie auf dem Turf, ein geistreicher Gesellschafter und pikant durch einen starken Zusatz Lord Byron'scher Weltverachtung. So haben wir die literarische Physiognomie unsres Autors uns ausgemalt, bis jetzt, wo sein neuester Roman: „Soll und Haben" (dritte Auflage, Leipzig 1855) uns eine ganz neue Seite derselben zeigt. Dieser Roman ist ein sehr geistreiches Buch mit vielen vortrefflich gezeichneten Charakteren, aber seine Tendenz ist ein vollständiges ästhetisches Paradoxon. Er führt das Motto: „Der Roman soll das deutsche Volk bei seiner Arbeit suchen," was leicht gesagt, aber schwer zu beweisen ist; und innerhalb der Kreise, worin er sich bewegt, fällt alles Licht auf die materielle Thätigkeit und den Ameisenfleiß praktischer Geschäftsmänner. Wie kommt Saul unter die Propheten? Woher kommt unserem Cavalier eine so einseitige und prosaische Lebensanschauung?

Was jenes Motto angeht, so scheint uns, daß der Romandichter das deutsche Volk da suchen soll, wo es ihm eine Seite bietet, die er im Spiegel seines individuellen Talents künstlerisch und poetisch aufzufassen und nachzugestalten weiß. Wie kann man behaupten, daß nur eine Seite eines Volkslebens, nur eine Sphäre der Gesellschaft: die arbeitende, der Dichtung würdige Stoffe biete? Es heißt denn doch die Lebensbestimmung auf den Kopf stellen, wenn man so apodiktisch ein Volk nur in seiner Arbeit poetisch findet, die Arbeit wohl gar als sein Höchstes betrachtet. Wenigstens hat der Dichter nicht das Recht, das orientalische Lebensprincip so unbedingt zu verdammen und unsrer sprenirenden, sich „abrackernden" Generation gegenüber steht es ihm besser an, wenn er darauf aufmerksam macht, daß schon in der Bibel, nicht der Hamster oder der Biber, sondern die Lilie auf dem Felde als Muster aufgestellt ist: daß die höchsten Güter des Lebens sich nicht durch Arbeit erreichen lassen.

Die verkehrte Tendenz hat sich denn auch in eigenthümlicher Weise an dem Verfasser gerächt. Diejenigen Gestalten seines Buches, welche wir nicht an der rechten und echten Arbeit sehen, haben glühende Kohlen auf sein Haupt gelegt: sie sind es, welche ihm seine Leser fesseln.

Es giebt drei sich wechselseitig durchschneidende Lebenskreise in diesem Romane mit dem geschmacklosen Titel. Zuerst die Familie eines Freiherrn von Rothsattel, der reich zu werden strebt durch eine Geldoperation und eine Fabrikanlage, aber dabei zu Grunde geht, weil er eben ein Freiherr und kein geriebener Geschäftsmann ist.

Zweitens das Haus eines Herrn Schrobter, der reich zu werden sucht durch fleißig-ehrliche Ausbeutung eines festbegrün-

Digitized by Google

beten, soliden Geschäfts, und sein Ziel erreicht, weil er ein guter Kaufmann ist.

Der dritte Kreis ist der des Herrn Ehrenthal und seiner Genossen, welche reich zu werden suchen durch Spitzbübereien, aber dabei untergehen, weil sie Schwindler sind.

Wo sind nun die Charaktere des Romans, die uns anziehen, die unsre Theilnahme fesseln, die Träger der Poesie, welche in dem Buche enthalten ist; die Gestalten, an welche sich das romantische Interesse knüpft? Sind sie nicht da, wo klug, ehrlich und mit zäher Beharrlichkeit gearbeitet wird, wenn auch bei den Arbeitern allein unverhofftes Glück ist: die Poesie des Romans liegt auf den Gestalten des tragisch-untergehenden Freiherrn, seiner trefflich gezeichneten, liebenswürdigen Tochter; und innerhalb des Kreises der Arbeitenden liegt sie gerade auf demjenigen Charaktere, welcher sich der Arbeit entzieht, weil er kein Drohnennaturell hat, dem Heern von Zink und dem Helden Wohlfahrt, der, von der Liebe verlockt, dem Comptoirstuhl untreu wird; und was die romantische Verwicklung angeht, so sind Spannung und Effecte bnech das dritte Element, durch die schwindelnden Juden hervorgebracht.

Der Verfasser kann uns nun einwerfen: auf die Romantik, die Spannung und die Effecte kommt es nicht an; es kommt darauf an, das Leben zu fassen, wo es ernst, sich selbst beherrschend, ehrlich und vernünftig ist; da liegt die Poesie. Wir würden bescheiden daraus erwidern, daß dies nicht ganz wahr ist. Die Poesie liegt da, wo in den Menschenschicksalen ewige Ideen an's Licht treten. Sie liegt in den Leidenschaften und in den Conflicten; da, wo Ideal und Wirklichkeit sich begegnen; wo große Gedanken große Ziele erreichen oder tragisch untergehen, und sie wird viel öfter da sein, wo idealistische Naturen wider die Gesetze, welche das Leben beherrschen, ringen; als wo praktische, adeletende Menschen sich ihnen unterwerfen.

Deshalb sind wir mit der allgemeinen Tendenz dieses Romans keineswegs einverstanden. Wie glauben nicht, daß der Dichter die Mission hat, so unbedingt dem realen Leben und seinen Gesetzen das Wort zu reden. Wir glauben auch nicht, daß ein deutscher Dichter die Mission hat, Romane zu schreiben, welche so wesentlich den realistischen englischen Warren-Thakeray-Dickens'schen Typus haben. Es lebt eben mehr im deutschen Sein und deutschen Wesen, als im nüchternen, praktischen englischen Wesen und dies idealistische Plus will auch seinen Einfluß auf die Zeichnung haben, wenn man ein Stück deutsches Volksleben darstellt.

Im Uebrigen ist das Roman „Soll und Haben" ohne Frage ein tüchtiges Werk, an dem man seine Freude haben kann. Besonders ist die Charakterzeichnung hervorzuheben, da wir bei den meisten Gestalten bedeuhen, wie Rothsattel, Leonore, Fink, Wohlfahrt, den Werdeprozeß einer consequenten Entwickelung verfolgen, und Freytag somit auf's glücklichste eine Aufgabe gelöst hat, welche die schwerste des Romandichters ist. Einzelne Partien, z. B. die Schilderung der jungen Mädchengesellschaft und ihrer Tanzstunden-Angelegenheiten, ist meisterhaft; eben so die Schilderung aller polnischen Elemente und der trefflichen Nebenfiguren, welche in dem Buche auftauchen. Die Composition hat der Verfasser sich ziemlich leicht gemacht und das Laisser aller der neuern englischen Novellendichtee angenommen. Zu rühmen ist dagegen der geistreiche und pikante Styl, der einen bestechenden Reiz ausübt, und sich oft zum exquicklichen Humor erhebt.

Ein ganz anderes Buch ist dee neue dreibändige Roman von Robert Prutz: „Der Musikantenthurm" (Leipzig 1855). Darin spielt die Phantasie und das Phantasische schon eine geöpere, wohl zu große Rolle. Der Musikantenthurm ist ein Ueberrest der alten Befestigungen einer norddeutschen Stadt, und dient jetzt als Armenhaus und Asyl für allerlei Volk, das darin untergebracht wird, weil man nicht weiß, wohin sonst damit. Ein Vagabunde, Ulerich Schwarz, mit Gattin, Kind und minoeenem Schwager genießt beim Aufgehen des Vorhangs der Erzählung das ausgezeichnete Glück so trefflichen Daches und Faches. Auch ein alter Musikant und seine geniale Tochter Flora, welche so etwas von einer kleinen Bettine ist, wohnen darin; dann noch viele ausgezeichnete Individuen weiblichen Geschlechts, mehr respectabei durch gereiftes Alter und Geläufigkeit der Zunge, denn durch Intelligenz oder iegend andere Vorzüge. Fernee lebt in der Stadt eine alte Baronin Schwarzenfeld und ihe Sohn, der Regierungsrath Schwarzenfeld, welche beide in einem gar wunderlichen und unheimlichen, alten Hause wohnen; gerade so wunderlich und unheimlich, wie die Wirthschaft, welche darin herrscht. — Der alten Baronin Schwarzenfeld hat Ulrich Schwarz das Leben gerettet; eines schönen Tages, als er mit seiner Familie die Landstraße daher gestrolcht kam, die Baronin aber mit jungen, feurigen Pferden spazieren fuhr, die Pferde durchgingen, der Wagen u. s. w., u. s. w. — unsre Leser kennen das. Seitdem hat die Baronin eine ganz eigenthümliche Dankbarkeit, die den bösen Zungen des Musikantenthurms und der Stadt alles Maaß zu übersch eiten scheint, für ihren Lebensretter an den Tag gelegt. Man flüstert sich deshalb auch verstohlen die Ueberzeugung zu, daß die alte Dame sich in den Vagabunden, dee sie täglich besuchen und bei ihr speisen muß, sterblich verliebt habe. Der Verfasser giebt aber zeitig Andeutungen, welche uns voe dee Beschämung bewahren, uns sagen zu müssen, daß wir auch eine Zeitlang an so niedrigen Klatsch geglaubt haben. Die alte Dame ist nämlich Testamentseekin eines gar durchtriebenen, bösen, alten Heeren, eines ehemaligen Kakaien, gewoeben, der sich zum fürstlichen Kammeedirector aufgeschwungen hatte und sehe reich geworden war. Mit der Schilderung dieses alten Faunś und seiner Lebensgewohnheiten springt die Erzählung ganz in die voehergehende Generation hinauf — so etwa, als wenn wie in dem wunderlichen Schwarzenfeld'schen Hause, nachdem wir uns in dem ersten Stockwerk umgesehen und nicht viel Erfreuliches und Anziehendes darin erblickt hätten, in das zweite Stockwerk hinaufstiegen, um es hier leider noch unerquicklicher in den wüsten, kalten Räumen zu finden.

Der alte Herr hatte nämlich festgesetzt, daß sein Vermögen auf diejenige seiner beiden Großnichten übergehen solle, welche zuerst ihren Gatten mit einem Sohn beglücken würde. Die eine dieser Nichten, die Frau von Schwarzenfeld, hatte nun zwae bereits einen Sohn: da dieser aber nicht ganz legitim zur Welt gekommen war, so mußte, um das Vermögen zu gewinnen, ein andrer junger Erdenbürger gestellt werden, und das geschah denn auch — abee wieder nicht ganz legitim, denn eigentlich war dieser junge Erdenbürger eine Bürgerin, und deshalb wurde ein fremdes Kind männlichen Geschlechts untergeschoben, und das echte in der Stille auswärts ezogen. Mit baben also drei mysteriöse Kindee: das illegitime, einer gewissenlosen alten Frau zur Erziehung übergeben; das untergeschobene Knäblein, welches der Regierungsrath von Schwarzenfeld ist; endlich die echte, beseligte Tochter. Zum Unglück aber hat den Gemahl der alten Baronin an der ganzen Geschichte ein Ekel und moealischer Widerwillen erfaßt, was ihm Niemand übel nehmen wird. Er hat die Welt und auch seine Gattin glauben machen, er habe sich erschossen; ist aber in Wahrheit nach Amerika ausgewandert, und hat seinen ältesten, den voebergenen illegitimen Sohn mit sich genommen. Um jedoch der Fortzahlung des Pensionsbetrages für das Kind nicht verlustig zu gehen, hat die Ziehmutter verschwiegen, daß dasselbe von seinem Vater geraubt worden, und ihren eigenen Sohn für den echten-unechten kleinen Schwarzenfeld ausgegeben. Dies Kind Nr. 4 ist nun Ulrich Schwarz, in dem die alte Baronin natürlich ihren eigenen ältesten Sohn erblicken muß. Alle diese Kinder, dazu die zweite, enterbte Großnichte und deren Kinder haben nun natürlich ihee eigenthümlichen Schicksale, die sich verschlingen und verflechten, und dazu hat der Verfasser noch eine ganze Anzahl wunderlicher Charaktee mitten zwischen sie gestellt, um sein Buch noch reicher zu machen. Da ist der wunderliche Medizinalrath Brunner; der alte Schleicher von Vetter, dee es bis zum Präsidenten gebeacht hat; der Geigenkünstler, ein wandernder Musikant; der Zundel-Heinrich, ein Dieb und Landstreicher; Lue, ein betrügerischer Hausverwalter; Theobald, ein Literatur- und Kunst-Enthusiast; und was das weibliche Personal angeht, Eugenia,

Digitized by Google

des Regierungsraths von Schwanzenfeld literarische Gattin; Flora, des Geigen-Fritz Tochter; Frau Lur, des Hausverwalters kosende Ehehälfte u. s. w., u. s. w.

Aus diesen Elementen hat R. Prutz seinen breibändigen Roman gewebt. Seine Motive sind, wie der Leser gesehen hat, nicht neu; man kann dagegen die Charaktere der Hauptgestalten nicht entlehnt nennen, und in so fern müssen wir dem Verfasser eine reiche Erfindung, eine ausgiebige Phantasie nachrühmen. Daß eine fruchtbare Erfindungsgabe darin gearbeitet habe, ist aber auch das Beste, was wir dem Buche nachrühmen können, trotz unsres aufrichtigen, besten Willens, dem Autor für seine große Arbeit dankbarer zu scheinen. Der Hauptvorwurf, den wir ihm machen, ist der: daß alle seine Gestalten entweder geradezu widerwärtig sind, oder daß sie uns kalt lassen. Es ist im Ganzen eine verzerrte, absosonde Welt, in welche er uns blicken läßt. Wenn nun diese Welt ein Stück wirklichen Lebens wäre, so wollten wir es uns als eine Studie nach der Natur gefallen lassen; in der That aber ist es eine ganz fictive, erfundene Welt, für deren maßlose Unschönheit der Dichter uns verantwortlich bleibt. Um so mehr, weil die Unschönheit des Inhalts keineswegs durch den Reiz einer bestechenden Form, durch eine glänzende oder geistreiche Gewandung aufgewogen wird. Der Styl ist ohne Schwung, nur hier und da von einer humoristischen Wendung etwas gehoben. Und das Ganze? Was — so wird jeder Leser sich am Ende fragen, — was soll das Ganze? Welche Idee hat es? Soll es bloß unterhalten, bloß unsere Phantasie beschäftigen? Nun, dann gerade hätte der Autor unsre Phantasie angenehmer beschäftigen sollen! — Der Verfasser spricht zwar in der Widmung von einem „tieferen Sinn“ seiner Dichtung; wir müssen gestehen, daß wir ihn nicht haben entdecken können. Freilich redet er in derselben Widmung auch von dem Motto, welches dem Buche vorgesetzt ist und das „in doloribus pinxit“ lautet. „Der größte Theil meines Romans,“ sagt Prutz dabei, „ist im Krankenzimmer ausgeführt worden; Luft und Sonne, und Alles was das Herz des Dichters erfreut und anregt, hat nur von weitem auf diese Blätter geschienen!“ So ist denn leicht erklärlich, wie sein Gemälde so düstre und unerfreuliche Färbung erhalten, und wir können nicht anders als mit dem Wunsche von ihm scheiden, daß ihm recht bald in voller Helterkeit ein sonnigeres Bild gelinge!

Mit einem reichen und mächtigen Talent haben wir es zu thun, indem wir Hunrich Koenig's neuesten Roman aufschlagen: „König Jerome's Carneval, geschichtlicher Roman von Heinrich Koenig. In drei Theilen. (Leipzig 1855)“ heißt dies Buch, welches unbedingt zu den wichtigsten Erscheinungen der Romanliteratur der jüngsten Epoche gehört und wohl das vollendetste Product der Koenig'schen Literaturthätigkeit überhaupt ist — wenigstens den, bisher als gelungenste Schöpfung derselben geltenden Clubisten völlig ebenbürtig zur Seite steht. Schon der Stoff ist ein außerordentlich glücklicher Griff, obwohl wir den Verfasser um dessentwillen nicht gerade beloben wollen, weil eben ihm das historische Detail und die Scenerie zu seinem Werke zu nahe lagen, als daß er sich den trefflichen Vorwurf hätte entgehen lassen können. Ein aus verschiedenen deutschen Ländern und Landesstücken zugeschnittenes Königreich, für das man von einer, nicht dazu gehörenden, benachbarten Landschaft den Namen entlehnen muß, der als mißrathener Titel schon auf das mißrathene Werk deutet; dies neue Königreich beherrscht von einem instigen, lustigen Seeoffizier, der jedoch, weit davon entfernt das Staatsschiff nach seinem Sinne zu leiten, von demselben getragen wird, wie die Strömungen und Passatwinde im Ocean der brüderlichen Politik es führen; der in seinem Commando so abhängig ist, daß er sogar sich Stubenarrest vom Obercommando dictiren lassen muß; um ihn her die Schaaren von Franzosen aller Art und allen Gepräges, zumeist aber von jenem echtfranzösischen, vor- wie nachrevolutionärem Gepräge, welches wir in Deutschland so oft zur Genüge haben kennen lernen; daneben — denn die Eingeborenen, der Adel, der sich zu gutem Theil die fröhlichen Hoffeste wohl bekommen läßt, die alten Beamten und Bürger mit ihren althöflichen Sitten, deren Fetisch, zwar nicht wie der der Goldfüßen-Eingebornen die heilige Hinterzierde einer Kuh, aber etwas ähnliches, nämlich die heilige Hinterzierde eines erlauchten Kopfes ist; endlich das Element der Zukunft, die Eingeweihten des Jugendbundes — alle diese Gestalten und Verhältnisse hat Koenig zu einem wahrhaft meister- und musterhaften, großen, historischen Sittengemälde benutzt, aus dem die geschichtlichen Figuren eines Johannes von Müller, Reinhard, Reichardt, Dörnberg als besondere Glanzmomente seines feinen Schilderer-Talents hervorragen. In diesem feinen Schilderer-Talent liegt das Hauptverdienst des Buches; in dieser sinnigen, klugen, stillen Weise des psychologischen Analysirens, die uns die sämmtlichen Charaktere klar und deutlich offen legt, und consequent in allem ihrem Dichten und Trachten verfolgt. Heinrich Koenig hat einst einen Roman „Dichten und Trachten“ geschrieben. Man könnte eigentlich allen seinen Büchern diesen Titel geben: menschliches Dichten und Trachten, bei dem aber, eben weil es ein menschliches ist, gewöhnlich nicht viel Besondres erreicht wird, sondern nur das: „Der Mensch denkt, Gott lenkt“ sich bewährt, ist der Inhalt seiner sämmtlichen Dichtungen. So auch hier. Es lagen ihm zwei verschiedene Weisen vor, seinen Stoff anzugreifen. Er konnte die contrastirenden Elemente seines Buches, das Deutsche und das französische, das Altheffische und das Napoleonische, die alte Zeit und die junge, in ihrem Kampfe mit einander zeigen; er konnte aus den Siegen und Niederlagen, den Anstrengungen und Leidenschaften dieses Kampfes einen Roman voll Handlung, voll Bewegung und reich an drastischen oder gar erschütternden Scenen machen. Er hätte dann vor allen Dingen einen starken Charakter mit entschiedenem Wollen und ausgebildeter Thatkraft als Helden in die Mitte stellen müssen. Er konnte aber auch anders verfahren: er konnte auf das Drastische und die Effecte verzichten; einen contemplativen, ruhigen Beobachter als Mittelpunct nehmen, und in memoirenhafter Weise Alles zeichnen, wovon sein Held sich umgeben sieht, und was auf seine eigenen Schicksale einwirkt. Koenig hat das Letztere gethan. Sein Buch ist dadurch ein um so treueres geschichtliches Spiegelbild geworden, so wie er selbst seiner Art und Weise dadurch treuer geblieben ist. Er hat jetzt von der Wahrheit nichts zu opfern gebraucht; sein Buch hat jetzt einen wirklich geschichtlichen Werth, so daß es wie eine Quelle über den Zeitabschnitt, den es behandelt, betrachtet werden darf.*) Aber Koenig hat dabei eine Klippe nicht vermieden; er hat in Folge seiner Behandlung des Stoffs einen Helden bekommen, der erdrückt wird von seiner Umgebung. Dieser Held ist ein Dr. Tautleben, der, wenn man ihn ohne die freundlichen Empfehlungen, womit der Autor ihn bei dem Leser einführt, nimmt, beinahe etwas ist, was man mit einem überall heimisch gewordenen modernen Berliner Ausdruck einen „Bummler“ nennt. Dr. Tautleben kommt als ein Stellensucher in das von so vielen Stellensuchern heimgesuchte Cassel. Eine Empfehlung an den berühmten Capellmeister Reichardt verschafft ihm Bekanntschaften, und giebt ihm Gelegenheit, sich in große Häuser einzuführen, wo er en attendant mieux Stunden im Deutschen giebt. Ueberall schließt er Verhältnisse mit Weibern, deren Herzen ihm in reinen Freundschaften oder auch in höheren Gefühlen zufliegen. Die ausgezeichnetsten Männer, der französische Gesandte Reinhart, der Finanzminister Graf Bülow, Johannes v. Müller, interessiren sich mit einer wunderbaren Lebhaftigkeit für ihn. Aber wir bemerken nicht den eigentlichen Grund für so viel Glück und Gunst: im Gegentheil, dieser vortreffliche Dr. Tautleben thut ziemlich viel, um sie Gunst zu verscherzen. Zuerst fällt er ziemlich einfältig in eine Schlinge, welche Bercagny, der Polizei-Chef, der ihn als literarischen

*) Obwohl es nicht immer in Uebereinstimmung mit anderen Quellen, z. B. mit der Denkschrift des Staatsraths Malchus ist, welche Schlosser bei der Schilderung des westphälischen Königreichs vorlag (Geschichte des 18. Jahrh. Band VII. S. 345 u. flg.). So wurden nach Koenig in Folge des Dörnberg'schen Aufruhrs eine Reihe Hinrichtungen in Cassel vorgenommen; nach Malchus keine einzige. Aber freilich ist Malchus ein verdächtiger Zeuge.

Digitized by Google

Spion gebrauchen will, ihm legt; dann verführt er ein junges Mädchen, welchem er Unterricht im Deutschen giebt, ohne die Entschuldigung einer großen Leidenschaft für sie zu haben; dann fängt er eine Liebelei mit einer Coquette, einer Geliebten Jerôme's, an, steht im Begriff, sich mit ihr zu verbinden, und dankt, als mächtig daraus wird, jubelnd dem Himmel, daß er sie los geworden — ohne innerliche Wunde nach solcher Verirrung seines Gefühls. Endlich schließt er einen Herzensbund mit der Gattin seines Freundes, der mit großer Gutmüthigkeit sich dazu hergiebt, nur eine Seite an diesem, idealen Gefühlen Weihrauch duftenden, Dreifuß zu bilden. Er läßt sich zuletzt in die Verschwörung der Dörnberg'schen Partei ein. Aber so unbesonnen er früher Bereagny gegenüber war, so besonnen läßt er sich davon abhalten, sobald es zum Schlagen kommt, das Schicksal seiner Mitgeschworenen zu theilen. Im Gegentheil, er zieht aus demselben einen Vortheil, den wir ihm zwar nicht geradezu übel nehmen dürfen, der ihn jedoch auch in unsern Augen um nichts liebenswürdiger machen kann. Der Freund nämlich, dessen wir erwähnten, hat sich mannhaft in der Stunde der Gefahr den Reihen der deutschen Empörung angeschlossen. Nach dem Scheitern des Dörnberg'schen Aufstandes wird er gefangen. Tantchen verschafft ihm die Freiheit; er flüchtet sich nach Prag zum Kurfürsten, erkrankt in der Fremde und stirbt dort. Tantchen aber heirathet die Geliebte, des untergegangenen Freundes Wittwe, womit der Roman seinen Abschluß hat. Aus dieser Schwäche des Helden kommt es denn, daß man beim Lesen des Buches über die Blätter, auf welchen von demselben die Rede, viel rascher wegeilt, als über diejenigen, welche so treffliche Zeichnungen der Personen enthalten, die den Jerôme'schen Hof bilden, oder die Träger des frondirenden deutschen Gutes sind; und daß man auch beim Abschlusse des Romans bedauert, daß der Autor nicht noch einen Schritt weiter gegangen ist, uns nicht ebenfalls den Aschermittwoch dieses Jerôme'schen Carnevals gezeigt hat! Wir bedauern dies um so mehr, als Koenig eine eigenthümliche Gabe besitzt, solche Bewegungen der Zeit, welche gleichsam die Wasserscheiden zwischen zwei historischen Perioden, Zuständen in welchen abgethane und besiegte Elemente mit den siegenden neuen kämpfen und unterliegen, zu schildern. Er hat dabei nicht allein eine feste Hand, um mit ansehaulichster Bestimmtheit den idealen Hintergrund zu zeichnen, sondern auch das Geschick: seinen Gestalten das Typische zu geben, das sie zu Vertretern von ganzen Richtungen macht, ohne ihrer individuellen Besonnenheit Eintrag zu thun. Denn das gerade ist wieder ein Hauptvorzug unsres Schriftstellers, daß seine Charaktere insgesammt gerade das Gegentheil von nach der Schablone gemachten, abstracten Vertretern von Ideen oder Richtungen sind. Sie sind bis in ihre individuellsten Züge verfolgt und oft eher zu wenig als zu viel idealisirt. Der individuellen Charakteristik schadet denn auch nicht die Einheit und Harmonie der Stimmung, welche über den Koenig'schen Romanen ausgebreitet liegt; diese hat uns nur zuweilen etwas zu Gedrücktes, zu Behächtiges, und mitunter fühlen wir uns zu dem Munde hingerissen, seine „Freunde", wie er seine Lieblingsgestalten nennt, möchten etwas mehr Energie im Handeln und etwas weniger Scharfsinn in Worten zeigen — denn daß sie sammt und sonders wortwitzeln, ist ein Fehler der Charakteristik.

Zum Schlusse können wir nur den Wunsch aussprechen, daß andere Epochen der deutschen Geschichte von so glücklicher Hand in den Kreis der historischen Romandichtung gezogen würden, wie es jetzt mit dem Zeitraum der sogenannten „französischen Zeit" geschehen ist. Koenig's Clubisten haben mit Meisterschaft den Beginn, das erste Aufrechen dieser Zeit gezeichnet. Willibald Alexis nicht genug zu schätzender Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" hat sich des denkwürdigen Zeitabschnittes der preußischen Geschichte vor 1806 bemächtigt. Die weltpolitische Epoche hat jetzt, abermals in Koenig, ihren Homer gefunden. Was der Verfasser dieser Zeilen in seinem Roman: „Ein Staatsgeheimniß" für die Schilderung des ersten Auftretens der napoleonischen Herrschaft am Rhein versucht hat, darf er hier nicht anzureihen wagen; aber es mag mit als Beleg dazu dienen, daß der deutsche Roman nach einer realistischen Treue und localen Bestimmtheit strebt, und eine Richtung einschlägt, welche, wenn sie mit Glück verfolgt wird, nicht verfehlen kann, der Literatur sowohl, wie seiner Belebung des Vaterlandsgefühls zu dienen, welche die Tendenz jedes historischen Romans sein muß.

Wir haben drei Romane erwähnt, die den ausgeprägtesten Typus der Männerhand tragen: geben wir zu der Schöpfung einer Frau über, die trotz ihres beschränkten Umfangs sich würdig daneben stellt. Das kleine Buch heißt: „Charaktere. Von Carl Ritter (Fr. v. Binzer) (Prag 1855)" und erzählt nichts als die ziemlich einfachen Lebensereignisse eines Pfarrers und seiner bescheidenen, stillen Gattin. Der Pfarrer, Oscar Kleinert, ist ein Mann von glänzender Begabung, von liebenswürdigstem Wesen, von tadellosen Sitten, vom achtbarsten Streben — er ist ein wahres Muster von einem Mann. Und doch trägt diese vollendete Erscheinung einen innern Wurm — er kennt seinen Werth, er ist eitel darauf, er ist tugendstolz. Es ist nun mit einer in der That liebenswürdigen Anmuth, mit allem bestechenden Reiz der Einfachheit und Natürlichkeit von der Verfasserin geschildert, wie diese glänzende Individualität an dem einen Fehler zu Grunde geht; während die ganz unscheinbare, von Niemanden beachtete Frau in ihrer Herzenseinfalt und Wahrheit des Gefühls die Stufen findet, über welche sie zum höchsten moralischen Werth aufsteigt. Nichts in dieser trefflichen Erzählung ist dabei unwahrscheinlich, übertrieben, oder gemacht; Fehler, worin Dichter, welche eine so ausgesprochene Tendenz verfolgen, so leicht verfallen. Die Hand, welche hier einen menschlichen Charakter zeichnete, hat ihn mit so milder Humanität angefaßt, daß er nichts von unsrem Interesse verliert; und sie hat gewußt, ihn so zu behandeln, daß der Leser, indem er die Schwäche dieses Charakters entdeckt, das Vergnügen und die Befriedigung hat, diese Entdeckung durch seine eigene Menschenkenntniß zu machen. Denn die Verfasserin läßt ihn eben die Schwäche des Helden selbst erkennen, sie tritt in ihrer geschilderten Weise mit dem entscheidenden Wort nicht eher hervor, als bis der Leser ihr schon weit voraus ist.

Die kleine Erzählung von Carl Ritter bildet einen Band der in Prag erscheinenden Sammlung deutscher Romane, welche unter dem Titel: „Album, Bibliothek deutscher Original-Romane, herausgegeben von J. L. Kober", vor mehren Jahren sehr klein und bescheiden anfing, und sich seitdem zu einem sehr achtbaren, weitverbreiteten Unternehmen entwickelt hat, das, wenn es in der bisherigen Weise fortschreitet, sowohl den Schriftstellern, denen es rasch einen großen Lesterkreis vermittelt, als dem Publicum, dem es für sehr geringen Preis monatlich zwei Bände Erzählungen von deutschen, namhaften Schriftstellern bringt, einen großen Dienst leistet.

Auf dieses Unternehmen werden wir in unserm nächsten Literaturbericht ausführlicher zurückkommen.

Druck, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kittler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Drittes Heft.

Der Secundant.

Von Amely Boelte.

Die Schatten des Abends senkten sich auf die Landschaft herab. In Purpur getauchte Wolken bezeichneten am fernen Horizonte noch schwach den Punct, wo das Gestirn des Tages untergegangen. Die Arbeiter waren vom Felde heimgekehrt, und der Städter, der müßig auf der Landstraße schlenderte, lenkte seine Schritte bedachtsam seiner Behausung zu.

In einem kleinen Gasthause, das eine Viertelstunde Weges von der Stadt M..... lag, und das gewöhnliche Ziel einer Nachmittagspromenade war, saßen noch einige verspätete Gäste. Es war Herbst, die dunkelblauen Zwetschen hatten eben ihre Reife erlangt und prangten, von einem Hauch des ersten Frostes überzogen, in einem großen Korbe auf dem Tische. Ein junger Officier stand daneben und wählte die schönsten aus, die er abwechselnd den beiden Damen reichte, denen er Gesellschaft leistete.

„Ich dächte, es wäre die höchste Zeit nach Hause zu gehen," bemerkte die Aeltere derselben, eine Dame von vielleicht vierzig Jahren, die noch sehr gut aussah, und durch Kleidung und Haltung verrieth, daß sie eine Stellung in der Gesellschaft einnehme.

„Wie Sie befehlen, meine Gnädige!" erwiederte der junge Mann. „Ich bin Ihr gehorsamer Diener, wie Sie wissen, und setze auf einen Wink von Ihnen meiner Thätigkeit Schranken."

„Gott! Ich habe auch noch ein Wörtchen mitzureden," warf die jüngere Dame lachend ein, und schlug dabei ihre tiefblauen Madonnen-Augen zu dem jungen Manne auf. „In meinem Säckchen kann ich noch wenigstens sechs Pflaumen ein Quartier anweisen; also, mein Herr Ritter von der traurigen Gestalt, sein Sie noch thätig im Dienste Ihrer Dulcinea."

„Es wird aber dunkel werden, Alma!" bemerkte die ältere Dame mahnend.

„Doch nicht während Herr von Uttenhofen sechs Pflaumen für mich auswählt, meine süße Tante?"

„Später ist später," sagte diese aufstehend und griff nach ihrem Mantel. Der junge Officier eilte, ihr denselben umzuhängen.

„Fort eilen Sie und lassen mich und meine Pflaumen im Stiche," rief Alma schmollend. „So werde ich mir selbst zu helfen suchen, Sie ungetreuer Ritter!" Dabei sprang sie auf und wühlte im Korbe herum.

„Allen Ernstes, Alma! Wir müssen jetzt aufbrechen," wiederholte die Tante ungeduldig. „Bitte, Herr von Uttenhofen, hängen Sie ihr den Shawl über."

„Halt!" sagte diese sich umwendend und drohend den Finger zu dem jungen Manne erhebend; „nicht bevor ich es gestatte. Wäre ich doch eine Thörin, wollte ich mir einen solchen Hausvrannen in Ihnen erziehen! Ich habe Erfahrung. Ich weiß welche Ruthe man sich bindet, wenn — man seine Pflaumen nicht in Sicherheit bringt, bevor man seinen Shawl umhängt und seiner bösen Tante die Hand küßt."

„Du bist doch ein rechtes Kind!" sagte Fräulein von Meding mit noch halb gerunzelter Stirne, und wollte die ihr entführte Hand zurückziehen. „Wenn man es nur anfangen könnte, dir böse zu sein!"

„Anfangen kann man's wohl, Tantchen!" sagte Alma scheinisch, „aber weiter bringt man es nicht, dafür stehe ich."

Alle Drei schritten zur Thüre hinaus. Ein Fröstein überschlich sie, als sie in den kalten Herbstabend hinaustraten, und unwillkührlich beschleunigten beide Damen ihre Schritte. Bald war die Brücke erreicht, die über die Weser führte, und innerhalb der Wälle und Mauern der Festung wehten schon mildere Lüfte. Langsamer setzten sie nun ihren Weg fort durch die ungleichen, steilen, kothigen Straßen, in denen es bereits dunkelte, ohne daß von einer Erleuchtung die Rede war, und erreichten endlich den höheren Stadttheil, wo sie im Hause des Commandanten verschwanden. Der General von Meding bekleidete seit noch nicht langer Zeit diesen Posten. Er war ein alter Herr, mit Orden und Würden bekleidet, ein strenger Officier und launiger Familienvater. Fräulein von Meding, die einzige Tochter, die ihm unverheirathet geblieben war, führte ihm seit langer Zeit sein Hauswesen. Alma Seebach war seine Enkelin und die neunzehnjährige Witwe eines Majors, den sie im zweiten Jahre ihrer Ehe verloren hatte.

Die Heirath mit einem Bürgerlichen war nicht nach dem Sinne des Generals gewesen; doch hatte er dem kleinen Trotzkopf, der nach dem Tode seiner Mutter in seinem Hause aufgewachsen war, nie etwas abschlagen können, und Alma hatte darauf bestanden, dem viel älteren Manne ihre

Digitized by Google

Hand zu reichen, und mit ihm nach Berlin zu ziehen, wo sie sich ein glänzendes Leben versprach. Ihre Schönheit erregte dort Aufsehen; die Anmuth und Natürlichkeit ihres Wesens zog die Männer an, die den Major beneideten um das schöne Kind, das er seine Gattin nannte. Er spielte und tändelte mit ihr und freute sich, wenn sie an dem bunten Flitter des Lebens in einer großen Stadt Gefallen fand. So vergingen ein paar Jahre; da rief der Tod ihn ab und Alma kehrte, in tiefe Trauer gekleidet, mit einer schwarzen Schneppenhaube über dem reichen braunen Haare, in das Haus ihres Großvaters zurück. Sie war tief betrübt. — Sie hatte einen nachsichtigen Freund verloren, der jedem ihrer Wünsche nachgab, und sollte, auf eine mäßige Pension angewiesen, mit dem Leben in einer kleinen Stadt und der doch in gewissem Sinne abhängigen Stellung im Hause ihres Großvaters zufrieden sein. Ungern nur fügte sie sich dieser Nothwendigkeit. — Aber mit dem leichten Sinn der Jugend wußte sie das Vergangene bald mit milderen Farben zu verdecken, und neuen bunten Bildern der Hoffnung für ihre Zukunft Raum zu geben. Sie hatte erprobt, welche Allmacht Jugend und Schönheit sind, und war gesonnen, diese Gaben der Natur zu ihrem Vortheil wuchern zu lassen. Im Hause ihres Großvaters fehlte es nicht an Gästen, und unter diesen hatten besonders die Officiere des Regiments freien Zutritt. Die schöne junge Witwe wurde nun bald der Mittelpunct des Kreises, und setzte manches Herz in Flammen; doch lag ihr wenig daran, eine dauernde Eroberung zu machen, die ihr nicht zugleich die Aussicht bot, an einem größeren Orte leben zu können. Sie tändelte, und spielte, und harrte, was ihr der kommende Morgen zuführen möchte. Da wurde ihr eines Tages Heinrich von Uttenhofen präsentirt. Dieser gehörte dem Rufe nach einer sehr begüterten Familie an; er war ein schöner junger Mann, der die feinsten Formen des Lebens besaß, er war gebildet und vier und zwanzig Jahre alt. So viele Vorzüge machten Eindruck auf Alma. Ihr schönes Auge sagte ihm, daß er ihr gefiel, und er legte ihr sein Herz zu Füßen. Sie konnte nicht widersprechen. Sie vergaß Berlin und seine Freuden, sie vergaß die ganze Welt, und was sie sonst noch in derselben zu suchen beabsichtigt hatte, und willigte ein, ihm anzugehören. Der Frühling der Liebe mit seiner ganzen Poesie breitete sich vor ihr aus; sie gab sich dem Zauber des Augenblicks hin. Sie war ein empfindendes Weib, und jeder Calcül auf das Positive ihrer Lebensverhältnisse schwand aus ihrem Kopfe.

Der alte General rieb sich vergnügt die Hände über diesen Enkelsohn. Eine so noble Familie, wie die der Uttenhofen, sah er gerne in seinen Stammbaum verzweigt und freute sich, damit den Makel zu decken, den Alma's erste Verbindung darauf geworfen. So war denn nur Freude im Hause.

Die Stadt durfte von dieser Begebenheit nichts erfahren. Schon die tiefe Trauer, welche die junge Witwe noch immer trug, machte dies unschicklich und das Krepphäubchen mit der Schneppe stand derselben zu wohl, um es sogleich ablegen zu wollen. Ueberdem konnte von einer dauernden Verbindung noch nicht die Rede sein. Heinrich von Uttenhofen erhielt freilich eine Zulage zu seiner Gage als Lieutenant, die ihn in den Stand setzte, sehr anständig zu leben, doch keineswegs um einen Hausstand darauf begründen zu können. Er mußte abwarten, ob sein Vater dieselbe vergrößern würde, und einstweilen zeigte er diesem seine Verlobung an und erwartete dessen Antwort, um aus dem Tone derselben zu schließen, mit welchen Anforderungen er seinem Alten entgegen zu treten wohl wagen könne. Diese Antwort blieb aber gänzlich aus. Zwei Monate waren schon vergangen, und noch immer hüllte sich derselbe in unverbrüchliches Schweigen. — Da kam endlich ganz unerwartet die Nachricht, daß Heinrich von Uttenhofen nach Potsdam versetzt sei. — Es war am Morgen nach jener verspäteten Promenade, wo er diesen Brief erhielt. Sobald seine Dienstangelegenheiten es erlaubten und die Parade vorüber war, flog er nach dem Hause des Gouverneurs, um seine Hiobsbotschaft mitzutheilen. Der Einfluß des alten Herrn müsse hier, dachte er, noch eine Aenderung bringen.

„Sind Se. Excellenz zu sprechen!“ fuhr er den Diener an, der langsam unbekümmert über den Flur schlich, nicht sehr gedrängt, wie es schien, von seinen Dienstobliegenheiten.

„Sind oben bei dem gnädigen Fräulein, zu dienen, Herr Lieutenant,“ erwiederte dieser und ging seines Weges.

Heinrich von Uttenhofen sprang die Treppe hinauf, klopfte an die Thüre des Saales, den Fräulein von Meding als Wohnzimmer benutzte, und auf ein barsches „Herein!“ trat er ein. Der General war in voller Uniform und beschäftigt, ein kleines Frühstück einzunehmen, das er mit ziemlich saurer Miene verzehrte. „Nun, was giebt's?“ redete er den jungen Mann beim Eintreten an. „Wissen schon, daß fremde Prinzen durchreisen? — Daß ich auf den Bahnhof muß, sie zu begrüßen? Verwünschte Erfindung, dieser Dampf! — Das reist und fährt nun durch die Welt, mir nichts dir nichts, als ob andere ehrliche Leute nichts zu thun hätten, als immer da zu stehen und ihnen zuzurufen: „Wünsche wohl gereist zu haben! Ha, ha, ha! —“ Er lachte über seinen vermeintlichen Witz und Heinrich von Uttenhofen lachte gefällig mit, so gut er es in seiner Stimmung konnte. — Der General stand jetzt auf.

„Und ich darf wohl sagen: wünsche wohl gespeist zu haben, Excellenz?“ bemerkte der junge Mann verbindlich.

„Da speise Euer wohl mit der Uhr in der Hand, mein lieber Uttenhofen. Sind alles Neuerungen, Neuerungen! Unsere Väter wußten davon nichts, gottlob!“ sagte der General, indem er die Minuten zählte, die ihm noch zu Gebote standen. —

„Ich komme nur, um Ihnen zu sagen, daß ich versetzt bin, und Sie zu bitten Ihren Einfluß anzuwenden, damit diese Ordre zurückgenommen wird,“ brach Heinrich von Uttenhofen endlich los.

„Hoz Blitz und Bomben, junger Mann! — Was fällt Ihnen ein? Ein Officier muß gehorchen und damit basta. — Herrndienst geht vor Liebesdienst. Adieu.“ Damit war er zur Thür hinaus.

Heinrich von Uttenhofen warf sich niedergeschlagen in einen Lehnsessel. Fräulein von Meding verließ ihren Platz am Fenster und setzte sich zu ihm. —

„Seit wann ist denn die Nachricht eingetroffen?“ fragte sie theilnehmend.

„Erst heute früh erhielt ich diesen unseligen Brief. — Nach Potsdam soll ich gehen? — Da nehme ich lieber gleich meinen Abschied.“

Digitized by Google

„Nicht so rasch, Herr von Uttenhofen!“ sprach jene besänftigend. „Was ist es am Ende weiter? Daß Sie früher oder später einmal versetzt würden, das wußten Sie ja von Haus aus. In Potsdam sind Sie Ihrer Familie näher, gelingt es Ihnen, Ihren Herrn Vater für die Verbindung zu stimmen, so ist Potsdam gerade der Ort, wohin Alma Ihnen am liebsten folgen möchte. Also — überlegen Sie sich die Sache erst und sehen Sie zu, ob nicht noch Gewinn dabei ist.“

„Wovon ist hier die Rede?“ fragte Alma eintretend, und reichte Heinrich von Uttenhofen die Hand, die dieser an seine Lippen zog. Man theilte ihr mit, um was es sich handle, und so sehr auch sie die Trennung beklagte, so sah sie doch ein, wie unvermeidlich dieselbe sei, und daß sie am Ende noch eine gewünschte Aussicht biete.

„Könnte mein Vater Sie nur einmal sehen, Alma!“ rief Heinrich von Uttenhofen und betrachtete mit leuchtenden Augen die reizende Gestalt. „Ich weiß, er würde mir seine Einwilligung nicht versagen, kennte er den Gegenstand meiner Wahl. Wie kann ich Sie ihm nur unter die Augen bringen?“

„Soll ich verkleidet zu ihm pilgern?“ fragte sie schelmisch. „Soll ich Pilgermantel und Kutte nehmen, und vor ihn hintretend Beides fallen lassen, ihm zu Füßen sinken und sagen: Jetzt sprich mir das Urtheil!?“

„Wenn ich nur ein Bild von Ihnen hätte, so schickte ich es ihm zu,“ sagte Heinrich von Uttenhofen nachdenklich. „Aber im ganzen Orte auch nicht ein Mensch, der ein anständiges Portrait malen könnte! Kein Einziger! Das will viel sagen für die Hauptstadt einer Provinz!“

„Dem Uebel wäre noch abzuhelfen,“ sagte die Tante besonnen. „Für Geld und gute Worte erreicht man Vieles in dieser Welt, und ich zweifle nicht, daß irgend ein guter Portraitmaler auf einige Tage herkäme und unsere Alma zeichnete. — Doch sind Sie auch völlig versichert, mein lieber Uttenhofen, daß Ihr guter Vater so leicht bestochen wird durch ein wenig Jugendreiz?“

„Es scheint mir unmöglich, daß er es nicht sein sollte,“ versetzte Heinrich von Uttenhofen warm. „Und überdem, welch' anderes Mittel bleibt mir übrig, ihn für meine Wünsche einzunehmen?“

„Darin haben Sie freilich recht,“ sagte Fräulein von Meding. „Es läßt sich wenig in der Sache thun. Da hierbei nur die Ausgabe in Betracht kommt, die tout compris nicht bedeutend ist, so gilt es den Versuch. Mein Vater darf aber nichts davon erfahren, verstehen Sie? Es würde seinen Stolz kränken, sein Enkelkind in gewissem Sinne erst empfehlen, ja gar ausbieten zu sollen. Er hält Alma für eine vortreffliche Partie, weil sie ihm anverwandt, und würde auf's tiefste beleidigt sein, wenn er wüßte, daß Ihr Herr Vater nicht so denkt.“

„Und bin ich denn nicht auch eine gute Partie?“ fragte die junge Wittwe mit schmeichelnder Miene, indem sie die langen Wimpern aufschlug und den jungen Mann mit einem unaussprechlichen Blicke maß.“

„Die schönste, die beste!“ rief dieser begeistert. „An mir liegt aber der Fehler, an meinem Vermögen, an meiner Jugend, die auf keine Ehrenstellen Anspruch machen kann.“

„Als ob ich Sie lieber mit grauem Haupt und Ordensbande gesehen hätte!“ sagte Alma mit spöttischem Lächeln, und warf ihr Mäulchen auf. „Nein, nein, mein lieber Heinrich! Ich habe andere Absichten mit Ihnen. Erst wollen wir jung mit einander sein und endlich anständig mit einer Brille auf der Nase Philemon und Baucis spielen.“ Dabei hatte sie schon des Großvaters Futteral in der Hand, und schaute den Lieutenant in der nächsten Minute durch ein paar mächtige Augengläser an, die ihr so unbeschreiblich komisch standen, daß er sowohl als die Tante in ein lautes Gelächter ausbrachen, in das sie lustig mit einstimmte.

„Du dreßt auch Alles in Scherz,“ sagte die Tante vorwurfsvoll, sobald sie sich wieder gefaßt.

„Seid Ihr etwa mit Eurem Ernst viel weiter gekommen?“ fragte sie.

„Es muß dir doch aber leid thun, daß Herr von Uttenhofen uns so bald verläßt, Alma?“

„Ohne Zweifel wird es mir leid thun. Ich weiß nicht, wie ich ohne ihn hier werde leben können. Das soll mich aber nicht bestimmen, ihm, so lange er noch hier ist, langweilig zu erscheinen, damit er mein betrübtes Gesicht gerne vergesse und sich ferne, nur nicht mehr bei mir zu sein. Ich kenne meinen Vortheil zu gut, um das zu thun.“ Dabei sprang sie auf, strich dem jungen Manne flüchtig mit der Hand über die Stirne und eilte an das Clavier, wo sie das Lied von Schubart anstimmte: „Ich schnitt es gern“ ꝛc.

„Sonderbares Wesen!“ sagte die Tante kopfschüttelnd.

„Sie ist bezaubernd!“ flüsterte der junge Mann, und stellte sich mit verschränkten Armen hinter Alma's Stuhl, um ihr zuzuhören. — „Dein ist mein Herz!“ sang sie, und sandte ihm dabei einen unbeschreiblichen Blick zu, der ihm das Blut durch alle Pulse jagte: „Dein ist mein Herz und wird es ewig bleiben!“ wiederholte sie und sprang auf, warf ihm eine Kußhand zu und schlüpfte aus dem Zimmer.

„Ich will mich Ihnen empfehlen, Gnädigste!“ sprach der Lieutenant, als sie gegangen. „Ich möchte nicht, daß mich der Herr General bei seiner Rückkehr hier noch fände, und mir den Müßiggang der jetzigen Jugend vorwürfe, obwohl ich in meiner Lage ein Recht hätte, jede Minute, die ich erübrigen kann, bei Ihnen zuzubringen.“

„Wie lange bleiben Sie denn noch bei uns?“ fragte Fräulein von Meding theilnehmend.

„Vielleicht nur noch vierzehn Tage, im besten Falle kann es ein Monat werden. Die Zeit ist bald um.“

„Und wer wird in ihre Stelle treten?“

„Das ist ein anderer Punct, der mich unangenehm berührt. Mein Jugendfreund, Edmund von Reden, vom dritten Regiment, ist hierher commandirt. Auch den soll ich nun dort noch vermissen. Das ist Schicksalstücke!“

„Wer weiß wozu es gut ist, lieber Uttenhofen. Die Vorsehung ist viel weiser als wir, vertrauen wir ihrer Leitung. — Jedenfalls sehen wir Sie diesen Abend beim Thee, hoffe ich. Ich nehme es auf mich, Sie diesmal ohne Erlaubniß meines Vaters einzuladen und werde demselben vorstellen, daß Sie bis zu Ihrer Abreise als täglicher Gast betrachtet sind; denn ich finde es nur billig, daß er unter solchen Umständen diese kleine Ausnahme in der Regel seiner sonstigen Etikette eintreten läßt. Wenn man weiter nicht davon spricht, so wird Ihr öfteres Hiersein am Ende nicht auffallen.“

Digitized by Google

„Sie sind sehr, sehr gütig, gnädiges Fräulein!“ sprach der junge Mann weich. „Sein Sie versichert, daß ich Ihre Freundlichkeit mit dem wärmsten Dank erkenne.“

„Also auf Wiedersehen!“ sagte das Fräulein und beide trennten sich.

Alma war auf ihr Zimmer gegangen und blickte zum Fenster hinaus, als Heinrich v. Uttenhofen über die Straße seiner Wohnung zuschritt. Ihr Auge folgte ihm, so lange er sichtbar war, und in ihren Zügen malte sich dabei jene Befriedigung, die die Betrachtung hervorrief, wie schön und stattlich er sei. Unwillkührlich trat der Gedanke eines Vergleiches vor ihre Seele. Sie wandte sich um gegen den Spiegel, und ihr Blick glitt über ihre eigene Gestalt, die in dem eng anliegenden schwarzen Seidenkleide so zierlich und voll, wie eine Hebe, vor ihr stand. Dann sah sie sich in das Auge, in die tiefblauen Sterne, die sie so unschuldsvoll und fromm aufschlagen konnte, um sie dann in der nächsten Minute wieder vom ärgsten Muthwillen blitzen zu lassen. Sie lächelte vergnügt, und dabei schienen unter den rothen Lippen die schönen weißen Zähne hervor, und die Grübchen in den Wangen vertieften sich. — „Ob ich nur auch ohne das schwarze Mützchen noch so schön bin,“ sagte sie bedenklich zu sich selbst. „Ewig kann ich es doch nicht tragen, und — “ sie nahm es ab und begann ihr Haar zu ordnen, bald auf diese, bald auf jene Weise. — Die Stunden eilten dabei schnell an ihr vorüber. Endlich trat die Tante bei ihr ein:

„Man sieht dich ja heute gar nicht! Was machst du denn den ganzen lieben langen Nachmittag in deinem Zimmer?“ fragte sie verwundert. „Deine Haare? Willst du etwa ausgehen?“

„Ich probire nur, Herzenstantchen,“ versetzte Alma schmeichelnd. „Komm, setze dich zu mir und laß mich deine Meinung hören. Was meinst du, soll ich die Trauer noch tragen, oder soll ich sie nicht mehr tragen?“

„Gute Alma! Das hängt ja doch eigentlich von deiner Meinung ab. Der Sitte hast du lange genügt.“

„Das weiß ich, Tantchen. Ich dachte aber, daß Heinrich mich vielleicht gerne setzt in farbigen Kleidern sähe. Der arme Heinrich! — Es wird mir manchmal recht bedenklich bei der Sache, gute Tante. Wie, wenn sein Vater in seinem Eigensinn beharrte? — Dann könnten wir ewig warten, und ich hätte das Schicksal, den schönsten Theil meines Lebens in dieser kleinen Stadt zuzubringen, wo man vor Langweile umkommen kann.“

„Es müssen doch auch Andere hier leben, so gut wie du, Alma! — Das Leben ist ja eine bloße Schule, gleichviel wo wir dieselbe durchmachen, ob hier, ob sonstwo. Du hast nicht genug Gottvertrauen, Kind.“

„Ach, Tantchen! Das habe ich wohl, wenn's der liebe Gott dann auch nur nach meinem Sinne machte. Aber das thut er nicht. Er läßt mich hier bleiben, wo ich nicht sein mag, nicht sein kann, nicht sein will. Ich muß fort, fort von hier. Heinrich muß mit mitnehmen!“

„Welch ein Gedanke, Kind! Quäle ihn nur nicht damit noch, er ist so schon sehr niedergeschlagen.“

„Daß ich von ihm getreunt lebe und hier bleibe, kann er eben so wenig erwarten.“

„So habe doch nur Geduld! Wer weiß, ob der Vater nicht nachgiebt. Warte es doch nur ab.“

„Es sei. Aber länger warte ich auch nicht. Ich sende ihm mein Bild und einen Brief dazu, und bringt das keine Wirkung hervor, so gehe ich selbst.“

„Du bist ganz toll heute, Alma!“ sagte die Tante endlich verdrießlich und stand auf, um das Zimmer zu verlassen. „Bedenke, daß dein Großvater und ich auch noch ein Wörtchen mitzureden haben, und daß du nicht so ganz unabhängig dastehst, wie du zu Zeiten meinst.“

„Süßes Tantchen, geh' nicht im Zorn von mir!“ rief Alma. „Sie ist fort. Auch gut. Wehren kann mir doch Niemand, und alt und kalt werde ich in diesem Neste nicht.“

Die wenigen Wochen bis zur Abreise des Herrn von Uttenhofen schwanden rasch dahin. — Bleich und mit brennenden Augen trat er am Abend vor derselben bei Alma ein, die weinend in ihrem Zimmer saß und fast vor Kummer vergehen wollte. Er kniete vor ihr hin. Sie ruhte die zarten Hände auf seinem Haupte und sprach kein Wort.

„Alma! Wir sehen uns wieder!“ sagte der junge Mann feierlich, „trotz des fürchterlichen Nein, das wieder und wieder in meiner Brust aufsteigt, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht warum. Wir müssen uns ja wieder sehen, Alma! Denn nicht wahr, Sie lieben mich doch?“

„Die Frage ist überflüssig, mein Freund!“ sagte sie, sanft ihr Haupt wiegend, und das schöne Auge unschuldsvoll zum Himmel aufschlagend. „Ueber den Sternen steht unsere Zukunft geschrieben, wir nur wissen nicht, wie sie sein wird. Ich aber bin bereit, Ihnen zu folgen, sobald Sie winken, ob heute, ob morgen, gleichviel. Welch einen größeren Beweis meiner Neigung kann ich Ihnen geben?“

„Sie haben Recht, Alma! Mein Zweifel ist Sünde. Auch bin ich es nicht, der ihn hegt, es ist mein böser Dämon in mir. In Gedanken werde ich täglich, stündlich bei Ihnen sein, und, nicht wahr? mir zu Liebe überwinden Sie Ihre Abneigung gegen das Schreiben, und geben mir Nachricht von sich? So viel, so oft Sie können. Ich möchte in jeder Minute wissen, was Sie denken, was Sie empfinden, womit Sie sich beschäftigen. Wenn Sie ein Tagebuch führten und täglich nur wenige Zeilen eintrügen, so würden Sie mich glücklich machen.“

„Ich will Alles, was Sie wollen und wünschen.“

„Nun denn: So gewähren Sie mir diese Bitte. Und außerdem hat mir noch mein Freund Reden versprochen, mir häufig Nachricht über Sie zu geben. Er ist gestern angekommen, und soeben habe ich ihn dem Herrn General präsentirt.“

„Ist er liebenswürdig und gescheut?“ fragte Alma.

„Er ist mein Freund, somit ist mein Urtheil bestochen. Sie werden ihn aber selbst sehen. Ich habe ihn bei der Tante im Salon gelassen, wo wir ihn zum Thee vorfinden. Ich empfehle ihn Ihnen ganz besonders, Alma. Mit ihm können Sie sich in meiner Abwesenheit von mir unterhalten, er theilt immer unsere Interessen, er wird mich in Ihrem Andenken immer wach erhalten, wenn Sie meiner weniger eingedenk wären. — Ach, Alma! Wenn ich mir vorstelle, daß Sie mich vergessen könnten. — Nein, nein, es wäre zu fürchterlich! Eine solche Probe darf das Schicksal mich nicht bestehen lassen.“

Digitized by Google

„Welche Thorheit, sich mit solchen schwarzen Träumen zu quälen, Heinrich, für die Sie doch gar keinen Grund haben. Nehmen Sie an mir ein Beispiel. Sage ich Ihnen auch nur ein Wörtchen von der Möglichkeit, daß Sie mich vergessen könnten? Und doch wäre dazu dieselbe Probabilität, nicht wahr?“

„Sie haben Recht, Alma! — Und doch!“

„Und doch! Und doch! Sieh' nur den Eigensinn dieser Männer mit ihrem: Und doch! Wir wollen aber hinüber gehen, Tante Minna möchte warten, und überdem bin ich auch neugierig Ihren Freund zu sehen.“

„Eilen wir nicht, Alma! Diese Minuten sind zu kostbar, sie verrinnen, um vielleicht unwiederbringlich zu sein. Lassen Sie mich noch einmal ihre schönen Hände küssen, einmal noch Ihnen sagen, wie ich Sie liebe! Das schwere Wort der Trennung kommt immer noch früh genug!“

Alma schlang beide Hände um seinen Nacken, ihre Lippen berührten leise seine Stirne, dann erhob sie sich und schritt ohne Weiteres der Thüre zu.

„Bleiben Sie noch!“ rief der junge Mann und wollte sie zurückhalten.

„Ich habe Ihnen mein Lebewohl gesagt, Heinrich!“ flüsterte sie. „Wir wollen uns nicht länger weich stimmen. Folgen Sie mir jetzt. Kommen Sie!“

Im Salon dampfte schon die Theemaschine auf dem Tische. Der General, der dies Damengetränk nicht liebte, saß in seinem Armstuhl und nahm an einem kleinen Tische ein Souper zu sich. Herr von Reben saß der Tante Wilhelmine gegenüber, und ließ sich von dieser erzählen, worin die Winterfreuden des Orts bestünden. Er erhob sich als Alma eintrat, und wurde dieser vorgestellt.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen!“ sagte diese verbindlich und winkte ihm seinen Platz wieder einzunehmen. Sie setzte sich neben ihn. Neugierig glitt sein Auge über sie hin. Man sah, daß er überrascht war von ihrer seltenen Schönheit. Alma entging der Eindruck nicht, den sie hervorgebracht; desto unbefangener und natürlicher gab sie sich nun. Sie fragte nach Berlin, nach dortigen Freunden, nach den Vergnügungen der Hauptstadt.

„Wie werden Sie sich noch an unser Leben hier gewöhnen, Herr von Reben,“ sagte sie. „Unser französisches Kränzchen, unsere Leseabende sind recht schön; aber wenig unterhaltend für einen Mann, wie Sie.“

„Sagen Sie das nicht, meine Gnädige,“ erwiederte dieser und ließ sein dunkles, ausdrucksvolles Auge auf ihr ruhen. „Ein sinniges Gespräch in kleinem Kreise hat sehr viel Reiz für mich. Ich lese gern und arbeite überhaupt sehr an meiner eigenen Erziehung, die immer noch unvollendet ist. Ich werde es ihnen daher Dank wissen, wenn Sie mich jenen Kreisen zuführen.“

„Köstlich!“ sagte sie, die kleinen Hände zusammenschlagend. „Gleich am nächsten Freitag sollen Sie mich zu Frau von Uhlen begleiten, wo man Englisch vorliest. Ich freue mich schon darauf, wie froh man über ein neues Mitglied sein wird. Herr von Uttenhofen fand keinen Geschmack an diesen Kreisen, und war darum nie ein Liebling derselben.“

„Wenn Sie erst sehen, wie es da hergeht, Reben, werden Sie wahrscheinlich auch keinen Gefallen daran finden,“ sagte Herr von Uttenhofen ernst. —

„Vielleicht doch!“ erwiederte Jener. „Erstlich habe ich mehr Geschmack an fremden Sprachen und Belletristik als Sie, und dann der Reiz der Neuheit und das Vergnügen, die gnädige Frau dort zu finden.“

„Als ob ich das nicht auch zu schätzen wüßte,“ brach Jener los.

„Das wohl. Sie aber konnten dies Glück täglich genießen, Sie hatten freien Zutritt im Hause.“

„Und Sie meinen daher, er habe gerne jene Abende versäumt, um nur nicht gar zu viel von mir zu sehen,“ fragte Alma schelmisch.

„Des Guten hat man wohl nie zu viel;“ versetzte Herr von Reben mit einer Verbeugung, und schlug sein dunkles Auge zu ihr auf. —

„Hm, hm!“ murmelte der General im Hintergrunde. „Was die Jugend Alles zu sagen weiß! — Spielen sie auch Schach, Herr von Reben?“

„Ein wenig, Herr General!“

„Nun, lassen Sie uns einmal versuchen. Minchen, das Schachbrett her!“

„Heute, lieber Vater? — Herr von Uttenhofen ist ja heute zum letzten male mit seinem Freunde beisammen, wer weiß, wann sie sich wiedersehen.“

„Na, gut. Du hast Recht. Also morgen, Herr Lieutenant. Morgen will ich versuchen, ob ich in den Winterabenden einen Gesellschafter an Ihnen habe; — denn für Ihren Geschmack an der Poesie gebe ich Ihnen freilich keinen Heller. Sind alles Neuerungen.“

„Ich werde mich einstellen, Herr General. Um welche Zeit befehlen Sie?“

„So wie heute,“ sagte dieser.

„Sie müssen aber verlieren, merken Sie sich das!“ flüsterte Alma. — Herr von Reben nickte nur zum Zeichen, daß er verstanden; denn er schenete das Ohr des alten Herrn im Hintergrunde. Unter solchen und ähnlichen Gesprächen verging der Abend, und schnell kam der Augenblick heran, wo Heinrich von Uttenhofen zum letzten male Alma's Hand an seine Lippen drücken durfte. Das Beisein der Uebrigen zwang ihn jedoch sich zu fassen, und mit einem letzten trostlosen Blick auf die schöne Braut schied er von dannen.

„Ich muß bekennen,“ nahm sein Freund das Wort, sobald sie die Straße erreicht hatten, „Ihre Wahl macht Ihnen alle Ehre. Ein schönes Weib, bei Gott! Die könnte wahrlich noch andere Köpfe verrücken, als den Ihrigen.“

„Das ist es ja gerade, was mir so schwer auf der Seele lastet. Ich zweifle nicht an ihrer Liebe, nicht an ihrer Treue, aber — kurz ich bin eifersüchtig zum Rasendwerden. — Sie sind mein Freund, Reben, mein erprobter Freund. Sie hat mir der Himmel hierher gesandt, als Schutzheiligen meiner Liebe. Machen Sie über ihr! — Schreiben Sie mir genau, was hier vorgeht, bis in's geringste Detail, nichts ist zu klein für mich; kein Umstand zu geringfügig, der Alma betrifft. Sein Sie viel mit und bei ihr, wie Sie irgend können, und kommt ein Augenblick, wo meine Gegenwart hier unerläßlich ist, so bedarf es nur einer Zeile von Ihnen, und ich fliege hierher, und rette mir mehr als mein Leben, rette mir die Frau meiner Liebe. Sehen Sie, Reben, man weiß nicht, was Ihnen das Schicksal noch ausersehen hat, aber das weiß ich gewiß, daß Sie sich einen Freund in Noth

Digitized by Google

und Tod in mir verdienen durch das, was Sie in dieser Beziehung für mich thun!“

Reben drückte ihm stumm die Hand. Er war zu gerührt, um zu sprechen; so tief ergriffen war sein welches Herz von der lebenswarmen Sprache seines Freundes, die aus der innersten Seele quoll. Schweigend folgte er ihm in seine Wohnung, und sah ihm zu, wie er noch dieses und jenes ordnete und packte, und alles auf die frühe Abreise bestellte. „Verlassen Sie sich auf mich!“ sprach er dann, drückte ihn warm an seine Brust, und eilte in die Nacht hinaus, in der schon die Geisterstunde schlug.

Potsdam den 6. Mai.

Wie kann ich Ihnen aussprechen, angebetete Freundin, was ich empfinde, was ich leide, durch diese unwillkommene Trennung von Ihnen? Die Sprache ist zu arm, um mir hier zu dienen. Worte können die Boten nicht sein, die ich absenden möchte, Ihnen den Gruß meiner Liebe und Sehnsucht zu bringen, die Sie in jeder Minute des Tages heimsucht. Worte können Ihnen nicht beweisen, daß ich alles nur mit Ihnen genieße, thue, unternehme, denn im Geiste sind wir doch stets beisammen.

Ich habe Besuche gemacht, mich bei verschiedenen Familien einführen lassen, und Einladungen erhalten. Man ist sehr gesellig hier, und nicht ohne Annehmlichkeit. Doch könnten mir die Vergnügungen nur Vergnügen sein, wenn Sie mich begleiteten, wenn ich sagen dürfte: da ist sie, da seht Ihr sie, das ist das Weib, das mein zu nennen ich so glücklich bin. Aber nicht einmal sprechen darf ich von Ihnen, nicht einmal eingestehen, daß mein Herz vergeben ist, daß ich hier weile, und doch nicht eigentlich hier bin.

Meine Schwester, die Baronin Trautmannshof, war kürzlich einige Tage hier anwesend, und diese allein durfte ich wagen zu meiner Vertrauten zu wählen. Ich konnte Sie schildern, mit glühenden Farben Sie malen, ihr sagen, wie liebenswerth Sie auch ihr erscheinen würden! — Sie wissen nicht, welche Wohlthat es ist, seinem bedrängten Herzen vor Jemand Luft machen zu können! — Ich vermisste es unendlich, als meine Schwester ging, und ich nun wieder den kalten Wänden mein Leid klagen sollte.

Von meinem Vater hatte ich neulich einen ganz kurzen Brief, in welchem Ihrer mit keiner Sylbe Erwähnung geschah. Das schmerzte mich tief. Es bewies mir, daß die Idee meiner Vertheirathung noch immer nicht Eingang bei ihm gefunden, und bewies es mir um so mehr, als er flüchtig andeutet: ich möchte doch meinen nächsten Urlaub zu einer Reise nach England benützen, das Reisen bilde einen jungen Mann; er wolle die Summen, die es koste, nicht scheuen.

Ich sehe wohl, daß er darauf rechnet, die Reise solle mich zerstreuen, mich auf andere Gedanken bringen, meine Liebe zu Ihnen schwächen. Ach, Alma! als ob das möglich wäre! — Mit meinem letzten Athemzuge werde ich Ihnen noch angehören, wie heute.

Ich habe Ihnen versprochen, Sie von dem zu unterhalten, was hier Mode ist, was die Damen auf Bällen tragen; ich hätte das bald ganz vergessen, denn wäre es nicht, um Ihrem Wunsch damit zu erfüllen, so sähe mein Auge es nicht. Denn selbst die Schönste ist nicht mehr schön für mich, seit ich Sie kenne, das ganze Geschlecht läßt mich kalt, seit ich eine Alma in meiner Seele trage!

Ich zähle die Tage, wo ich Nachricht von Ihnen erhalten soll. Es sind Tage, die ich festlich begehe, die ich mit einer Art von Hausandacht feiere, an denen ich durch ein peremtorisches „Nicht zu Hause!“ jeden Besuch unangemeldet abweise.

Auch Reben hat mir versprochen, mir häufig Nachricht zu geben, von sich, von Ihnen, von aller Welt. Dort interessirt mich ja Alles, denn dort ist mein Herz. Er ist ja überdem der Einzige, der um mein Verhältniß zu Ihnen weiß, und mit dem ich mich aussprechen kann.

Mein langer Brief soll hier sein Ende finden, theure Alma! so viel ich Ihnen auch noch zu sagen habe. Empfehlen Sie mich dem Großvater und der Tante Minna.

Ewig

Heinrich v. Uttenhofen.

Alma's Tagebuch.

Ich habe versprochen, niederzuschreiben, was mir in meiner Herzenseinsamkeit begegnet, was ich denke und thue. Womit fange ich da gleich an? Die Hand auf's Herz — es fällt mir wenig ein. Was mögen wohl andere Leute in ihre Tagebücher schreiben? Halt! — Ich hab's. Tante Minna schalt diesen Morgen — ich war so spät aufgestanden, ich küßte ihr schmeichelnd die Hand, und gleich schien die Sonne wieder. — Ich lief dann in den Garten und fand eine Rose, die setzte ich in ein Glas; es war des Großvaters Trinkglas. Er brummte; ich streichelte und küßte ihn, er lächelte und vergab. — Wie viel erreicht man nicht durch Streicheln und Küssen! — Mein armer Heinrich! Einem Manne steht das nicht an. — Ich sah in den Spiegel und fand meine Farben sehr frisch von der Morgenluft. Was nutzte es? Es war ja Niemand da, der mir etwas Hübsches sagte?

Herr von Reben trinkt alle Abend Thee bei uns. Er spielt Schach mit dem Großvater. Wie langweilig! Wenn er ein artiger Mensch wäre, so zöge er vor, mit mir Ecarté zu spielen. Ich habe es ihm angedeutet, er scheint aber schwer von Begriffen. Man muß schon recht deutlich mit ihm sein, glaube ich. — Tante Minchen wird auch alle Tage ernsthafter. Kein Wunder! Ich denke es mir fürchterlich, so als alte Jungfer in die Grube zu fahren. Mir sollte das nicht einfallen. Da nähme ich doch lieber Kunz oder Peter. — Sie redet immer davon, daß das Leben nur eine Schule. Ich fragte sie heute, wer denn der Schulmeister sei, etwa der liebe Gott? — Das gab aber eine lange Predigt. Man muß Geduld damit haben; denn sie kommt in die Jahre, von denen man sagt: sie gefallen mir nicht. —

Der junge Reben ist doch so übel nicht. Gestern sah er auch wirklich recht gut aus. Man muß sich nur erst daran gewöhnt haben, daß er nicht leicht aus sich heraus geht, und immer eine gewisse Zurückhaltung beobachtet, die der steife Ton seines altmodischen Familienlebens ihm beigebracht haben mag. Tante Minchen hat ihn sehr gerne; besonders seit er ihr die Stunden der Andacht geliehen.

Digitized by Google

Der Großvater war fort, Reden mit ihm! Das war zum Sterben. Man gewöhnt sich doch gar leicht an Jemand. — Er sagt mir wenigstens immer, ob mein Anzug ihm gefällt oder nicht, und ob mir ein Kleid gut steht oder nicht. Als Uttenhofen's Freund ist er dazu berechtigt. Jetzt zeichnet er mich, und das nimmt meine Morgenstunden angenehm in Anspruch. Angenehm, sage ich; denn er unterhält mich gut dabei. Er hat die Welt gesehen, ist in Paris gewesen und wer weiß wo sonst. — Ach, wie möchte ich auch dahin! — Er scheint mir begütert, wie hätte er das sonst gekonnt. Manchmal setzt er mich ein Bischen in Verlegenheit, wenn sein Auge so unverwandt auf mir ruht; denn Mann bleibt Mann, es mag nun Uttenhofen's Freund sein oder nicht. — Aber roth will ich nicht werden, das habe ich mir fest vorgenommen; das könnte ihn eitel machen. Ich spiele dann schnell mit meinem Schooßhund, mache einen Scherz und es ist vorüber. Uebrigens sind wir in Tante Minchen's Zimmer; denn in dem meinigen durfte ich ihn nicht empfangen; das schickt sich nicht. Sie ist übrigens häufig nicht da. Das ist ja aber ganz einerlei.

Das Bild wird vortrefflich! Aehnlich zum Sprechen, sagt man, und ich muß es glauben. Sehr hübsch ist es wenigstens. Heinrich wird nun einen Brief dazu schreiben, und es dem Schwiegerpapa in spe zusenden. Ob er es gnädig aufnimmt? — Der Himmel weiß es. Aergern sollt' mich's, thät er's nicht. Ich bin eben nicht an Körbe gewöhnt. Die Männer tanzten bis jetzt alle nach meiner Pfeife; ein Lächeln, ein freundlicher Blick, und ihre Herzen stehen in Flammen. — Wie seltsam eigentlich! Wer so leicht gewonnen ist, auf den kann man eigentlich nicht viel bauen. Und es sind ja nicht nur die losen und ledigen, sondern gerade die alten Ehemänner, bei denen ich den Bärenfang mit größtem Erfolge spiele. Welche schönen Dinge sie mir sagen; wie sie liebäugeln, wie glücklich sie sind, wenn ich ihnen die Sylpe meines kleinen Fingers zu küssen gebe! Manchmal möchte ich doch vor Lachen umkommen über die alten Thoren! Aber sie dürfen's nicht merken; denn sie sind die besten Verkündiger meiner unwiderstehlichen Schönheit.

Ich glaube übrigens nicht, daß ich dies Blatt meinem guten Heinrich mitsende. Er ist etwas zur Eifersucht geneigt, und die vielen alten Anbeter möchten seine Galle aufstöbern. — Thorheit! Werde ich doch nicht für ihn allein schön sein? Das sollte mir noch fehlen! — Zum Verzweifeln langweilig wäre das! Und vollends, wenn wir nun erst verheirathet sind. Da lebte ich ja ohne allen Zweck, und hätte von keinem neuen Morgen etwas zu hoffen. Toujours des perdrix. Abscheulich!

Köstlich! Heute finde ich in einem Notenbuche, das ich mir von Reben holen ließ, während er mit dem Großvater spielte, ein Gedicht mit frischer Tinte, das überschrieben ist „An Sie". — Ich hatte es zwischen zwei Fingerspitzen, tripete hinter seinen Stuhl, lasse es vor seinen Augen flattern und flüstere: „Bitte! wer ist die Sie?" Er wurde dunkelroth, verlegen, riß mir das Blatt aus der Hand, warf alle Schachfiguren über den Haufen, daß der Großvater Zeter schrie und rannte zum Zimmer hinaus, den Diener zu schelten, daß er in seiner Abwesenheit etwas auf seinem Zimmer genommen. Ich lachte aus voller Kehle. — Die Scene war ganz kostbar! — Nach einer Weile kam er zurück, war leichenblaß und ganz ruhig, bat den Großvater tausendmal demüthig um Verzeihung und — sah mich gar nicht an. Seitdem habe ich meine eigenen Gedanken über diese Sie! Herauskommen wird es schon, dafür steh' ich. — Das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn ich hier nicht einmal klar sehen sollte! — Tante Minchen war zum Glück gerade aus dem Zimmer, weiß also nichts davon; um so unbemerkter kann ich meine kleinen Minen springen lassen. Zuerst will ich thun, als ob ich Alles wüßte, Alles erriethe; vielleicht bringt ihn das von selbst zum Geständniß. Denn was der Andere doch schon weiß, kann man leicht auch noch sagen. Gelingt das nicht, nun so giebt's noch andere Wege. — Sonderbar, wie viel Vergnügen mir jetzt mein Tagebuch macht! — Ich schreibe kaum mehr, um Heinrich einen Gefallen zu erzeigen, sondern zu meinem eigenen Vergnügen. Ich glaube auch nicht, daß ich ihm Alles lesen lasse. Alles zu wissen thut nicht gut, das ist eine alte Regel.

Nein, das ist zu arg! Mein Bild zurückgesandt, und zwar an mich! — Als Antwort steht dabei: Cäsar an Kleopatra. — Er hat Heinrich kein Wort geschrieben, nur anderweitig geäußert: daß er mich recht gut kenne, mich in Berlin oft gesehen habe, ohne je den Wunsch zu hegen, daß ich seiner Familie angehöre; denn er könne keine coquetten Weiber ausstehen. — Dummes Zeug! Was meint er bei coquet? — Veraltete Redeweise, das! Erst erzieht man die Mädchen dazu, daß sie den Männern gefallen — und dann macht man es ihnen zum Vorwurf. Welche Consequenz! Wozu ist man denn in der Welt, als um sich das höfliche Geschleckt zu Füßen zu legen. Ich wenigstens kenne keinen andern Zweck, und hörten die Frauen auf, sich diese Mühe zu geben, so käme die Welt zum Stillstehen. — Die Undankbaren! — Aber so ist es. Keine Gerechtigkeit unter den Menschen. — Da sitzen wir nun. Ich begreife nicht, was aus uns werden soll; denn Liebe in einer Hütte ist nicht mein Geschmack. Entbehren mag ich nicht. Wenn man heirathet, so will man auch ein Haus machen und seinem Stande gemäß leben. Ich weiß schon, daß Heinrich das für überflüssig hält, er ist ganz zufrieden, wenn er mich hat. Mit einem Manne ist das ein anderes, wie mit uns; denn ich gehöre zum schönen Geschlecht, und darf nicht wie eine Lilie des Feldes einhergehen. Daß sein Vater mich aber auch coquet nennen mußte! Ich kann gar nicht sagen, wie es mich verdrießt. Coquette. Was meint er eigentlich bei coquet? — Sich putzen, hübsch sein, den Männern gefallen? — Nun ja! Was ist denn das so Großes? — Der alte Bär verdient freilich nicht, daß man ihm gefalle. Ihm möchte ich jetzt auch wahrlich nicht gefallen.

Heinrich von Uttenhofen an Alma.

Potsdam den 3. September.

Ich weiß nicht was ich denken soll. Schon drei Briefe schrieb ich, und keinem ward eine Antwort. Sind Sie etwa krank, Alma? — Krank? — Nein, das hätte Reben mir ja melden können. Aber auch er schreibt nicht. Warum dies Schweigen von allen Seiten? —

Ein ungeheures Bangen ergreift mich! — Der Boden wankt unter meinen Füßen, vor meinen Augen ist es dun-

Digitized by Google

kel. — Alma! — Um Gott! Sagen Sie mir, warum wurden Ihre Briefe kürzer, seltener, warum blieben Sie endlich ganz aus? — Ich mag das Wort nicht aussprechen, das dies Räthsel lösen könnte! — Es wäre fürchterlich. — Verlassen, verrathen in seinen heiligsten Gefühlen, in seiner Liebe zu Ihnen! Nein, es kann nicht sein! –

Lassen sie uns nicht länger so getrennt bleiben, Alma. Theilen Sie mit mir was ich habe. Ein kleines mütterliches Vermögen steht zu meiner Verfügung. Bei guter Eintheilung können wir uns davon eine kleine, behagliche Häuslichkeit gründen, die unsere Liebe zu einem Paradiese umgestaltet. — Sagen Sie: Ja dazu, Alma, so fliege ich zu Ihnen und bin der glücklichste Sterbliche.

Diese Entfernung, dies Bangen, diese Ungewißheit ertrage ich ohnehin nicht länger. Es reibt mich auf, ja mehr als das, ich fühle zu Zeiten, als ob es mich rasend machen könnte, eine Trennung länger zu ertragen, die durch ihre unbestimmten Ziele hoffnungslos wird.

Beantworten Sie diese Zeilen umgehend, ich bitte Sie!— Bedenken Sie meinen Zustand der peinlichsten Erwartung, und nehmen Sie diese Rücksicht: — Streift der Postbote, wie so oft schon, an meiner Thüre vorbei, so — weiß ich nicht was die Folge sein wird. — Ich stehe für nichts.

Ich bin wie unzurechnungsfähig.

Ihr Heinrich.

Alma an Heinrich von Uttenhofen.

M. . . . . den 10. Dec.

Sie machen mich wahrhaftig ungeduldig mit Ihrer Ungeduld, lieber Heinrich. Was in aller Welt fällt Ihnen ein auf diese Art den Verzweifelten zu spielen? — Wissen Sie wohl, daß Sie mich damit langweilen? –

Wenn man lange getrennt ist, kann man unmöglich stets regelmäßig schreiben, besonders ich nicht, die gar keine Freude an solchem brieflichen Austausch finde. Was soll ich Ihnen auch sagen? Es passirt hier ja nichts. — Immer nur von seinen Gefühlen reden, das ist nicht meine Art. Ueberhaupt bin ich nicht in der besten Laune, seit ich mein Portrait von Ihrem Herrn Vater zurückerhielt. Eine solche Kränkung verzeiht eine Frau nicht. — Wie sollte ich mich nun noch in eine Familie drängen, die mich so aufnimmt, oder vielmehr nicht aufnimmt. —

Ihr Vorschlag, daß wir versuchen wollen einstweilen von unserer Liebe zu leben, kann nur Ihr Scherz sein. — Die Kost würde bald sehr mager ausfallen, und uns bliebe die Sehnsucht nach den fetten Fleischtöpfen Egyptens. —

Kommen Sie jetzt ja nicht nach M. . . . Mein Großvater ist augenblicklich nicht aufgelegt, Ihnen ein freundliches Willkommen zu geben. Er schilt und poltert alle Tage, daß ich mich nicht nach einem vernünftigen Manne umsehe, statt auf Sie zu warten. — Wir müssen also beide Geduld haben.

Herr von Reden grüßt Sie. Er ist noch mein einziger Trost hier, durch seine Theilnahme an meinem Geschick. Er schreibt Ihnen nächstens selbst.

Alma.

Der Empfang dieses Briefes war wenig befriedigend für Heinrich von Uttenhofen. Seine Farbe wechselte mehre male, während er las, und unruhig wanderte er dann im Zimmer auf und ab; das Blatt nicht wie sonst sorgfältig in seine Brieftasche legend, sondern es krampfhaft in seiner Rechten zusammen knitternd. — Man las den heftigen Kampf streitender Leidenschaften auf seinem Gesichte. Gekränkter Stolz und beleidigte Liebe trieben das Blut in seinen Kopf und zogen sein Herz zusammen. Er schellte, ließ sich ein Glas Wasser reichen und eilte dann zu seinem Obersten, um ihn um Urlaub zu bitten. — Er mußte selbst sehen, mit eigenen Ohren hören, er mußte sein Verhältniß zu Alma auf irgend eine Weise feststellen.

Als er zurückkehrte, fand er einen Brief von Edmund von Reden auf seinem Tische. Er schrieb ihm:

M. . . . den 11. Dec.

Mein lieber Uttenhofen!

Sie haben Klage geführt, daß ich Sie so lange ohne Nachricht gelassen, und ich gebe es zu, daß Sie Veranlassung hatten mit mir unzufrieden zu sein. Doch nur scheindar! Glauben Sie mir, daß ich meine Gründe hatte, in meinen Mittheilungen nicht so pünctlich zu sein. Die Zeit belehrt uns über manches besser, als das Wort eines Freundes es kann.

Ich höre, daß Ihnen eine Reise nach England vorgeschlagen ist, und gratulire Ihnen dazu. Die Zerstreuung wird wohlthätig auf Sie wirken, und Ihrem Kopfe jene Besonnenheit verleihen, deren der Mann bedarf, um Verhältnisse zu lösen, die an sich unhaltbar geworden, eines Schwertschlages bedürfen, das finitum est zu bezeichnen. — Meine Theilnahme begleitet Sie auf allen Lebenspfaden. Meiner unwandelbaren Freundschaft sind Sie gewiß, auch wo dieselbe sich nicht anders bethätigen kann, als durch weises Schweigen. Leben Sie wohl, lieber Uttenhofen.

Unwandelbar Ihr

Edmund.

Der alte General von Meding hatte seinen gewöhnlichen Platz in seinem Großvaterstuhl eingenommen, vor ihm stand das Tischchen mit dem Schachbrett, gegenüber saß Edmund von Reden und stellte vorsichtig die Figuren auf. Eine Ampel brannte an der Decke und verbreitete ein mattes Licht im Zimmer. Tante Minchen saß vor der sausenden Theemaschine, die behaglich ihr Wasser spendete, als fühle sie ihre Wichtigkeit an einem kalten December-Abend, wo draußen die Winde sich kreuzend pfiffen und den Regen rasselnd gegen die Fenster trieben. Alma hatte sich einen Stuhl an die Seite des Großvaters gerückt, ihr Köpfchen auf dessen Schulter gelegt, während sie ihm das spärliche graue Haar mit ihrer weißen Hand streichelte. Das Auge des jungen Officiers glitt dann und wann verstohlen zu ihr hinüber, und ihre Blicke begegneten sich. Alma schien dies Wechselspiel nicht zu vermeiden.

„Kleine Schmeichelkatze!“ sagte der alte General lächelnd. „Wie zutraulich sie sein kann. Es ist nicht möglich, lange böse auf sie zu sein.“

„Warum wollen Sie das auch, Großväterchen?“ fragte sie mit liebreizendem Lächeln. „Bin ich nicht Ihr gutes, liebes Töchterchen?“

„Dagegen hab' ich nichts,“ sagte der Alte schmunzelnd. „Ich kann nicht sagen, daß ich dich gerne missen möchte.

Digitized by Google

Du weißt aber recht gut, was mir nicht recht ist;“ fügte er bedeutsam hinzu. „Sind alles Neuerungen.“

„Kann ich es denn aber ändern?“ erwiederte sie mit einem Seitenblick auf Reben, der dessen Einverständniß bewies.

„Der Mensch kann Vieles, wenn er will,“ sagte der Alte mit gefalteter Stirne. „Aber genug davon; ich will mir mein Schach damit nicht verderben. Kommen Sie, lieber Reben. Sie fangen an.“

Alles war nun stumm und still, nur die Themaschine beharrte in ihrem einförmigen Sausen. Alma schaute träumend vor sich hin, und Herr von Reben folgte bedachtsam dem Spiele seines Gegners. Jetzt trat der Diener ein und stellte noch verschiedene Speisen auf den Theetisch. Er hatte die Thüre nur angelehnt gelassen, und von Niemand bemerkt hatte sich die Spalte derselben nach und nach erweitert, und ein paar helle Männeraugen ihren Weg durch dieselbe gefunden — Tante Minna schenkte den Thee ein, und Stumm bediente sich Jeder von dem, was ihm gereicht wurde, selbst Alma verließ ihre Stellung nicht. Wie unbewußt war ihr Auge zu Reben hinüber geglitten, dessen Mienenspiel sie unter den langen Wimpern hervor unbemerkt verfolgte. Plötzlich richtete sich ihr Blick, wie durch eine fremde Macht gezogen, der Thüre zu — und mit einem Ach! fuhr sie in die Höhe, und warf den Schachtisch mit all seinen Figuren über den Haufen. — Der General stieß verschiedene Flüche aus, seinen Zorn an den Tag zu legen; Reben fiel beschwichtigend mit der Versicherung ein, Alles wieder in die alte Ordnung stellen zu können; Alma aber wimmerte, die Hand auf's Herz gedrückt, in einer Sofa-Ecke und forderte die Eau de Cologne-Flasche, die Tante Minna ihr schnell reichte. „Du Teufels-Kind! Was war denn eigentlich los!“ fragte endlich der General, mit etwas besänftigtem Tone, so wie er seine Partie wieder geordnet sah.

„Ich weiß nicht!“ sagte sie seufzend und rieb sich den Kopf. „Hat mir geträumt, oder war es wachend, genug Jemand sah durch die Thüre, ein geisterbleiches Angesicht mit dunkelglühenden Augen, ein Gesicht, das ich nur zu wohl kannte.“

„Unsinn!“ versetzte der Alte. „Geister kommen nicht in das Haus eines commandirenden Generals. Und andere Geister, die zwei Beine haben, mit denen sie davon laufen können, die wagen sich nicht hinein; denn da kann es etwas setzen.“

Tante Minna war hinausgegangen und hatte leise mit dem Diener geredet. Sie sah bedenklich aus als sie zurückkehrte, sagte aber kein Wort. Sie schien zu horchen, ob nicht Jemand komme, und fuhr bei jedem Männertritt in die Höhe.

Die Partie nahm heute, in Folge dieser Unterbrechung, etwas später ein Ende, und die eilfte Stunde hatte bereits geschlagen, als Edmund von Reben auf die Straße hinaustrat, um seine Wohnung zu erreichen. Es war eine düstere, kalte Nacht. Keine Laterne verbreitete hier ein erheiterndes Licht, Niemandes Schritt war mehr in den einsamen Gassen gehört, und langsam suchte der Fuß des verspäteten Wanderers auf dem holprigen Steinpflaster seinen Weg zwischen den Pfützen, die der Regen hier unwillkommen gebildet hatte. Der junge Mann hüllte sich dichter in seinen Mantel, zog den Kragen desselben hoch über die Ohren, und schickte sich an, dem Unwetter Trotz zu bieten. Als er die Ecke des Platzes vor der Commandantur erreicht hatte, trat unter einer kleinen Verdachung, die Schutz gegen den Regen bot, eine Gestalt hervor, die gleich ihm in einen langen, grauen Mantel gehüllt war. Mit sich selbst und seinem Wege beschäftigt, bemerkte er es nicht. Der andere blieb stehen. „Ich erwartete Sie seit einer Stunde!“ sprach eine Stimme, deren zitterndes Vibiren eine tiefe Aufregung verrieth.

„Sie unterhielten sich gewiß vortrefflich, um so lange über die gewohnte Zeit beim Commandanten zu verweilen?“ war der spöttische Nachsatz.

„Was geht Sie das an, mein Herr?“ fragte Heinrich von Reben einen Schritt zurücktretend. „Und was berechtigt Sie, mich hier zu erwarten und mir eine so impertinente Anrede zu halten?“

„Ihre Freundschaft für mich, die sich nie verleugnet zu haben scheint, und sogar so weit ging, jede Fessel, die ich mir aufgelegt, mittragen zu wollen. Ist dem nicht so?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ihre Stimme ist mir bekannt. Wer sind Sie?“

„Ich nenne mich Heinrich von Uttenhofen, und bin gekommen meinen ehrlichen Namen mit Ihrem Blute zu besudeln, Verräther!“

„Was soll das? Was meinen Sie?“

„Was ich meine? — Daß Sie ein Schurke sind, meine ich“, sprach jener mit von steigendem Zorne zitternder Stimme. „Daß Sie dort oben mit dem alten Commandanten Schach spielen, um mit Alma Liebesblicke zu wechseln, während Sie mir pfychische Briefe schreiben, und mir rathen nach England zu reisen, um ein desto freieres Feld zu haben, vermuthlich. Aber daraus wird nichts, wie Sie sehen. Ich bin hier, um Rechenschaft von Ihnen zu fordern, erklären Sie sich wie und was Sie wollen, und zwar auf der Stelle.“

„Was soll ich wollen, welche Rechenschaft habe ich Ihnen abzulegen, die Sie zu fordern auch zugleich berechtigt sind?“

„Was war Ihr Zweck, als Sie sich anmaßten, zwischen mich und meine Liebe zu treten? — Was wollten Sie von Alma gewinnen?“

„Uttenhofen!“ sagte jetzt Reben ernst und mit tiefbewegtem Tone, sein Sie ruhig und hören Sie mich bedachtsam an. Ich bedaure Sie, bedaure Sie aufrichtig. Sie sind eifersüchtig; aber ohne Grund. Ich versichere Ihnen, daß ich als Mann von Ehre nichts gethan habe, weder durch That noch durch Wort, das Ihr Verhältniß zu Alma beeinträchtigen konnte. Genügt Ihnen das?“

„Und können Sie mir auch auf Ihre Ehre versichern, daß Alma weder Sie liebt, noch daß Sie Alma lieben, daß kein Schatten getreten ist zwischen meine Beziehung zu ihr?“

Der Andere besann sich eine Weile.

„Das kann ich nicht, Uttenhofen!“ sagte er dann traurig. „Das kann ich nicht. Ja, ich muß Ihnen sogar gestehen, daß ich Alma heiß liebe; aber ohne dieser Liebe je Ausdruck geliehen zu haben. Ein so schönes, reizendes Werk täglich sehen, und nicht lieben, sagen Sie selbst, wohrer sollte ein junger Mann diese Gefühllosigkeit nehmen? — Was unwillkührlich in das Herz sich schleicht, dafür ist man nicht verantwortlich.“

„Und Alma? fragte der Andere mit leisem Athemzug.—

„Alma! — Das weiß ich nicht. Ueber Alma's Gefühle bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig.“ —

Digitized by Google

„Ich weiß genug. Alma liebt Sie. — Nur Blut kann dies sühnen. Bestimmen Sie Zeit und Ort, wo wir uns treffen, Einer muß bleiben."

„Ich darf dieser Forderung nicht ausweichen," sagte Reben kleinlaut, „so leid es mir thut, daß der Freund sie an mich richtete. Sie wissen wo ich wohne, ich erwarte dort die nähere Auskunft. Gute Nacht."

„Gute Nacht!" sagte der Andere und wandte sich der entgegengesetzten Richtung zu. Der Nachtwächter kam eben die Straße herauf und blies zu seinem: halb zwölf geschlagen, in sein Horn, während der Mond, aus zerrissenen Wolken ein Streiflicht entsendend, den Platz einen Augenblick lang erhellte.

Heinrich von Uttenhofen brachte die Nacht schlaflos zu. Die Arme gekreuzt, wanderte er im Zimmer auf und ab, und erwartete den erwachenden Morgen, der für ihn die Frage über Leben und Tod lösen sollte. — Kaum graute der Tag, so klingelte er, und sandte den Hausknecht, mit einem Billet an den Hauptmann von Bardefeldt, der in der Nachbarschaft ein Landgut besaß und dem activen Dienste entsagt hatte. Er wünschte die Sache so wenig wie möglich öffentlich zu machen und glaubte in diesem Bezug sicherer zu gehen, wenn er zum Secundanten einen Mann wählte, auf den das Auge seiner Mitofficiere nicht so scharf gerichtet war, als auf irgend einen seiner früheren Kameraden. Ueberdem hatte er gewisse Anordnungen zu treffen im Falle seines Absterbens, und auch in dem Puncte schien ihm der Mann, an den er sich gewandt, besonders geeignet. Sein kleines Vermögen, über das er disponiren konnte, sollte Alma zufallen, es sollte der letzte Beweis seiner Liebe sein, einer Liebe, die sie so schmählich verrathen hatte.— Sein Kaffee blieb unberührt vor ihm stehen. — Die innere Aufregung duldete ihn keinen Augenblick auf derselben Stelle. — Mehre male zwang er sich, vor dem geöffneten Schreibpulte Platz zu nehmen und etwas zu entwerfen; aber immer wieder brach er davon ab, und mit der Hand über die glühende Stirne fahrend, eilte er unruhig an das Fenster.

Es schlug neun. Da hörte man den raschen Hufschlag eines Pferdes. Heinrich von Uttenhofen horchte erwartungsvoll auf, und sah mit Befriedigung den Hauptmann von Bardefeldt in das Zimmer treten. Mit herzlichem Wohlwollen bot ihm derselbe die Hand.

„Mein lieber Freund! Was sind das für Geschichten," begann Jener mit aufrichtig theilnehmendem Tone. „Welch einen traurigen Dienst fordern Sie von mir. Ist denn die Sache nicht beizulegen?"

Sie nahmen Platz, und Heinrich von Uttenhofen erklärte dem Andern die Sache. „Sie werden begreifen," schloß er, „daß ich die Frau, die ich liebe, nicht zum Stadtgespräch zu machen wünsche. Darum bitte ich um die strengste Verschwiegenheit. Ich bin incognito hier und werde es bleiben, bis der Ausgang für Einen von uns entschieden."

„Und wenn Sie der Ueberlebende sind, was wird dann?" fragte der Hauptmann bedächtig.

„Was Gott will!" sagte Heinrich von Uttenhofen seufzend. „Folgt Alma's Liebe ihm in das Grab, so mag sie um ihn trauern."

„Und welche Empfindung für Sie wird das in Ihrem Herzen wach rufen?"

„Ich weiß es nicht," sagte der Andere schmerzlich bewegt, „ich mag es nicht wissen. Wie ich sie liebe, kann ich mir ein Leben ohne sie noch nicht denken."

„Ich werde mich demnach zu Herrn von Reben verfügen, und das Nothwendige mit ihm verabreden. Ich kehre von ihm zu Ihnen zurück, und bleibe bei Ihnen bis die Stunde schlägt." —

„Sie sind ein wackerer Mann!" sagte Heinrich von Uttenhofen gerührt, und reichte ihm die Hand zum Abschiede, die Jener herzlich drückte.

Der Hauptmann von Bardefeldt entfernte sich. Auf dem Wege überlegte er, ob keine Möglichkeit sei, hier noch vermittelnd einzutreten. Ein Menschenleben opfern sehen um einer Sache willen, die um kein Haar dadurch gebessert würde, war ihm eine betrübende Alternative. Was auch die Ehre des Officiers in solchem Falle heischen mochte, niemals konnte der denkende, erfahrene Mann gut heißen, daß man mit einem „Ich oder Du!" eine Sache des Herzens entschied. Der eigentliche Punct, um den es sich handelte, war ja doch Alma, und nicht daß Beide sie liebten, veranlaßte hier den Streit; sondern daß ihre Neigung sich dem zugewandt, der zuletzt gekommen war. — War dieser Wechsel ernstlich gemeint, was half das Streiten? War es eine bloße Laune des Augenblicks, war ihr Herz überhaupt keiner dauernden Liebe fähig, — und daß dies der Fall sein möchte schien ihm nach Allem, was er über die junge Frau gehört, nur zu wahrscheinlich — so würde ein dritter wieder an die Stelle des Zweiten treten, und Heinrich von Uttenhofen überzeugen, daß die Zuneigung einer solchen Frau das Opfer nicht lohne, das er ihr zu bringen willens war.—

Er dachte über diese Angelegenheit lange und ernstlich nach bevor er sich zu dem jungen Raben begab. Der Hauptmann von Bardefeldt hatte das Leben kennen gelernt, Erfahrungen, die weiter reichten, als seine Jahre vermuthen ließen, befähigten ihn mit Besonnenheit zu urtheilen. In England erzogen, wo Verwandte mütterlicher Seits den Knaben in ihre Obhut nahmen, als er dieser natürlichen Beschützerin seiner Kindheit durch den Tod beraubt ward, lernte er dort mit Umsicht handeln und sich von dem praktischen Sinne jenes Volkes so viel aneignen, als erforderlich war, um stets mit gesundem Urtheil über seinen Verhältnissen zu stehen. Später von dort zurückberufen, nahm er hier Dienste, und fügte sich, so gut er konnte in die Verhältnisse, bis der Tod seinen Vater dahinraffte, und ihm die Freiheit ließ, seinen Abschied zu nehmen und sich selbst zu leben. Eine Reise, die ihn mehre Jahre ferne hielt, war sein nächstes Unternehmen. Er besuchte die Hauptstädte Europa's, trieb sich an allen Höfen herum, sammelte Welt- und Menschenkenntniß, ging schließlich nach Egypten, Indien und der neuen Welt, passirte drei Mal die Linie, und kehrte endlich heim, um auf seinen Besitzungen das Leben eines Einsiedlers zu führen. Man zerbrach sich vielfach die Köpfe, um die Ursache dieser Abgeschlossenheit aufzufinden. Einige riethen auf eine unglückliche Liebe, und das Gerücht wußte dieser Voraussetzung schnell seine Farben zu leihen, und eine bunte Dichtung daraus zusammenzusetzen. Andere meinten, eine fatale Duellgeschichte habe ihn mit dem Leben entzweit, und ihn auf die Einsamkeit verwiesen, als die beste Trösterin

Digitized by Google

eines beunruhigten Gewissens. Kurz, an erläuternden Geschichten fehlte es nicht, und die Folge war, daß derjenige, dem sie galten, ein Gegenstand des allgemeinen Interesses wurde. — Die Mütter waren in Verzweiflung, daß ihren Töchtern eine so gute Partie entgehen sollte, und die Töchter schmälten, daß ein im Vorübergehen aufgefangener Blick ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit that indessen auch hier ihr Werk, und man gewöhnte sich daran, den interessanten Sonderling, wie man ihn nannte, nur bei ganz besonderen Gelegenheiten zu erblicken, wo dann freilich jedes Wort aus seinem Munde, jede Bewegung, jede Miene ihre eigene Deutung gewann, und zum wochenlangen Stadtgespräch wurde.—

Dem Hauptmann von Bardefeldt war es nicht unbekannt, welche sonderbaren Gerüchte über ihn im Umlauf waren, aber sehr wenig schien ihn das zu bekümmern.

Die müßige Neugier mußte ihr Spiel treiben, mochte sie sich nun an ihn wenden, oder an sonst Jemand, irgend wo wollte sie ja den Stoff zu ihrer Unterhaltung entlehnen. Mit Heinrich von Uttenhofen war er, in Folge weitläuftiger Verwandtschaft, näher befreundet worden, und hatte den jungen Mann lieb gewonnen. Die Verlobung desselben, die dieser ihm vertraute, hatte seine Mißbilligung erfahren. Ueberhaupt kein Freund der Ehe, entschlossen sein Leben einsam hinzubringen, mußte er Anstoß daran nehmen, ein so ernstes Band auf die Basis flüchtigen Wohlgefallens gestellt zu sehen; aber vergeblich waren seine Mahnungen in diesem Puncte. Das Wort des ernsten Freundes fand eine unwillkommene Stätte, und die Folge war, daß eine gewisse Entfremdung eintrat, die auch bis zu dem Augenblick der Versetzung des jungen Uttenhofen keiner wärmern Zuneigung wieder Platz machte. Trotzdem nahm derselbe im gegenwärtigen Falle sogleich seine Zuflucht zu ihm, und fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. —

Edmund von Reden war zu Hause, als der Abgesandte seines Gegners bei ihm gemeldet wurde. Es ahnte ihm sogleich der Beweggrund dieses Besuches, und mit gerötheter Wange erhob er sich, den geachteten Gast zu empfangen. Er kannte denselben freilich nur dem Ansehen nach, hatte nie Gelegenheit gefunden ein Wort mit ihm zu wechseln;— doch hegte er die größte Verehrung vor dem Charakter dieses Mannes, der in so hohem Ansehen stand, und ein Gefühl der Beschämung überschlich ihn, demselben jetzt zuerst durch einen Liebeshandel bekannt zu werden. Die augenblickliche Verlegenheit, die dieser Gedanke in ihm erzeugte, wurde jedoch bald von dem einfachen, Zutrauen erweckenden Wesen beseitigt, mit dem Jener ihm entgegentrat. — Zu einem Versuch der Aussöhnung war der Hauptmann von Bardefeldt nicht ermächtigt, er durfte nur darauf antragen, Zeit und Stunde bestimmt zu sehen, und dieser Punct war schnell erörtert. Am nächsten Morgen, bei grauendem Tage, wollten sie sich an der Porta Westphalica treffen, Jeder von seinem Secundanten begleitet, und schnell sollte dann der Ueberlebende die Eisenbahn zu erreichen suchen und flehen, Schritte lenken, wohin er es für angemessen hielt. —

Sobald diese Vereinbarung getroffen war, trennten sich beide Männer. Herr von Bardefeldt lenkte jetzt unverzüglich seine Schritte nach dem Hause des Commandanten. Noch nie zuvor hatte er die Wohnung desselben betreten, noch nie gesucht, bei den Damen des Hauses Zutritt zu erhalten, und die schöne Alma war ihm nur dem Namen nach bekannt. Er ließ seinen Namen jetzt hinauf sagen und um die Erlaubniß bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Diener kehrte sogleich mit der Weisung zurück, daß er willkommen sei. Langsam folgte er demselben und trat in das Wohngemach, wo er die junge Wittwe allein fand. Staunen und Ueberraschung malte sich in ihren Zügen, während sie sich erhob, ihn zu begrüßen. Der Capitain trat ihr mit einer sehr förmlichen Verbeugung entgegen.

„Sie werden entschuldigen, gnädige Frau," begann er, „daß ich mich Ihnen auf diese Art selbst vorstelle. Die Umstände zwingen mich zu diesem Schritt."

Sie winkte mit der Hand, daß er Platz nehmen möchte, und nahm zugleich selbst ihren Sitz wieder ein.

„Welche Ursache Sie auch hergeführt hat, Herr von Bardefeldt, Sie sind willkommen," sagte sie mit einer artigen Verneigung des schönen Hauptes.

„Was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist ernster Art," fuhr er fort, sein Auge zugleich prüfend auf sie richtend. „Ich weiß nicht, ob Sie zu Ohnmachten geneigt sind?"

Sie lonnte sich eines unwillkührlichen Lächelns nicht erwehren bei dieser Frage, die weit eher Scherz als Ernst zu sein schien. „Ich habe mein Riechfläschchen zur Hand," sagte sie mit schlauem Blick und deutete auf ein Flacon, das auf dem Tische lag.

„Ich wollte Ihnen nur andeuten, gnädige Frau, daß ich auf Alles gefaßt bin. — Ich komme von dem jungen Uttenhofen, als dessen Secundant, aber nicht in seinem Auftrag. Er ist hier und wird sich morgen früh um 8 Uhr mit Herrn von Reden schlagen. Was sagen Sie dazu? Einer von ihnen muß auf dem Platze bleiben. Welchem von beiden wünschen Sie, daß er überlebe?

„Gott im Himmel!" rief Alma geisterbleich! Wie kommt das? — Welchen Zweck hat es"

„Den, meine Gnädige, daß Sie sich für einen von beiden entscheiden. Daß Sie, die Hand auf dem Herzen, sagen: Reden ist mir gleichgültig, ich mache mir nichts aus ihm, oder umgekehrt."

Unmöglich Herr von Bardefeldt! —Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, eine Erklärung abzugeben, die einen der beiden Herren tief kränken müßte."

„Sie gestehen mir also doch zu, daß beide eine Neigung zu Ihnen hegen, und daß Sie sich dessen bewußt sind?"

Alma erröthete und suchte verlegen seinem Blick auszuweichen. —

„Ich meine nur, daß es der Fall sein könnte;" flüsterte sie dann. „Ich setze es nur voraus. Beweise habe ich nicht."

Capitain Bardefeldt stand auf und ging einige Male mit verschrenkten Armen durch das Zimmer. Alma sandte ihm scheue Blicke nach. Seine hohe, männliche Gestalt, sein von der tropischen Sonne gebräuntes Gesicht, sein festes Wesen imponirten ihr. Sie durfte nicht hoffen, diesen Mann durch schmachtende Blicke weich zu stimmen. Und doch wäre es eine Befriedigung für sie gewesen, sein Auge auch nur einmal mit Theilnahme auf sich ruhen zu sehen, mit jener Theilnahme, die der Bewunderung ihrer Schönheit entspränge.

„Gnädige Frau!" hob er wieder an und ließ sich nachlässig auf dem Stuhle ihr gegenüber nieder, das Haupt in seine Hand gestützt, „lassen Sie uns wahr gegen einander

Digitized by Google

sein. Unsere Bekanntschaft datirt sich freilich erst von heute, doch wüßte ich Ihnen keinen besseren Rath zu geben, als mir zu vertrauen. — Sie sehen, es handelt sich hier um eine ernste Sache — um ein Menschenleben. Wollen Sie das Blut, das fließen soll, auf sich nehmen.

„Um Gott! Halten Sie ein!“ rief Alma erschüttert und schlug beide Hände vor das Gesicht.

„Gut denn!“ fuhr Jener ruhig fort. „Ich nehme an, Sie wollen das nicht. — Ich möchte diesen Vorwurf eben so wenig tragen. Meine Stellung als Secundant verpflichtet mich überdem, vermittelnd einzuschreiten. Ich muß Sie also dringend bitten, mir eine schriftliche Erklärung mitzugeben: daß Sie nur Heinrich von Uttenhofen lieben, nur ihm angehören wollen, und er keine Art von Ursache hat in seinem Freunde einen Rivalen zu erblicken.“

Alma antwortete nicht. Sie hatte beide Hände über ihr Gesicht gelegt und saß stumm da.

„Kann ich darauf rechnen, daß Sie mir diese Erklärung zusenden?“

Sie schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Und was darf ich aus dieser ablehnenden Bewegung schließen?“ fragte er weiter. —

„Ich bitte Sie, dringen Sie nicht in mich!“ seufzte sie und brach in Thränen aus.

„Und das Duell findet statt und einer von beiden wird das Opfer ihrer Laune?“

„Nein, nein!“ rief sie beängstigt. „Das soll, das darf nicht sein.“

„Und wie kann die Sache sonst enden?“

„Geben Sie mir Zeit. Lassen Sie mich mit mir selbst zu Rathe gehen.“

„Und wie lange soll die Frist dauern?“

„Ich verspreche Ihnen, daß Sie vor Abend von mir hören. Verlassen sie sich darauf. Gott! Gott! Wie fürchterlich zu denken, daß einer bleiben sollte!“

„Gut denn, gnädige Frau! Ich vertraue Ihrem Worte“ sagte der Capitain sich erhebend. — „Ich begreife, daß es Ihnen schwer wird, einem Fremden gegenüber die Sprache Ihres Herzens laut werden zu lassen. Berathen Sie sich mit Ihrem Gewissen, erwägen Sie wohl, daß es hier eine Entscheidung gilt, die keine Zurücknahme möglich macht. — Lassen Sie uns Ihr letztes Wort in einer Sache vernehmen, worin Ihr erstes ein unwiderrufliches hätte sein sollen, wollen Sie nicht leichtsinnig mit dem Glück eines Menschenherzens spielen.“

Er verbeugte sich kalt und verließ das Zimmer. Alma blieb wie vernichtet zurück. —

Der Hauptmann von Bardefeldt begab sich jetzt unverzüglich zu seinem jungem Freunde, mit dem er die übrigen Stunden des Tages in ernstem Gespräche verbrachte. Von seinem Besuche bei Alma erwähnte er nichts. Nur der Erfolg konnte diesen Schritt rechtfertigen. Einstweilen wurden die Pistolen probirt, ein Paß besorgt, und alle Vorbereitungen zu einer schnellen Abreise getroffen. —

So kam der Abend heran. Schon hatte die neunte Stunde geschlagen, und der Capitain zog eben prüfend seine Uhr hervor, mit dem Gedanken an Alma, und einer Ueberrechnung der Zeit, die er ihr noch vergönnen konnte. Da wurde ihm ein Brief überreicht. Er steckte denselben zu sich und begab sich unter einem Vorwande in sein Zimmer, wo er ihn sogleich öffnete. Derselbe lautete:

„Die peinliche Alternative, die Sie mir gestellt, setzt mich in große Verlegenheit, Herr von Bardefeldt. Ich kann unmöglich Ihrem Wunsche entsprechen! Wäre meine Neigung auch noch so fest, so müßten doch Gründe der Vernunft mich abhalten, mich unwiderruflich zu binden, mit einer Aussicht dauernd unglücklich zu sein. Die Familie des Herrn von Uttenhofen verwirft mich; seine Vermögens-Umstände sind nicht geeignet, ohne eine Beisteuer von seinem Vater, seiner Gattin ein auskömmliches Loos zu sichern, wie kann ich daher wünschen meine Zukunft unwiderruflich in seine Hände zu legen?—“

„Außerdem muß ich bekennen, daß diese Umstände allerdings Ursache geworden sind, meine Neigung für ihn zu erkalten. Ich will nicht sagen, daß ich ihn nicht mehr liebe, aber ich liebe ihn nicht mehr, wie ich ihn lieben müßte, um so ungünstigen Umständen Trotz zu bieten. Vielleicht daß die Zeit alles wieder ausgleicht. Erwarten wir es.“

„Von der andern Seite ist es nicht an mir zu behaupten, daß Herr von Reden nicht sein Nebenbuhler sei. Was befähigt mich, in das Herz dieses Mannes zu blicken, und was berechtigt mich dazu? — Was mich betrifft, so bewahre ich demselben eine innige Freundschaft, wie sie aus seiner Theilnahme an meinem Geschick, und bei täglichem Zusammensein erwachsen mußte. Ob dieses Gefühl in eine Neigung übergehen könnte, weiß ich nicht. Jedenfalls müßte ich, um das zu erproben, der seinigen erst gewiß sein.“ —

„Ich bin noch so jung, so unerfahren, Herr von Bardefeldt, und soll in dieser ernsten Angelegenheit ein Auskunftsmittel finden. Haben Sie Nachsicht mit mir, daß sich mir der rechte Weg nicht sogleich zeigt. Verfagen Sie mir Ihren Rath nicht.“

„Ich bin aufrichtig gegen Sie gewesen, so aufrichtig, wie es eine Frau einem fremden Manne gegenüber sein kann. Lohnen Sie mir das, indem Sie mir angeben, wie unter solchen Umständen dieser fürchterliche Zweikampf hinauszuschieben sei. — Ich erwarte Sie. — Mein Großvater schläft, der Diener führt Sie in das Gartenstübchen zur ebenen Erde, wo ich Ihrer harre. —

Alma“

Der Capitain faltete lächelnd das Blatt zusammen, dann nahm er seinen Hut und verließ das Haus. —

Das erste Dämmern des Tages wurde am Horizonte sichtbar. Graue Morgennebel zogen gespenstig über das Land und sammelten sich zu Dünsten, die, steigend oder fallend, das Licht hemmten oder beförderten. Einsam war es auf Wiese und Flur, wo ein leichter Reif eine weiße Decke hingehaucht hatte.

Zwei Wagen fuhren jetzt die Straße entlang. Sie folgten rasch auf einander, und machten jetzt an einer Biegung des Weges Halt, wo die Gebirgskette sich öffnete und wie durch ein Thor, einen weiten Fernblick in das schöne Weserthal gestattete. Fünf Männer stiegen aus, und verloren sich im nahen Waldes-Dickicht. Auf einem freien Raum angelangt, wurden Waffen probirt und Entfernungen gemessen. Man sah, daß von einem Duell die Rede war. Die Gegner erwarteten eben das Signal. Da wurde Pferde-

Digitized by Google

trappel hörbar und ein eilender Bote überreichte dem einen der Secundanten ein Schreiben. Dieser erbrach es schnell und durchlief flüchtig den Inhalt desselben. „Es ist gut," sagte er, und winkte dem Menschen sich zu entfernen.

„Ich muß um Aufschub des Duells bitten, meine Herren!" rief er dann. „Eine Dame, — Sie werden leicht errathen, von welcher hier die Rede ist — bringt darauf; sie schreibt mir, daß eine Unterredung von fünf Minuten hinreichen werde, Herrn von Uttenhofen zu überzeugen, wie Unrecht er gethan, und fordert von mir, als Mann von Ehre, daß ich Sie veranlasse, im Fall Sie dennoch dabei beharren, sich schlagen zu wollen, drei Monate zu warten bis diese Zusammenkunft statt finde. Mir däucht, es könne von Ihrer Seite kein Einwand gegen diese Forderung gemacht werden, die sich mit Ihrer beiderseitigen Ehre verträgt.

„Ich begehre keine weitere Erklärung," sagte Herr von Uttenhofen finster. „Es muß mir genug sein, daß sie ihr Herz einem Andern zugewandt. Mir zu bekennen, wie sich dies zugetragen, kann die Lage der Sache nicht verändern."

„Gesetzt nun aber, sie liebte auch diesen Andern nicht, gesetzt sie wäre keiner eigentlichen Liebe fähig, und es brauchte nur ein Dritter zu kommen und ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, und schon wieder wäre sie diesem gewonnen. Würden Sie sich noch um einer Frau willen schlagen, deren Herz auf diese Art wandern ginge, ohne eigentlich je in seiner Tiefe bewegt zu sein? Würden Sie Ihr Leben — und mehr noch— das Leben eines Freundes, den Sie, ja Sie selbst, mein lieber Uttenhofen, der Gefahr aussetzegt, in die Netze dieser Circe verstrickt zu werden — würden Sie sein Blut nun deßhalb als Sühne verlangen, würden Sie ihn auch dann noch zu tödten begehren?

Der junge Mann stand niedergeschlagen und bewegt da. „Es ist wahr," sagte er verlegen, „auf die Art trage ich eigentlich die Schuld. Aber wer konnte das auch denken!"

„Sie konnten das nicht denken, weil Sie heiß liebten, und sich eben so wieder geliebt wähnten. Gestatten Sie mir nun den Beweis zu liefern, daß die junge Dame weder Sie geliebt hat, noch Ihren Freund liebt; gestatten Sie mir drei Monate Zeit, Ihnen dies darzuthun, indem ich selbst mich als Bewerber hinstelle. Entfernen Sie sich unterdessen beide von hier, fordern Sie, daß Alma sich im Laufe dieser Zeit für einen von Ihnen bestimmt entscheide, und folgt — statt dieser Entscheidung — das Geständniß, sie habe jetzt mich gewählt; — dann reichen Sie sich die Hand und beglückwünschen sich gegenseitig. Hören Sie dagegen, daß dennoch einer von Ihnen dies leichte Herz gewonnen, daß Alma nicht nur eitel, sondern auch liebefähig sei, dann treten Sie wieder mit den Waffen in der Hand einander gegenüber und endigen den Kampf, den Sie eben begonnen. Wollen Sie diesmal dem Rathe eines ältern Mannes, der Sie beide schätzt, Gehör geben, und Ihr Glück und Ihre Ehre in seine Hand legen?"

Diese herzlichen, wohlgemeinten Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und beide Männer gaben ihre Einwilligung. Herr von Uttenhofen weigerte sich jedoch, Alma wieder zu sehen, und eilte sogleich nach der Eisenbahn, wohin sein Gegner ihm in wenigen Stunden nachfolgte, um den, durch das Fürwort des Hauptmanns von Bardefeldt erwirkten Urlaub zu benutzen.

Alma saß indessen sorgend und sinnend in ihrem Zimmer. Was mochte der Ausgang dieses Kampfes sein? — Aber das Ende des Tages nahte heran, ohne daß ihr eine Nachricht zukam, und ebenso folgte ein zweiter und ein dritter. Sie hielt es endlich nicht länger aus. Ein Bote wurde bestellt und ein zierliches Briefchen auf das Land gesandt. Es lautete:

„Sie würden mich verbinden, geehrter Herr, wenn Sie mir das Ende der bewußten Angelegenheit mittheilen wollten. Mein Großvater seufzt nach Herrn von Reden und begreift nicht, was ihn entfernt. Ich zittere für beide. —

Alma."

Erwartungsvoll harrte sie der Rückkehr ihres Abgesandten. Er kam, und brachte mündlich den Bescheid, daß der Brief richtig befördert sei, die Antwort würde gelegentlich erfolgen.

Gelegentlich? Der Barbar! Hatte er denn unter den Wendekreisen alle Sitte und alle Cultur abgestreift? — Der rohe Mensch! Einer Dame sagen zu lassen: „gelegentlich!" Da hört am Ende doch Alles auf. — Sie wurde ganz unwohl vor Verdruß, ein Arzt mußte gerufen werden, sie verließ ihr Zimmer nicht.

Jetzt pochte es an ihrer Thür und der Diener meldete: „Herr Hauptmann von Bardefeldt!" Mein Himmel! Sie war ja nur in halber Toilette. Aber — ihn warten lassen, ihn gar abweisen, — das konnte sie unmöglich. Schnell warf sie eine Mantille über, sah noch einmal rasch in den Spiegel und schon trat er ein.

„Sie verzeihen, meine Gnädige, daß ich so früh schon störe," sprach er mit höflichem, aber kaltem Gruße. „Sie wünschen Auskunft über unsere beiden jungen Freunde; ich eile, Ihnen diesen Bescheid zu bringen."

„Nehmen Sie Platz, Capitain Bardefeldt!" bat sie. „Was Ihre Eile betrifft, so — —"

„So finden Sie diese so groß nicht, wollen Sie sagen. Ich meine, Sie entspricht dem Interesse, das Sie für beide Herren hegen, vollkommen."

„Was beschäftigt Sie, darüber zu urtheilen?" fragte sie empfindlich.

„Ihr Charakter."

„Sie kennen mich so genau?"

„Genau genug, um wissen zu können, daß Sie zu lieben unfähig sind."

„Herr von Bardefeldt!"

„Das setzt Sie in Erstaunen?"

„Wie sollte es nicht?"

„Sie meinen wegen des Beweises, den Ihre Liebesfähigkeit geliefert hat, indem Sie zwei Herren zugleich in Ihr Herz schlossen, und schließlich nicht zu entscheiden vermochten, welcher von beiden der geliebtere war?"

„Was berechtigt Sie zu dieser Sprache?" fragte sie beleidigt und wollte sich erheben, als Zeichen seiner Entlassung.

„Meine Pflicht als Sec undant," sagte er ruhig und blieb auf seinem Platze. „Sie wissen, daß wir noch immer am Vorabende dieses traurigen Zweikampfes stehen, der nur hinausgeschoben ist, bis Sie sich erklärt haben, wen Sie schließlich mit Ihrer Hand beglücken wollen. Ich bin hier, um zu wachen, daß dieser Entschluß in Ihnen reife, und dann um die Betheiligten sogleich davon zu benachrichtigen. Herr von

Digitized by Google

Uttenhofen verschmähte es, Sie wieder zu sehen, bis Ihr Mund diese Entscheidung gesprochen."

Sie hatte wieder Platz genommen und spielte unmuthig mit der goldenen Kette, die ihre Uhr trug.

„Also, ohne mich zu sehen, konnte er von hier abreisen," sagte sie mit schmollender Lippe.

„Ich hätte ihn verachten müssen, gnädige Frau, wenn er sich Ihnen auf diesem Fuße genaht."

„Verträgt sich so viel Stolz mit seiner Liebe?"

„Der Mann ist seiner Würde auch etwas schuldig, meine Gnädige. Er mag knien vor der Frau, die sich ihm in Liebe zuwendet; wo er verschmäht wird, muß er eine Demüthigung vermeiden."

„Sie scheinen auf diesem Felde Kenntnisse erworben zu haben," sagte sie spöttisch.

„Wie es meinem Alter zukommt;" versetzte er mit ironischem Lächeln.

„Darf ich wissen, wie lange die beiden Herren entfernt bleiben werden?"

„Das hängt ganz von Ihnen ab, gnädige Frau. Ich werde mir erlauben, Ihnen dann und wann meine Aufwartung zu machen, um mich zu erkundigen, wie weit Sie mit Ihrer Selbstprüfung gediehen. Gerade jetzt, wo beide ferne sind, wird die Sehnsucht nach dem einen oder dem andern desto vernehmlicher in Ihrem Herzen laut werden, und Ihnen die Entscheidung leicht machen."

Die schöne Frau seufzte, und schlug das Auge wie klagend zu ihm auf. Herr von Bardefeldt stand auf und empfahl sich. — Als er fort war, trat Alma vor den Spiegel und prüfte noch einmal, wie sie denn eigentlich ausgesehen. In solcher Toilette wollte sie nicht wieder überrascht sein, das stand fest. Sie wußte ja nun, daß er von Zeit zu Zeit vorsprechen würde, so konnte sie stets auf alle Fälle bereit sein.

Acht Tage vergingen — und Herr von Bardefeldt ließ sich nicht sehen. Da erzählten der Großvater bei Tisch, daß derselbe sich ihm habe vorstellen lassen, und von ihm zum Thee geladen sei. „Der Mann muß doch eine Absicht haben," setzte er hinzu, und warf dabei einen schmunzelnden Blick auf seine Tochter Minna, für die er ihm nicht übel zu passen schien. Ein solcher Schwiegersohn wäre ganz nach seinem Sinne gewesen. Alma sagte kein Wort, und sah tief auf ihren Teller, damit ihr Gesicht nicht verrathe, welche Freude ihr der angekündigte Besuch mache.

Um die Theestunde trat der erwartete Gast ein. Der General empfing denselben mit zuvorkommender Artigkeit und stellte ihn den Damen vor. — Alma deutete durch nichts an, daß sie ihn nicht zum erstenmale sähe, und auch Herr von Bardefeldt machte keine frühere Bekanntschaft geltend, und widmete ihr nur sehr geringe Aufmerksamkeit. Er ließ sich vom General erzählen, wie dieser an der Beresina gefochten, und unterhielt sich dazwischen mit der Tante Minna von Diesem und Jenem, von Menschen und Büchern. Dazwischen flocht er Anekdoten aus seinem eigenen Leben, sprach von London und Paris, und dem Treiben in der großen Welt. Der Abend verging wie im Fluge, und der alte Herr bat ihn beim Abschied dringend, sich doch recht häufig ungeladen bei ihm einzufinden, und stets des herzlichsten Willkommens gewärtig zu sein. Auch Tante Minna äußerte etwas der Art, und so schieden beide Theile im besten Vernehmen. Nur Alma fand sich mit einer kalten Verbeugung abgefertigt. Verstimmt eilte sie in ihr Zimmer und vergoß Thränen des Unmuthes. Der Mann hat doch nicht den geringsten Geschmack, sagte sie sich. Aber trotz dem, daß sie ihn in ihrem Innern einen halben Barbaren nannte, konnte sie es doch nicht vergessen, daß er ihr fast keinen Blick gegönnt. Wie war es nur möglich! — Auf irgend eine Weise mußte er doch zu gewinnen sein? Sie nahm sich vor, den Versuch zu machen.

Früh am nächsten Morgen kam ein Bote und brachte ihr ein Bouquet der schönsten Camelien. — Alma rieb sich die Augen, als wäre sie noch im Traume. Blumen von ihm? Von einem Manne, der sie kaum eines Blickes würdigte? — Sie konnte das Räthsel nicht lösen, und erwartete in sprachloser Neugier sein nächstes Erscheinen, um auf seinem Gesichte zu lesen, was ihn dazu veranlaßt. Aber nichts stand da geschrieben, auch gar nichts. — Er war heute wo möglich noch kälter, als das letzte Mal, setzte sich zu einer Partie Schach mit dem General, und erzählte der Tante Minna zum Schluß, daß ihm sogenannte Gesellschaftsdamen unerträglich wären, man wisse nicht, was man mit diesen Puppen reden solle, die nur mit Mode und Tand verkehrten. Alma bezog die Aeußerung auf sich und verließ unmuthig das Zimmer. Sie las denselben Abend noch einen Theil von Gumal und Lina, und beendigte in der Frühe des nächsten Morgens den Rest. Kaum damit fertig, so trat Tante Minna bei ihr ein, mit einem Billet in der Hand, welches beide Damen sehr artig einlud, Herrn von Bardefeldt diesen Nachmittag einen Besuch abzustatten, und seine Regina Victoria in Blüthe zu sehen. Alma war halb und halb geneigt es abzuschlagen, so tief gekränkt fühlte sie sich noch. Endlich siegte aber doch die Neugierde, seinen Landsitz zu sehen, und die Hoffnung regte sich aufs Neue, dort vielleicht glücklicher in ihren Bestrebungen zu sein; denn allen Ernstes konnten diese Aufmerksamkeiten doch nicht Tante Minna gelten. —

Herr von Bardefeldt empfing sie mit ausgesuchter Artigkeit. Sie mußten seine ganze Einrichtung sehen, Haus, Hof, Küche, Keller, und Tante Minna machte überall sachverständige Bemerkungen. Alma herzte indessen die schönen Hunde. „Erlauben Sie mir, gnädige Frau," sagte ihr Wirth, ihr eine Flasche Eau de Cologne bietend, „für ihre schönen Hände taugt es nicht, diese vierfüßigen Geschöpfe zu berühren." — Sie traten in die Bibliothek, wo die Classiker in allen Sprachen schön gereiht aufgestellt waren. „Recht schöne Einbände, nicht wahr, das macht sich?" fragte er Alma, als sie ein Buch in die Hand nahm und es betrachtete.

„Sie denken wohl, daß mir das Lesen gar kein Vergnügen gewähre, Herr von Bardefeldt?" fragte sie empfindlich.

„Oh gewiß. Robinson Crusoe, und Gumal und Lina, ich weiß, Sie kennen das;" sagte er ironisch.

„Sie halten sich für berechtigt, mich zu beleidigen," erwiederte sie, mit einer Thräne des Unmuthes in den schönen Augen.

„Wenn in meinem Zugeständniß ein solcher Sinn liegt, so bitte ich tausendmal um Entschuldigung," lautete seine Antwort.

„Es scheint mir Zeit zu Hause zu gehen, Tante Minna," sagte Alma verstimmt.

Digitized by Google

„Nach Hause, meinen Sie, nicht wahr? — Zu Hause sind Sie bei mir immer, gnädige Frau. —“

„Ich weiß nicht, welchen spitzfindigen Unterschied Sie hier machen, Herr von Bardefeldt.“

„Den ganz einfachen des richtigen Sprachgebrauches,“ sagte er ruhig.

Sie verzweifelte daran, mit diesem Manne zu irgend einem Verständniß zu kommen, und war herzlich froh, endlich auf dem Heimwege zu sein.

Ganz früh am nächsten Morgen ließ er sich bei ihr melden. — Sie war überrascht über dies unerwartete Kommen, und ließ ihn nur mit einigem Bangen vor. „Sie haben oft geäußert, gnädige Frau“, begann er nach der ersten Begrüßung, „daß Sie gern reiten möchten. Ich habe ein sehr sanftes Pferd in meinem Stalle, das ich zu Ihrer Disposition stelle.“ —

Sie wurde roth vor Freude, theils über die Aufmerksamkeit, theils über die Sache selbst. „Sie sind sehr gütig, Herr von Bardefeldt,“ versetzte sie. „Ich hätte von Ihnen kaum eine solche Berücksichtigung eines von mir ausgesprochenen Wunsches erwartet.“

„Stille Wasser sind tief, gnädige Frau,“ sagte er bedeutsam. „Sie dürfen auch nicht vergessen, daß meine Stellung als Secundant, als Vermittler und Wortführer eines abwesenden Freundes, mir ganz andere Rücksichten abfordert, wie ich sie einer Frau gegenüber beobachten würde, die noch frei über Herz und Hand gebieten könnte. Sie sehen das ein, und werden in dem Sinne mein Benehmen deuten.“

Es fiel Alma wie Schuppen von den Augen. Ja es war klar, er spielte eine Rolle, seine Kälte war ein Gebot der Pflicht, er war nicht gleichgültig gegen sie, diese zarten Aufmerksamkeiten lieferten den deutlichen Beweis dafür. Wie glücklich fühlte sie sich heute, wie froh! Die Langweile dieses kleinstädtischen Treibens war mit einem male abgeworfen. Sie hatte jetzt ein Ziel, einen Zweck, sie wußte was sich hier gewinnen ließe! — Mit diesem Manne durch die Straßen reiten, alle Bekannte an die Fenster eilen, neugierige, neidische Blicke ihren Schritten folgen sehen, welch ein Triumph! Sie konnte den Tag kaum erwarten, der ihr denselben bereiten sollte! Die Stunden vergingen wie in einem glücklichen Traume. Er war doch unbeschreiblich liebenswürdig, dieser Hauptmann von Bardefeldt.

Am folgenden Abend erschien er zum Thee, um mit dem Onkel Schach zu spielen. — Sie wußte es nun gewiß, daß nur sie die geheime Ursache seines Kommens war, daß seine Aufmerksamkeit für den alten Herrn eine verkleidete Huldigung ihrer Reize sein müßte. Seltsam, daß er so viel mit der Tante Minna sprach! Sie meinte, er hätte das Wort doch etwas mehr an sie richten können. Sie wurde fast über Laune darüber, setzte sich in eine Sofaecke und schlummerte.

„Sie haben heute wohl eine weite Promenade gemacht,“ fragte Herr von Bardefeldt, als sie gähnend das Auge wieder aufschlug.

„Ich weiß nicht, was mich wach halten sollte, wenn Sie Schach spielen und Tante Minna strickt,“ sagte sie schnippisch.

„Das beste Mittel wäre, wenn Sie auch strickten,“ sagte er lächelnd.

„Das sollte mir noch fehlen!“ antwortete sie, das schöne Köpfchen übermüthig zurückwerfend. „Wozu gäbe es denn Webestühle?“

„Sie bedenken aber nicht, Gnädigste, daß es keinen reizenderen Anblick giebt, als ein paar schöne Frauenhände geschäftig zu sehen,“ erwiederte er.

„Ich wußte nicht, daß Sie ein Auge hätten für weibliche Schönheit,“ warf sie herausfordernd hin.

„Ich sehe weit mehr, als Sie glauben, schöne Frau. Ich gestehe es nur nicht immer ein.“

„Wie Schade! Wozu hat man denn die Sprache, wenn man sie nicht gebraucht, seine Gedanken damit auszudrücken?“

„Das Schweigen ist golden, das Reden silbern,“ erwiederte er mit Betonung.

„Wie unterhaltend würden unsere Gesellschaften sein, wenn wir dem Spruche nachlebten,“ spottete sie.

„Ich glaube nicht, daß der Unterschied groß wäre,“ sagte er kalt.

„Weil Sie nicht da sind; also nicht für Sie.“

„Auch nicht für Sie, obschon Sie da sind.“

„Sollte ich etwa auch zu Hause bleiben?“

„Um Gott nicht, Gnädigste. Was würde dann aus Ihrer Zeit?“

„Ich stricke und fütterte zur Abwechslung die Hühner,“ lachte sie.

„Dann gebe ich unbedingt mein ganzes Federvieh bei Ihnen in Pension und mich dazu,“ sagte er scherzend.

„Danke für die Ehre,“ sagte sie aufspringend und seinen Blick kärtlich erwiederend. Sie konnte die Meinung dieser Worte unmöglich bezweifeln. Sie trat an das Fenster und blickte in die stille Nacht hinaus. Ihr Herz pochte so laut. Uttenhofen, Reden, wo mochten Sie sein? — Waren ihre Hoffnungen noch dieselben? — Die Unglücklichen! Sie sah es klar, sie mußte mit beiden brechen. Nach keinem sehnte sie sich jetzt, nur den Einen wollte sie gewinnen, der hier am Schachtische saß, nur von diesem wollte sie geliebt sein, nur in seinem Auge lesen, daß er sich ihrem Liebreiz beuge, sich von ihrer Schönheit überwunden fühle. Wozu jetzt länger eine Erklärung hinausschieben, da sie so völlig mit sich im Reinen war, so bestimmt wußte, was sie wollte, wünschte und hoffte. Sobald Herr von Bardefeldt jetzt wieder dies Thema berührte, wollte sie ihm unumwunden gestehen, daß sie mit der Vergangenheit zu brechen gedenke, und ihr Herz als freies Eigenthum zurücknehme, um auf's Neue darüber zu verfügen. Was dann folgen würde, wußte sie schon im Voraus.

Um zwölf Uhr am nächsten Morgen war ein Spaziertritt verabredet. Mit hochrothen Wangen legte Alma ihr Reitkleid an, im Bewußtsein des Ernstes dieser Stunde, die sie nicht unbenutzt lassen wollte.

„Wie schön!“ flüsterte Herr von Bardefeldt, als er die Hand hinhielt, damit sie ihr linkes Füßchen darauf setze, und sich so auf ihr Roß schwinge. Alma warf ihm einen fremdlichen Blick zu. Sie ritten nun neben einander fort, die Sonne schien so hell, die leichte Schneedecke wich ihrem warmen Scheine, Feld und Flur lachte, als wolle das erste Grün sich Bahn brechen.

„Ein köstlicher Tag!“ brach Alma entzückt aus.

„Köstlich für alle Glücklichen!“ versetzte Herr von Bardefeldt bedeutsam.

Digitized by Google

„Also hoffentlich auch für uns?“ sagte Alma mit lächelndem Seitenblicke.

„Das fragt sich!“ gab er zurück. „Wir haben beide noch nicht über uns beschlossen.“

„Das kann der Mann von sich sagen,“ versetzte sie; „die Frau muß warten, bis ihr sein Beschluß bekannt gemacht wird, dann erst hat sie zu entscheiden.“

„Das ist doch nicht Ihr Fall, gnädige Frau?“

„Nicht jetzt — in dem einen Puncte nicht,“ erwiederte sie. „Ist dieser abgethan, so spielt das Leben die alte Leier, und ich muß warten.“

„Hm!“ sagte er sinnend, „wie soll ich das deuten in Bezug auf unsere jungen Freunde. Mir däucht, es klingt eben nicht vielversprechend. Haben Sie es so gemeint. Täusche ich mich nicht?“

„Durchaus nicht, Herr von Bardeseldt. Ich sehne mich weder nach dem einen, noch nach dem andern, und schließe daraus, daß ich mich getäuscht habe, daß meine Neigung keinem von beiden wirklich gehörte.“

„Das ist Ihr unwiderruflicher Ausspruch?“

„Unwiderruflich.“

„Und Ihr Herz wäre nun frei, und könnte von einem Jemand, der sich darum bemühte, gewonnen werden?“

„Es kann!“ versetzte sie mit einem vielsagenden Seitenblick und leichtem Erröthen. Ihr Begleiter lächelte still vor sich hin. Er war jetzt auf dem Puncte, den er zu erreichen begehrt hatte, und genoß des kleinen Triumphes, in seiner Vermuthung nicht fehl gerechnet zu haben. Mit heiterer Stirne setzte er jetzt eine leichte Unterhaltung mit ihr fort, und war artiger und liebenswürdiger, als sie ihn je zuvor gesehen. Man sagt, die Liebe verschönt, dachte sie in ihrem Sinn, ganz gewiß aber macht sie den, der sie wahrhaft empfindet, unendlich viel liebenswürdiger. — Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen erreichten sie das Ende ihres Spazierrittes, wo Herr von Bardeseldt sie sehr artig aus dem Sattel hob, und sie in das Haus führend ihre Hand an seine Lippen drückte, wobei er seinen Dank aussprach für das Vergnügen, das sie ihm gewährt habe. Sie lächelte heiter und bat, ihn oft so glücklich machen zu dürfen. Er versetzte scherzend, daß er nicht ermangeln würde, darum zu bitten, und hoffe, daß sie im Laufe der nächsten Woche einmal einen größeren Weg zurücklegen geneigt sein möchte, um mit ihm auf seinem Gute zu speisen. Es würde ihm eine große Freude sein, mit ihr allein eine Stunde zu verplaudern, und er erwarte, daß sie keinen Anstoß daran nehme, ihm dies Vergnügen, auf das er ganz besonders rechne, zu gewähren.

„Wie können Sie daran zweifeln, Herr von Bardeseldt, daß ich sie gerne begleiten werde!“ sagte sie mit liebreizendem Lächeln. „Die prüden Kleinstädter dürfen das freilich nicht erfahren, es wird aber nicht schwer sein, ihnen zu verheimlichen, welches Ziel ich mir für meinen Spazierritt wähle.“ Sie reichte ihm noch einmal zutraulich die Hand zum Abschied bei diesen Worten, und eilte dann heiter die Treppe hinauf, in dem Bewußtsein des gewonnenen Sieges. Herr von Bardeseldt kehrte nicht minder befriedigt heim, und setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch, um zwei Epistelin abzufassen, die eine an den jungen Uttenhofen, und die andere an dessen Nebenbuhler, um Beide einzuladen, incognito auf seinem Gute einzutreffen, und Zeuge zu sein, welche Zuneigung Alma ihnen bewahrt. Erst als beide Briefe gesiegelt und befördert waren, setzte er sich zu seinem Mahle nieder. Er kam in den nächsten Tagen nicht in die Stadt, erst am folgenden Sonntag stellte er sich zum Thee ein, und entschuldigte sein Ausbleiben mit kleinen, häuslichen Anordnungen, die seine Gegenwart erfordert. „Wo keine Hausfrau ist,“ setzte er mit einem bedeutsamen Blicke hinzu, „da fällt gar manches dem Manne anheim, dem diese Sorge für das Detail der Wirthschaft nie recht schmecken will.“

„Sie haben Recht,“ versetzte der General. „Wir Männer können uns mit dem Kram nicht befassen; das ist Weibersache. Sie thun ganz wohl, sich nach einer braven Frau umzusehen.“

„Excellenz können mir vielleicht dabei mit Ihrem Rath an die Hand gehen,“ versetzte Herr von Bardeseldt lächelnd, „Ihr erfahrenes Auge sieht schärfer, als das meinige, und ein solcher Schritt ist immer sehr wichtig.“

„Freilich, freilich! Nur nicht leichtsinnig zu Werk gegangen und nicht geliebäugelt, mein junger Freund. Das taugt nicht als Vorhof für die Ehe. — Vor Allem sehen Sie darauf, daß das Mädchen, das Sie wählen, sich als Tochter bewährt hat; das ist der rechte Probirstein, sage ich Ihnen. Die Tochter, hören Sie, die Tochter.“

Alma wandte sich lächelnd ab. Sie wußte wohl, wie ungeheuer ihr Großvater sich hier verrechnete, und durfte es doch nicht sagen. Am Ende würde er nicht weniger damit zufrieden sein, daß die Wahl auf sie gefallen, und er in seinem späten Lebensalter die lang gewohnte Pflege und Fürsorge nicht entbehren dürfte. —

Indessen — spaßhaft war es doch, daß ihm das nur einfallen konnte, und ob nicht Tante Minna sich vielleicht ähnlichen Hoffnungen hingab? Desto größer war dann die Ueberraschung, wenn nun mit einem male die Wahrheit an das Licht trat. —

„Am Mittwoch, meine Gnädige, erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Pferd zu senden?“ sagte Herr von Bardeseldt beim Abschied.

„Sie werden verzeihen, wenn ich diesmal nicht selbst komme. In Begleitung meines Dieners sind Sie ganz sicher, und ich gewinne Zeit, meine Geschäfte zu besorgen, und mich Ihnen dann ganz zu widmen.“

Alma war völlig zufrieden mit dieser Anordnung. „Ganz zu widmen!“ wie gut das klang. „Ganz zu widmen,“ lispelte sie noch, als der Schlummer schon die schönen Augen schloß, und süße Traumbilder die Wahrheit mit bunten Farben vermischten. — Zwei Tage nur — und der ersehnte Mittwoch kam und löste alle Räthsel! Sie sann und dachte nichts Anderes, sie ordnete ihr Haar, probirte ihre Kleider und ließ an ihrem Reithabit wieder und wieder ändern. Der Hut mußte noch eine kleine spanische Feder bekommen, und ein kornblumenblaues Halstuch wurde gekauft, und nach Herrn-Art über der weißen Chemisette geschürzt. Unter diesen und ähnlichen Vorbereitungen schwand die Zeit gar schnell, und der Morgen des ersehnten Tages brach an. Eine goldene Sonne schien vom Himmel: die erste Lerche stieg kühn in den blauen Aether hinauf; ein gelber Schmetterling suchte verloren auf dem Felde nach einer Blüthe. Rasch galoppirte Alma des Weges hin, die Wange von Freude und Erwartung hoch geröthet! —

Digitized by Google

Der Hauptmann von Bardefeldt ſtand ſchon unter der Thüre ſeines Hauſes, und eilte ſie zu begrüßen. „Ein willkommenerer Gaſt betrat mein Haus noch nicht," ſprach er artig und führte ſie in das Zimmer, wo eine kleine Tafel für zwei Perſonen gedeckt ſtand. Bald nahmen ſie Platz, und ein elegantes Mahl wurde ſervirt. Die Diener waren gegenwärtig, die Unterhaltung, blieb daher auf allgemeine Gegenſtände beſchränkt; nach dem er dieſelben entlaſſen, begann Herr von Bardefeldt in mehr vertraulichem Tone. „Und nun, ſchöne Frau, darf ich unter meinem eigenen Dache noch einmal die neulich flüchtig angeregte Frage wiederholen: Sie ſind entſchloſſen, weder Heinrich von Uttenhofen noch Edmund von Reden mit Ihrer Hand zu beglücken? Sie fühlen, daß Sie keinen von beiden je geliebt haben, daß es eine Täuſchung war, und wollen einem Dritten, den ich jetzt nicht nennen will, die Ehre zugeſtehen, ſich um dieſe Hand und dieſes Herz bewerben zu dürfen? Iſt dem ſo?" — Sie nickte bejahend. — „Und dieſer Dritte, darf er hoffen, Ihrem Herzen ſchon etwas zu ſein? — dann geſtatten Sie, daß wir auf ſeinen Erfolg die Gläſer klingen laſſen!" — Alma erhob das ihrige, und wollte das ihres Gegenüber ſo eben damit berühren — da ſagte eine Stimme hinter ihr:

„Darauf ſtoße auch ich mit an," und als ſie ſich erſchrocken umſah fielen ihre Blicke auf Heinrich von Uttenhofen, und ſeinen Nebenbuhler. Die ſchöne Frau ſah Herrn von Bardefeldt verlegen an. — Dieſer verſtand den fragenden Blick und ſprach:

„Dieſe Herren ſind gekommen, um Ihre Entſcheidung entgegen zu nehmen, und werden ſich nun nicht erſchießen, gnädige Frau. Nicht wahr, meine Herren?"

„Da das Herz der gnädigen Frau ſo wenig für mich wie für meinen vermeinten Nebenbuhler ſchlägt," ſagte Heinrich von Uttenhofen, „ſo ſtoße ich mit dieſem auf neue Freundſchaft an, und bitte ihn wegen aller Unbill herzlich um Verzeihung."

Er reichte Herrn von Reden die Hand, die dieſer warm ergriff. „Nun aber wollen wir uns beſcheiden zurückziehen", ſagte er darauf „und Herrn von Bardefeldt das tête à tête mit einer ſo ſchönen Frau nicht weiter trüben."

Damit entfernten ſie ſich. Alma ſaß verlegen da, die Hand über die Augen gedeckt und ſprach kein Wort.

„Sie zürnen mir doch nicht?" fragte ihr Wirth artig.

„Nicht das!" verſetzte ſie traurig. „Nur etwas hat mich in dieſer Scene tief verletzt. Ich habe Heinrich von Uttenhofen verloren, unwiederbringlich verloren." — Sie brach in Thränen aus.

„Und das betrübt Sie?" fragte Herr von Bardefeldt mit leichtem Spott, während er, die Arme verſchränkt, ihr gegenüber trat, und ſie mit ſeinen klugen Augen prüfend maß. „Das kann doch nur Ihr Scherz ſein, gnädige Frau. Kaum zehn Minuten ſind verfloſſen, und Sie wollten ihn ohne jegliches Bedenken einem mir unbekannten Dritten aufopfern."

„Einem Ihnen unbekannten Dritten?" fragte Alma, und ſprang entſetzt von ihrem Stuhle auf, während dunkle Röthe ihre Wangen überzog. „Sprechen Sie deutlich, Herr von Bardefeldt. — Sagen Sie mir, daß Sie nicht dieſer Dritte waren und ich gebe Ihnen zurück, daß Sie an mir gehandelt haben, wie kein Mann von Ehre an einer ſchwachen Frau handeln ſollte!"

„Gnädige Frau!" fuhr dieſer auf, „vergeſſen Sie nicht wo Sie ſind. Beleidigen Sie mich nicht in meinem eigenen Hauſe. Sie betraten daſſelbe mit ſo freundlichen Geſinnungen für mich, und ſo ſchnell ſollten auch dieſe ſich wieder in Gleichgültigkeit— und vielleicht mehr noch— verwandeln, das wäre faſt mehr als ich bis jetzt dem Wankelmuth einer Frau zugetraut habe." Er begleitete die letzten Worte mit einem artigen Lächeln, dem er eine kurze Verbeugung beifügte.

„Mit den freundlichſten Geſinnungen für Sie?" Das war Irrthum. — Herr von Bardefeldt, wir haben jetzt beide unſere Rolle ausgeſpielt. Vor meinen Augen iſt es plötzlich hell geworden; ich ſehe ein, wie viel ich mir als Frau vergab, indem ich ihrer zweideutigen Bewerbung mein Ohr lieh, und endlich gar Ihr Haus betrat, um hier — zu hören, was mir ſchmerzlicher ſein mußte als Alles, was ich je erfahren habe, und noch erfahren kann. Heinrich von Uttenhofen — verachtet mich und — an meinem Schmerze fühle ich, wie theurer er mir war. Leben Sie wohl, Sie ſehen mich nie wieder." Sie wollte das Zimmer verlaſſen.

„Gnädige Frau! Ich bitte Sie!" rief Herr von Bardefeldt. „Wohin wollen Sie! Es dämmert bereits. Erlauben Sie, daß mein Wagen vorfährt. —"

„Ich bitte Sie mich nicht zurückzuhalten!" ſagte ſie ernſt. „Der Boden brennt mir hier unter den Füßen. Ich kann Sie nicht anſehen, ohne daß ſich mein ganzes Selbſtgefühl empört. Wie traurig, daß es dahin mit mir kommen mußte!—"

„So erlauben Sie wenigſtens, daß ich Ihren Schritten folge. Sie dürfen wahrlich nicht zu dieſer Tageszeit allein des Weges gehen."

„Gehen Sie lieber zu Ihren Gäſten, und lachen mit dieſen auf meine Unkoſten. O mein Gott! mein Gott!" Sie lehnte lautweinend den Kopf gegen die Thüre, auf deren Schloß Herr von Bardefeldt beſchäftigend ſeine Hand gelegt hatte.—

„Aber beruhigen Sie ſich, gnädige Frau!" — ſagte er, „bedenken Sie, daß ein Duell verhindert werden mußte, wir haben unſern Zweck erreicht, nichts mehr, nichts weniger.— Nehmen Sie die Sache nicht ernſter, als ſie iſt."

„Wie können Sie ſo reden! Koſtet es mir doch mein Lebensglück!"

„Aber ſagen Sie ſelbſt, wenn beide Herren nicht vorgetreten wären, und ein gewiſſer Dritter ſeinen poſitiven Antrag gemacht hätte, würden Sie ihn abgewieſen haben?"

„Ich weiß nicht was ich gethan hätte, ich war eine Thörin, ich war wie verblendet; jetzt aber verſtehere ich Ihnen, könnte jeder Dritte kommen, oder wer es ſonſt auch ſei, und er würde mir keinen Blick abgewinnen. Von dieſem Spiele meiner Eitelkeit bin ich für immer geheilt.— Ich fühle es — nun es zu ſpät iſt — jede Exiſtenz, jede Entdehrung mit Heinrich von Uttenhofen wäre mir ein Glück geweſen. Ihn verloren zu haben, und ſo verloren zu haben, das verzeihe ich Ihnen nie."

Mit raſchem Entſchluß ſtieß ſie ſeine Hand fort, öffnete die Thüre und war in der Dämmerung verſchwunden. Herr von Bardefeldt ſuchte nach ſeinem Hute und wollte ihr nacheilen. Aber ſchon war ein anderer Schritt ihm voraus geeilt. Denn ein Ohr, das ſcharf hörte, weil die Liebe ſeinen Nerv ſpannte, hatte jede Silbe vernommen, und das Wort der Vergebung klang bald von der Lippe, von der es der Reuigen mit ſüßeſtem Wohllaut entgegentönte. —

Digitized by Google

Mittelalterliche Tabletten.

Von

Dr. Johann Müller.

2. Spiele.

Sowie sich auf der einen Seite das Bürgerthum, gestützt auf die durch blühenden Handel und Gewerbewesen zusammengeflossenen Reichthümer, im kühnen Schwunge gegen die Macht der Fürsten erhob, so bildete auf der andern Seite eben die Richtung auf Erwerb den Gegensatz gegen den Adel aus. Ursprünglich gehörte ja auch der Bürgerstand zum Wehrstand, ja geradezu aus diesem letztern ist er hervorgegangen. Als aber die Entwicklung der mittelalterlichen Zustände die Städte zwang, sich zum Trutz und Schutz gegen den Andrang des Feindes mit stärkern Mauern und Umwallungen zu umgeben, während früher die Schaar der muthigen Bewohner lieber im offenen Felde dem Gegner die Spitze bot, da bedurfte es zur Vertheidigung mehr und mehr des Fußvolkes, — und diese Veränderung, indem nun die edlen und reichen Bürger nur selten noch in ehrener Rüstung, vom Pferde herab, zu kämpfen nöthig hatten, begünstigte eine entschiedene Neigung zu friedlicheren Beschäftigungen. Gepflegt wurde diese dadurch, daß die Gewinnsucht sich aufmerksamer und begierieger dem Handel und den Gewerben zuwandte, und nur dann mit aller Lust wieder die Kriegswaffe ergriff, wenn es eben den Schutz des Erworbenen, die Vertheidigung des eigenen Herdes galt. — Die ländlichen Herren dagegen konnten ihre Güter durch Hörige und Leibeigene bewirthschaften, und tummelten sich daher sorglos mit kecker Lust in Feldzügen umher, huldigten dem Waidmannsvergnügen, und pflegten des ritterlichen Spiels. Durch diese Trennung — indem auf der einen Seite viele begüterte Bürger aus dem Wehrstande ausschieden, auf der andern Seite dieser einer eigenthümlichen Entwicklung entgegenging — entfalteten sich nun jene Keime der zwei gewaltigen Stände: von denen der eine seine arbeitsame Hand über die ungemessene Welt der Kunst und des Handwerks, des Handels und Gewerbfleißes ausstreckte, die Boten seines berechnenden Geistes waglustig auf allen Straßen ziehen, durch das treulose Element des Wassers schiffen ließ, — von denen der andere den Schimmer seines Namens, den Preis seiner abenteuerlichen Heldenthaten dem Griffel der Geschichte, dem unvergänglichen Saitenspiel der Poesie zu gebührender Feier überwies.

Der Glanz, der von dem Ritterthume ausstrahlte, umgab vorzüglich jenes gefährliche Spiel: die Turniere, ganz entsprechend dem Geiste eines kriegslustigen Volkes. In ihnen zeigte sich die Opposition des Adels gegen das Bürgerthum besonders. Die Städte, Wohnsitze einer betriebsamen, nach Gewinn trachtenden Bevölkerung, wurden von dem auf seinen Burgen hausenden Adel verachtet. Zu der Verachtung gesellte sich aber der Neid, als der Bürger sein Dasein mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten umwob, die der auf abgelegenen Sitzen angesiedelte Adel entbehren mußte. Es erwachte der Haß, da der seiner Kraft bewußte, mit der Führung der Waffen wohl vertraute Städter den Beeinträchtigungen der Burgherren, der Wegelagerei übermüthiger Ritter mit Nachdruck entgegentrat. Der hierdurch entstehende Gegensatz, genährt durch die Idee, daß der Kriegsadel eine vorzüglichere Kaste sei, der Handel aber und das Gewerbe entehre, erreichte seinen Höhepunct im vierzehnten Jahrhundert.

Bei solchen Verhältnissen waren natürlich die städtischen Geschlechter von den Turnieren ausgeschlossen. Gleichwohl pulsirte in diesen ein kräftiges Blut. Sie waren geübt in den Waffen, da die Trennung der Arbeit noch nicht so vollendet war, daß nicht der Bürger, der Kaufmann, der Handwerker mit Schild und Schwert hätte handtiren können. Der Kern der städtischen Mannschaft bestand in den eigenen jungen Leuten, die meist von ihren eigenen Obersten angeführt wurden. Eine solche kecke, frische, lebenslustige und — auf den Adel eifersüchtige Jugend mochte es wohl wagen, im fröhlichen Kampfspiel ihre Uebung und Gewandtheit zu zeigen. Die Turniere waren allerdings ein Vorrecht der Ritterschaft, die sich zu diesem Behufe in die vier großen Turniergesellschaften: Schwaben, Franken, Baiern und am Rhein theilte. Aber so wenig waren auch die Städte Willens, mit dem Landadel zu wetteifern, daß, um ein Beispiel anzuführen, ein altes Statut Nürnberg's, besagt: kein Nürnbergischer Bürger solle turnieren, weder zu Nürnberg noch an „auswendigen" Orten, bei Strafe von zweihundert Pfund Häller. Dieses Verbot zu umgehen, fand man den Ausweg darin, daß man es nicht ein Turnier, sondern ein „Gesellenstechen" nannte; es nicht ausschrieb, noch Auswärtige einlud, sondern sich auf die jungen Leute der Stadt beschränkte. Ein solches Gesellenstechen, das vorzüglichen Ruhm erlangte, war das am 28. Febr. 1446 zu Nürnberg gehaltene, das auf dem Rathhause abgebildet und in der Nürnberger Stadtgeschichte ein hervorragender Glanzpunct ist.

Die Veranlassung gab die Hochzeitsfeier eines edlen Bürgers: Wilhelm Löffelholz, und diesem zu Ehren wurde von den „Gesellen" der adeligen Geschlechter ein prachtvolles Stechen abgehalten. Auf dem weiten Marktplatze, wo der „schöne Brunnen" seine graciösen Formen schlank emporhebt, waren die Schranken und geschmückten Gerüste aufgeschlagen. „Es ritten neun und dreißig Helme ein, deren jeder einen Rüstmeister, einen Stangenführer und zween Knechte zu Fuß gehabt hat, in seine Farbe gekleidet. Die Stecher sind alle geritten in hohen Zeugen, und hat ein Jeder sein Wappen mit Schild und Helmkleinod geführt." Sie kamen von der Seite der am Markte liegenden Frauenkirche, auf deren Balkon die Posaunen — und Zinkenbläser standen, welche die einziehenden jungen Kämpen mit lustigen Fanfaren begrüßten. Vor den zahlreich versammelten Zuschauern begann dann das Stechen, und die Braut hatte für die Sieger drei Kleinode ausgesetzt: ein Heftlein zwölf Floren werth, einen goldenen Ring zu acht Floren und einen Kranz zu vier Floren. Das Fest verlief ohne bedeutenden Unfall für die Stecher, nur daß einer im Gedränge einen Mann todt ritt, einem andern ein Roß auf der Bahn liegen blieb. Am Abend

Digitized by Google

war ein fröhlicher Tanz, ein schöner Schluß für die Festlichkeit der edlen Geschlechter.

Die Spiele gehören zu dem Charakteristischen der Zeit, und namentlich im Alles scharf ausprägenden Mittelalter sind sie ein Spiegelbild des socialen Lebens. Wie auf der einen Seite die Edlen der Städte in ihren Spielen mit dem Adel wetteiferten, so haben auf der andern Seite auch die Gewerbe ihre eigenthümlichen Lußbarkeiten gehabt. Da hielten unter Anderm die Büttner ihren Reifentanz; die Fischer ihr Stechrennen auf dem Gewässer; die Messerschmiede zeigten sich im Schwerttanz; die Harnischmacher feierten ihr Gestech, wo sie in leichter Rüstung von ihren Gesellen auf hohen Räderstühlen gezogen durch geschickten Stoß einander herabzuwerfen suchten; die Hufschmiede, Gerber, Rothschmiede gingen um in festlichem Aufzuge; die Tuchmacher hatten ihren Fahnentanz und die Metzger zogen mit einer großen Wurst umher. Diesen letztern so wie den Messerschmieden ward in Nürnberg eine besondere Gunst erwiesen.

Nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Baiern (1347) spaltete sich die Bürgerschaft in Nürnberg in zwei Parteien, indem sich die Handwerker der Mehrzahl nach auf die Seite Günthers von Schwarzburg, als Gegenkaiser von Karl IV., dem vom Papste begünstigten Throncandidaten, schlugen; während der Rath Partei für Karl ergriff. Nun Aufstand der meisten Gewerbe, Flucht der Rathsmitglieder, Einsetzung eines neuen Regiments durch die Aufständischen, wohl auch entsetzliche Judenverfolgungen durch Mord und Brand. Als Günther starb, blieb Karl im Besitze des Thrones, und dieser unterwarf nun die widerspenstige Stadt seiner Obmacht. Die Vertriebenen wurden zurückberufen, in ihre Aemter wieder eingeführt; die Empörer gezüchtigt und die treuen Gewerbe, besonders die Metzger und Messerschmiede, belohnt.

„Darnach die Metzger mit Verlangen
Thäten den alten Rath empfangen,
Hielten getreulich in dieser Aufruhr allhin;
Derohalben König Carol begabet sie
Mit einem neuen Fastnacht-Tanz,
Und den Stadtpfeifern ziemlich ganz
Und mit einem Fastnachtspiel bekannt,
Welches der Schönbart wird genannt."

Die Metzger stellen einen Zämertanz an, wobei sie einander an ledernen Ringen hielten, welche die Form von Würsten hatten, und die Messerschmiede tanzten vermummt und mit entblößten Schwertern. In dieser Zeit durften sie dann — was sonst verboten — in Sammt und Seide gekleidet umherziehen. Zu diesem Aufzuge strömte nun eine Menge Menschen herbei, und die Gewerbe wählten daher aus ihrer Mitte Personen, welche ihnen Platz verschaffen mußten. Sie waren in Zwilich gekleidet, mit Masken verhüllt, und trugen hölzerne Spieße und Büsche von Laub. Diese Kleidung und Anstalten kosteten jährlich viel Geld, und fingen an beschwerlich zu werden. Da fanden sich etliche Bürger, die sich auf eigene Kosten kleideten, und den Metzgern bei ihrem Tanze Schutz und Ordnung hielten. Sie hatten den Gebrauch, sich unterhalb der hochgegenden kaiserlichen Veste zu versammeln, und zum Angedenken des glücklich gedämpften Aufruhrs vor das Rathhaus, und von da zu dem Tanz der Metzger zu laufen. Und hieraus ist nun die eigentliche Schönbartgesellschaft geworden, welche zum Vergnügen der Einwohner, und zum Gedächtniß der belohnten Treue ihre Spiele bis zum J. 1539 in wechselnden Gestalten hielt.

Schönbart bedeutet Maske, und in Masken, anfangs einfacher Art, allmälig von den abenteuerlichsten Formen, ward diese Lußbarkeit gefeiert, begleitet von Maschinen und Feuerwerken. Immer glänzender ward der Aufzug, sprudelnder der Muthwille, besonders als vom J. 1457 an die Geschlechter, die jungen Patricier, das Recht im Schönbart zu laufen von den Metzgern kauften. Durch sie bekam das Fest seinen Höhepunct. — Wie sehr die berechtigten Schönbartläufer auf ihre Vergünstigung hielten, davon zeugt der Umstand, daß im J. 1507 ein kleiner Krieg darum entstand. Es war nun schon ein altes Recht, daß Niemand außer denjenigen, welche vom Rathe die Erlaubniß bekommen, und von den Metzgern die Freiheit erkauft hatten, zur Fastnacht vermummt gehen durfte. Als nun zu jener Zeit viele junge Kaufleute und reiche Wallonen sich in der Stadt aufhielten, so erlaubten sich diese, aus eigener Macht, auf höchst prächtige Weise Schönbart zu laufen. Da schickten die Berechtigten einen Söldner zu ihnen, der sie fragen mußte, wer ihnen erlaubt habe, Fastnacht einen Schönbart auszurichten. Auf die schnöde Antwort der Wallonen, daß sie sich darum nicht zu kümmern hätten, rückten die jungen Patricier mit Pfeifen und Trommeln gegen sie an, und verjagten sie, so daß Manche vom Pferde stürzten, Alle in die größte Unordnung geriethen. „Nach etlichen Tagen wurden die Schönbarts-Hauptleute vor den Rath gefordert, ihnen eine scharfe Rede gehalten und mit ihrer ganzen Gesellschaft (den jungen Patriciern) aus Gnaden 3 Tage lang auf den Thurm gestraft."

So dauerte das Schönbartlaufen bis zum J. 1539, wo es — wie Alles, was menschlich ist, im Laufe der Zeit ausartet — als dem Gefühle für Sitte und Ordnung widersprechend untersagt ward. Den Metzgern ward inzwischen, zum Wahrzeichen ihrer Anhänglichkeit an die Obrigkeit in Tagen schwerer Bedrängniß, eine Vergütung für das eingebüßte Recht bewilligt.

3. Stadtfehden.

Die wesentliche Bedingung einer sicheren Begründung der Nationalexistenz knüpfte sich im Mittelalter an das Erstarken der königlichen Macht. Dieses Moment, über den ständischen und localen Besonderungen erhaben, vermochte allein der Monarchie einen dauernden Halt zu geben. Aber eben die unzähligen Territorien, die kräftig gegen Landesherrn und Reich emporfluthende Gewalt der Stände waren das oft niedergeworfene, immer wieder sich aufrichtende Hemmniß. Lange Zeit nun kannte man nur zwei Stände. Da durchbrach das städtische Bürgerthum die bleierne Decke, welche das Feudalwesen über Europa gebreitet hatte, und fügte dem adeligen und geistlichen Stande den dritten, den bürgerlichen hinzu, welcher unter dem schirmenden Flügel der Zeit starke Wurzeln schlug, und als Hauptträger des modernen Staates kräftig seine weiten Aeste entfaltete. Bekannt ist der Ursprung der städtischen Anlagen, wie sich königliche, fürstliche und geistliche Dienstleute, ländliche Grundbesitzer und Hörige darin vereinigten. Und schon hieraus ist

Digitized by Google

zu entnehmen, daß die Bewohner nicht alle von Anfang an dieselben Rechte genossen, sondern ein Standesunterschied durch lange Zeiten hindurch strenge festgehalten ward. Im Vollbesitz aller Rechte waren anfänglich und andauernd nur „die Geschlechter," die, eben aus jenen adeligen Vasallen hervorgegangen, durch Zutritt anderer Ritterbürtigen immer mehr erstarkten. Aber die Zeit, die Alles entwickelnde, brachte auch hier den Fortschritt. Die Zünfte, ursprünglich zur Wahrung gewerblicher Interessen geschaffen, erhielten den herrschenden Patriciern gegenüber nach und nach eine politische Bedeutung. Auf den Genossen derselben beruhte die Waffenwucht der Städte. Sie hatten ihre eigenen Herbergen, Zeughäuser, Banner, Hauptleute; und der kriegerisch trotzige Sinn des Mittelalters fand in ihrer Lust am Waffenspiel, dem sie nach vollbrachter Arbeit die Stunden der Erholung opferten, einen freudigen, kräftigen Ausdruck. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß mit dem wachsenden Bewußtsein ihrer Macht, ihres Gewichts, ihrer Tüchtigkeit, auch der Wunsch nach einer gerechtern Theilung der städtischen Verwaltung erwachte. So entspann sich das langjährige Ringen beider Stände, bis im Vorschritte der Zeit die Innungen obsiegten, die Bürger ihr Gemeinwesen auf neue Weise einrichteten.

Wie im Innern die Gährung die bestehenden Verhältnisse auflöste, Alles zerfetzte, Neues schuf, bis sich in klaren Formen neue Gestaltungen von der chaotischen Masse lostrennten, so begann — und zwar zum Theil schon früher als die innern Kämpfe — ein Ringen nach Außen. Wir meinen hier nicht jenen Kampf gegen Wegelagerer, jenes Widersetzen gegen Zollplackereien, jene Schlachten mit dem Adel, die bald die einzelne Stadt, bald die durch gemeinsames Interesse hervorgerufenen Städtebünde lieferten: wir meinen den Kampf des Bürgerthums gegen die legale Gewalt des Oberherrn. Es stand ein Theil der Städte gleich nach ihrer ersten Anlage unmittelbar unter dem Hoheitsrechte des Kaisers; andere huldigten einem geistlichen oder weltlichen Landesfürsten. Beide, Reichsstädte und Landstädte, strebten nach unabhängiger Selbstregierung, und da es den Reichsstädten bei der steten Bedrängniß der Geldnoth, Hilflosigkeit der Mehrzahl unserer Kaiser um so eher gelang, weil die erhaltenen Begünstigungen stets neue Triebe des Wohlstandes und somit neue Mittel den Kaiser und seine Räthe zu gewinnen hervorlockten, so ging das Streben vieler Landstädte zunächst dahin, der Herrschaft des Landesfürsten sich zu entziehen, und in die Zahl der Reichsstädte aufgenommen zu werden. Wenn aber der eine Theil die Gewalt hat, der andere sie zu besitzen wünscht, so kann es ohne Reibung, Zwiespalt, Kampf unter den beiden Parteien unmöglich abgehen. Von der einen Seite erfolgen Uebergriffe in die besiegelten Rechte der Bürgerschaft, und diese versagt auf der andern Seite „dem Kaiser, was des Kaisers ist." Die Fürsten erlaubten sich, unbekümmert um die Befehle des Kaisers, die gemachten Verträge, Gelöbnisse und Zusagen, häufige Bedrückungen, indem sie des Bürgers Habe, durch emsige Rührigkeit erworben, als willkommenes Mittel ansahen, das durch ihre Fehdelust und Genußsucht leck gewordene Schiff des Staates noch eine Zeitlang über Wasser zu halten. Aber die Bürger sündigten durch engherzigen Eigennutz; sie kümmerte nicht das Wohl des Landes, sondern ihre Geldpolitik hastete nur am Sonderinteresse. Sie achteten es nicht, ob der Staat Schiffbruch litt — wenn sie nur dem Schiffbruch entrannen, das gerettete Gut am Strande bargen, wenn sie des lästigen Oberherrn entledigt ein selbstständiges Gemeinwesen begründen konnten.

Es gibt wohl nicht leicht eine Stadt, die nicht in dieser Richtung irgend einmal mit dem Landesherrn in Zwiespalt gerathen wäre. Manche führte den Kampf durch Jahrzehnte, Jahrhunderte fort — bis sie siegte oder standhaft sämpfend unterlag; und manches traurige Bild, selten ein freudiges, taucht dann vor den Augen des forschenden Nachkommen auf. Reich an solchen Bildern ist die Geschichte der Stadt Würzburg, davon wir eines vorführen wollen.

Würzburg's Bürgerschaft hatte schon oft Irrungen mit ihrem Regenten gehabt, und zu einer bedenklichen Höhe stiegen diese unter dem vier und fünfzigsten Bischofe Gerhard, aus dem gräflichen Hause Schwarzenburg. Dieser war gegen den Willen des Domcapitels und wider Wunsch der Bürgerschaft vom Papste ernannt, und vermochte in den Besitz des ausständischen Bisthums sich nur durch Waffengewalt zu setzen. Da er von der Widerspenstigkeit und Abneigung seiner Unterthanen Uebles befürchtete, so verlangte er, einem zuvor gegebenen Versprechen zuwider, die Schlüssel zu den Thoren und Thürmen der Stadt, und erließ ein strenges Verbot aller Zunftvereine, die stets den Mittelpunct aller Opposition gegen den Landesherrn abgaben. Beiden Befehlen versagten die Bürger den Gehorsam — und somit war der Anlaß zu neuen Verwirrungen da. Doch diese, sowie spätere, wurden durch Vergleiche noch glücklich beseitigt, aber in hellem Brande loderte die Zwietracht in dem J. 1397 empor, und es begann ein Kampf, der alle noch erhaltenen Blüthen des Wohlstandes vernichtete, das Bisthum weit und breit mit Kriegsgetöse, Verwirrung und Zerstörung erfüllte.

Die große Finanznoth zwang den Bischof Gerhard zu neuen Auflagen, und die Bürger von Würzburg, seit mehreren Jahren äußerst drückend besteuert, versagten die Zahlung derselben. Es gedieh so weit, daß Gerhard sie mit dem Interdicte, dem Verbote aller kirchlichen und religiösen Ceremonien belegte. Darüber stammte der helle Aufruhr auf. Die erbitterte Bürgerschaft griff zu den Waffen, und läutete die Sturmglocke. Die Geistlichen waren ihres Lebens nicht sicher; sie wurden mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Nur die eindringlichsten Warnungen, die thätigsten Verwendungen des Rath's vermochten Gewaltthätigkeiten zu verhüten, daß die Bürger der Priester schonten, und nach einigen Tagen in ihrer Wuth nachließen.

Nun rüstete der Bischof, die widerspenstige Stadt zu züchtigen, welche dagegen eine Versammlung aller Städte des Stiftes nach Schweinfurt anberaumte, um sich über die zweckdienlichsten Mittel der Gegenwehr gemeinsam zu berathen. Am bestimmten Tage erschienen in der That Abgeordnete von zehn Städten. Nur zwei weigerten sich die Versammlung zu beschicken, „weil es für Unterthanen nicht gebühren wolle, gegen ihren Herrn öffentliche Berathungen zu pflegen." Die Städte schlossen einen Bund, und drei Jahre lang währten die Feindseligkeiten, begleitet von Raub und Brand, zwischen dem Bischofe und der Bürgerschaft, und die Sühnversuche verschiedener gutgesinnten Adeligen waren vergeblich. Es sandten nun die Bürger Abgeordnete zu dem Kaiser Wenceslaus und baten ihn, sie in seinen und des Reiches Schutz zu nehmen. Dieser sagte zu und schickte Brief

Digitized by Google

und Boten nach Würzburg; versprach auch, demnächst selbst dahin zu kommen. Nun entstand großer Jubel. Die Bürger vermeinten des bischöflichen Regimentes ledig zu sein, und nannten sich in ihren Erlassen „Bürger des Reiches." Als bald darauf Wenceslaus nun wirklich kam, da war der Herrlichkeit und Freude kein Maß. Die Bürger leisteten ihm öffentlich Huldigung, und ließen auf dem Rathhause und Stadtthürmen Paniere mit dem Reichsadler aufstecken, zum Zeichen, „daß sie jetzt gefreit seien und zum Reiche gehörten." Die Würzburger schienen ihr Ziel erreicht zu haben.

Wenceslaus versuchte darauf, den Bischof mit den Städten auszusöhnen. Seine Versuche waren fruchtlos. Im Gegentheil, als jener Kaiser im J. 1399 von den Churfürsten des deutschen Reiches entsetzt, und an seine Stelle Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein erwählt worden war; da sprühte die Kriegsfackel erst recht verderblich, und beide Parteien rüsteten sich nun mit allen Kräften zum Kriege. Es hatten aber die Verbündeten in Würzburg die den Geistlichen geraubten Vorräthe schnell verprasst, und litten bald große Noth, da der Bischof der Stadt die Zufuhr abgeschnitten hatte. Dieser aber, vorsichtig und berechnend, besaß ringsumher reiche Magazine, die er durch Mannschaften wohl geschützt hielt. Deshalb versammelten sich die städtischen Eidgenossen, berathschlagten, wie sie der wachsenden Bedrängniß abhelfen möchten, und beschlossen, das Dorf Berchtheim zu überfallen, wo von den Geistlichen große Vorräthe aufgespeichert lagen. Der Ort war jedoch durch eine Besatzung wohl gedeckt, und deshalb ward der Zug dreitausend Mann stark unternommen. Bischof Gerhard, von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt, rückte den Bürgern entgegen. Sein Heer ward von dem Domprobste Johann von Egloffstein und drei Domherren angeführt. Als die Bürger die Schaar der Feinde gewahrten, verließen sie den bereits eingenommenen Dorfkirchhof und stellten sich in Schlachtordnung. Der Domprobst schlug jetzt im Namen des Bischofs sechs adelige Knappen zu Rittern, und ließ viele der berittenen Reisigen von den Pferden absteigen, um zu Fuße vortheilhafter kämpfen zu können. Nun begann die Schlacht. Der Ungestüm des verbündeten Fußvolkes, der Zunftgenossen, warf Alles nieder, zersprengte die bischöfliche Reiterei, die in unordentlicher Flucht das Feld verließ. Die Bürger schienen den Sieg errungen zu haben. Aber während sie frohlockend die Fliehenden in zu wildem Eifer verfolgen, erscheint eine bischöfliche Hilfsschaar: das Aufgebot des Adels und der Baunach, drei und sechzig Pferde stark. Kampfbegierig bricht sie sofort in die aufgelockerten Reihen der Städter, ermuthigt sammeln sich die Fliehenden — und der Tag, der 11. Jan. 1400, endet mit einer gänzlichen Niederlage der Eidgenossen.— Elfhundert Bürger blieben todt auf dem Wahlplatze, vierhundert wurden gefangen, die Mehrzahl aber rettete sich durch die Flucht.

Die Städte mußten sich nun unterwerfen. Sie mußten von Neuem die Erbhuldigung leisten, die Schlüssel zu allen Thoren und Thürmen übergeben, Gehorsam und Anerkennung aller vorigen Herrlichkeiten und Gerechtsame des Bischofes geloben. Dieser dagegen versprach, die Bürger bei ihren alten Herkommen und Freiheiten zu schützen, und ihr gnädiger Herr sein zu wollen. Darauf hielt Gerhard seinen Einzug in Würzburg, und belegte die Schuldigen mit theilweise harten Strafen. Die Chronik bemerkt:

„So endete also der Aufruhr der Würzburger Bürger, nachdem er beinahe drei Jahre gewährt, zu ihrem und ihrer Nachkommen größten Nachtheile. Durch zeitige Nachgiebigkeit hätten sie wohl alle dessen traurigen Folgen und den blutigen Ausgang vermeiden und mit Ehren und sonder Glimpf denselben stillen können. Allein Stolz und Trotz auf eigene Macht verblendete die guten Leute so sehr, daß sie die eigene und ihrer Familie Wohlfahrt ihrem Wahn nachsetzten, und des unbeschreiblichen Jammers nicht gedachten, welcher ihres thörlichten Unternehmens unausbleibliche Folge sein mußte. — Zwar hatten sich viele unter den Bürgern große Mühe gegeben, die aufrührerischen Pläne der Uebrigen gleich im Anfange zu unterdrücken; allein diese waren fruchtlos und für sie selbst verderblich gewesen. — Wohl hätte auch der Rath gleich Anfangs zu rechter Zeit ernstlich auftreten, und den Ungestüm des gemeinen Volkes zügeln sollen; doch scheint er diese Pflicht vernachlässigt, und sich gleichfalls bei dem Aufstande betheiligt zu haben; und so traf Alle gleich harte Strafe des Verhängnisses."

Boppard.

Von E. Braudenbusch.

Herrya ein Städtlich

Boppard, am linken Rheinufer, von malerisch gruppirten Bergen und wohlangelegten, schönen Gärten umschlossen, eröffnet eines der anziehendsten, anmuthigsten landschaftlichen Gemälde des Stromes.

Jenseits einer bedeutenden Flußbiegung steigt Boppard — bei den Römern Baudobrica genannt — von weitgezogenen Ringmauern, mit runden, vorspringenden Thürmen und Thoren umgeben, von der festen Warte der ehemaligen, erzbischöflichen Burg, von der doppelt bethürmten Pfarrkirche und dem hochgelegenen, früher berühmten adeligen Frauenstifte Martenburg überragt, — gleichsam aus den hellglänzenden Wellen des Rheines empor, in denen sich seine interessante Rheinseite abspiegelt. Eine statistische Uebersicht des Römerreiches aus dem 2. Jahrhundert, die Notitia Imperii, weist hier dem Vorsteher der Belagerungswerkzeuge seinen Wohnort an, so wie hier gefundene römische Steine die Station der 13. Legion annehmen lassen.

Von den drei, zu verschiedenen Zeiten entstandenen Ringmauern der Stadt, welche die allmälige Ausdehnung derselben bis zur Vorstadt, dem jetzigen Dörfchen Niederburg, beweisen, ist die Vertheidigungsmauer, welche im länglichen Viereck die innere Stadt umschließt, römische Gußmauer. Von dem fränkischen Königshofe zu Boppard, woran der, bei der sogenannten Altburg, einem Felsen unterhalb der

Digitized by Google

Stadt, vorbeirauschende Königsbach erinnert, sind nur noch wenige Grundmauern vorhanden. Von dem alten Reichspalaste, der auch am untern Ende der Stadt stand, ist jede Spur verschwunden; aber sein Gedächtniß lebt fort in den zahlreich hier ausgefertigten Diplomen sächsischer, fränkischer und hohenstaufischer Kaiser.

Treu hing die Stadt den deutschen Kaisern an, deren Dankbarkeit die Treue und Ergebenheit der Bürger durch verschiedene ihnen gewährte Vorrechte lohnte. Schon Otto der Große, der muthige Besieger der Ungarn auf dem Lechfelde, schenkte der Stadt eine ihrer ansehnlichsten Besitzungen: den reichen Gebirgswald, dem sie so oft in Geldnöthen zur Kriegszeit ihre Rettung verdankte.

Wie oft stand dieselbe zum Schirm der Kaiser den Kurfürsten entgegen, deren Unwillen sie alsdann auch oft recht empfindlich traf; jedoch muthig und kriegerisch, einen entschlossenen Magistrat an der Spitze, suchten ihre Bewohner der Stadt Gerechtsame stets mit Energie zu vertheidigen. Zur Zeit ihres höchsten Flores, als freie Reichsstadt, mußte sie jedoch nur zu bald das Schicksal Oberwesels theilen, welches Kaiser Heinrich VII. über sie 1312 verhängte, indem er beide Städte seinem Bruder Balduin, dem heidenmüthigen Erzbischofe von Trier, zu Lehen übergab. An die Stelle der früheren Reichs- und Fürstenversammlung, welche Boppard wohlhabend gemacht hatten, trat jetzt Einquartierung brandschatzender Truppen. Die jetzige kurfürstliche Munizipalstadt suchte aber im lebhaften Gefühle ihres unverdienten Druckes jede Gelegenheit, sich wieder frei zu machen, und der Erzbischof von Trier, Johann von Baden, obgleich von Fürsten, Grafen und dem schwäbischen Städtebunde unterstützt, wäre bei der in der rheinischen Geschichte berühmten Belagerung Boppard's von 1494 der Stadt nicht Herr geworden, wenn die Belagerten weniger für Wein und mehr für Korn gesorgt hätten. Nachdem jedoch die Stadt 1501 die Oberherrschaft Trier's anerkannt hatte, wurden die Trierischen Kurfürsten bald gewahr, daß sie auf Boppard in Gefahr rechnen konnten, wie sich auch die Treue der Bürger gegen Richard von Greifenklau bei der Sickingischen Fehde bewährte. Berühmt war das reichbegüterte, tapfere Geschlecht der Beyer unter den Edlen Boppards, dessen Stamm zu Ende des 16. Jahrhunderts erlosch. Ihr starker Arm, gewohnt das Riesenschwert zu handhaben, half dem Kaiser Rudolph die Raubburgen am Rhein erobern. Das Stammhaus der Beyer, das sogenannte Beyerhaus, mit architektonisch-merkwürdigen Einzelheiten, findet sich bei dem ehemaligen Franziscanerkloster, dem es als Krankenhaus diente. Auch hier, wie in St. Goar und Bacharach, stand ein Tempelhof, noch zu erkennen an dem mit byzantinischen Rundbogenfenstern verzierten Gemäuer. Bei einer Belagerung in Ptolemais in Palästina kommen unter den Kreuzfahrern auch Tempelritter von Boppard vor. Für gute Degen und wackere Zecher galten sie im Christenlager.

Viele enge Gassen und Gäßchen nach dem Rheine zu, mit spitzgiebeligen, alten Häusern, und eben so sonderbaren als künstlichen Holzverschränkungen, geben der Stadt ein düsteres, mittelalterliches Ansehen, das nur hin und wieder in der Hauptstraße und am Markte durch Neubauten unterbrochen wird.

Die um 1200 erbaute Pfarrkirche in der Mittelstadt, mit den beiden, durch einen Gang verbundenen, gespitzten Thürmen, zeichnet sich in baulicher Hinsicht durch eine merkwürdige Uebervölbungsart aus. Die Karmeliterkirche in der Niederstadt besitzt ein gutes Marmorrelief, die h. Dreifaltigkeit darstellend, und sehenswerthe Grabsteine und Denkmale.

In der Oberstadt, vor der Franziscanerkirche, jetzt außer gottesdienstlichem Gebrauche, liegt das gleichnamige, ehemalige Nonnenkloster St. Martin, in welchem der gegenwärtige Besitzer, der berühmte Naturforscher, namentlich durch seine langjährigen Reisen und Studien in Japan bekannt, Ph. v. Siebold, großartige Gewächshäuser anlegen ließ. In dem ehemaligen Frauenstift Marienburg, 1123 von dem Adel und der Bürgerschaft von Boppard gegründet, befindet sich eine Wasserheilanstalt, die sich, gleich dem unterhalb Boppard gelegenen Mühlbade, zahlreicher Kurgäste zu erfreuen hat. Marienbad, um welches schattige, geschmackvolle Anlagen und herrlich grünende Wiesen ihren freundlichen Rahmen schlingen, bietet in seinen schönen, zweckmäßig eingerichteten Räumen dem Badegaste jede Unterhaltung und geistige Erhohlung und alle zur Kur erforderlichen Heilbedingungen, so wie dem Auge die reizendsten Ansichten in das romantische, vom Rheine gleich einem See durchzogene Thal. Zwei herrliche Bachthäler öffnen sich an seinem Fuße, und laden zu Spaziergängen ein: das Mühlen- und Marienbergerthal, durch welches letztere die Straße über den Hunsrücken nach den Trümmern der Ehrenburg, dem Dorfe Brodenbach und Alken mit seinen ausgedehnten, doppelten Burgruinen an der Mosel, in wenigen Stunden führt. Welche Fülle von Naturschönheit bietet sich hier dem Kurgaste von Marienbad, in den vielen naheliegenden Kuppen des Hunsrückens allein dar, ohne noch des jenseitigen rechten Ufers zu gedenken, wo, Boppard gegenüber, das seiner Bestimmung wiedergegebene Kloster Bornhofen, mit seiner berühmten Wallfahrtskirche unter schattigen Kastanienbäumen; dann das Dorf Camp und die nahe liegenden, weitläufigen Ruinen von Sternberg und Liebenstein freundlich zum Besuche herüberwinken; wo ferner das reinliche Dörfchen Filsen, mit seinem weißen Kirchthurme, aus dunkelgrünem Waide hochstämmiger Obstbäume hervorsieht, zur idyllischen Ruhe einladet.

Rauschend strömt der Fluß bei Filsen gegen die weit in sein Bett vortretenden Steinmassen eines kühnen, steilen Felsrückens, um die er sich scharf nach Osten wendet, als wolle er seinen Lauf wieder zurücknehmen, bis er bei Osterspai wieder seine nördliche Richtung verfolgt. Auf dem linken Ufer zieht über der Heerstraße, dicht am Gestade, der Boppарder Hamm, sorgsam gepflegte Rebenanlagen, über denen der weithin sichtbare Jacobsberger Hof liegt. Eigenthum des Coblenzer Gymnasiums, gehörte er früher den Jesuiten, welche ihn mit noch andern Gütern des aufgehobenen Frauenklosters Peternach, als Geschenk des Kurfürsten Jacob von Eltz, erhielten. Dies vormalige Frauenkloster, gegründet von den Hohenstaufen, lag in der Schlucht am Fuße des ausgedehnten Weinberges, und wurde schon von Friedrich dem Rothbart: ein berüchtigter Sammelplatz der Räuber, conventum latronum genannt. Bis in die neueste Zeit rechtfertigte diese Stelle ihren bösen Leumund. Ein stark betretener Bergweg führt an ihr vorbei nach Rhense, mit wieder erbautem Königsstuhle, quer den Bogen durchschneidend, welchen der Rhein auf zwei Stunden Länge beschreibt. Hier gleicht der Strom einem weitgestreckten, stillen See, in

Digitized by Google

deſſen Wellen die abgerundeten oder plattgedrückten Berge, deren Gipfel mit düſterem Gehölze bewachſen ſind, ihre grauſenhaften Schatten werfen. Die Oede und Stille wird nur hier und da durch eine kleine Fiſcherwohnung am Strande unterbrochen, und die Landſchaft hat ganz das ſchauerliche Anſehen einer oſtlandiſchen Gegend. Doppard mit 2800 Einwohnern und einem guten Progymnaſium, treibt Handel mit Wein, Holz und geſuchtem Baumwollengarn.

Ueber den Sitz der Seele.

Von

Dr. Louis Büchner.

Die Frage nach dem Sitze der Seele im menſchlichen oder thieriſchen Körper iſt gewiß nicht nur eine der wichtigſten, ſondern auch intereſſanteſten Fragen der theoretiſchen Naturforſchung, und kein Gebildeter ſollte heutzutage mit dem unbekannt ſein, was die Wiſſenſchaft darüber erfahren und erforſcht hat. In der That hat denn auch dieſe Frage von jeher Philoſophen und Aerzte auf's lebhafteſte beſchäftigt; und die Geſchichte dieſer Beſchäftigungen läßt uns erkennen, daß die Antwort auf jene Frage durchaus keine ſo einfache und ſelbſtverſtändliche iſt, als es uns wohl nach dem heutigen Stand unſerer Kenntniſſe auf den erſten Anblick ſcheinen mag. Es mag wohl kaum ein Organ oder Syſtem des thieriſchen Körpers geben, dem nicht einmal die Ehre angethan worden wäre, für den Sitz der Seele erklärt zu werden. Die griechiſchen Philoſophen Heraklit und Kritias, ſowie die jüdiſchen Philoſophen verſetzten die Seele in das Blut; Epikur ſuchte ſie in der Bruſt; Plato im Gehirn; Ariſtoteles und Ficinus im Herzen. Neuere Philoſophen verſetzten ſie in das geſammte Nervenſyſtem, oder behaupteten, die Seele habe gar keinen beſtimmten Sitz, ſondern wohne gleichmäßig verbreitet im ganzen Körper. Nachdem philoſophiſche Forſchungen keinen Zweifel mehr über die innige und nothwendige Beziehung des Gehirn's zu den ſeeliſchen Functionen gelaſſen hatten, konnte man doch nicht zu der ebenſo einfachen, als natürlichen Erkenntniß gelangen, daß das ganze Organ als Sitz und Wohnort der Seele zu betrachten ſei, ſondern man ſuchte nun ſonderbarerweiſe nach einzelnen Puncten oder Stellen des Gehirn's, in denen das geiſtige Weſen niſten ſollte. So ſetzte Carteſius die Seele in die ſ. g. Zirbeldrüſe, ein kleines unpaariges, den ſ. g. Hirnſand enthaltendes Organ, in der Mitte des Gehirns. Sömmering fand ſie in den Ventrikeln oder Höhlen des Gehirns; Kant in dem in dieſen Höhlen enthaltenen Waſſer; Andere in anderen Gehirntheilen. Aber ſelbſt noch in der allerneueſten und jüngſten Zeit hat ſich innerhalb der phyſiologiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt ein Streit gegen die bisherige Alleinherrſchaft des Gehirns als ausſchließlichen Wohnſitzes der Seele erhoben, und auf zahlreiche Verſuche an Thieren geſtützt, behauptete ein phyſiologiſcher Schriftſteller, daß auch dem Rückenmark ſeeliſche Functionen oder geiſtige Thätigkeiten zukämen. Auf dieſen Streit werden wir nachher zurückkommen haben.

Daß nun das, hinter der Stirne verborgene Gehirn eine ganz vorzugsweiſe Beziehung zu der Thätigkeit der Seele haben müſſe, dieſe Erkenntniß drängt ſich ſelbſt dem Laien, und dem mit phyſiologiſchen Dingen gänzlich Unbekannten, bei einiger Ueberlegung mit einer gewiſſen Nothwendigkeit auf. Wir fühlen es, ſo zu ſagen, daß wir mit dem Kopfe denken und legen unwillkührlich die Hand an die Stirn, um unſerm Nachdenken aufzuhelfen. Nach langem Denken, oder geiſtiger Anſtrengung, haben wir ein Gefühl von Ermüdung im Kopfe, und der Kopf wird uns ſchwer, wie man zu ſagen pflegt, wenn und der Schlaf anwandelt, oder wenn die Trunkenheit eine Störung unſeres geiſtigen Weſens hervorbringt. Aber weit weniger bekannt und erkannt iſt es von der großen Mehrzahl der nicht phyſiologiſch Gebildeten, daß das Gehirn auch ausſchließliches Organ der Seele iſt, und daß in ihm nicht nur alle Denkproceſſe, ſondern auch alle Empfindungen, Gefühle, und alle Vorgänge des Wollens und körperlichen Empfindens zu Stande kommen. So haben wohl die meiſten Menſchen den dunkeln Glauben, das Herz ſei ganz vorzugsweiſe der Sitz geiſtiger Gefühle und Empfindungen, ſo vor Allem der Liebe, und dem tägliche Sprachgebrauch des Lebens, wie der Dichtung, drückt dieſe Idee recht deutlich und unverkennbar aus. Nichts deſto weniger hat das Herz auch nicht die allermindeſte Beziehung zu ſeeliſchen Thätigkeiten, wie dieſes wiſſenſchaftlich außer Zweifel ſteht. Das Herz iſt nichts weiter, als ein hohler, ſchlauchförmiger Muskel, welcher in andauernder Bewegung die geſammte Blutmaſſe durch den Körper und die Lungen treibt, und erwieſenermaaßen gar keine andere Beſtimmung hat und haben kann. Niemand wird behaupten, daß ein Muskel denken oder geiſtig fühlen könne. Wenn wir die Erfahrung machen, daß das Herz bei Gemüthsbewegungen ſtärker ſchlägt, oder gar einen Augenblick ſtille ſteht, ſo iſt dieſe Erſcheinung nichts weiter, als die Folge einer geiſtigen Alteration, welche auf das Gehirn einwirkt, und von dieſem aus einen Reiz auf das Herz ausübt, durch den daſſelbe in ſeiner normalen Bewegung geſtört wird. Dieſe Fortpflanzung geſchieht durch einen beſtimmten, uns wohlbekannten Nerven, welcher Herz und Gehirn verbindet und nach deſſen Durchſchneidung jene Einwirkung augenblicklich ganz unmöglich wird. Das Herz kann erkranken, und Jahre lang die bedeutendſten krankhaften Störungen, Verknöcherungen u. ſ. w. mit ſich herum tragen, ohne daß dadurch die Seele den mindeſten Schaden erlitte.

Es erwachſen daraus keine anderen geiſtigen oder gemüthlichen Störungen, als ſolche, welche mit länger andauerndem Krankſein überhaupt vergeſellſchaftet ſind, oder ſolche, welche dem durch die Krankheit des Herzen's geſtörten und veränderten Blutlauf im Gehirn ihre Entſtehung verdanken. Daher iſt auch die Redensart von Menſchen mit einem „verknöcherten Herzen“ nur eine rein bildliche. Menſchen mit Herzverknöcherung — und es ſind namentlich junge Mädchen dieſem traurigen Leiden unterworfen — können die gemüthvollſten und beſten Leute ſein. In der nämlichen

Digitized by Google

Weiſe können alle anderen Organe oder Syſteme des Körpers erkranken, und dabei die Seele ganz unbetheiligt laſſen. Im Gegenſatze dazu haben Krankheiten des Gehirn's, wie wir ſpäter genauer ſehen werden, den allerbedeutendſten Einfluß auf den Zuſtand des Geiſtes.

Das Gehirn iſt nun, wie geſagt, einziges und ausſchließliches Organ und alleiniger Sitz der Seele. Es iſt derjenige körperliche Centralpunct, in welchem nicht nur das Selbſtbewußtſein und das Denken ſeinen Sitz hat, ſondern in welchem auch jegliche Art von Fühlen und Empfinden zu Stande kommt, und von welchem jeder von den körperlichen Organen ausgeführte Willensact, möge er noch ſo gering ſein, unmittelbar ausgeht. Ohne Gehirn iſt, wenigſtens in dieſem irdiſchen Leben, keine Art von geiſtiger Thätigkeit bekannt oder denkbar. Eine ſcheinbare Ausnahme machen nur die niederſten Thiere, bei denen indeſſen einzelne Nerven-Centralknoten die Stelle des Gehirns zu vertreten ſcheinen, und bei denen überdem, wie bekannt, das geiſtige Weſen nur von der alleruntergeordnetſten Art iſt. Das Gehirn iſt gewiſſermaßen der allgemeine Vorſtand des ganzen thieriſchen Haushalts, welcher bald direct, bald indirect ſeine Befehle von ihm erhält, und umgekehrt nur dazu da zu ſein ſcheint, um jenes und die in ihm wohnende Seele zu ernähren und zu erhalten. Die Nerven, weiße, bandartige Streifen, welche den ganzen Körper durchziehen, verbinden das Gehirn mit allen Theilen des Leibes, und machen ſo jene Alleinherrſchaft möglich. Sie ſind gewiſſermaßen die Bahnen, welche in fortwährender Thätigkeit ſind, um dem Gehirn die genaueſte Kunde von Allem zu bringen, was an jedem noch ſo kleinen Theile des Körpers vorgeht, oder auf denſelben einwirkt; und welche anderſeits jeden Augenblick bereit ſtehen, um die Befehle der Seele nach allen Puncten des Leibes, welche unter ihrer unmittelbaren Herrſchaft ſtehen, hinzuleiten. Dieſe Leitung geſchieht mit einer faſt unmeßbaren Geſchwindigkeit, ſo daß die Wirkung am Endpuncte der Nerven beinahe in demſelben Augenblick eintritt, in welchem der Reiz auf ſeinen Anfangspunct einwirkte. Die Nerven ſelbſt ſind gänzlich empfindungs- und willenlos; und können nur als Leiter von Reizen dienen, die entweder von dem Gehirn ausgehen (Wollen) — oder nach demſelben hinſtrömen (Empfinden). Es kommt uns zwar auf den erſten Augenblick wunderbar und ſogar unmöglich vor, daß das körperliche Empfinden und Wollen im Gehirn zu Stande kommen ſoll, und nicht an dem Puncte, wo man eben empfindet oder will. Wenn ich mich in den Finger ſchneide, ſagt man, ſo fühle ich den Schmerz nicht im Kopf, ſondern im Finger; und wenn ich den Fuß bewege, ſo gebrauche ich dazu nicht den Kopf, ſondern den Fuß. Aus dieſem Grunde behauptet auch der Philoſoph F. Fiſcher, daß die Seele nicht allein im Gehirn, ſondern im geſammten Nervenſyſtem wohne. „Daß die Seele dem ganzen Nervenſyſtem immanirt," ſagt er, „beweiſt, daß ſie an allen Orten deſſelben empfindet, wahrnimmt und wirkt. Ich empfinde den Schmerz nicht in einem Centralpunct des Gehirns, ſondern an Ort und Stelle!" — In der That nun iſt dieſe Anſicht eine durchaus falſche, und das Empfinden und Wirken der Seele an Ort und Stelle nur ein ſcheinbares. Eine Reihe einfacher Experimente und eine Menge der ſchlagendſten Erfahrungen laſſen über dieſe intereſſante Wahrheit, welche die Phyſiologen mit einem Kunſtausdruck als das Geſetz der „excentriſchen Erſcheinung" zu bezeichnen pflegen, auch nicht den allergeringſten Zweifel. Schneidet man irgend einen Nerven an irgend einer Stelle durch, ſo hört in demſelben Augenblick jede körperliche Empfindung in den von demſelben verſorgten Körpertheilen auf, weil der auf dieſe Theile wirkende Reiz nun nicht mehr zu dem Gehirne fortgepflanzt werden kann. Ebenſo haben dieſe Theile mit demſelben Augenblick jede Möglichkeit willkührlicher Bewegung gänzlich verloren. Empfänden die Nerven ſelbſt, oder wären ſie die Urſache der Bewegung jener Theile, ſo iſt leicht einzuſehen, daß die bloße Trennung der Nerven vom Gehirn jene Wirkung nicht hervorbringen könnte, und daß Empfindung und Willen auch nach der Trennung in jenen Theilen fortbeſtehen müßten. Statt deſſen kann keinerlei Art von Erregung eines Nerven zum Bewußtſein kommen, ſobald ſein Zuſammenhang mit dem Gehirn aufgehoben iſt. Das Auge ſieht nicht, das Ohr hört nicht, die Zunge ſchmeckt nicht — ſobald man die Nerven, welche dieſe Organe mit dem Gehirn verbinden, getrennt, durchſchnitten hat. Da der Nerve nicht ſelbſt empfindet, ſondern nur leitet, ſo iſt es auch ganz einerlei, auf welche Stelle ſeines Verlaufs ein Reiz auf denſelben ausgeübt wird. Die Empfindung des Reizes bleibt ſtets dieſelbe, da ſie immer nur im Gehirn entſteht, und der Empfindende glaubt den Schmerz nicht an derjenigen Stelle zu fühlen, wo der Nerv gereizt worden iſt — ſondern an denjenigen Puncten des Körpers, in welchen ſich die Endverzweigungen jener Nerven befinden. Stößt man ſich an den Ellenbogen, ſo empfindet man den Nervenſchmerz nicht da, wo man ſich geſtoßen hat, ſondern in den Fingern, in welchen ſich der am Ellenbogen fortlaufende Nerve verzweigt, obgleich dieſe Theile bei dem Stoß nicht im Mindeſten betheiligt waren. Daß wir aber die Empfindung an das Ende des Nerven und nicht an ſeinen im Gehirn befindlichen Anfang verlegen, iſt bloß Folge der Gewohnheit. Die Leitung zum Gehirn geſchieht ſo ſchnell, daß wir keinen Zeitunterſchied zwiſchen der Einwirkung des Reizes und unſerer Empfindung wahrzunehmen im Stande ſind, und daher rührt die Täuſchung, als hätten wir an Ort und Stelle empfunden.

Leidet Jemand an einer Krankheit des Rückenmarks, welches zum größten Theil nichts weiter als eine Vereinigung vieler Körpernerven in einen einzigen iſt, ſo ſpürt er die Schmerzen wohl auch im Rücken ſelbſt, weil die Häute des Rückenmarks eigene Nerven beſitzen — hauptſächlich aber in den Beinen, wie überhaupt in allen Körpertheilen, zu denen Nerven von der erkrankten Stelle aus hinlaufen.

Leute, welchen man das Bein abgeſchnitten hat, haben fortwährend die Empfindung, als beſäßen ſie daſſelbe noch, ja, ſie verſpüren noch Jahrelang darnach in dem abgeſchnittenen Beine deutliche Schmerzen, ſobald die mit der Narbe verwachſenen Enden der durchſchnittenen Nerven gezerrt oder gereizt werden. Man bildet bisweilen künſtliche Naſen in der Weiſe, daß man einen Hautlappen aus der Stirn ausſchneidet und dieſen an die Stelle der verloren gegangenen Naſe aufnäht. Berührt man bei ſolchen Operirten die neue Naſe, ſo haben ſie nicht die Empfindung, als berühre man ihre Naſe, ſondern als berühre man ihre Stirn; und es dauert dieſe Empfindung ſo lange an, als noch eine Nervenverbindung zwiſchen der Stirn und dem ausgeſchnittenen Hautlappen beſteht. Die heftigſten Nervenſchmerzen kann

Digitized by Google

man augenblicklich verschwinden machen, sobald man den betreffenden Nerven durchschneidet und dadurch seine Leitung nach dem Gehirn als dem Punct, wo der Schmerz wirklich empfunden wird, aufhebt. Hat man Jemandem ein Auge ausgeschnitten, und reizt nun auf irgend eine Weise das durchschnittene Ende des Sehnerven, so hat derselbe die Empfindung von Licht und Feuer, obgleich der Seh-Apparat gänzlich zerstört ist. Das Gefühl des Hungers entsteht nicht im Magen, sondern im Gehirn. Schneidet man den Nerven entzwei, welcher Gehirn und Magen verbindet, so hat jeder Hunger ein Ende.

Wie nun die körperliche Wahrnehmung und Empfindung im Gehirn zu Stande kommt, so kann auch jeder Willensact nur von ihm allein ausgehen. Mit der Durchschneidung der Armnerven ist der Arm gelähmt und jede Willensäußerung in demselben unmöglich. Ein recht schlagendes und allgemein verständliches Beispiel bieten die so genannten Schlagflüsse. Wird Jemand vom Schlag gerührt, so hören, wie bekannt, wenn der Tod nicht sofortige Folge ist, Empfindung und Wille in einer Körperhälfte plötzlich auf. Das Wesen dieser Krankheit besteht in einem plötzlichen Austritt von Blut aus den Hirngefäßen in das Gehirn, welches Blut einen mächtigen Druck auf seine Umgebung ausübt. Da dies gewöhnlich nur auf einer Seite des Gehirns geschieht, so leidet auch gewöhnlich nur eine Körperhälfte. Ist die ausgetretene Blutmenge groß, und daher der Druck, den sie ausübt, bedeutend, so ist die entsprechende Körperhälfte von dem Momente jenes Zufalls an jeder Empfindung und Bewegung beraubt, vollkommen gelähmt und schmerzlos, obgleich dieser Körpertheil nebst Nerven und Gefäßen an sich vollkommen gesund ist. Besäße er eine ihm eigen zukommende und vom Gehirn unabhängige Empfindlichkeit und Beweglichkeit, so könnte natürlich jenes sonderbare Verhältniß nicht stattfinden. Bald erkrankt auch der Theil selbst, magert ab u. s. w. — aber bloß in Folge des ihm mangelnden Nerveneinflusses von Seiten des Gehirns.

Hier haben wir also ein deutliches Beispiel eines Verschwindens geistiger Thätigkeit aus einem ganzen Körpertheil nur als Folge der Erkrankung eines Theils des Gehirns; und dieses eine Beispiel ließe sich durch eine Menge andrer und ähnlicher leicht vermehren. Umgekehrt können alle nur denkbaren Erkrankungen und Beschädigungen aller Theile und Organe des Körpers, mit Ausnahme des Gehirns, stattfinden, ohne der Seele auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Wir können einem Menschen Arme und Beine abschneiden, ohne daß dadurch sein geistiges Wesen auch nur den allergeringsten Schaden leidet; alle Eingeweide und Systeme können leiden und seine Seele gesund sein. In dem verkrüppeltsten, ärmlichsten Körper wohnt oft die schönste Seele, während ein verkrüppeltes Gehirn auch jedesmal einen verkrüppelten Geist birgt.

Diese Erfahrungen widerlegen recht schlagend die Ansicht Derjenigen, welche aus theoretischen Gründen die Behauptung aufstellen, die Seele wohne nicht in einem einzelnen Organ, sondern im ganzen Körper. Schon die so genannte Einheit der Seele würde ein solches Verhältniß unmöglich machen. Die Organe und Theile des Körpers sind nicht Träger, sondern nur Diener und Ernährer der Seele.

Ist es nun ausgemacht, daß alle körperlichen Empfindungen, Wahrnehmungen und Willensanregungen nicht an Ort und Stelle, sondern im Gehirn zu Stande kommen, so fragt es sich weiter: wie ist es möglich, daß alsdann jede einzelne Empfindung abgesondert und mit dem bestimmten Bewußtsein desjenigen Ortes, an welchem der Reiz einwirkte, zu unserer Wahrnehmung gelangt? Müßten nicht alle Schmerzen als ein einziger Schmerz, alle körperlichen Gefühle als ein einziges Gefühl in dem Centralpunct des Nervensystems, in dem Gehirn, empfunden werden? Und wie ist es möglich, daß wir jede einzelne Muskel besonders bewegen, da doch eine Willensanregung in dem einen Centralpunct alle, oder wenigstens viele Muskeln auf einmal in Bewegung versetzen mußte?

Auch diese Schwierigkeit ist nur eine scheinbare, und die physiologische Wissenschaft besitzt eine ganz bestimmte Vorstellung, um das Gesetz der excentrischen Erscheinung erklärlich zu machen. Das Gehirn steht, wie wir gesehen haben, durch die von ihm ausstrahlenden Nerven, welche zum größten Theil sich im Rückenmark in einem einzigen Bündel vereinigen, mit allen Theilen des Körpers in einer unmittelbaren Verbindung. Die Nerven selbst bestehen aus einer Vereinigung zahlloser, unendlich feiner Fädchen, welche sich nie unter einander verbinden, sondern ununterbrochen von den äußersten Körpertheilen bis zum Gehirn laufen, und die auf sie einwirkenden Reize vollkommen vereinzelt an ihren Anfang oder ihr Ende leiten. Ein Theil von ihnen leitet nur Eindrücke von dem Körper nach dem Gehirn; es sind diejenigen Fasern, welche die körperlichen Empfindungen vermitteln; ein anderer leitet nur Eindrücke von dem Gehirn nach dem Körper; es sind diejenigen Fasern, welche dem Wollen dienen. Da sie so unendlich fein und zahlreich sind und sich überall hin vertheilen, so giebt es keinen noch so kleinen Punct des Körpers, der nicht durch sie in einer unmittelbaren Verbindung und Leitung mit dem Gehirn stände. Nun muß man sich vorstellen, daß die Anfänge aller dieser feinen Fädchen in einer solchen Weise innerhalb der Gehirnmasse räumlich ausgebreitet liegen, daß zum Ersten jeder einzelne Eindruck auf eine oder mehre Fasern von Außen her auch in dem Gehirn räumlich gesondert, und dem getroffenen Körpertheil entsprechend, von dem Bewußtsein empfunden und wahrgenommen werden kann, — und daß zum Zweiten auch jeder in dem Gehirn entstehende, gesonderte Willenseindruck nur einen gesonderten Theil jener Faseranfänge berührt und in Bewegung setzt. Man hat dieses letztere Verhältniß recht passend mit dem Verhältniß eines Clavierspielers zu seinem Instrument verglichen. Es werden von demselben immer nur einzelne Tasten angeschlagen, und damit entfernt von diesen Tasten eine bestimmte, gesonderte Wirkung auf einzelne Saiten des Instrumentes erzeugt. So schlägt auch der Wille jedesmal nur die Anfänge einzelner Nervenfädchen im Gehirn an, und erzeugt damit jedesmal eine bestimmte und räumlich gesonderte Wirkung in einzelnen Muskeln oder Organen.

Daß diese Anschauung eine richtige ist, wird auch namentlich durch die interessanten Erscheinungen der s. g. Mitbewegungen und Mitempfindungen bewiesen. — Schmerzt uns ein hohler Zahn, so verspüren wir Schmerzen nicht bloß in dem Zahn, sondern in der ganzen Wange, im Kopf u. s. w. Gewöhnlich glaubt der Kranke alsdann an einem s. g. rheumatischen Zahnweh zu leiden, obgleich nur der leidende Zahn die einzige Ursache der Schmerzen ist.

Digitized by Google

Die Ursache dieser verbreiteten Schmerzen liegt eben darin, daß die Erregung des leidenden Zahnnerven eine so bedeutende ist, daß sich diese Erregung innerhalb des Gehirns auch den, jenem Nerven zunächst liegenden, Nervenanfängen mittheilt, und somit dieselbe Wirkung entsteht, als würden alle jene Nerven gleichzeitig vom Körper her gereizt. Aber die schmerzhafte Empfindung hat mit diesen Nerven in der That gar nichts zu thun, sondern entsteht nur im Gehirn.

Versuchen wir es, irgend einen kleinen Körpertheil, einen Finger, eine Zehe, einen einzelnen Gesichtsmuskel für sich zu bewegen, so gelingt uns dieses meist nicht, sondern wir bewegen andre Finger oder Zehen gleichzeitig und unwillkührlich mit, oder wir verziehen das ganze Gesicht. Der Grund davon ist der, daß der Wille es versehlt hat, innerhalb des Gehirns nur diejenigen wenigen Nervenfasern in Anschlag zu bringen, welche gerade den Körpertheil oder Muskel, den wir bewegen wollten, mit dem Gehirn verbinden; er schlug auch die nächstgelegenen Fasern mit an, wie ein ungeschickter Clavierspieler gewöhnlich mehr Tasten auf einmal greift, als er sollte. Daher bedarf es auch für den Menschen einer langjährigen Uebung durch das Leben, bis er es lernt, zweckmäßig zusammengesetzte oder vereinzelte Bewegungen mit seinen Gliedmaßen auszuführen; der Wille muß sich gewissermaßen auf die Handhabung seines Instruments einüben. Bei den Künstlern oder gewissen Gewerben und Handarbeiten, welche besonders zusammengesetzte oder schwierige Bewegungen nöthig machen, bedarf es in der That einer ungemein langen und ausdauernden Uebung zur Erreichung jenes Zweckes. Die Vollkommenheit der Bewegung steigert sich in dem Maße, als der Wille mehr und mehr lernt, entweder nur einzelne Nervenfasern für sich, oder eine gewisse Anzahl derselben in zweckmäßiger Combination, und gesondert von den zunächstliegenden Fasern, anzuschlagen, und solche gesonderte Anschläge sehr rasch auf einander folgen zu lassen. Das Mienenspiel des Schauspielers, das Fingerspiel des Musikers, die kunstfertige Hand des Webers oder der Spitzenklöpplerin u. s. w. sind lebendige Beispiele für das Gesagte. Im Gegensatze dazu entbehrt das Kind solcher Uebung und bewegt, wenn es irgend eine Handlung ausführen will, statt der dazu nöthigen Muskeln, gemeiniglich den ganzen Körper. Erst nach und nach lernt es seine Bewegungen isoliren oder vereinzeln.

Nach diesen Thatsachen, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß die geistigen Thätigkeiten Wille und Empfindung im Gehirn zu Stande kommen, müssen wir uns natürlich vorstellen, daß das Gehirn gewissermaßen ein räumliches Vorbild des ganzen Körpers enthalte, und daß jeder einzelne wollende, empfindende oder wahrnehmende Körpertheil auch im Gehirn einen ihm räumlich entsprechenden Punct besitze, von welchem aus seine ganze Thätigkeit geleitet wird, und in welchem seine verschiedenen Zustände von dem Bewußtsein wahrgenommen werden. In der That kann es gar nicht anders sein, und wenn auch directe Untersuchungen und Experimente über dieses Verhältniß, wegen der schweren Zugänglichkeit der betreffenden Gehirntheile, kaum möglich sind, so sind wir doch im Besitz einiger Thatsachen, welche eine vollkommene Bestätigung jener Anschauungsweise liefern. Namentlich wissen wir mit Bestimmtheit, daß nur die unteren und inneren Theile des Gehirns Centralorgan für Wille und Empfindung sind, während die darüber hergelagerten Theile desselben (die s. g. Rindensubstanz) ganz unempfindlich sind und auf Reizung keinerlei Körperzuckungen erregen. Sie scheinen dazu bestimmt, den höheren Thätigkeiten der Seele, dem Denken und geistigen Empfinden, als Organe zu dienen. In den unteren und inneren Theilen des Gehirns gehören die s. g. Vierhügel, wie das s. g. verlängerte Mark. Zerstört man die ersteren, so hört augenblicklich jede Gesichtswahrnehmung auf, das Thier wird blind; zerstört man das letztere, so hören augenblicklich die Athembewegungen auf, und es erfolgt baldiger Tod, da das Leben ohne Athem nicht bestehen kann. Zerstörungen oder Krankheiten beider vorderen Hirnlappen erzeugen Verlust des Sprachvermögens, auch manchmal des Geruchsinnes. Blutaustretungen im Gehirn, s. g. Schlagflüsse, bewirken Lähmung und Empfindungslosigkeit an bestimmten, und dem Orte des Austritts entsprechenden, Hälften oder Theilen des Körpers u. s. w.

Mochte es nun für den mit den physiologischen Wissenschaften nicht genauer Vertrauten seine Schwierigkeit haben, einzusehen, wie die minderen Seelenthätigkeiten, als: Empfinden, Wahrnehmen und Wollen, nur innerhalb des Gehirns zu Stande kommen konnten, so ist es weit weniger schwierig, einzusehen, wie auch die höheren Thätigkeiten des Geistes, als: Denken und Fühlen, in einer gewissen Weise von dem Gehirn abhängig sind, oder doch nirgendwo anders, als innerhalb desselben, vor sich gehen können, und wie demnach das Gehirn als der eigentliche und alleinige Sitz der Seele nach allen ihren Fähigkeiten und Aeußerungen angesehen werden muß. In der That überhäufen uns die Physiologie, die Pathologie und die tägliche Erfahrung mit einer solchen Unmasse von Thatsachen und Beweisen für jene Wahrheit, daß unter den Gelehrten keine Meinungsverschiedenheit, wenigstens über den Punct besteht, daß das Gehirn das eigentliche Organ des Geistes darstellt — und daß nur hin und wieder Behauptungen auftauchen, welche auch einigen anderen Theilen des Nervensystems die Möglichkeit zugestehen wollen, unter Umständen günstige Thätigkeiten entwickeln zu können. Was von diesen Behauptungen zu halten sei, wird im Verlaufe unserer Darstellung klar werden.

Vor allen Dingen giebt es kein anderes Organ oder System des Körpers, welches nach seiner Beschaffenheit oder Function im Stande wäre, der Seele als Sitz zu dienen. Von allen wissen wir, welchen Zweck, welche Aufgabe sie im Haushalte des Körpers zu erfüllen haben, nur beim Gehirn würde uns diese Frage dunkel bleiben, wenn wir uns nicht berechtigt fühlen dürften, dasselbe als Organ des Geistes zu erklären. Die Lungen dienen dem Athmen, das Herz der Blutbewegung, die Leber der Bereitung der Galle, die Milz der Blutbereitung, Magen und Darmkanal der Verdauung, die Nieren der Absonderung des Harns u. s. w. Das Blut vermittelt die Bildung und Ernährung des ganzen Körpers. Die Knochen und Bänder dienen dem Ganzen als Stütze. Die Nerven besitzen, wie wir gesehen haben, nur die Fähigkeit der Leitung. Das Rückenmark dient theils als Nervenstamm, theils als Organ der s. g. Reflex- oder unwillkührlichen Bewegungen. Der sympathische Nerve steht ebenfalls unwillkührlichen, s. g. vegetativen Functionen des Thierkörpers vor, und entwickelt keinerlei physische Functionen. Zwar hat man gerade ihm, der hauptsächlich im Brust

Digitized by Google

und Unterleib längs der Wirbelsäule seinen anatomischen Sitz hat, solche Functionen zuschreiben wollen, und hat behauptet, er sei die Ursache für das s. g. Hellsehen, Fernsehen und Vorhersehen der Somnambulen oder Clairvoyanten, welche angeblich einen verschlossenen Brief zu lesen im Stande sein sollen, welchen man ihnen auf Brust oder Unterleib legt, und Aehnliches. Aber derartige Erzählungen sind nichts als Märchen. Eine Wahrnehmung außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne, also übersinnliche oder übernatürliche Kräfte, giebt es nicht, und alle solche angeblichen Beispiele eines Hell- oder Fernsehens haben sich bei einer genaueren Prüfung als Betrug oder auf Täuschung beruhend herausgestellt. Der sympathische Nerve ist empfindungslos, und die ihm untergebenen Organe sind dem Einflusse des Willens entzogen. Alle jene vorhergenannten Organe oder Systeme des Körpers nun entsprechen nach Größe, Form und Zusammensetzung ganz dem Zwecke, der uns von ihnen bekannt ist und sind eben darnach nur geschickt, diese eine ihnen angewiesene Bestimmung zu erfüllen. Dagegen würde uns die Bestimmung des feinsten und vollkommensten aller Organe, des Gehirns, vollkommen räthselhaft und unerklärlich sein, wenn wir in ihm nicht die Wohnung der Seele gefunden hätten.

In der That ist aber auch kein anderes Organ des Körpers dieser hohen Bestimmung so würdig und fähig ihr zu entsprechen, als das Gehirn. Es erhebt sich dasselbe durch seine innere und äußere Form, sowie durch die Eigenthümlichkeit seiner trefflichen Zusammensetzung unendlich weit über alle übrigen Theile des Körpers. In seinem Innern finden wir eine Menge der verschlungensten und sonderbarsten, fast wunderbar zu nennenden Formen und Figuren, und seine Oberfläche ist bedeckt von zahlreichen, tief einschneidenden Windungen. Kein anderes Organ zeigt auch nur annähernd ähnliche Verhältnisse. Noch weit merkwürdiger ist die Construction seiner feinen, mikroskopischen Form-Elemente. Es besteht zum größten Theil aus zahllosen, höchst feinen Nervenfädchen, welche, zu Bündeln und s. g. Faserzügen vereinigt, unter einander die mannichfaltigsten Verschlingungen, Durchkreuzungen, Umbiegungen eingehen. Leider ist der Lauf dieser Faserzüge, wegen anatomischer Schwierigkeiten, im Einzelnen nur auf's Dürftigste bekannt. Weiter ist auch die chemische Zusammensetzung der Gehirnmasse eine höchst eigenthümliche, und es finden sich in ihr einige noch ganz räthselhafte und merkwürdige chemische Körper, wie das Cerebrin und Lacithin. Ja, es ist diese chemische Zusammensetzung nach Schlossberger's Untersuchungen nicht einmal, wie bei andern Organen oder Geweben, an allen Orten die gleiche, sondern es scheint, daß die einzelnen Hirntheile sogar sehr wesentlich unter einander, bezüglich ihrer chemischen Zusammensetzung, verschieden sind. Endlich ist der Blutgefäß-Apparat des Gehirns ein äußerst zusammengesetzter und eigenthümlich construirter, wie denn auch das Gehirn unter allen Organen dasjenige ist, welches weitaus die größte Menge Blut innerhalb einer gewissen Zeit zugeführt erhält. In Folge dieses starken Blutumlaufs, sowie der weichen, breiartigen Beschaffenheit der Gehirnmasse, geht denn auch der s. g. Stoffwechsel im Gehirn mit einer Schnelligkeit und Energie vor sich, wie in keinem andern Organe. Neue Stoffe werden fortdauernd zugeführt, alte und verwandelte abgesetzt. Dieser Stoffwechsel ist zur Erhaltung des Wesens und der Function der Gehirnmasse so nothwendig, daß dieselbe jener andauernden Wechselwirkung mit dem Blute kaum auf wenige Secunden entbehren kann, ohne ihre Thätigkeit sofort einzustellen und damit den Tod herbeizuführen.

An dieser Stelle können wir uns nicht enthalten, die folgende Anmerkung einzuschalten: die Herren Philosophen sind gar sonderbare Leute; sie glauben über Alles, was da krecht und fleugt, ihr Urtheil abgeben zu müssen, und thun dieses gewöhnlich in einer so sicheren und absprechenden Weise, daß man glauben muß, sie wüßten von Allem das Genaueste. Geht man aber bisweilen der Sache auf den Grund, so findet man manchmal, daß ihnen das Thatsächliche dessen, worüber sie urtheilen, ganz unbekannt war, und daß sie nur von allgemeinen, vorgefaßten, philosophischen Meinungen oder Standpuncten aus den einzelnen Gegenstand abgetheilt haben. Besonders leicht geschieht ihnen ein solches Verfehen mit der Medicin und den Naturwissenschaften, von denen sie oft nicht das Dürftigste wissen, in denen aber gerade nur Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen, nicht aber allgemeine philosophische Ansichten, Geltung haben können. So sagt der Herr Professor der Philosophie Erdmann in Halle in seinen psychologischen Briefen, um die Behauptung der Physiologen, daß die Seele im Gehirn wohne, zu widerlegen: „Die Ansicht, daß die Seele im Gehirn sitze, müßte, consequent durchgeführt, zum Resultat haben, daß, wenn der ganze übrige Leib dem Kopf genommen wird, die Seele in ihm forterisiren kann.“

Freilich, Herr Erdmann, dies würde auch so sein, wenn in einem abgeschnittenen Kopf die zur Erhaltung der Gehirnthätigkeit unumgänglich nothwendige Wechselwirkung mit dem Blute würde fortbestehen können. Wären wir im Stande, diese Wechselwirkung darin künstlich fortzuerhalten, so würde und müßte in der That Bewußtsein, Denken und Empfindung, überhaupt das ganze geistige Wesen, in dem abgeschnittenen Kopfe fortbestehen. In der That existirt ein solcher, oder doch sehr ähnlicher, Zustand durch Krankheit. Es kommt vor, daß durch Verrenkungen der Halswirbel das Rückenmark in seinen obern Partien der Art gedrückt und beeinträchtigt wird, daß jede Leitung durch dasselbe aufhört. Von diesem Augenblick an sind alle Theile des Körpers, welche durch Vermittlung des Rückenmarks mit dem Gehirn in Nervenverbindung stehen, und dies ist beinahe der ganze Rumpf, empfindungs- und bewegungslos; nur die s. g. vegetativen Functionen, welche von dem Gehirn unabhängig sind, und zu denen auch der Herzschlag gehört, bestehen fort, und es kann daher das Leben noch eine Zeitlang erhalten bleiben. Der Kranke erscheint äußerlich wie ein vollkommener Todter, aber die Bewegungen der Gesichtszüge, das Vermögen zu sehen, zu hören, zu schmecken und die Sprache geben uns Kunde von dem Leben und dem ungestörten geistigen Wesen des Unglücklichen.

Man hört oft fragen, ob der Kopf eines Enthaupteten noch eine Zeitlang Bewußtsein habe und überlegen könne? Wäre nun die durch den Schlag des Schwertes verursachte Erschütterung des Gehirns nicht so heftig, daß sie in dem Moment der Enthauptung jedes Bewußtsein vernichten würde, so müßte man in der That zugeben, daß das letztere, noch nach der Abtrennung des Kopfes, in demselben während einer Dauer von wenigen Secunden fortbestehen könnte. Keinesfalls aber könnte diese Zeit länger dauern, da durch

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN
Digitized by Google

die Abtrennung des Kopfes vom Rumpf die, dem Gehirn zur Erhaltung seiner Thätigkeit absolut nothwendige, Wechselwirkung mit dem Blute augenblicklich und vollständig aufgehoben wird. Schon ein starker Aderlaß, welcher jene Wechselwirkung nicht aufhebt, sondern nur vermindert, bringt ja dieselbe Wirkung hervor, und Jedermann weiß, wie ein Mensch, der viel Blut verliert, alsbald in Ohnmacht versinkt. Dies ist bloß Folge der Beeinträchtigung, welche die Gehirnthätigkeit durch den Blutverlust erleidet, und dauert die Blutung fort, so kann unmittelbar der Tod eintreten.

Ueberhaupt ist das Gehirn, als Sitz der Seele, auch der einzige Centralpunct des Lebens und der einzige Ausgangspunct für den Tod. Alle Todesarten, einerlei, welchen Anfang sie nehmen, wirken doch in letzter Instanz nur tödtend durch Beeinträchtigung der Gehirnthätigkeit. Erstickt Jemand durch Mangel an Luft, so stirbt er nicht, weil er nicht mehr athmen kann, sondern weil dem Gehirn kein durch Sauerstoff geschwängertes Blut mehr zugeführt wird. Das schreckliche Morarí-Gift tödtet schnell, indem es alle willkührlichen Muskeln und damit auch die Athemmuskeln lähmt. Unterhält man aber, so lange die Wirkung des Giftes andauert, künstlich das Athmen, so bleibt der Tod aus, weil eben das Gehirn in seiner Ernährung nicht gestört wurde. Alle narkotischen Gifte wirken tödtend durch Störungen, welche sie in der Wechselwirkung des Blutes mit dem Gehirn hervorbringen. Alle Krankheiten wirken nur lebenzerstörend, indem sie durch eine mehr oder weniger ausgedehnte Verkettung von Ursachen zuletzt das Leben des Gehirn's beeinträchtigen. Es ist wie der König im Schachspiel. So lange er lebt, lebt das Ganze; mit seinem Tode aber ist auch das ganze Spiel verloren, und Alles außer ihm hat sich nur um seine Erhaltung zu bemühen.

Daß das Gehirn Organ des Geistes und Sitz der höheren Seelenthätigkeiten sein müsse — diese Ueberzeugung mußte sich alsbald den Anatomen aufdrängen, als sie anfingen Vergleichungen zwischen der Größe und Bildung des Gehirns der Thiere untereinander, sowie des letzteren mit dem Gehirn des Menschen anzustellen. Da fand sich eine ununterbrochene, aufsteigende Stufenleiter in der Größe und Entwicklung dieses Organs, welche im Allgemeinen mit der geistigen Stufenleiter dieser Thiere gleichen Schritt hielt. Je größer oder ausgebildeter das Organ wurde, um so höher stehend fand man auch die geistigen Fähigkeiten eines Thieres. Weit über allen Thieren stehend erblickte man den Menschen, welcher absolut beinahe, und relativ durchaus, bei Weitem das größte, zugleich aber auch bestentwickelte und mit den zahlreichsten Windungen versehene Gehirn unter allen Thieren besitzt. Dem entsprechend ist der Mensch das geistig höchststehende Wesen auf der Erde und zum Herrscher über alle seine Mitwesen bestimmt. Die niederstehen Thiere, unter ihnen die s. g. Kopflosen, haben oft nur eine Andeutung eines Gehirn's, einen einzelnen Nervenknoten oder dgl., aber sie scheinen auch nur eine Art halbbewußten Traumlebens zu fristen, und das, was man eigentlich unter dem Wort „Seele“ versteht, scheint bei ihnen kaum vorhanden. —

Unter den Menschen selbst zeichnen sich wiederum die geistig begabtesten gewöhnlich auch durch die Größe und vortheilhafte Entwicklung ihres Gehirn's aus, und es gehört sogar eine gewisse räumliche Ausdehnung dieses Organs nothwendig zur Herstellung einer menschlich geistigen Befähigung. Menschen, deren Kopf nicht über sechzehn Zoll Umfang hält, sind erfahrungsgemäß stumpfsinnig, und jene unglücklichen, mehr thier- als menschähnlichen Wesen, welche man Cretinen oder Faren nennt, leiden an einer angeborenen Verkümmerung oder mangelhaften Bildung des Gehirns. Kinder, welche mit einem ganz verkrüppelten, nur theilweise vorhandenen Gehirn zur Welt kommen, sind jeder geistigen Entwicklung unfähig und sterben bald nach der Geburt.

Es soll mit allen diesen Thatsachen nicht behauptet werden, daß der menschliche Geist sich in einer gänzlichen Abhängigkeit von dem materiellen Zustande des Gehirns befinde, oder gar daß er nur ein Product eines körperlichen Organs oder materieller Zustände sei — sondern nur daß derselbe, so lange er eine irdische Hülle bewohnt, seine Wohnung in keinem andern Organe des Körpers aufschlagen könne, als in demjenigen, welches nach Form und Größe eine so bestimmte und so allgemeine Beziehung zu dem seelischen Leben zeigt, und diese Beziehung ist so augenfällig, daß sie Niemand verkennen kann.

In physiologischer Hinsicht sind am entschiedendsten für die Erkennung der Beziehungen zwischen Gehirn und Seele die Versuche und Experimente des bekannten Franzosen Flourens geworden. Derselbe experimentirte an solchen Thieren, welche bedeutende Verwundungen der Schädeldecke und des Gehirns, ohne Verlust des Lebens, überstehen können. Dahin gehören namentlich Tauben und Hühner. Eröffnete Flourens bei solchen lebenden Thieren den Schädel, und schnitt ihnen die oberen und mittleren Theile des Gehirns, doch nur bis zu einer solchen Tiefe, daß das Leben dabei erhalten werden konnte, hinweg, so verschwanden alle seelischen Functionen und Aeußerungen. Die Thiere saßen unbeweglich, mit gespreizten Beinen auf derselben Stelle, ohne irgend ein Zeichen von Bewußtsein, Sinneswahrnehmung oder Aeußerung eines Nahrungsbedürfnisses, in einem Zustand, welcher sich am besten mit dem eines tiefen, nicht zu erweckenden Schlafes vergleichen ließ. Fütterte man sie künstlich, so konnte ihr Leben, welches aber nicht mehr ein bewußtes Leben, sondern ein Vegetiren, gleich dem Leben einer Pflanze war, lange Zeit forterhalten werden. Ohne künstliche Fütterung gingen sie natürlich bald zu Grunde.

Diese an Thieren erhaltenen Resultate werden bestätigt durch die Erfahrungen, welche man bei Krankheiten oder zufälligen Verletzungen des Gehirns an Menschen macht. Bedeutende Krankheiten des Gehirns können nicht bestehen, ohne entsprechende Störungen in der geistigen Sphäre. Geisteskrankheiten u. s. w. zu veranlassen. Der berühmte Dichter Lenau starb in einer Irrenanstalt, im Zustande des Blödsinnes; bei der Section fand man sein Gehirn durch Krankheit bedeutend entartet, verkleinert und beinahe zwei Pfund weniger wiegend, als im Normalzustand. Die Beispiele hierfür sind zahllos. Unter circa 350 Leichenöffnungen, welche in der Prager Irrenanstalt an Geisteskranken gemacht wurden, fand man bei circa 310 Leichen krankhafte, anatomische Veränderungen der Gehirnsubstanz. Ein Blutaustritt in das Gehirn bewirkt augenblickliche Betäubung, später Geistesschwäche u. s. w.

Ebenso können bedeutende Verletzungen des Gehirns nicht bestehen, ohne Verlust des Bewußtseins oder doch bedeutende Störungen in den seelischen Functionen mit sich zu

Digitized by Google

führen. Allerdings kommen mitunter Fälle vor, wo solche Verletzungen ohne eine, ihrer Größe und Bedeutung entsprechende, Seelenstörung beobachtet wurden, und man hat von je versucht, diese Fälle als Gegenbeweis gegen die Ansicht, welche die Seele in das Gehirn versetzt, anzuführen. Sie können aber diesen Gegenbeweis deswegen nicht liefern, weil solche Verletzungen sich nachweislich jedesmal nur auf eine Gehirnhälfte beschränkten. Das Gehirn ist seinem größten Theile nach in zwei gesonderte Hälften geschieden, und wir haben hinlängliche Gründe anzunehmen, daß diese beiden Hälften zu jeder Zeit gleichzeitig das Nämliche thun, und daß daher eine Gehirnhälfte im Stande ist, für die andere zu fungiren — ganz in derselben Weise, wie wir nach Zerstörung eines Auges doch fortfahren, mit dem andern Auge zu sehen. So kann auch eine Hirnhälfte das geistige Leben forterhalten, wenn die andere durch Verletzung beeinträchtigt ist. Die Erzählungen aber von solchen Fällen, wo Menschen mit auf beiden Seiten zerstörtem Gehirn an ihrem Verstand nichts eingebüßt haben sollen, sind offenbare Märchen. Im Gegensatze zu diesen Erscheinungen über das Zusammenfallen von Seelenstörungen mit Krankheiten oder Verletzungen des Gehirns können, wie bereits angeführt wurde, alle Theile, Organe oder Systeme des Körpers außer dem Gehirn auf das Bedeutendste erkranken oder verletzt werden, ohne unter Umständen das seelische Leben auch nur im Mindesten zu beeinträchtigen. Kommt es mitunter vor, daß dieses geschieht, so ist diese Erscheinung nur durch einen Reflex oder s. g. Zurückstrahlung auf das Gehirn zu erklären. Ebenso erklären sich jene Erscheinungen, wo heftige Bewegungen des Geistes oder Gemüthes einen bestimmten Einfluß auf den Zustand oder die Absonderung gewisser Organe äußern, durch eine Nervenausstrahlung von dem Gehirn auf diese Organe. Wenn sich durch Aerger die Galle vermehrt und der Mensch gelb wird, so ist dies ein deutliches Beispiel für solche Vorgänge. Der Aerger entsteht nicht in der Leber, so wenig wie der Muth in der Brust, oder wie die Liebe im Herzen, sondern im Gehirn. Wären wir im Stande, beim lebenden Menschen die Nervenverbindung zwischen Gehirn und Leber vollständig zu zerstören, so würde jede Wirkung zuverlässig ausbleiben. Oder umgekehrt, wenn Leberkrankheiten zu einem ärgerlichen Temperament disponiren, so ist der Vorgang wiederum nur der bereits geschilderte.

So hat also lange Zeit kein ernsthafter, wissenschaftlicher Zweifel über den Sitz der Seele im Gehirn und über das letztere als einziges und ausschließliches Organ aller geistigen Eigenschaften bestanden — bis in der allerjüngsten Zeit auf physiologischem Boden eine Ansicht laut wurde, welche zwar nicht die Eigenschaft des Gehirns als ersten und obersten Sitzes der Seele bestreitet, aber doch in sofern einen gegnerischen Standpunct einnimmt, als sie auch noch einem zweiten Organ seelische Functionen zugestehen zu müssen glaubt. Dieses Organ ist das Rückenmark. Es sind uns bis jetzt mit Bestimmtheit zweierlei verschiedene physiologische Functionen des Rückenmarks bekannt, welche aber mit seelischer Thätigkeit direct nichts zu schaffen haben. Erstens vereinigt das Rückenmark den größten Theil der aus dem Körper dem Gehirn zuströmenden Nerven in sich, um sie an das Letztere zu überliefern, und ist also in dieser Beziehung nichts weiter als ein großer Nervenstamm oder Nervenbündel, welcher die Eigenschaften und Bestimmungen der Nerven überhaupt besitzt, nur mit dem Unterschiede, daß die empfindenden und die dem Willen dienenden Nervenfasern in ihm in besondere Bündel getrennt sind, während sie in den Nerven durcheinander liegen. Zweitens dient das Rückenmark (wahrscheinlich mit Hülfe besonderer, in ihm endigender Nervenfasern und der in seiner Mitte enthaltenen s. g. grauen Substanz) als hauptsächlichstes Centralorgan für die s. g. Reflexbewegungen. Unter diesem Namen versteht man solche Bewegungen, welche ohne Zuthun des Willens und unabhängig von geistiger Willkühr dadurch entstehen, daß ein auf einen Empfindungsnerven ausgeübter äußerer Reiz innerhalb irgend eines Nerven-Centralorgans auf einen oder mehre in seiner Nähe liegende Bewegungsnerven übertragen wird, und dem entsprechend nun irgend eine oder mehre Bewegungen erzeugt, welche unwillkührlich geschehen und gewöhnlich an, oder in der Nähe derjenigen Körperstelle entstehen, welche gereizt wurde. So erregt ein Kitzel in der Nase unwillkührliches Niesen, ein Reiz auf das Auge Blinzeln der Augenlider, ein plötzlicher, heftiger Laut, welcher unser Ohr trifft, ein rasches, unwillkührliches Zusammenschrecken des ganzen Körpers; ein plötzlicher Stich in die Hand ein schnelles, unwillkührliches Zurückfahren des ganzen Armes u. s. w. Diese Reflexbewegungen sind namentlich stark und deutlich an Thieren, welchen man den Kopf abgeschnitten oder das Gehirn weggenommen hat, haben aber, wie gesagt, nichts mit geistiger Thätigkeit zu thun, sondern entstehen auf eine durchaus mechanische und bewußtlose Weise, nach bestimmten, unabänderlichen Gesetzen und nur in Folge eines äußeren, auf die enthaupteten Thiere angebrachten Reizes.

Nun hat aber E. Pflüger in Berlin an solchen enthaupteten Thieren Versuche angestellt, welche ihm zu beweisen scheinen, daß auch ihnen noch Bewußtsein und Wille zukommen müsse. Die Bewegungen, welche solche enthaupteten Thiere in Folge äußerer Reize machten, schienen ihm manchmal so sehr den Charakter der Zweckmäßigkeit an sich zu tragen, daß er annehmen zu müssen glaubte, sie könnten nur in Folge eines geistigen Actes der Ueberlegung und Willkür erfolgt sein. Enthauptete Frösche machten, in's Wasser geworfen, Schwimmbewegungen oder setzten sich, auf den Tisch ausgestreckt, auf ihre Hinterbeine. Zwickte man mit einer Pincette irgend eine Stelle ihrer Haut, oder benetzte dieselbe mit einem ätzenden Stoff, so suchten sie mit ihren Hinterfüßen das Instrument hinwegzudrücken oder den ätzenden Stoff abzuwischen. Brachte man die Schwänze geköpfter Aale oder Salamander in die Nähe einer Lichtflamme, so bewegten sich dieselben von der Flamme hinweg, gleichsam um dem entstehenden Schmerz auszuweichen, und Aehnliches. Da nun eine offenbar zweckmäßige Bewegung auch Ueberlegung und Willen, also ein vernünftiges Denken, voraussetzt, so glaubte Pflüger aus diesen Versuchen die Folgerung ziehen zu dürfen, daß auch das Rückenmark geistige Functionen besitzen müsse. Er stellt es als eine bisher bestandene Irrlehre hin, daß das Gehirn allein Organ der Seele sei, und als Wahrheit, daß dieselbe sowohl im Gehirn als auch im Rückenmark wurzle. Ein Thier, sagte er, dessen Rückenmark an irgend einer Stelle quer durchschnitten worden ist, hat sonach zwei Seelen bekommen(!) — Was nun die Beurtheilung dieser Behauptung angeht,

Digitized by Google

so könnte man schon nach den oben erzählten Versuchen geneigt sein, der Ansicht des Experimentators einigermaßen beizustimmen, wenn nicht so viele anderen Thatsachen und Erfahrungen, von welchen zum Theil bereits die Rede war, die Annahme einer Betheiligung des Rückenmarks an seelischen Functionen mit der größten Bestimmtheit zurückwiesen, und uns nöthigen würden, dieselben einzig und allein als durch das Gehirn vermittelt anzusehen. Wir haben bereits mehrmals darauf aufmerksam gemacht, wie ein Schlagfluß, ein Blutaustritt in das Gehirn, Empfindung und Willen in der entsprechenden Körperhälfte vernichtet, oder wie ein Druck auf das Rückenmark des Halses die Verbindung zwischen Körper und Gehirn aufhebt und den Rumpf wie todt erscheinen läßt. Besäße das Rückenmark für sich Ueberlegung, Empfindung und Willen, so wäre nicht einzusehen, wie jenes Verhältniß stattfinden könnte. Es müsten alsdann alle Körpertheile wie vorher empfinden und sich bewegen können. Daß das Rückenmark keinen Antheil an höheren physischen Functionen hat, wird recht deutlich durch Krankheiten desselben bewiesen, welche die Seele vollkommen unbetheiligt lassen können. Ich habe lange Zeit einen Menschen behandelt, welcher an einer Krankheit des Rückenmarks litt, die von unten nach aufwärts langsam voranschritt. Anfangs klagte er nur über Schmerzen und Lähmung in den Beinen, später im Unterleib, in den Seiten u. s. w. Als die Krankheit die höheren Theile des Rückenmarks erreicht hatte, starb er. Niemals zeigte sich bei diesem Kranken auch nur die leiseste Störung seiner geistigen Functionen; er war verständig, witzig, unterhaltend bis an sein Ende. Im Angesicht solcher und ähnlicher Thatsachen kann man natürlich Pflüger's Behauptungen nicht anders, als mit dem größten Mißtrauen hinnehmen, und muß sich vor allem Andern die Frage stellen, ob denn jene an enthaupteten Thieren beobachteten Erscheinungen nicht vielleicht auf eine andere Weise, als durch die Annahme einer *Rückenmarksseele*, erklärt werden können. In der That nun ist dieses auch sehr wohl möglich, und wir besitzen hinlängliche wissenschaftliche Gründe, um anzunehmen, daß jene Bewegungen nichts anderes als eine besondere Art von Reflexbewegungen sind, welche also demnach ohne Bewußtsein und Willen zu Stande kommen. Daß sie manchmal den Anschein bewußter Zweckmäßigkeit an sich tragen, ist nicht Folge eines ihnen vorangehenden, geistigen Actes, sondern eines zufälligen Verhältnisses, welches in einer während des Lebens erworbenen Uebung und Gewohnheit einzelner Muskelgruppen, sich gleichzeitig zusammenziehen, beruht.

Die Wissenschaft bezeichnet dieses Verhältniß mit dem Kunstausdrucke der „accommodirten Reflex-Mechanismen", welche, wie gesagt, nicht Folge einer ersten Bildung, sondern der Uebung sind. Das tägliche Leben giebt uns einige deutliche Beispiele dieses eigenthümlichen physiologischen Verhältnisses. Wenn wir bei einem plötzlichen Stich auf die Hand den ganzen Arm schnell und gewaltsam zurückziehen, so geschah dieses nicht in Folge einer Ueberlegung und als Ausdruck eines bewußten Handelns — denn dazu geschah die Bewegung viel zu schnell — sondern es war eine unwillkührliche Reflexbewegung, die auf einen äußeren Reiz erfolgte und dennoch den deutlichsten Anschein der Zweckmäßigkeit an sich trägt. Wenn einen tief Schlafenden, der in diesem Zustande nichts von sich weiß, und daher auch nicht im Stande sein kann, zweckbewußt und mit Ueberlegung zu handeln, eine Mücke sticht, so macht er eine abwehrende und die Mücke verscheuchende Bewegung; wenn wir ihn in der Nase kitzeln, so reibt er sich dieselbe. Ebenso macht ein mit Chloroform Betäubter, der gar nichts von sich weiß, dennoch während einer schmerzhaften Operation abwehrende und sträubende Bewegungen mit allen Gliedern. Oder Menschen, die durch eine Kopfverletzung in einen Zustand vollständiger Besinnungs- und Bewußtlosigkeit gerathen sind, greifen unbewußt mit den Händen nach den Stellen hin, welche verletzt sind oder welche durch Instrumente gereizt werden. So erklären sich jene Bewegungen enthaupteter Thiere ohne Schwierigkeit als solche, welche trotz ihrer anscheinenden Zweckmäßigkeit doch ohne seelische Mitwirkung zu Stande kommen. Wodurch sich dieselben auch namentlich als Reflexbewegungen charakterisiren, ist Beweis, daß sie nur in Folge äußerer Reize entstehen. Wenn das Rückenmark eine empfindende und vollende Seele besäße, so wäre nicht einzusehen, warum enthauptete Thiere nicht auch *ohne äußere Veranlassung* Bewegungen machen, umherspringen und Zeichen von geistiger Thätigkeit geben sollten. Endlich ist zu bedenken, daß bei jenen niederen Thieren, an welchen Pflüger Versuche anstelle, dem Rückenmark, gegenüber dem Gehirn, eine ungemein größere physiologische Bedeutung zukommt, als bei dem Menschen, und daß daher ein Rückschluß von jenen Thieren auf den Menschen nicht einmal erlaubt sein würde. Der Rumpf eines enthaupteten Menschen ist todt, empfindungs-, willens- und regungslos. Er kann durch heftige galvanische Reize bewegt, d. h. zu bewußtlosen und unwillkührlichen Reflexbewegungen angespornt werden, aber nicht mehr. Alles, was in grausenvollen Novellen und s. g. wahren Geschichten *mehr* davon erzählt wird, sind alberne Mährchen.

Aus diesen und noch manchen andern Gründen, deren nähere Erörterung uns hier zu weit führen und auch dem größten Theile der Leser unverständlich bleiben würde, haben sich denn auch fast alle wissenschaftlichen Autoritäten mit Entschiedenheit gegen die Existenz einer s. g. Rückenmarksseele erklärt, und das Gehirn ist als alleiniger Sitz der Seele aus diesem neuen Angriff nur um so siegreicher hervorgegangen.

Es liegt nicht in dem Zweck oder dem Umfang der Aufgabe, welche wir uns gesetzt haben, eine Untersuchung darüber anzustellen, in welchem genaueren Verhältnisse denn nun Gehirn und Seele zu einander stehen, und wie sich im Einzelnen die Beziehungen verhalten, durch welche beide mit einander verbunden sind. Das Nähere dieses Verhältnisses hat man sich von je in sehr verschiedener Weise vorgestellt, und die daraus erwachsenen Streitigkeiten dürften wohl nie ein Ende erreichen, so lange das Menschengeschlecht besteht. Die Wahrheit dürfte nach unsrer Ansicht die sein, daß es uns unterjagt ist, überhaupt etwas Bestimmteres über die innere Natur dieses Verhältnisses wissen zu können, und es bleibt daher zumeist dem subjectiven Meinen des Einzelnen überlassen, sich jenes Verhältniß in seiner Weise und im Einklang mit seinen sonstigen philosophischen Ansichten vorzustellen. Uns kam es hier nur darauf an, dasjenige körperliche Organ herauszufinden und zu bezeichnen, dessen sich die Seele als körperlichen Mittels und Wohnung bedient. Wir haben damit eigentlich nichts weiter gethan, als der

Digitized by Google

allgemeinen Ueberzeugung einen wissenschaftlichen Boden und Halt verliehen. Die Ueberzeugung, daß das Gehirn Organ der Seele sei, ist eine so eingebürgerte und im allgemeinen Bewußtsein feststehende, daß selbst die Rechtspflege keinen Anstand nimmt, ihre gesetzlichen Bestimmungen darnach einzurichten. Es giebt menschliche Mißgeburten, welche nur einen Rumpf und zwei Köpfe haben. Solche Mißgeburten sieht das Gesetz als zwei verschiedene Personen an. Im Gegensatz dazu sieht es nur als *eine* Person an, eine Mißgeburt, welche zwei Rümpfe und einen Kopf hat. Endlich werden die s. g. *Acephalen*, menschliche Kinder mit einem derartigen verkümmerten Kopf und Gehirn, daß nur ein schwaches Rudiment des letzteren vorhanden ist, gar nicht als Personen betrachtet und genießen keinerlei bürgerliche Rechte. Sie sterben überdem bald nach der Geburt.

In einem innigeren Zusammenhang mit unsrer Aufgabe, als die Frage nach dem inneren Verhältniß des geistigen Princips, der Seele, zu seinem materiellen Substrat, dem Gehirn, dürfte die Frage stehen, ob die einzelnen Seelenfähigkeiten innerhalb des Gehirns selbst wieder an einzelne Orte, Abtheilungen desselben, gebunden seien, oder ob die Seele als ein Ganzes sich auch des Gehirns als eines Ganzen, bald in dieser, bald in jener Richtung, frei wählend bediene. Leider wissen wir zur Beantwortung dieser interessanten Frage im Einzelnen mit wissenschaftlicher Sicherheit beinahe soviel wie Nichts. Soviel können wir jedoch mit aller Bestimmtheit sagen, daß diejenigen sich in einem vollkommenen Irrthum befinden, welche meinen, die Seele müsse sich in irgend einem besonderen Theile des Gehirns versteckt halten, von wo aus sie die Herrschaft über die übrigen Theile ausübe. Wir haben bereits gesehen, daß z. B. die Zirbeldrüse oder andere Theile des Gehirns als solche Ehrenplätze proclamirt worden sind. Das *ganze* Gehirn ist Organ und Sitz der Seele, und es giebt keine noch so kleine Stelle desselben, die nicht Antheil an dieser Bestimmung nähme. Wie konnte man auch glauben, die Natur werde eine solche Masse von Stoff in der Gehirnkapsel aufstapeln, ohne ihr auch eine entsprechende Bestimmung zu geben! — Daß nun weiter, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, eine s. g. Localisation der Seelenthätigkeiten innerhalb des Gehirns stattfindet, wurde bereits erwähnt. Durch Versuche an Thieren, Erfahrungen an Krankheiten und Verletzungen des Gehirns weiß man mit Bestimmtheit, daß die unteren und mittleren Theile des Gehirns denjenigen Thätigkeiten vorstehen, welche wir als körperliches Empfinden und als Wollen bezeichnen. Nur diese Theile zeigen, wenn man sie bei Thieren reizt, Empfindlichkeit, während die oberen Gehirnpartien vollkommen empfindungslos sind. Ebenso entstehen Zuckungen und Bewegungen der Körpermuskeln nur bei Reizung der inneren und unteren Gehirntheile. Weiter scheint das s. g. *kleine Gehirn**) eine besondere Beziehung zu der Bewegung des Körpers überhaupt, und namentlich zu der Regelmäßigkeit derselben, zu besitzen. Thiere, welchen man dasselbe wegnimmt, bekommen einen taumelnden, unsicheren Gang und eine Unbestimmtheit und Regellosigkeit aller Bewegungen.

*) Das kleine Gehirn ist eine kleinere Abtheilung des Gesammthirns, welches im Hinterhaupte liegt und nur durch einige schmale Hirnstränge mit dem großen Gehirn zusammenhängt.

Daß uns innerhalb der Bewegungs- und Empfindungssphäre des Gehirns selbst wieder einige Puncte bekannt sind, welche eine bestimmte Beziehung zu einzelnen körperlichen Functionen zeigen, wie das verlängerte Mark zum Athmen, die Vierhügel zum Sehen, wurde ebenfalls bereits erwähnt. Dagegen fehlen uns ähnliche sichere und wissenschaftlich festgestellte Anhaltspuncte gänzlich, sobald wir uns in dem Gebiete der höheren Seelenthätigkeiten und der ihnen vorstehenden obern Gehirnpartien umsehen. Das ganze Gehirn ist an seiner äußeren Oberfläche ringsum belegt mit einer fingerdicken f. g. *grauen Substanz*, welche sich deutlich von der weißen Substanz des Gehirns scheidet, und sich mit zahlreichen Windungen in die letztere hineinsenkt. Diese Windungen scheinen den Zweck zu haben, eine möglichst große Anzahl von Berührungspuncten zwischen beiden Substanzen herzustellen. In dieser grauen Substanz treten die feinen Nervenfäserchen, aus welchen die weiße Substanz besteht, in Verbindung mit einem zweiten Gewebselement, den s. g. *Ganglienkugeln*, und sie nun scheint vorzugsweise das Organ für die höheren Seelenthätigkeiten, das Denken und Vorstellen, zu sein. Das ist aber auch Alles, was wir darüber sagen können, und wir sind weit entfernt, über weitere locale Beziehungen zwischen einzelnen Stellen dieser grauen Substanz und einzelnen Seelenfähigkeiten etwas Bestimmtes zu wissen. Zwar behaupten bekanntlich die *Phrenologen*, daß solche Beziehungen in der That beständen, und sich selbst an der äußeren Bildung des Schädels bei den einzelnen Personen erkennen und nachweisen ließen; allein ihre Angaben beruhen bis jetzt wenigstens auf keinen sichern, wissenschaftlichen Thatsachen, und haben gewiß viel innere Unwahrscheinlichkeit gegen sich. Besonders steht einer solchen Annahme die überall gleichförmige Beschaffenheit der Gehirnoberfläche im Wege. Es ist schwer, zu denken, daß einzelne Abschnitte dieser gleichförmigen Masse ganz gesonderte, geistige Functionen haben, und dennoch anatomisch nicht auf irgend eine Weise sichtbar getrennt sein sollten. Ueberdem spielen die einzelnen Seelenfähigkeiten, so scharf gesondert sie sich manchmal darstellen mögen, doch wieder zu anderen Zeiten so sehr in- und durcheinander, und zeigen so viele Vermischungen, Nüancirungen und Uebergänge, und einen so strengen Bezug auf eine innere geistige Einheit, daß jene phrenologische Ansicht allmsehr gegen die Wirklichkeit anzustoßen scheint. Daher dürfte wohl mit mehr Recht anzunehmen sein, daß die Seele in jedem einzelnen Moment ihrer höheren Thätigkeit sich der ganzen, ihr zu diesem Behufe zugeordneten, Gehirnsubstanz als Mittel bediene, und daß dabei nur eine Verschiedenheit der *Richtung*, in welcher sich diese Thätigkeit bewegt, nicht aber eine Verschiedenheit des *Ortes* besteht. Immerhin sind wir nicht gerade im Stande, die *Möglichkeit* einer Anordnung, wie sie sich die Phrenologen vorstellen, geradezu abzuleugnen; nur müßte, um dem Factum eine wissenschaftliche Geltung zu verschaffen, eine andere Methode der Untersuchung und Beweisführung eingeschlagen werden, als diejenige, welche bisher die Phrenologen in Anwendung gesetzt haben.

Wir schließen den Aufsatz in dieser Hoffnung, wenigstens Einiges zur Herbeiführung eines allgemeinen Verständnisses über einen so wichtigen und interessanten Punct, wie ihn die Frage nach dem Sitze der Seele darstellt, beigetragen zu haben.

Digitized by Google

Gedichte.

Goldkäfer und Alpenröschen.

Von

Johannes Falke.

Goldkäfer auf leichtem Halm' sich schwingt,
Behaglich im Sonnenschein,
Ich wett', ein Liedlein er uns singt,
Wär' er nicht ganz allein.
Ihm ist gefallen in den Sinn
Roth Alpenröslein, die Nachbarin,
Und sie — sie merkt es nicht.

Goldkäfer bedenklich schaut den Fluß
Hinüber zum schroffen Stein;
Umsonst winkt er den stillen Gruß, —
Geflogen muß hier sein!
Und sieh', es geht! Der Flügel trägt
Zu Röschen's Fuß ihn süß bewegt,
Und sie — sie merkt es nicht.

Goldkäfer hebt sich frisch empor,
Schwingt sich hinum, herum,
Und singt roth Röslein Lieder vor,
Mit lieblichem Gesumm;
Läßt schimmern seiner Flüglein Gold,
Thut wie Verliebe, süß und hold,
Und sie — sie merkt es nicht.

Ganz müd' von Liebe, vom weiten Flug,
Jetzt rührt er den rothen Saum,
Da stört der Wirbel im wilden Zug
Gewaltsam den süßen Traum;
Goldkäfer liegt auf hartem Stein
Alefunten, zerschlagen, ganz allein,
Und sie — sie merkt es nicht.

Goldkäfer, vom hellen Sonnenstrahl
Erquicket, rafft sich auf,
Und klimmt die steile Wand voll Qual
Zu Röschen wieder hinauf;
Er klagt nicht mehr, singt keinen Gruß,
Er liegt sehr still zu ihrem Fuß,
Und sie — sie merkt es nicht.

Erstarrung.

Von

Robert Waldmüller.

O Seele, sag' dem Himmel Dank,
Daß Winter jetzt und Eis und Schnee,
Und Alles rings so müd, so krank, —
Wie trügst du sonst das tiefe Weh!

Schau in die kalte Welt hinaus:
Ein weites Grab, der Wald, die Flur,
Verschneit die Hütte, wie das Haus,
Erstarrt, erstorben die Natur.

Nicht wie der Frühling täuscht dies Bild
Das Herz mit falscher Hoffnungshuld, —
Es lehret dich, was Schmerzen stillt:
Fühllosigkeit, — Geduld, — Geduld!

O Seele, sag' dem Himmel Dank,
Daß Winter jetzt und Eis und Schnee,
Und Alles rings so müd', so krank, —
Wie trügst du sonst das tiefe Weh!—

Aus dem Russischen.

Von

Friedrich Bodenstedt.

I.

„Mich hat ein frecher Dieb bestohlen!“ — O
Mein Freund, wie traurig! —
„Hat meine Verse mir gestohlen!“ — So?
Den Dieb bedaur' ich. —

II.

Es rühmte sich ein Arzt, indem er sagte,
Daß sich kein Kranker über ihn beklagte.
Ja, — dacht' ich, — das begreift sich leicht:
Wen du behandelt hast, der schweigt.

Literatur-Bericht

von Dr. Levin Schücking.

Es wird oft die Bemerkung gemacht, daß in manchen großen Kreisen der Gesellschaft, bei dem Adel, in reichen Handelsstädten, so eigentlich überall, die Frauen nicht allein die „schönere", sondern auch die geistig gebildetere Hälfte genannt zu werden verdienen; gewiß ist, daß sie eigentlich das einzige Publicum sind, welches ganzen Gattungen der Literatur noch treu geblieben ist. Sie sind es, die das heilige Vestafeuer der Begeisterung für die goldrandige Poesie nähren; und wenn wir dieses Feuer, das jetzt schon siebzehn Auflagen der Amaranth aufgebraucht hat, unzähliger anderer Späne unsrer ästhetischen Süßholzeasspeln nicht zu gedenken, auch nicht immer anbeten wollen, so strömt seine Wärme doch auch auf die andern Erscheinungen der Literatur über, während die Männer über Fachschriften wenig mehr hinauskommen, — wenn sie überhaupt noch zum Lesen kommen. Sollten wir aber wirklich so ganz ein „matter of fact people" werden, wie wir alle Aussicht haben, so werden wir endlich vielleicht dahin gelangen — daß auch nur Frauen noch die Literatur machen: wie in unseren Häusern fast nur die Frauen das Pianoforte in Gesellschaftszimmern berühren, würden auch nur Frauen noch das Piano des Gemüthslebens, das Forte der Leidenschaften künstlerisch behandeln; wie an unseren Wänden die Spiegel für die Frauen hängen, würden ihnen auch die Spiegel der Dichtung als Eigenthum zufallen. Die Sache hätte nichts Anomales; ja, es ließe sich vom Standpuncte der Emancipationsgeister sogar viel Schönes darüber sagen: es wäre so etwas wie eine Gleichstellung der Geschlechter durch gleiche Theilung in die Lebensattribute, dem Manne die realen, der Frau die idealen; dem einen das utile, dem andern das dulce; dort Alles was praktische Arbeit ist, hier der ganze Cultus der Schönheit!

Wir kommen zur Aeußerung dieser Sorge — beserglich wäre am Ende die Sache denn doch! — durch die zahlreichen Schriften von Frauen, die uns heute vorliegen, und die in der That zum Theile so sind, daß wir nicht gerade zu verzweifeln brauchten, hätte unser Bericht von männlicher Arbeit nichts daneben zu stellen!

Des kleinen Romans: „Charaktere" von Cael Ritter, haben wir schon gedacht. Beginnen wir heute mit dem Reisetagebuch einer Dame, einem lebhaft, geistreich und keck geschriebenen Bande, der den Titel: „Aus London. Dissolving Views. Von Emma Niendorf (Berlin 1855)" führt. Wie in ihrem Reisebuch über Paris hat die Verfasserin hier wieder die Fülle von Eindrücken, welche ihr regsames Frauengefühl empfangen, ganz so dem Publicum geboten, wie sie ihr gekommen sind, und in ihrem Notizbuch rasch fixirt Platz gefunden haben. Ein ernster, methodischer Geist hat dabei nicht gewaltet; ausgefiebt, durchgearbeitet ist nichts, alles ist ein amüsantes Geplauder, wie es hübschen Lippen so gut steht. Das Mißliche bei solcher bequemen unteuilleten Art, solchen Ergüssen eines liebenswürdigen weiblichen Mittheilungsdranges ist nur, daß sie leicht, wenn sie zu lang werden, ermüden. Auch Emma Niendorf hat in dieser Beziehung nicht ganz das richtige Maß getroffen, und wir sagen ihr das ganz unverhohlen. Die Verfasserin schweigt dem Vernehmen nach in diesem Augenblick in den Gärten der Hesperiden, und für ein deutsches Dichtergemüth, wie das ihre, ist das Glück, im Mondschein in den Trümmern des Colosseums zu träumen, am Pausilipp die Myrtenhöhe vom Grabe Virgils einzusangen, oder vom Monte Cavo hinab über die ewige Stadt nach dem blauen tyrrhenischen Meere die Blicke schweifen zu lassen, so groß, daß die Seele nicht davon angefochten werden kann, wenn daheim die hyperboräischen Kritiker unterdeß etwas unliebenswürdig werden. Und da wir von Italien reden, dem die anmuthige Verfasserin sicherlich auch zur Vervollständigung ihrer touristischen Trilogie eines ihrer kaleidoskopischen Bildwerke widmen wird, so möchten wir gleich hier die Warnung aussprechen, ihre Alles berührende, aber auf nichts mit Ernst eingehende Art nicht auf den heiligen ausonischen Boden hinüberspielen zu lassen, wo so viel große Denkmale der Vergangenheit die Gegenwart mit heiligen und todes-ernsten Gedanken überschatten.

Wir wählen eine Stelle dieser Dissolving Views aus, um eine Probe der Darstellungsart der Verfasserin zu geben, und nehmen, ohne zu suchen, die erste beste. Auf Seite 196 fällt unser Auge auf folgendes Stück aus der Beschreibung des Krystallpalastes von Sydenham: „Hier streckt sich die Bavaria. Heimisch grüßt mich König Ludwig neben Schiller. Dort reitet Rauch's Friedrich der Große. Zu seinen Füßen ergötzt sich eine Gruppe vor der Schnappsbude. Weiterhin speit eine Maschine, von Menschenhänden umringt, Münzen, welche den Palast verewigen sollen. Wandern wir zwischen den Reihen der Courts (Höfe) — man zählt deren im Ganzen zehn — zuerst den einen unabsehbaren Flügel hinab, links vom Haupteingange und Mittelstranfept. Wirklich außerordentlich. Welche Perspective! Die ganze Welt des Modernismus. Das erkaunlichste Potpourri. Das letzte Capitel. Zahlose Verkaufsstriche, gleich Altären aufgerichtet — zum Baaldienste des Luxus. Alle nur erdenklichen Neuigkeiten. J. B. Letts diaries for 1855 adopted to all classes of society. Nirgend hört man so viel von Glassen als in England. Immer neue Statuen, Busts — wie ein Garten. Dazwischen, gleich Monumenten und Mausoleen gethürmt, Moderartikel. Unter Bildsäulen, wie wunderlich — Chiffons!" u. s. w.

Das lautet eine halbe Seite lang ganz frisch und natürlich — für vierthalbhundert Seiten aber hält es der Leser nicht aus. Gern wollen wir es dagegen hervorheben, daß unsre Touristin sich von allen den hundert und tausend erstaunlichen Dingen, welche sie berührt, von den gigantischen Schöpfungen des englischen Nationalgeistes, nicht blenden und imponiren läßt, wo ihnen die Basis einer tieferen Idee fehlt. Das innerlich Hohle dessen, was gerade in den großartigsten Dimensionen und mit den unangemessensten Ansprüchen vor sie tritt, erkennt sie vortrefflich. So sagt sie von jenem Krystallpalast sehr gut: „Eine Encyclopädie aus Glas, auch gar zu charakteristisch. An der Apathie, der Bestürzung der Leute kann man den Effect, die Folgen von derlei erkennen. Der gröbste Indifferentismus mag daraus entstehen, völlige Appetitlosigkeit aus solcher Indigestion. Der ganze innere Krystallpalast verdirbt einem den geistigen Magen. — — Es kann uns ja gar nichts fehlen in dieser echt modernen Arche Noah. Wir haben Alles, alle Genuse, alle geeinen Männer und Sommitäten; hier Chocolade, Bier, Alles. So ausgedehnt ist der Palast — doch Alles wie vom Zuckerbäcker. Geht in die Heinrichskapelle, kniet nieder, legt Eure Stirne auf den Steinboden und schämt Euch ....."

Auch auf Stellen wie die folgenden, die ohne Zweifel eine tiefe Wahrheit haben, stoßen wir: „Ich betrachte diese Stadt mit andern Ueberzeugungen als die Meisten. Es hängen schwere Geschicke über ihr. Geld ist jetzt hier Alles. Aber es mögen Ereignisse hereinbrechen, die bald alle das Treiben und Banen und Markten zu Staub werden lassen. Es wird plötzlich stocken wie eine ungeheure Maschine. Wie eine Mühle, der Wasser gebricht." — Damit stimmt denn freilich nicht das Schlußwort des Buches: „Wer London nicht kennt, mag lückenhaft bleiben in seiner Auffassung vom Wogen der Zeit. Wir schauen hier den Strom der Geschichte, sein Rauschen schlägt an unser Ohr, deutlicher als sonst irgendwo; denn hier wird Geschichte und Zukunft gemacht. Von hier kommen und Gestaltungen. In Frankreich wird keine Geschichte mehr gemacht, nur Mode. Und selbst mit der Kämpfst die „Fashion" nicht jedesmal ohne Glück .... London ist ganz Gegenwart und

Digitized by Google

besitzt Zukunft. Paris ist nur Gegenwart und Vergangenheit. In Paris kann ich keine Zukunft erblicken. Paris ist Flor in Spitzen und Blüthen — und wird zerfallen. London ist massig und wird dauern und wachsen."

Dabei kann man denn freilich nur des Spaniers gemüthliches: Quien sabe? Wer weiß es? ausrufen!

Die Nummer zwei unserer Frauenliteratur bildet: „Clotilde. Eine Geschichte zweier Herzen, von Ida v. Düringsfeld (Berlin 1855)". Wir haben mit einigem Zagen und Sorgen, von einem Sturzbach blauer und lauer Gefühlspoesie überschüttet zu werden, diese Geschichte zweier Herzen geöffnet; aber wir sind angenehm enttäuscht worden, denn was wir fanden, ist eine sehr gut und fesselnd geschriebene Novelle, welche sich den besten Erzeugnissen der einst viel gefeierten Verfasserin an die Seite stellt. Der Beginn der Erzählung führt uns nach Desenzano am Gardasee. Clotilde, ein junges Mädchen, welche mit ihren Eltern dort Villeggiatura macht, verliert ihr jungfräuliches Herz an Leo von Studnitz, einen aus Schlesien stammenden Dichter, welcher trotz seiner blonden und rosigen Jugend sich bereits einen bedeutenden Namen in der Salon-Literatur gemacht hat. Das Erwachen und Wachsen einer gegenseitigen Neigung, welche endlich zu einer glücklichen Verbindung führt, ist so gut, mit so viel weiblichem Tact und solcher Wahrheit geschildert, daß man gestehen muß, die Verfasserin hat einem so tausendfach behandelten Stoff durch ihre Beobachtungsgabe, ihre Naturtreue und ihren anmuthigen Styl neuen Reiz gegeben. — Das junge Paar siedelt nach Schlesien über; es trägt seine Laren zum Herde der Frau von Studnitz, der Mutter des jungen Dichters. Aber den süßen Liebesträumen von Lago di Garda soll an den Gestaden der Oder ein bittres Erwachen folgen. Frau von Studnitz nämlich hegt für ihren einzigen Sohn ein Uebermaß mütterlichen Gefühls; sie ist eifersüchtig auf Clotilde; die Schwiegertochter scheint ihr nicht bedeutend, nicht schön, nicht reich genug für ihren Phönix von Sohn. So entsteht ein Verhältniß zwischen der Mutter und den jungen Leuten, welches immer drückender, endlich unerträglich wird, und mit einer Katastrophe endigt, worin die letzteren Leo's mütterliches Haus verlassen, um nach Breslau zu ziehen. Aber Leo ist finanziell von der Mutter abhängig, und da diese jetzt ihre Hand von ihm abzieht, ist er genöthigt, durch literarischen Erwerb den kleinen Haushalt in Gang zu erhalten, was ihm nur schwer gelingt. Clotilde verkümmert dabei, sie stirbt endlich — und Leo nimmt sich jetzt durch Selbstmord das Leben. Alles das ist ergreifend und mit Geist geschildert. Aber indem die Verfasserin alle Schuld des tragischen Ereignisses auf die Mutter ladet, und nebenbei sehr bittre Anklagen gegen die Gesellschaft des Schauplatzes ihrer Erzählung häuft, begeht sie das Unrecht, für den Charakter ihres Helden blind zu sein, ist immerhin dieser Charakter ihre eigene Schöpfung. Mangel an Energie nach allen Seiten in diesem Leo ist doch im Grunde das, woran er untergeht. Aber freilich, Leo hat für diesen Mangel schwer gebüßt. Die Mama dagegen thront im Bewußtsein ihrer Tugend und despegelt sich im Schmucke eines tragischen Schicksals, durch das sie interessant geworden ist, und so mochte Ida von Düringsfeld unwillkührlich sich gereizt fühlen, auf diese Frau das Schwert der poetischen Gerechtigkeit niederfallen zu lassen — um so mehr, als der Geschichte etwas von einem wahren Ereignisse zu Grunde zu liegen scheint.

Größer und bedeutender als die Geschichte zweier Herzen, ist die Geschichte eines Herzens, welche Julie Burow unter dem Titel: „Ein Lebenstraum (drei Bände, Prag 1855)", herausgegeben hat. Hier hat in der That ein reicher, überlegener Geist geschaffen, wie denn unter den jetzt lebenden weiblichen Autoren Julie Burow zu den Namen ersten Ranges gehört. Dieser Lebenstraum vereint die Vorzüge einer spannend angelegten Handlung, einer guten Composition und einer Idee, deren sich die Verfasserin klar bewußt geworden ist, die sie mit fester Hand ausgeführt hat. Aber in der Schilderung des menschlichen Herzens, der Leidenschaft, zeigt hier die Burow wieder etwas von dem mächtigen Genius der Sand; nur ist sie eine umgekehrte, eine deutsche Sand, und in ihrer Tendenz das gerade Widerspiel der französischen.

Was die Fabel des Romans angeht, so haben wir es mit einer ziemlich verwickelten Familiengeschichte zu thun, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde. Wir beschränken uns auf den Kern der Sache, der einfach genug und keineswegs gerade neu ist: die Entwicklungsgeschichte eines Frauengemüths, das eine große und tiefe Leidenschaft für einen Mann in sich trägt, den Rang, Reichthum, tausend Verhältnisse von der Heldin trennen. In einem Augenblick, in welchem heftige Gemüthserschütterungen ihr beinahe das Bewußtsein dessen, was sie thut, rauben, verlobt sie sich einem Andern; sie betrachtet ihn, sie wird Mutter, sie bricht in einem Augenblick überwältigender Leidenschaft die Ehe. Als aber endlich Alles so sich schlichtet, daß sie das Weib des ersten und einzigen Geliebten, dem ihr ganzes Sein angehört, werden kann, da verzichtet sie auf das Glück, welchem so viel Jahre lang alle Pulse ihres Seins mit leidenschaftlicher Heftigkeit entgegengeschlagen haben. Das Leben hat sie so gereift, daß sie stark und klar erkennt, alle Gefühle und auch die mächtigsten haben nur einen bedingten Werth und sind vergänglich, sind vom entschlossenen Wollen zu überwinden; das einzige, dem Menschen beschiedene Glück hat er in den gegebenen Verhältnissen zu suchen, die Blüthen desselben aus der eigenen Kraft zu entwickeln, und da, wo Arbeit und Kraft aufhören, vor dem Walten einer höheren, dem Menschen unerreichbaren Macht mit Ergebung die Wirkung jener Worte zu fühlen: Gottes Wille geschehe!

Die Verfasserin hat mit großem Geschick die Fäden ihres Gewebes so angelegt, daß sie endlich alle auf diese Moral hinauslaufen, und dadurch erreicht sie sicherlich das, daß ihre Erzählung uns diese Schlußfolgerung des Ganzen tief einprägt. Nichts deswoweniger wird eingeräumt werden müssen, daß mit dieser Moral nicht Alles erschöpft ist, was sich über Schicksale, wie die Heldin des „Lebenstraums" sie erfährt, sagen läßt. Sich so zu trösten, mag in vielen Lebenslagen das Beste und Vernünftigste sein, was der Mensch thun kann. Aber man darf uns solche Entsagungstheorie, die schon so oft bekämpft und dennoch leider immer in der Frauenliteratur zurückkehrt — leider kann man mit doppeltem Recht sagen, wenn man über die Gründe dieser Erscheinung nachsinnt — nicht als höchste Philosophie des Lebens geben. Sein Glück in den gegebenen Verhältnissen suchen! Wenn aber die gegebenen Verhältnisse innerlich heillose, demoralisirende, entwürdigende sind? Wie dann? Und wie dann, wenn die Verhältnisse gar keine von oben gegebenen sind, wenn der Mensch selbst in seinem Irrthum, in seiner Unbesonnenheit sie gemacht hat? Wenn gar andre Menschen sie uns durch Mißbrauch drängender Umstände, wie es so auch in unserm Roman der Fall, aufgehalst haben? Es ist doch etwas blasphemistisch, die Folgen unsrer eignen Irrthümer oder Schwächen Schicksale des Himmels zu nennen, und sich bei diesem zum Verdienst anzurechnen, daß man sich ihnen unterwirft. Wer sagt uns überhaupt, auch bei den Schicksalen, welche der Himmel uns sendet, ob sie über uns kommen, damit wir uns in demüthiger Unterwerfung üben, oder damit unsre Kraft in der Bekämpfung derselben sich entwickle? Was unsre Heldin angeht, so wollen wir ihren Fall hier nicht entscheiden. Mögen die Leser des Buches ihren casuistischen Scharfsinn an einer Streitfrage üben, welche eine würdige Aufgabe zur Lösung für einen Minnehof wäre, wie er einst an den Ufern der Durance bestand — aber freilich besser wohl vom sittlichen Gefühl eines Jeden entschieden wird.

„Die Tochter der Luft," Roman von Johannes Scherr (zwei Bände, Prag 1855), ist eine Arbeit, welche einen ganz bedeutenden Fortschritt gegen frühere Arbeiten desselben Verfassers beurkundet. Wir werden in das eigenthümlich zerrüttete Innere einer gräflichen Familie eingeführt, die in einem Thale des Schwarzwalds, in einem wunderlichen alten Castell, genannt Bernwartshall, haust. Graf Bernwart ist ein unheimlicher Mensch, der lange Zeit unter nordamerikanischen Wilden sich umhertrieb, und jetzt den größten Theil

Digitized by Google

seiner Zeit in seinem Laboratorium zubringt, wo er Gifte kocht. Die Gräfin stammt aus spanischem Blut, und ist ein Weib voll Leidenschaft und Sinnlichkeit; um sie schaart sich ein Hof von Anbetern, worunter der in der Nähe, auf seiner Herrschaft Mooshrunn wohnende Halbbruder ihres Mannes der begünstigte ist. Mit Geist und Humor sind diese Gestalten, besonders die verschiedenen Bewunderer der Gräfin, gezeichnet. Unglücklicher ist Scherr, wenn er exceptionelle Frauencharaktere schildert; der Charakter der Gräfin ist unwahr und gemacht, oder jedenfalls unklar gezeichnet. Dagegen ist eine Schwarzwald-Idylle, welche das dunkle Schloß der Bernwart umrahmt, sehr hübsch gehalten. Das Ganze endet mit einer gewaltsamen Katastrophe. Der Freiherr von Mooshrunn hat leichtsinnig, in der Trunkenheit, sich vor einer Männergesellschaft mit der Liebe der Gräfin gebrüstet. Für diese Schmach sucht sich das leidenschaftliche Weib dadurch zu rächen, daß sie ihren Gatten antreibt, seinen Bruder, dem er ohnehin eines Priesters wegen grollt, zu vergiften. Und nun erhalten wir in einer flüchtigen, viel zu wenig erschöpfenden Skizze, ganz jene horrende Geschichte, welche sich vor einigen Jahren in den Niederlanden ereignete — jenes tragische Drama von Peruneli, in welchem der Graf Boarmes seinen Schwager Gustav Foignies mit Nicotin tödtete, und dann, vor die Assisen von Hennegau gestellt, zum Tode verurtheilt wurde, während die Mitschuld seiner Gemahlin unaufgehellt blieb und dieselbe ein Nichtschuldig als Verdict erhielt. Dieser Vorfall ist von Scherr so benutzt, daß auch in seinem Roman der Graf den Namen des Mörders Hyppolit führt und seinem Opfer in seinem Speisesaal das Nicotin gewaltsam einschüttet, ganz wie in Perumeli, daß auch hier der Graf verurtheilt und geköpft, die Gräfin freigesprochen wird und ihre Mitschuld unaufgehellt bleibt. Solches Copiren der Wirklichkeit ist dem Dichter sicherlich nicht verwehrt, vorausgesetzt, daß er eine dichterische Behandlung hineinbringt — das ist hier aber nicht geschehen. Der Autor hat so flüchtig skizzirt, als ob er, zum Schlusse eilend, die Mühe gescheut hätte.

Einem poetischen Fragment sind wir in dieser „Tochter der Luft" begegnet, welches so gedankenreich und schön ist, daß wir uns nicht versagen können, es hervorzuheben. Es behandelt eine Unterhaltung über die Zukunft und den Beruf Deutschlands, und soll als Entgegnung dienen wider die aufgestellte Behauptung: unsere christlich-germanische Bildung überrage so überwhoch die heidnische Griechenwelt, daß sie das Schicksal der letzteren, den Barbaren zu erliegen, niemals theilen könne. — „Ihr meint," wirft dagegen der Held des Romans ein:

„Ihr meint, wir Deutschen seien starke Riesen,
Und jene Griechenstämme waren Zwerge?
Kein Zwerg war Rom und hat sich schwach erwiesen,
Als ihm die Stürme neuer Weltgestaltung
Den Schicksalsspruch in's fahle Antlitz bliesen!
Wir aber gleichen mehr an Art-Entfaltung
Homer's so viel zerstückelteem Geschlechte,
Und theilen seine Bürgschaft für Erhaltung:
Nur was wir schufen giebt uns Lebensrechte.
Wir sind kein Volk an unsern eignen Herden,
Wir sind — der Kitt im ganzen Weltgeschlechte!
Es scheint, als sollten nimmermehr auf Erden
Die Raeen, die für alle andern denken,
Zu körperlich begrenzten Massen werden.
Noch zehrt die Welt an Hellas' Gastgeschenken
Und wir — o was der deutsche Geist geschaffen
Wird nach Jahrtausenden noch Völker lenken, —
Uns aber wird die Fluth von binnen raffen!

Die beiden Romane von Julie Burow und von J. Scherr gehören dem bereits im vorigen Berichte erwähnten Album, Bibliothek deutscher Original-Romane v. J. L. Kober (Prag) an, ein Unternehmen, welches mit Regsamkeit und thätigem Eifer geleitet wird. Bis jetzt ist jeder Jahrgang desselben inhaltreicher als der vorhergehende gewesen. Hier und da ist ein Mißgriff, wie z. B. die Aufnahme des Romans „Nemesis", der eine große moralische Verirrung darstelle, vorgekommen — damit verstehen jedoch andre sehr bedeutende Erscheinungen, welche sich in die Reihe gestellt haben. Wir erwähnen aus der zweiten Hälfte des zehnten (laufenden) Jahrgangs noch der Erzählung: Ein Mädchen aus dem Volke, von Karl Gutzkow — einer höchst geistreichen Arbeit, welche den „Rittern vom Geist" als würdige Epistole eingefügt werden könnte — wie denn auch einzelne Gestalten dieses großen Romans darin wieder auftreten — und die jedenfalls eine Art Nachtlang ist, da diese „Bilder der Wirklichkeit," wie der Verfasser die Erzählung nennt, nicht allein mit derselben Schärfe umrissen sind, sondern sich auch ganz auf demselben localen Hintergrund bewegen, denselben Ton und dieselbe Färbung haben. Einen andern Band hat Fr. Gerstäcker beigesteuert unter dem Titel: „Aus Nord- und Südamerica". Den Inhalt bilden zwei Erzählungen, von denen die größere, „Das Wrack des Piraten", ein Lebensbild von der Westküste Südamerica's (Valparaiso), zu den besten Arbeiten des talentvollen und fleißigen, fast zu fleißigen Schriftstellers gehört. — Die Novelle „Kaltenborn" von Bernd von Guseck ist eine spannende, sehr gut geschriebene Erzählung, die nur an einer Unwahrscheinlichkeit, der Einsperrung eines geistig durchaus gesunden, alten Reichsgrafen in das Irrenhaus krankt, — ein Motiv, welches der Verfasser hätte besser rechtfertigen müssen. Auch begreift er den tiefen Anachronismus, die Scene seiner Erzählung ganz nahe in eine „Standesherrschaft" zu verlegen, zu einer Zeit, wo solch' ein, durch die Rheinbundacte erst geschaffener Begriff noch gar nicht existirte. Irrenhäuser, wie der Verfasser eines zeichnet, gab es wohl damals auch noch sicherlich nicht! Karl von Holtei hat den Jahrgang 1855 mit einem kleinen Romane: „Ein Mord in Riga" eröffnet. Was er der vorliegenden zweiten Hälfte dieses Jahrgangs in „Ein vornehmer Heer" beigesteuert hat, ist gar zu flüchtig zusammengeschrieben; auch das begabteste Talent scheitert an einer improvisatorischen Hast, wie sie hier gewaltet hat. Auf einige größere Arbeiten von Alfred Meißner und Oswald Tiedemann werden wir zurückkommen.

In ähnlicher Weise wie das Prager Album hat sich die vor einigen Jahren begründete „Deutsche Bibliothek" von Otto Müller (Frankfurt, Meidinger) das verdienstliche Ziel gesetzt, dem deutschen Originalroman über seine frühere, so eng begrenzte Leserssphäre hinaus weitere Bahn zu brechen, und die ausländische überstyhre hinaus weitere Bahn zu brechen, und die ausländische überstyhre Waare zu verdrängen. Von einem höheren literarischen Standpunct aus in Angriff genommen, soll dies Unternehmen die befriedigendsten Ergebnisse gehabt haben. Die neueste Veröffentlichung ist ein historischer Roman, dessen Hintergrund in die grauesten Urzeiten deutscher Cultur-Entwicklung verlegt ist. Die Besprechung desselben schieben wir jedoch hinaus, um unsere Leser nicht mit Schöpfungen einer und derselben Gattung zu ermüden.

Ein Unternehmen, welches sich als „Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe" ankündigt, soll in einzelnen, für geringen Preis feil gebotenen Bänden bieten, was auf unsern rasselnden Eisenschienen, die alle Unterhaltung zu einem gefährlichen Lungen-Experiment machen, ein Bedürfniß ist, und was England und Frankreich längst besitzen. Die „Reise-Bibliothek" kann zugleich eine andre Literaturlücke füllen helfen — es fehlt und nämlich in Deutschland in auffallender Weise an einer guten, scharf und geistreich auffassenden Touristen-Literatur über die großen Städte und die einzelnen Landschaften unsres Vaterlandes, an Werken, wie z. B. L. Steub's „Wanderungen durch Tirol" eines ist. Was in dieser Richtung erscheint, verzettelt sich meist in größeren oder kleineren Journal-Mittheilungen. Welche Fülle von Werken über Paris, über London schwimmt nicht in jedem Jahresstrom unsrer Literatur-Erscheinungen daher. Und über Wien? Ueber Berlin? Ueber Hamburg? Wären da nicht in Personen und Thatsachen, in Verhältnissen und Begebenheiten ebenso die Stoffe und Anhaltspunete für reiche, umfassende, anziehende Schilderungen geboten? Mit Vorliebe gehen unsre Touristen darauf aus, in verfassenen Thälern die

Digitized by Google

Niederschläge aller nationalen Zustände, die Reste volksthümlicher Sitten, Anschauungen und Traditionen aufzuzeichnen. Die Racen, welche unser Blut getheilt haben, oder das eigne in abgegrenzten Begirken unvermischt erhielten, sind ihnen immer willkommene Funde gewesen, und wir haben entsetzlich viel über Wenden und böhmische Hinterwälder, friesische Inselbewohner, Oberschlesier und Slowaken lesen müssen. Solche Thätigkeit hat sicherlich auch ihren Werth: aber die großen Brennpunkte des modernen Lebens im Vaterlande, die Reibung der Geister und die Arbeit der Intelligenzen, der Ton der Sitten und das Colorit der Verhältnisse in ihnen, weßhalb finden sie so unendlich weniger berufene, beschreibende, erörternde Federn? Die Reise-Bibliothek nun kann hier sehr anregend wirken, und wir begrüßen sie deshalb als eine willkommene Erscheinung.

Das Programm kündigt Schriften an, auf welche man, wie z. B. „Berlin" von F. Kossak, „Prag" von Gustav Kühne, „Thüringen" von Bernhard Cotta u. s. w. mit Recht gespannt sein muß. Herrmann Orges, der Verfasser so mancher eminent geist- und kenntnißreicher Mittheilungen aus Frankreich in der Allgemeinen Zeitung, verheißt „Pariser Briefe." Andere namhafte Schriftsteller haben sich bereitd der größeren deutschen Verkehrsstraßen, Eisenbahnen oder Ströme bemächtigt, und unter denen, welche weitere Beiträge zugesagt haben, sind Auerbach, Gutzkow, Fallmerayer, Willibald Alexis, Koenig, Gutschall, Marggraf u. s. w. Von dem was bisher erschien, nennen wir die Einleitung des Ganzen, welche in einer Art dichterischen Reise-Segens besteht, Joseph Rank dadurch geliefert hat, daß er in einem „Poetischen Reise-Album" zusammenstellte, was deutsche Dichter über „Reiselust", „Ausmarsch," „Auf der Wanderung", „Im Walde," „Auf den Bergen", „In den Alpen", „Am Meer", „Auf der Rast", und „Auf der Heimkehr" gesungen. — In die Kaiserstadt führt uns dann „Wien in alter und neuer Zeit" von Gustav Kühne. Wir müssen gestehen, daß wir diesen Band mit größeren Erwartungen geöffnet haben, als er erfüllt. Nach einer gedankenreichen Skizze des „Ersten Eindrucks" von Wien giebt der Verfasser auf 57 Seiten „Wanderungen durch Wien's Vergangenheit", die mit allem Reichthum an Esprit und aller Combinationsgabe, welche dem Verfasser eigen, geschrieben sind, doch mit dem üppig reichen Stoff zu cavaliérement umspringen, nichts erschöpfen und keine Hingabe an die Sache, keine eigentliche innere Theilnahme daran verrathen. Variationen des Esprit über ein bestimmtes Thema könnte man diese geistreichen Explicationen nennen. Mit musikalischen Produktionen theilen sie das Schicksal, daß sie vorklungen und vergessen sind, sobald sie zu Ende. Der zweite Theil unseres Büchleins ist ein „Fremdenführer für Wien von heute", der — er nimmt nur 13 Seiten ein — ebensalls nicht ausführlich und erschöpfend genug ist.

Desto besser erfüllt, was der nächste Theil der Reise-Bibliothek durch seinen Titel verspricht; er lautet: „Harzbilder, Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge, von Heinrich Pröhle". Man kennt das Talent dieses Autors in frischer Wiedergabe solcher Gegenstände, ein Talent, das ganz seinem Fleiße im Sammeln derselben entspricht. Diese „Harzbilder" werden deshalb allen Brockenbesteigern und nicht minder allen denen willkommen sein, die sich mit den Sitten und dem Glauben unsrer Vorvordern beschäftigen. —

„Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen, von Levin Schücking" ist das vierte bis jetzt ausgegebene Bändchen der Reise-Bibliothek überschrieben.

Von weiteren Lieferungen dieses Unternehmens erhielten wir so eben:

Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von J. E. Horn.

Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Landschaft, Geschichte, Sage. Von N. Hocker.

Berlin nach Hamburg. Nebst Schilderelen aus Lübeck und Hamburg. Von Ernst Willkomm.

Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berned (Bernd von Guseck.)

Man darf wohl im Ganzen diese vier Schriften als geeignet bezeichnen, das Interesse, welches die Unternehmung in Anspruch nimmt, zu erhöhen. Besonders ist das Buch von Gustav von Berneck als gelungen hervorzuheben. Bei dem Verfasser trafen tüchtige militärische Kenntnisse mit einem geübten Erzähltalent zusammen, um eine so klare, übersichtliche und verständliche Darstellung der Schlacht von Leipzig und der früheren blutigen Zusammenstöße, welche der dreißigjährige Krieg unter den Mauern dieser Stadt herbeiführte, zu geben, so daß dieses Bändchen der Reisebibliothek die Verbreitung eines Volksbuchs verdient. Auch die drei andern Arbeiten entsprechen ziemlich ihrem Zwecke, obwohl wir gestehen, daß im Ganzen sich darin mehr Tact zeigen könnte für das, was den Leser interessirt, welcher eine streng topographische Arbeit nicht verlangt, sondern zugleich unterhalten und unterrichtet sein will. Und für diese Classe der Leser, meinen wir, hätte aus den reichen Stoffen mehr gemacht werden können. Horn's gewissenhaft systematische Schilderung von Brüssel ist sicherlich eine achtbare Arbeit, aber sie hätte aus dem überquellend reichen Material mehr Charakteristisches zum specielleren Ausmalen hervorheben, das Culturgeschichtliche, die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten mehr ausbenten, die Anekdote, das historische Portrait zur Belebung verwenden können. Welche Stoffe bieten da z. B. die großen Geschlechter der Croy, Aremberg, Merode, Ligne u. s. w., auf deren Denkmale man so häufig in Brüssel stößt!

Eben dasselbe gilt von dem „Reise-Buche von Berlin nach Hamburg." Auch hier hätte der Verfasser seine Aufgabe weniger ernst topographisch auffassen und, da die kleinen Bände ja doch systematische Vollständigkeit ausschließen, statt dessen sein Werk durch Berücksichtigung und zum kurzgefaßtere Darstellung des allgemein Interessanten etwas „mousstren" machen sollen. Bei Lübeck hätte eine oder die andre der hübschen Sagen, wie sie z. B. in Rüe's „Lübeckischer Chronik" (Lübeck 1842) enthalten sind, dann die Darstellung der Lübeckschen Schreckenstage im Jahre 1806, — bei Hamburg die Berührung der Lessing-Schröder'schen Zeit, des Reimarus'schen Kreises u. s. w. treffliche Dienste gethan. Wir möchten dabei an das Talent erinnern, welches H. Laube früher in der angedeuteten Richtung entwickelte; welches hübsche Buch sind dadurch seine „drei Königstädte im Norden" (Leipzig 1845) geworden!

Die Reise-Bibliothek würde sich vielleicht auch dadurch ein Verdienst um unsre ältere Literatur erwerben können, wenn sie sich ebenfalls zur Aufgabe stellte, tüchtige, aber jetzt vergessene Reise-Werke einer früheren Zeit wieder an's Licht zu bringen. Durch Auszüge z. B. aus Nicolai's „Reisen durch Deutschland," aus Johann Georg Keyßler's zwei Quartbände starker „Reise durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, Schweiz u. s. w." und aus so manchen anderen Touristenschriften der Vorzeit ließen sich sicherlich mit geschickter Redaction sehr anziehende Bilder unserer früheren Zustände herstellen!

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kühler

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Viertes Heft.

Karl und Lenchen.

Novelle von Albert Reinhold.

Frühling war's im Wald und Feld. Licht und klar lachte der blaue Himmel auf den hohen, grünen Forst herab, dessen mächtige Bäume, von keinem Lüftchauch erregt, stumm und ernst zu ihm emporschauten, und seine Sonne umglühte sie mit rosigem Schein. Aber auch das Dörfchen am Saume der Heide sah so frisch und blank, als sei's dem Lenz zu Liebe geschehen, zwischen den Obst- und Zierbäumen hervor, deren reicher Blätterschmuck es den Blicken halb verbarg, und die weißen Mauern des schönen, im neuesten Styl erbaueten Schlosses am östlichen Ende desselben erglänzten wie Silber, und die Scheiben der hohen Fenster funkelten gliternd im Widerschein des Sonnenlichtes.

Da, wo eine breite Fahrstraße in den Wald einmündet, befand sich eine kleine Gruppe von vier Personen. Sie bestand aus einer Matrone, einem jungen Manne, einem noch jüngern Mädchen und einem Knaben. Während der letztere am Wege nach Blumen umherspähte, schauten die andern nach dem Dorfe hin und der Jüngling ließ sein Tuch in der erhobenen Rechten wie zum Gruße wehen. Er war von überraschender Schönheit, und der etwas phantastische, aber feine und geschmackvolle Anzug stand ihm überaus wohl. Er trat jetzt einige Schritte vor und rief, indem er die Arme ausbreitete:

„So lebet denn wohl, ihr grünen Bäume und ihr trauten Hütten, Gott sei mit euch und insbesondere mit jenem Hause dort, dessen Pforte sich so oft gastlich mir geöffnet! Kehre ich einst wieder, so walte, wie jetzt, stiller Friede in euren Räumen und heißet mich willkommen in Liebe."

Er drehte sich rasch um und zerdrückte die ihm in's Auge geschossene Thräne. Die Matrone aber sprach: „Karl, es muß jetzt geschieden sein, denn ich bin, wie du weißt, eine schlechte Fußgängerin. Wollen dich aber die Kinder noch eine Strecke begleiten, so habe ich nichts dagegen."

Der Knabe, der just in der Nähe war, und die letzten Worte gehört hatte, sprang jauchzend an dem jungen Manne in die Höhe, um gleich darauf einem Schmetterlinge nachzujagen, der eben in seinen Gesichtskreis gekommen, das Mädchen aber, dessen Augen denen des Jünglings begegnet, nickte diesem freundlich lächelnd zu.

„Wir wollen die Abschiedsscene von vorhin im Hause nicht erneuen, lieber Karl," fuhr die Frau fort. „Bleibe brav und gut, werde ein wackerer Künstler und mache dich der landesherrlichen Gnade würdig, der du das reiche, dreijährige Reisestipendium verdankst."

Der junge Mann ergriff mit Innigkeit die ihm dargebotene Hand seiner mütterlichen Freundin und diese drückte ihm den letzten Segenskuß auf die Stirn. Dann drehte sie sich rasch um und schritt, sich mehrmals umschauend, dem Dorfe wieder zu. Der Jüngling schwenkte die Mütze und sie berührte nicht eher wieder sein Lockenhaupt, als bis eine Krümmung des Weges die so liebe Gestalt seinen Blicken entzog. Dann setzte er an der Seite des jungen Mädchens, und umschwärmt von dem Knaben, die Wanderung fort.

Karl hatte die Linke seiner Nachbarin ergriffen und schritt schweigend mit ihr dahin. Beide schienen in tiefe Gedanken versunken zu sein, und der Schmerz der bevorstehenden langen Trennung malte sich in ihren Zügen. Den jungen Mann drängte es, etwas zu sagen, doch war es ihm anzusehen, daß er nicht wußte, wie er beginnen sollte. Er ließ zuweilen den Blick auf der zarten Gestalt und dem feinen Antlitz des Mädchens haften, dessen Köpfchen gesenkt auf der Brust ruhte, und es schien als wollte er das liebe Bild fest und unvergänglich in sich aufnehmen, zur immer bleibenden, nimmer sich verwischenden Stereotype. Endlich aber löste das übervolle Herz das Band seiner Zunge, und er begann zu sprechen von vergangenen Tagen und der seligen Kinderzeit. Er gedachte seiner Knabenjahre, wie er, die frühe, vater- und mutterlose Waise, nach der Residenz in die Pension gebracht worden, und kurz darauf das niedliche kleine Mädchen, seine Nachbarin, zum ersten Male gesehen, das man ihm als, wenn auch nur entfernte, Verwandte recht freundlich zu begrüßen gebot und wie sie sich bald gar herzlich gut gewesen und er sie immer nur sein liebes Lenchen genannt. Mit beredten Worten schilderte er ferner die Freude seines Einzuges in das traulich Dörfchen zu der guten Tante, wenn er nach vierwöchentlicher Abwesenheit des Sonntags, oder wohl gar schon am Sonnabend, die Wanderung aus den dumpfen Mauern der großen Stadt nach dem Ziele seiner Sehnsucht hatte antreten dürfen. Wie schnell war da der Festtag verronnen und der Abend vor der Thür, der ihn an den Rückweg gemahnte. Mit welchem

Digitized by Google

beharrlichen Eifer hatte er nun die Stunden gezählt, die verrinnen mußten, ehe ihm das gleiche Glück wieder zu Theil wurde. So waren Wochen vergangen und Jahre. Da hatte der Jüngling in derselben Stadt die Akademie der schönen Künste bezogen, aber der Wechsel der Verhältnisse seine Beziehungen zum Dörfchen am Walde um nichts verändert — bis er heute in tiefer Wehmuth auf lange von ihm geschieden, um die große Künstlerfahrt nach Italien, nach Rom anzutreten.

Der eifrige Redner schwieg jetzt, und an Lenchen war es nun, auch ihrerseits die reichen Schätze ihrer Erinnerungen aus dem treubehüteten Schacht ihres Herzens zu Tage zu fördern, und der erregte junge Mann ergänzte mit Eifer ihre Rede, wenn ihr Schilderungen ihm nicht umfassend genug erschienen. Und so plauderten sich denn die Beiden dermaßen in die Vergangenheit zurück, daß sie betroffen stehen blieben, als sie der „Hirschsäule“ plötzlich ansichtig wurden, die einst ein fürstlicher Jäger zum Gedächtniß eines glücklichen Schusses hatte errichten lassen. Neben dem Monument breitete ein vielästiger Eichbaum weithin seinen wohlthuenden Schatten aus, und am Fuße seines knorrigen Stammes lud eine Moosbank zum Sitzen ein.

„Nun müssen wir uns trennen, Karl,“ sprach Lenchen, und dem Klange ihrer Stimme war es anzuhören, daß sie sich vergeblich mühte, ihr einige Festigkeit zu geben. Der junge Mann zog sie sanft auf die grüne Bank nieder und nahm neben ihr Platz; jetzt aber schwand der letzte Rest ihrer Fassung, sie drückte das Taschentuch auf die unbunden Augen und weinte bitterlich. Karl erfaßte ihre freie Linke und versuchte sich in nutzlosen Tröstungen. Der Moment verlangte sein Recht. Da kam der Knabe herbeigesprungen, einen bunten Strauß in der Hand haltend. Er stutzte beim Anblick der betrübten Schwester, und sagte kleinmüthig:

„Nun habe ich die schönen Blumen hier gepflückt als Andenken für den lieben, guten Karl, und Lenchen sieht sie gar nicht. Pflege sie nur gut auf der Reise und gieb ihnen öfters frisches Wasser, da blühen sie noch lange fort im Glase.“

Der junge Mann nahm bewegt das Geschenk aus des Kindes Hand und legte es neben sich. Dann hob er den Knaben auf seinen Schooß, streichelte dessen Wangen, drückte einen Kuß auf den feingeschnittenen Mund und zog ihn mit Innigkeit an sich. Lenchen aber entfernte das Tuch von den Augen, blickte die Beiden an, und versuchte unter Thränen zu lächeln. Eine Pause entstand, alle Drei schwiegen, aber desto lauter redeten die Herzen. Selbst der sonst so muntere Knabe hing das Köpfchen und zupfte an den Falten seines Kleides. Um sie her war es ganz still, sogar der Gesang der Vögel in der Nähe war verstummt. Nur das Pochen eines Holzhebers, der, an einem Fichtenstamme hockend, sein geschäftiges Wesen trieb, war vernehmbar. Die breite Heerstraße erschien wie ausgestorben und nicht einmal ein einsamer Fußgänger ließ sich sehen. Hoch oben aber im Wipfel des Eichbaumes errötheten die Blätter und Zweige unter dem Kusse des scheidenden Sonnenlichts, und begannen zu glänzen wie in goldigem Scheine.

Der Knabe ermannte sich zuerst wieder. Mit dem Rufe: „Fast hätt' ich's vergessen!“ sprang er von Karl's Schooße herab und lief spornstreichs in den Wald hinein, in welchem er alsbald verschwand. Lenchen trocknete ihre Thränen, in Karl aber schien ein Gedanke plötzlich zur Reife, zum Entschluß gekommen zu sein, denn er richtete sich empor, strich sich die glänzenden, braunen Locken aus der Stirn und sprach, die herrlich emaillirten, dunklen Augen mit dem Ausdrucke der tiefsten Innigkeit auf das Mädchen gerichtet:

„Willst du mein Schutzgeist sein im fernen Lande?“

„O, vermöchte ich's!“ rief Lenchen, und hielt die gefalteten Händchen empor.

„Ja, du kannst es — wenn du willst,“ versetzte jener mit Feuer. Und er schlang den Arm um ihren zarten Wuchs, sah ihr fest in die großen, lichtblauen Augen und sagte stockend, während das Herz ihm hörbar in der Brust schlug: „Werde die Meine — wenn ich einst zurückgekehrt bin und ich Brod habe für mich und dich.“

Lenchen entgegnete nichts, sie wurde blaß und gleich darauf purpurroth, ein leises Zittern durchlief ihren Körper. Ihrer nicht mehr mächtig, sank sie an des geliebten Jünglings Brust, und dieser drückte auf ihren Mund einen langen, langen Kuß, und sie widerstrebte nicht. In diesem ersten Begegnen ihrer Lippen lag aber die höchste Wonne irdischer Seligkeit.

Die Stimme des Knaben, der durch die Büsche sich Bahn brach, rief die Glücklichen in die Wirklichkeit zurück. Er hielt ein grünes Reis in der Hand, das er nach längerem Suchen ausgewählt, Karl's weißen Hut damit zu schmücken, was er auch sofort that. Freudig klatschte er in die Händchen, als er den schmucken Busch auf dem Kopfe des hochgewachsenen jungen Mannes lustig schwanken sah, dieser aber faßte Helenen's Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe, während er seine Rechte wie betheuernd auf das Herz legte. Dann hob er den Knaben zu sich empor, preßte ihn heftig an sich, ging mit ihm einige Schritte vorwärts und ließ ihn wieder auf den Boden gleiten.

„Lebe wohl mein Lenchen, mein Schutzgeist, Gott sei mit dir und Euch allen!“ rief er, schwenkte grüßend den Hut, fuhr mit der Hand über die Augen und eilte raschen Schrittes davon. Das Mädchen stand wie eingewurzelt da, wollte etwas sagen und vermochte es nicht, der Knabe kam aber laut weinend auf die Schwester zugesprungen und umklammerte sie.

„Lebe wohl, Karl, und vergiß meiner nicht!“ konnte diese endlich mit erstickter Stimme rufen, während ihr unaufhaltsam ein neuer Thränenstrom in die Augen schoß. Jener schwenkte nochmals den Hut und grüßte mit der freien Linken, auch der Knabe hatte sein Mützchen gezogen und hielt es empor, und Lenchen ließ ihr weißes Taschentuch wehen. Hierauf setzte sich der Wanderer wieder in rasche Bewegung und stand nach wenigen Minuten auf einem Hügel, von welchem aus er zum letzten Male die Arme nach den Zurückgebliebenen ausbreitete, um in den nächsten Secunden in der Vertiefung des beginnenden Thales zu verschwinden.

Langsam und schweigend trat Lenchen, den schluchzenden Bruder an der Hand, den Rückweg an.

Der Sturm unaussprechlicher Gefühle durchwogte ihre Brust. Karl war fort, um lange, lange nicht wiederzukehren, und bald sollte der Raum vieler Meilen zwischen sie und ihn sich legen. Aber sie war geliebt von ihm, dem Jüngling, den sie als das Ideal des beginnenden Mannes längst in der keuschen Brust getragen, und dieser Gedanke erfüllte

Digitized by Google

sie mit namenloser Seligkeit. Sie hätte weinen und zugleich jauchzen mögen, und der Wald und der Himmel, die Blumen und die Vögel erschienen ihr in ganz neuer Gestaltung. Aber in der innersten Tiefe ihres reinen Herzens sollte es schlummern das süße Geheimniß, denn es war ja zu zart, zu ätherisch, als daß Worte es hätten zu bezeichnen vermögen; ja sie fürchtete es zu entweihen, selbst wenn sie es in den Busen der geliebten niederlegte und tausend unsichtbare Stimmen flüsterten ihr zu: wenn er wiederkehrt, dann — aber auch nur erst dann!

Das Rasseln eines Fuhrwerks, das brausend hinter ihrem Rücken heranrollte, verscheuchte die Phantasiegebilde der träumerisch Dahinwandelnden und führte sie in die Wirklichkeit zurück. Sie schaute sich um und erblickte einen prächtigen kleinen Wagen von zwei wunderniedlichen Pferden gezogen, die ein kaum dem Kindesalter entwachsenes, blühschönes Mädchen lenkte. Hinter demselben saß in einer Art Cabriolet ein blutjunger Groom, der den passenden Schlußstein zu der ganzen Equipage bildete. Lenchen blieb stehen und verneigte sich anmuthig, und auch der Knabe riß die Mütze vom Kopfe; die reizende Rosselbändigerin aber dankte durch ein kaum merkliches Neigen des Kopfes. Und im schärfsten Trabe sauste der Wagen auf der breiten Kunststraße dahin.

Des Mädchens etwa siebenjähriger Bruder erkundigte sich neugierig nach der jungen Dame bei der Schwester, und diese erzählte dem kleinen Hans, der Vater derselben sei seit kaum einer Woche Besitzer des prächtigen Schlosses, drüben am Ende des Dorfes, und unmenschlich reich. Er sei früher Kaufmann gewesen, weit von hier, habe sich adeln lassen, nenne sich v. Walther und lebe jetzt als Witwer mit seiner einzigen Tochter bloß seinem Vergnügen.

„Sind wir denn auch reich?“ fragte Hänschen.

„Nein, mein Kind,“ versetzte Lenchen; „aber die Mutter besitzt gerade so viel, daß wir ohne Sorgen davon leben können. Dieses Glück verdanken wir unserm vortrefflichen, ach, nur viel zu früh gestorbenen Vater, der als sehr gesuchter Arzt in der Residenz lebte und sich schönes Geld verdiente. Nach seinem Tode — du warst damals kaum einige Wochen alt — kaufte die Mutter sich das Haus mit dem schönen Garten in unserm Dörfchen, wo man viel wohlfeiler lebt, als in der theuern Stadt. Reich sind wir aber deshalb noch lange nicht, auch macht Reichthum nicht immer glücklich.“

„Ist denn Karl reich?“ fragte der Knabe weiter.

„O nicht doch,“ belehrte ihn die Schwester. „Er kann aber, wie wir, mit dem auskommen, was ihm sein gleichfalls längst verstorbener Vater hinterlassen.“

Hänschen richtete noch mehre Fragen an die Schwester, da diese aber immer einsilbiger wurde, sprang er nach Art der Kinder, die wehmüthige Eindrücke leicht vergessen, vom Wege ab, einem regellosen Botanisiren sich hingebend.

Eine halbe Stunde später traten Schwester und Bruder wieder in ihre Behausung ein, und Lenchen flog der Mutter entgegen, um das von Schmerz und Freude glühende Gesicht an ihren Busen zu legen.

In goldiger Pracht stand die Morgensonne am Himmel. Wie Millionen Diamanten funkelten die Thautropfen im Grase, und die Jasminlaube bedurfte ihres ganzen vollen Blätterschmuckes, um den zudringlichen Strahlen des glänzenden Tagesgestirns den Eingang in ihr Inneres zu wehren, damit das Auge des feinen, blondgelockten Knaben nicht geblendet werde, dessen Hand mit Eifer den Griffel führte. Er war von zartem Gliederbau, auf dem anmuthigen, fast mädchenhaften Antlitz lagerte ein Zug jener schwärmerischen Begeisterung, wie er Künstlern zuweilen eigen ist, und die Wangen färbte, vielleicht in Folge der geistigen Aufregung, ein mattes Roth.

Während er nun so ernstig beschäftigt war, knisterte es draußen in den Sandgängen, wie leichter Frauentritt, er schaute von der Arbeit auf in den sich vor ihm ausbreitenden Garten hinaus, sprang empor und war in zwei Sätzen aus der Laube.

„Nochmals guten Morgen, liebes Mütterchen!“ rief er einer Dame entgegen, um ihr gleich darauf um den Hals zu fallen. „Ich bin schon recht fleißig gewesen und der gute Herr Werner wird zufrieden mit mir sein, so hoff' ich's wenigstens. Nun, und Karl vollends, wenn der meine Zeichnungen sehen wird — und er mich nur ein ganz klein wenig loben sollte zur Aufmunterung,“ setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „könnte ich mich über die Maßen freuen. — Wenn nur der Karl endlich käme, es ist recht garstig von ihm, denn die drei Jahre sind bereits vergangen und noch einige Wochen dazu, ohne daß er zurückgekehret ist.“

„Wird schon kommen,“ ließ sich eine Mannesstimme vernehmen, die einem dicht am Garten haltenden Reiter angehörte.

„Der Herr Baumeister Werner!“ rief Hänschen, und rannte die Gänge entlang, den Angekommenen zu bewillkommen. Dieser befestigte die Zügel seines Pferdes an der Umfriedung des Gartens, um der freundlichen Einladung der Hausfrau, näher zu kommen, zu folgen, und wurde von Hänschen mit Hast durch die Gänge nach der Laube gezerrt, um dessen Zeichnungen in Augenschein zu nehmen. Nachdem jener sie höchlich belobt, konnte er erst des Knaben Mutter ordentlich begrüßen. Er that dies mit wohlthuender Herzlichkeit, die zu dem offenen, biedern Gesicht des wohlconservirten Vierzigers ganz paßte und von Seiten der Matrone die gleiche Erwiederung fand. Nachdem sie Platz genommen, erzählte er im Laufe des Gespräches, daß er heute vergeblich den Ritt aus der Stadt hierher gemacht, um den Schloßherrn zu sprechen, da dieser in aller Frühe nach der Residenz gefahren. Uebrigens schreite der von ihm geleitete Schloßbau rüstig vorwärts und seiner Vollendung entgegen.

Hänschen meinte, das sei Jammerschade, denn dann werde der liebe Herr Werner wohl kaum mehr nach dem Dörfchen und zu ihnen kommen, worauf dieser rasch und bestimmt auch ohne geschäftliche Veranlassung seine zeitweiligen Besuche verhieß, da man ihm, wie er galant meinte, die wohlthuende Behaglichkeit einer liebenswürdigen Gastfreundschaft habe kennen und schätzen lernen. Die Matrone dankte lächelnd und schlug unbedenklich in die dargebotene Rechte des Baumeisters ein, die dieser ihr zur Bekräftigung ihres ferneren freundlichen Verhältnisses hingereicht. Während man bei dieser Gelegenheit der verschiedenen Fügungen gedachte, deren das Schicksal sich bediene, um die Menschen zusammen zu führen, und im vorliegenden Falle die Bauluft

Digitized by Google

des hiesigen Schloßbesitzers als die Veranlassung zur gegenseitigen Annäherung zu bezeichnen hatte, war an Werner eine gewisse Unruhe nicht zu verkennen. Er blickte sich oft um, und sah nach dem Hause hinüber, als ob er Jemand erwartete, und gab wohl auch in der Zerstreuung, die sich seiner bemächtigt zu haben schien, eine unpassende Antwort. Als aber nicht lange darauf Lenchen erschien, wurde er einen Augenblick dunkelroth und seine Augen leuchteten. Das Mädchen bot ihm mit liebenswürdiger Unbefangenheit die Hand, er faßte sich schnell wieder, und die Unterhaltung kam nicht einen Augenblick in's Stocken.

Eine Stunde später trug ihn sein Pferd auf der Straße, nach der, nur eine halbe Meile entfernten, Residenz zurück. —

Der Abend desselben Tages dämmerte bereits über den düstern Forst herein und begann seine Schatten um die Hütten des Dörfchens zu legen, deren von der harten Arbeit ermüdete Bewohner wohl zum größten Theile bereits ihre Lagerstätten aufgesucht hatten, als der einzigen mit Ziegeln gedeckten Wohnung ein rüstiger Wanderer zuschritt, der mit deren Oertlichkeit sehr vertraut sein mußte, denn er schwang sich behend über die Umzäunung des Gartens, um kurz darauf durch die Hintersporte des Hauses zu verschwinden. Ungesehen huschte er über den Flur, öffnete sacht eine Stubenthür, und betrat das Zimmer.

Wer möchte aber die Scene schildern, die jetzt entstand! Drei Menschen, den kleinen Hans, dessen Schlastrunkenheit jäh dem Jubel des Wiedersehens wich, mit eingeschlossen, empfingen unter den Ausbrüchen rührender Freude Karl, den endlich glücklich Heimgekehrten. Vom Knaben umtanzt, der sich an die Kleider des jungen Mannes hing, und bestürmt mit Fragen der verschiedensten Art, war es diesem endlich nach dem Verschwinden der Hausfrau, die schnell einige Erfrischungen herbeiholen wollte, möglich, Lenchen, deren Wangen die Freude mit Purpur übergossen, an sein Herz zu drücken und die Worte zu flüstern: „Du bist mein Schutzgeist gewesen und ich darf dir frei und ohne Erröthen in's reine Auge blicken.“

Das überselige Mädchen vermochte nichts zu erwiedern, auch machte des Knaben stürmische Fröhlichkeit alle weitern Herzensergüsse unmöglich.

Jetzt erst hatten die Ueberraschten und der Angekommene Muße, sich näher zu betrachten. Die Ersteren fanden, daß Karl viel männlicher geworden, wozu der seine, Lippen und Kinn umschattende Schnurr- und Knebelbart das Seinige mit beitrug. Die Sprache hatte etwas Fremdartiges bekommen, die Stimme war voller, die Augen sprühten das alte Feuer und Leben, und das schöne, etwas gebräunte Antlitz strotzte in der Fülle der Gesundheit. Lenchen erschien dem jungen Mann unverändert. Die wenig markirten Gesichtszüge der zarten Blondine hatten ihren Schmelz behalten, ein feines Roth durchschimmerte, wie sonst, die fast durchsichtige Haut, und die ganze liebliche Gestalt umfloß der Nimbus echter Jungfräulichkeit. Hans war größer geworden, doch der Schwester außerordentlich ähnlich geblieben. Der Mutter der Geschwister aber durfte er unter Händedruck und Glückwunsch sagen, daß die Zeit fast spurlos an ihr vorübergegangen.

Im Laufe des Gesprächs, das sich nun entspann, gedachte Karl eines kleinen Abenteuers, das er vor einigen Stunden erst bei seiner Wanderung durch den Forst bestanden. Eine junge, schöne Reiterin war auf ihrem wild gewordenen Renner, den sie sichtlich nicht mehr zu bändigen vermochte, des Wegs dahergesprengt gekommen, und er so glücklich gewesen das Thier aufzuhalten, das ein herbeigeeilter, berittener Reitknecht in Empfang genommen, nachdem die Dame kaum den Sattel verlassen. Diese habe dann, nach ziemlich kühlem Danke für den Ritterdienst, als sei weiter gar nichts geschehen, zu Fuße einen Waldpfad eingeschlagen, auf welchem ihr der Diener mit den Pferden gefolgt. Er selbst aber sei wenig erbaut von dieser Begebenheit weiter gegangen.

Man bezeichnete sofort die Amazone als Fräulein von Walther, das einzige Kind des hiesigen Schloßbesitzers, der nach längerer Abwesenheit seit Kurzem seinen Wohnsitz wieder einmal hier aufgeschlagen.

Das Machtgebot der Hausfrau schnitt Lenchen, die sich noch weiter über das schöne Mädchen auslassen wollte, die Rede vom Munde und verwies den Gast auf sein längst bereit gehaltenes Stübchen, denn es war fast Mitternacht geworden.

Einige Tage später befand sich Karl in einem Zimmer des v. Walther'schen Schlosses hinter einer Staffelei, und vor ihm saß Anna, die schöne Tochter des Hauses, in einer Stellung und Haltung, wie man sie anzunehmen pflegt, wenn man sich malen lassen will.

„Also nur um dem besonderen Wunsche meines Vaters nachzukommen, habe ich mich bequemt, Ihnen zu sitzen, mein Herr,“ sprach das Mädchen lachend und zeigte der Perlenzähne untadelhafte Reihen.

Karl erhob sich rasch vom Stuhle, legte den Stift mit der Kohle zur Seite, den er zum ersten Entwurfe des Bildes bereits in der Hand gehalten, und sprach: „Mein gnädiges Fräulein, bisher saß man mir stets freiwillig und mein Pinsel ist daher nicht gewohnt Physiognomien auf der Leinwand wiederzugeben, deren Träger dies Geschäft vielleicht als eine Vergünstigung ansehen.“

Anna lachte jetzt nicht mehr, sondern sah den Sprecher groß an und biß sich auf die Lippen. Karl wollte weiter sprechen, da trat der Hausherr, ein dicker Mann mit rothem, gutmüthlichem Gesicht, in's Gemach und reichte dem jungen Künstler freundlich die Hand. Dieser, schnell besänftigt, griff lächelnd wieder zum weggelegten Werkzeug, das schöne Mädchen nahm auf's Neue Position, und der alte Herr verließ kurz darauf mit zufriedener Miene wieder das Zimmer.

Eine Stunde später stieß er mit Karl im Schloßgarten zusammen, wohin dieser sich begeben, um sich vom angestrengten Zeichnen zu erholen. Während sie nun die Promenaden entlang wandelten, sprach Herr von Walther nochmals seine Freude über den glücklichen Zufall aus, der ihn den Retter seiner Tochter aus einer immerhin möglichen großen Gefahr hatte finden lassen. Dann faßte er Karl unter den Arm und ließ sich, plötzlich in den Ton der Vertraulichkeit übergehend, also weiter vernehmen:

„So hören Sie denn, mein lieber, junger Freund, zu dem ich gleich beim ersten Sehen mich hingezogen gefühlt, daß mich, dem es in diesem Augenblicke ein Bedürfniß ist,

Digitized by Google

sich auszusprechen, der Schuh drückt, wo Sie es am wenigsten denken sollten."

Er hielt einen Augenblick inne, seufzte tief und fuhr dann fort: „Meine Tochter, mein einziges Kind, ist ein von der Natur sehr reichbegabtes Mädchen, und es wäre lächerlich, wenn ich als Vater für diese Vorzüge blind sein wollte; aber ich könnte versucht werden, zu glauben, der Schöpfer habe bei ihrer Bildung etwas vergessen, nämlich das Herz. Keiner unsres Geschlechts hat auch nur einen Moment Gnade vor ihren Augen gefunden, und Hohn und Spott wurden denen zu Theil, die es sich einfallen ließen, um ihre Gunst zu werben. Das ist nun eben so unnatürlich, wie es die Neigungen sind, von denen sie beherrscht wird. Sie liebt das Treiben der Männer, und die sanfteren Beschäftigungen des Weibes sind ihr zuwider. Sie ist eine kühne Reiterin, sie schwärmt für die Jagd und schießt Schwalben im Fluge — ich aber bin dem Mädchen, als es noch Kind war, ein zu schwacher Vater gewesen," setzte er etwas stockend hinzu.

„Und die Mutter?" fragte Karl.

„Verlor sie sehr früh," versetzte Anna's Vater, „und das wird's eben gewesen sein. Ich habe seitdem fast immer ein unstätes Leben geführt, und die Häuslichkeit, die man in Bädern und Hotels nicht kennen lernt, ist dem Mädchen fremd geblieben. Da lautete ich diese Besitzung und gedachte fortan ein ruhiges Leben zu führen, aber das war auch nichts. Wir bielten es Beide nicht lange aus und haben uns nie länger als einige Wochen hier aufgehalten, weßhalb wir auch keine Bekanntschaften in der Gegend gemacht und unsererseits aller Welt fremd geblieben sind. Jetzt aber wird mich ein begonnener Bau hier fesseln, so hoffe ich's."

Karl wollte etwas sagen, der alte Herr fuhr aber hastig fort: „Was Sie selbst nun betrifft, so halten Sie uns gegenüber allen Zwang von sich fern. Kommen Sie und gehen Sie, wenn es Ihnen beliebt, Ihre Anwesenheit wird mir stets Freude machen, denn das Glück, einen Gast bei mir zu haben, ist mir lange nicht zu Theil geworden."

Der junge Mann verbeugte sich und jener fragte: „Sind Sie denn nun einigermaßen etablirt?"

„Vor der Hand, ja," versetzte Karl. „Ich besitze in der Residenz eine nette Wohnung, die ich gemiethet, gedenke recht fleißig zu sein und wenn das Glück mir wohl will, in nicht ferner Zeit die Professur zu erhalten, die jetzt das Ziel meines Strebens ist. Auch habe ich entfernte Verwandte hier im Dorfe —"

„Die mir völlig fremd sind," fiel v. Walther achselzuckend ein. „Ich muß mich hier erst heimischer fühlen, dann werde ich auch fester an der Scholle hängen."

Der Schloßherr, der in diesem Augenblicke durch einen Diener abgerufen wurde, entfernte sich grüßend und Karl setzte seinen Weg allein fort. Da, als er eben um eine Ecke bog, kam ihm die schöne Anna in einem eleganten Jagdanzuge, die leichte Flinte über der Schulter, entgegen. Eine feine Röthe überzog auf einen Augenblick das reizende Gesicht bis zur Stirn hinauf und es war ihr anzusehen, daß sie im Moment nicht wußte, was sie thun sollte. Die nächste Secunde fand sie indessen schon wieder verändert, sie erwiederte den artigen Gruß des jungen Mannes kalt und gemessen und ihr Blick streifte ihn gleichgültig.

„Die Jagd ist ja noch nicht offen," sagte Karl lächelnd.

„Doch, die hohe Jagd," gab Anna zur Antwort, und hemmte den Schritt. Dann sah sie den jungen Künstler durchdringend an und sprach mit scharfer Betonung: „Nicht wahr, Sie mögen es nicht, wenn ein Weib sich erkühnt, mit der Waffe des Mannes den grünen Wald zu durchstreifen, weil — das zweite Geschlecht nun eben das schwache genannt wird?"

„Ich habe allerdings von der Bestimmung des Weibes andere Ansichten," versetzte Karl, und sein klares Auge ruhte fest auf dem Antlitz des Mädchens.

„Dann — thut es mir leid," warf die Jägerin hin, nickte ein wenig mit dem Kopfe und ging stolzen Schrittes weiter.

Der junge Mann sah ihr lange sinnend nach, dann drehte er sich rasch um, ging durch den Park zurück und schlug den Weg nach dem Dorfe ein.

Kurz darauf langte die schöne Jägerin wieder beim Schlosse an, reichte mit verdrießlicher Miene einem Diener, der sie wegen der schnellen Nachhausekunft verwundert anschaute, Gewehr und Waidmannstasche und murmelte: „Ich mag heute nicht jagen."

Und gesenkten Kopfes schritt sie durch die hohe Pforte, stieg langsam die Marmortreppe hinauf und verschwand in ihrem Zimmer.

Am andern Tage, fast um die nämliche Zeit, ging Karl auf dem vom Schlosse in's Dorf führenden Wege dahin, und vor seiner Seele stand Anna's Gestalt, umgeben von dem ganzen Zauber, den Schönheit, Jugend und Anmuth über sie ausgegossen. Sie hatte ihm eben wieder gefessen, und es war daher kein Wunder, daß das Bild des reizenden Mädchens der Phantasie des Künstlers noch vorschwebte. Dieser schien fast unwillig darüber und rief halblaut den Namen der geliebten Jugendgespielin vor sich hin. Und siehe, das Wort wirkte wie ein Zauber, denn sofort verschwand vor seinem inneren Auge die versührerische Erscheinung, und Lenchen, das liebe, liebe Lenchen trat an deren Stelle. Unwillkührlich beschleunigte er seine Schritte und war so mit sich selbst beschäftigt, daß er den v. Walther'schen Reitknecht kaum wahrnahm, der auf seiner Gebieterin muthigem Rosse dahergeritten kam, das, ein kaum dagewesenes Ereigniß, zwei Tage im Stalle gestanden hatte.

Den kleinen Hans an der Hand, dem er begegnet, als dieser just vom Herrn Pfarrer aus der Stunde gekommen, trat er kurz darauf in das Haus ein, das seine liebsten Erinnerungen und sein theuerstes Kleinod umschloß. Am Abend begleitete Lenchen mit dem Bruder den nach der Stadt Heimkehrenden, der viel von den Schloßbewohnern und ihrem Treiben erzählen mußte. Als aber Karl unter der Verheißung baldiger Rückkehr Abschied genommen und nun allein dahinwanderte, schaute ihm Lenchen lächelnd nach und auf ihrem Antlitz ruhte jener selige Frieden, der kaum noch eines Wunsches fähig ist. —

Zwei Tage später kam der junge Mann wieder in's stille, traute Haus im Dörfchen. Er war etwas zerstreut und einsilbig, und meinte auf Befragen, das Bild des Fräuleins beschäftige ihn, das sei bei Künstlern nun einmal nicht anders. Er ging früher als gewöhnlich fort und sprach erst nach

Digitized by Google

drei Tagen wieder vor. Eine eigenthümliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, die ihn nicht lange an einem Ort weilen ließ, und diese Unstätigkeit trieb ihn sogar von Lenchen's Seite. Dem liebenden Auge des Mädchens entging dies natürlich nicht, doch wich er allen deshalb an ihn gestellten Fragen mit ängstlicher Scheu aus. Von den Schloßbewohnern sprach er nur auf besonderes Befragen und zwar mit sichtlichem Widerstreben.

Da trat ein fremder Wanderer mit unheimlicher Miene und finsterm Blick an Lenchen heran und begehrte Einlaß zu ihrem Herzen. Sie wies ihn aber streng und gebieterisch fort und er gehorchte zur Stelle.

Wieder vergingen einige Tage, Karl kam nicht, und doch versicherte Hans, ihn gestern im Schloßgarten gesehen zu haben.

Und zum zweiten Male tauchte vor Lenchen's geistigem Auge die unbekannte Gestalt auf, deren Begehren zudringlicher geworden. Sie hieß sie aber wiederum gehen, doch geschah dies in unsicherer Weise, als das erstemal, und der Fremde entfernte sich zwar, aber sichtlich zögernd.

Jetzt erschien endlich Karl, doch er sah blaß und verstört aus, und Lenchen beschwor ihn unter Thränen, ihr die Ursache seiner Gemüthsveränderung zu entdecken. Karl schwieg aber und riß sich von ihr los, als ihr Drängen stürmischer wurde.

Da nahte sich ihr zum dritten Male der Fremdling und erneuerte sein Begehren. Lenchen schwankte, das Unbekannten Stimme bat so verführerisch um Einlaß und der Drang nach seiner vorheißenen Mittheilung wurde immer mächtiger. Zitternd, und doch des Widerstandes nicht mehr fähig, gewährte sie seine Forderung, aber in der nächsten Minute schoß ihr ein Strom bitterer Thränen in die Augen — sie beherbergte den Argwohn in ihrem Herzen.

Und der schlimme Gast wollte nicht weichen, ja er nahm immer dauernden Besitz von seinem tiefen Versteck und das arme Lenchen verbarg ihn sorgfältig Aller Augen, namentlich denen der geliebten Mutter, und weinte nur still im verschwiegenen Kämmerlein oder in der dichten Fliederlaube am Ende des Gartens, wenn Mütterlein im Hauswesen beschäftigt war und Hans in der Schule weilte. Dazu sangen die Vöglein ihre anmuthigsten Weisen, die Blumen blühten und dufteten und der Himmel lachte im heitersten Blau. Karl aber war eine halbe Woche lang nicht in's Haus gekommen.

Dieser hatte sich inzwischen selbst wieder gefunden. Der Sinnenrausch war verflogen und ernüchtert schaute er sich um. Tiefste Reue ersaßte ihn wegen seiner unseligen Verirrung, die noch dazu den Stempel lächerlicher Thorheit an der Stirne trug, denn die stolze Anna, die Männerfeindin, hatte ihn stets eiskalt behandelt und keinen Blick, kein Wort von ihr durfte er zu seinem Gunsten deuten.

Möglich, daß gerade diese Kälte ihn gereizt, die das schöne Mädchen, weil unerreichbar, ihm doppelt begehrenswerth hatte erscheinen lassen. Er gestand sich dies, aber eben nur dies, freilich nicht zu, denn so ist das Menschenherz; aber sein Stolz war erwacht und sein besseres Selbst hatte sich siegreich Bahn gebrochen.

Am nächsten Morgen wollte er aus der Stadt, die er während des Kampfes mit sich selbst mehre Tage nicht verlassen, zu Pferde, wie schon wiederholt geschehen, hinauseilen nach dem Dörfchen, um nach dem Erwachen aus dem kurzen wirren Traume, ein neuer Mensch, das alte Herz voll Liebe seinem Lenchen zu bringen.

Am Morgen desselben Tages, dessen Abend Karl an seines Mädchens Seite finden sollte, stand Lenchen's Mutter, einen entfalteten Brief in der Hand, mit wachsbleichem Gesicht im Wohnzimmer ihres Hauses, und Lenchen, die just eintrat, prallte bei ihrem Anblick erschrocken zurück.

„Es ist mir lieb, daß du gerade jetzt kommst," sprach die Matrone mit klangloser, tief aus der Brust heraufkommender Stimme, und ließ sich erschöpft auf einen neben ihr stehenden Stuhl nieder. „Du wirst eine sehr traurige Nachricht von mir zu hören bekommen, zu deren Ertragung es vieler Fassung und christlicher Ergebung bedarf. O mein Lenchen, so vernimm es denn — mit unserm bescheidenen Wohlstand ist's plötzlich aus, denn wir sind arm geworden!"

Sie konnte nicht weiter reden, der Strom der bisher verhaltenen Thränen brach sich Bahn und sie schluchzte laut. Lenchen aber sank neben der Mutter auf die Kniee nieder, schlang ihre Arme um sie und suchte ihr in einigen Worten Muth zuzurufen, obschon es ihr vor den Augen flirrte und ihr vor Schreck alle Glieder schlotterten.

„Man schreibt mir hier," vermochte jene endlich zu sagen, „das Bauquierhaus, bei dem unser Capital steht, und das ich so sicher wähnte, habe plötzlich seine Zahlungen eingestellt, und dessen Chef sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht. Schwarz steht aber die Zukunft vor meinen Augen und dein und des Hans Anblick wird mir das Herz brechen."

Der Eintritt einer Person, die eine gleichgültige Angelegenheit herbeigeführt, unterbrach Lenchen's Mutter in den Ergießungen ihres gerechten Schmerzes, was jedoch das Gute hatte, daß nach der Entfernung jener die beiden Frauen sich soweit gesammelt hatten, um ihre Lage klar zu überschauen, und einen, freilich von dem bisherigen sehr verschiedenen, Lebensplan für die Zukunft zu entwerfen. Der kleine Hans wurde, der Verabredung gemäß, nach seiner Rückkehr aus der Schule in milder Weise von dem furchtbaren Schlag, der die Familie betroffen, in Kenntniß gesetzt und der Knabe versprach in rührenden Worten seinen Fleiß zu verdoppeln, um der betrübten Mutter eine Freude zu machen und um so eher in die Residenz zu kommen, denn er wollte, gleich dem Vetter Karl, Maler werden. Er hoffte aber mit kindlichem Vertrauen dann durch den Verkauf kleiner Bilder sich ein Taschengeld und vielleicht noch mehr zu verdienen, und die Mutter nickte ihm unter Thränen lächelnd zu und bestärkte so seinen Glauben.

In der tiefsten Stille verging der Tag. Niemand war gekommen, selbst der Baumeister Werner nicht, der doch sonst, wenn auch zuweilen auf nur kurze Zeit, nachzusehen pflegte, was man mache, wie er sich ausdrückte. Karl's Erscheinen war nicht erwartet worden, denn sein Benehmen hatte denn doch auch Lenchen's weit unbefangenere Mutter stutzig gemacht. Es war neun Uhr des Abends und Hans hatte als Stellvertreter des auf Besuch über Nacht abwesenden Dienstmädchens die Hausthür zugeschlossen. Er ging nach dem Wohnzimmer zurück, um gute Nacht zu sagen,

Digitized by Google

blieb aber, daselbst angekommen beim Anblick, der ihm ward, betroffen stehen, um gleich darauf aufzuschreien.

Die Mutter lag leichenblaß auf dem Sopha und ihrem Munde entquoll ein Blutstrom. Lenchen kniete vor ihr und leistete ihr zitternd mit Tüchern Beistand. Die Scene war gräßlich und der arme Knabe ward davon so sehr überwältigt, daß er schluchzend an die Lagerstätte der so plötzlich und so furchtbar Erkrankten stürzte, ihre erkalteten Hände ergriff und sie an seine Lippen drückte.

„Ein Bote — nach dem Arzt — in die Stadt!“ keuchte das vom jähen Schreck betäubte Mädchen, und Hans sprang, von diesem Gedanken ergriffen, empor und aus dem Zimmer zum Hause hinaus in die angebrochene Nacht hinein. Er kannte zur nächsten Wohnung und klopfte an deren Thür. Es blieb aber alles still darin, und er schlug nun in der Angst seines Herzens mit den Fäusten daran. Es regte sich aber noch immer nichts und auch sein lautes Rufen blieb fruchtlos. Die Bewohner der Hütte besanden sich, von der schweren Tagesarbeit erschöpft, im ersten Schlafe und des Kindes verzweifelte Anstrengungen, sich bemerkbar zu machen, waren erfolglos. Da eilte der kleine Hans nach dem nächsten Hause, hoffend, dort glücklicher zu sein. Allein auch hier blieben die Bewohner desselben taub, und der Aermste rannte nach der dritten Wohnung. Nach längerem Poltern an die morsche Thür, schaute eine Frau aus dem Fenster heraus und erwiederte auf des Knaben flehentliche Bitte um den schleunigen Liebesgang nach der Stadt zum Arzt, ihr Mann sei ebenfalls krank und sie selbst könne ihn und die Kinder nicht verlassen. Das Fenster schloß sich wieder, der Knabe aber stand einen Moment wie vernichtet da und heiße Thränen benetzten sein glühendes Antlitz. Da zuckte, wie ein Blitzstrahl, ein Gedanke in ihm auf, seine Augen leuchteten, er strich sich das wirre Haar aus der Stirn und lief nun pfeilschnell dem mütterlichen Hause wieder zu. Im Wohn- und Krankenzimmer angekommen, raunte er der Schwester in's Ohr, der Bote werde bald erscheinen und sank dann am Sopha vor der Mutter nieder, die, den matten Blick starr auf ihn gerichtet, zu lächeln versuchte.

Er streichelte ihre bleichen Wangen, drückte leise einen Kuß auf ihre Stirn und sprach mit von Weinen brechender Stimme: „Nicht wahr, lieb' Mütterchen, es wird Alles wieder gut werden, und der liebe Gott dich nicht sterben lassen?“

Weiter konnte er nichts sagen, er schluchzte laut, die Kranke aber preßte den Knaben an sich, während sie einen langen Blick nach Oben warf. Zu reden vermochte sie wohl nicht. Dann sank ihr Kopf auf das Kissen zurück und Hans entfernte sich leisen Schrittes aus dem Zimmer.

Einige Minuten später, während Lenchen, das arme, zum Tode erschrockene Lenchen, mit der Bereitung eines Hausmittels in der Küche beschäftigt war, schlich der Knabe wieder in die Stube und legte einen Zettel dicht neben das hinter dem Kopfe der Kranken befindliche Licht. Dann weilten seine Blicke mit dem rührenden Ausdrucke kindlichen Schmerzes auf dem wachsbleichen Antlitz der geliebten Mutter, welche die Augen geschlossen hatte. Er machte eine Bewegung, als ob er sich über die Kranke beugen wollte, stand aber, wie sich besinnend, davon ab und verließ schnell das Zimmer.

Als kurz darauf Lenchen in die Stube trat, fiel ihr der weiße Zettel in die Augen, den der kleine Hans auf den Tisch gelegt hatte, und sie sah, daß derselbe beschrieben war. Sie ergriff ihn und las folgende Worte:

„Ich konnte keinen Menschen im Dorfe erwecken und folglich auch keinen Boten auftreiben. Da habe ich mich selbst nach der Stadt aufgemacht, um für Mütterchen den Doctor zu holen, daß sie wieder gesund werde. Ich melde dies schriftlich, weil man mich sonst nicht würde haben gehen lassen. Sorge dich aber nicht um mich Lenchen, es ist ja für die Mutter, und der liebe Gott steht's und wird mir kein Leid widerfahren lassen. Darum fürchte ich mich auch nicht.

Hans.“

Ein Ausruf des Schreckens entglitt den Lippen des Mädchens bei Lesung dieser Zeilen, die Kranke öffnete die Augen und sah die Zitternde fragend an, diese aber, nicht vermögend, die Angst um den geliebten Bruder der Mutter zu verbergen, rief: „Der Hans ist fort nach der Stadt, den Doctor zu holen; hier steht's auf dem Zettel!“

Da fuhr ein Schauer durch den Körper der Kranken, aber gleich darauf begannen ihre Augen wie in Verklärung zu glänzen, sie faltete die Hände und hauchte die Worte: „Vater — deiner Huld und Allmacht — befehle ich mein Kind!“ und schloß die Augen wieder. Die Züge ihres Gesichts nahmen den frühern Ausdruck an, sie schien zu schlummern.

Lenchen ließ ihren Thränen freien Lauf. Da zuckte plötzlich am Himmel ein Blitz auf, dem ein dumpfer Donner folgte. Dann ward's wieder still und nur zuweilen hob die schmerzbewegte Brust des Mädchens ein Seufzer. Die Mutter schlief aber immer weiter. —

Der kleine Hans schritt indessen rüstig durch's Dorf und der Kunststraße zu, die seitab durch den Forst nach der Stadt führt. Als er die letzten Häuser eine Strecke hinter sich hatte und der finstere Wald seine tausend und abertausend Arme nach ihm ausbreitete, blieb er stehen und schaute sich um. Dieser nächtliche Gang ohne Begleitung war der erste in seinem Leben, und ein Schauer durchrieselte ihn, da es ihm dünkte, aus dem Schleier der Dunkelheit streckten sich riesige Finger nach ihm aus, und der weite Mantel, den der Himmel unter sich ausgespannt, senke sich immer tiefer auf ihn herab. Ringsum war Alles still, nur vom Schlosse drüben tönte das heisere Bellen eines Hundes zu ihm herüber.

Der muthige Knabe überwand indessen das Frösteln der Furcht durch den Gedanken an den ernsten und dringenden Zweck seines Ganges, und augenblicklich setzten sich seine Füße wieder in Bewegung. Mit der Rechten auf seinen Stock gestützt, schritt der zarte Knabe immer weiter in die Nacht hinein und bald starrten ihm die beiden wohlbekannten riesigen Fichtenbäume entgegen, die gleichsam als Wächter hier Posto gefaßt. Nun begannen die Schleier, die die Nacht sich gewoben, noch dichter zu werden, und zuweilen vermochte der jugendliche Wanderer nur die Wipfel der Bäume gegen den Himmel zu erkennen, während tiefe Nacht die niedern Gegenstände um ihn her barg. Zuweilen aber zuckte ein Blitz auf und bei seinem grellen Scheine wurde dem kleinen Hans Alles ringsum fast bis zur Tageshelle erkennbar, um dann sofort von nur noch schwärzerer Finsternis bedeckt zu werden. Dazu rollte der Donner bald näher, bald ferner, und der Knabe fühlte die Erde unter seinen Füßen beben. Nun fiel ihm der Gedanke schwer auf's

Digitized by Google

Herz, wie sehr man zu Hause seinetwillen in Sorge sein und wie die Angst um ihn den Zustand der Mutter verschlimmern werde. Diese Betrachtung hätte ihn fast zur Rückkehr vermocht; aber der Arzt mußte ja um jeden Preis herbeigeholt werden und an seinem geringsten Zaudern konnte das Leben der theuern Kranken hängen.

So eilte er denn klopfenden Herzens weiter, Thränen der Sorge und Angst in den Augen. Hatte bisher die höchste geistige Aufregung seine Nerven in Spannung erhalten und ihm die Kräfte zum raschen Laufen verliehen, so begann jetzt an deren Stelle die Erschlaffung einzutreten, je mehr die natürliche Furcht des zehnjährigen Kindes Platz gewann. Die Füße wurden dem Aermsten immer schwerer, der Athem stockte ihm in der Brust, seine Blicke irrten immer scheuer umher, und bei jedem Aufflammen eines Blitzes zuckte er zusammen. Noch regnete es nicht und war es ringsum windstill, aber eine beängstigende Schwüle lagerte über dem finstern Walde, wie die Vorahnung eines schweren Ereignisses.

Hans mußte jetzt keuchend stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. Da — was war das? — Vernahm er nicht ein dumpfes Stöhnen in seiner Nähe? Oder hatte ihm seine Einbildungskraft einen Streich gespielt? Er lauschte in athemloser Spannung, aber er hörte nichts als das Pochen in der eigenen Brust. Doch nein — das Stöhnen wiederholte sich, es klang wie dumpfes Röcheln — es war keine Täuschung mehr — es war Wahrheit!

Nun aber packte das ungeheuerste Entsetzen den Knaben mit Riesenkraft, sein ganzer Körper bebte, seine Zähne schlugen ihm krampfhaft zusammen, kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. „Mutter, o Mutter!“ vermochte er noch zu lallen, dann fühlte er seine Lebensgeister entweichen, feurige Flammen tanzten vor seinen Augen und ohnmächtig sank er nieder.

Kurz darauf hallten rufende Stimmen durch den Wald und Windlichter wurden sichtbar. Die Träger derselben schritten auf der Straße daher und blieben verwundert stehen, als sie des am Boden liegenden Knaben ansichtig wurden. Sie hoben ihn auf; die junge, schöne Dame aber, die vorausgeschritten war, netzte seine Schläfen aus einem Flacon, und er kehrte alsbald zum Bewußtsein zurück.

Verwundert schaute er sich um und konnte sich in den ersten Augenblicken nicht zurechtfinden. Nun aber erkannte er in der Dame das Schloßfräulein und in den beiden Männern mit den Lichtern v. Walther'sche Diener. Meinend beantwortete er die an ihn gerichteten Fragen über die Veranlassung seines Hierseins. Als er aber vom vernommenen Röcheln drüben im Gebüsche und der ihn deshalb überkommenen Furcht sprach, sahen die Diener ihre Herrin bedeutsam an, diese aber rief, indem sie Hans an den Schultern faßte, in großer Aufregung:

„Du hörtest etwas, und wo war es denn?“

„Dort,“ versetzte der Knabe, und deutete mit der Hand die Richtung an.

Anna nahm dem einen der Diener die Leuchte aus der Hand und schritt der bezeichneten Stelle zu. Ihre Begleiter folgten ihr. Da, kaum drei Schritte vom Wege, blieb sie, das Licht in der vorgestreckten Rechten, stehen und blickte, mit immer steigendem Entsetzen in den Zügen, nach Etwas am Boden hin. Gleich darauf entfant die Leuchte ihrer Hand, und mit dem Rufe: „Karl, ach Karl!“ stürzte sie sich neben eine dunkle Gestalt. Die Diener sprangen hinzu und überzeugten sich, daß der Gesuchte endlich in einem anscheinend furchtbaren Zustande gefunden sei.

Ein reiterloses, an mehren Stellen des Körpers blutendes Pferd war nämlich vor Kurzem in den Schloßhof gekommen, das man sofort als einen Miethgaul aus der Stadt erkannt, mit welchem der junge Künstler schon wiederholt den Ritt nach der v. Walther'schen Besitzung gemacht. Man fürchtete natürlich, daß dem letztern ein Unfall zugestoßen sei, und das Fräulein war mit allen Zeichen der größten Bestürzung unter Begleitung der beiden Diener und zu deren größter Verwunderung fortgeeilt, den jedenfalls Verunglückten aufzusuchen.

Der kleine Hans schaute, wirr im Kopfe und matt in den Gliedern, nach den Dienern hin, die eben den Schwerverletzten am Rande des Weges niederlegten. Ein voller Lichtstrahl fiel in diesem Augenblick auf das leichenblasse Antlitz desselben, und er erkannte in ihm seinen theuern Karl. Das war zu viel für Geist und Körper des zarten Knaben. Die Sinne schwanden ihm von Neuem und er kam erst im Schlosse völlig wieder zu sich, wohin man ihn auf einer und derselben Trage mit Karl gebracht hatte. Der letztere war eben unter den Händen zweier Aerzte, die ein reitender Eilbote herbeigeholt, in's Leben wieder zurückgebracht worden, aber noch unvermögend zu sprechen. Anna's dringende Fragen, ob der Zustand des Schwerverletzten noch die Hoffnung zulasse, beantworteten sie mit Achselzucken, und bald darauf lauschte der kleine Hans an der Hand eines vorleuchtenden Dieners, dem der jüngere der beiden Doctoren folgte, dem mütterlichen Hause zu.

Zwei Tage später öffnete sich sacht und geräuschlos die Thür des Zimmers, in welchem Lenchen's und Hänschen's Mutter das Schmerzenslager hütete. Ein Mann trat leisen Schrittes herein und näherte sich behutsam dem Bett der Kranken. Auf seinem Gesicht lagerte tiefe Wehmuth, und trüben Blicks schaute er auf die bleiche Leidensgestalt, die mit sichtlicher Anstrengung die Hand erhob, um sie dem Angekommenen zum Gruße zu reichen. Dieser ergriff sie gerührt, drückte sie sanft und ließ sie sachte wieder auf die weiße Decke niedergleiten, während ein tiefer Seufzer seiner Brust sich entrang. Er wollte reden und vermochte es nicht, aber in seinen Augen zitterten zwei große Thränen, die beredter sprachen als Worte. Auch die Kranke blieb stumm, doch der erloschene Blick, den sie auf den vor ihr Stehenden heftete, schien sagen zu wollen: so finden Sie mich wieder!

Sie brach indessen zuerst das Schweigen. „Sie wünschten mich zu sprechen, und zwar ohne Zeugen, Herr Baumeister Werner,“ tönte es klanglos aus ihrem Munde.

„Ich hat darum, und der Arzt hat's unter der Bedingung gestattet, daß Sie so wenig als möglich sprechen,“ versetzte der Angeredete, und der Ton seiner Stimme gab Zeugniß von der Bewegtheit seines Gemüthes.

Eine Pause entstand. Der Baumeister war offenbar in Verlegenheit, wie er das weitere Gespräch fortführen sollte, und drückte das Tuch über die Augen. Auf einen Wink der Matrone ließ er sich auf einen Stuhl am Fuße des Lagers nieder und sagte gepreßt:

Digitized by Google

„Ich will jetzt der jüngsten Vergangenheit nur vorübergehend gedenken, die so plötzlich das Glück einer liebenswürdigen Familie gestört.“

Er hielt wieder inne, die Kranke aber athmete schwer auf, und ihre starren Züge durchzuckte auf einen Moment der Ausdruck eines tiefen Schmerzes, sie sanken indessen gleich darauf in die frühere Erschlaffung zurück.

„Sie haben in diesen Tagen an Ihrem Vermögen einen großen Verlust erlitten,“ fuhr Werner stockend fort.

Lenchen's Mutter nickte mit dem Kopfe und richtete die Augen wie fragend empor, warum der Höchste da droben ihr das gethan.

„Dieser Schlag hat Sie hoffentlich nicht allzusehr gebeugt,“ fuhr jener fort, „denn noch ist nicht alle Aussicht verschwunden, wenigstens einen Theil der Summen zu retten.“

Die Kranke verzog den Mund zu einem bittern Lächeln und schüttelte leise das Haupt.

„Nun, dann giebt es wenigstens gute Freunde, die — die helfen können,“ platzte der Baumeister heraus. „Es würde mir zum Beispiel zur großen Freude gereichen, wenn Sie vor der Hand ein unverzinsliches Darlehen von mir annehmen wollten, das ich gern missen kann, da Gott mich mit irdischen Gütern ausreichend gesegnet hat. Das ist nur so ein Vorschlag von mir und wir sprechen schon noch später darüber.“

Die Matrone reichte ihm ihre Hand, die in der seinen zitterte, und lispelte: „Ich danke Ihnen, mein lieber, lieber Freund, aber 's wird schon so gehen — wir wollen uns sehr einschränken. Doch Ihre Güte — rührt mich tief.“

Wieder trat eine Pause ein, denn Werner entgegnete nichts. Er schöpfte tief Athem, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blickte vor sich hin. Endlich erhob er sich, ergriff die Rechte der Kranken und sprach:

„Ich habe noch über etwas Wichtiges, das mich ganz besonders angeht, mit Ihnen zu reden — es betrifft mein Lebensglück.“

Die erschlafften Gesichtszüge der Leidenden belebten sich ein wenig, eine kaum bemerkbare Röthe durchschimmerte ihre Wangen, und ihre Augen hingen fragend an Werner's Munde. Dieser aber fuhr also fort:

„Ich hatte eigentlich auf das wahre Glück des Lebens, wie ich es verstehe, Verzicht geleistet, weil ich mein Herz zu erstorben dafür wähnte — jetzt weiß ich's, daß ich noch glücklich, unendlich glücklich werden könnte. Seit Jahren kinderloser Wittwer nach einer Ehe, bei deren Schließung nur der Verstand eine Stimme gehabt, glaubte ich bis vor Kurzem gegen etwaige Thorheiten des Herzens, wie ich sie nannte, gefichert zu sein. Da sah ich Lenchen — und brauche wohl jetzt nichts weiter zu sagen.“

Werner's Gesicht war bei den letzten Worten dunkelroth geworden, seine Stimme bebte und er vermochte kaum des geliebten Mädchens Mutter anzuschauen, die ihm zuflüsterte:

„Sind Sie denn Ihrer Gefühle gewiß, Herr Baumeister, und möchten Sie nicht vielleicht später den Schritt bereuen?“

„Madame,“ entgegnete dieser sehr ernst, „in meinem Alter pflegt man erst reiflich zu überlegen und dann zu handeln. Die Jugend macht's freilich oft umgekehrt. Auch mag die Liebe des Jünglings feuriger und stürmischer sein als die des Mannes; dieser aber hängt mit um so zäherer Festigkeit und um so inniger an dem Gegenstande seiner Wahl, als sie eine besonnenere war und er den Werth des Lebens, dessen Dauer kürzer gespannt vor seinem Blicke liegt, besser zu schätzen weiß und sich daher vor Mißgriffen möglichst zu hüten sucht. — Ob ich nun auf Gegenliebe bei Helene rechnen darf, wenn, wie ich hoffe, ihr Herz noch frei ist, wünsche ich aus Ihrem, der Mutter Munde zu vernehmen, weil mich selbst eine Scheu, deren ich nicht Herr werden kann, abhält, die entscheidende Frage dem geliebten Mädchen persönlich vorzulegen.“

„Ich werde mit Lenchen darüber sprechen,“ sagte die Kranke mit immer schwächer werdender Stimme. „Doch jetzt bedarf ich einer kurzen Ruhe.“

Sie schloß die Augen, Werner aber ergriff ihre Hand, führte sie an seine Lippen und betrachtete mit einem Gemisch von Schmerz und Rührung das bleiche Antlitz. Dann verließ er so geräuschlos, als er gekommen, das Zimmer.

Während der Baumeister, bestürmt von seinen Gefühlen und von dem Gedanken erfaßt, der Höchste könnte wohl schnell über das Leben der Schwererkrankten gebieten, dieser sein übervolles Herz ausschüttete, saß Lenchen im Wohnzimmer der Familie in einem Lehnstuhle, das wirre, wüste Haupt in die Polster gedrückt. Sie sah furchtbar blaß aus, die Augen waren vom vielen Weinen geschwollen und die Spuren des tiefsten Seelenleidens, verbunden mit zwei schlaf- und ruhelosen Nächten, zeigten sich in ihrer ganzen äußern Erscheinung. Der Arzt, welcher eben das Haus verlassen, hatte ihr Ruhe als höchste Gewissenssache anempfohlen, aber der Schlummer floh die Geängstigte, und wenn ja die brennenden Augenlider sich schlossen, schreckte sie doch gleich darauf jäh wieder auf, um sich sofort ihres ganzen Schmerzes vollkommen wieder bewußt zu sein. Sie stöhnte dann wohl tief auf und sank erschöpft zurück, um nach kurzer Pause, aus einer ähnlichen momentanen Betäubung der Sinne aufgerüttelt, in der trüben Wirklichkeit sich wiederzufinden.

Der kleine Hans war glücklicher. Er lag in einer Ecke des Sopha's, von den starren Banden des Schlafes fest umschlungen, dessen sich der zarte, jugendliche Körper nicht länger mehr hätte erwehren können.

Da knarrte leise die Thür und das Dienstmädchen trat herein.

„Nun?“ fragte Lenchen, und starrte in fieberhafter Spannung die Angekommene an.

„Er ist noch immer beim Alten,“ berichtete diese. „Niemand, die Aerzte, das Fräulein und ein Diener ausgenommen, darf den Kranken sehen, und sein Zustand mag noch immer ein zweifelhafter sein. Er hat noch kein vernünftiges Wort gesprochen und noch keinen Bissen zu sich genommen. Die junge Dame aber ist ganz außer sich und kommt nicht von der Seite des Patienten. Wenn sie indessen ja einmal sichtbar wird, so steht man sie weinen und die Hände ringen. Es gilt nämlich als ausgemachte Sache, daß die beiden heimlich verlobt sind, und der Kammerdiener —“

Sie hielt jetzt plötzlich in ihrer Rede inne, um Lenchen beispringen, die kraftlos zusammenknickte. Mit Hülfe des Baumeisters, der eben eintrat, gelang es ihr bald, sie wieder zu sich zu bringen, und das Mädchen entfernte sich nun, um nach der Kranken zu sehen. Werner beschwor Lenchen, die nöthige Rücksicht gegen sich selbst nicht aus den Augen

Digitized by Google

zu ſetzen, und ſprach ihr mit ſolcher Innigkeit und Theilnahme Troſt zu, daß ihr Herz ſich dieſer Anſprache nicht hätte verſchließen können, wenn es nicht in ſeiner innerſten Tiefe unheilbar verwundet geweſen wäre. So aber ſchüttelte ſie nur ſachte das Haupt und richtete den thränenſchweren Blick nach Oben und in dieſem Blicke lag die ſtumme Klage eines troſtloſen Gemüthes.

Fünf Minuten ſpäter ſtand Werner mit Lenchen am Lager der Kranken, welche die Beiden hatte zu ſich beſcheiden laſſen. Eine fieberhafte Röthe bedeckte ihre Wangen, ihre Augen glühten, ihr Athem flog.

„Das Blut — drängt wieder hier herauf — es wird aus mir!“ rief ſie den auf's Aeußerſte Beſtürzten mit der höchſten Anſtrengung ihrer Kräfte zu. — „Still — ſtill,“ fuhr ſie fort, „daß ich mein letztes Erdenwerk vollende! — Lenchen — der Herr hier hat um deine Hand angehalten — und dein Herz wird frei ſein. — Ich bin überzeugt — du wirſt glücklich mit ihm werden — wenn du ihm deine Hand reichſt. — Gieb ſie her — daß ich Euch ſegne!“

Sie haſchte nach der Rechten ihrer Tochter, die entgeiſtert, keines Wortes mächtig daſtand, doch wie Werner's Hand die ihrige berührte, ſank ſie bewußtlos zuſammen.

Dieſer trug ſie auf das Sopha und eilte nach Hülfe fort, denn ein Blutſtrom entquoll dem Munde der Kranken.

Als aber Lenchen aus der langen, tiefen Ohnmacht erwachte — hatte ſie keine Mutter mehr.

Glockengeläute war der erſte Schall, der an Karl's Ohr drang, oder deſſen er ſich, beſſer geſagt, bewußt wurde. Er ſchlug die Augen auf und ſtarrte vor ſich hin. Noch waren ſeine Gedanken in chaotiſcher Verwirrung, und er vernahm eben nur die metallenen Töne, welche ihm die erſten Grüße im neugewonnenen Daſein brachten. Dieſelben Glocken, welche Lenchen's Mutter das letzte Lebewohl in's Grab nachriefen, waren für Karl die Boten der Hoffnung, die Verkündiger zum Leben.

„Wo bin ich?“ fragte er mit mattem, unſicherm Ausdruck.

„Bei Freunden, bei lieben Freunden!“ entgegnete eine Frauenſtimme, und Anna, auch in ihrer Bläſſe ſchön, bog ſich leiſe über den Kranken.

„Sie hier, Fräulein!“ rief dieſer im Tone der Verwunderung, und verſuchte ſich aufzurichten. Er ſank aber, aus übergroßer Schwäche im Kopfe, augenblicklich in die Kiſſen und den Schlummer zurück, aus dem ihn die Natur auf einen Moment hatte erwachen laſſen, um die erſte Ahnung des wiedererwachenden Geiſteslebens vorzubereiten.

Noch immer ſchwirrten, von der warmen Sommerluft getragen, die Glockentöne durch die offenen Fenſter in's Zimmer herein, doch Karl vernahm ſie nicht mehr. Drüben aber auf dem Kirchhofe ſangen ſie der Kindesliebe das Lied von Tod und Grab, das in gebrochenen Herzen ſo ſchauerlich wiedertönt. So will's das Leben.

Anna bog ſich jetzt über den Schläfer und lauſchte deſſen Athemzügen, die ruhiger und gleichmäßiger geworden waren. Dann legte ſie ſachte die Hand auf die Stirn des jungen Mannes, die nicht mehr ſo fieberiſch brannte. Sie verſuchte einen ſtärkeren Druck, doch Karl regte ſich nicht und ſchlief ungeſtört weiter. Einen Moment blieb ſie nun wie horchend ſtehen und warf einen flüchtigen aber ſcharfen Blick im Gemache umher. Sie befand ſich allein bei dem Kranken. Da übergoß plötzlich der tiefdunkelſte Purpur ihre bisher ſo bleichen Wangen, der Blick der großen, ſchwarzen Augen wurde ſchmelzendweich, und ein leiſes Beben durchzitterte ihren ganzen Körper. Nun beugte ſie ſich zu dem Schlafenden herab und drückte den erſten Kuß auf deſſen Lippen. Dann erhob ſie ſich raſch, breitete wie in überſtrömender Seligkeit die Arme nach dem geliebten Manne aus und eilte leiſen, aber raſchen Schrittes aus dem Zimmer.

„Vater!“ rief ſie, indem ſie in deſſen Cabinet ſtürzte, „Vater, Gott hat meine Gebete erhört und er wird geneſen! Seine Augen haben mich angeſchaut, ſein Mund hat zu mir geredet. Er war bei ſich, er erkannte mich. O mein Vater, wenn er mich liebte! Beglückt durch deinen Segen, ſollte uns dann die Zeit dahineilen in Wonne und nur ihm mein Leben gewidmet ſein. Ich wollte Gattin und Weib werden im vollſten Sinne des Wortes und über die Thorheiten meiner Jugend lächeln, wie über einen wirren Traum. O Vater, mir zerſpringt die Bruſt vor Glück, denn die Liebe hat auch die letzten ſtarren Bande geſprengt, welche Stolz und Eigenſinn um mein Herz gelegt. Ich will —“

„Aber ſo laß mich doch auch nur mit einer Silbe deine Freude theilen, mein liebes, mein herziges Kind!“ fiel v. Walther ein, und erfaßte die Rechte ſeiner Tochter. Dieſe flog ihm an den Hals und bedeckte unter den zärtlichſten Schmeichelnamen ſeinen Mund mit Küſſen. Dann riß ſie ſich plötzlich los und eilte unter den Worten: „Ich muß fort, ſeinen Athem belauſchen, ſeinen Schlummer hüten!“ aus dem Zimmer. —

Am ſpäten Abend desſelben Tages war es gar ſtill im Hauſe der verwaiſten Geſchwiſter, deren Mutter man am Morgen hinausgetragen zu den Wohnungen des ewigen Friedens. Nur Lenchen allein war noch wach. Der kleine Hans ſchlief in ſeinem Kämmerlein den Schlaf der Uebermüdung, denn der Schmerz zehrt am Marke der Seele und des Leibes. Auch das Dienſtmädchen hatte auf der Herrin Geheiß bereits das Lager aufgeſucht, und der Baumeiſter Werner, der jene traurigen Geſchäfte, welche der Tod hervorruft, für die Hinterlaſſenen beſorgt hatte, den Heimweg nach der Stadt angetreten.

Lenchen ſtand am offenen Fenſter ihres Schlafgemaches und richtete die thränenmüden Augen der Gegend zu, wo Mütterlein den langen Schlaf genoß. Es war ein herrlicher Juliabend und der Blüthenduft der Linden am Hauſe faſt berauſchend. In den Zweigen herrſchte tiefe Stille, denn es regte ſich kein Lüftchen, und das Heer der ſummenden Bienen, das ſie am Tage geſchäftig umſchwärmt, hatte längſt die Arbeit eingeſtellt. Oben am Himmel aber ſchanten einzelne Sterne zwiſchen ſchwarzen Wolkenſchichten hervor und verbreiteten gerade ſo viel Licht, daß Lenchen den Thurm des friedlichen Kirchleins und dieſes ſelbſt in dunklen Umriſſen zu erkennen vermochte. Da erfaßte ſie eine unendliche Sehnſucht nach der Stätte, wo die geliebte Mutter ruhte, und leiſe flüſterte die Hoffnung dem grau- und ſchmerzerfüllten Herzen zu, daß der Troſt zuweilen wunderbare Wege nehme. Und ſo verließ ſie denn, ein leichtes Tuch, das ſie mechaniſch umgeworfen, über den Schultern, das ſtille Haus, der Stimme in ihrem Innern zu folgen.

Digitized by Google

Das zarte, junge Mädchen, das innerhalb weniger Tage aus dem bittern Leidenskelche manchen Zug gethan, schlich gesenkten Hauptes dahin, und es war ihm zuweilen, als müßten ihm die Füße den Dienst versagen. An einzelnen Hütten hin, deren Bewohner bereits in den Armen des Schlafes lagen, schlängelte sich der Pfad aufwärts und bald war Lenchen am Ziele. Ohne Scheu, denn der Schmerz kennt die Furcht nicht, betrat sie die geweihten Räume und hatte nicht lange zu suchen, um der theuern Mutter Grab zu finden, denn der frische Hügel schimmerte ihr schon von fern entgegen. Erschöpft sank sie auf demselben nieder, ein Strom von Thränen entschoß ihren Augen, sie schluchzte laut.

Endlich gewann der Schmerz auch Worte, und die Aermste rief, das bleiche Antlitz und die gefalteten Hände dem Himmel zugekehrt: „O mein Mütterchen, du selig-verklärter Engel, erhöre mein Flehen und nimm mich zu dir! Jetzt weißt du es ja, was du von mir gefordert und wie ich es nicht vermag, einem andern Manne das Herz zu schenken, das einst Karl begehrt, um es mit schonungsloser Hand zu brechen. O mein Mütterchen, ich kann Niemand, Niemand mehr beglücken, denn finstere Nacht ist's in einemfort vor meinem Geiste. Nimm mich darum auf zu dir in deinen Himmel, damit ich die undegreiflichen Wege Gottes im Licht schaue, und führe den Bruder Hans auf der rauhen Bahn des Lebens, daß er nicht verzage und glücklich werde auf Erden."

Sie schwieg jetzt, auf's Aeußerste erschöpft, ihr Kopf sank auf das Grab nieder und ihre Augen schlossen sich.

Hoch oben am Himmel aber fuhr eine Wolke daher, finster und schwer, und schwebte bald über dem Friedhofe. Und in den Blättern der Bäume begann es zu rauschen stärker und stärker, ein schneidender Zugwind fuhr über die Gräber daher und küßte die Blumen wach, die schlaftrunken sich umschauten. Aber auch die Schlummernde umrauschte es in geisterhaftem Wehen, und eine nebelgleiche Gestalt bog sich zu ihr herab und drückte auf ihre Lippen einen eisigen Kuß.

Sie schauerte zusammen und öffnete die Augen, als eben der Nebelstreifen zerrann. Nun erhob sie sich und schwankte vom Kirchhofe. Es war aber wieder so still geworden, als vorher, und vom Himmel blickten die Sterne gar freundlich herab.

Lenchen's Gebeine durchrieselte ein leiser eigenthümlicher Frost, der Kopf brannte ihr fieberisch, die Glieder waren ihr bleischwer. Wiederholt mußte sie auf dem kurzen Gange nach ihrer Wohnung stehen bleiben, um Athem zu schöpfen. Endlich erreichte sie das Haus, schloß die Thür, warf in Hänschen's Kammer noch einen Blick auf den schlafenden Bruder, und schlich auf ihr Zimmer.

Kurz darauf verfiel die zum Tode Ermattete in Schimmer, doch ihre Brust hob sich convulsivisch, Fieberröthe bedeckte ihr Antlitz und wirre Phantasien umgankelten ihre Seele.

Draußen aber blieb es still, tiefer Friede waltete ringsum, und die Blumen auf dem Kirchhofe waren wieder entschlafen.

Karl's Genesung schritt rasch vorwärts. Er konnte wieder im Zimmer umhergehen und durfte am offenen Fenster die erquickende Luft der herrlichen Sommertage trinken. Auf ausdrückliches Verlangen der Aerzte aber war es ihm nicht verstattet worden, Besuche anzunehmen, weil sein Zustand noch keine, auch nicht die kleinste Gemüthserschütterung vertrage. So war denn sein sehnlichster Wunsch, seine Verwandten zu sehen, bisher unerfüllt geblieben und jeder Versuch von seiner Seite um Aufhebung dieser Anordnung an Anna's energischem Widerstand gescheitert. Man hatte ihm nur mitgetheilt, die Familie befinde sich in erwünschtem Wohlsein und lasse sich täglich nach ihm erkundigen.

Walther's schöne Tochter hatte aber von der Zeit an, wo Karl's Besinnung zurückgekehrt war, sich wohl gehütet, diesem ihre glühende Liebe durch Wort oder Blick zu verrathen, und es war ihr dies, so schwer es ihr auch geworden, bei ihrer außerordentlichen Willenskraft und Geistesstärke denn auch vollkommen gelungen. Erst nach vollendeter Genesung sollte der junge Mann es inne werden, daß sie ein Herz, ein glühendes Herz habe, das in heißem Verlangen ihm entgegenschlage, und der Glückliche werde, so ließ ihre Leidenschaft und wohl auch ihre Eitelkeit sie hoffen, ihr in diesem süßen Bemühen entgegenkommen.

An einem wunderschönen Abend hatte Anna den dringenden Bitten ihres Vaters, doch nun endlich einmal die frische Luft im Freien zu genießen, nachgegeben und in Begleitung desselben eine kurze Spazierfahrt unternommen, während der Genesende eben einen sanften Schlummer genoß. Karl's Krankenwärter, ein alter, erprobter Diener des Hauses, war, des strengen Verbotes, das Zimmer nicht zu verlassen, zum Trotz, der Versuchung, unten im Garten eine Cigarre zu rauchen, erlegen, und Karl sah sich, als er erwachte, zum ersten Male allein im Gemache. Der Schlaf hatte ihn wunderbar erquickt und gestärkt und er versuchte, wie ein Kind, das der lästigen Aufsicht einmal lebig ist, seine Kräfte auf mannichfache Weise. Es ging vortrefflich, und er konnte der Versuchung, einen Gang in's Freie zu unternehmen, nicht mehr Herr werden. Auf einen Stock gestützt, der sich zufällig vorfand, kam er glücklich die Treppe hinab und in den Park. Er ließ sich auf eine Bank nieder und ergötzte sich im Geiste an der Ueberraschung, die er seinen Pflegern durch sein plötzliches Erscheinen zu bereiten, gedachte. Da kam ihm der Gedanke, wenigstens den Versuch zu machen, ob er die Ueberraschung nicht noch weiter ausdehnen, ob er nicht — „Lenchen —"

Er hatte den theuern Namen laut ausgesprochen und sich rasch von seinem Sitze erhoben. Ja, ja, er wollte — es mußte gehen — der seligste Augenblick seines Lebens stand ihm bevor.

Wie durch ein Wunder kam plötzlich in seine Glieder eine ungewöhnliche Kraft, er fühlte das Blut nach den Wangen, nach der Stirn strömen und seine Augen blitzten. Mit ziemlich raschen Schritten ging er, den Himmel in der Brust, in's Dorf und sann über die ersten Worte nach, die er seinem Lenchen zurufen wollte. Er kam sich vor wie ein dem Grabe Erstandener oder ein vom Tode Begnadigter, und die Freude wollte ihm schier das Herz zersprengen. Wie war doch die Erde so schön, die Luft so würzig, der Himmel so blau! Er hätte die Bäume umarmen, die Blumen küssen mögen, und grüßte die Vögel auf den Zweigen und nickte den Kindern zu, die am Wege standen. Jetzt — jetzt war er im Begriff um die Ecke zu biegen und Lenchen

Digitized by Google

konnte ihn dann jeden Augenblick ſehen. Der Athem ſtockte ihm, er preßte die Hände auf das Herz, Thränen ſchoſſen ihm in die Augen. Da — da ſtand ja das liebe, liebe Haus — und Lenchen — Aber was ſollte denn das heißen — die Fenſterladen waren ja geſchloſſen!

Karl hemmte den Schritt und ſtarrte verblüfft nach dem Gebäude hinüber. Gleich darauf raffte er ſich aber zuſammen und eilte der Thüre zu.

„Was wollen Sie hier?“ rief eine Stimme, die einem vorübergehenden Bauer angehörte. „Da drinnen wohnt Niemand.“

„Niemand? ſeit wann denn?“ fragte Karl mit zitternder Stimme.

„'S iſt einfach aber traurig,“ verſetzte der Mann. „Vor acht Tagen begruben wir die Mutter, und heute haben wir ihr die Tochter nachgetragen. Den kleinen Jungen aber hat ein Herr aus der Stadt mitgenommen.“

Er lüftete den Hut und ging ſeine Straße.

Karl ſtierte noch einige Augenblicke das Haus an, und ſtützte ſich mit beiden Händen mechaniſch auf den Stock. Eine entſetzliche Bläſſe bedeckte ſein Antlitz, um ſeinen Mund zuckte es convulſiviſch, ſeine Bruſt arbeitete gewaltig. Da entfiel ihm der Stab, noch einen Moment erhielt ſich der Körper im Gleichgewicht, dann ſank er langſam in ſich zuſammen und glitt auf den grünen Raſen nieder.

Leute eilten jetzt herbei und man hob den jungen Mann auf — Er war aber todt. —

Um dieſelbe Stunde hielt in der Reſidenz am Hauſe des Baumeiſters Werner ein Wagen, und dieſer ſelbſt ſtieg aus. Ihm folgte ein Knabe. Beide waren ſchwarz gekleidet, und die Mütze des Kleinen umflatterte ein Trauerflor.

Werner ſchien ſehr bewegt zu ſein, und das Kind ſah jämmerlich blaß und verweint aus. Sie gingen in ein Zimmer, und als die Thür hinter ihnen in's Schloß gefallen, ſprach der Baumeiſter:

„Nun, mein Hans, Gott ſei mit dir in dieſem Hauſe! Sei brav und gut, und es wird die wohlergehen auf Erden. Du betrateſt, eine Waiſe, dieſe Schwelle, aber du ſollſt ſie als ſolche nicht wieder verlaſſen, denn“ — hier hob er den Knaben voll tiefer Rührung zu ſich empor und drückte ihn an ſeine Bruſt — „denn ich will dein Vater ſein!“

Fünfzehnmal hatten die hohen Linden des Friedhofs, der Lenchen's Gebeine und ihrer Mutter Aſche birgt, ſeitdem den Sommer geſehen und prangten jetzt wieder im üppigſten Blätterſchmucke, und der Duft ihrer Blüthen zog hinab bis zu den nahen Hütten des Dörfchens. Eben verkündete das Glöcklein vom Thurm der Kirche, daß es Abend geworden und die Feierſtunde für die fleißigen Schnitter im Felde geſchlagen, da zog ein junger, elegant gekleideter Mann, der am Fuße eines ziemlich friſchen Grabhügels ſtand, den Hut und faltete zu ſtiller Andacht die Hände. Er war ganz in ſich verſunken und ſeine Augen blickten bald auf die Stätte, welche den Todten barg, bald ſchwärmeriſch nach der untergehenden Sonne, dem Bilde des Scheidens und der Auferſtehung. Leiſe ſpielte der Wind mit ſeinem goldigen Lockenhaar und auf ſeiner Wange perlte eine Thräne.

Ein alter Mann, der eben das ſtille Reich des Todes betreten, blieb rückſichtsvoll ſtehen, den Betenden nicht zu ſtören. Als dieſer aber ſich endlich umwendete, ſchritt jener auf ihn zu und fragte, nach einem biederm Gruße in der Weiſe der geſchwätzigen Landleute, ob hier was Liebes von ihm ruhe. Der junge Mann nickte ſchmerzlich lächelnd und deutete auf die Gruppe Gräber, vor welcher er ſtand.

„Aha, die Mutter mit der Tochter und dem Maler,“ ſagte der alte Bauer. „War auch dabei, als man ihnen die letzte Ehre erwies, und habe ſie alle Drei mit getragen. Nachher laufte der Baumeiſter aus der Stadt das hübſche, verlaſſene Haus, um ſpäter ſich d'rauf auf den Ausputz zu ſetzen, wie wir gemeinen Leute zu ſagen pflegen. Da ging auch er den Weg alles Fleiſches, und das ganze Dorf, dem er Vater und Vater war, beweinte ihn und trauert noch jetzt. Nun liegt er hier bei den Andern. Die Beſtimmung aber hat der Pflegeſohn des kürzlich Verſtorbenen geerbt, ſich indeſſen hier noch nicht ſehen laſſen, denn er ſoll gar weit von hier hauſen.“

„Seid Ihr nicht der Vater Martin?“ fragte jetzt der Fremde.

„Freilich,“ verſetzte jener. „Aber mein Herr, woher kennen Sie mich denn?“

„Ihr ſollt's morgen erfahren,“ ſagte der junge Mann, „ich bin jetzt zu bewegt, und ein einſamer Spaziergang wird mir wohlthun. Doch da Ihr vielleicht meinen Namen kennen lernen wollet und damit Ihr's den Nachbarn und Freunden verkündigen könnet, wer eben zum Beſuch unter Euch angekommen, ſollt Ihr's gedruckt leſen.“

Er zog aus einem Taſchenbuche ein feines Kärtchen, das er dem Alten reichte, worauf er ſich nach freundlichem Gruße raſch entfernte. Der Bauer blickte dem Davoneilenden nach, bis er verſchwunden war. Da fiel ſein Blick auf ein am Boden liegendes Blättchen, das der Fremde ſoeben verloren haben mußte, denn es lag auf der Stelle, wo dieſer geſtanden. Er hob es auf und betrachtete es. Es war bedruckt, am Rande roth angeſtrichen und ſchien aus einem Zeitungsblatt herausgeſchnitten zu ſein. Neugierig zu wiſſen, was es enthalte, bewaffnete der Alte ſeine Augen mit einer großen Hornbrille, und las laut, aber langſam und ſtockend Folgendes:

„Ganz beſonders müſſen wir in unſerm Berichte eines deutſchen Fräuleins, Namens Anna von Walther, gedenken. Die Edle, welche ſeit Jahren dem Orden der barmherzigen Schweſtern angehörte, ſcheute nicht Drangſale, Mühen und Gefahren und begab ſich hierher nach Conſtantinopel, die Verwundeten zu pflegen, die der entſetzliche Krim-Krieg uns faſt täglich bringt. Mit einer Aufopferung ohne Gleichen lebte ſie ihrem ſegensreichen Berufe, bis ſie ſelbſt ein Opfer ihres Edelmuthes ward. Ihr Andenken aber wird nimmer verlöſchen in den Herzen Derer, die ihr Pflege und Troſt verdanken.“

Nach beendeter Lectüre faltete der alte Mann das Blättchen zuſammen und ſteckte es ſorgfältig zu ſich. Dann begann er die Karte zu entziffern und er las:

„Hans —“

„Die verdammte Brille!“ murmelte er vor ſich hin, denn er vermochte den folgenden Namen nicht ſogleich herauszubringen. Er überſprang ihn vor der Hand und buchſtabirte ohne Anſtoß die drei folgenden Worte zuſammen:

„Profeſſor in München.“

Digitized by Google

Die Gräfin Salmour.

Eine geschichtliche Studie von L. Schneider.

Seltsame Gerüchte durchliefen im August des Jahres 1695 Berlin, die werdende Hauptstadt eines künftigen Königreiches, denn mit der Nachricht, daß Markgraf Karl Philipp vor der piemontesischen Festung Casale gefallen, mit den Vorbereitungen für die glänzende Einholung und Bestattung der fürstlichen Leiche in der kurfürstlichen Gruft, wurde auch das bis dahin nur schen Geflüsterte, das vertraulich Weitergetragene lauter und lauter. — Nicht mehr auf den kurfürstlichen Hof, nicht mehr auf den zufälligen Verkehr mit der Hofdienerschaft beschränkte sich die heimliche Neuigkeit, das hingeworfene, vieldeutige Wort. Der Tod des Markgrafen im fernen Italien wurde ganz genau unterrichtet, er sei an Gift gestorben, weil er trotz seiner Verheirathung mit einer Katholikin, doch nicht katholisch geworden sei. Mit dem Gifte hat es allerdings seine Richtigkeit, meinte ein Dritter, aber der Markgraf selbst hat es aus Verzweiflung genommen, weil man ihm seine geliebte Salmour in ein Kloster gesperrt. Von Officieren und dem Hofe nahestehenden Personen hörte man dagegen, daß der Prinz in den Laufgräben vor Casale durch eine feindliche Flintenkugel gefallen sei. Jedermann wollte irgend etwas besonders Geheimnißvolles und Interessantes über die Verheirathung des Markgrafen mit der schönen piemontesischen Gräfin erfahren haben, die nun doch unzweifelhaft eine Markgräfin von Brandenburg geworden wäre, da alle Stimmen darüber einig waren, daß eine vollkommen christliche und gültige Trauung stattgefunden, und besonders die Frauen nahmen Partei für das Schicksal der beklagenswerthen Gräfin Salmour, die auf so grausame und dabei romantische Weise von dem Prinzen getrennt worden war; denn Markgraf Karl Philipp, der junge, schöne Bruder des Kurfürsten, der Liebling seines Vaters, des großen Kurfürsten, der glänzende Soldat, der kühne Reiter und galante Fürst, war ja auch der Liebling des ganzen Hofes, also aller Berliner gewesen; denn was hätte damals in Berlin nicht auf irgend eine Art zum Hofe gehört, oder nicht in Verbindung mit ihm gestanden! —

Die Nachricht von dem „frühen Hinscheiden" des Markgrafen wurde am 4. August öffentlich von den Kanzeln verkündet. Ueber die Todesart aber war gesagt, er sei am 23. Juli im Lager von Casale gestorben. Dafür ergänzte die nicht-officielle Nachricht desto erfinderischer. Später wurde bekannt, daß die prinzliche Leiche am 26. Juli bei Casale eingesargt worden sei, wobei nicht allein die brandenburgischen Truppen, die dort unter seinem Befehle gestanden, den üblichen „Brandenburgischen Salut" mit Abfeuern der Musketen gegeben, sondern auch die piemontesische Artillerie Salut gefeuert und kanonirt habe; dann habe der Transport der Leiche nach Berlin begonnen. Endlich, am 24. August läuteten die sämmtlichen Glocken Berlin's in drei Pulsen, wodurch der Residenzstadt angekündigt wurde, daß die markgräfliche Leiche in Potsdam angekommen sei und am nächsten Tage zur feierlichen Beisetzung in Berlin eintreffen werde. Am 25. Nachmittags sah man den Kurfürsten Friedrich III. mit dem ganzen Hofe in tiefer Trauer dem Leichenzuge auf der Potsdamer Landstraße entgegenfahren und der prächtige Leichenconduct ordnete sich beim „Hopfengarten," wie damals der botanische Garten beim Dorfe Schöneberg noch hieß. — Truppen bildeten von dort bis zu dem alten Leipziger Thore, da wo jetzt das Gebäude der zweiten Kammer auf dem Dönhofs-Platze steht, Spalier, also war auch die ganze Einwohnerschaft auf den Beinen, um den Leichenzug zu sehen. Hatte man doch noch nicht die verschwenderische Pracht vergessen, mit welcher der große Kurfürst erst vor wenigen Jahren bestattet worden war, und wußte man doch recht gut, daß Alles, was Friedrich III. veranstaltete, das Gepräge wahrhaft königlichen Pomps und höchster Kostbarkeit trug.

Mit Einbruch der Dunkelheit näherte sich der Trauerzug dem Leipziger Thore. — Voran die Garde-du-Corps des Kurfürsten, deren Chef Markgraf Karl Philipp bis zum Jahre 1693 gewesen war. Der General-Wachtmeister derselben führte sie und den ganzen Zug. Dann folgten die Magistrate der verschiedenen Städte, Berlin, Cöln, Friedrichs Werder u. s. w., aus denen die Hauptstadt damals bestand, mit sämmtlichen Stadtbedienten, je nach ihrem Range. An 30 Paar mit schwarzen Decken behängte Pferde des kurfürstlichen Marstalls schlossen sich 4 Lakaien mit Wachsfackeln und die Edelknaben, von ihrem Hofmeister geführt, sämmtlich zu Pferde. Diesen folgten 24 kurfürstliche Blechpfeifer (Trompeter) und 2 Pauker. Die Instrumente derselben waren „mit den Zeichen der Trauer angethan", schwarze Tuchbehänge um die Pauken, lange schwarze Flore an den gedämpften Trompeten. Hinter abermals 4 Lakaien mit Wachsfackeln ritt der Stallmeister des verstorbenen Markgrafen in einem langen Trauermantel, der ihn und sein Pferd vollkommen bedeckte; 2 Officiere des Leibregiments ritten mit gezogenen Degen rechts und links neben ihm. Den Leichenwagen zogen 8 Rappen unter schweren, schwarzen Sammtdecken. — Er war offen und ließ den Sarg sehen, der mit einem weißen und über diesem mit einem schwarzsammtnen Leichentuche bedeckt war, und über dem 6 Bediente des Markgrafen einen schwarzsammtnen überaus reich verzierten Baldachin trugen. 24 Wachsfackeln, von kurfürstlichen Lakaien getragen, umgaben den Wagen und unmittelbar hinter demselben folgte die ganze übrige Dienerschaft des Verstorbenen. Der kurfürstliche Stallmeister, ebenfalls in einem Trauermantel, aber nicht von derselben Größe, wie der des markgräflichen Stallmeisters, und ebenfalls von 2 Officieren mit entblößten Degen (diese aber von der Garde) escortirt, folgte 4 Lakaien mit Wachsfackeln und ritt unmittelbar der kurfürstlichen Trauer-Carrosse vor, in welcher sich der Kurfürst selbst mit dem Pfalzgrafen befand. Es war ein spännіger Hof-Wagen, von der Trabanten-Garde umgeben, deren Mannschaft ebenfalls lange Trauermäntel und Flore an den Partisanen trug. Die 6 spännigen Trauer-Carrossen der übrigen Prinzen des Hauses und eine

Digitized by Google

unabsehbare Reihe von Wagen schlossen sich mit den Räthen, Hofbedienten u. s. w. an. Trabanten und Fackelträger umgaben und beschlossen den Zug, für welchen außerhalb der Stadt die Truppen der Garnison, innerhalb derselben die gesammte bewaffnete Bürgerschaft Spalier bildete. —

Vor der Domkirche, damals noch auf dem Schloßplatze, hoben 24 Officiere den Sarg vom Wagen und setzten ihn in der kurfürstlichen Gruft bei; Salven der Truppen und der Bürgerschaft, und Lösung des Geschützes auf den Wällen und Bastions um die Stadt, verkündeten der Einwohnerschaft nach Mitternacht, das Ende dieser Trauerfeierlichkeit.

So die äußerliche Form dieses Leichenbegängnisses. Im Innern der verschiedenen, zunächst dabei betheiligten Personen mag es widersprechend genug ausgesehen haben, sowohl bei den Wenigen, welche wußten, was eigentlich in Turin vorgegangen war, als bei den Vielen, denen das vergrößerte Gerücht zu Ohren gekommen war. Nur Eines wußten Alle. Der Markgraf war in offenbarer Widersetzlichkeit gegen seinen Bruder und Herrn, das Haupt der Familie, gestorben, und wenn es selbst jetzt noch nicht gelungen ist, das ganze Verhältniß klar überschaulich darzustellen, wo doch Rücksichten gegen lebende Betheiligte wegfallen und der Vorgang längst der Geschichte angehört, so mag damals, wo nach allen Seiten hin Rücksichten zu nehmen waren, eine noch viel größere Unkenntniß geherrscht haben, wenigstens werden die eigentlich Unterrichteten schwerlich bereit gewesen sein, das ihnen ganz willkommene Dunkel aufzuklären.

Und in der That sind wenige Begebenheiten in der Geschichte des kur-brandenburgischen und königlich-preußischen Herrscherhauses, bis auf die neueste Zeit so unaufgeklärt geblieben und so vielen sich geradezu widersprechenden Angaben unterworfen gewesen, als die Verheirathung des Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg mit der Marquise de Salmour und die näheren Umstände seines Todes. — Die meisten späteren Geschichtschreiber Preußens haben mit Bezug auf diese Angaben ohne nähere Prüfung nachgeschrieben, was die spärlichen ersten Quellen beigebracht; aber, wie sich jetzt bewiesen läßt, größtentheils selbst falsch beigebracht. Zwar sind hin und wieder Berichtigungen einzelner Umstände erfolgt, schwerlich wird sich aber aus ihnen allein ein urkundlich treues Bild dieser jedenfalls sehr merkwürdigen Vorgänge gestalten lassen. Bis jetzt ist das einzige, anscheinend zuverlässige, wenigstens den Stempel innerer Wahrheit tragende Schriftstück, so weit es die Haupt-Umrisse der Begebenheit betrifft, ein Quartband mit handschriftlichen Copien einer Reihe von Briefen der Marquise de Salmour und anderer, bei ihrer Verheirathung mit dem Prinzen thätigen, Personen aus dem Jahre 1695, welcher sich in der sogenannten Bibliotheca Diezianna, der königlichen Bibliothek in Berlin, befindet und bisher für die vaterländische Geschichte noch nicht ausgebeutet worden ist. Er enthält offenbar die sämmtlichen Schriften, welche nach dem Tode des Markgrafen in dessen Nachlasse gefunden und von unzweifelhaft unkundiger Hand ziemlich ungeordnet abgeschrieben worden sind, wahrscheinlich um sie dem Kurfürsten oder dem damals allmächtigen Minister von Dankelmann vorzulegen. Nach diesen Briefen ist so ziemlich Alles falsch, oder entstellt, was bisher über die Marquise de Salmour geschrieben wurde. —

Buchholz sagt in seiner Geschichte der Kurmark Brandenburg IV. 180:

„Markgraf Karl Philipp war der dritte Sohn zweiter Ehe des großen Kurfürsten und am 26. December 1672 auf dem Sparenberge bei Bielefeld geboren. 1693 wurde er Heermeister zu Sonnenburg. Er versprach einen großen Kriegshelden, denn er commandirte schon im 21. Jahre seines Alters die brandenburgischen Kriegsvölker in der Schlacht bei Landen und 1695 die Hülfsvölker, die sein Herr Bruder, der Kurfürst nach Italien geschickt hatte, wo er Casale erobern half. Aber im Lager vor Casale ergriff ihn ein giftiges Fieber und er starb davon in der eroberten Festung den 13./23. Juli desselbigen Jahres. Er starb unvermählt, wenigstens in den Augen der großen Welt. Wirklich hatte er sich jedoch in Italien mit einer savoyischen Dame, und zwar geringe Zeit vor seinem Tode, heimlich vermählt. Sie hieß Catharina Maria de Balbiano, verwittwete Gräfin von Salmour. Er mochte eben nicht heimlich mit seiner Liebe und dem Vorsatz, sie öffentlich zu erklären, sein. Allein, weil sie sowohl wegen ihrer Religion als wegen ihres zu niedrigen Standes keine der Hoheit des Hauses Brandenburg würdige Person war, setzte sich dieses dagegen. Der Cardinal-Erzbischof von Turin mußte allen Geistlichen verbieten, sie zu copuliren, und der Herzog von Savoyen sperrte sie in ein Kloster, nachdem er sie aufheben lassen. Nach den Baßmann'schen Todtengesprächen aber, wäre dies umsonst, die Copulation schon geschehen und ein Sohn die Frucht dieser gesetzwidrigen Ehe gewesen. Die Dame wäre hernach mit dem sächsischen General Grafen Wackerbart vermählt worden, der ihren mit dem Markgrafen erzielten Sohn an Kindesstatt und zum Erben angenommen. Und dieses wäre dann der vor einigen Jahren verstorbene Churfächsische Minister, der bekannte Graf von Wackerbart-Salmour gewesen."

So weit Buchholz, der offenbar die Glocken läuten gehört, ohne genau zu wissen — nun man kennt ja das alte immer wieder auf's Neue wahre Sprichwort. —

Leider galt Pöllnitz in seinen: Mémoires pour servir— bis jetzt den meisten Geschichtschreibern als eine gewissenhafte Quelle, und so ist denn die von ihm beliebte Darstellung auch die am Weitesten verbreitete und gläubig gelesene. Nach ihm hatte sich der Markgraf 1694 beswegen zu den brandenburgischen Truppen in Italien begeben, um dort als Volontair die Campagne mitzumachen. In Turin verliebte sich der 22jährige Fürst in die Gräfin Salmour, eine junge Wittwe und eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, die neben diesem Vorzuge auch den eines feingebildeten Geistes besaß. Der junge Prinz hatte geglaubt, leichtes Spiel bei ihr zu haben, aber eine gleiche Antwort von ihr erhalten, wie sie Catharina de Rohan einst Heinrich IV. gab: „qu'elle était trop pauvre pour être sa femme, et de trop bonne maison, pour être sa maitresse!" so daß er sich entschloß, sie im Geheimen zu heirathen, was er allerdings nicht aussühren konnte, ohne daß der Kurfürst es erfuhr. Dieser Fürst, welcher nicht wünschte, daß ein Prinz seines Hauses sich unter seinem Stande vermähle, berief seinen Bruder zurück; der Markgraf aber war zu sehr von seiner Gattin eingenommen, als daß er hätte gehorchen sollen. Der Cavallerie Oberst Hackborn erhielt daher den Befehl, sich seiner Person zu versichern und ihn nach Berlin zu bringen. Dieser Auftrag

Digitized by Google

ließ sich nicht ohne Einwilligung des Herzogs von Savoyen ausführen. Sie wurde also nachgesucht und gewährt, zugleich auch die Erlaubniß gegeben, sich der Gräfin Salmour zu bemächtigen. Mit dieser Erlaubniß versehen, überraschte der Oberst den Markgrafen eines Morgens in den Armen der Gräfin Salmour. Der Markgraf griff nach seinem Degen und vertheidigte sich wie ein Verzweifelter gegen Hackeborn und 4 Officiere. Als er aber eine Wunde im Arme erhalten, sah er sich unfähig zu fernerem Kampfe und mußte sich ergeben. Während dieses Gefechtes führten piemontesische Officiere die Gräfin Salmour in ein Kloster. Der Schmerz, den der Prinz über diese gewaltsame Trennung empfand, war so heftig, daß er den Obersten Hackeborn mit Vorwürfen überhäufte, sich nicht verbinden lassen wollte und wirklich so viel Blut verlor, daß er endlich in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande konnte man ihn natürlich nicht abreisen lassen. — In der folgenden Nacht überfiel ihn ein so heftiges Fieber, daß die Aerzte schon am Morgen darauf, durch die beunruhigendsten Symptome veranlaßt, an seinem Leben verzweifelten. Er starb denn auch wirklich 5 Tage nachher, während er bis zu seinem letzten Athemzuge immer den Namen seiner geliebten Salmour gerufen hatte. Seine Leiche wurde nach Berlin gebracht, wo Churfürst Friedrich III. ihm ein Leichenbegängniß halten ließ, welches ganz dem Geiste der Pracht entsprach, der in allen Handlungen dieses Fürsten erkennbar ist. Die Gräfin Salmour wurde in Freiheit gesetzt, sobald der Markgraf gestorben war, und führte nun den Namen einer Marquise von Brandenburg. Einige Zeit nachher reclamirte sie ihren Wittwenschatz und ging, als sie ihn nicht erhalten konnte, nach Wien, um die Fürsprache des Kaisers anzuflehen. Der Churfürst, der dieser Angelegenheit ein Ende machen wollte, ließ ihr ein für allemal hunderttausend Thaler bieten, wenn sie den Namen einer Markgräfin von Brandenburg ablegen wollte. Sie hatte aber die Hochherzigkeit zu antworten, daß die Ehre, welche sie gehabt, rechtmäßige Gattin des Markgrafen gewesen zu sein, ihr genüge, und daß kein Reichthum der Welt sie dazu bringen würde, vor der Welt nur für seine Maitresse zu gelten. In der That zog sie es vor, unter mittelmäßigen Glücksumständen zu leben und legte den Namen Brandenburg nicht eher ab, bis sie den Grafen Wackerbart, sächsischen Feldmarschall und Staats-Minister, heirathete."

Dies ist denn in der That die am allgemeinsten verbreitete Version, obgleich sich schon in der letzten Ausgabe der Pöllnitz'schen Memoiren vom Jahre 1791 folgende Berichtigung durch den Herausgeber derselben, F. L. Brunn, findet. —

„Herr von Pöllnitz hat die näheren Umstände dieser Heirath schlecht erzählt. Es war damit so: Der Prinz Karl Philipp begab sich am 28. Mai 1698 (der Berichtiger hat gleich mit den ersten Worten seiner Berichtigung Unglück, denn es soll offenbar 1695 heißen) mit der Gräfin und mehreren anderen Personen in den Wildpark bei Turin, und erklärte dort, in Gegenwart eines Geistlichen, die Gräfin für seine rechtmäßige Gattin. Sein Stallmeister machte ihm bei dieser Gelegenheit so starke und heftige Vorstellungen, daß der Prinz seinen Degen zog. Nach der Ceremonie begab man sich wieder nach Turin, wo die Vermählung am nämlichen Abende vollzogen wurde. Am anderen Morgen zeigte der Markgraf den gethanen Schritt dem Herzog von Savoyen an, welcher ihn bitten ließ, sich zu ihm nach Fraissinette zu begeben, wo er sich bestreben wolle, dem jungen Prinzen die Augen über das Unangemessene einer solchen Heirath zu öffnen. Der Prinz aber wich, unter verschiedenen Vorwänden, dieser Zusammenkunft aus. Endlich befahl dieser einem Detachement seiner Garden, die Wohnung des Prinzen zu besetzen und die Dienerschaft desselben wurde angewiesen, ihren Prinzen von jedem unnützen Widerstande abzuhalten, wenn die Officiere von den Regimentern Savoye und Chablais die Gräfin entführen würden. In der That legte der Prinz die Hand an den Degen, und man war gezwungen, ihn mit Gewalt aus dem Zimmer der Gräfin zu entfernen, welche, in Ohnmacht liegend, nach dem Kloster Sainte Croix gebracht und dort von 60 Mann bewacht wurde. Der Markgraf blieb in seinem Zimmer, weil er sich bei der Vertheidigung eine leichte Wunde beigebracht hatte. Der Herzog besuchte ihn am Abende und fand ihn unpäßlich, indem er nur von seiner Heirath, als einem heiligen und unauflöslichen Bande, sprach. Es wurden neue Berichte darüber nach Rom und an den Churfürsten Friedrich III. gemacht. In Rom wurde nach vielen Berathungen die Heirath für gültig erklärt, indem man einen Dispens des Papstes, wegen der verschiedenen Religionen erwirkte. Der Prinz starb vor dieser Entscheidung seines Processes, nach einer langen Krankheit an einem hitzigen Fieber und aus Kummer und Wuth darüber, daß man ihm seine Gattin geraubt."

Dieser Berichtiger, der eben so viel Falsches sagt, als der, den er berichtigen will, fügt indessen auch noch hinzu, daß eine Sammlung von französischen Briefen in Manuscript existire, welche die Gräfin Salmour an den Markgrafen geschrieben und aus welcher er nächstens einen, oder den andern veröffentlichen werde.

Ob F. L. Brunn damit die Originale jener Briefe, oder die in der Bibliotheca Dieziana aufbewahrten Copien meint, läßt sich aus dieser Angabe nicht erkennen. Beide sind indessen bis jetzt noch nicht zu einer Aufklärung über die näheren Umstände dieser Heirath und deren Trennung benutzt worden; auch Brunn ist die versprochene Mittheilung des einen oder anderen dieser Briefe bis jetzt schuldig geblieben. Möglich, daß auch die Originale noch existiren, sie dürften aber kaum schriftstellerischer Benutzung zugänglich sein. Eben so möglich ist aber auch, daß die Copien nicht genau, vielleicht sogar für gewisse Zwecke zugestutzt sind. Schon die willkührliche Zusammenstellung der Briefe, die nur ganz im Allgemeinen chronologisch geordnet sind, wo das darunter befindliche Datum keinen Zweifel ließ. Dagegen sind Briefe anderer Personen, kurze Billete und Zettel ohne Datum dazwischen hineingeschoben, die jedenfalls beweisen, daß der Copist oder der Sammler ebenfalls keine genaue Kenntniß von den Vorgängen gehabt. —

Sonderbar genug, und jetzt wenigstens nach so langer Zeit unerklärlich, leiten einige Umstände auf den Verdacht, daß diese Copien hin und wieder durch Zusätze verfälscht sein können, indessen ist eine Begründung dieses Verdachtes wohl so lange unmöglich, bis nicht eine Vergleichung mit den vielleicht irgendwo vorhandenen Originalen stattfinden kann. Wie sie vorliegen und zugänglich sind, erscheinen diese Briefe als Privatissima von höchstem psychologischem Interesse, und es entfaltet sich in ihnen ein wahrhaft schöner

Digitized by Google

und fesselnder weiblicher Charakter, oder sie geben im anderen Falle den Beweis einer ungemein schlauen, ehrgeizigen und mit aller Feinheit gespielten Intrigue, denn die Behauptung einiger Schriftsteller, daß die Gräfin nur ein Instrument katholischer Priester gewesen sei, um den Markgrafen zur katholischen Religion zu bekehren — wenn auch ein selbst unwissendes Instrument, — findet hin und wieder in diesen Briefen eine wenigstens andeutende und verrathende Bestätigung. Sie sind meist mit dem ganzen Feuer einer schwärmerisch Liebenden geschrieben und nur die häufig mitten unter den glühendsten Versicherungen ewiger Liebe und Treue wiederkehrenden Worte: „Envoyez moi quelques unes de vos pierreries“ scheinen ganz außer dem Zusammenhange mit dem Uebrigen zu stehen. — Sie verwunden den Leser in dem Augenblicke, wo die Klage der Schwerleidenden über das unverdient erlittene Unglück ihn fesselt und rufen unwillkührlich die Frage hervor: sollten diese Worte eingeschaltet worden sein, um dem Kurfürsten den Charakter der Gräfin zu verdächtigen?

Bekannt können diese Briefe nicht gewesen sein, denn sonst wären die vielen falschen Darstellungen der Vorgänge zu Turin im Sommer 1695 nicht möglich, und wenigstens einer der Geschichtschreiber, die gläubig den Völlnig abgeschrieben, würde etwas davon erwähnt haben. Folgen doch selbst Wileken, Geppert und Andere ohne weitere Prüfung jenen Quellen. Namentlich enthalten fast sämmtliche, für den Schulgebrauch bestimmte brandenburgisch-preußische Geschichtsbücher eine einfache Abschrift aus dem Völnig, wobei sogar die Brunn'sche Berichtigung den Meisten nicht bekannt geworden zu sein scheint. So erklärt sich denn auch das bekannte Kalenderkupfer von Chodowiecki, auf welchem die Trennungsscene des Markgrafen von der Gräfin Salmour dargestellt ist. Er steht im Hemde vor dem Bette seiner jungen Gattin und wehrt mit dem Degen den Angriff von 4 brandenburgischen Officieren ab, während andere Officiere sich der jungen Frau bemächtigen.

Es erklärt indessen wenigstens ein unverdächtiges Zeugniß für die ganze Begebenheit; nämlich die von le Bret in seinem „Magazin zum Gebrauche der Kirchen- und Staatengeschichte, wie auch des geistlichen Staatsrechtes katholischer Regenten“ abgedruckte, wie er sie nennt: savoyische Nachricht, die indessen vollständig den Charakter eines Gesandtschaftsberichtes trägt, der von le Bret selbst für die Oeffentlichkeit zugeschnitten worden ist. In den wesentlichen Angaben stimmt er mit jenen Briefen überein, und der Berichterstatter, vielleicht einer der vielen diplomatischen und militärischen Agenten, die damals am Hofe zu Turin verkehrten, weil Victor Amadäus die Aufmerksamkeit aller europäischen Cabinete auf sich zog und überdem dort sich das Interesse des Krieges concentrirte, war offenbar bei einigen der Vorgänge Augenzeuge. Sein Bericht lautet:

„Prinz Karl von Brandenburg hatte sich vorgenommen, am 28. Mai den Prinzen von Hessen-Cassel und die Frau Gräfin von Rocca, von Turin und Vercelli zu einem Gastmahl auf der Bénerie zu ziehen, wozu er auch die Herren: Abt del Marco, Consultor Parelli und Baldiani einlud. Er schickte alle seine Leute an den bestimmten Ort, damit Alles bei ihrer Ankunft bereit wäre, und ließ sich hierauf einen von den großen Hofreisewagen ausbitten, der die ganze Gesellschaft faßte. Jedoch ließ er diesen mit seinen eigenen Pferden bespannen. Als sie à la Bénerie angekommen waren, so hielten sie sich einige Zeit damit auf, die schönen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf sie zur Tafel gingen, die mit den niedlichsten Speisen prächtig bedient war.“

„Als diese zu Ende war, ließ der Prinz Karl heimlich den Pfarrer des Ortes zu sich rufen. Diesen fragte der Prinz, wer er wäre, worauf jener erwiederte, er sei der Pfarrer des Ortes. „Nun,“ versetzte hierauf der Prinz, „so erkläre ich vor Ihnen und dem Herrn Abt von Marco und dem Herrn Parelli, daß ich die hier zugegen stehende Dame, Catharina Balbiani, Gräfin von Salmour, zu meiner Gemahlin nehme.“ Die Gräfin erklärte: „Ich nehme zu meinem ganzen, rechtmäßigen Gemahl den Herrn Prinzen Karl von Brandenburg!“

„Der Pfarrer war ganz erstaunt, wußte nicht, was er machen sollte und begab sich hinweg, mit einiger Lebensgefahr, weil ihn der Prinz von Hessen-Cassel umbringen wollte, woran ihn nur die Umstehenden hinderten.“

„Der dem Prinzen zugegebene Stallmeister brach in heftige Reden über die schlechte Aufführung seines Prinzen aus, was er seinem Hause für einen Schimpf anthäte, daß er eine geringe Dame heirathete, obwohl sie eine von den ersten Damen des Landes ist. Er erhob seine Stimme immer mehr und sagte, wie unanständig und seiner hohen Geburt unwürdig eine solche Vermählung sei, und er würde sich hierüber bei dem Bruder des Prinzen mit Recht beklagen, er sei entschlossen, lieber sich gänzlich zu entfernen, als daß er eine so unanständige Handlung gleichgültig mit ansehen solle. Der Prinz griff zum Degen, welches den Stallmeister nöthigte, ebenfalls zu seiner Vertheidigung zum Degen zu greifen, und dieses that endlich die ganze Gesellschaft. In diesem Scharmützel wurde der Stallmeister leicht verwundet, nachdem ihn die Umstehenden vertheidigt hatten.“

„Nachdem sie nun ein wenig beruhigt waren, so gab man Befehl, den Reisewagen anzuspannen, und indessen schickte der Stallmeister eilends nach der Stadt, um von dem, was vorgefallen war, einigen Officieren, seinen Landsleuten, die in der Stadt waren, Nachricht zu geben. Diese begaben sich gleich zu Pferde und eilten nach der Bénerie, wohin sie berufen waren. Der Reisewagen ward zurecht gemacht, jeder setzte sich an seinen Platz, und weil der Bräutigam besorgt war, es möchte ihm etwa ein Zufall begegnen, so gab er auf dem Wege dem Kutscher Befehl, in aller Eile sich nach dem Hause der Dame zu verfügen. Weil ihn aber der Stallmeister und die vornehmsten Diener des Prinzen bedrohten, so fuhr er ganz langsam fort und kam kaum in die Ebene zwischen Turin und la Bénerie, als man ein Getöse hörte.“

„Es erschien auf einmal ein Trupp von Cavalieren, die ihnen entgegen ritten. Der Bräutigam bedrohte den Kutscher noch einmal, aber immer vergebens. Der Prinz, der hierüber in Furcht gerieth, sagte: „Kann ich denn nicht gänzlich über meine Dame disponiren?“ Indessen langten die Cavaliere an, grüßten die Herren im Reisewagen höflich, sprachen aber weiter nichts und thaten auch weiter nichts, als daß sie den Reisewagen in die Stadt begleiteten.“

„Man berathschlagte sich nun die weitere Zeit, wo etwa der Prinz aussteigen wolle. Hierüber war man verschiedener Meinung. Die Dame selbst aber war immer der Meinung, sie wolle ihrem Prinzen, auch wenn sie sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr ansetzen sollte, folgen, und sagte, es

Digitized by Google

wäre immer rühmlich für sie, für einen Prinzen zu sterben, den sie so sehr ehrte."

„Nachdem sie in der Stadt angekommen waren, so begab sich jeder in sein Haus, die Neuvermählten ausgenommen, welche beide dem Herrn Grafen Gabaleone, dem ersten Schwiegervater der Dame, Nachricht davon gaben, und hierauf in das Haus des Bräutigams abgingen. Sobald der Abt de Marco in Turin angekommen war, nahm er die Post und eilte nach Fraissinette, um Seiner königlichen Hoheit hiervon Nachricht zu geben."

„Noch an eben demselben Abend kam der Herr Marchese Rovero, Gouverneur der Stadt, in das Quartier des Prinzen und beklagte sich über das schlechte Betragen der Dame, gab ihr auch zu erkennen, daß Seine königliche Hoheit, wie billig, es ressentiren würden; er gebe ihr also den Rath, sich in das Haus eines ihrer Anverwandten, oder wohin sie am liebsten wolle, zu begeben. Die Dame antwortete auf alle Anstinnungen mit großer Standhaftigkeit: „Ah Monsieur", sagte sie, „peut on résister à l'amour et à la gioire?" Der Gouverneur mußte also ohne andern Nutzen abziehen, als daß er sagen konnte, er hätte sie beide gesprochen. Beide speisten also selbigen Abend allein zu Nacht, und es erfolgte weiter nichts, als daß sie ihre Ehe in Ruhe vollzogen."

„Den folgenden Morgen reiste der Stallmeister in aller Frühe mit der Post nach Fraissinette ab, um bei Seiner königlichen Hoheit sich über das Unternehmen seines Prinzen zu beklagen. Man nahm ihn auch allda gnädig auf und gab ihm geneigtes Gehör. — Sobald der Prinz erwacht war, schickte er einen seiner Diener zum Prinzen von Hessen-Cassel ab, der aber den Besuch nicht annahm, sondern mit allen seinen Leuten gleich mit der Post abreiste."

„Bald darauf schrieb der Prinz Karl an Seine königliche Hoheit und meldete ihm, er habe einen öffentlichen Beweis von seiner Achtung geben wollen, die er für Madame de Salmour hätte, und er habe sich also mit ihr vermählt, jedoch sei sein Vergnügen nicht vollkommen, weil er in einem Hanse Seiner königlichen Hoheit Hand an den Degen gelegt. Der Herr Gouverneur und andere Cavaliere gaben sich den Tag über neue Mühen, um die Dame dahin zu bewegen, daß sie das Haus des Prinzen verließe. Es half aber Alles nichts, weil sie noch immer darauf beharrte, daß, weil sie das Glück gehabt, einen so großen Prinzen zu heirathen, sie auch bei ihm leben und sterben wolle; ihre Handlungen verdienten ganz und gar keinen Tadel, denn sie habe sich so regelmäßig betragen, daß der Prinz sie geheirathet hätte. Man brachte also den Tag mit verschiedenen Discursen und Unterredungen über diese Sache zu."

„Die Gelehrten stritten nun über die Gültigkeit dieser Ehe und die Meinungen derselben waren getheilt. Einige sahen sie als gültig, Viele als ungültig an, weil sie nicht vor dem eigenen Pfarrer geschehen sei, und dies gaben sie als die allgemeine Ursache an, die sie ungültig machen könne. Unter diesen verschiedenen Meinungen wandte sich der Erzbischof an Seine königliche Hoheit wegen Trennung dieser Ehe, bis er die Sache nach Rom berichtet und von da Antwort hätte."

„Jedermann erwartete mit der größten Ungeduld die Befehle Seiner königlichen Hoheit, um zu sehen was die Sache für einen Ausgang nähme. Ihr Vorwitz wurde so lange in Zweifel gehalten, bis am folgenden Tage der Souverain vom Lande heimkam. — Weil der Tag schon weit verstrichen war, so geschah weiter nichts, als daß im Namen Seiner königlichen Hoheit ein piemontesischer Cavalier an den Prinzen Karl abgeschickt wurde, um ihm zu sagen, daß der Herzog ihn bei Hofe erwarte, wo er ihn durch Zureden zu überzeugen im Sinne hatte, ehe er Gewalt gebrauchte. Der Prinz aber antwortete, er möchte ihn entschuldigen, daß er ihm nicht aufwarten könne, weil er sich nicht ganz wohl befände. Weiter geschah an demselbigem Tage nichts." —

„Mittwochs frühe ließ Seine königliche Hoheit den Mr. Dupré, Obersten vom bayerischen Regimente rufen, gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle und schickte ihn an den Prinzen Karl, um ihn zu überreden, daß er nach Hofe käme. Der Prinz entschuldigte sich aber immer unter mancherlei Vorwendungen. Mr. Dupré brachte Seiner königlichen Hoheit diese Nachricht, wurde aber noch einmal mit neuen Verhaltungsbefehlen an den Prinzen geschickt, von welchem er aber bald wieder mit eben derselben Antwort unverrichteter Dinge zurückkam."

„Unterdessen wurden einige Corps de Garde von eben demselben Regimente Dupré abgeschickt, welche das Haus, wo der Prinz wohnte, umgaben. Man gab hierauf allen brandenburgischen Dienern und Offizianten, die sich bei ihm befanden, von der Sache Nachricht, welches auch in Rücksicht der Officiere von den Regimentern Savoye und Chablais beobachtet wurde. Die ersten bekamen Befehl, den Prinzen Karl zu halten, wenn er sich widersetzen wollte, die andern aber sollten die Dame hinwegführen; jedoch sollte dieses nicht eher geschehen, als bis Dupré die Officiere nicht versichert hätte, daß dies der Befehl von Seiner königlichen Hoheit wäre, so wie er auch noch weiteren Befehl hatte, immer bei der Person des Prinzen zu stehen."

„Nachdem man Alles dieses mit einander verabredet hatte, stieg Mr. Dupré in eine Hoftutsche und fuhr nach dem Quartiere des Prinzen. Er fing von Neuem an, den Prinzen aufs Angelegentlichste und Höflichste zu bitten, er möchte sich nach Hofe begeben, welches aber Alles nichts fruchtete. Indessen kamen gemeldete Officiere dazu und Mr. Dupré, der die Unterredung noch immer fortsetzte, sagte zu dem Prinzen: „Ein Souverain verlangt es doch und Eure hochfürstliche Durchlaucht müssen gehorchen." Der Prinz antwortete: „Auch ich bin Souverain und folglich bin ich nicht gehalten, seinen Befehlen zu gehorchen." Dupré erwiederte: „Er ist Generalissimus des Kaisers, folglich müssen wir uns seinem Willen bequemen." Worauf der Prinz versetzte: „In Kriegessachen kenne ich meine Pflicht, und weiß, was ich zu thun habe, in dieser Sache aber darf ich ihn nicht als Generalissimus anerkennen." Mr. Dupré erklärte endlich: „Der Befehl Seiner königlichen Hoheit ist, daß ich bei Euer hochfürstlichen Durchlaucht verbleiben soll." —

„Als indessen die Dame, die am Bette des Prinzen, ihres Gemahls (beide in Schlafröcken) stand, sah, daß sich die Gemüther erhitzten, so stellte sie sich hinter ihn. Da sich der Prinz von Officieren umgeben sah, so wollte er nach dem Degen greifen, der allda auf dem Tische lag. Aber als er ihn eben ergreifen wollte, fiel die Dame in Ohnmacht und sank vor Schmerz halb todt auf das Bett. Indessen wurde der Prinz von seinen Officieren hinausgeführt und nachdem sich die Dame von ihrer Ohnmacht ein wenig erholt hatte, so wurde sie von den Marchesen Givio und Pal-

Digitized by Google

lavicini übernommen und in die bereitstehende Kutsche gebracht, in welche sie sich mit ihr setzten und sie nach dem heiligen Kreuzkloster führten." —

„Sie litt Alles mit der gewohnten Standhaftigkeit. Beim Eintritt in das Kloster sagte sie nur folgende französische Worte: „Ne Vous affligez pas Mesdames; mon crime est d'être Princesse!" Doch aß und trank sie selbigen Tag vor Kummer nichts und nahm bloß ein Paar Eier zu sich. Gegen Abend fand sich der Cavalier Tenia im Namen Seiner königlichen Hoheit bei ihr ein. Was sie miteinander gesprochen haben, weiß man nicht. — Zuverlässig ist es, daß sie einen Brief an Seine königliche Hoheit selbst geschrieben hatte; man konnte aber vom Inhalte desselben nichts erfahren, sondern man wußte nur so viel, daß sie sich mit folgenden Worten unterschrieben hatte: Catharina Baldiani, Marquise de Brandebourg."

„Sie blieb indessen im besagten Kloster, wo sie von 60 Soldaten bewacht wurde und man glaubt, daß sie ihre Tage da beschließen werde. Jedoch wird sie auf ausdrücklichen Befehl des Souverains mit allem Benöthigten versehen und unterhalten und dabei nichts gespart." —

„Der Prinz Karl blieb in seinem eigenen Zimmer, war aber an einer Schulter leicht verwundet, das er selbst mit seinem eigenen Degen gethan hatte, weil er sich, als man ihn anhielt, hatte vertheidigen wollen. Seine Landsleute und andere Cavaliere blieben bei ihm, um ihm zu dienen. Man kann leicht denken, wie sehr er sich müsse erhitzt haben. Insonderheit war er gegen seine Bedienten ungehalten, von denen nicht ein Einziger hierbei seine Partie genommen, ein Lakai ausgenommen, der aber, weil er allein war, fliehen mußte." —

„Gegen Abend ging Seine königliche Hoheit, in Begleitung des Prinzen Eugenius von Savoyen und des Prinzen von Darmstadt zum Prinzen Karl, den sie aber ganz unpöflich und nüchtern fanden. Von ihrer Unterredung hat man weiter nichts erfahren, als daß der Prinz sich bereit erklärt hat, seine Vermählung auf alle, die feierlichste Weise zu bestätigen, wenn sie ja sollte als Null erklärt werden und daß er die Dame schlechterdings zur Gemahlin haben wolle, weil er sie aus freier Bewegung zur Gemahlin genommen habe."

„Man hat hierauf den Bericht von dieser ganzen Sache nach Rom geschickt, so wie man auch dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg hiervon Nachricht gab. Es hat auch der Prinz Jemanden ersucht, mit Seiner kurfürstlichen Durchlaucht in Berlin zu sprechen und sich bald zur Abreise dahin gefaßt zu machen, um dem Kurfürsten von der Sache Nachricht zu geben, damit er doch endlich zu seinem so sehr gewünschten Zwecke gelangen möchte. Es scheint auch, so viel man weiß, daß ermeldete Personen seinem Ansinnen Gehör gegeben haben."

„In Rom wurden häufig Congregationen gehalten, um zu entscheiden, ob diese Ehe wirklich gültig sei? — Man zog viele verständige und gewissenhafte Prälaten, sowohl Gottesgelehrte, als Rechtsgelehrte dazu, denen der Papst den Auftrag machte, die Hauptfrage zu entscheiden. Nachdem dieselben Alles in Erwägung gezogen hatten, was für die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Ehe gesagt werden konnte, so wurde endlich der Schluß dahin gefaßt, daß die beiden Eheleute der päpstlichen Dispensation nöthig hätten, weil sie von verschiedener Religion wären."

„Aber während daß man die Ausfertigung des Decrets bis auf das Dispensationsgesuch ausgesetzt sein ließ," — so fügt le Bret, der Herausgeber des Magazins und jenen Originalbericht redigirend hinzu, — „kam die Nachricht von dem Tode des Prinzen an, der nach einer langen Krankheit am hitzigen Fieber starb, das vom Zorn und Aergerniß herkam, die ihm die Verbindung seiner Gemahlin verursacht hatte. Auch dieser war die Nachricht von seinem Tode äußerst schmerzhaft. Er hatte ihr zwar ansehnliche Geschenke von Kleinodien und andern Kostbarkeiten vermacht, sie blieb aber dessen ohneracht unträstbar und man kann sie mit Recht eine arme, unglückliche Dame nennen."

„Es murmelten zwar Viele am turiner Hofe über diese Begebenheit und schrieben den Tod des Prinzen verschiedenen Ursachen zu, so wie auch Einige gar den Verdacht hegten, als ob er an Gift gestorben wäre." —

Dieser Bericht trägt allerdings den Charakter der Augenzeugen — oder doch wenigstens der Ohrenzeugenschaft, läßt aber noch Vieles dunkel, was grade zunächst der Aufklärung bedürfte.

Suchen wir jetzt aus dem Mitgetheilten — aus den allgemeinen Vorgängen jener Zeit in Bezug auf die hierbei thätigen Personen, aus den erwähnten Briefen und aus dem Vergleiche mit sonst zerstreut vorhandenen, aber unzweifelhaft richtigen Angaben, der seltsamen Begebenheit näher zu treten.

Kurfürst Friedrich der III. stand in den Kriegen jener Zeit rückhaltslos und freudig auf Seiten des Kaisers. Möglich, daß ihn dazu damals schon der Lieblingswunsch bestimmte, den Kurfürstenhut mit der Königskrone zu vertauschen. Wir haben es indessen hier nicht mit den Beweggründen, sondern mit dem Geschehenen zu thun und da finden wir die brandenburgischen Hülfstruppen fast gleichzeitig auf drei Kriegstheatern für den Kaiser thätig: in den Niederlanden, in Ungarn und in Italien. Hier besonders vor der, von den Franzosen besetzten und lebhaft vertheidigten, Festung Casale. Kaiserliche und savoyische Truppen hatten sie bereits im Jahre 1694 blouirt, ohne indessen eine ausreichende Kraft dafür zu verwenden. Mit dem Beginne des Jahres 1695 beschloß man aber in Wien, Casale um jeden Preis zu erobern und es ergingen Befehle nach Italien, sofort ein starkes Corps vor dieser Festung zu versammeln. Von brandenburgischen Truppen werden dabei im Allgemeinen 4 Bataillone genannt. Die Stammlisten der preußischen Armee weisen aber nur die Anwesenheit eines Regiments, und zwar des Regiments Nr. 7. (1806 von Owstien) schon 1694 in Italien und 1695 vor Casale nach, und dieses Regiment ist es gerade, welches 1688 beim Regierungs-Antritt Kurfürst Friedrich's III. den damals erst 16 Jahre alten Markgraf Karl Philipp als Chef erhielt. — Der junge Fürst wird übereinstimmend als leidenschaftlicher Soldat geschildert, und wir finden ihn bereits 1693 in der Schlacht bei Neerwinden mit einem bedeutenden Commando betraut. Schon 1680 ernannte der große Kurfürst den kaum 9jährigen Markgrafen zum Rittmeister in der Trabanten-Garde, an Stelle des abgehenden General-Lieutenants Graf Beauveau d'Espense. — Als die Trabanten-Garde später den Namen Garde-du-Corps erhielt und auf 3 Escadrons der schwarzen, weißen

Digitized by Google

und braunen Escadron vermehrt wurde, finden wir bis zum Jahre 1693 den jungen Markgrafen als Chef der Garde-du-Corps genannt, namentlich wird dies in der officiellen Beschreibung der Bestattungsfeierlichkeit erwähnt. Wahrscheinlich in Folge der bei Neerwinden bewiesenen Tapferkeit ernannte der Kurfürst seinen Bruder zum Chef des Cürassier-Regiments Nr. 5 (1806: Balliodz) und im Jahre darauf zum General-Lieutenant, in welcher Charge er gegen das Ende des Jahres 1694 die brandenburgischen Hilfstruppen von den Niederlanden aus nach Italien führte. Keineswegs als Volontair, wie der stets oberflächliche und ausschmückende Pöllnitz angiebt, sondern als Höchst-Commandirender eines tractatenmäßig gestellten Hülfscorps.

Am 7. April 1695 langten die brandenburgischen Bataillone vor Casale an; es trat aber so böses Wetter und ein so vollkommener Nachwinter ein, daß die Generale in einem besonders deswegen gehaltenen Kriegsrathe beschlossen, den Beginn der eigentlichen Belagerung noch zu verschieben und die Truppen einstweilen wieder in weiter zurückliegende Cantonnirungen zu vertheilen. So kamen die kaiserlichen Truppen wieder in das Mailändische, die brandenburgischen aber in das Piemontesische, bis im Juni die abermalige Concentrirung vor der Festung stattfand und in der Nacht vom 26. auf den 27. die Laufgräben eröffnet wurden. In dem „Leben Eugen's“ findet sich erwähnt, daß in der Nacht vom 28. auf den 29. Prinz Eugen mit den Regimentern Savoie, Galloway, Monferat und Sacconal Sniffe, durch den Prinzen Karl von Brandenburg mit den „Truppen seiner Nation“ in den Transcheen abgelöst wurde, und daß Prinz Karl die Parallele weiter führte, mit Banquetten versehen ließ und Batterien anlegte. Sonst sind die Nachrichten über die Theilnahme der Brandenburger an der Belagerung freilich dürftig, und wird dabei der Markgraf später nur noch bei Gelegenheit seines Todes erwähnt.

Die Zeit nun von dem Anmarsch der Truppen gegen Casale bis zur Eröffnung der wirklichen Belagerung, also die Monate April, Mai und theilweise Juni, brachte Markgraf Karl Philipp in Turin am Hofe des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus zu, und damit sind wir auf dem Schauplatz der Begebenheiten angelangt. Die Bekanntschaft mit der Gräfin Salmour war indessen schon älter und muß bereits im Jahre 1694 begonnen haben, denn sie erwähnt in einem ihrer Briefe, daß sie ihm ein Jahr lang gewissenhaft treu gewesen sei.

Catharina, Gräfin von Salmour, war die Tochter des Marquis Balbiani. Ihre beiden Eltern lebten noch, eben so eine Schwester und ein Bruder, der letztere Officier in savoyischen Diensten, und wie es scheint, vertrauter Freund des fürstlichen Liebhabers seiner Schwester. Die Gräfin spricht in ihren Briefen auch einmal von ihren Kindern, die indessen sonst nirgend weiter erwähnt werden. Der 23jährige Prinz, — die von ihm vorhandenen Bilder zeigen eine vollkommene Männerschönheit, — kam von der Armee in Flandern, wo er sich persönlich ausgezeichnet hatte, als General-Lieutenant und Höchst-Commandirender eines, wenn auch kleinen, so doch selbstständigen Corps, Chef zweier berühmter Regimenter, eines zu Pferde und eines zu Fuß, das letztere unmittelbar unter seinem Kriegsbefehl, von seinem Bruder reich ausgestattet, in vollster Jugendkraft und Lebensfreude an den Hof des prachtliebenden und galanten Victor Amadeus, fand dort den schon berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Hessen-Cassel, den Prinzen von Hessen-Darmstadt und eine glänzende Gesellschaft versammelt. Wir sehen ihn im Hause einer Madame de la Chuze, einer Madame de la Rocque und einer Madame de Trivié, die sich sämmtlich den Bewerbungen des Markgrafen um die schöne Salmour günstig bewiesen, und auch später, als die Dinge eine so ernste Wendung nahmen, für die Liebenden mannichfach thätig waren. Gegen eine Liaison des Prinzen mit einer jungen, schönen und reichen Wittwe hatte Niemand etwas, selbst die Begleitung des Fürstensohnes, welche doch nachher so nachdrücklich eingriff, wird schwerlich geahnet haben, welche Wendung die Leidenschaft des Markgrafen nehmen würde. Unter diesen Begleitern finden wir zuerst den Obersten von Hackeborn, dann den Obersten von Stille und, als das eigentliche Factotum, den Kammerdiener oder Haushofmeister, Hoffmann genannt, der sich in der ganzen Angelegenheit als ein treuer Diener seines Herrn, des Kurfürsten, erwies und weder einer Bitte, noch einer Bestechung zugänglich war. Der Oberst von Hackeborn wird in einigen Nachrichten auch der Stallmeister des Prinzen genannt. Da in keiner der vorhandenen Darstellungen der Name des Stallmeisters genannt wird, so ist es wohl möglich, daß der Oberst v. Hackeborn diese Function versehen hat. Er muß Oberst von der Cavallerie gewesen sein, denn 1709 finden wir ihn als General-Major und Chef des Cürassier-Regiments Nr. 3., oder Leib-Cürassier-Regiments. Da sich keine Cavallerie bei den brandenburgischen Truppen in Italien befand, so war die Stellung des Obersten beim Prinzen jedenfalls eine nur persönliche und kann sehr wohl durch den Titel eines Stallmeisters bezeichnet worden sein. Befördert doch der große Kurfürst 1680 einen General-Lieutenant zu seinem Ober-Stallmeister, so daß in dem Obersten-Range von Hackeborn's für jene Zeit kein Widerspruch mit den Obliegenheiten eines Stallmeisters liegt. — Von Hackeborn lebte überdies bis zum Jahre 1719. — Oberst v. Stille war der Commandeur des alten Infanterie-Regiments Nr. 7, dessen Chef der Markgraf war, hatte in diesem Regiment sämmtliche Feldzüge seit 1689 mitgemacht und erscheint später (1711) als General-Major und Chef des alten Infanterie-Regiments Nr. 20, in welcher Stellung er, wie v. Hackeborn, zum General-Lieutenant avancirte und 1728 starb. Die Gräfin Salmour nennt diese drei Männer in ihren Briefen: d'Acborne, Stil und Osman, und bezeichnet sie wiederholt als die ihr am meisten feindlich gesinnten Personen.

Eigentlich geschichtliches Material sind demnach nur jener Bericht im Magazin u. s. w. von Le Bret, und die Copien der im Nachlasse des Markgrafen gefundenen Schriftstücke. Jedenfalls ergänzen sie sich gegenseitig und weichen nur in solchen Puncten von einander ab, die jener Berichterstatter aus Turin unrichtig erzählen hörte. Die Briefe und Actenstücke, denn als ein solches müssen wir z. B. die lateinische Declaration des Prinzen bezeichnen, welche seine wirklich vollzogene Ehe betrifft — sind, wie schon erwähnt, nur da chronologisch geordnet, wo das darunter befindliche Datum die bestimmte Anweisung gab. Allerlei Zettel „de la main inconnue“ finden sich willkührlich eingeschaltet und werden nur bei genauerer Prüfung des Verlaufes verständlich. Obgleich die ganze Sammlung — sie enthält 45 Nummern —

Digitized by Google

den Eindruck macht, als wäre sie für den Kurfürsten oder einen der Minister, am wahrscheinlichsten wohl für Dankelmann, bestimmt gewesen, so finden sich doch auch die Entwürfe zu Briefen der Salmour an den Kurfürsten und den Minister unter derselben, deren Inhalt den genannten Personen doch schon bekannt sein mußte. Ebenso sind am Schlusse Schriftstücke mit aufgenommen, die erst nach dem Tode des Markgrafen geschrieben wurden, sich also nicht in seinem Nachlasse befinden konnten und wahrscheinlich erst in Berlin der Sammlung hinzugefügt worden sind.

Für den Zweck einer historischen Studie müssen wir leider die Ergüsse eines liebenden und gequälten Herzens übergehen, während der Novellist grade hierin eine eben so reiche, als lohnende Ausbeute finden würde. Die Briefe der Gräfin an den Prinzen sind mit einer Glut der Empfindung und einer Tiefe des Gefühles geschrieben, die den raschen Schritt des jungen Markgrafen wohl begreiflich erscheinen lassen. Wir sagten schon, daß sich in dem immer wiederkehrenden Wunsche: „envoyez-moi quelques-unes de vos pierreries!“ eine gewisse Habgier ausspricht, wenn diese Stellen eben nicht hinein „copirt“ worden sind. Fast sieht es so aus! — Wie aber wäre eine Entscheidung über diesen Punct möglich, wenn man nicht weiß, wo — und ob die Originale überhaupt vorhanden sind? —

Da die Witwe nach dem Tode des Markgrafen in einem Briefe an den Minister v. Dankelmann, die ihr schriftlich vor der vollzogenen Ehe von ihrem Gemahle versprochenen Juwelen (pierreries) und 15000 Ducaten reclamirt, und sich wegen Ueberweisung derselben auf die Großmuth des Kurfürsten beruft, — dieser Brief aber jedenfalls nicht gefälscht sein kann — so spricht freilich auch Allerlei für die Annahme, daß die Gräfin neben ihrer aufrichtigen und hingebenden Liebe für den Prinzen auch die Vortheile nicht aus den Augen verloren hat, die ihr eine legitime Verbindung mit ihm bringen konnte.

Ein anderer Punct, — er verdunkelt freilich auf unerfreuliche Weise das sonst rührende und ergreifende Bild dieser unglücklichen Liebe, — ist bisher nirgends erwähnt worden. In einem der Briefe, den die Gräfin aus dem Kloster Santa Croce an den noch in Turin weilenden Prinzen schreibt, — dem übrigen Inhalte nach scheint er am oder um den 20. Juni geschrieben zu sein, — sagt sie:

„Vous savez, mon cher Roy, le plaisir que j'avois d'avoir en moi un gage de Votre amour, que personne peut m'ôter. Je l'ay cependant perdu. Car je me suis blessée le même jour, qu'on a publié la confirmation de notre mariage. Je ne me trouve pourtant pas trop mal.“

In einem späteren Briefe spricht sie von dem Troste des Arztes, daß ihr diese fausse couche nicht schaden werde.

Wie reimt sich das aber mit dem späteren Briefe an den Minister v. Dankelmann vom 5. August, in welchem sie sagt:

„J'ai l'espoir de revoir quelques traits des nobles vertus du Prince Charles Philippe dans l'enfant, dont il m'a laissée grosse; en me donnant le désir de vivre, cet espoir me donne aussi le désir de vivre avec l'éclat du à la veuve d'un grand Prince et à la mère d'un neveu de Monseigneur l'Electeur.“

Auch in einem zweiten Briefe kommt sie auf diese Angabe zurück. —

Die Daten wollen aber auf keine Weise damit stimmen. Am 28. Mai erfolgte jene wunderliche öffentliche Erklärung der Ehe in der Vénerie bei Turin. Wenige Tage nachher wurden die Liebenden getrennt, und am 20. Juni darf die junge Gattin dem Prinzen schon schreiben: „Vous savez le plaisir, que j'avois d'avoir en moi un gage de votre amour!“ Die Krankheit am 20. Juni und der Trost des Arztes sind wenigstens Unmöglichkeiten, wenn die Ehe wirklich erst drei Wochen vorher vollzogen worden ist. Ist aber die Mittheilung der Gräfin an den Prinzen eine Wahrheit, — ganz abgesehen von dem Vorwurfe, der dann das Verhältniß der Liebenden vor dem 28. Mai treffen würde, — wie kann dann die Angabe an den Minister Dankelmann motivirt werden?

Buchholz sagt, daß ein Sohn die Frucht dieser gesetzwidrigen Ehe gewesen sei, und dieß scheint als eine Bestätigung der Angabe angenommen werden zu können, welche die Gräfin dem Minister von der Existenz eines Kindes und dessen bevorstehender Geburt gemacht. Es ist aber über ein solches Kind nichts bekannt geworden, man müßte denn den späteren General v. Wackerbart-Salmour dafür gelten lassen wollen. Bei der Festigkeit, mit welcher die Witwe an ihren vermeintlichen Ansprüchen hing, da sie sich bis zu ihrer späteren Wiederverheirathung stets: Marquise de Brandenbourg nannte, wäre es aber ein auffallender Widerspruch, wenn sie die Rechte ihres Kindes nicht mit derselben Beharrlichkeit vertheidigt hätte. Hier wäre Beharrlichkeit jedenfalls dringender geboten gewesen, als bei Verfechtung der eigenen, rein persönlichen Ansprüche; ja es würde an mancherlei Schutz und Beförderung für den Rechtsanspruch eines Kindes nicht gefehlt haben. Man muß also annehmen, daß jene Ankündigung von der Existenz des Kindes, — dem wohl kaum Jemand bei der vollkommenen Unbescholtenheit der Mutter und bei den wiederholten schriftlichen und mündlichen, vertraulichen und gesucht öffentlichen Erklärungen des Markgrafen, die fürstliche Abkunft bestritten haben dürfte — eine Art von Drohung oder ein Mittel gewesen ist, ihre sonstigen Wünsche zu erreichen.

Schon in dem ersten Briefe, den die Gräfin Salmour aus dem Kloster Santa Croce an den Markgrafen schreibt, also wenige Tage nach dem Vorgange in der Vénerie, sagt sie: „Je crois même avoir un gage plus sensible, que je suis Votre petite femme. Car je suis presque sûre d'être grosse. C'est encore un motif, qui me laisse avoir quelque attachement à la vie.“ Diese Mittheilung kann weder der Zeit nach, noch in dem vertraulichen Briefe zwischen Ehegatten etwas Auffallendes haben. Eben so wenig läßt sich aber annehmen, daß die spätere Mittheilung vom 20. Juni irgendwie eine Täuschung beabsichtigt haben könnte, um so mehr als auch das Zeugniß des Arztes angeführt wird. Wozu hätte auch eine Täuschung dienen können? Aus mehren Briefen geht hervor, daß der Arzt das Vertrauen beider Liebenden besaß und daß er zwischen Beiden eine Verbindung unterhielt, als sie getrennt waren. Wollte man an eine Täuschung glauben, so wäre diese wohl nur für die erste vertrauliche Mittheilung anzunehmen, wo sie sagt: „Je suis presque sûre d'être grosse.“

Dann aber muß die dem Minister v. Dankelmann gemachte Angabe eine wissentlich falsche gewesen sein. Wo hier die Wahrheit liegt, ist jetzt wohl kaum noch zu ermit-

Digitized by Google

teln, die Sache auch staatlich unwesentlich, da später keine Ansprüche darauf begründet wurden; während für die Charakteristik der damals handelnden und leidenden Personen allerdings ein entscheidendes Moment gewonnen wäre, wenn sich eine oder die andere Anschauung begründen ließe.

Aus den Briefen geht ferner die unzweifelhafte Bestätigung hervor, daß nicht allein bei der Trennung der Liebenden, sondern auch schon bei der öffentlichen Erklärung der Ehe in der Vénerie, gewaltsame Handlungen zwischen dem Markgrafen und seinem brandenburgischen Gefolge vorgekommen sind. Das erstemal wurde Oberst v. Hacheborn, das zweitemal der Markgraf selbst leicht verwundet. Falsch ist aber unter allen Umständen, daß der Prinz an den Folgen der erlittenen Verwundung gestorben ist. In der ganzen Correspondenz kommt nicht ein einziges Wort vor, welches auf eine Krankheit des Prinzen schließen ließe. Im Gegentheil wird von Besuchen gesprochen, die er bei den Damen de la Chuze, de la Rocque und Trivisi, sowie bei dem Marquis de Leganez machen möge, um dort Nachrichten von ihr einzuziehen. Der Letztere war es, der die Correspondenz mit dem Papste, und zwar durch den Cardinal Spada besorgte. Sein Gefolge dringt auf die sofortige Abreise nach Berlin, — dies und der Wunsch der Gräfin, der Prinz möge um Alles in der Welt nur nicht nach Berlin gehen, kommen fast in jedem Briefe vor — und er selbst reist nach Casale, um dort das Commando seiner Truppen zu übernehmen. Die Gräfin beschwört ihn in einem der Briefe, sich doch nicht persönlich so sehr der Gefahr in den Laufgräben auszusetzen, wie die von Casale nach Turin angekommenen Berichte es schildern. Dies Alles stimmt nicht mit einer Verwundung des Prinzen, deren Folgen seinen Tod herbeigeführt. Im Gegentheile warnt die Gräfin den Prinzen, den Gelagen (débauches) beizuwohnen, die er mit dem Prinzen Eugen und dem Prinzen von Darmstadt im Lager vor Casale hatte. Diese „débauches“ setzen wenigstens eine vollkommene Gesundheit voraus.

Unzweifelhaft bleibt, auch nach Kenntniß dieser Briefe, daß das Gefolge und die Dienerschaft des Markgrafen bei der Trennung Hand an ihn gelegt und ihn festgehalten, als die savoyischen Officiere die Gräfin fortführten. Auf diese Thatsache kommt die Gräfin in ihren Briefen wiederholt zurück und gebraucht sie, um das Mißtrauen und die Abneigung des Prinzen gegen seine brandenburgische Umgebung zu verstärken, denn, sagt sie: „Was könne er von Leuten erwarten, die es gewagt, gegen alle Ehrfurcht, die sie seiner fürstlichen Person schuldig wären, die Hand gegen ihn zu erheben?“ — In einer wie peinlichen und schmerzlichen Lage müssen sich die Männer befunden haben, die hier in einem fremden Lande die Ehre des brandenburgischen Kurhauses gegen leidenschaftliches Gebahren zu vertreten hatten, und welcher Verantwortung sahen sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin unter allen Umständen entgegen! — Die Schwierigkeit dieser Frage tritt auch in einer Mittheilung der Gräfin noch besonders hervor, in welcher sie den Markgrafen von einer Aeußerung unterrichtet, die gewisse Personen aus seinem Gefolge gegen savoyische Cavaliere gemacht haben sollten. „Wenn wir mehr Resolution in den Entschlüssen des Markgrafen gesehen hätten, so würden wir uns auf seine Seite geschlagen haben, so aber mußten wir fürchten, daß er uns nachher sitzen lassen würde,“ und von dem Standpuncte der Gräfin und der ihr Befreundeten aus, erscheint die Klage über Unentschlossenheit des Prinzen allerdings gerechtfertigt, denn in der ganzen Zeit, von der Trennung bis zu seinem Tode, ist von seiner Seite kein ernster Schritt geschehen, um den so feierlich gegebenen Erklärungen auch die That folgen zu lassen. —

Der Kammerdiener, oder Haushofmeister, Hoffmann scheint nach der Abneigung der Gräfin gegen ihn zu schließen, der thätigste und wirksamste Gegner der Heirath gewesen zu sein. Wir lernen ihn aus Verhandlungen mit dem häufig genannten Marquis Leganez kennen, und hören ihn hier im Interesse seines Herrn, des Kurfürsten, kräftige Worte gegen alle Folgerungen sprechen, die aus dem mündergelegten Schritte des Markgrafen hergeleitet werden könnten. Dem Bruder der Gräfin Salmour, savoyischer Officier, der ihn im Lager vor Casale mit den Worten zur Rede stellte: „Wie können Sie sich dem ausgesprochenen Willen Ihres Herrn widersetzen?“ erwiederte Hoffmann: „Ich habe nur einen Herrn und das ist mein Herr, der Kurfürst!“ — Er machte gar kein Hehl daraus, seinen jungen fürstlichen Herrn auf Schritt und Tritt zu beobachten und Besuche wie Correspondenz, die ihm verdächtig waren, zu verhindern; hielt die Kostbarkeiten und das Geld seines Herrn unter strenger Aufsicht und brachte beides sogar, größerer Sicherheit wegen, zu einem Lord Galloway, dem Commandeur der englischen Hülfstruppen. Dieser weigerte sich zwar die Kostbarkeiten auszuhaben. Hoffmann ließ sich aber dadurch nicht abschrecken und brachte die Sachen und das Geld zu einem gewissen Berbia, gegen den die Gräfin den Prinzen ebenfalls warnt. Es sind dies offenbar dieselben Kostbarkeiten und Summen gewesen, welche die Gräfin nach dem Tode des Markgrafen von dem Minister von Dankelmann, als ihr schon vor Vollziehung der Ehe zugesagt und verschrieben, reclamirt.—

Daß die Obersten von Hacheborn und von Stille kein Mittel scheuten, um die Ehe zu trennen, geht aus zwei Briefen der Gräfin deutlich hervor. Der erste (Nr. 31) ist am Rande mit der Bezeichnung: „lettre feinte“ versehen und lautet durchaus verschieden von allen anderen, bis dahin und dann später wieder von ihr geschriebenen, indem die Gräfin darin sagt: Die Obersten Desprez (wahrscheinlich derselbe, welcher in dem Turiner Berichte Duprè genannt wird) und Stil (v. Stille), wären bei ihr gewesen, um ihr anzuzeigen, daß der Prinz nach Berlin abreisen würde. Wäre die Bemerkung: lettre feinte nicht am Rande, so würde es ganz verwunderlich klingen, wenn die Gräfin plötzlich sagt:

„Wenn ich meine Liebe und mein Interesse berücksichtigte, so würde ich über diesen Entschluß, der Sie von mir entfernt, in Verzweiflung sein. Aber Ihr Ruhm verlangt diese Trennung. Es ist ganz in der Ordnung, daß Sie ihm das einzige Vergnügen zum Opfer bringen, welches mir geblieben war, das Vergnügen, stets und bald Nachrichten von Ihnen zu haben und wenigstens eine Lust mit Ihnen zu athmen. Da mich also das Schicksal von Ihnen trennt, so bin ich wenigstens glücklich, mich an einem Orte zu befinden, wo nichts mich zerstreuen und verhindern wird, an Alles das zu denken, was Sie für mich gethan haben. Leben Sie wohl, mein theurer Prinz! Ich glaube, daß ich Ihnen nie einen größeren Beweis meiner Liebe gegeben habe, als indem ich der Hoffnung entsage, Sie noch einmal am Sprachgitter des Klosters zu sehen. Reisen Sie glücklich, da Sie es doch nun

Digitized by Google

einmal für unvermeidlich halten, aber lieben Sie auch ferner ein wenig — Ihre kleine Line."

So unterschrieb die Gräfin Catharina sich nämlich in den meisten Briefen, wahrscheinlich weil der Prinz sie nach der Sitte seines Landes in glücklichen Augenblicken so genannt hatte.

Wir finden die Erklärung dieses — mitten unter so vielen andern, die grade das Gegentheil aussprechen und den Prinzen beschwören, ja nicht nach Berlin zu gehen, — auffallenden Briefes in einem späteren (Nr. 42), wo es heißt:

„Ich vertraue diesen Brief dem Grafen Tournon an, ohne zu wissen, ob er jemals in Ihre Hände kommen wird; aber ich muß Ihnen mittheilen, daß Alles, was Ihnen durch Ihre Obersten von mir in die Hände kommt, falsch ist, daß man mich zum Schreiben gezwungen und durch Gewalt von mir erreicht hat, daß ich Sie bat, abzureisen."

Wie ernst es ihr war, den Markgrafen nicht nach Berlin, und überhaupt nicht aus Italien fortzulassen, davon zeugt auch die folgende Stelle in einem andern Briefe:

„Wenn der Kurfürst Sie nach Flandern senden will, so antworten Sie ihm, daß Ihre Ehre es erfordere, so lange vor Casale zu bleiben, bis diese Festung gefallen ist. — Will er Ihnen aber das Commando nehmen, so sagen Sie, daß Sie dann als Volontair bei den Truppen bleiben würden."

Es hatte also eine Erzwingung jener lettre feinte stattgefunden. Von Ortille, der brandenburgische, und Dupré, der savoyische Oberst, hatten sich dazu hergegeben, die junge, von Allen verlassene Frau, durch Drohungen so einzuschüchtern, daß sie dem Prinzen das rieth, was sie doch am meisten fürchtete. Von Hackeborn war demnach nicht mit dabei gewesen, und er hätte auch wohl persönlich den schlechtesten Unterhändler abgegeben, da die Gräfin ihn, der zweimal seinen Degen gegen den Prinzen gezogen, mit Abscheu betrachtete. Vielleicht war er in der Nähe, um, wenn nöthig, die Drohung noch zu verstärken. Sie mag nothwendig gewesen sein, die Ereignisse mögen dazu gedrängt haben, aber einen angenehmen Eindruck macht diese Scene wahrlich nicht. Man sieht, daß Dichter kaum etwas erfinden können, was das Leben nicht schon in vollster Schärfe ausgeprägt. Was Schiller in seiner Cabale und Liebe erdichtet, was Alexander Dumas in seinem Henri III. in die Geschichte hinein erfunden, zu Turin, im Kloster zum heiligen Kreuze, ist es 1695 geschehen, und es war weder ein Wurm noch ein Herzog von Guise, der einem gequälten Weibe das eigene Verdammungsurtheil diktirte!

Trotz der überaus gedrückten Stimmung, in welcher sich die unglückliche Frau befand, trotz der strengen Bewachung, welche sie umgab, zeigte sie doch eine eben so energische als klugberechnende Thätigkeit. — Sie schrieb gleich in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft einen Brief an den Herzog von Savoyen, einen andern an den Minister von Dankelmann nach Berlin, zwei an den Kurfürsten und die Kurfürstin, einen an den Kaiser nach Wien, nach Rom an hochstehende Prälaten und nach Venedig. Von den letzteren spricht sie nur in ihren Briefen, dagegen befindet sich die Concepte zu den ersteren bei der in Beschlag genommenen Correspondenz und hier stoßen wir auf folgende bemerkenswerthe Stelle, die allerdings vermuthen läßt, daß wohl auch noch andere Interessen bei dieser unglücklichen Angelegenheit mit im Spiele waren. Sie lautet in dem Briefe Nr. 4.

„Unterdessen habe ich nach Venedig geschrieben und zwar an einige der vornehmsten Robili, mit denen ich ziemlich nahe verwandt bin, daß man Ihnen ein Ober-Commando in der Armee der Republik gebe, in sofern Ihnen dies zusagen sollte."

Und weiterhin im Briefe Nr. 6:

„Gestatten Sie, daß ich Sie an die versprochenen Blanquets erinnere, die Sie im Voraus mit Ihrer Unterschrift versehen haben, denn es ist durchaus nöthig, daß ich in den Besitz einiger solcher Bogen komme, um in Ihrem Namen die Correspondenz mit Rom zu führen, damit man dort sehe, daß Sie mich wirklich zu Ihrer Gemahlin wollen. Fürchten Sie nicht, daß man irgend etwas in diese Briefe setzt und Ihren Namen dazu mißbraucht, was gegen Ihre Religion ist. Diese Briefe werden von sehr geschickten Leuten geschrieben und ich habe ihnen erklärt, daß ich lieber meine eigenen Interessen verletzt sehen, als zugeben möchte, daß man irgend etwas in diese Briefe setzt, was der Religion entgegen ist, für welche Sie so große Achtung haben."

Diese Versicherung, die offenbar beruhigen soll, kommt auch noch in zwei späteren Briefen vor, und zwar jedesmal, wenn auf Uebersendung der Blanquets gedrungen wird. Was aber mit diesen Blanquets geschehen, — was darauf „von sehr geschickten Leuten" im Namen des Prinzen nach Rom geschrieben worden ist, darüber findet sich nichts, was irgend wie zu einer klaren Anschauung in so häklicher Angelegenheit führen könnte. Den Muthmaßungen bleibt daher ein weites Feld. Sie concentriren sich begreiflich auf eine in jener Zeit ganz gewöhnliche Benutzung dieser Heirathts-Angelegenheit von Seiten des katholischen Clerus oder eifriger Laien, um einen protestantischen Fürsten in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, aber bei diesen Muthmaßungen muß es auch bleiben. Irgend ein Beweis dafür läßt sich aus dem bisher Zugänglichen nicht beibringen. Jedenfalls zeigt sich in den Briefen auch nicht die geringste Spur, daß die Gräfin eine wissentliche Mitheliferin an solchen Plänen gewesen sein könnte. Wenn sie ihnen gedient hat, so hat sie es gethan, ohne zu ahnen, daß man sie für einen ihr fremden, wenn auch vielleicht willkommenen Zweck gebrauche. Eben so möglich ist es aber auch, daß die Idee einer solchen Conversion erst entstand, als das Liebesverhältniß des Prinzen mit der Gräfin öffentlich bekannt wurde. Eine Kammerfrau der Gräfin, Namens Joanna, scheint bis zur Trennung der Liebenden eine besonders thätige Rolle bei den Vorgängen gespielt zu haben. Dies geht nicht allein daraus hervor, daß man der Gräfin ihre gewohnte weibliche Bedienung im Kloster nicht gestattete, sondern aus den wiederholten Bitten derselben, ihr diese Joanna zurückzugeben, die ihre einzige Vertraute sei, und deren Trost und Unterstützung sie nicht länger entbehren könne. Wäre Joanna eine für das eigentliche Verhältniß unschädliche Person gewesen, so würde man sie wohl in das Kloster zugelassen haben.

Die Frage wegen der Blanquets gewinnt übrigens auch in anderer Beziehung noch eine besondere Bedeutung. Es findet sich nämlich unter Nr. 41 der in Beschlag genommenen Papiere auch das folgende Aktenstück in lateinischer Sprache, von dem es leider fraglich bleibt, ob der Mark-

Digitized by Google

graf dasselbe selbst geschrieben, oder ob es auf eines jener Blanquets, ohne sein Wissen geschrieben worden ist, vielleicht von den schon erwähnten „sehr geschickten Leuten". Im ersteren Falle wäre es der unwiderleglichste Beweis, daß der Markgraf seine Ehe mit der Gräfin Salmour als eine vollkommen gültige betrachtete, im anderen Falle wäre die Correspondenz mit Rom noch bedenklicher. Das Aktenstück selbst lautet in der Uebersetzung:

„Ich, Karl Philipp, Prinz von Brandenburg, da ich besorge, es möchte meine mit Maria Baldiana, gewesene Gräfin von Salmour geschlossene Ehe, nicht vollgültig abgeschlossen sein, bestelle zu meinem Vertreter, Behufs erneuerter Abschließung derselben, den Turiner Bürger Angelo Francesco Meta, vor dem gesetzlich verordneten Pfarrer, respective vor dem Erz-Bischofe von Turin, oder dessen General-Vicar; indem ich eben diesem Meta die Befugniß beilege, meine Zustimmung zur Ehe auszusprechen und zwar entweder der Person der genannten Dame, oder der Person des von ihr bestellten, oder noch zu stellenden Vertreters, sollte dieser auch nur durch ein Privatschreiben bevollmächtigt sein: so wie ich ihm die Befugniß beilege, von der Person dieser Dame oder von der Person ihres so bestellten Bevollmächtigten die Zustimmung (consensum) der genannten Dame Maria Catharina Balbiana entgegen zu nehmen. Zur Beglaubigung dessen habe ich dieses Schreiben ausgestellt (has litteras feci), eigenhändig unterschrieben und mit meinem Siegel versehen, indem mir ein Notar und Zeugen nicht zu Gebote stehen, vor denen ich ein gerichtlich glaubwürdiges Document anstellen könnte. Von diesem Schreiben nun habe ich zwei Exemplare ausgefertigt, das eine zur Einhändigung an oben genannten Pfarrer, das andere, um bei jenem meinem Bevollmächtigten zur Bestätigung meines Auftrages und meiner Vollmacht zurückzubleiben.

Turin den 9. Juni 1695.

Carolus Philippus.

Die Wichtigkeit dieses Documentes liegt auf der Hand, aber nach dem wiederholten Dringen auf Uebersendung von Blanquets fragt es sich zunächst, wer es geschrieben? — Das: „feci has litteras" läßt Zweifel zu, und das für jene Zeit elegante Lateinisch läßt zum Mindesten einen kundigen Beistand von Seiten derjenigen Männer voraussetzen, welche sich der getrennten Liebenden annahmen, vielleicht auch ganz andere Zwecke dadurch verfolgten. Auch eine andere Stelle aus dem Briefe der Gräfin Nr. 35 läßt die Sache ungewiß; nämlich:

„Wenn Sie mich noch lieben, so ist es durchaus nöthig, daß Sie Sr. königlichen Hoheit (dem Herzoge Victor Amadeus) erklären, daß Sie es waren, der jene Vollmacht ausgestellt (que c'est Vous, qui avez fait cette procure, pour confirmer notre mariage), welche Ihre Heirath bestätigt und daß Sie, wenn es sein muß, noch mehr dergleichen machen würden."

Weiter hin heißt es:

„Sie müssen auch an den Kurfürsten (von Brandenburg) schreiben, aber glauben Sie mir, ohne den Beistand Hoffmann's, denn ich versichere Sie, Sie schreiben selbst gut genug (assez bien), um seiner Hülfe nicht zu bedürfen."

Daraus scheint wenigstens hervorzugehen, daß der Prinz ein solches Aktenstück nicht selbstständig verfaßt, und daß, da Hoffmann ihm schwerlich dabei geholfen haben dürfte, dies durch irgend einen jener „geschickten Leute" geschehen ist, die wir zwischen den Getrennten vermittelnd und botschaftend sich hin und her bewegen sehen. Ist anderseits vielleicht eines jener Blanquets dazu benutzt worden, ohne daß der Prinz dabei anwesend war, so beweist doch die angeführte Stelle aus dem Briefe Nr. 35, daß der Markgraf unzweifelhaft von der Existenz und dem beim Herzoge von Savoyen davon gemachten Gebrauche gewußt, vielleicht aber auch seinen wörtlichen Inhalt gekannt hat. — Daß der Prinz weder Notar noch Zeugen bei Abfassung des Documents gehabt haben will (non habens copiam notarii et testium, coram quibus instrumentum authenticum confiecere possem) scheint auf eine Bewachung des Markgrafen hinzudeuten, welche über die aufmerksame Beobachtung Hoffmann's und des militairischen Gefolges hinausging.

Nach so entschiedenem Vorgehen in der Vénerie, und nach der Leidenschaftlichkeit des Prinzen bei der gewaltsamen Trennung, fällt die vollkommene Thatlosigkeit in der Zeit bis zum Abgange nach Casale von Seiten des jungen Fürsten auf, wenn sie eben nicht durch die erwähnte Aeußerung seines Gefolges über seine Unentschlossenheit erklärt wird. Obgleich die 60 Mann, welche das Kloster St. Croce bewachten (merkwürdig genug!) Brandenburger waren, hat der Prinz doch in der genannten Zeit nicht den geringsten Versuch gemacht, seine Geliebte dort zu sehen. Die Gräfin macht ihm Vorwürfe darüber und sagt: „Le corps de garde est commandé par un de Vos sujets, qui n'oseroit pas Vous refuser l'entrée du Cloître." In den ersten Tagen mag ihn die leichte Verwundung abgehalten haben, später besuchte er dagegen wiederholt die der Gräfin befreundeten Häuser, durch welche auch der Briefwechsel vermittelt worden zu sein scheint.

Daß die oft wiederholte Angabe, der Prinz sei an Gift gestorben, jeder Begründung entbehrt, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, obgleich selbst Buchholz — der sonst so gewissenhafte Historiker — sich nicht enthalten kann, wenigstens von einem „giftigen" Fieber zu sprechen. Dagegen spricht die Gräfin wiederholt die Besorgniß aus, man könnte sie durch Gift aus dem Wege räumen wollen. Eben so falsch ist die Angabe in dem „Leben des Prinzen Eugen:" le margrave fut tué d'un coup de fusil au travers du corps.

So liegt denn das Gemälde dieser unglücklichen Liebe, wenn auch noch nicht ganz aufgeklärt, doch heller und anschaulicher vor uns, als bisher. Gräfin Salmour nannte sich trotz der Proteste und Unterhandlungen des kurfürstlichen Hofes: Markgräfin von Brandenburg, und hat ihre Ansprüche an diesen Titel nie urkundlich aufgegeben, obgleich sie nach ihrer Verheirathung mit dem Grafen von Wackerbarth auch keine öffentlichen Schritte weiter zur Erlangung ihres vermeintlichen Rechtes that. Den erwähnten Punct einer Taufschuld und zwar einer absichtlichen aber ihre Descendenz abgerechnet, erscheint sie übereinstimmend als eine eben so edle, wie hochbegabte und fesselnde Persönlichkeit, der man die rein menschliche Theilnahme nicht versagen kann. Hat sie gefehlt, so hat es auch schwer gebüßt. Wer vermöchte den Stein auf Sie zu werfen?

Digitized by Google

Das Schillerhaus in Weimar.

Geschildert von Josef Rank.

Während meines hiesigen Aufenthalts gehört es zu meinen liebsten Beschäftigungen, von Zeit zu Zeit eine der geweihten Stätten zu besuchen, an welche sich besondere Erinnerungen an der klassischen Periode Weimar's knüpfen und so mag ich auch dem freundlichen Castellan des Schillerhauses bereits eine wohl bekannte Erscheinung geworden sein. Ich bin nun schon wenigstens ein halb Dutzend Male dieses liebe heitere Haus durchwandert, und kann etwas genauer und mit etwas mehr Muße als ein fliegender Tourist über diese heilige Behausung des deutschen Dichterlieblings berichten. Lassen Sie mich mit einer Bemerkung beginnen, welche sich mir aufdrängte, als ich zum erstenmale das Goethe- und Schiller-Haus von außen betrachtete.

Das Goethehaus, von langer Front und im vornehmen Style erbaut, macht sofort den Eindruck, daß es eigentlich nur die Wohnung einer wohlhabenden Herrschaft sein könne; terrassenartige, von Fußtritten förmlich ausgehöhlte Stufen führen zum Hausthore empor und geben ein auffallendes Zeugniß von den unzähligen Besuchen, welche hier auf und abgeschritten. Fürsten, Prinzen, Minister, Generale, Gelehrte, Künstler und Menschöhne aller Grade haben sich bekanntlich hier abgelöst; aber merkwürdiger Weise verläßt Einen augenblicklich der Glaube an mehrfachen Besuch des eigentlichen Bürgers und vielnamigen Publicums. Anders beim Schillerhause. Dieses ist im einfachsten bürgerlichen Style erbaut; es ist sorgfältig hellgelb getüncht, und die frischgrünen Fensterläden helfen den freundlichen Anblick des Hauses vollenden. Trotzdem das Haus um mehr als die Hälfte kleiner ist, als das Goethe-Haus, so macht es doch den anheimelnden Eindruck, daß mindestens zwei bürgerliche Familien hier vollkommen Platz haben, und dies ist gegenwärtig auch wirklich der Fall, obgleich die Zimmer des zweiten Stockwerkes, einst Schiller's besondere Gelasse, unbewohnt und der Erinnerung aufbewahrt bleiben müssen. Während Goethe's Haus, auch darin etwas fürnehmlich, bloß im Sommer und dann nur Freitags von 9 bis 12 Uhr besucht werden kann, steht das Schillerhaus zu allen Jahres- und Tageszeiten den Besuchern bereitwillig offen. An Goethe's Hause kündigt keine Inschrift an, daß hier Wolfgang von Goethe einst gewohnt; über der Thüre des Schillerhauses dagegen ist eine kleine Steinplatte angebracht, welche in schwarzen, lateinischen Buchstaben die Inschrift enthält: „Hier wohnte Schiller."

Der Eintritt in das Schillerhaus geschieht auf ebenem Boden und behält auch hierin seinen schlichten, bürgerlichen Charakter bei, gegenüber dem Goethehause, vor dem man übrigens oft genug reiche Equipagen mit gallonirten Kutschern und Bedienten halten sieht, während ich in der That nur einmal gesehen habe, daß eine einfache Kutsche vor Schiller's Hause hielt; die Besucher des letztern kommen fast alle zu Fuß, sie sind dafür aber auch unvergleichlich zahlreicher als dort. Bevor man das Schillerhaus betritt, verweilt man gerne betrachtend vor dem kleinen Schaufenster, welches sich links neben der Hausthür befindet. Es enthält Gypsfiguren aller Art, darunter natürlich die verehrten Gestalten Schiller's und Goethe's nicht fehlen dürfen; den rechten Pfeiler des Schaufensters schmücken kleine, hübsche Abbildungen von denkwürdigen Gegenständen Weimars, wie Schiller's und Goethe's Arbeitszimmer, die Fürstengruft, Goethe's Gartenhaus u. s. w. Tritt man nun durch die Thüre des Hauses, so hat man links den Vorrathsladen der Gypsfiguren, rechts die Wohnung des Hausaufsehers. Hier wohnte einst der Diener Schiller's, der zugleich als dessen Schreiber verwendet wurde. Gerade vor sich eröffnet sich dem Eintretenden durch eine Flurthüre der Blick in den kleinen Hausgarten des Dichters, wo er in einer Laube gerne zu ruhen, bisweilen auch zu arbeiten pflegte. Eine Gypsbüste Schiller's bezeichnet die geweihte Stelle, frisches Grün von wilden Reben beschattet sie. Gleich rechts am Eingange in den Garten befand sich die kleine Kegelbahn für Schiller's Kinder. Von der Hausflur führt eine Treppe nach dem ersten Stocke des Gebäudes. Die Zimmer dieses Stockes waren einst die Wohnzimmer von Schiller's Familie und sind gegenwärtig vermiethet, während die Erkerzimmer darüber, welche Schiller's besondere Wohnung bildeten, der Erinnerung aufbewahrt bleiben und also nicht bewohnt werden dürfen. Sie sind auch die verehrten Tempelräume, nach welchen Fremde und Einheimische ohne Ausenthalt wandern. Beim Eintritt in das erste Zimmer ist man etwas überrascht, dasselbe zum Theil zur Aufbewahrung von Gypsabgüssen und Verkaufsgegenständen (kleinen Bildern) benützt zu sehen; allein man eilt dem anstoßenden Zimmer links zu, welches beim ersten Blicke zeigt, mit welcher Weihe und Verehrung man bestrebt gewesen, diese Räume sinnig auszuschmücken. Das Zimmer ist blaßblau und mit sehr viel Geschmack gemalt; um die Decke sind nach Zwischenräumen Sinnbilder auf Schiller's Werke und die Kunst überhaupt angebracht; an der Rückwand des Zimmers steht rechts ein Gypsabguß nach der Natur der aufgestützten Muse im Vatikan, links daneben Schiller's Büste nach Danneker. Sie ist seit dem 9. Mai, dem fünfzigjährigen Todestage des großen Dichters, mit einem frischen Lorbeerkranze geschmückt und von Epheuranken umrahmt. Der Büste gegenüber, an der Vorderwand des Zimmers, steht zwischen den beiden Fenstern auf einem Tische ein kleiner Glasschrank, mit verschiedenen Ausgaben von Schiller's Werken, vor dem Glasschranke steht Professor Rauch's Modell zur Goethe-Schillerstatue; hier wird auch Rietschel später das Modell seiner für Weimar bestimmten Goethe-Schiller-Statue aufstellen.

Der Blick des Fremden hat kaum gewartet, bis er diese Denkwürdigkeiten besehen, um auch einen Blick auf den schöngestickten Fußteppich zu werfen, welcher den Boden des ganzen Zimmers bedeckt; er rührt von kunstsinnigen Händen Weimar'scher Frauen her. Die mit Sinnbildern und Wappen gestickten Sesselüberzüge stammen von den Frauen verschiedener thüringischer Städte. So sehr nun dieses Zimmer

Digitized by Google

der zarteſten Verehrung ſeine Ausſchmückung verdankt, ſo war es eine heilige Achtung für das Andenken des großen Dichters, daß man dem anſtoßenden Arbeitszimmer deſſelben ganz das einfache Ausſehen ließ, in welchem man es zu Schiller's Zeiten fand. Ach, und welche Einfachheit! So wenig Glanz, Aufwand und Bequemlichkeit bedurfte der Dichter in der Werkſtätte ſeines Geiſtes, aus welcher ſo viel Großes und Glanzvolles der Dichtung hervorging! Das Zimmer iſt klein; es hat drei Fenſter, von denen zwei nach der Hauptſtraße ſehen, und iſt hellgrün tapezirt. Gleich beim Eintritt rechts befindet ſich ein Tiſchchen mit Medaillons von Goethe, Schiller und Wieland; einen Schritt weiter iſt ein Wandſchrank, welcher außer der Sammlung Schiller'ſcher Werke in allen Ausgaben und Ueberſetzungen auch allerlei Denkwürdigkeiten enthält, wie einen Abguß von Schiller's Schädel, Karl Auguſt's Todtenmaske, Goethe's hölzernes Dintenfaß, eine Weſte Schiller's d. dgl. In der Nähe des Wandſchrankes befindet ſich der Schreibtiſch des Dichters, über welchen er einſt an Körner in Dresden berichtete: „daß er ihn auch zwei Carolin gekoſtet!“ Das Möbel iſt von ziemlichem Umfang, ſonſt aber höchſt unſcheinbar. Rechts und links hat es Zugfächer und man erwehrt ſich eines Lächelns, aber auch einer tiefen Wehmuth kaum, wenn man die oberſten Fächer herauszieht und rechts — ein Damenbrett, links — ein Brett zum „Zwickmühlfahren“ erblickt. Man erinnert ſich ſchmerzlich des bruſtkranken, raſtlos thätigen Mannes, der in ſeinen letzten Jahren kaum mehr vom Schreibtiſche kommt und ſich gezwungen ſieht, eine und die andere ſeiner ſpärlichen Zerſtreuungen ebenfalls an ſeinen Schreibtiſch zu feſſeln. Mit wahrem Schrecken hörte ich erzählen, Schiller habe, da er gerade Nachts ſehr viel arbeitete, ſtets ein Geſchirre mit kaltem Waſſer unter dem Tiſche gehabt, worein er die Füße ſtellte, während er ſtarken Kaffee trank; — ſo habe er ſich am beſten wach und rüſtig bei der Arbeit erhalten. Von Intereſſe iſt es zu hören, daß Schiller ſelbſt dem Tiſchlermeiſter eine Erfindung beim Verfertigen des Tiſches angab; dieſe Erfindung beſtand darin, daß mittelſt einer kleinen Winde der Mittelheil der Tiſchplatte gehoben, und ſo für jede Veränderung in der Lage zum Schreiben oder auch als Lesepult zurecht gemacht werden kann.

Die Erfindung war gerade für Schiller ſehr zweckmäßig, da er leider ſonſt die unglückſelige Gewohnheit hatte, vorgebeugt, ja faſt auf der Bruſt liegend zu ſchreiben. Aus Eckermann's Geſprächen mit Goethe wiſſen wir, daß Schiller in einem der Zugfächer des Schreibtiſches faule Aepfel zu haben pflegte, deren Geruch auf ſeine Nerven, wie er ſagte, wohlthätig wirkte, während Goethe einmal, da er ſich neben dies halb offene Schubfach ſetzte, von dem faulen Geruch faſt ohnmächtig wurde. Auf dem Schreibtiſche liegen, außer dem großen Fremdenbuche, einige ſehr intereſſante Reliquien. Fürs Erſte ein von Schiller's eigener Hand geſchriebener Theaterzettel zur erſten Aufführung des Wilhelm Tell, die Beſetzung des Perſonals iſt rechts mit Bleiſtift beigefügt; ferner ein Brief von Schiller an den damaligen Hofſchauſpieler Graff, dem er für die ausgezeichnete Darſtellung des Wallenſtein Dank ſagt, und endlich jenes bekannte Schreiben Schiller's an ſeine Schweſter, worin er gleich nach ſeiner Flucht ſeine ganze Lage in rührender Weiſe auseinander ſetzte. Man betrachtet dieſe mit erblaſſender Dinte kräftig und ſchwungvoll geführten Schriftzüge mit Luſt und Wehmuth. Adolf Henze hat in ſeiner Handſchriften-Beurtheilung ebenſo eigenthümlich als gut charakteriſirt, indem er von Schiller's Handſchrift ſagt: „Edle und ideale, feurige und feſſelloſe Züge — auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ Die wahre Liebe raſtet bekanntlich nie; und ſo darf es auch nicht wundern, wenn im ſtillen Tempel des Schillerzimmers von Zeit zu Zeit ein neues Zeichen der Verehrung niedergelegt wird. Seit ganz kurzer Zeit findet man auch auf Schiller's Schreibtiſche drei Haarlocken unter Glas, von den ehrwürdigen Häuptern Schiller's, Goethe's und Karl Auguſt's die Spenderin dieſes Geſchenkes iſt die Hofräthin Riemer hier. Durch die Betrachtung des Schreibtiſches ſind wir einer der denkwürdigſten Stellen des Zimmers nahe gekommen, wir wenden uns links und ſtehen vor der Bettſtelle, in welcher Schiller am 9. Mai 1805 aus dieſem Leben geſchieden iſt. Auch ſie iſt ſeit dem 9. Mai dieſes Jahres, als dem 50jährigen Sterbetage Schiller's, einfach geſchmückt. Weimar hat bekanntlich an dieſem Tage jede öffentliche Feier unterlaſſen, im Theater wurde nur „Don Carlos“ aufgeführt; dies wollte vielen Verehrern Schiller's nicht genügen, und ſo kam es auch, daß an dieſem Tage einige Frauen mit Immergrün und Kränzen in den Händen, mit Bewegung im Herzen und Thränen in den Augen im Schillerhauſe erſchienen, und auf eigenen Antrieb eine kleine Feier veranſtalteten. Ein ſehr achtenswerther Mann von hier ſprach an der Spitze der Frauen warme Erinnerungsworte, und Schiller's Büſte wurde ſodann bekränzt und die Sterbe-Bettſtelle geſchmückt; die Erinnerungsworte, welche geſprochen wurden, ſind daſelbſt abſchriftlich zurückgelaſſen.

Außer dieſen neueren Gaben befindet ſich zu Häupten der Bettſtelle das Bildniß Schiller's von Jagemann in Sepia nach der Leiche gezeichnet; an der Wand ober dem Bette eine zweite Zeichnung des Schiller'ſchen Kopfes von Jagemann, welche Schillern aus ſeinen jugendlicheren Jahren und ziemlich verſchieden von den gewöhnlichen Auffaſſungen darſtellt. Unter dieſem Bilde befindet ſich in einem Rahmen zuſammengefaßt eine Sammlung von Denkmünzen mit den Porträts von Karl Auguſt, Guſtav Adolf, Herzogin Amalie, Bernhard von Weimar, Miniſter Voigt, Wieland und Dalberg.

Erwähnen wir noch eines kleinen Tiſches neben dem Bette mit der Mundtaſſe, dem Waſchbecken und der Tabaksdoſe Schiller's, die ſich daranf befinden, ſo haben wir Alles aufgezählt, was dieſen denkwürdigen Theil des Zimmers ſchmückt. Man kann ſich von demſelben kaum trennen, ohne der erſchütternden Momente aus Schiller's letzten Stunden zu gedenken. „Schiller hatte (ſo erzählt Frau von Wolzogen) während ſeiner letzten Krankheit den Himmel wiederholt gebeten, ihn vor langem Hinſterben zu bewahren, er wurde erhört. Am Tage vor ſeinem Scheiden wurde ihm immer beſſer, immer heiterer; er verlangte, man ſolle den Vorhang des Fenſters öffnen, er wolle die Sonne noch einmal ſehen; mit heiterem Blick ſchaute er in den ſchönen Abendſtrahl und die Natur empfing ſeinen Scheidegruß, am neunten früh trat Beſinnungsloſigkeit ein, die gegen drei Uhr nach Mittag in vollkommene Schwäche überging; der Athem fing an zu ſtocken; noch einmal fühlte ſeine am Bette knieende Frau den Druck ſeiner Hand — es fuhr ein elektriſcher Schlag über ſeine Züge, dann ſank ſein Haupt

Digitized by Google

zurück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden ..." Neben dem zuletzt genannten Tische führt eine Thüre nach dem gewöhnlichen Schlafcabinete Schiller's, einem wahrhaft winzigen Dachstübchen, von dem man kaum begreift, wie der große Mann ohne Beängstigung mehre Stunden hier habe schlafen können. Diesen Eindruck macht das Stübchen, trotzdem es jetzt leer ist, und also noch um Vieles geräumiger aussieht. Solange Schiller in diesem kleinen Raume schlief, hatte die Bettstelle keine Füße, sie lag platt auf dem Boden. Denn Schiller liebte es nicht, in's Bett zu steigen; er streckte sich nur so hin, wohl wissend, daß seines Bleibens auch in der Nacht nicht lange war. Im Traume, oder wenn er wachend ruhte, fiel ihm oft ein Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirksamkeit der frischen Empfängniß zu Papier bringen mußte. Jede starke Körperbewegung verscheuchte aber den Gedanken, den ihm die Muse wie einen Nachtkuß auf die heiße Stirne gehaucht. Er schob sich vom niedrigen Lager rasch in die Höhe; Licht und Material waren bei der Hand — und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er sich wieder still zurück auf sein Ruhebett. Am Morgen stand es dann da wie ein riesenhafter Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte sich an das mühsame Geschäft, gleich in die nächste Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauschte Offenbarung irgendwo und wie einzupassen. Daher in seinen Dramen die mancherlei metaphysischen Einschiebsel einer überwachten Geisteregung... Doch wir kehren in die Studierstube Schiller's zurück. Gleich rechts an der Wand steht das einzige Clavier, ein Spinett, wie man es jetzt etwa bei dem Schulmeister eines von aller Welt abliegenden armen Gebirgsdörfchens suchen würde. Auf dem Spinette ruht die Guitarre, auf welcher sich Schiller gern in einsamen Ruhestunden vorspielen ließ. An der Wand über dem Clavier hängen rechts und links zwei eigenhändige Zeichnungen, welche mit derben Dilettantenzügen Schiller's Haus in Weimar und sein Gartenhaus in Jena darstellen. Zwischen den beiden Bleistiftzeichnungen hängt ein kleiner Spiegel aus Schiller's Tagen und darüber zwei gewöhnliche colorirte Kupferstiche, welche Italienische Landschaften darstellen. Somit sind wir in unserer Betrachtung wieder bis an den Haupteingang zurück gekommen und werfen noch einmal einen übersichtlichen Blick durch das Zimmer. Wir bemerken dabei noch über den Fenstern jene rothen Vorhänge, welche Schiller als für seine Augen sehr wohlthätige Fensterzierden liebte. Von Möbeln befinden sich, außer den genannten, noch einige Sessel von gewöhnlichem Holze im Zimmer, die mit ungefärbtem Leder überzogen sind; einen kleinen Tisch, der nicht weit vom Eingange in das Zimmer steht, haben wir bisher deshalb unerwähnt gelassen, weil er uns schließlich etwas länger beschäftigen wird. Auf diesem Tische befindet sich nämlich das „Schiller-Album", prachtvoll gebunden und mit dem Brustbilde Schiller's aus Elfenbein geschmückt; das Brustbild ist von Fräulein Angelica Facius, Bildhauerin in Weimar, ein schöngezeichneles Titelblatt dagegen vom hiesigen Maler S. Thon. Die hiesigen Buchhändler Jansen und Voigt haben das Album gestiftet, und ließen vor mehren Jahren an die tausend Albumblätter von hier aus durch ganz Deutschland zum Zwecke von Einzeichnungen versenden. In Folge dessen sind etwa zweihundert Blätter mit vielen Namen von bedeutenden Autoritäten zurückgekommen. Manche von den Aufzeichnungen des Albums wären auch von allgemeinerem Interesse; da es indessen nicht erlaubt ist, dieselben ganz mitzutheilen, so wollen wir uns begnügen, eine kurze Charakteristik derselben zu geben.

Im Allgemeinen ist natürlich viel von Begeisterung und Verehrung für den großen Dichter die Rede, und zwar in Prosa und Versen; Schiller wird ein „Lehrer und Freund" der Menschen genannt; an seinen Namen knüpfen sich alle Ideen von „Fortschritt, Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie Gesinnungstüchtigkeit". Hier nöthigt Schiller's Angedenken dem Einen das Bekenntniß ab: „Mein Glaube ist die Schönheit"; dort wieder heißt es: „Schiller sei der Saulus und Paulus der deutschen Dichtung, in ihm vermählten sich Heidenthum und Christenthum". Es läßt sich denken, daß aus Schiller's eigenen Werken häufig beziehungsvolle Stellen aufgeführt werden. „Ehret die Frauen"; oder „Eine lebendige Welt ewiger Bildungen"; oder „Der Mensch ist frei geboren, ist frei" u. s. w., durften nicht fehlen. Auch Schiller's Form wird öfter nachgeahmt und die „Drei Worte inhaltschwer" z. B. werden zu „Drei Blicken", nämlich rückwärts auf sein Leben, in sich und auf Gott. Zu bemerken ist, daß die Blätter im Jahre 1848 versendet waren und also meistens noch starke Spuren jener gewaltigen Bewegung an sich tragen. Und so heißt es dann auch gleich hier auf einem Blatte: „Der gegenwärtige Kampf ist ein heiliger Kampf", eine sehr hochgestellte Person bemerkte: „Was Posa zu Philipp vergebens gesagt, sei in manches Fürsten Herz gedrungen"; der Kaiserdeputation nach Berlin wird (aus dem Lager Wallenstein's) zugerufen:

„Es steht keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch!"

Ein sehr beliebter Lustspieldichter aus Wien schreibt, daß „die deutsche Literatur von Luther und Hutten bis Goethe, Schiller und Börne das wahre Vorparlament der Deutschen gewesen sei"; ein anderer bekannter Lustspieldichter weist Schillern einen großen Theil des Verdienstes an der Bewegung jenes vielgenannten Jahres zu. Dagegen thut der liebenswürdige Geisterseher und Nachbar der „Weiberteeue" sehr kleinlaut über „das Unglück" des Jahres 1848, und ein ostgenannter süddeutscher Märzminister findet sich schon am 11. März 1849 zu dem Bekenntnisse veranlaßt:

„Die Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume
Und alles Schöne lebt nur im Gesang."

Eine preußische, nun gestorbene Autorität, die in Erfurt die Spitze ihres Ansehens erreichte, schreibt vom Frankfurter Parlamente aus:

„Innerlich Freiheit, äußerlich Maß in Allem und Schranke,
Das ist des Lebens Gesetz, wie zu dem Menschen es spricht."

Mitten unter den begeisterudeu Lobsprüchen über die erhabenen Tendenzen in Schiller's Werken nimmt es sich etwas wunderlich aus, wenn ein sehr bekannter Geschichtschreiber von der Spree bemerkt: „Jede patriotische, politische, sittenbessernde, belehrende Dichtkunst stürze aus den wolkenlosen Höhen des Parnasses"; welchen Worten sich die Verse des alten Arndt ziemlich scharf widersetzen, indem sie es sehr

Digitized by Google

löblich finden, daß Schiller den deutschen Herzen so viele „prometheiſche Flammen zugetragen". Wie ein ſtiller Weiſer ſpricht daneben ein berühmter Orientreiſender, indem er bemerkt: „es müſſe nicht Aufgabe ſein, die höheren Volksclaſſen herabzudrücken, ſondern die niedern menſchlich emporzuheben." Auch höre es ſich artig an, wenn ein evangeliſcher Biſchof bemerkt: „Schiller ſei nur darum ſeinen Deutſchen der Liebſte, weil er ihnen ſo ganz der Rechte ſei". Es würde uns offenbar zu weit führen, wollten wir fortfahren, die vielen und wohlgemeinten Sinnſchriften des Schiller-Albums zu charakteriſiren; wir wollen uns begnügen, nur noch einige allgemeine Bemerkungen hier folgen zu laſſen. Es hat uns gefreut, auch hier wie in Marbach ganze Gelehrten-Corporationen im Album aufgeführt zu ſehen, z. B. die geſammte philoſophiſche Facultät von Tübingen. Daß eine Reihe der erſten Prieſter und Prieſterinnen der Schauſpielerkunſt im Schiller-Album nicht fehlen dürfen, verſteht ſich von ſelbſt und ſo leſen wir denn auch Namen, wie: E. Devrient, L. Deſſoir, Döring, Grunert, Sophie Schröder, Francisca Berg u. ſ. w. eingezeichnet; ſie alle wetteifern in Liebe und Bewunderung für den großen Dichter. Gerührt haben uns einige mit zitternder Hand geſchriebene Zeilen jenes Weimar'ſchen Hofſchauſpielers Graff, dem Schiller nach der erſten Aufführung des „Wallenſtein" durch einen eigenhändigen Brief dankte für die treffliche Darſtellung der Titelrolle. Graff ſchreibt: „Im Hochgefühle, ſeinen verehrten Schiller jenſeits wiederzufinden, ſteht der 81jährige Greis, welcher ehemals ſein Schüler, um ſo freudiger ſeinem nahen Ende entgegen."

Aber auch andere Künſte ſind gekommen, um dem Meiſter der Dichtung ihre Huldigung zu bringen. Das Album enthält eine ziemliche Anzahl von Zeichnungen. Sie ſtellen zum Theil Scenen aus Schiller's Werken oder ſonſt Gegenſtände dar, welche auf den Dichter Bezug haben. Von Namen der Künſtler nennen wir nur: Thierſch in München, J. Chr. Clauſen, Dahl und Hammer in Dresden, A. Achenbach in Düſſeldorf, Friedrich Arnold in Straßburg, der im Auftrage der dortigen Kunſtfreunde den „Straßburger Dom" ſchickte; Guſtav v. Heeringen in Coburg, Joſef Danhauſer in Wien.

Zahlreich haben die Muſiker ſich eingeſtellt, die größtentheils Stellen aus Schiller's Werken componirten; wir nennen hier: Ludwig Spohr, Robert Schumann, Lorzing, Lindpaintner, Moſcheles, Villmers, Lobe, Hoven, H. W. Ernſt. Letzterer hat ganz ſinnig das Thema ſeiner „Elegie" dem Andenken Schiller's gewidmet.

Das Album enthält aber außerdem noch manche anziehende Gabe. So hat Schiller's Sohn, Karl, einige Haare von ſeines Vaters Haupte dem einen Blatte beigefügt; Emilie v. Gleichen-Rußwurm (geb. v. Schiller), ſpendete ein noch ungedrucktes Sonett ihrer Mutter; der geh. Hofrath Heibig ein Billet Schiller's an den Miniſter Voigt. Schließlich haben wir noch zwei Einzeichnungen von beſonderem Intereſſe zu erwähnen. Wilhelm Schumann, penſionirter Landcaſſen-Calculator, ſchreibt als Greis von 83 Jahren, daß er bei Schiller Schreiberdienſte gethan, unter anderm den Geiſterſeher abgeſchrieben und Schiller's letzte Dramen oft mehrmals copirt habe. Dabei erwähnt er, daß er nie vor 12 Uhr Vormittags bei dem Dichter erſcheinen durfte, da dieſer ſehr ſpät erwachte und aufſtand. Der fürſtlich reußiſche Landesdirector Rath J. Chr. Friedrich Mayer, 70 Jahre alt, erzählt, er ſei 12 Jahre ſpäter als Schiller in die Karlsſchule zu Stuttgart gekommen; damals habe man noch Schiller's Bett und ein Stück Garten gezeigt, welches Schiller einſt ſelbſt gepflegt und deshalb den Namen „Schillergarten" erhalten hatte. „Als Schiller 1793," fährt der Erzähler fort, „die Akademie beſuchte, war ich Zeuge von dem Enthuſiasmus, mit dem Schiller von 400 Schülern im Speiſeſaale begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Obriſten und Intendanten der Akademie und ſeiner Officiere anhaltend, empfing er mit Hall und ſichtbarer Rührung unſer lautes, klingendes Hoch. Nach Tiſche blieb er noch lange, beſuchte ſein Gärtchen und ſah die körperlichen Uebungen der Schüler...." Mit dieſer Erinnerung verlaſſen wir das Schillerhaus in Weimar, das wir uns, auf die Straße tretend, wie echte Wanderer noch einmal flüchtig betrachten. Zwar:

„Ruch dies Haus, wie trenlich die Stadt ſein hüthe, zerfällt einſt,
Wie in Athen man umſonſt ſucht nach Sophokles Haus;
Niemals aber zerfällt der von Schiller gebaute, wie Sterne
Jung, die Jahrhunderte durch, leuchtende Götterpalaſt."

Dieſe Worte ſchrieb Hofrath Schöll in das Schiller-Album und ſie mögen auch dieſe Skizze ſchließen.

Wien's nächſte Umgebungen.

Kahlenbergerdörfel, Heiligenſtatt und Grinzing.

Von Ludwig Scheyrer.

Hierzu zwei Stahlſtiche.

Als vor 15 Jahren die ſüdliche Eiſenbahnſtrecke dem Verkehre eröffnet worden war, überſchwemmte die Landpartiengierige Bevölkerung Wien's an Sonn- und Feiertagen jene herrlichen Gegenden der Brühl, Baden's und weiter hinein in die Hochgebirge mit ihren Beſuchen. Alles wollte nur Felſen, Waſſerfälle, Schluchten, Ruinen, Föhrenwälder, Bergkeſſel, Sägemühlen und Eiſenhämmer ſehen, welche durch die Siebenmeilenſtiefel der Locomotive plötzlich zur nächſten Umgebung der Reſidenz gehörten. Der nördlichen Umgegend diesſeits der Donau wendete man an ſolchen Tagen geiſtig und leiblich den Rücken, als wäre das Kahlengebirge minder anmuthig geworden und als hätte die majeſtätiſche Donau, welche ſeinen Fuß umfluter, keine Reize mehr für den Naturfreund zu bieten. Aber der uralte Iſter rollte wie ſonſt ſeine mächtigen Wogen dahin; die Buchen, Eichen und Rüſtern des Kahlengebirges rauſchten wie ſonſt feierlich dem

Digitized by Google

Wanderer zu und umschlossen ihn mit dem heiligen Dunkel ihrer dichten Zweige, die Thal- und Bergwiesen prangten wie zuvor in reicher Blumenpracht und die Rebenhügel reisten ungekränkt die köstlichen Trauben, deren Saft nun die Wiener in entfernteren Lieblingsgegenden schlürften. Der Ungestüm, mit welchem es bisher die Großstädter in die Weite trieb, scheint sich zum Theile gelegt zu haben, die alte Liebe ist wieder erwacht für jenes freundliche Gebiet, welches dem Herzen der Residenz so nahe liegt. Es webt aber auch ein unaussprechlicher Zauber über jenen Anhöhen, deren Gipfel in die Straßen der Kaiserstadt neugierig hineinlugen; vielleicht ist es das magische Band der Erinnerung an die Gleichheit der Schicksale seit Jahrhunderten, welches diesen Zauber ausübt. Wenn schon die angrenzenden Orte und Länderstriche einer großen Stadt gewöhnlich die Geschicke der letzteren theilen, so findet sich dies bei der nördlichen Umgegend Wiens dennoch in besonderem Grade. Jeder Schritt des Wanderers gegen das Kahlengebirge berührt historischen Boden aus uralter Zeit. Krieg, Pest, Brand, Mord und Verwüstung haben hier zu verschiedenen Zeiten ohne Schonung gehaust, aber die Natur und die Menschheit sind mächtiger als alle Ereignisse; der Wohlstand richtet sich aus Ruinen in verjüngter Kraft empor, und die Natur treibt aus dem durch Frevel und Blut verheerten Boden immer und immer neu die zartesten Blumen, die üppigsten Saaten und die dichtesten Wälder hervor.

Die Ortschaften, welche wir zunächst des Kahlengebirges bei Wien betrachten wollen, heißen: Kahlenbergerdörfel, Heiligenstatt und Grinzing.

Die Lage des Kahlenbergerdörfels am rechten Donauufrande, eine gute Stunde von Wien entfernt, fesselt das Auge aller Reisenden, welche auf dem Dampfschiffe vorübereilen. Es ist in die grünen Berge beinahe gewaltsam hineingedrückt; der Leopoldsberg, welcher hier schroff abfällt, setzt ihm seinen festigen Fuß gleichsam mitten auf die Brust und die Donau, welche hier in ganzer Breite vorüberzieht, hat nur ein so schmales Ufer für die Bewohner gelassen, daß es aussieht, als stände der Ort steil bis an die Knie im Wasser. Dennoch hat das kleine Dörfchen mit seinen dreißig Häusern den Muth, in dem kleinen Platze unten zu verbleiben und flüchtet sich nicht auf die Anhöhen. Vielleicht hat es vergessen, daß es vor ungefähr fünf Jahrhunderten ein Städtchen gewesen, mit Mauern und Thoren versehen, daß der alte Ister einst in weiterem Bogen es umflossen und ihm Raum genug gegönnt zu behaglicher Existenz. Man weiß es auch nicht, warum der gewaltige Herr sein Wogenlager so nahe hierher verlegte und seine Kissen mit den Trümmern der niedergeschwemmten Stadtmauern und Gebäude ausfüllte, das wehrlose Städtchen all seiner Herrlichkeit berauhend und nicht einmal so viel Raum gewährend, daß ihm außerhalb der Häuser Gründe für die Pflugschar verbleiben. Nun wird ihm freilich nichts mehr zu Leide geschehen von dem hadgierigen Stromgott, denn der Leopoldsberg steht als Bollwerk vor jedem Wogendrang ihm zur Seite, aber ein Dörfchen wird es sein so lang es besteht, wenn der Ister sich nicht etwa zu irgend einer Zeit wieder weiter ab auf die linke Seite bettet. So klein der Ort, ist er doch gut gebaut, mit schönen Sommerhäusern vermöglicher Städter und Fabriksstätten geschmückt. Im Hintergrunde ragt das Pfarrkirchlein mit seinem Thürmchen hervor, dessen weißes Blechdach in der Sonne funkelt. Die Kirche ist im alten Stile gebaut, ihre Entstehung ist unbekannt, doch hat schon um das Jahr 1168 mindestens eine Kapelle hier gestanden, wie aus einem Schenkungsbriefe Rudolfs von Chalberge hervorgeht. Im Jahre 1256 erscheint schon ein gewisser Ruhlo als Pfarrer aufgeführt. Im Jahre 1340 wurde daselbst als Pfarrherr Gundakar oder Weigand von Theben angestellt, welcher unter dem Namen der Pfaff vom Kalenberg in allen deutschen Gauen bekannt geworden ist. Er lebte am Hofe Herzogs Otto des Fröhlichen; seine Schwänke wurden oft gedruckt und in neuester Zeit hat ihm unser berühmter Anastasius Grün in einem köstlichen ländlichen Epos ein prächtiges Denkmal gesetzt. Im Kahlenbergerdörfel hauste seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts das Adelsgeschlecht der Kalenberger, wie uns Urkunden bestätigen. Der letzte Sprößling hieß Wolfgang Kahlenperger von Kalenberg (1532) und war kaiserlicher Ober-Forst- und Waldmeister in Niederösterreich. Während der Kriege des ungarischen Königes Mathias Corvinus (1481—1487), bei der ersten Belagerung Wien's durch die Türken (1529) wurde Kirche und Dorf zerstört. Im J. 1679 raffte die Pest fast alle Einwohner dahin, und im J. 1683 fiel der Rest der Bevölkerung unter dem Gemetzel türkischer Horden und der Ort erfuhr aufs Neue die Gräuel der Verwüstung. Kleinere Unglücksfälle, welche das Dorf seither betroffen, hat es wieder verwunden, es freut sich seines bescheidenen Wohlstandes, welchen es dem trefflichen Weinbau auf den sonnigen Bergesrücken und der Viehzucht verdankt, und scheint dem Anblicke nach in heiterer Zuversichtlichkeit der Dinge zu harren, die da noch kommen werden.

Landausflügler zu Fuß, welche das Wiener Kahlengebirge in seiner ganzen Ausdehnung beschreiten wollen, pflegen dieses Dorf wegen seiner unmittelbaren Lage an dem Leopoldsberge entweder zum Beginne oder zum Ausgangspuncte ihrer Bergbesteigung zu wählen. Wir aber spazieren eine halbe Stunde in der Richtung nach Wien am Ufer bequem fort nach Nußdorf, dem Landungsplatze der zwischen Wien und Linz fahrenden Dampfschiffe. Während der guten Jahreszeit herrscht hier des Morgens und Nachmittags ein großes Getümmel von Wagen aller Art, in welchen die Reisenden entweder aus oder nach der Stadt fahren. Das schöne Bier- und Kaffeehaus des Herrn Bosch war früher eine Villa des Grafen Lamberg. In den Hussitenkriegen (1428) hat das Dorf schwer gelitten.

Eine Viertelstunde von Nußdorf befindet sich Heiligenstatt, in einem vom Nesselbache durcheilten kesselförmigen Thale, welches von äußerst geschätzten Weingebirgen, darunter der weltgepriesene Nußberg, gebildet wird. Die Lage dieses Pfarrdorfes mit seinen 100 Häusern und 700 Bewohnern ist äußerst lieblich und gesund. Durch seine angenehmen Spaziergänge voll der herrlichsten Fernsichten über die Donau und die Residenz, wegen seiner von prächtigen Blumenwiesen durchwürzten Luft hat es sich zu einem Lieblingsaufenthalte der Wiener emporgeschwungen. Es giebt hier sehr schöne Landhäuser und befindet sich hier auch ein Badhaus mit einer schon den Römern bekannten Heilquelle gegen Hautkrankheiten, Leberverhärtungen, Nervenleiden u. s. w. Vor 40 Jahren, als der Wiener Bürger, Herr Woller, im Besitze des Badhauses war, stand es im größten Flor, indem

Digitized by Google

dieser äußerst thätige Mann durch Anlegung eines großartigen Parkes, durch bequeme Unterkunft, durch eine treffliche Traiteurie und glänzende Musikfeste für die Badegäste sorgte, und auch die haute volée zu häufigen Besuchen seines Etablissements herbeizog. In der Nähe desselben ist das Kaffeehaus mit einer Terrasse, welche eine schöne Aussicht nach der Donau gewährt.

Der Ursprung des Dorfes reicht in die Römerzeiten hinauf, denn Kaiser Probus ließ hier die ersten Reben im eroberten Noricum pflanzen, wodurch natürlich Ansiedlungen entstanden. Noch berühmter wurde der Ort, als ihn der heilige Severinus i. J. 454 zu seinem Aufenthalte wählte und daselbst eine Kapelle erbaute, welche noch jetzt im Pfarrhofe unter dem Namen der Jakobskapelle besteht. Dieser heilige Mann starb hier am 8. Jänner 482, den nahen Einfall der Barbaren und die völlige Verwüstung dieser Fluren mit prophetischem Geiste weissagend. Daher seine Schüler, lauter fromme und heilige Männer, seinen Leichnam nach Italien brachten und ihn im Kloster San Severino zu Neapel beisetzten. Kurze Zeit darauf drangen die Gothen, nachher die Avaren und Hunnen in die blühenden Gefilde und erfüllten Severinus Prophezeihung in vollstem Maße.

Der ganze Ort gerieth in Verfall und Vergessenheit.

Erst nach 500 Jahren entstanden unter dem ersten Markgrafen, Leopold dem Erlauchten, in dieser Gegend wieder Ortschaften, darunter auch Heiligenstatt begriffen war. Es wurde zu Ende des eilften Jahrhunderts eine Pfarrkirche zu Ehren Sanct Michael's erbaut und das Dorf Sanct Michael genannt. Im Jahre 1246 findet sich jedoch in lateinischen Urkunden die Bezeichnung sanctus locus (heilige Stätte) und sancta civitas (heiliger Staat). Der größte Theil der jetzt noch bestehenden Kirche stammt jedoch aus dem Jahre 1534. Auch Templer sollen in Heiligenstatt seßhaft gewesen sein und man zeigt noch das Haus, in welchem sich die Comthurei befunden haben soll.

Wie im Kahlenbergerdörfel hausten auch hier (1484) das Heer des Mathias Corvinus mit Feuer und Schwert, im nächsten Jahrhunderte die Türken und in den Jahren 1805 und 1809 die französischen Kriegerschaaren.

Die Ableitung des Namens Heiligenstatt ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Der Volkswitz, welcher bekanntlich ohne Rücksicht waltet, nahm den zeitweiligen Wohlstand des Ortes zur Grundlage seiner historischen Forschungen. Man hätte nämlich, hieß es, in dieser Gegend von jeher viele Leute getroffen, die im „Heu liegen statt" arbeiten. — Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß dieser Ort zum Andenken an den heil. Severinus und seine Schüler, welche einst unermüdlich für den wahren Glauben und die christliche Gesittung in dieser Gegend wirkten, die noch jetzt übliche Bezeichnung Heiligenstatt bekommen hat.

Auf einem sehr angenehmen Fußwege gelangt man in einer kleinen halben Stunde nach Grinzing, welches westlich von Heiligenstatt sich an die Vorhügel des Kahlenberges lehnt. Seine Lage ist sehr romantisch und für den Naturgenuß günstig. Nur wenige Schritte darf man aufwärts außerhalb des Ortes machen, so bieten sich die schönsten Fernsichten, theils über das ganze Marchfeld und die Donau bis Hainburg, theils gegen die Brühl hin, über deren Höhen die Gränzgebirge Steiermarks emporragen. Außerdem ist hier gleichsam der Stationsplatz für Alle, welche theils zu Fuß, theils zu Pferde oder zu Esel die beliebtesten Puncte des Kahlengebirges besuchen wollen, wohin auch Fahrwege führen. Dahin zählt man: den Leopoldsberg, den Josephsberg, das Krapfenwaldel, den Kobenzl und den Himmel, wo überall anmuthige Garten-Anlagen und Magenbefriedigungs-Institute in städtischem Geschmacke für Bequemlichkeit, Anmuth, Nothwendigkeit und Ueberfluß sorgen.

Betrachten wir jedoch das Dorf näher, so finden wir, daß es über 100 Häuser und mehr als 900 Einwohner in sich schließt. Es besteht hier eine Versorgungsanstalt für arme Einwohner und eine gute Schule. Die Reben der angrenzenden Hügel liefern den hochgepriesenen Grinzinger-Wein, den Stolz der Bevölkerung und die Freude kenntnißreicher Trinker. An uralter Herkunft weicht es dem nachbarlichen Heiligenstatt nur wenig, und wenn es auch nicht jene strahlenden historischen Berühmtheiten aufzuweisen hat, wie dieses, so theilte es doch mit ihm all die schweren Geschicke, welche der Lauf der Zeit den einzelnen Ortschaften eben so zutheilt wie den einzelnen Menschen.

Seinen Namen verdankt es dem ritterlichen Geschlechte der Herren von Gründsing, welche schon im 12. Jahrhunderte hier Weingärten und Preßhäuser besaßen, und bei festlichen Gelagen ihre geräumigen Humpen mit dem goldenen Naß eigener Fechsungen zu füllen pflegten. Ihr Schloß befand sich an der Stelle des heutigen Trommelhofes. Der Letzte dieses Hauses, Rüdiger von Gründsing, starb zu Anfang des 14. Jahrhunderts und liegt in der Minoritenkirche zu Wien begraben.

Im Jahre 1484 wurde Grinzing von den Kriegsvölkern des Ungarnkönigs Matthias Corvinus besetzt, geplündert und die Bewohner hiels getödtet, theils fortgeschleppt.

Im Jahre 1604 verwandelte eine Feuersbrunst den ganzen Ort in einen Aschenhaufen.

Eine eben so furchtbare Zerstörung traf den Ort im September 1683. Nachdem die Reichsarmee, welche am 12. vom Kahlenberg herabgekommen war, die große türkische Batterie (heutzutage noch die Türkenschanze genannt) außerhalb Währing mit Sturm genommen hatte, so setzte sich der Feind in Grinzing fest. Die Türken vertheidigten den Ort mit verzweifelter Hartnäckigkeit, doch wurden sie von den vereinigten Truppen des kaiserlichen Heeres hinausgetrieben, nachdem der Ort von Grund aus zerstört worden war.

Im Jahre 1809 erfuhr das Dorf abermals die herben Drangsale des Krieges. Die anrückenden Franzosen, übermüthig durch vielfache Siege, plünderten Grinzing völlig aus, schlugen Alles zusammen, ließen sämmtliche Weinvorräthe auslaufen und nahmen alle Geräthe, selbst Thüren und Fenster mit fort, um ihre Lagerhütten damit zu versehen.

Die Wunden, welche aus dieser Zeit für Grinzing und die umliegenden Ortschaften noch zurückblieben, hat ohne Zweifel die Grundentlastung vollends geheilt. Mögen die Bewohner den Wienern, die zu ihnen fast täglich fröhliche Schaaren hinaussenden und ihnen Gelegenheit zu dem mannichfaltigsten Gelderwerbe geben, auch fernerhin mit entsprechender Billigkeit und Bereitwilligkeit entgegenkommen.

Digitized by Google

Gedichte.

Rückblick.

Von

Robert Waldmüller.

Ein Knaben-Antlitz hab' ich heut' gesehen,
So frisch, so kerngesund, so unentweiht,
Daß mir es war, als ob mich Frühlingswehen
Zurückversetzt in meine Jugendzeit;
Daß, was seit Langem mir nicht mehr geschehen,
Des Heimweh's unbestimmte Bangigkeit
Mein Herz ergriff und in den dunklen Tiefen
Gedanken wachrief, die vergessen schliefen.

Wohl viel zu sinnen giebt's und viel zu denken,
Wenn in ein edles Frauen-Angesicht
Wir still und ungestört den Blick versenken, —
Kein Zug, der nicht zu unserm Geiste spricht;
Kein Ausdruck, dem Beachtung wir zu schenken
Verfagen dürfen, — jeder giebt uns Licht:
Wir lesen wie in einem Buch, — beschrieben
Zur Hälfte erst, zur Hälfte weiß geblieben.

So forschen wir mit innigem Vergnügen,
Ob auch die Schrift kaum sichtbar noch und schwach,
In einer Jungfrau halb erschloss'nen Zügen
Dem holden Räthsel ihres Innern nach;
Es spiegelt ab mit ruhigem Genügen
Ihr Auge, wie ein reiner, klarer Bach,
Den Himmel, der halb Nacht noch, halb entzündet,
Der warmen Sonne Nahen uns verkündet.

So lassen gern wir unsere Blicke rasten
Auf eines Greises faltenreicher Stirn, —
Der Sturm zersplitterte die stolzen Masten,
Des Ankers Kette riß wie mürber Zwirn, —
Das Meer verschlang der Ladung reiche Lasten, —
Nichts bringt der Schiffer heim nach langem Irr'n,
Als was geborgen er auf nackten Planken, —
Sich und die Fracht erfahrener Gedanken.

Doch auf der frischen Wange eines Knaben
Verweilt der Blick mit anderem Gefühl;
Nicht Weisheits-Sprüche sind dort eingegraben,
Nicht ruht die Schönheit dort auf weichem Pfühl, —
Kein Buch ist's, das wir offen vor uns haben,
Nicht süße Sinnenkost, — fast winterkühl
So weht's uns Männer an aus Knabenmienen,
Als ob wir uns verjüngt im Geist erschienen.

Und sinnend überschau'n wir in Gedanken
Die Strecke Weg's, die wir zurückgelegt;
Da gab es Stellen, wo wir fast versanken,
Umsonst war Sumpf und Abgrund eingehägt;
Kein g'rades Wandern war's, ein Suchen, Schwanken,
Wie sich ein Blinder tastend fortbewegt, —
Zur Rechten bald und bald zur Linken wieder
Und ohne Unterlaß bergauf, — bergnieder.

Durchfröstelt hier vom kalten Winterhauche,
Dort von der Sonne glühem Blick versengt,
Hier aus der Wolke übervollem Schlauche
Mit Regen, Schnee und Schlossen-Sturm bedrängt,
Dort über Stege, die vom Nebelhauche
Mit giftigem und dichtem Schleier verhängt, —
So ging es zwischen Wollen und Erschlaffen, —
So zwischen Fallen und Empor-sich-raffen.

Und von den Gästen, die wir eingelassen,
Legt uns'rer Züge Ausdruck Zeugniß ab, —
Verachtung, Grollen, Unmuth, bitt'res Hassen, —
Ja, bis zum Lebensüberdruß hinab,
Was je verstand, von uns Besitz zu fassen,
Wem jemals unser Herz nur Obdach gab, —
Es grub die Kunde, daß es da gewesen,
In Zeichen ein, die immerdar zu lesen.

So trägt des Mannes Antlitz seine Präge;
Denn auch die bessern Gäste, ob sie nun
Entlassen schon und wieder auf dem Wege,
Ob sie im Hause sich noch gütlich thun,
Ob sie im hübsch gesäuberten Gehäge
Für lange Zeit noch Willens, auszuruhn, —
Auch sie verkünden in der Züge Falten,
Daß sie im Herzen einmal Rast gehalten.

Wie anders diese blühend frische Wange,
Wie anders dieser Blick, so licht und hell,
Der Stimme Ton von glockenreinem Klange,
Das Plaudern selbst ein sprudelnd klarer Quell,
Behend und wach, ob ruhend, ob im Gange,
Ein lebensfroher, lustiger Gesell —
Und mehr als Alles: unentweihter Reinheit —,
Frei von dem kranken Hauche der Gemeinheit!

So waren wir! — Ob auf der Lebensreise
Manch' köstlich Gut uns nicht verloren ging? —
Ob auf dem Weg vom Knaben bis zum Greise
Uns nur das allgemeine Loos empfing? —
Wer weiß! — — Hinab die Wange stiehlt sich leise
Ein heller Tropfen, der am Auge hing —,
Mag' sich, so oft wir frische Jugend schauen,
Die Mannesseele läutern und erbauen!

Das Lied vom Spork.

Von

C. O. v. Franseki.

Die Werbe-Trommel geht im Reich,
Der Kaiser braucht Soldaten.
Den Jugendmuth verlockt man gleich,
Er fühlt den Drang nach Thaten.

Digitized by Google

Im Lande Delbrück hört davon
Ein Bursch beim Pferde-Weiden,
Das, denkt er, ist der rechte Ton,
Wenn Liebchen schmollt, zum Scheiden.

Da hat er sich in finst'rer Nacht,
Ohn' um Verlaub zu bitten,
Auf schnellem Rosse aufgemacht
Und ist davon geritten.

Er trabt durch Wiese, Busch und Moor
Mit seinem kräft'gen Thiere,
Früh Morgens ist er schon am Thor
Zu Werl, im Werb-Quartiere.

Und pocht gewaltig an die Thür,
Als wollt' er sie zerbrechen:
„Ihr Schläfer d'rinnen, öffnet mir,
Den Hauptmann will ich sprechen!"

Zum Hauptmann führt ihn der Corp'ral,
Der schnauzt ihn an mit Lachen:
„Es hat wohl Eil', daß zum Gen'ral
Der Teufel ihn soll machen?"

Und jener schnell besonnen spricht:
„Erst macht mich zum Soldaten,
So brauche ich den Teufel nicht
Zum Weitern zu berathen."

„Den Johann Spork, Herr Hauptmann, stellt
Als Reiter hin zu Pferden,
Dann hofft er wahrlich in der Welt
Was Rechtes noch zu werden."

Sie gürten ihm den Säbel an
Und geben ihm Pistolen:
„„Dragoner bist du, nun voran,
Das Ander're dir zu holen!""

Am weißen Berge in der Schlacht
Hat manch ein wack'rer Reiter
Sein erstes Probestück gemacht,
Auch Spork war da als Streiter,

Und that sich ritterlich hervor,
Der Oberst mußt' ihm lohnen,
Zum Corporal er ihn ernannt
Im Pappenheim's Schwadronen.

Die erste Staffel ist erreicht,
Nun geht es hurtig weiter,
Bei Nürnberg in dem Lager steigt
Er rüstig auf der Leiter.

Der unlängst noch Dragoner war,
Versteht schon zu befehlen.
Wo Noth gebricht, ist auf die Schaar
Des tapfern Spork zu zählen.

Im Kampfe fliegt er wild voran,
Der Erste in Attaquen,
Wenn's rückwärts geht, der letzte Mann,
Die Gegner noch zu placken.

Mit ungestümem Ueberfall,
Und list'gen Hinterhalten
Versteht im Feld und hinterm Wall
Den Feind er fest zu halten.

Bei Treffurt und bei Ilmenau,
Da gab es lust'ge Streiche,
Den Strauß bei Tuttling führt' er schlau,
Das freute die im Reiche.

Franzosen hier und Schweden dort,
Wie wußt' er sie zu klopfen
Und die im Westen, die im Nord
Zu zausen und zu zopfen.

„Ich bin von Haus ein Bauern-Sohn,
D'rum feg' ich gern die Tenne!"
So kannten ihn die Torstenson,
Die Wrangel und Turenne.

Doch gab sein schönstes Reiterstück
Den Schweden er zum Besten,
Nach Schleswig trieb er sie zurück
Mit Schanden und Molesten.

Und wie sie glaubten, über's Meer
Nach Alsen zu entkommen,
Da war er frisch dahinter her,
Ist durch die See geschwommen.

Das that der Spork, der wackre Held,
Der echte deutsche Degen.
Wo sich ein Feind ihm hingestellt,
Er rannt' ihm flugs entgegen.

Der alte Reichsfeind kommt heran
Mit hunderttausend Streitern,
Da fängt der Spork zu beten an:
„Hilf deinen braven Reitern,

Allmächt'ger Gen'ralissimus!
Doch willst uns nicht erhören,
So bleibe auf neutralem Fuß,
Sieh' zu, was wir sie lehren."

Und zu den Reitern ernst er spricht:
„Gebt heut' den Rossen Flügel,
Zeigt, wie der Deutsche tapfer ficht —
Aufsitzet in die Bügel!"

Und vorwärts stürmt er, kühn und schnell,
Wer siegen will, muß wagen!
Wie war sein Stern bei Gotthard hell:
Der Türke ward geschlagen.

Digitized by Google

Der Kaiser schenkt ihm Leut' und Land,
Die Tapferkeit zu lohnen,
Erhebt ihn in den Grafenstand
Und heißt ihn, bei ihm wohnen.

Doch jener dankt für solche Gunst:
„Den Säbel lernt' ich führen
In manchen Schlachten, nicht die Kunst
Bei Festen zu hofiren."

So war der Sport. Den Bauernstand,
Wie uns Geschichten melden,
Verschwor er nie. Du Vaterland,
Sei stolz auf solchen Helden!

Ihr Name.

Von

Al. Mair.

Als mit des Winters frost'ge Hand
An's Fenster Silberblumen malte,
Schlang ich durch sie ein glänzend Band,
Das ihren lieben Namen strahlte.

Da kommt ein Mittagsonnenschein
Und am Kamine lodern Flammen,
Die Sonne fangt die Blumen ein,
Die Flamme leckt den schönen Namen.

Als mit des Lenzes Himmelsglanz
Die ersten holden Blümchen kamen,
Band ich aus Veilchen einen Kranz,
Aus Maienglöcklein ihren Namen.

Doch ach! die Zeit und die Natur
Erzeugen ewig gleiche Erben,
Die Kinderchen der jungen Flur
In Kranz und Name, — welken — sterben.

Als mir des Sommers Sonnengluth
Versengt des Gartens blum'gen Rahmen,
Schrieb ich am Bach in Schattens Hut,
In Ufersand den liebsten Namen.

Da schwillt der Regen meinen Bach,
Der Sturmwind saust durch Wald und Hecken
Und treibt den Sand des Ufers flach,
Den holden Namen zu verstecken.

Als mit der rauhe Herbst den Hain
Mit seinen Blättern, Blumen, raubte,
Grub ihren Namen ich in Stein,
Wo ich ihn ewig bleibend glaubte.

Da nagt der scharfe Zahn der Zeit,
Es höhlt der Regen, — schneiden Winde, —
Daß ich vom Namen meiner Maid
Auch keine Spur im Stein mehr finde.

Als mir die bitt're Außenwelt
Den Namen überall zerstörte,
Schrieb ich, wo Liebe Wache hält,
Ihn tief in's Herz, das ihr gehörte.

Da trotzt er jeder Jahreszeit,
Da trotzt er jedem Elemente,
Da trotzt er Tod und Ewigkeit:
Daß Nichts ihn von dem Herzen trennte.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Hirtenkinder.

Gemalt von F. Rothbart.

Auf hoher Alpe, in frischer, freier Gottesnatur ist unseren Hirtenkindern der Schauplatz ihrer Thätigkeit angewiesen. Noch ist der Dienst leicht, denn nur hüpfende Zicklein und geduldige Schafe sind ihrer Obhut anvertraut, unter welche vielleicht später störrische Kühe und böse Stiere kommen werden. Der Knabe bläst auf der Schalmei den Kuhreigen, und hat nicht nur an der kleinen Schwester zur Seite eine geduldige Zuhörerin, sondern die kühnste der Zicklein kommt treuherzig näher, um durch Beschuppern des Instrumentes ihre Bewunderung auszudrücken, während im Hintergrunde der lauschende Kopf eines Schafes hervorsteht.

2. Kahlenbergerdörflein.

Nach der Natur gezeichnet von Krüger.

Siehe Text oben.

3. Heiligenstatt und Grinzing.

Nach der Natur gezeichnet von Chapuy.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Dr. Levin Schücking.

Zu neuerer Zeit hat sich immer mehr eine Art die Geschichte der Literatur zu schreiben eingebürgert, welche, dem Anscheine nach sehr zweckmäßig und empfehlenswerth, doch eben so bedenklich ist, wie die Manie der poetischen Blumenlesen, und welche der Verflachung zu fragmentarischem, encyclopädischem Wissen, zu dessen Beförderung sich heute so viele hundert Hände regen, nachhilft. Wir meinen jene Art der Literaturgeschichten, deren Verfasser, oder besser Zusammensteller, in die Fußstapfen D. L. B. Wolf's treten, das beste Licht über die Hervorbringungen der verschiedenen Epochen zu verbreiten glauben, indem sie die Dichter selbst auf die Bühne citiren, und ein nach ihrem subjectiven Belieben oder nach Maßgabe des Raums abgegrenztes Bruchstück hersagen lassen, indem sie Auszüge oder Auszüge mittheilen. Wenn diese bequeme Weise zu charakterisiren gehoben wird durch eigenes Urtheil, das sich des Steifes Herr zeigt und wenn das Ganze nebenbei durch gute Maß und ansprechende Form sich empfiehlt, wie dies z. B. die von H. Kurz verfaßte „Geschichte der deutschen Literatur mit Proben und vielen Illustrationen in Holzschnitt" thut, welche eben (Leipzig 1855) in zweiter Auflage erscheint, so lassen wir sie gern gelten, besonders in fofern sie Zwecken des Unterrichtes entsprechen sollen. Nur bleiben immer deswegen Bücher dieser Gattung bedenklich, weil sie die Aufmerksamkeit auf Fragmente und einzelne Stellen lenken, während es ohnehin eine allgemeine Erscheinung ist, daß auch die gebildetsten Menschen bei ihrem Urtheil nicht das Ganze einer Kunstschöpfung in's Auge zu fassen wissen, sondern sich vom Einzelnen bestechen oder abstoßen lassen. Deste mehr wünschen wir, daß diese Excerptbücher uns nicht die erste methodische und dem philosophischen Gedanken, der sich durch das geistige Leben und Schaffen der Völker zieht, streng consequent nachgehende Arbeit verdrängen. Eine solche liegt uns vor in dem Werk: „Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker von Karl Rosenkranz. (Königsberg 1855)." Karl Rosenkranz ist früher auf dem Gebiete der Literaturgeschichte vielfach thätig gewesen; sein „Handbuch der allgemeinen Geschichte der Poesie" (Halle 1822) war das erste, welches die Geschichte der ganzen Dichtung umfaßte und als eine Monographie aus der allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit heraushob; daran reihte sich 1830 „die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter." Fortgesetzte Studien und gereiftere Ansicht haben nun Rosenkranz noch einmal zur Lösung derselben Aufgabe geführt, welche er sich schon vor 33 Jahren gesetzt; und solche Gewissenhaftigkeit, die ein schadhaftes Werk lieber ganz einreißt und von Grund aus neubaut, statt in „umgearbeiteten Auflagen" daran zu flicken, kann nur dankbar anerkannt werden. Die vorliegende „Geschichte der Poesie" hat nicht allein die Vorzüge der Form vor dem veralteten Werk voraus, sie hat den wesentlichen Vorzug, daß der Verfasser darin sich von dem strengen Hegel'schen System emancipirt hat, welches ihn früher stellenweise entschieden mißleitete und die ungeheuere Fülle der Erscheinungen in nicht durchzuführende Classificationen einzwängen ließ. Wenn Rosenkranz es dagegen für einen Fortschritt hält, daß er sich von dem romantischen Geiste, der durch seine „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" geweht, befreit habe, so wissen wir nicht, ob wir ihm darin ganz beistimmen sollen; wenigstens war auch viel Wärme des Gefühls und viel Hingebung an den Stoff mit jener romantischen Stimmung verbunden. Die Grundanschauung, von welcher der Verfasser ausgeht, ist: „Es unterscheiden sich drei Hauptideale der Poesie: das der Schönheit, der Weisheit, der Freiheit. Das Ideal der Schönheit geht aus vom Realismus der Natur, das der Weisheit vom Gedanken des einen Schöpfergottes, das der Freiheit von der Unendlichkeit des Inhalts wie der Form der Selbstbestimmung. Das Ideal der Schönheit stellt sich am Vollkommensten im Kreise der ethnischen; das der Weisheit in dem der theistischen; das der Freiheit in dem der christlichen Völker dar." Man wird diese philosophische Dreitheilung und ihre Verfolgung durch das ganze Gebiet der menschlichen Thätigkeit in der Regierung des Idealismus um so weniger bekämpfen, als der Verfasser sich dadurch nicht verleiten läßt, mit der starren Consequenz eines Apriorikers der Schule alle einzelnen, so mannichfachen und bunten Erscheinungen unter seine Kategorien beugen zu wollen, sondern vernünftig von ihnen stille schweigt, wo sie nicht passen. —

Eine sehr beachtenswerthe Monographie aus der Literatur- und Cultur-Geschichte hat David Strauß durch seine Arbeit: „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts" geliefert. Frischlin, geboren 1547, der Sohn eines lutherischen Pfarrers im Würtembergischen Städtchen Balingen, ist ein merkwürdiger Typus jener Race von unruhigen, kampf- und freitsüchtigen, wanderlustigen Humanisten, in denen sich der gelehrte Pedant mit dem genialen Reformator verband; ein Mitglied jener irrenden Gelehrten, welche am Ausgang des Mittelalters auf die irrenden Ritter folgten, und so die Irrlichter oder auch die Fackeln einer in allseitiger Gährung begriffenen Zeit bildeten, deren charakteristische Eigenschaft war, daß man das Apostolat des wiedererweckten Studiums des classischen Alterthums am liebsten auf eine Weise führte, welche man der ritterlichen Fehdelust der romantischen Epoche entlehnte. Frischlin wirkte und lehrte zuerst in Tübingen, für ein jährliches Gehalt von 60 Gulden, das nachher mit 20 Gulden und einigen Scheffeln „Dinkels" aufgebessert wurde — ein anderes Kraut, der Dinkel wuchs in hinreichendem Maße auf seinem eigenen Gemeindefelde, und dies, nebst seinem geoben Witze, dem er nicht zu gebieten wußte, brachte ihn in den endlosen Hader mit dem Professor Maetin Crusius, der bis zu Beider Tode mit all der rachsüchtigen Verbissenheit, welche die verletzte Gelehrten-Eitelkeit in solche Kämpfe mischt, fortgesetzt wurde. Frischlin bot durch seine Lebensweise den Angriffen nur zu viel dankbare Seiten dar. Eine Rauferei bei Gelegenheit eines auf dem Rathhause zu Tübingen veranstalteten Banquets und eine Schrift, welche für den Adel beleidigend ausgelegt wurde und einen gewaltigen Sturm unter der ganzen schwäbischen, rheinischen, fränkischen Ritterschaft hervorbrachte (wobei gar Mordversuche wider ihn vorkamen), machten seine Stellung in Tübingen immer unhaltbarer. Darum folgte er einem Rufe, der durch Abgeordnete aus Krain an den gelehrten Mann gebracht wurde, und übernahm das Rectorat des Gymnasiums in Laibach. In dieser Stellung wirkte er zwei Jahre lang ebenso rastlos, als erfolgreich thätig; dann aber wandte er sich in seine Heimath zurück, so ungern man in Krain ihn ziehen ließ, so widerwillig man daheim im Vaterlande ihn wieder aufnahm. Auch hier nun ihm hier nur kurze Zeit Ruhe; wegen einer verjährten Sünde wider das sechste Gebot erregten seine Feinde einen Criminalproceß gegen ihn, welchem er nur dadurch entging, daß er für immer das Land zu meiden versprach. Er zog nun mit Weib und Kind (er hatte nicht weniger als 16 Sprossen) irrend umher, hielt sich lehrend und schreibend in Prag, Frankfurt, Braunschweig, Marburg, Wittenberg auf, ohne irgendwo festen Fuß zu fassen, und gerieth endlich mit den herzoglich würtembergischen Räthen in Hader, da diese ihm das Erbgut seiner Frau, womit er in den Rheingegenden eine eigene Druckerei anlegen wollte, zu verabfolgen weigerten. Ein zorniger Brief an die fürstlich würtembergische Kanzlei brachte diese so in den Harnisch, daß sie ihn in Mainz ergreifen und am Palmsonntag 1590

Digitized by Google

gefänglich auf das Schloß Württemberg bringen ließen. Anfangs in leidlicher Haft gehalten, endete er doch als beklagenswerthes Opfer seicher Kabinetsjustiz. Er hatte sich mit Bittschreiben um Verwendung und Hülfe an auswärtige Fürsten und den Kaiser gewandt; diese Briefe unterschlugen seine Feinde und ließen ihn nun verhüllt in einer schwarzen spanischen Kappe, des Nachts nach Hohen-Urach führen. Ohne Aussicht, befreit oder nur vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden, faßte Frischlin hier den Entschluß, sich selbst zu befreien. Es gelang ihm auch glücklich in einer November-Nacht, durch den ausgebrochenen Ofen aus seiner Zelle zu schlüpfen. Um an der Schloßmauer hinab zu gelangen, hatte er sich ein Seil aus Wäsche und Bett-Tüchern gedreht; aber leider trug es die Last des schweren Mannes nicht, es zerriß und der Unglückliche kam zerschmettert am Fuße der Felsen an, welche das Schloß tragen.

Ohne Zweifel ging mit Frischlin ein reicher, gelehrter, um das Studium der Alten und die „Humaniora“ viel verdienter Geist unter, welcher — wie schon Gervinus, der ihn den „Geistverwandtesten von Hutten im ganzen Jahrhundert“ nennt, bemerkt hat — für unsere Literatur eine große Bedeutung gehabt haben würde, wenn er Hutten's Vorgang, in deutscher Sprache zu dichten, nachgeahmt haben würde. So knüpft sich sicherlich auch unsre Theilnahme und unser Mitleid an das Gedächtniß des viel mißhandelten Mannes. Bei allem dem, aber sind seine Schicksale doch auch wieder so oft selbstverschuldete und so mancher Zug von unsittlicher Rohheit taucht aus seinem Charakterbilde auf, daß, mag man die letzteren immerhin auf die Rechnung des allgemeinen Tones der Zeit setzen, die ganze Erscheinung doch eine unerquickliche „antipathische“ bleibt. Eigenthümlich ist nun, daß David Friedrich Strauß, der einst so geistreich über den „Kultus des Genius“ sprach, seinen Kultus so wunderlichen Genies, wie Schubart, dessen Briefe er früher herausgab (Berlin 1849), und jetzt diesem Nicodemus Frischlin zuwendet, für den es — trotz der Gediegenheit und der diplomatischen Gewissenhaftigkeit der Arbeit — doch wohl noch schwerer halten wird, große Theilnahme des Publicums zu gewinnen, als es für die weitläufige Correspondenz Daniel Schubart's der Fall war. —

Von anderer historischer Literatur liegen uns heute die neuesten Hefte vor des „denkwürdigen und nützlichen rheinischen Antiquarius. Von einem Nachforscher in historischen Dingen. (Chr. v. Stramberg) (Coblenz 1855).“ Dieses große, jetzt bereits ein Dutzend starker Bände umfassende, historisch-topographische Werk ist eine ihrer Anlage wie ihrer Ausführung nach gleich eigenthümliche Arbeit. Es ist eine zunächst an Coblenz anknüpfende, dann die Rheinufer hinauf und hinab sich fortziehende Topographie, das Ergebniß gründlichster Forschung in der rheinländischen Geschichte, und insofern schon dem Fachgelehrten, dem Diplomatiker nicht allein von Werth, sondern sehr oft die entscheidende Autorität. Nun aber verbindet der Verfasser mit seiner localen antiquarischen Gelehrsamkeit ein historisches Wissen von staunenswerthem Umfang; er verbindet damit ein originelles Erzählertalent und eine durchaus unabhängige Anschauung; und da er gern erzählt, da er eine Fülle von Kenntnissen und Daten besitzt, welche, wenn er sie nicht erzählte, mit ihm untergehen würden, so durchflicht er die topographische Schilderung, so oft sich ein Anlaß dazu bietet, mit mannichfaltigsten Episoden. So ist dies Werk entstanden, in welchem am inneren Auge des Lesers, während er behaglich langsam in dem schönen Thale auf und abwandert, wo die Mosel sich dem Rhein vermählt, eine ganze Weltgeschichte in ihren denkwürdigsten Charakteren, ihren markantesten Gestaltungen vorüberzieht. Den beispiellosen Stoffreichthum des Werkes andeuten zu wollen, zwänge uns zu einer kaum übersehbaren Inhaltsanzeige: wir machen deshalb nur aufmerksam auf einige Hauptrichtungen, durch welche der Verfasser sich besonders um unsre Geschichte verdient gemacht hat, zuvörderst durch die biographische Darstellung hervorragender historischer Charaktere des Mittelalters, der großen Churhut- und Inful-Träger von Mainz, Trier, Köln, wie Berthold und Peter von Mainz, Balduin von Trier, u. s. w.; ferner der Staatsmänner und Anführer des dreißigjährigen Krieges, wie Johann von Werth, Peter Melander, Albrecht Alcibiades, Christian von Braunschweig u. s. w.; der Generale der Revolutionskriege, wie Hoche, Marceau, Bernadotte, Jourdan, Moreau, Pichégru, Kleber, Championnet, Lefebre; sodann literarischer Charaktere, wie Brentano, Görres, Sophia La Roche, Babo, u. s. w. und endlich durch seine genealogisch-biographischen Episoden.

Genealogien, wie die Stramberg's über die Häuser Nassau und Oranien, Arenberg, Metternich, Beaubarnais, Montijo, Solms, Sayn, Ratzwill, Isenburg, Wied, Virneburg und so viele Andere, stellen ebenso viele Muster derartiger Aufgaben dar. Dazu kommt nun eine Fülle von Ereignissen aus mittlerer und neuerer Zeit und der Reichthum an Zügen und Beiträgen zur Sittengeschichte, was diesen rheinischen Antiquar auch dem Leser zu einer Fundgrube der Unterhaltung macht, welcher durch das streng historische Material und die diplomatischen Ortsgeschichten sich wie durch eine unerquickliche Steppe durcharbeitet, oder sie ganz überschlägt. Was aber die Anschauung des Verfassers betrifft, so ist sie durch und durch, „gibellinisch,“ aristokratisch, katholisch, kurz in „reactionär“ wie sie nur ein Mensch verlangen kann!

Trotz unseres Reserets vor dieser gewaltigen Arbeit, zu deren Förderung ein dem Studium gewidmetes Menschenalter und ein langes der Beobachtung des Weltlaufs gewidmetes Leben erforderlich waren, wissen wir nicht, ob der Ausdruck seichen Respects demselben viel Leser zuführen wird, — wenn man an Leute, wie der alte Athanasius Kircher, denkt und zugleich an das Schicksal, welchem vielbändige Werke bei uns nur zu leicht begegnen, so muß man schließen, daß es einst weit leichter war, Folianten zu schreiben als heute, sie zu durchlesen. Um so mehr beben wir ein Bruchstück aus unserm „Antiquarius“ heraus, das geeignet ist, seine Art und Weise zu charakterisiren, und wir wählen dazu aus den neuesten Heften eine jener vortrefflichen Spudgeschichten, deren nicht wenige der Verfasser in seinem Werke für gläubige Seelen vor dem Vergessenwerden bewahrt.

Es ist (I. 4. Seite 115) die Rede von dem Brande des Schlosses zu Bonn im Jahre 1777. „Eine eigenthümliche, fährt Herr von Stramberg darin fort, eine eigenthümliche, durch das zuverlässigste Zeugniß bewährte Geschichte erzählt man von diesem letzten Brande. In den Zeiten der Regierung des letzten Kurfürsten Max Friedrich (Königlecz) bestand zu Bonn eine Gesellschaft von mehren gleichgestellten und gleichgesinnten Familien, an deren Spitze der Generallieutenant und Gouverneur der Stadt Bonn, Baron Zgnaz du Cler und seine unmittelbaren Nachbarn in der Wenzelgasse, die von Lapp sich befanden. Den Grundzug in dieser Gesellschaft bildete tiefe Religiosität, eine dermaßen ernstlich genommene und geübte Andacht, daß selbst die lose Jugend sie zu bespötteln nicht vermochte, wie] wunderlich auch manche dort sich ergebende Aeußerung. In die Gesellschaft aufgenommen war z. B. ein Hauptmann von Manteufel, Eigenthümer der in der Nähe von Münstereifel belegenen Burg Ringsheim. Viel aber, seinen ehrlichen' altadelichen Namen, hat ihm die Kufnahme gekostet. Herr von Mann- böse- Feind hieß er von nun an den Frommen. Besagter böser Feind war aber eigentlich Niemanden als sich selbsten feind; er verbarb und verbrachte mit dem Pflanzen von Maulbeerbäumen, über dem Spielen mit Seidenraupen und über einer Fabrik von Seidenzeug sein schönes Ringsheim. Das will ich beiläufig gesagt haben, damit man nicht glaube, es sei im Schwindelgeist das achtzehnte hinter denen neunzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Wohl hätte Manteufel die Wiederkäufer abfertigen können mit der Antwort, welche einst König Friedrich II. von Preußen von einem seiner Officiere empfing. Des Namen war dem König angegeben worden als unaussprechlich jeder nicht polnischen Zunge: manchen deutschen Namen, manches deutsche Wort mag eben so unaussprechlich ein Pole finden. Den Unaussprechlichen ließ der König sich vorführen, hieß ihn seinen Namen nennen, deutlich und laut. Willig wurde zu Vollzug gebracht der Befehl, und es sprach der Monarch voll Erstaunen über das Gehörte:

Digitized by Google

„So heißt ja selbst der Teufel nicht!“ — „Der ist auch nicht von meiner Familie!“ entgegnete in ruhiger Fassung der Pollad.“

„Der von Manteufel hätte aber auch in andrer Weise, die sich also an seinem Namen versündigten, beschwichtigen, sie berichten können, daß eine uralte Tradition in der Benennung Manteufel lediglich eine Corruption von Mandeville, weiland in England ein hochberühmtes Geschlecht, erbliken will. Gaifried I. von Mandeville wurde von dem Eroberer mit 118 in England belegenen Ritterlehen beschenkt, es haben auch seine Nachkommen länger denn ein Jahrhundert die Grafschaft Eser besessen, gleichwie Roger von Mandeville, als des Mädchens von Norwegen Erbe, die Krone von Schottland forderte. Er hätte ihnen auch erzählen können, daß die von Manteufel auf Kerstin, Krukenbeck, Drenow u. s. w., eines der sieben schloßgesessenen Geschlechter Pommerlandes, von jeher demnach Herrenstandes gewesen, und daß nur unlängst, 1760, ein Manteufel, Stifter des Majorats Talkhof in Livland die reichsgräfliche Würde erlangt habe. Nach einer solchen Belehrung sollten die zärtlichsten Gewissen wohl schwerlich fernerhin Anstand genommen haben, des Namens wahrhafte Betonung herzustellen, es ist aber die Belehrung nicht gegeben worden.“

„Jene fromme Gesellschaft versammelte sich täglich zum Spiel, abwechselnd bei Capp oder du Cler, wie ich denn niemals bemerken können, daß Andächtige sich ein Gewissen daraus gemacht hätten, im Kartenspiel die Zeit todzuschlagen, einen Zeitvertreib zu suchen, den man von Ferne nicht, gleichwie die Blumenzucht, mit der Bezeichnung geschäftiger Müßiggang beehren könnte. Waren die Spieltische aufgehoben, dann drängte sich die Gesellschaft regelmäßig in einen Kreis zusammen, um in einer gemeinsamen Plauderei noch eine halbe Stunde weiter zu verbringen. In solcher führte gewöhnlich der General das Wort, als der Erste nicht nur dem Range nach, sondern auch ohne Zweifel in der Gabe für Unterhaltung. Einstens, am 13. Januar 1777, hatte ungewöhnlich zahlreich die Gesellschaft sich eingefunden, und besondre Aufmerksamkeit den Worten des Generals zuzuwenden schien sie geneigt; denn daß er Ungewöhnliches vorzutragen haben werde, verrieth eine jede seiner Mienen. Hart drückte er gegen die Brust das Hütchen à la Frédéric II. — die kurkölnische Armee hatte den preußischen Zuschnitt angenommen; gewichtiger denn jemals lastete die Rechte auf dem Krückenstab. „Eine sonderbare Meldung,“ also hub er an, „wurde heute mir gemacht. Die Schildwache, die in der Nacht von 12 bis 1 Uhr im Hofe von Buenretiro (Name eines Schloßtheiles auf Posten gewesen, mußte in's Lazareth gebracht werden. Die Ablösung hatte den armen Kerl sterbend gefunden. Auf der Wache und heute Morgen vor meinem Adjutanten erzählte er, auf Posten kaum gestellt, habe er bemerkt, wie der bis dahin trübe Himmel sich aufheitere. Immer klarer sei es am Firmament geworden, und bald habe in Strömen ein dichter Feuerregen auf das Schloß sich ergossen. Wohl zehn Minuten habe der Regen angehalten, ohne daß er, von Schrecken gelähmt, mächtig gewesen, Feuerlärm zu machen; allmälig habe er auch bemerkt, daß die Flamme nicht zünde. Dunkel sei es wieder um ihn geworden, und es hätten die Wolken sich geschlossen, um gleich darauf noch einmal auseinander zu gehen; deutlich habe er auf des Himmels blauem Grunde einen großen, prächtig verzierten Sarg, der von sieben Kleineren in die Runde gestellten Särgen umgeben, erblickt.“ — „Das ist mein Sarg!“ sprach in sichtbarer Bewegung der Hofrath Emanuel Joseph von Breuning. Deß lachten die Uebrigen, daß sie der bedenklichen Ansprache des Generals beinahe vergaßen, lachend schieden. Zwei Tage darauf, den 15. Januar, wurde das Schloß mit seinen drei Capellen, mit unendlich vielen Kostbarkeiten und Kunstschätzen ein Raub der Flammen. Einer der Ersten war der Hofrath von Breuning herbeigeeilt, Widerstand entgegenzusetzen dem verheerenden Element, zu bergen die Schätze des ihm anvertrauten Archivs. Seschmal hat er auf Leben und Tod den Gang gewagt, durch die dampfenden, glühenden Hallen, mit jedem Gang eine schwere Last der wichtigsten Documente in Sicherheit gebracht, eingedrungen ist er zum siebentenmal in das Gewölbe, nicht achtend der mit jedem Augenblicke steigenden Gefahr. Keuchend, der Last beinahe erliegend, hat er den Ausgang erreicht und es stürzt das Thores Ueberdau zusammen, zerschmettert ihn beide Beine. Alles, was die Heilkunde vermag, wurde an dem tödtlich Verwundeten versucht, nur um einen Tag, bis zum 16. Januar, konnte sie seine Qual verlängern. Feierlich, unter allgemeiner Rührung wurde er begraben, dem Prachtsarg folgten die Särge von sieben Handwerkern, Familienväter alle, die mannhaft die Gewalt des Feuers bestreitend, auf dem Bette der Ehre gestorben sind.“ —

Wir haben damit, bei unsrer Auswahl von der Rücksicht auf möglichste Kürze geleitet, nur etwas mitgetheilt, was Styl und Haltung zu charakteristiren geeignet, sonst aber nur von übrigen, überquellend reichen und anziehenden Inhalt des „Antiquars“ gegenüber wie eine kleine Randzuschrift, eine Parenthese sich ausnimmt. Im Ganzen zeigt das Werk, wie unendlich reiche Schätze aus der uns näheren wie der weiteren Vergangenheit zu heben sind, wenn die rechten Kräfte sich dafür vorfinden: noch besser aber wäre es, wenn das Buch dies nicht bloß zeigte, sondern auch dazu thätig anregte. Welche Aufgabe, z. B. in ähnlicher Weise als „denkwürdiger und nützlicher Antiquarius“ als „Nachforscher in historischen Dingen“ die Straßen der Kaiserstadt Wien zu durchwandeln! Welche Fülle sohnenden Stoffes, der noch vor dem Untergang zu bewahren wäre, bald, nach dem Verschwinden der Generation, welche den Uebergang vom heiligen-römischen Reichs-Ehemals zum industriellen elektromagnetischen Jetzt erlebt hat, nicht mehr! —

Um zu dem überzugehen, was Nisard „la littérature facile“ nennt — als ob nicht gerade sie die aufreibendste Gedankenarbeit wenigstens forderte — so erwähnen wir heute eines Unternehmens, das freilich stellenweise zur leichten Literatur gehört: wir meinen die jüngst begonnene Gesammtausgabe der Schriften von Hackländer (Stuttgart 1855), deren Schattenseite es ja eben ist, daß der Autor oft in behaglichem Sichgehenlassen es sich zu leicht macht, und den tieferen Gedanken-Inhalt vermissen läßt. Im übrigen aber ist Hackländer ein glänzend begabtes, frisches, ursprüngliches Talent, welches auch dadurch sich der großen Gunst, die es überall gefunden hat, würdig zeigt, daß es in ernstem Weiterdringen einer fortschreitenden Entwicklung nachstrebt, welche man sonst bei beliebten Erzählern in der Regel nur zu bald vermißt. Zwischen Hackländer's früheren Schriften, dem Soldatenleben im Frieden, den Märchen und so weiter, und seinen jüngsten großen Compositionen, der letzten: „Weiße Sclaven“ vor Allem, liegt ein unendlich großer Fortschritt. Diese „weißen Sclaven“ sind ein Werk, das dem Verfasser für immer einen ehrenwerthen Platz in der Literatur des deutschen Romans sichert. Es ist auch das erste Buch desselben, welchem eine ganz bestimmt ausgesprochene, mit künstlerischem Bewußtsein verfolgte Idee eigen ist; und während es diesen Vorzug für sich allein behauptet, steht es den besten früheren Hervorbringungen des Verfassers gleich, durch den Reichthum trefflicher Charakteristik und die liebenswürdig humoristische Weise des Vortrags. Wir haben es deshalb hier mit einem Roman zu thun, der neben Gutkow's „Ritter vom Geiste“ und Freitag's „Soll und Haben“ auf dem Gebiete des Sittenromans denselben Rang einnimmt, den W. Alexis' und H. Koenig's letzte Arbeiten auf dem Gebiete des historischen Romans einnehmen — zusammen eine respectable Vertretung deutscher Novellistik!

Der neueste Hackländer'sche Roman — wir reden bei Gelegenheit dieser Gesammtausgabe vorzugsweise von ihm, da die früheren Schriften ihre Würdigung vielfach bereits gefunden haben — der neueste Hackländersche Roman hat freilich seine Schwächen. Zuerst sind dem Verfasser auch hier, wie in seinen früheren Erzählungen, die Gestalten der eigentlichen „Helden“ nicht gut gerathen. Während er die reichste und mannichfachste, oft drastischeste Charakteristik für die Nebenfiguren zu verwenden hat, bleiben die jungen Leute, denen das Hauptinteresse des Lesers

Digitized by Google

zugewendet werden soll, interesselos, banal, wenn man will, Menschen zu gewöhnlicher Art. Die Gestalt des Baron Brand, in den „weißen Sclaven", trifft dieser Vorwurf freilich nicht; dafür ist sie so romantisch abenteuerlich, daß die Frage entsteht, ob in einem Sittenromane aus der Gegenwart eine solche Räubergestalt möglich und erlaubt sei? Wir glauben, daß sie dem Dichter eingeräumt werden müsse, und daß es wenigstens Unrecht sei, wenn man ruhig so überabenteuerliche Gestalten der französischen Novellistik hinnimmt, desto lauter gegen die viel geringere Freiheit, welche der deutsche Dichter in Anspruch nimmt, zu protestiren. Dagegen möchten wir bei der großen und umfassenden Composition die Idee, die Tendenz vielmehr, tiefer und vielseitiger ausgefaßt und ausgeführt sehen. Hackländer's Werk hat, weit entfernt, wie der Titel vermuthen läßt, etwas mit socialistischer Richtung gemein zu haben, eine versöhnende Absicht; es zeigt uns eine Gesellschaft, in welcher Alle, alle Classen, die hochstehenden sowohl, wie die niederen, gebunden sind und die Fesseln der Verhältnisse tragen; wenn diese auch die niederen am meisten zu drücken scheinen, so ist doch Jeder seines Schicksals Knecht, von der Tänzerin und dem armen Ladenbuben bis zu den Höchsten hinauf — selbst der König, der hunderte von Pferden in seinen Marställen nährt, hat nicht die Macht, nach Belieben mit Schimmeln und Brannen zu fahren, wenn es dem Stallmeister nun einmal nicht convenirt. So geschieht dies durchgeführt ist, so zeigt der Verfasser seine Gestalten doch zumeist nur von lauter äußeren Verhältnissen gebunden; und deßhalb hätten wir Charaktere daneben gestellt sehen mögen, welche die innere Gebundenheit des Menschen zu spiegeln geeignet, sein Gefesseltsein an Meinungen, welche ihm überliefert worden sind, oder ihm als die ganz und gäbe Münze der Gegenwart aufgedrungen werden, an die Formen, welche einmal existiren, und in welche sich der Geist trotz aller revolutionären Anläufe doch immer auf's neue sclavisch fügen muß. Welch charakteristische Gestalt hätte als Ausdruck dessen z. B. ein Künstler, ein begeisterungsstrunkener Mann des Zukunftdramas oder der Zukunftmusik geboten, wie wir ihrer so manchen gehabt haben, der in titanenhaftem Erstürmen des Olymps ganz neue, nie dagewesene Gestaltungen verhieß und, wenn das große Werk zu Tage trat, nur zeigte, daß er der Sclave eroberter Formen so gut wie alle alle anderen war — so gut, wie der Architekt, dessen kühnste Phantasie doch keine anderen Tempelhächer aufbaut, als über Säulen irgend eines überlieferten Styls, so gut wie der Staatsmann, der mit einer Fülle idealistischer Träume die Zügel erfaßt und nach einer kurzen Zeit den Staatswagen in den alten Gleisen fortschirt. — Es herrscht ja zwischen dem Worte des Rabbi Akiba:

„Ist Alles schon dagewesen"

und dem Goethe'schen:

„Der Mensch ist nicht geboren frei zu sein"

ein tiefer innerer Zusammenhang, und auch diese Seite der Sache hätten wir in's Auge gefaßt gewünscht in dem großen trefflichen Roman von den „weißen Sclaven". —

Im Fache der illustrirten Werke bereitet eine Verlagshandlung am Niederrhein, bekannt durch die hohe Vollendung, welche in ihren Ateliers der Lithographie und besonders den verschiedenen Arten des Farbendrucks gegeben wird, ein großartiges Werk vor, auf das wir insbesondere die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde und derer richten, die das Nahen der Weihnachtzeit an den Einkauf irgend eines werthvollen und glänzenden Geschenks mahnt. Das Werk hat den Titel — und welchen Titel: man kann nichts anmuthigeres, farbenglänzenderes sehen, als dieses Blatt! — also den Titel: Kunst und Literatur. Herausgegeben von Alexander Kaufmann." (Düsseldorf, Arnz und Comp. 1855.) Die Redaction war ursprünglich von Max Waldau übernommen, der Tod hat ihn jedoch der Ausführung seiner Idee entrissen, und der rühmlich bekannte rheinische Dichter A. Kaufmann ist bemüht, sie in seinem Sinne zu verwirklichen: so nämlich, daß das Ganze eine glänzende Vertretung dessen werde, was die deutsche Malerei und was die deutsche Poesie der Gegenwart in ihren hervorragendsten Trägern leisten. Diese beiden Künste sollen sich verschwistert gesellen, um ein wahres Ehrendenkmal unserer Tage zu bilden. Der Gedanke ist schön und dann, energisch durchgeführt — was freilich ohne große Theilnahme des Publicums nicht möglich ist — ein Ereignis haben, auf welches wir mit nationalem Stolze hinweisen dürfen. Was die Ausführung in der ersten und vorliegenden Lieferung angeht (es werden jährlich drei Lieferungen, welche zusammen einen Band bilden, erscheinen) so finden wir darin zuvörderst sieben Kunstblätter von wirklich überraschender Schönheit der Composition und des Drucks. Dieselben sind von den Künstlern selbst auf den Stein gezeichnet und bieten dadurch den doppelten Reiz der Composition und der Handzeichnung. Die Manieren erstrecken sich über alle Arten von Lithographien im weitesten Sinne, so daß Farben-, Kreide- und Ton-Drucke mit Federzeichnungen, Radierungen in Stein und Tuschmanieren bereits hier abwechseln, oder doch in den folgenden Lieferungen vorkommen werden. Auf den sieben erwähnten Blättern tritt uns zuerst die phantasiliche Grazie Scheuern's und sein seltener Farbensinn entgegen. Er hat den Titel gezeichnet, welcher sich als gestaltenreicher Arabeskenkranz und Rahmen um eine Abbildung des Lurleifelsens legt. Ein Blatt von merkwürdiger Schönheit ist sodann Andreas Achenbach's, des großen Marinemalers, Federzeichnung: einen Sturm an der Küste darstellend; daran reihen sich die Schnitter in der Campagna von A. Flamm, mit prächtigster Mittagbeleuchtung, der Storchzug von A. Schrödter, ein genialer Arabeskenwerk, ein italienisches Genrebild von J. Fay, und eine italienische Abendlandschaft von Oswald Achenbach, dem Erfindungs- und Phantasie-reichen Bruder des berühmten älteren Achenbach.

Ist nun hier wirklich nur Treffliches geboten, so bleibt doch die Erwartung auszusprechen, daß in den Fortsetzungen Compositionen hervorragender deutscher Künstler, auch anderer als der Düsseldorfer Schule, gebracht werden, um in Analogie mit dem literarischen Texte zu bleiben, wo natürlicher Weise gelungene Dichtungen aus allen Gauen des Vaterlandes sich auf denselben Blättern zusammenreihen, um als Baustein an diesem Ehrentempel deutscher Idealität zu dienen. Der literarische Theil enthält in der ersten Lieferung einen erzählenden Beitrag, eine Geschichte aus dem Thüringer-Walde von Bechstein, werthvolle Reliquien Max Waldau's, Gedichte von Pichler, Beck, Ziehen, Bube und, was bedeutender als alles das, eine Bearbeitung der Episode der Nahabarata, die Geschichte von der Sakuntala durch Fr. von Schack. Daneben sind erzählende Gedichte von O. Roquette (Niobe) und Gruppe (Otto der Schütz) zu nennen — wir begegnen also hier bereits Namen, welche neben denen der zeichnenden Künstler uns aufforderm, dem großen und kühnen Unternehmen angelegentlich die Förderung der öffentlichen Theilnahme zu wünschen. —

Um für dieses Mal auf unserem Büchertisch aufräumen zu können, nennen wir noch von neuesten Erscheinungen:

Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz von Emil von Borberger. Fulda 1855. Der große „Eugenio von Savoie", wie er sich in drei Sprachen zugleich zu zeichnen pflegte, ist sicherlich eine Gestalt, welche sich episch-lyrischer Behandlung nicht entzieht: der hier gemachte Versuch kann jedoch kaum ein gelungener genannt werden, da in dem kleinen Buche die Poesie zu sehr im Pompe der sesquipedalia verba, und zu wenig in Gedanken gesucht ist.

Deutsche Original-Lustspiele von L. Feldmann. Neue Folge, erster Band. (Berlin 1855.) Die dramatischen Arbeiten Feldmann's haben sich mit großem Glück auf den deutschen Bühnen debauptet: ob das eine große Empfehlung für dieselben ist, wollen wir hier nicht entscheiden — jedenfalls können wir die Zusammenstellung nur als für die Bühnenbibliotheken berechnet gelten lassen, denn ein literarisches Moment liegt nicht in ihnen.

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kübler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Fünftes Heft.

Das Bild.

Novelle von Theodor Herzog.

Ein ernster, fast wehmüthiger Genuß ist es mir bisweilen, in meinem Skizzenbuche zu blättern. Es enthält in gedrängten Zügen die Geschichte der wichtigsten Begegnisse meines Lebens, vor Allem meiner Jugendzeit, jener reichen Quelle der süßesten und schmerzlichsten Erinnerungen. Es dünkt mich, als finge ich an recht alt zu werden. Aber mein goldnes Buch hat die wunderbare Kraft mich auf Augenblicke wieder zu verjüngen, meine Wangen glühen, meine Augen leuchten zu lassen. Das fühle ich Alles, ohne vor dem Spiegel zu sitzen und mein Bildniß zu studiren, wie so mancher Narr, der seine liebwertheste Persönlichkeit auf Schritt und Tritt belauert, um keinen einzigen kostbaren Zug davon zu verlieren. So bin ich auch den eigentlichen Tagebüchern, welche nicht selten mit pedantischer Genauigkeit geführt werden, gründlich Feind. Wozu den gleichgiltigen Wirrwarr des täglichen Lebens noch zu Papiere bringen, oder über einen jeden Tag, welchen der Herrgott kommen und gehen heißt, Gedanken zusammeln, die so häufig nur gedacht werden, damit sie im Buche stehen!

Doch da liegt mein Skizzenbuch vor mir aufgeschlagen und mein Blick fällt auf ein buntes Blatt. Es ist das einzige von dieser Art im Buche und mit großer Sorgfalt ausgeführt. Du kleiner, lächelnder Reiter auf dem gewaltigen Wolfshunde, mit dem großen Feldblumenstrauße in der ausgestreckten Hand und deinem unendlich anmuthigen Kindesantlitze, du gemahnst mich an schmerzlich süße, helle Sommertage aus meinem Leben! Diese Geschichte will ich niederschreiben, so gut es geht; hat sie doch mein Schicksal wesentlich bestimmt! Vielleicht hört mir auch Der und Jener nicht ungern zu, welcher selbst im Kleinen die ordnende Hand einer Vorsehung zu erkennen oder — gläubig zu ahnen weiß. Sähe er nur den freundlichen, blonden Reiter auf dem Blatte da! Gewiß, dann folgte er mir um so lieber dahin, wohin ich ihn zu geleiten gedenke, unter irrende Menschen, denen zum Theile jenes Kind die verworrenen Lebensfäden glücklich entwirren half.

Der April hatte mild und freundlich begonnen und mir, dem 23jährigen Kunstjünger, Muth gemacht, die längst beschlossene Sommerfahrt schon jetzt anzutreten. Mein Plan war folgender. Ich wollte zunächst einige kleinere Städte des Landes besuchen und sehen, was sich allenfalls noch mit Portraitmalen verdienen lasse. Auf diese Weise gedachte ich dem Gebirge nahe zu kommen, ohne meine aufgesparten unbedeutenden Mittel gefährlich anzugreifen. Denn diese sollten mich durch den Sommer hindurchbringen, welchen ich ausschließend für landschaftliche Studien in unserm, an malerischen Scenen reichen Hochlande bestimmt hatte. Mein Beruf innerhalb des weiten Gebietes der Kunst, welcher ich mit Leib und Seele angehörte, war noch keineswegs eine entschiedene Thatsache. Daß ich einiges Talent besaß, davon war ich mit Fug und Recht überzeugt, denn so hatten sich die Lehrer und gar manche andre sachverständige Stimmen ausgesprochen. Allein über das zu erwählende besondere Genre war ich im argen Zweifel. Bisher hatte ich den größten Theil meiner Zeit zum Portraitiren und Copiren von Gemälden verwenden müssen, weil ich arm war und von meiner Hände Arbeit lebte. Nur dann und wann hatte ich selbständigere Arbeiten versucht, ohne denselben jedoch die ruhige, gewissenhafte Ausführung angedeihen lassen zu können, welche nach meinem eigenen Urtheile zu einem gewissen Grade künstlerischer Vollendung erforderlich war. Ich fühlte stets den Drang zum Compoviren und Schaffen, es fehlte mir nicht an Ideen, es glückte mir auch dann und wann ein Zug in der Ausführung: allein ich war noch nicht über die Frage im Klaren, ob ich denn wirklich schöpferisches Genie besitze? Bisweilen war ich geneigt, daran zu glauben; bisweilen zweifelte ich gründlich. Dazu kam, daß ich mit meinen Portraits außerordentliches Glück hatte. Dieser Umstand zog meine Aufmerksamkeit oft mehr, als mir lieb war, von anderweiten Bestrebungen ab, und fesselte sie immer gewaltiger an jene eine Thätigkeitsrichtung, welche überdies durch ihre äußere Vortheilhaftigkeit verführerisch war. Nur selten geschah es, daß meine Portraits nicht allgemeinen Beifall fanden; in der Regel erntete ich die entschiedensten Lobsprüche für meine Leistungen. Allein ich war noch nicht gewillt, diesem doch wohl untergeordneten Talente der raschen und treuen Lebensauffassung meine ganze Künstlerlaufbahn zu opfern, um so weniger, als mir jene Gabe sa auch auf anderen Gebieten der Kunst zu Statten kommen mußte. Eben deshalb hatte ich beschlossen, einmal einen ganzen Sommer lang nur Anschauungen einzusammeln, und namentlich Landschaftsstudien zu machen, um mich hierdurch vielleicht

Digitized by Google

für eine selbständige, größere Composition vorzubereiten. Ich war jung, die Zukunft lag vor mir: konnte nicht über kurz oder lang ein Glücksstern für mich aufgehen, welcher meinen Beruf zum schaffenden Künstler entschied?

Ich zog also im April zum Thore hinaus, gedachte erst im Herbste wiederzukehren, und gelangte so in das erste Städtchen auf meiner Tour. Es war ein jämmerliches, langweiliges Nest, zu groß und steinern für ein Dorf, zu winzig und hölzern für eine Stadt. Ich ging durch einige Gassen und sah so viele alberne Gesichter aus den Fenstern herausglotzen, daß mir alle Lust entschwand, hier mein Atelier zum Portraitiren aufzuschlagen. Ich würde mir wahrhaftig Gewissensscrupel gemacht haben, hätte sich eines oder das andere dieser verunglückten Meisterwerke der Schöpfung durch mich zur Verewigung seines Andenkens verleiten lassen. Die Umgebungen waren ebenso reizlos, wie die Menschen; ich zog daher ohne Aufenthalt weiter. Nicht besser erging es mir in zwei oder drei anderen Städten, durch welche ich passirte und in denen ich — ihren übrigen Verhältnissen nach — allenfalls auf einige Beschäftigung hätte rechnen dürfen. Nicht, als ob ich überall nur langweiligen Gesichtern begegnet wäre, die mich gleich auf der Schwelle zurückgeschreckt hätten, wie in dem zuerst erwähnten Orte. Nein, im Gegentheile, ich sah interessante und mittelmäßige Antlitze genug, an denen ich nicht ungern meinen Pinsel versucht haben würde, und überhaupt war ich kein solcher Narr, um bei jeder Arbeit Genuß zu verlangen. Allein das Glück lächelte mir dieses Mal nicht. Ich erhielt eben keine oder nur so geringfügige Aufträge, daß es nicht der Mühe lohnte, deshalb an gleichgültigen Orten zu verweilen, und so kam ich weit früher, als ich vermuthet hatte, gerade in den ersten Maitagen in dem letzten Städtchen vor dem Gebirge an. Hier gedachte ich mich zunächst einzuquartieren und mindestens einen Monat zu bleiben, um den berühmten landschaftlichen Reizen der nächsten Umgebung möglichst viel abzugewinnen. Später wollte ich weiter hinein in das Gebirge vorrücken und so fort, wie man eben gern vorläufige Pläne entwirft, um sie nur selten auszuführen.

Es war noch früh am Morgen, als ich mich bei dem Wirthe des kleinen Gasthauses, in dem ich gestern abgestiegen war, nach einem passenden, freundlichen Privatlogis erkundigte. Er machte mir bereitwillig mehrere Vorschläge, aber noch immer wußte er einen besseren. Endlich schlug er sich ärgerlich vor die breite, flache Stirne und rief: „Seht nur den Dummkopf; den alten vergeßlichen Schächer! bald hätte ich meinen armen Baron vergessen!“ Und nun stellte er mir mit beredter Zunge vor, wie er ein vollkommen geeignetes Logis für mich wisse, ein Logis wie geschaffen für einen Herrn Maler, freundlich und hell, ein wenig vor der Stadt und mitten in Gärten gelegen, bei prächtigen lieben Menschen, freilich in sehr dürftigen Verhältnissen, aber adeligen Standes und höchst respektabeli Alles dies folgte in einem Athemzuge aufeinander. Er wollte mir einen Burschen zum Wegweiser mitgeben, allein ich verbat mir jede Begleitung und ließ mir die Wohnung seiner Protegirten, welche ihn um gelegentliche Zuweisung eines Miethsmannes ersucht hatten, genau beschreiben, um sie auf gut' Glück selbst aufzusuchen. Es war so meine Art, mich nicht auf jedes Ding gewissermaßen mit der Nase stoßen zu lassen. Freie Bewegung selbst in Kleinigkeiten und vor Allem keinen langweiligen Begleiter an solch einem sonnigen Maimorgen! Ich machte mich auf den Weg, fand mich leicht zum Städtchen hinaus und wanderte, der empfangenen Weisung gemäß, auf einem schmalen Pfade zwischen Gärten mit niedrigen, lebendigen Zäunen nach einem großen Gatter hin, hinter welchem sich die beschriebene Wohnung befinden sollte. Daß die letztere äußerst anmuthig gelegen sein müsse, leuchtete mir ein.

Mein Herz lachte vor Wonne bei dem Gedanken an die frischen, arbeitsamen Stunden, welche ich dort oben unter den hohen ernsten Bäumen und abwechselnd in den kleinen Thaleinschnitten zwischen den Höhen, welche ich im Geiste mit silberhellen, rauschenden Bächen, klappernden, rothbedachten Mühlen und lachenden, spielenden Kindern auf dem Wiesenplane davor belebte, hinbringen und recht verständig genießen wollte. Als ich durch das bezeichnete Gatter ging, welches in eine Art von Gartengrundstück führte, das mit mehren einzelnen Häuschen besetzt war, begegnete mir ein noch ziemlich junger Mann, dessen edle, aber leidende Gesichtszüge mir auffielen. Er war sehr einfach gekleidet und an den Instrumenten, welche er bei sich führte, glaubte ich den Geometer zu erkennen. Als er an mir vorüber war und nun denselben Weg einschlug, welchen ich so eben gekommen, sah ich mich aufmerksam nach ihm um, und in demselben Augenblicke hatte auch er seine Augen auf mich zurückgewendet. Sein Gesicht beurkundete festen, beinahe trotzigen Mannessinn, welchen Kummer und Leiden nicht zu beugen vermocht hatten, obgleich ihre Spuren unverkennbar waren.

Ich konnte den Gedanken an ein interessantes Portrait nie leicht unterdrücken! Vor dem kleinen Hause mit grün angestrichenen Fenstern, wo ein Logis zu haben sein sollte, spielte ein blonder, hübscher Knabe, den ich fragte, ob sein Vater zu Hause sei, denn ich konnte es mir leicht denken, daß dieses Kind in das Haus gehörte. Es schüttelte aber seinen Lockenkopf und sagte, Papa sei eben fortgegangen in die Stadt; ob ich zu seiner Mutter wolle, die wäre oben! Da es noch so früh am Tage war, trug ich fast Bedenken hinaufzugehen und die Frau vom Hause zu stören. Der Kleine war indessen so dienstbeflissen, die Mama an das Fenster zu rufen, welche mich nun veranlaßte, hinauf zu kommen und mein Geschäft vorzutragen. Nicht ohne einige Verlegenheit führte ich mich bei der jungen Frau als Miethmann ein. Die Sache schien mir so unendlich trivial einer solchen Dame gegenüber, daß ich nur mit Ueberwindung davon sprechen konnte, und es lediglich der mir zu Theil werdenden anspruchslosen Zuvorkommenheit zu danken hatte, wenn ich dessenungeachtet das in Frage stehende Zimmer nebst Kammer in Augenschein nahm, den mäßigen Miethpreis erfuhr und überhaupt die Angelegenheit bis auf den endgültigen Abschluß, welchen die Dame nicht ohne ihren, erst zu Mittag zurückkehrenden Gatten geschehen lassen wollte, in Ordnung brachte. Ich wurde ersucht, um diese Zeit noch einmal zu kommen oder auch Jemand zu schicken. — Das Erstere schien der jungen Dame indessen um ihres Gatten willen erwünschter zu sein, — um bestimmte Antwort zu erhalten. Von meiner Seite lag kein Hinderniß vor. Das Logis gefiel mir trefflich; die junge Frau hatte mein ganzes Herz gewonnen, obgleich ich in der That zu befangen war, um sie recht genau anzusehen. Ich hatte nur den unbestimmten Eindruck von einem feinen, weißen Gesichte und einem großen, dunklen Auge, welches ernst und überlegen in die Welt

Digitized by Google

blickte. Ich entfernte mich bald und versprach pünctlich wiederzukommen. Unten vor dem Hause kam das Kind zu mir gesprungen und bot mir treuherzig sein Händchen zum Abschiede. Ich wanderte nach meinem Gasthofe zurück und machte mir leise Vorwürfe, daß ich der jungen Frau gegenüber eine so alberne, mir sonst fremde Befangenheit gezeigt und — sie nicht besser in das Auge gefaßt hatte.

Mein Wirth fragte mich neugierig nach dem Resultate meines Wegs. Ich benutzte diese Veranlassung, auch meinerseits über die Verhältnisse meiner gehofften Vermiether, welche mich nun zu interessiren anfingen, Erkundigungen einzuziehen. Im Ganzen erfuhr ich nicht viel; aber es reichte hin, meinem rasch aufgekeimten Interesse, so zu sagen, festen Fuß zu verschaffen. Der junge Mann, welchen mein Berichterstatter zuvor seinen armen Baron genannt hatte, und der ohne Zweifel derselbe war, welchem ich diesen Morgen begegnete, nährte sich mit seiner jungen Frau und seinem Kinde ziemlich dürftig als Geometer. Seine Verheirathung, ein Schritt, zu welchem ihn die innigste Neigung für ein treffliches, aber ganz mittelloses Mädchen von bürgerlichem Stande bestimmt hatte, war der Grund eines tiefen, nun schon mehrjährigen Zerwürfnisses mit seinem hochbegüterten Vater geworden, der ihm seit jener Zeit jede Unterstützung entzogen, allen Verkehr mit ihm abgebrochen hatte. Der Sohn, zu anderen Aussichten geboren, verlor aber den Muth nicht und arbeitete unverdrossen für Weib und Kind, während sein alter, grankköpfiger Vater nicht volle drei Stunden von hier auf seinem Schlosse in unbenutztem Ueberflusse hauste, und kein Titelchen von seinem Starrsinne aufgeben mochte. Alfred — so hieß der junge Mann — genoß die allgemeinste Achtung und war ein Gegenstand des regsten Mitgefühls, so sehr er sich auch bemühte, dasselbe durch all' sein Thun und Benehmen von sich fern zu halten. Gern, meinte der Wirth, wäre er wohl von hier fortgezogen, wo seine Geschichte fast zum öffentlichen Geheimnisse geworden war, hätte ihn nicht der Umstand gefesselt, daß er eben hier auf längere Zeit sichere, wenn auch nur spärlich lohnende Beschäftigung gefunden hatte.

Gleich nach Mittag machte ich mich von Neuem auf den Weg, in der That nicht ohne ernstliche Besorgniß, von dem Herrn des Hauses eine ablehnende Antwort zu erhalten. Inzwischen war ich an Ort und Stelle angekommen, wo ich die Familie noch am Mittagstische antraf, der nur dürftig besetzt zu sein schien. Meine Angelegenheit wurde rasch erledigt. Der junge Mann bot mir mit freundlichem Lächeln die Hand zum Zeichen des Abschlusses und meinte, seine Frau, welche er Agnes nannte, habe ja in Gottes Namen auf eigene Verantwortung hin Alles in Richtigkeit machen können. Ich hatte mich also in meinen Voraussetzungen und Befürchtungen getäuscht. Ich entfernte mich bald, um nicht gleich im Anfange lästig zu fallen, und gegen Abend bezog ich mein anmuthiges Quartier, in welchem mich Georg, mein kleiner Cicerone vom heutigen Morgen, mit einem Blumenstrauße willkommen hieß. Auch seine Mutter bekam ich flüchtig zu sehen. Sie wünschte mir viel Glück unter diesem Dache und hierbei faßte ich den Muth, ihr zum ersten Male fest in's Gesicht zu blicken. Sie war nicht eigentlich schön zu nennen: dazu waren ihre Züge zu wenig frisch und lebensvoll, ja, nicht jugendlich genug. Aber ihr wunderbar anziehendes Auge mit seinem schwermüthigen und doch besonnenen Ernste, dunkel hervorleuchtend aus dem feinen, blassen Gesichte, welches selten eine Bewegung zeigte, glich das Meiste aus und ließ die junge schlanke Frau am Ende doch schön erscheinen. Ihren Gatten sah ich an diesem Tage nicht. Wie ich hörte, pflegte er Abends sehr spät von der Arbeit zurückzukehren und ich meinerseits war so ermüdet, daß ich mich — nach einem Blicke in das Freie über blühende Bäume hinweg — zeitig zur Ruhe begab. Morgen wollte ich meine Wanderungen beginnen: da bedurfte ich einer gründlichen Stärkung.

Ich wachte früh am Morgen auf und wanderte ganz leise, um Niemand zu stören, zur Thüre hinaus in das Freie, um meine erste Pilgerfahrt mit der Mappe anzutreten. Oben, am halbgeöffneten Fenster, arbeitete bereits Agnes, so will ich sie der Kürze wegen nur immerhin nennen. Sie bemerkte mich nicht oder wollte es nicht thun; ich ging gedankenvoll hinweg.

Wenn ich auch mit Alfred und seiner Familie verhältnißmäßig nur selten zusammenkam, — es war dies fast nur am frühen Morgen und spät Abends der Fall — so lernte ich doch Alle in den nächsten Wochen ziemlich genau kennen. Sie behandelten mich mit großer Güte und, wenn ich so ein Stündchen mit ihnen verplauderte, wobei ich sie freilich mit meiner offenherzigen Beredsamkeit im Stillen belustigen mochte, glaubte ich nicht unter Fremden zu weilen. Alfred war im Ganzen wortkarg; ihn, wie seine Gattin, drückte unverkennbar ein nur mühsam niedergehaltener Schmerz, aber die wohlwollende Weise, mit welcher er sich von mir erzählen ließ, und die treffenden Bemerkungen, welche er doch hier und da einzustreuen wußte, machten ihn zum angenehmen Gesellschafter. Ueber seine persönlichen Verhältnisse, seine — mir im Allgemeinen bekannte — eigenthümliche Lage verlor er in meiner Gegenwart nie eine Silbe; ja er vermied die leiseste Beziehung auf Derartiges. Seiner Frau, welche das gleiche Benehmen beobachtete, begegnete er mit der liebevollsten Zuvorkommenheit, und es entging mir nicht, wie schmerzlich er dieselbe von der Seite anblickte, als Agnes einst mit ungewohnter Lebhaftigkeit von dem Glücke einer kleinen Vergnügungsreise sprach, welches eine ihrer Freundinnen vor Kurzem mit ihrem Gatten genossen habe. Agnes mochte fühlen, daß sie ihren Gatten unwillkührlich verletzt hatte; denn sie erröthete und lenkte das Gespräch rasch auf andere Gegenstände. Beide dünkten mich das Muster von Menschen, welche sich über ein herbes Loos nicht leichtsinnig hinwegsetzen, aber dasselbe mit stiller Ergebung, Standhaftigkeit und dankbarem Genusse ihrer gegenseitigen Treue zu ertragen wissen. Es hatte ihnen der Himmel ja auch in ihrem Kinde einen reichen Trost verliehen! Georg war ihr kleiner Abgott, ihr höchster Schatz; und, wie es oft geht, so war es vielleicht auch hier der Fall, daß nämlich die kindliche Freundschaft, welche er mir vom ersten Tage unsrer Bekanntschaft an erwies, auch bei den Eltern zu meiner Empfehlung gereichte. Wer hätte nicht schon Beispiele derartiger natürlicher Sympathien vor Augen gehabt? Georg's Gunst erhöhte sich, als er meinen Bilderreichthum kennen lernte, und oft kam er schon am frühen Morgen zu mir, um sich meine karge Anwesenheit im Hause nützlich zu machen. Selbst wenn er mich störte, konnte ich ihm nicht zürnen. Sein liebes Gesichtchen, welches dem Vater lebhaft ähnelte, aber das große dunkle Auge von der Mutter ent-

Digitized by Google

lehnt hatte, that Wunder über meinen Aerger. Er durfte nur herankommen, die Armchen auf meine Knie stemmen und so zu mir heraufblicken: dann hatte ich für ihn stets einige freie Minuten und begriff schließlich nicht, wie ich nur vorübergehend unwillig sein konnte. Nebenbei erzählte mir mein kleiner Freund gar Mancherlei von seinen Eltern, was mich nicht wenig interessirte, ohne daß ich mir jedoch vorwerfen könnte, ihn jemals zu solchen Mittheilungen veranlaßt oder gar ausgehorcht zu haben. Er erzählte mir, daß seine Mutter nicht selten weine, wenn sie mit ihm allein sei, und gar vielen Kummer habe, besonders über einen alten grauköpfigen Mann, der in ihrer Stube abgemalt hänge und dann und wann einen frischen grünen Kranz von ihr erhalte; daß sie aber immer vergnügt wäre, wenn Papa käme. Papa habe ihn und die Mutter sehr lieb, einmal sei er aber gegen die letztere böse geworden, weil sie gesagt habe: er möchte doch wieder zu dem alten grauen Manne gehen. Dieser heiße sein Großpapa; er habe ihn aber gar nicht lieb, weil die Mutter so oft über ihn weine und der Vater stets böse werde, wenn er an ihn denke, und daher schon oft das Bild habe weghängen wollen. — Alles dies bestätigte nicht nur die Mittheilung, welche mir vor einiger Zeit jener Wirth gemacht hatte, sondern ganz besonders meine eigne Auffassung dieser, im Grunde des Herzens gewiß vortrefflichen Menschen. Wie oft, wenn ich draußen auf den Bergen und in den Wäldern, augenblicklich unbeschäftigt und erst einen neuen Gegenstand für meine Thätigkeit ausspähend, herumstrich, trat mir der sehnliche Wunsch nahe, etwas und wär' es eine Kleinigkeit, zu ihrem Glücke beitragen zu können! Mit diesem Gedanken kehrte ich dann stets nach Hause zurück, legte mich mit ihm schlafen, wachte mit ihm wieder auf. Je länger ich die Familie sah und kannte, desto lieber wurde sie mir, desto häufiger baute ich aber auch Luftschlösser für ihr künftiges Glück; Schwärmereien, welche ich vor der Hand nicht anders praktisch zu bethätigen wußte, als daß ich — ihren Georg in Lebensgröße zu malen anfing, und auf diese Arbeit all' meine Liebe und Sorgfalt verwandte, um sie ihnen beim Scheiden als Erinnerung an mich zu hinterlassen.

Mein Bild, mit welchem ich mich vorzugsweise nur bei weniger günstigem Wetter beschäftigte, war indessen noch nicht weit gediehen, als mir das Schicksal einen argen Streich spielte. Vielleicht mochte ich mir bei einem meiner vielen Ausflüge mit der Mappe in dieser frühen Jahreszeit eine ernstliche Erkältung zugezogen haben, denn ich mußte meiner tüchtigen Gesundheit schon etwas zu. Genug, als ich eines Abends nach Hause zurückkehrte und nun noch in das Städtchen eilen wollte, um mein frugales Abendbrot zu genießen, fühlte ich mich plötzlich so unwohl, daß ich daheim bleiben mußte und nicht im Stande war, das Sopha zu verlassen. Eine Todesmattigkeit hatte sich meiner Glieder bemächtigt; in meinem Kopfe tobte und stürmte es und Frost und Hitze peinigten mich abwechselnd. Ich bat Georg, der mich glücklicher Weise besuchte, die Aufwärterin, welche allabendlich in das Haus kam, hereinzuschicken und sandte dieselbe sofort nach dem Arzte, denn ich zweifelte nicht, daß eine heftige Krankheit im Anzuge sei, und beschloß daher keine Zeit zu verlieren. Herzlich leid that es mir nur, daß ich vielleicht meinen Wirthen zur Last fallen mußte und ihnen — statt der ersehnten Wohlthaten — vielleicht bloß Sorge und Verlegenheit in das Haus brächte. Wie? Wenn meine Krankheit eine ansteckende wäre? Ihr Wohnzimmer war von dem meinigen nur durch eine Thüre getrennt; sicher hatte nichts, als große Dürftigkeit, sie zur Vermiethung an einen fremden Menschen bestimmen können, denn im Grunde waren diese eng zusammengedrängten Räume hierzu nicht geeignet. Ich wollte keine Gefahr scheuen, um ihnen nicht beschwerlich zu fallen. Der Arzt, ein alter, wohlwollender, kleinstädtischer Mann, kam und erklärte nach gewissenhafter Diagnose, daß ein tüchtiges Fieber in mir stecke, welches meiner kräftigen Natur doch genug mitspielen werde. Gefahr scheine ihm jetzt nicht vorhanden, aber in weniger als zehn Minuten müsse ich wohlbewahrt in den Federn liegen. Vom Transportiren in ein anderes Quartier dürfe gar nicht die Rede sein; wollte ich dies dennoch, so danke er für die Ehre, mein Arzt zu heißen. Ich möchte dann lieber zu dem Bartputzer in's Städtchen senden, der mich morgens zugleich rasiren und curiren könnte, denn ein anderer Homo medicus sei außer ihm weiter nicht vorhanden! Während der gutmüthige Alte auf diese komische Weise eiferte, half er mir ganz anspruchslos, als wenn dies so sein müsse, mich auszukleiden, und nachdem er mich im Bette wohl aufgehoben sah, ging er mit dem Versprechen fort für die nöthige Arzenei unverweilt sorgen zu wollen. Draußen hörte ich ihn noch auf die Aufwärterin zanken, dann mit Agnes, welche sich wahrscheinlich nach mir erkundigte, Rücksprache nehmen, nachher nochmals einige, mit Schelworten untermischte Instructionen ertheilen und endlich die Hausthüre hinter sich schließen. Nun war ich erst ganz allein. Ich fühlte mich sehr krank und niedergeschlagen. Wer konnte das Ende absehen? Am Wenigsten vermochte ich es, der im Krankseln so gar keine Praxis besaß. Bald darauf erschien an meinem Bette eine alte Frau, wahrscheinlich die Krankenwärterin, welche mich mit Thee und Medicamenten versorgte. Auch der Arzt kam noch einmal und schüttelte fortwährend den Kopf, wie es mich dünkte. Auch Alfred glaubte ich im Zimmer zu sehen. Aber genau wußte ich dies schon nicht mehr, denn das Fieber hatte mich nun wohl ehrlich übermannt.

Wie viele Tage dieser Zustand gedauert haben mochte, wußte ich erst nicht zu bestimmen, ja! nicht einmal zu ahnen. Später hörte ich von zehn Tagen, welche ich zum Theile in vollständiger Besinnungslosigkeit, zum Theile in halbem schwankendem Bewußtsein hingebracht hatte. Als ich zum ersten Male wieder meiner Sinne vollkommen Herr war, schien die Sonne hell und warm in das Zimmer herein und die Glocken im Städtchen läuteten ganz feierlich. Das war eine herzerhebende Begrüßung zu frischem Leben! Am Fenster stand Alfred, den Rücken nach mir gekehrt, so daß er es nicht bemerkte, wie ich mich auf meinem Lager leise emporzurichten suchte, was mir schwer genug fiel. Sonst war Niemand in der Stube. Ich sagte seinen Namen halblaut vor mich hin und rasch war er an der Seite meines Bettes. „Gott sei Dank!“ rief er, freundlich meine Hand ergreifend, „Gott sei Dank, daß Sie wenigstens wieder sprechen können. Ich fürchtete fast, es wäre auf noch längere Zeit um Ihr hübsches Erzählungstalent für uns geschehen. Sie sehen, mein Freund, wie egoistisch wir denken!“ — So wenig ich mir auch der jüngsten Vergangenheit deutlich bewußt war, so hatte ich doch das unbestimmte Gefühl, daß man sich in diesem Hause um mich gesorgt haben werde, und

Digitized by Google

der freudig überraschte, wohlwollende Ausdruck in Alfred's Gesichte bestärkte mich in dieser Vermuthung. Dankbar drückte ich die mir dargebotene Hand und sprach einige Worte, die sicher weit hinter meinen eigentlichen Empfindungen zurückblieben. Nicht lang darauf kam der Doctor und Alfred entfernte sich. Der Erstere war mit meinem jetzigen Zustande augenscheinlich zufrieden und versprach mir in wenigen Tagen vollkommene Genesung. Dabei zankte er mich tüchtig aus, daß ich mich so ungeschickt und wider alle Raison gelegt habe, brachte mich in eine vernünftigere Lage, schob mir das Kissen zurecht, schimpfte auf die Krankenwärterin, welche er mir selbst besorgt hatte, da eine bessere leider nicht zu haben gewesen, und meinte endlich, den größten Dank schulde ich meinen Vermiethern, die an mir wie rechtschaffene Christen gehandelt hätten und auserlesene Menschen wären. „Sehen Sie, fuhr er fort, der Arzt allein kann nicht helfen, auch nicht die gute Natur eines Menschen, obgleich ich vor der Ihrigen allen möglichen Respect habe. So eine Canaille von Krankenwärterin macht leicht Alles zu Schanden, wenn der Kranke eben seiner fünf Sinne nicht mächtig ist, um selbst auf das ärztliche Commando zu achten. Und die Hauptsache bleibt immer die Pflege und Abwartung. Glauben Sie etwa, daß dazu Ihre Wärterin hier war? Fehlgeschossen! Die Canaille war zum Essen da, zum Trinken, Schlafen, Fortlaufen, oder Gaffen durch's Fenster. Aber die junge Frau vom Hause und der Herr Baron haben Fener dahinter gemacht; stets traf ich sie auf der Stelle, wenn es Noth that, und wenn die Wärterin doch zu Etwas nützlich war, so haben Sie dies den vielen Rippenstößen zu danken, welche dieselbe von allen Seiten erhielt, um ihre Pflicht zu thun. Gott Lob! daß es noch Menschen giebt, die einen Funken Vernunft und Christenliebe sehen lassen."

Wie diese wenigen Worte meinem Herzen unendlich wohl thaten, läßt sich nicht beschreiben. Ich glaube, sie dienten mehr zu meiner Genesung, als die stärkenden Medicamente, welche mir nun in rascher Folge gereicht wurden. Nichts erfreut mehr, als Beweise eines uneigennützigen Interesses und warmer Theilnahme von Seiten Derer, welche man liebt und ehrt. So durfte ich ja nun überzeugt sein, daß meine lebhafte, freundschaftliche Zuneigung nicht ohne jede Erwiderung geblieben war; ich durfte meine herzliche Gesinnung nun auch auf das feste Fundament der Dankbarkeit stützen und ihr dadurch einen neuen, unvergänglichen Halt geben, wenn es dessen überhaupt noch bedurfte. —

Ueberraschend schnell schritt meine Genesung vorwärts. Nach einigen Tagen konnte ich das Bett verlassen und der Arzt erklärte nun eine gründliche Lüftung meiner kleinen Localitäten um so mehr für geboten, als ich mich doch gemach wieder an die herrliche reine Frühlingsluft gewöhnen müßte. Zu diesem Zwecke ließ mir Agnes, welche der Arzt davon in Kenntniß gesetzt hatte, für einige Stunden ihr eigenes Wohnzimmer neben meiner Stube anbieten. Mit Freuden machte ich von dieser Erlaubniß Gebrauch; wie drängte es mich, ihr Dank zu sagen für alle die Güte, welche ich in jenen schlimmen Tagen erfahren hatte! Seitdem ich wieder meines Bewußtseins mächtig war, mochte sie sich veranlaßt gesehen haben, mein Zimmer zu meiden. Ich fand dies sehr natürlich, konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, meinen Dank auszusprechen. Nachdem ich meinen Anzug nach besten Kräften geordnet hatte, geleitete mich der Arzt in das anstoßende Zimmer und ließ mich mit Agnes und ihrem Georg allein. Sie kam mir freundlich entgegen und bot mir ihre zarte, weiße Hand zum Willkommen, welche ich an meine Lippen drückte. Was hatte ich doch Alles sagen wollen, um meinem Herzen Luft zu machen, wenn ich zum ersten Male mit ihr zusammentreffen würde! Und was sagte ich nun? Einige unzusammenhängende Worte waren Alles, was ich herauszubringen vermochte. Aber sie verstand mich: das war mein Trost. Nicht ohne einige Rührung in Ton und Miene bat sie mich, auf dem Sopha Platz zu nehmen und setzte sich wieder an ihre Arbeit am Fenster. Georg war anfänglich ein wenig scheu und schüchtern gegen mich, wie es Kinder nach einer Unterbrechung ihrer Bekanntschaften zu sein pflegen. Bald aber gewann er von Neuem seine frühere Zutraulichkeit und fragte mich nun sehr ernst, warum ich denn neulich im Schlafe immer von ihm und Papa und Mama gesprochen habe? Agnes befahl ihm rasch zu schweigen, denn, wenn die Gesundheit zurückgekehrt, müsse man die abscheuliche Krankheit in Frieden lassen. Ich merkte aber recht wohl, daß meine Phantasien doch etwas aufgefallen sein mußten, weil das Kind davon gehört hatte, und gab meinem kleinen Freunde auf seine Frage daher die offenherzige Auskunft, daß man auch im Schlafe oft an Dasjenige denke, was man beim Wachen gern sehe und — lieb habe! Jetzt sah ich mir auch das Bild des Großvaters genauer an, welches ich früher kaum bemerkt hatte, weil es sehr klein war und von einem grünen Moorkranze fast verdeckt wurde. Das Portrait war offenbar lebensvoll und sprechend. Die harten, herben Gesichtszüge des Alten erinnerten immerhin an den Sohn und Enkel. Nur lag in den Zügen des Sohnes bei aller Schroffheit doch ein weicheres, poetischeres Element, welchem Kummer und Leiden freilich ein noch eigenthümlicheres Gepräge aufgedrückt hatten. Das Gesicht des Alten gehörte zu denen, welche man nicht vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat. Entsprach der innere Charakter dem äußeren Menschen, dann war meines Bedünkens wenig Hoffnung auf Versöhnung zwischen den längst Geschiedenen.

Unmittelbar unter dem Bildchen saß Agnes. Armes, bedauernswerthes Wesen, das du trennend zwischen Vater und Sohn treten mußtest! Lag nicht die Hauptlast dieses unseligen Zwiespaltes auf deinen Schultern, du Unschuldige? Mir war es, als ob ich jetzt tief in ein trenes, hingebendes Herz hineinblicken könnte, welches vielleicht lieber und freudiger gänzlich entsagt, als so genossen hätte!—

Die Stunden entflohen mir rasch, ohne daß viel gesprochen wurde. Georg unterhielt mich nach seiner Weise, und dann und wann betrachtete ich mir das Stübchen, die dürftigen Meubeln und — Agnes, welche für dieses Alles bei Weitem zu gut war. Endlich kehrte ich in mein eigenes kleines Verließ zurück, in welchem zu meiner Freude unterdessen ein Stückchen Frühling glücklich eingefangen worden war. —

Nun war ich wieder völlig hergestellt, und, da das Wetter in keiner Beziehung etwas zu wünschen übrig ließ, durfte ich, sogar mit Bewilligung meines raisonnirlustigen Arztes — dessen billige Rechnung meinen Beutel zu besonderem Danke verpflichtet hatte — meine unterbrochenen Excursionen und Studien von Neuem aufnehmen. Auch arbeitete ich nebenbei mit allem Fleiße an dem Portrait

Digitized by Google

des kleinen Georg, das jedenfalls vollendet sein mußte, ehe ich weiter in die Berge hinauf zog. Mir graute es beinahe vor dem Abschiede aus meinen gegenwärtigen Umgebungen, an welche mich das jüngst Erlebte noch inniger gefesselt hatte und in denen ich mich täglich wohler fühlen lernte. Doch ich wußte, warum ich gereist war, und es kam mir nicht in den Sinn, auch nur einen einzigen Tag zu vergeuden.

Ich wanderte jetzt täglich nach einer beinahe zwei Stunden entfernten Gebirgseinbuchtung, deren ausgesucht schöne Felsenpartien und musterhafte Baumgruppen, nebst einigen wahren Prachtstücken von alten Eichen und Buchen, eine reiche Ausbeute für meine Mappen versprachen. Ich täuschte mich nicht und sammelte dort manche Schätze ein, die — so hoffte ich — dereinst zur Zierde einer größeren landschaftlichen Composition gereichen würden. Da der Weg ziemlich weit, ein leibliches Wirthshaus aber nicht in der Nähe war, so pflegte ich mir ein einfaches Mittagsbrot mit hinauszunehmen, welches ich dann zu passender Stunde gleich an Ort und Stelle verzehrte. Diese kleinen Mahlzeiten im Freien hatten für mich großen Reiz und ich tafelte aus meiner gestrickten Jagdtasche, welche mir auch zum Transporte des nothdürftigsten Zeichnenapparates diente, in der Regel mit königlicher Befriedigung. So war ich eines Tages im Begriff, die Arbeit bei Seite zu legen und zur Tafel zu schreiten, als meine, bis auf wenige Striche vollendete Studie — eine uralte knorrige, zur Hälfte bereits abgestorbene Eiche mit prächtig überwachsenen Aesten darstellend — plötzlich einen etwas ungeschickten, aber jedenfalls enthusiastischen Beschauer fand. Ueber meine Schulter hinweg — ich saß auf der Erde — fuhr plötzlich ein großer, zottiger Hundekopf mit glotzenden Augen gerade auf das Papier in meinen Händen los, welches er beschnupperte und, ehe ich dem vorbeugen konnte, zu Boden warf. Fast erschrocken sah ich mich um und fand mich mit dem wolfsartigen, starken Thiere allein, welches mich nun zum Gegenstande einer gründlichen, allseitigen Untersuchung machte und sich dann mit entschiedener Vorliebe zu meiner Jagdtasche wendete. Ich hielt es für das Gerathenste, meinen ungestümen, vierfüßigen Kunstfreund im Guten zu erhalten und gewährte ihm daher eine milde Gabe aus meinem Vorrathe. Er verzehrte dieselbe mit offenbarer Genugthuung vor meinen Füßen, würde jedoch seine Ansprüche an mich vielleicht noch maßlos gesteigert haben, hätte ihn nicht in demselben Augenblicke, wo er seine Portion verschlungen, ein gellender Pfiff abgerufen. Ich sah mich nochmals um und in den Bäumen hinter mir verschwand ein langer, starkgebauter Mann mit grauem Rocke und Hute, eine rechte Pflanzergestalt, dem mein vierfüßiger Gast willig und demüthig folgte. Ich dankte Gott, daß ich von dem unerwünschten Mitesser auf diese Weise glücklich befreit war, und begann nun meine eigenen, leiblichen Studien mit um so größerem Eifer. Den Mann im Hintergrunde hielt ich übrigens für irgend einen Jäger oder Förster des Reviers und machte mir seinetwegen im Grunde gar keine Gedanken. Tags darauf, um dieselbe Stunde, saße ich kaum fünfzig Schritte von der gestrigen Stelle entfernt, als mir der große zottige Hundekopf einen abermaligen Besuch macht. Nun fing die Sache an, interessanter zu werden, und es schien mir in der That, als sollte ich von dem Revierjäger durch Fütterung seines Hundes gewissermaßen für mein Gewerbe besteuert werden. Aber ich gab dem Vieh bereitwillig seine Portion, indem ich mich zugleich nach dem Herrn umblickte, der mich hoffentlich rechtzeitig befreien würde. Da fand er wahrhaftig wieder an eine Buche gelehnt, mit dem bis oben heraus zugeknöpften grauen Rocke, dem grauen Barte und dem breiten gleichfarbigen Filzhute und sah zu, wie ich mich mit seinem Thiere beschäftigte. Das war sonderbar genug. Ich rief ihm daher zu: „Guten Tag mein Herr. Ihr Wolf hat guten Appetit, wie ich finde; denn heute besucht er zum zweiten Male meine Garküche! Wollen Sie nicht ein wenig im Vordergrunde Platz nehmen?“ Der Graurock, dessen Gesicht mir merkwürdig bekannt vorkam, obgleich ich es für den Augenblick nicht unterzubringen vermochte, fand vielleicht an meinen Worten kein sonderliches Gefallen. Denn er antwortete nicht eine Silbe, pfiff seinem Hunde und verschwand mit demselben bald unter den Bäumen.

„Vielleicht bist du seinen Besuch nun los,“ dachte ich bei mir, „dein Magen hatte nur Schaden davon und du selbst wenigstens keinen Nutzen. Aber was mit dem Thiere anfangen, nachdem man es einmal verwöhnt hatte?“ — Am dritten Tage zeichnete ich zum letzten Male auf dieser Stelle; ich rechnete indessen keineswegs auf eine Abschiedsvisite. Allein sie ward mir zu Theil — und feierlicher als jemals. Zu Mittag kam richtig der Hund, welchem ich sein Futter nicht vorenthielt. Bald darauf erschien auch sein Herr, und zwar mir gerade gegenüber. Er kam auf mich zu und sagte fast barsch: „Mein Wolf hat dreimal bei ihnen gegessen. Ich will nichts geschenkt haben: was kostet die Zeche, Herr Garkoch?“ — Das war mir unerwartet und ich wußte nicht recht, wie ich antworten sollte. War dies Scherz oder Ernst, Spaß oder Beleidigung? Doch vom langen Besinnen war ich nie Freund; ich faßte mich daher und sagte: „Wir wollen gegeneinander aufrechnen, herr Revierförster. Ich erlasse Ihnen das Hundefutter, Sie mir den Bodensins!“ — „Abgemacht“ erwiderte der Graurock nicht ohne einen Anflug von wohlwollendem Lächeln. „Die Sache ist in Richtigkeit. Der Herr Garkoch ist nebenbei ein bischen Maler?“ — „Zu dienen,“ antwortete ich, „ein bischen Maler, welcher jetzt täglich auf Naturdiebstahl ausgeht, wie Sie sehen und für den Winter einsammelt.“ — „Und wo wohnen Sie?“ fuhr Jener fort. Ich sagte ihm den Namen meiner gegenwärtigen Station und er meinte darauf, da habe ich aber einen weiten Weg bis zu den schönsten Puncten des Gebirgs. „Waren Sie schon auf Schloß March, Herr Maler?“ — „Nein, mein Herr,“ lautete die Antwort „diesen schönen Punct habe ich mir für die Zeit meiner nächsten Stationirung weiter im Gebirge d'rin aufgespart“— „Und wo gedenken Sie die zweite Station zu nehmen? Es giebt kaum einen hierzu passenden Ort, als eben das Schloß selbst! — “ meinte der Grauröckige weiter. Warum in aller Welt fragte er mich so aus? Das ging mir vor der Hand zu weit, und ich beschloß das Gespräch abzubrechen. „Meinetwegen, sagte ich; ich werde seiner Zeit schon irgendwo unterkommen.“ — Der Alte ließ sich nicht irre machen. „Wenn Sie Lust haben, mich jetzt noch eine Stunde — es ist kaum so weit — zu begleiten, so kann ich Ihnen ein gutes Quartier im Schlosse verschaffen. Sie können dann gelegentlich Ihre Effecten nachkommen lassen, oder selbst abholen, und dort bleiben, so lange es Ihnen gefällt, junger Mann!“ — „Aber, mein Herr“ — wollte ich verwundert

Digitized by Google

einwenden. — „Keine Umstände! Wenn Sie Lust haben, so kommen Sie einmal mit. Sie werden finden, daß ich kein so gefährlicher Narr bin, als Sie denken möchten. Aber es muß auf der Stelle geschehen;“ unterbrach mich Jener, indem er mir ein Zeichen machte, ihm zu folgen. Hauptsächlich aus Achtung vor demjenigen, was nur die geringste Aehnlichkeit mit einem Abenteuer hatte, willigte ich ein, nahm meine wenigen Sachen zusammen und ging mit ihm, innerlich fest überzeugt, daß es um den Verstand des Alten höchst traurig bestellt sei. — Die Wege, welche er mich nun führte, ohne viele Worte zu verlieren, waren indessen überaus anmuthig, so daß ich es schon aus diesem Grunde nicht bereute, jenen begleitet zu haben. Es waren meist schmale Waldpfade, wie sie nur dem Eingeweihten bekannt sind, bald tief hinunter fallend und einen kleinen Bach im Grunde überspringend, bald emporstrebend und die Gipfel der Hügel durchschneidend. Weitere Fernsichten boten sich fast nirgends dar, aber man bedurfte ihrer auch nicht, ja, sie würden den Eindruck dieser friedlichen Beschränktheit gestört haben. Jetzt stieg der Weg ganz beharrlich aufwärts und, da mein Führer sehr rasch voranschritt, war es bei der Mittagssonne denn doch ein beschwerlicher Marsch.

Als ich dies mit einigem Unmuthe empfand und mich nun doch ärgerte, daß ich so ohne Weiteres gefolgt war, hatten wir aber bereits das Ziel erreicht. Der letzte schmale Pfad, welcher uns geführt, mündete auf einen breiteren fielen Fahrweg ein, und von diesem aus erblickte ich die hohen grauen Mauern eines alterthümlichen Hauses, das seiner Bauart nach — es besaß nicht einmal einen Thurm — den Namen eines Schlosses allerdings nicht verdiente. Es machte auf mich zunächst keinen sonderlichen Eindruck und ohne Erwartungen trat ich mit dem Alten durch eine Hinterpforte in den Hof. Ich begriff nicht, weshalb man diesen Punct mir immer so lebhaft angepriesen hatte; an den Gebäuden wenigstens konnte das Interesse beim besten Willen nicht haften. Und dennoch war es Schloß March, wie mir mein Begleiter sagte. Wir gingen über den Hof weg nach einem dunkeln Eingange in das Innere des geräumigen Gebäudes, ich für meinen Theil sehr gespannt, mit wem ich es denn eigentlich zu thun haben werde. Plötzlich wußte ich es, ohne zu fragen, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Alte bliebe nämlich an der Pforte stehen, um mich zu erwarten und als Gast zuerst eintreten zu lassen. Zu seinen Füßen hatte sich der Hund eine augenblickliche Ruhe geschaffen. Als ich herankam, faßte ich ihn nochmals fest in das Auge, wie er so schroff und theilnahmlos vor sich hinblickte. Ja, freilich kannte ich dieses Gesicht: *Georg's Großvater war es*, der mich nun zum Vorangehen nöthigte! Wunderbare Fügung des Schicksals, daß ich diesem Manne gerade begegnen mußte! Aber ich wollte kein Thor sein und überspannte Hoffnungen daran knüpfen. Gehörte denn ihm dieses Schloß? Den Namen seines Eigenthümers hatte ich noch nie gehört; ich befand mich deshalb hierüber in vollkommener Unwissenheit. Die Wendeltreppe herab kam ein Diener, der ehrbietig auf die Seite trat und bei welchem der alte Herr ein zweites Gedeck für Mittag bestellte. Wir gelangten in ein geräumiges, hohes Eckzimmer im ersten Stocke, welches nicht eben freundlich und erheiternd ausgestattet war. Es hatte dunkle Tapeten, braune schwerfällige Möbeln, und eine übergroße Menge von Hirschgeweihen an seinen Wänden. Der Alte forderte mich auf, abzulegen und mir es möglichst bequem zu machen. Ich that dies und wir nahmen neben einander auf dem Sopha Platz, uns gegenüber der Hund, der meine Bewegungen noch mit einem gewissen Mißtrauen zu beobachten und arg verwundert schien, daß sein Herr heute außer ihm noch andere Gesellschaft habe. Mein Wirth sagte unter Anderem, daß er hier sehr einsam wohne und sich freue, einmal ausnahmsweise Jemand bei sich zu sehen. Er habe mich schon öfters beim Zeichnen im Walde beobachtet und ein günstiges Vorurtheil über mich gefaßt, weil sein Wolf — so hieß der Hund wirklich — Vertrauen zu mir gezeigt und mich gleich beim ersten Male nicht angebellt hätte. Das Thier sei gescheit und zuverlässig; es habe ihm noch nichts Schlechtes empfohlen, im Gegentheile stets allem Lumpengesindel in guten und schlechten Kleidern große Feindschaft bewiesen. Auch sei er ja noch mein Schuldner wegen des Fütterungsaufwandes, denn Bodenzins werde hier zu Lande von den fahrenden Künstlern nicht erhoben. — Nun trat ich mit ihm an das Fenster und zwar an dasjenige, welches sich in der abgestumpften Ecke des Zimmers befand und, das größte von allen, bis auf den Boden reichte, von außen aber mit einer starken eisernen Brüstung versehen war. Die Erwartungen von der Fernsicht, welche ich seit meinem Eintritte durch flüchtige Blicke in das Freie allmählich gewonnen hatte, wurden weit, weit übertroffen. Es eröffnete sich den Augen ein wahrhaft überraschendes Schauspiel, dessen Umfang und Inhaltsreichthum ich vergebens schildern würde. Was Berge und Wald, und rauschendes Wasser, und kleine dazwischen gedrängte Dörfer in bunter Abwechslung, aber ohne die ermüdende Ausdehnung kahler, weiter Flächen, Anmuthiges haben: hier war Alles vereinigt. Selbst jenes leise Gefühl des Schauders fehlte nicht, welches uns um so inniger und — ich möchte sagen — kräftiger genießen läßt. Denn unmittelbar abwärts von dem Fenster gleitete der Blick hinunter auf einen schmalen Vorsprung des Felsens, auf welchem dieser Theil des Hauses erbaut war, und weiter hinunter eine tiefe, felsigte Schlucht, welche vom Gebirgswasser durchströmt wurde. Nur die eiserne Brüstung bildete eine Scheidewand zwischen Leben und Tod; eine Scheidewand, welche leicht übersprungen werden konnte. Es war immerhin ein sonderbarer Gedanke, gerade hier ein solches Fenster anzulegen, obschon die Aussicht am umfassendsten sein mochte. Allein ein anderes Fenster mit weniger verführerischer Construction (hinsichtlich selbstmörderischer Gedanken!) hätte wohl dieselben Dienste gethan. Ich sagte dies meinem Wirthe und er bemerkte mir dabei lächelnd, daß er selbst dieses Fenster so habe einrichten lassen und daß er täglich, im Sommer wie im Winter, hier einige Zeit bei geöffneten Flügeln zubringe. Ihm sei es wohlthuend zu sehen, wie mitten im Leben die Ewigkeit doch nur mit kleiner Anstrengung erreicht werden könne!

In einem anderen Zimmer setzten wir uns an den gedeckten Tisch, wobei uns eine ältliche Frau bediente, die in ihrem Erstaunen über den Gast mit dem Hunde wetteiferte; mit dem einzigen Unterschiede, daß ihre Verwunderung nicht, wie bei Jenem, durch die Erinnerung an genossene Wohlthaten einigermaßen gemindert wurde. Die Speisen waren einfach, aber wohlschmeckend bereitet und mundeten mit nach dem lebhaften Marsche vortrefflich, wozu der vorzügliche alte

Digitized by Google

Rheinwein wesentlich beitrug. Die Unterhaltung verbreitete sich über Dies und Jenes. Nach gewohnter Weise wurde ich etwas sprachfeelig und verfiel in meinen unvermeidlichen Erzählerton, fast in derselben Weise, wie bei Alfred und seiner jungen Frau — wenn die Letztere nicht gerade allein war.

An beide gedachte ich ohne Unterlaß; saß ich doch demjenigen gegenüber, der ihr Schicksal augenblicklich zu ändern im Stande war und ihnen den inneren Frieden zurückgeben konnte, dessen sie dringenden bedurften, als des äußeren Ueberflusses. Ich kann nicht leugnen, daß die Erinnerung an meine Freunde — sie waren es meinem Herzen wahrhaftig — jene Heiterkeit nicht unbedeutend störte, welche sich in der jetzigen behaglichen Stunde meiner bemächtigen wollte. Doch kannte ich freilich das Vorgefallene viel zu wenig, um über den Alten irgend absprechend urtheilen zu können, wenn ich auch sehr geneigt war, ihm die größere Hälfte der Schuld vorläufig beizumessen. Gegen mich war derselbe auffallend freundlich und zuvorkommend; ich sage auffallend, weil sein Benehmen weder in den schroffen Gesichtszügen angedeutet, noch durch die Weise der ersten Begegnung mit ihm hinlänglich vorbereitet schien. Nach dem Essen führte er mich in ein anderes Zimmer in derselben Etage, welches heller und freundlicher ausgestattet war, als die bisher gesehenen, legte die Hand auf meine Schulter und fragte mich, ob ich eine Zeit lang hier Quartier nehmen wolle; das Zimmer stehe zu meiner Verfügung. „Sie sind außerordentlich gütig," sagte ich überrascht, daß er mit seinem Anerbieten wirklichen Ernst machte. „Aber wissen Sie denn, gnädiger Herr, welche Last Sie vielleicht Ihrem Hause aufbürden? So ein fahrender Künstler, wie Sie mich vorhin selbst benannten, ist oft ein unbequemer Gast und schwer wieder los zu werden, wo er sich einmal eingenistet hat. Ich bin Ihnen ganz fremd, ohne Legitimation —" Er unterbrach mich hier mit den Worten: „Ich mache keine Umstände und meine es in vollem Ernste mit dem, was ich sage. Gefällt es Ihnen, so bleiben Sie in Gottes Namen bei mir. Glauben Sie, daß es mir Freude macht, Sie hier zu sehen. Ihre Legitimation ist gut, sie steht Ihnen im Gesicht geschrieben und — nun ja, mein Wolf ist ein geübter Polizist, dem Sie gewiß keinen Streich spielen werden. Ihr Name?" — „Bernhard, Maler aus D." erwiederte ich einfach. — „Nun, wollen Sie bleiben?" — Ich willigte nach kurzem Besinnen ein. „Haben Sie viele Sachen drüben im Städtchen?" — „Es ist unbedeutend, mein Gepäck, und läßt sich auf einem kleinen Schubkarren transportiren." — „So will ich einen Boten hinüber schicken, um Alles besorgen zu lassen. Es ist ein zuverlässiger Mann, dem Sie das Erforderliche anstrangen können." — Nein, das ging nicht. In jedem Falle mußte ich selbst zurückkehren, um meine Verbindlichkeiten zu lösen, von meinen Freunden Abschied zu nehmen, zu überlegen, wie und wodurch ich ihnen etwa nützen könnte.

Denn dieser Gedanke drängte sich jetzt wieder bestimmter und mächtiger, als jemals, in mir hervor. Ich sprach es daher ganz entschieden aus, daß es meiner persönlichen Gegenwart bedürfe, um eine Uebersiedelung hierher zu bewerkstelligen, und daß ich noch heute heimkehren wolle, um sobald als möglich von dem mir gewordenen gütigen Anerbieten Gebrauch machen zu können. „Aber Sie werden ermüdet sein und es ist eine weite Strecke, wenn man nicht die Waldpfade benutzen kann" wandte mein Wirth dagegen ein. „Doch — sind Sie ein Reiter?" — Ich bejahte dies, denn mit einigem Stolze war ich mir bewußt, gut zu Pferde zu sitzen. „Nun", fuhr Jener fort, „da will ich Ihnen ein Pferd geben, das Ihnen den Hin- und Rückweg verkürzen wird und Sie zuverlässig wieder in das Haus bringt. Sie werden mir das Thier schon gut halten, mein Freund?" — „Sie dürfen davon überzeugt sein", antwortete ich, beschämt von so großer Güte.

Gegen Abend kam ich, hoch zu Rosse, vor der Wohnung meiner Freunde, die ich nun zu verlassen gedachte, an. Sie waren höchst erstaunt, als ich ihnen meine Absicht, so rasch aufzubrechen, mittheilte. Jedoch erzählte ich ihnen nicht, was ich heute erlebt hatte und von wem ich eingeladen worden war, obgleich es mir schwer wurde, von Allem zu schweigen. Ich hielt es nämlich für besser, mich durch eine mögliche Verbandlung mit Alfred in meinen geheimen Plänen nicht betreten, von meinem idealen Ziele nicht abschrecken zu lassen. Ich sagte ihnen nur, daß ich meine Station im Dorfe March — dasselbe lag eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt — zu nehmen gedenke, wo ich ein passendes Quartier und vor Allem wunderhübsche Partien zum Aufnehmen gefunden habe. Das Pferd sei vom Pachter entlehnt, und damit sich dieser nicht ängstige, wolle ich schon morgen meinen Abzug nehmen. In einigen Monaten würde ich indessen nochmals hierher kommen, wo ich dann vielleicht auch die Freude haben könne, wieder bei ihnen zu wohnen. — Mochte nun meine Erzählung — der plötzlichen Abreise gegenüber — unwahrscheinlicher klingen, als ich dachte, oder mochte ihnen meine innere Aufregung ungewöhnlich erscheinen, oder vielleicht die größere Gleichgültigkeit über den schnellen Abschied von lieben Bekannten auffallen, welche in mir eben durch mancherlei freudige Hoffnungen hervorgerufen wurde: genug, Alfred und seine Frau waren offenbar befremdet und unsre Trennung am anderen Tage entsprach nicht ganz dem bisherigen Verhältnisse. Nur als ich sie bat, das Bild ihres Georg's, welches ich bald übersenden würde — es war in der Hauptsache fast vollendet — als Erinnerung an mich und die unvergeßliche Güte, welche sie mir bewiesen, freundlich annehmen zu wollen, schien es, als ob jener Schatten beseitigt wäre. Nachdem ich meine Angelegenheiten geordnet und den Transport meiner Sachen gesichert hatte, schied ich von ihnen. Mir war es nicht wie eine Trennung: alle Wehmuth wurde augenblicklich durch Hoffnungen verdrängt und, genauer betrachtet, wollte ich ja eben jetzt mit ihnen recht innig im Geiste fortleben. Georg war am betrübtesten. Er begleitete mich bis an das Gatter, wo mein Pferd wartete und nahm mir das Versprechen ab, bald, ganz bald wiederzukommen und alle meine Bilder mitzubringen! —

Ich wußte nicht recht, ob ich träumte oder wachte, als mich am ersten Morgen nach meiner Uebersiedlung auf Schloß March der Schlaf verließ, und meine Augen durch das nahe Fenster hindurch die dicht bewaldeten Berge in unverwerteter Nähe erblickten. Ich wußte auch nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit war, daß ich vor Kurzem durch eine enge hohe Thorfahrt hindurch ritt, und an einem Fensterchen in der Mauer hinter mehreren Blumenstöcken einen Mädchenkopf versteckt sah, welcher den Reiter zu beobachten und — wunderhübsch zu sein schien. Ebenso wenig wußte ich, ob denn später dieses Mädchen wirklich über den Hof ge-

Digitized by Google

gangen war und meinen Gruß vom Fenster herab bescheiden erwidert — oder ob ich auch dieses Alles blos geträumt hatte. Ich bestredte mich bald klar zu werden und fand, daß es sich um handgreifliche Wirklichkeit handelte. Unten bellte auch schon der vierfüßige Polizei-Officiant des Hauses, was dem Reiche der Träume vollends ein Ende machte. Nun, ich war da und wollte mich meines Hierseins freuen. Der Platz war wie geschaffen zu Sommerstudien für einen Maler. O, wenn sich diese Studien noch ein klein wenig über das Geblet der Kunst hinaus ausdehnen ließen! —

Von den mancherlei kleinen Begegnissen der ersten Tage meines hiesigen Aufenthaltes will ich schweigen, um so mehr als ich nicht viel anderes erzählen könnte, als von erstaunten, neugierigen Blicken der Schloßbewohner, Excursionen mit meinem Wirthe und ohne denselben, bei denen ich den Bleistift nicht einmal in die Hand nahm, und wiederholten Zeichen des Wohlwollens seitens dessen, der mich in einer wunderlichen, bis jetzt aber, wie es schien, kaum bereuten Grille hierher verpflanzt hatte. Das Wichtigste, was geschah, war unstreitig meine nähere Bekanntschaft mit dem einzigen Wesen des Schlosses, bei welchem von Jugend und Anmuth die Rede sein konnte. Das war Lina, die Tochter des Försters, der in einem Erdgeschosse des Hauses seine Dienstwohnung hatte, gegenwärtig aber schon seit längerer Zeit bei dem Herrn in Ungnade stand. Ich hatte das Mädchen bereits öfters hinter ihren Blumenstöcken und auf dem Hofe gesehen, ohne Gelegenheit zu finden, ein Wort an sie zu richten. Da traf es sich, daß ich eines Abends etwas früher von meinem Ausflage zurückkehrte, als die ersten Tage, und daher den alten Herrn, mit welchem ich zur bestimmten Stunde das einfache Abendbrot einzunehmen aufgefordert war, noch nicht fand. Ich ging deshalb wieder in den Hof hinab, wo Lina in ihrem kleinen Gärtchen thätig war. Es schien mir beinahe Pflicht zu sein, das liebenswürdige kleine Geschöpf über meine Person, deren plötzliches Auftauchen an diesem Orte ihm gewiß schon manche Scrupel verursacht hatte, ein wenig aufzuklären. Denn von wem sollte sie sonst etwas Zusammenhängendes erfahren, da der Alte keine andre Seele eines Wortes würdigte? Ich knüpfte daher übel und böse ein Gespräch mit ihr an, und befand mich bald mitten in einer angenehmen, lebhaften Unterhaltung. Lina war unbefangen, natürlich, lebhaften Geistes und wunderhübsch, wie ich gleich beim Eintritte in das Schloß ganz richtig bemerkt hatte. Obschon etwas klein von Gestalt, besaß sie doch ein so vollkommenes Ebenmaß, daß ihre Figur untadelhaft erschien. Das frische, blühende Gesicht, von starken, blonden Haarflechten eingefaßt und von den munterstenn, fast muthwilligen Augen belebt, war sicher ein rechter Trost in unmuthigen Stunden und eine dringende Aufforderung zu herzensreiner Fröhlichkeit. Und diesem Mädchen konnte der Alte aus Widerwillen gegen ihren Vater abhold sein? Wäre sie nicht ein unschädbares Kleinod für ihn gewesen in seiner abstumpfenden Einsamkeit? Was war ich gegen sie, bei welcher sich muntrer Geist mit so viel äußerer Anmuth paarte?

Meine erste Unterhaltung währte leider nicht lange. Mein Wirth kam zurück, ging an uns vorüber, ohne Lina zu grüßen, die sich ehrerbietig verneigte und — ich mußte ihm folgen. Mißbilligte er es wohl, daß ich eine Bekanntschaft anzuknüpfen suchte, welche so nahe lag? Er ließ mir wenigstens nicht das Mindeste merken, selbst später nicht, als er mich häufiger mit dem Mädchen und ihrem Vater, einem biedern, derben, verständigen Mann, verkehren sah, und benahm sich gegen mich mit unveränderiem, gleichmäßigem Wohlwollen.

Ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich diese ganze erste Zeit hindurch für meine Kunst ziemlich unthätig war. Der alte Herr nahm mich häufig in Anspruch, meine Bekanntschaft mit dem Förster und seiner Tochter nicht weniger; endlich mußte ich auch die Umgebungen zunächst im Allgemeinen kennen zu lernen suchen, um für meine Arbeiten eine sichere Richtung zu gewinnen. Stieg dennoch bisweilen ein Vorwurf wegen Zeitverschwendung in mir auf, so beseitigte ich denselben durch den Gedanken, daß ich hier einer unverhofften Gunst des Zufalls genieße, welche den strengen Maßstad des Arbeitens nicht wohl zulasse. Und welchen Reiz hatte für mich der Verkehr mit Lina! Nicht, als ob etwa in wenigen Tagen eine vorzeitige Vertraulichkeit zwischen uns entstanden wäre, nein, im Gegentheile, das Mädchen war weit zurückhaltender und sorglicher, als ich beim ersten Male des Zusammentreffens mit ihr vermuthet hatte. Aber in dieser Abgeschiedenheit hatte der Mensch an und für sich, wenn er nur von der Welt und ihrem Treiben wußte, einen unabhängigen Werth und umgekehrt konnte ich mir von Lina nicht genug über den Alten und das Verhältniß zu seinen Kindern erzählen lassen. In dieser letzteren Beziehung begegnete sich unser beiderseitiges Interesse auf das lebhafteste, besonders nachdem ich sie von meiner Bekanntschaft mit Alfred und seiner Frau und meinen stillen Hoffnungen unter dem Versprechen der strengsten Verschwiegenheit in Kenntniß gesetzt hatte. Lina war, gleich mir, für Alfred und Agnes schwärmerisch eingenommen, wiewohl sie dem ersteren allerdings einen großen Theil der Schuld an dem Zerwürfnisse mit seinem Vater beimessen wollte. Sie erzählte mir hauptsächlich Folgendes, was von dem Förster in allen Stücken bestätigt wurde. Der alte Herr, von jeher ein Sonderling, der erst in seinen späteren Mannesjahren durch letztwillige Verfügung eines Seitenverwandten Namen und reiches Besitzthum erhalten hatte, war mit seinem Sohne Alfred nie recht einig gewesen, obwohl er ihn, den einzigen von drei Söhnen, welcher am Leben geblieben war, zärtlich liebte. Namentlich nach dem Tode der Mutter hatte es an Zerwürfnissen nicht gefehlt. Vater und Sohn waren von zu gleichartigem Charakter. Beide ausdrausend, schroff, leidenschaftlich, um sich wohl vertragen zu können. Alfred hatte wider den Willen seines Vaters, welcher ein anderes Fach wünschte, Philosophie und Mathematik studirt; dann war er nach Hause zurückgekommen, und einige Zeit in leidlichem Einverständnisse mit dem Alten dageblieben, hauptsächlich mit gelehrten Arbeiten beschäftigt. Nicht lange darauf verlobte er sich mit Agnes, der Tochter einer unbemittelten Pastorswittwe in der Nähe, ohne vorher die Einwilligung seines Vaters erlangt zu haben. Der letztere, welcher im Gegentheile einer derartigen Verbindung ganz abgeneigt war, gerieth außer sich vor Zorn, als ihm der Sohn das Geschehene zu spät mittheilte, und verlangte von demselben sofortige Wiederauflösung des eingegangenen Verhältnisses. Statt dessen glaubte Alfred die Sache am besten dadurch beilegen zu können, daß er seine Verlobte — übrigens ein allgemein geachtetes, vortreffliches Mädchen — dem Vater eines Tages völlig unvorbereitet vorstellte und um seine

Digitized by Google

Verzeihung bat. Nun war es aber zu einem höchst leidenschaftlichen Auftritte gekommen; der Alte hatte das arme Mädchen, welches wahrscheinlich mit den Verhältnissen gar nicht genügend bekannt gewesen, schnöde behandelt; der Sohn war hierüber in die äußerste Wuth gerathen, hatte sich — wie man munkelte — sogar an dem Vater vergreifen wollen — und die Folge war ein gänzlicher Bruch gewesen. Agnes, anfänglich entschlossen zurückzutreten, wurde auf Alfred's dringendes Bitten endlich doch dessen Frau, und Vater und Kinder lebten seitdem in hartnäckiger Trennung, ohne auch nur einen Versuch zu dulden, sich wieder zu nähern. Ja, ein einziges Wort, welches sich der Förster und seine Tochter dereinst bei dem Herrn zu Gunsten der Kinder erlaubt hatten, entzog jenen alle Gunst, und er verkehrte nun auch mit ihnen nicht länger. Ich war der erste Mensch seit mehren Jahren, welchem der Alte wieder einmal freundlich und wohlwollend begegnete. Wunderbar genug für alle diejenigen, welche es mit ansahen!

Ohne lange über Dinge zu grübeln, deren inneren Zusammenhang ich doch nicht ganz durchschauen konnte, überlegte ich nunmehr ernstlich, wie ich vielleicht Gelegenheit hätte, hier einigermaßen zu vermitteln. Aber so angestrengt ich auch gemeinschaftlich mit Lina die Sache in Erwägung zog, und so sehr sich hierdurch unsre Freundschaft befestigte, — bei mir wenigstens war es täglich der Fall, — so gelang es uns doch nicht, irgend einen tauglichen Plan zu ersinnen, und es schien zu befürchten, daß der leiseste, ungeschickte Versuch von unberufenen Händen alles gründlich verderben würde. Der einzige Gewinn aus diesen Berathungen war eben nur eine immer entschiedenere Neigung für meine liebliche Rathsgenossin, der ihr Interesse für den verstoßenen Sohn des Hauses und ihre innige Theilnahme an Agnes, welche sie kannte, so ungemein wohl stand und in meinen Augen noch höheren Werth verlieh. Aber dies allein, so glücklich es mich machte, förderte die Hauptsache nicht, und ich rief mir immer Vorwärts! Vorwärts! zu, ohne eigentlich zu wissen, wie und wohin?

Da gerieth ich wenigstens auf einen Gedanken, dessen Ausführung vielleicht vortheilhaft werden konnte. Ich erklärte meinem Wirthe nämlich, daß es mir große Freude machen würde, meine Dankbarkeit durch irgend ein Werk in seinem Hause zu bethätigen. Die geräumigen hohen Zimmer mit den prächtigen Fernsichten verdienten in der That eine freundlichere Einrichtung, als die gegenwärtige. Wenn es ihm genehm wäre, wollte ich ihm einige Räume nach meinem Geschmacke ausstatten lassen, und zu diesem Ende würde es mir lieb sein, einmal eine allgemeine Rundschau im Schlosse abzuhalten.

Der Alte schien anfangs keine besondere Lust zu haben, hierauf einzugehen. Er meinte, es werde dies ein unnützes Beginnen sein, weil doch Niemand, außer ihm, der auf solche Dinge keinen Werth lege, die Zimmer benutze. Ich erwiderte ihm, daß er dies nicht im Voraus bestimmen könne; wer wisse denn, welch' bessere Gäste, als ich, der Zufall über kurz oder lang in das Haus führen könne? Endlich willigte er ein, wenn auch aus keinem andern Grunde, als um mir die Freude des Umschaffens nicht zu verderben, und wir machten eine gemeinschaftliche Rundreise. Bei dieser Gelegenheit berührten wir auch das Zimmer, welches unmittelbar über dem meinigen gelegen war, und das ich bisher, verschiedener Bemühungen ungeachtet, noch nicht hatte betreten können. Ich wußte nämlich von Lina, daß in demselben früher Alfred gewohnt hatte und brachte diese Nachricht nicht unwahrscheinlich mit dem Umstande in Zusammenhang, daß der Alte fast täglich, und zwar Abends, nachdem er mir gute Nacht gewünscht, jene Stube besuchte und sich einige Minuten oben aufhielt, wie ich von dem Geräusche der Fußtritte in dem einsamen Hause genau entnehmen konnte. Es war unverkennbar, daß mein Wirth diesen Raum am liebsten übergangen hätte. Ich äußerte aber so große Begierde, denselben in Augenschein zu nehmen, daß er meinen Wunsch mit gewohnter Aufmerksamkeit gegen mich Eindringling erfüllte. Das Zimmer war einfach, aber sehr freundlich möblirt und in größter Ordnung erhalten, als wenn es noch fortwährend bewohnt würde. An der Wand hing ein einziges kleines Aquarellbild von vortrefflicher Ausführung. Es stellte einen schönen, freundlichen Knaben von etwa fünf Jahren dar, welcher auf einem großen, zottigen Hunde von derselben Race und Farbe, wie Wolf, dahinritt und in der ausgestreckten kleinen Hand einen mächtigen Feldblumenstrauß hielt, als wenn er denselben soeben irgend einem Lieben überreichen wollte. Das kleine Bildchen, von dem der Alte meine Aufmerksamkeit vergeblich abzulenken suchte, erklärte mir vieles. Die Aehnlichkeit überraschte. Es war Alfred, als blühender, lächelnder Knabe, ungefähr von demselben Alter, in dem jetzt sein Georg stand, an welchen letzteren das Bild wahrhaft täuschend erinnerte. Nur das Auge, das große, dunkle Auge der Mutter hatte Georg vor dem Bilde voraus; aber — jenes ausgenommen — konnte man ebenso wohl an ein Portrait von dem Enkel denken, als an das von dem Sohne in seinen Kindheitsjahren. Ich fragte meinen Führer möglichst unbefangen nach dem Gegenstande des hübschen Gemäldes und seinem Urheber. Er antwortete mir ziemlich kurz, daß es von einem, dem Namen nach ihm unbekannten, Portraitmaler herstamme. — „Und der Gegenstand?“ — Der Alte wandte sich von mir ab und trat in die Fensternische. Ich fragte dreist noch einmal, denn die Antwort war zu wichtig für alles weitere. Endlich sagte er sehr leise und mit gewaltsam niedergekämpfter Seelenbewegung: „Es war mein jüngster Sohn, mein Alfred, als er noch mir gehörte.“ Ich wagte für den Augenblick nicht mehr zu fragen. Schon dieses eine Wort schien mir großer Gewinn, denn hierauf ließ sich weiter bauen, und nicht umsonst wollte ich das wirklich beziehungsreiche Bild hier oben entdeckt haben.

Während ich nun nach längerer Unterbrechung wieder fleißig Studien machte, daneben aber die neue Ausschmückung einiger Zimmer leitete, und die zu diesem Zwecke herbeigerufenen Arbeitsleute, Maler und Tapezierer nach meinen Plänen schaffen ließ, gewann ich im Verlaufe einiger Wochen die Zuneigung meines Wirthes, der alles billigte, was ich angab, in immer höherem Grade, und es schien, als ob er mir gegenüber seine schroffen Seiten völlig vergessen machen wollte. Selbst die Einrichtungen im Hause mochten ihn zerstreuen, so wenig er dieselben auch ursprünglich gewünscht hatte. Denn ich fand, daß er häufig in den betreffenden Räumlichkeiten erschien und sich mit mir und den Arbeitern über dies und jenes mit Interesse besprach. Auch Lina wurde bisweilen zugezogen, um über verschiedene Dinge, Farben, Muster, Möbelstoffe, ihr Urtheil abzugeben, welches

Digitized by Google

ich mit Recht für ein sehr treffendes erklärte. Erstaunt fragte sie mich bei dieser Veranlassung im Geheimen, wozu in aller Welt diese Umwälzungen dienen sollten, die ihr persönlich freilich großes Vergnügen gewährten? Ich gab ihr lächelnd die Auskunft, daß für's erste der Boden wieder urbar gemacht werden müsse, um dann später mit Erfolg in demselben pflanzen zu können. Sei das Haus recht heiter und wohnlich, dann dürfe es nicht länger leer stehen, und es werde dann auch an fröhlichen Insassen kein Mangel sein, so der Himmel helfe. Nun theilte ich ihr meine sonstigen Erfahrungen und Absichten mit, und sie lobte meine Fortschritte und freute sich mit mir, wie ein Kind, auf den gehofften einstigen Erfolg. Die Stunden, welche ich jetzt häufig mit ihr und dem Förster, der uns nicht oft allein ließ, in dem kleinen Gärtchen verlebte, waren die glücklichsten, welche ich bisher genossen hatte. Nur allzu rasch verflogen sie, und es dünkte mich, als käme der alte Herr, mit welchem ich den Abend hindrachte, jeden Tag pünctlicher nach Hause, obgleich er mich stets um dieselbe Stunde dem Gespräche mit Lina entzog. Mein Herz fing an, seinen ersten glücklichen Traum zu träumen, in welchem die emporkeimende Freundschaft und Liebe das Weltall ist!

Die vorgenommenen Aenderungen und Neueinrichtungen waren vollendet und das Haus besaß nun eine Anzahl Räumlichkeiten, welche mit den freundlichsten, wenn auch nicht glänzendsten ihrer Art wetteifern konnten. Es herrschte wieder vollkommene Ruhe im Schlosse und alles ging seinen gewohnten Gang. Nun erbot ich mich eines Tages, das kleine Gemälde in dem unverändert gelassenen Zimmer über mir, dessen ich so oft, als möglich, rühmend gedachte, in Oelfarben zu copiren, zugleich aber zu einem lebensgroßen Bilde zu erweitern, um dem überaus anziehenden Gegenstande vollkommen gerecht werden zu können. Der Alte nahm diesen meinen wohl berechneten Vorschlag mit offenbarer Freude auf und versicherte mir, wie ihm das Gelingen meines Planes wichtiger sein werde, als die neue Einrichtung von zwanzig unbenutzten Zimmern. Doch über sein Verhältniß zu dem Sohne verlor er auch jetzt noch kein Wort. Ich ging rüstig an die Arbeit, deren Fortschreiten mein Wirth mit der größter Theilnahme verfolgte. Nun war dieselbe so weit gediehen, daß ich es vorzog, sie, zu desto größerer Ueberraschung am Ende, ohne fernere Beobachtung zu Stande zu bringen. Ich bat jenen daher, mein Zimmer einige Tage zu meiden, weil ich nur dann ihm einen wahren Genuß von dem Bilde versprechen könnte. Er sagte zu und ich arbeitete nun einige Tage — mit Hintansetzung alles Uebrigen, nur nicht meines Verkehrs mit Lina — bei sorglich verschlossenen Thüren.

Am Abend des einen dieser Tage saß ich, wie gewöhnlich, im Wohnzimmer des alten Herrn bei einem Glase Wein und dachte, da der letztere heute sehr wortkarg war, im Stillen darüber nach, wie die Zeit meines Aufenthaltes im Schlosse nun kaum noch über die nächsten Wochen verlängert werden dürfe. Entschied sich bis dahin dasjenige nicht, was ich hoffte: nun, so war es eine vergebliche Hoffnung im Leben mehr gewesen, und ich mußte dennoch gehen. Und Lina? O wenn ich sie mir für ewig gewonnen hätte, wenn sie meine Neigung voll und ernst und zuversichtlich erwiderte, wenn ich in meiner Liebe zu dem holden Mädchen den Grundstein für das Gebäude meines künftigen Lebensglückes, an welchem ich schon mit beharrlichem Fleiße fortarbeiten wollte, erblicken dürfte!

Meine schwärmenden Gedanken wurden hier unterbrochen. Der alte Herr hielt mir das gefüllte Weinglas zum Anstoßen entgegen und sagte ernst: „Auf Ihre Zukunft, junger Freund!“ Die Gläser klangen; es entstand eine neue Pause. Ich sah ein, daß ein herzliches Wort des Dankes von meiner Seite am rechten Orte wäre. Aber es wollte mir nicht nach Wunsche von den Lippen fließen, und ich lenkte das Gespräch vielmehr auf meine in Kurzem nothwendige Abreise, und darauf, daß ich die unverdiente Güte meines Wirthes nicht mißbrauchen dürfe. Jener schwieg einige Augenblicke und sagte dann:

„Ich errathe Ihre Gedanken. Sie finden mich heute auffallend ernst und verstimmt. Ich will Ihnen den Grund mittheilen. Ich habe mein Testament aus der Verwahrung des Gerichtes zurückgenommen, um einige Zusätze und Abänderungen in demselben zu bewirken. Dies ist bereits geschehen, aber es war für mich ein trauriges Geschäft, nur so Unbedeutendes ändern zu können und die Hauptsache stehen lassen zu müssen. Lieber Freund, ich hätte noch mehr für Sie thun können, aber Gelb macht nicht glücklich. Das habe ich an mir erfahren.“

Diese Worte klangen mir zum Theile räthselhaft, und ich bemerkte daher, ohne dabei irgend an die geschehene Erwähnung meiner Person zu denken, daß es doch wohl ganz in seinem Belieben gestanden habe und noch immer stehe, seinen letzten Willen umzustoßen, und von Grund aus neu aufzurichten. Er erwiderte nur halblaut: „Mein Freund, ich habe einen Sohn gehabt, wie Sie wissen; einen Sohn, der für mich nicht mehr am Leben ist. Für das Gesetz wäre er aber noch am Leben, und deshalb mußte ich es ausdrücklich und feierlich erklären, daß es anders sein sollte. Inzwischen sind Jahre vergangen, allein noch heute konnte und durfte ich das nicht ändern, was vor Gott und Menschen gerecht ist. Mein Haß und Gut fällt nach meinem Tode an das Waisenhaus und die Hospitäler. Mögen diesenigen mein Andenken segnen, die keine Schuld daran tragen, daß sie ohne Eltern und helfende Freunde sind!“

Er hatte also den einzigen Sohn enterbt, ihn auf immer verstoßen. Ich mußte noch einen Schritt weiter gehen, indem ich nach dem Vergehen jenes Bedauernswerthen fragte, da er mir ja einmal Vertrauen geschenkt habe. Er fuhr mit der größten Erregung, die mir noch und nach in einen vollen leidenschaftlichen Ausbruch überging, fort:

„Bedauernswerth nennen Sie ihn? Wer schuldig ist, verdient kein Mitleid. Er hat meinen Willen mit Füßen getreten, meine Liebe für eine Fremde geopfert, seine Hand wider den Vater aufgehoben, als dieser die Unwürdigen mit gerechtem Zorne von sich wies! Ja, er hat Hand an mich legen wollen, um mich zu züchtigen, junger Freund, daß ich meine väterlichen Rechte geltend machte. Das vergesse ich nicht — und wenn ich darüber in Schmerz und Einsamkeit endlich zu Grunde gehe. Mein Wille steht fest, wie sein Trotz feststanden hat und noch immer nicht wankt. Weder lebendig noch todt mag ich sein Vater heißen und niemals, so wahr mir der Himmel gnädig sei, soll der ausgeartete Sohn mein Erbe werden.“

Während dieser Worte war er aufgestanden und heftig im Zimmer auf und nieder gegangen. Jetzt wandte er sich

Digitized by Google

an mich, reichte mir die Hand und sagte mit plötzlich wehmüthiger Umstimmung: „Sie lassen mich diesen Sommer nicht allein?“

Hierauf verließ er das Zimmer und kehrte nicht wieder zurück. Ich suchte daher meine Stube auf und begab mich zur Ruhe, die ich jedoch, mit vielen Zweifeln und Bedenken über das eben Erlebte beschäftigt, nicht so leicht fand. In dem Zimmer über mir hörte ich noch lange Schritte schallen. Natürlich war es der Alte, der in jenem Raume der Erinnerungen an den geliebten — verstoßenen Sohn vergeblich Meister zu werden suchte. Welche Widersprüche im Leben oder vielmehr in der Natur des Menschen, die das Leben bestimmt!

Inzwischen war mein großes Bild fertig geworden und meines Erachtens wohl gelungen. An Fleiß und Hingebung hatte ich es wenigstens nicht fehlen lassen; stützte ich doch hauptsächlich auf diese Arbeit meine leicht gezimmerten Hoffnungen! Das kleine Aquarellgemälde war treu copirt, aber in einem Stücke hatte ich absichtlich eine Fälschung begangen. Das ziemlich vollendete Portrait von Georg leistete mir vortreffliche Dienste, um meinen kleinen Reiter mit einem anderen, größeren, dunkleren Auge zu versehen, so daß mein Bild weit mehr den Enkel, als den Sohn darstellte, obgleich beide schon ohne mein Zuthun eine überraschende Aehnlichkeit besaßen. Jenes Portrait von Georg hatte ich bisher sorgfältig verborgen gehalten und deshalb brauchte ich eine Entdeckung meines Unterschleifs nicht zu befürchten. Nur das Aquarell mußte vernichtet werden, denn es würde bei einer genauen Vergleichung mit meinem Bilde mich verrathen haben.

Es that mir leid um das hübsche Werkchen, welches noch dazu dem alten Herrn so theuer gewesen war. Aber in meiner Arbeit erhielt er ja hinreichenden Ersatz, wie ich hoffen durfte, und mein Zweck war einmal nicht anders zu erreichen. Fest entschlossen musterte ich nochmals mein Bild, gegenüber seinem kleinen Originale, welches ich schon seit einiger Zeit von Glas und Rahmen getrennt hatte, um besser darnach arbeiten zu können. Das Original brauchte sich der Copie wahrhaftig nicht zu schämen; frisch und lebendig trat diese in ganzer Größe aus dem Rahmen heraus, und wer Georg kannte und Wolf, der mochte glauben, sie hier leibhaftig vor sich zu sehen!

Und nun entleerte sich der tief-schwarze Inhalt eines Farbentopfes unbarmherzig über dem kleineren Bilde, welches hierdurch fast unkenntlich wurde und nicht wieder herzustellen war. Leise bat ich den Himmel, daß dieser Opfertod kein vergeblicher sein möchte, und ging, um den alten Herrn, unter gleichzeitiger Meldung von dem verdrießlichen Unfalle, zur Besichtigung des neuen Werkes einzuladen.

Er war sehr mißmuthig über diesen Verlust, mißmuthiger, als ich geglaubt hatte. Konnte er doch noch nicht wissen, welchen Ersatz ich ihm in den letzten entscheidenden Tagen geschaffen haben würde! Doch er folgte mir auf mein Zimmer, welches, gerade als wir eintraten, hell von der Sonne erleuchtet war. Das große Bild, an günstiger Stelle angebracht, verfehlte den gewünschten Eindruck nicht. Mein Wirth — weit entfernt, den im Ganzen nicht allzu auffälligen Unterschied der Augen zu bemerken — war von der Wirkung der fertigen Arbeit entzückt, drückte mir dankbar die Hand und bat mich, nachdem er wieder im Stande war seinen Empfindungen Worte zu geben, zu wiederholten Malen um Verzeihung, wegen seiner vorigen Unfreundlichkeit beim Empfange der Nachricht über das verdorbene Bildchen. „Das ist Alfred!“ rief er, „das ist Alfred, wie er vor meiner Seele steht! Und das ist dein Ahne, alter Wolf, der meinen lieben Jungen treu und auch so ein verständiges Thier war, wie du!“ Wolf bekräftigte dieses Urtheil mit einem so energischen Bellen, daß das Vergnügen des alten Herrn hierdurch wesentlich erhöht wurde. Der neuliche Zorn, die jetzige Weichherzigkeit; der verstockte Mißmuth und Starrsinn, die heutige, fast kindische Freude über das Bild — waren dies Gegensätze! Der Mann sah äußerlich stärker und kräftiger aus; innerlich war sein Wesen entweder bereits von den Jahren gebrochen, oder es litt an einer ursprünglichen, bei leidenschaftlichen Naturen nicht seltenen Schwäche.

Von nun an nahm ich öfters Veranlassung, an meinen baldigen Aufbruch zu erinnern. Denn das, was ich beabsichtigte, konnte jeden Tag geschehen, wenn der Abschiedstermin einmal festgesetzt war. Mein Wirth wollte vom Gehen nichts wissen und meinte, daß ich in der Umgegend noch vollauf zu thun hätte, wenn ich gewissenhaft wäre. Bisweilen sprach er auch mit offenbarer Bewegung davon, wie schmerzlich er die Einsamkeit empfinden werde, wenn ich das Schloß wieder verlassen haben würde. Er habe nicht wohl daran gethan, sich an meinen Umgang zu gewöhnen und der Einsamkeit auf einige Zeit zu entsagen, denn die Oede werde ihm nun um so lästiger fallen. Allein es sei ihm nicht möglich gewesen, damals im Walde der Versuchung zu widerstehen, ein so liebes, treuherziges Menschengesicht, an dem auch Wolf solches Gefallen gefunden habe, für sein Gewässer aufzunfischen!

Doch eine Woche verging nach der andern und ich durfte nicht überwäßig säumen, so glücklich ich auch jetzt war im Besitze von so vielem Guten, unter einem Dache mit Lina, welche ich liebte. Der Alte bat mich dann wenigstens noch bis zu seinem Geburtstage im August hier zu bleiben, den er nur ungern wieder allein verleben würde; so wenig er sonst von dem Tage halte. Von Lina wußte ich bereits, daß auf diesen Tag auch Alfred's Geburtstag fiel, und daß der alte Herr denselben regelmäßig in der traurigsten und bittersten Stimmung hindringe. Damit setzte ich rasch die Ausführung meines schon längst gefaßten Planes in Verbindung, und versprach dem Schloßherrn gern nach seinem Wunsche bis dahin zu verweilen, wenn er mir die Zusage ertheile, an diesem Tage ein kleines Geschenk von mir gütig annehmen zu wollen, welches ich ihm durch Wolf, der ja eigentlich auch mich in's Haus gebracht habe, überseuden werde. Jener versprach dies unbedenklich mit der Bemerkung, daß er weder von mir, noch von Wolf eine schlimme Gabe erwarte, und — ich blieb.

Der 20 August, des Vaters und Sohnes Geburtstag, kam rasch herbei und mit ihm die Zeit des Abschieds. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung von Lina fiel mir gar oft schwer auf das Herz. Jedoch war ich entschlossen, ihr — ehe ich fortzog — meine Neigung zu entdecken und sie zu bitten, dereinst die Meinige zu werden. Ich durfte ja hoffen, in nicht gar zu langer Zeit ihr ein sichres, bescheidenes Loos an meiner Hand bieten zu können. Kaum zweifelte ich an ihrer Einwilligung. Sie begegnete mir so freund-

Digitized by Google

schaftlich, so vertrauensvoll, wie dies von einem gleichgültigen Verkehre zwischen bloßen Bekannten nimmer zu erwarten stand. Aber vor Allem, und ehe ich daran dachte das eigne Glück zu sichern, wollte ich mein Friedenswerk treulich und nach besten Kräften zum Ende führen. Sehr erwünscht war es mir, daß inzwischen der Alte an meinem Bilde, welches oben in dem früheren Wohnzimmer Alfred's aufgehängt worden war, fortwährend das größte Gefallen zeigte, vor demselben, wie ich wußte, halbe Stunden lang in stiller Betrachtung verweilte, und jetzt öfter, als je, gegen mich äußerte, daß ihm der Gedanke an die neue Vereinsamung nach meinem Weggange faſt unerträglich sei. Ob ich nicht ganz bei ihm bleiben wollte? — An diesen Platz gehörten Andere, Berechtigtere, als ich: sonſt wäre ich wohl zu bewegen gewesen, zumal wenn Lina —! Ich durfte mich derartigen Gedankenſpielen nicht allzusehr hingeben und sagte mir oft: „So Gott will, werden die freundlichen Zimmer des Hauſes auch ohne Dich nicht länger verlaſſen stehen!"

Am Tage vor dem 20. Auguſt erbat ich mir von meinem Wirthe das schon früher benutzte Pferd, um im nächsten Städtchen einige nothwendige Einkäufe zu machen und noch heute, wenn auch erſt ſpät am Abend, zurückkehren zu können. Meine Bitte wurde unbedenklich gewährt, und nach einem scharfen Ritte kam ich bei guter Zeit an meiner früheren Station an. Nachdem ich das Pferd im Gaſthofe untergebracht hatte, begab ich mich sofort in Alfred's Wohnung, sehr gespannt, wie ich von meinen Freunden aufgenommen werden würde. Ich traf Alle zu Hauſe. Alfred lag, anscheinend sehr unwohl, auf dem Sopha, Agnes saß an ihrer gewöhnlichen Stelle am Fenſter, und Georg trieb ſich mit einem hölzernen Pferde im Zimmer herum. Nach einem herzlichen Willkommen, der mir zu Theil wurde, erfuhr ich von ihnen mancherlei, was seit meiner Abweſenheit ſie hart betroffen hatte. Alfred war nicht nur in eine ſchwere Krankheit verfallen, an deren Folgen er noch jetzt litt, ſondern hatte auch den beſten Theil ſeiner bisherigen Beſchäftigung verloren, ſo, daß er ſich genöthigt ſah, demnächſt ein anderweites genügenderes Unterkommen außerhalb des Städtchens zu ſuchen. Nur mußte er vor allen Dingen erſt ſeine vollkommene Genesung mit möglichſter Geduld abwarten. Wie ſehr ihn die gegenwärtige Lage niederdrückte, konnte ich mehr von ſeinem Ausſehen entnehmen, welches nicht blos krankhaft war, als aus ſeinen Worten und ſeinem Benehmen folgern, worin er keine Veränderung blicken ließ. Im Gegentheile bemühte er ſich ſichtlich, sorglos und gefaßt, ja sogar heiter zu erſcheinen. Auch Agnes war ganz dieſelbe in ihrer äußeren Ruhe und ſicheren Selbſtbeherrſchung bei gewiß mächtig erregtem Inneren. Denn ſtand ſie nicht mit ihrem Kinde an einem furchtbaren Abgrunde? Wenn dieſer eine, ihr geliebter Gatte, nicht mehr für ſie arbeiten konnte, wenn ihn die Krankheit in dauernde Feſſeln ſchlug, oder ihn gar der Tod von ihrer Seite riß: wo fand ſie Troſt und Hülfe in ihrer Verlaſſenheit? Und dennoch hatte ſie für die Welt nur den einen, faſt gleichgültigen Blick, auf den ein Mehr oder Weniger von dem bittern Inhalte des Lebens keinen bemerkbaren Einfluß übte. Ich mußte ihnen nun auch von mir erzählen. Ich that es mit Verſchweigung alles deſſen, was ſich auf meinen Aufenthalt im Schloſſe und ihren Vater bezog. Doch faßte ich mich kurz und eilte zur Hauptſache. Ich ſagte ihnen, daß ich mit einer großen Bitte hierher käme. Ich wäre verhindert, noch einmal dieſen Ort zu beſuchen, wie ich anfangs gewollt habe und müße früher nach Hauſe zurückkehren, als ich geglaubt. Nun möchte ich aber doch gern das Portrait von Georg vollenden, welches ich für ſie angefangen; um ſo mehr, als es mir im Allgemeinen ſo gut zu gelingen ſcheine. Dazu bedürfte ich jedoch unbedingt noch für einige Stunden des Knaben ſelbſt und ich erſuche ſie daher dringend, mir meinen kleinen Freund auf einen einzigen Tag mitzugeben. Ich verſpräche Ihnen auf Ehre und Gewiſſen, Georg wie meinen Augapfel zu hüten und glaubte auch, daß dieſer mich nicht ungern auf meinem ſichren Pferde begleiten werde.

Georg, welcher dem Geſpräche mit gewohnter Aufmerkſamkeit gefolgt war, klatſchte vor Freuden in die Hände und fiel den Eltern mit der Bitte um den Hals, ihn mit mir gehen zu laſſen. Ich kannte ſchon ſeine Anhänglichkeit an mich und war bemüht gewesen, inzwiſchen die kleine Entfremdung unter uns durch allerlei Liebkoſungen zu beſeitigen. Dem Vater ſchien mein Vorſchlag nicht beſonders zu gefallen, obgleich er nicht geradezu widerſprach. Agnes aber erklärte nach kurzer Ueberlegung — und ich glaubte in ihrem Geſichte zu leſen, daß eine unbeſtimmte Ahnung in ihr aufſtieg, welche glücklicher Weiſe Alfred fremd blieb, — daß ſie kein Bedenken trage, mir den Kleinen bis morgen zu überlaſſen. Die Sache erſcheine zwar ein wenig abenteuerlich, ſei aber doch im Grunde höchſt vernünftig und verſpreche ihnen ein wohlgelungenes Portrait, Georg aber einen vergnügten Tag bei ſeinem lieben Freunde Bernhard, von dem er ja alle Tage mit Sehnſucht geſprochen habe. Alfred ſtimmte endlich bei; die Unbedenklichkeit ſeiner Frau beſeitigte die anfänglichen Zweifel, welche er zu hegen ſchien. Die Garderobe Georg's wurde nach meiner Auswahl beſorgt und nach einigen Stunden der Raſt und lebhaften Geſprächs erhielt ich den anmuthigen Knaben von ſeinen Eltern gegen das heilige Verſprechen übergeben, ihn morgen Abends wohl und unverſehrt in eigner Perſon zurückbringen zu wollen. Agnes weinte, als ſie den Liebling ihres Herzens von ſich gab; Alfred aber wurde ſehr unruhig und hätte ſeine Einwilligung wohl gern zurückgenommen, wenn er mich nicht zu beleidigen fürchtete. Ich ſetzte Georg, der ſehr heiter und fröhlich war und gar keine Angſt zeigte, vor mich hin auf das Pferd, umſchlang ihn feſt mit dem einen Arme und ritt wie weiland der Vater im Erlkönig, nur unter günſtigeren atmoſphäriſchen Verhältniſſen, mit meinem Schützling davon.

Es war völlig dunkel, als ich auf dem Schloße ankam, ſo daß ich Georg unbemerkt in die Wohnung des Förſters bringen und Lina zur einſtweiligen Pflege anvertrauen konnte. Sie war entzückt über den Knaben, den ſie noch nie geſehen hatte, und ſtaunte über deſſen ſprechende Aehnlichkeit mit meinem Bilde von Alfred in deſſen Kindheitsjahren. Auch der Förſter konnte ſich an dem kleinen, blonden Burſchen, der ſich bald heimiſch fühlte, nicht ſatt ſehen, wobei er ſich 25 Jahre zurückverſetzt und den jungen Herrn Alfred zu erblicken glaubte, wie er damals der allgemeine Liebling der Leute ringsum gewesen ſei. Er, wie ſeine Tochter, theilten meine Hoffnung auf den Erfolg des morgenden Tages, welcher ja lediglich auf die unabweisbare Stimme des Herzens und jenes wunderbare Spiel der Natur in den Geſichtszügen ihrer Kinder gebaut werden ſollte. Georg blieb dieſe Nacht

Digitized by Google

in der Försterwohnung; ich selbst besuchte noch, wie gewöhnlich, den alten Herrn, den ich heute von nichts anderm unterhielt, als von dem drückenden Gefühle der Vereinsamung, welches auch mir — dem früh Verwaisten — gar oft schon im Leben nahe getreten und das bitterste sei, was den Menschen betreffen könne. Ich durfte überzeugt sein, daß ich heute für einen recht unbesonnenen, rücksichtslosen Schwätzer gehalten wurde, wenn nicht etwa jedes herbe Urtheil über mich an dem merkwürdigen Wohlwollen scheiterte, dessen ich mich hier unverdienter Weise zu erfreuen hatte.

Nach einer, für mich ziemlich schlaflosen Nacht brach endlich der Morgen an. Schon früh hörte ich den Schloßherrn in dem Zimmer über mir auf- und niedergehen, um sich dabei an dem Anblicke seines einzigen Kindes zu weiden, zu einer Zeit, wo noch keine unnatürliche Scheidewand zwischen den nahverwandten Seelen aufgerichtet war! O daß ihn der Gedanke an jene glückliche Periode seines Lebens mit aller Macht ergriffen, den tief eingewurzelten Groll in seiner Grundveste erschüttert hätte; an einem Tage, der ihm, wie dem Sohne, dereinst das Leben geschenkt!

Lange genug blieb er oben, um sein Herz von der Erinnerung an die Vergangenheit erweichen zu lassen. Ob es geschehen, wußte ich nicht. Als ich ihm später auf seinem Zimmer Glück wünschte, war er ernst und wohlwollend, wie immer. Dann ging er nach täglicher Gewohnheit mit einem Buche hinunter in die Anlagen vor dem Schlosse, welche sich an dessen weniger steilen Seite befanden, um dort auf einer, zwischen verschiedenem dichten Buschwerk angebrachten Bank ein Stündchen zu lesen. Dort wollte ich ihm mein, schon in Aussicht gestelltes Geburtstagsgeschenk überreichen.

Mit einiger Anstrengung lockte ich Wolf von seinem Herrn hinweg und nahm ihn mit mir in die Försterwohnung, wo mich Lina, ihr Vater und Georg, die ersteren nicht ohne Aufregung, bereits erwarteten.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Georg wurde mit dem Hunde, so gut es in der Eile gehen wollte, bekannt gemacht, und faßte leicht den Muth, auf dessen Rücken im Zimmer herumzureiten. Wolf machte gute Miene zum ungewohnten Spiele; vielleicht tröstete ihn der Gedanke an seinen Ahnen über die kleine Demüthigung, zum Reitpferde eines Kindes herabgewürdigt zu werden. Ein großer Strauß Feldblumen lag durch Lina's Fürsorge ebenfalls bereit. Nun nahm ich meinen kleinen Freund vor und sagte ihm, daß ich ihn jetzt zu seinem Großvater, dem graubärtigen, alten Mann auf dem Bilde daheim, bringen werde. Er solle demselben nur einen Blumenstrauß überreichen, ihm die Hand küssen und reden, was er immer wolle, namentlich von seinen Eltern. Zu fürchten brauche er sich nicht, denn ich würde ganz in der Nähe bleiben und ihn bald wieder abholen.

Der Knabe war anfangs doch ein wenig zweifelhaft, und hatte Lust, über meine Zumuthung zu weinen. Denn der Gedanke an den Großvater mochte seiner kindlichen Phantasie, nach dem bereits Erzählten, immerhin abschreckend sein. Doch ich sagte ihm, daß der Großvater jetzt ganz freundlich und seine eigenen Eltern sehr glücklich sein würden, besonders die Mutter, wenn er mit dem Großvater wie ein gutes, liebes Kind gesprochen habe. Ein beherzter Junge war Georg, und er ließ sich daher endlich überreden. So folgte er mir nebst Wolf, den ich an einem Tuche führte, hinaus in die Anlagen. Lina und ihr Vater blieben in gespannter Erwartung zurück.

Hinter dem Buschwerke vor der Bank, wo der alte zu lesen pflegte, machte ich Halt. Jener war gerade, wie mich ein vorsichtiger Blick durch die Zweige lehrte, in Gedanken versunken, hatte das Buch aus der Hand gelegt und blickte trübe vor sich hin. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese in sich versunkene, hohe, graue Gestalt in ihrer selbstquälerischen Einsamkeit. Aber der Augenblick gestattete keine langen Betrachtungen. Ich hob Georg auf den Hund, ließ ihn mit der einen Hand sich am Halsbande des Thieres festhalten, mit der andern aber den Blumenstrauß fassen, und musterte noch einmal mein Werk. Ja, es war das lebendig gewordene Bild aus dem Wohnzimmer Alfred's; ich durfte auf seine Wirkung bauen! Nun, so gehe denn hin in Gottes Namen und mit Gottes reichstem Segen! Ich ließ das Thier los, und ungeduldig trabte es aus dem Buschwerke heraus, auf seinen Herrn zu, welchen ich im Hintergrunde nicht aus den Augen verlor. Das, was ich jetzt sah, versuche ich nicht zu beschreiben. Wie von einem Zauberschlage gerührt, starrte der Alte auf die herannahende Erscheinung. War es Traum, war es Wirklichkeit? War es sein Kind, sein theures, einziges Kind, welches ihm von Neuem geschenkt wurde? Waren die letztverflossenen fünfundzwanzig Jahre mit all' den Kränkungen und Schmerzen, welche in ihnen zerstreut lagen, nur eine Trübung des Bewußtseins, welches erst jetzt wieder zu voller, lebensfroher Klarheit erwachte?

Georg reichte ihm weinend — denn die Aufgabe war für ihn schwer genug! — den Blumenstrauß hin und wollte ihm die Hand küssen, immer noch auf dem Rücken Wolf's sitzend, der dicht neben dem Herrn stand. Der Alte war übermannt, nahm das Kind in seine Arme und küßte es mit zärtlichster Liebe. Da trat ich aus meinem Versteck hervor und rief: „Herr Baron, meine Geburtstagsgabe: der wieder auferstandene Alfred!"

Was in seinem Innern vorging, weiß ich nicht; aber deutlich war es mir, daß er mit einem Male den ganzen Zusammenhang durchschaute, obgleich er seit der Trennung von Alfred gewiß nie Erkundigungen über denselben eingezogen hatte, und daher auch von Georg's Dasein keine Kenntniß haben konnte. Zu mir sagte er kein Wort; er ergriff meine Hand und drückte sie herzlich. Dann nahm er Georg auf den Schoß und streichelte seine vollen Locken. Das Kind wurde allmälich zutraulicher und erzählte von seinen Eltern. Wir gingen hierauf in das Haus zurück, um das Wohnzimmer Alfred's zu besuchen, und das Bild mit dem eigentlichen Originale zu vergleichen. Georg jubelte, als er sich so groß und stattlich abgebildet sah. Sein Großvater, der noch immer nicht zu sprechen vermochte, ging einen Augenblick hinunter auf seine Stube und kehrte mit Papieren zurück. Er zeigte auf dieselben schweigend hin: es war sein Testament mit Zusätzen. Dann zerriß er Alles und gab die Ueberreste an Georg, damit er sie zum Fenster hinauswerfen solle. Nachdem dies geschehen, sagte er mir leise in's Ohr: „Das soll mein Erbe werden, und kein anderer." Hocherfreut fragte ich ihn hinwiederum: „Soll der Kleine schon heute Abschied nehmen, oder darf ich noch andere herbeiholen, ohne die er nicht sein kann?" — „Thun Sie, was Sie denken," war die Antwort. „Sie finden immer das Rechte."

Digitized by Google

Und ich ſaß wieder zu Pferde und eilte wie ein Courier hinüber zu meinen Freunden. Sie geriethen in große Angſt, als ich ohne Georg kam. Bald erlöſte ich ſie von der Sorge. Tief bewegt, wie ich war, konnte ich keine lange Einleitung machen. „Georg iſt gut aufgehoben,“ rief ich, „in den Armen eines Großvaters, der alles vergeſſen will; in einem Hauſe, das ihm dereinſt mit allen ſeinen Schätzen gehören ſoll. Eilen Sie mit mir, um noch heute den ganzen Segen des Himmels in Frieden und Verſöhnung zu genießen!“

Agnes war außer ſich vor Wonne und fiel mit einem Strome von Freudenthränen ihrem Gatten um den Hals. Alfred ſchien mehr ergriffen, als erfreut zu ſein; das Bewußtſein ſeines Unrechtes mochte ihn wohl niederdrücken. Beide dankten mir in einer Weiſe, die ich nie vergeſſen werde. Nach einer Stunde fuhren ſie, von mir zu Pferde begleitet, nach dem Schloſſe.

Viele Dinge entziehen ſich einer ungezwungenen Schilderung. Dahin gehört das allmälige Wiederannähren und geiſtige Zurechtfinden ſolcher, welche lange in unnatürlicher Weiſe getrennt lebten und nun plötzlich den ernſten Willen zeigen, den Bund der Liebe und Treue in allen Stücken zu erneuern. Georg vermittelte zwiſchen dem Alten und dem Sohne; auch in dieſer Beziehung war ſeiner kindlichen Unbefangenheit und ſeinem unſchuldigen Frohſinn das meiſte zu verdanken. Wohlthuend aber wirkte auf mich beſonders die Art, wie der alte Herr der Schwiegertochter begegnete. Mit dem Kuß auf die edle Stirne, welchen er Agnes gegeben hatte, ſchien der alte Groll gegen ſie völlig erloſchen zu ſein, und er zeichnete die Tochter nicht unmerklich vor dem Sohne aus. So erntete ſie denn zu meiner Freude den Lohn dafür, daß ſie dereinſt zur Verſöhnung mit einem Vater geſprochen hatte, von dem gerade ſie am bitterſten beleidigt, am ungerechteſten zurückgeſtoßen worden war.

Noch am Abend dieſes ereignißvollen Tages, als ſich Alfred und Agnes mit ihrem Kinde in die für ſie beſtimmten Zimmer begeben hatten, um ſich ein wenig von ihrer äußeren und inneren Aufregung zu erholen, und auch der alte Herr einſamer Ruhe pflegte, ging ich hinüber in die Förſterwohnung, um Lina aufzuſuchen. Nun durfte ich ja ernſtlich an mein eigenes Glück denken, nachdem jene wichtigſte und heiligſte Aufgabe, welche ich mir geſtellt hatte, ſo viel an mir lag, erfüllt war. Ich traf Lina in ihrem Gärtchen allein, wie am erſten Tage, mit dem Abwarten der kleinen Beete beſchäftigt.

Es war ein herrlicher, warmer Sommerabend; drüben über dem Walde ſtieg der Mond prächtig und blutroth in die Höhe. Mir war es beſangener und wehmüthiger um das Herz, als jemals. Und doch hatte ich einen ſo unendlich ſegensreichen Tag erlebt. Durfte ich denn nicht auch für mich hoffen? Ich ergriff Lina's Hand und ſprach in einfachen Worten meine Empfindungen, meine Pläne für die Zukunft, meine heißen Wünſche aus. Sie hörte mir ſchweigend bis zum Ende zu und weinte heftig, ohne ein einziges Wort hervorbringen zu können. War dies freudige Ueberraſchung? war ſie ſich eines Unrechtes gegen mich bewußt? „Bernhard,“ begann ſie nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, aber ſie vollendete nicht, was ſie hatte ſagen wollen. Sie zeigte mir nur einen ſchmalen goldenen Ring an ihrem Finger, welchen ich nie zuvor geſehen, drückte meine Hand und ließ mich allein! Sie gehörte einem andern an, doch ihr Herz? — — —

So war der vorteilige Glückstraum zerronnen, den ich mit verſteckter Selbſtſucht neben anderen, uneigennützigen Hoffnungen liebevoll gehegt und gepflegt hatte. Eine halbe Stunde nachher ſtand ich einſam an den weit geöffneten Flügeln des ſchon erwähnten großen Eſſenſters im Schloſſe. Nur die eiſerne Brüſtung trennte mich von dem furchtbaren Abgrunde, in deſſen ganze Tiefe ich bei dem hellen Mondeslichte hinabblickte. Was galt mir in dieſem Augenblicke das Leben? Wer ſie kennt, die Macht der erſten, reinen, hoffnungsgenährten Liebe, und den Schmerz über ihre jähe Zertrümmerung, begreift die volle Schwere jenes unbewachten Augenblicks. Ich überwand ihn, wie der Menſch ſo vieles überwindet, an deſſen Folgen er dennoch im Momente des prahleriſchen Rühmens unbewußt leidet.

Am andern Tage reiſte ich ab, denn meines Weilens hier durfte nicht länger ſein und alle Vorſtellungen waren umſonſt. Bald darauf ging ich mit einem Reiſeſtipendium des alten Herrn — dem Einzigen, was ich von deſſen großmüthigen Anerbietungen annehmen zu dürfen glaubte — nach Rom, wo ich ein Jahr und darüber verlebte. So blühte mir noch die früher ſo heiß erſehnte italieniſche Reiſe. Jetzt aber gewährte ſie mir, ſtatt künſtleriſcher Weihe, nur Troſt gegen die anſtrömenden Erinnerungen. Lina und Schloß March blieben unvergeſſen, und als ich wieder in die Heimath zurückkehrte, brach die Wunde von neuem auf.

Ich bin Portraitmaler geblieben. Im ſteten Kampf mit der einen herben Erinnerung gelang es mir nicht, auf einem anderen Gebiete der Kunſt meinen eigenen Anforderungen gerecht zu werden, und ich verſtand es, mich freiwillig zu beſchränken. War es doch auch, als ob ich unter den Hunderten von Menſchenantlitzen, mit denen mich mein Beruf zuſammen führte, eine zweite Lina finden müßte, die mich Vergeſſenheit lehrte! Aber ich bin einſam geblieben und habe nicht vergeſſen. Nur die Ueberzeugung gewann ich, daß zum ſchaffenden Künſtler entweder größeres Selbſtbewußtſein, oder mehr Selbſtentäußerung gehöre, als ich beides beſaß.

Schloß March betrat ich nie wieder. Es iſt aber, wie ich vernahm, ſeitdem ein glückliches, geſegnetes Haus geworden und mein Bild, das Zeugniß von meinen damaligen Sommerſtudien, hängt ſicher noch an ſeiner alten, geweihten Stelle. —

Digitized by Google

Eine Wanderung durch die Glyptothek in München.

Von Prof. Dr. L. Roack.

„Schöne Welt wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach! nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!"

Schiller.

In mehrfacher Rücksicht war es nur ein einseitiges, blos zum Theil gerechtfertigtes Gefühl von Trauer über den Untergang des alten griechischen Lebens, was dem Dichter der „Götter Griechenlands" jene wehmüthige Klage auspreßte. Verloren geht nichts, was wirklich und wahrhaft gelebt hat: so im Reiche der Natur, wie in der Welt des Geistes. Wie dort im ewigen Kreislauf des Lebens, durch unendliche Mischungen und Wandelungen der Stoff zu immer neuen Formen sich verjüngt, so geht im weltgeschichtlichen Leben der Menschheit keine geistige Errungenschaft, zu welcher Zeit es auch sei, wirkungs- und energielos in den dunklen Schooß des Allgemeinen blos zurück, ohne zugleich in die nachfolgende geistige Entwickelung des Völkerlebens mit aufgenommen, als befruchtender Keim im Culturleben späterer Generationen lebendig fortzuwirken. Darum ist das Wesen und der Kern des hellenischen Geisteslebens, weil sich die Nachwelt mit dem Marke desselben genährt hat, auch nach dem äußeren Untergang der griechischen Welt, für alle Zukunft des Menschenlebens unverkümmert erhalten. In solcher Gestalt unverloren blieben sie sogar dann noch, wenn die Werke, die der griechische Genius in Kunst und Wissenschaft gestaltungskräftig aus sich hervorgebracht hat, bis auf die letzten sichtbaren Reste spurlos aus den Archiven der Vergangenheit verschwunden wären. Und nur elegische Ueberspannung des poetischen Gefühls konnte darum Schillern zu der poetischen Phrase verleiten, als ob die Götter Griechenlands „müßig zum Dichterlande heimgekehrt" seien und von ihrem „lebenswarmen Bilde" nur der „Schatten" zurückgeblieben wäre, zu dem Ausrufe, der gerade in seinem Munde am wenigsten ernsthaft zu nehmen ist:

„Ja, sie kehrten heim, und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhen;
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen."

Nein! Nicht auf des Pindus Höhen, in den Gesängen der Dichter allein, leben die Götter Griechenlands unsterblich fort. Mehr noch und in höherem Sinne sind sie aus der Zeit in die Ewigkeit gerettet in den uns erhaltenen Denkmälern griechischer Bildnerkunst. Sie leben hier fort für Jeden, der den Stein, in den der Künstler die Seele des Gottes gebannt, mit der Macht der wiedergebärenden Phantasie zum Leben zu erlösen versteht; sie leben dann nicht „müßig" und „unnütz" als bloße Gebilde der willkührlich erfindenden Phantasie, die mit dem entschwundenen Glauben an ihre göttliche Bedeutung auch ihren Werth verloren hätten, sondern vielmehr als unsterbliche Gestalten der ewigen Schönheit, in welcher der Grieche sich selbst malte, seines innern Lebens Fülle, seines Geistes Leben und Streben in sichtbar-lebendiger Gegenwart vor die Anschauung hinstellte.

Mit solchem Sinne treten wir in das prachtvolle Pantheon, in welchem auf der Kiesbeene der Maximiliansvorstadt München's König Ludwig die von ihm seit Jahrzehenden gesammelten Reste hellenischer Plastik aufstellen ließ. Lassen wir das Aeußere des Prachtgebäudes, den Portikus mit seinen ionischen Säulen, das Giebelfeld mit der Darstellung der verschiedenen Thätigkeiten des plastischen Künstlers, die reiche Pracht der farbenglänzenden Ornamente des Innern und selbst die Festsäle des Cornelius, in deren herrlichen Freskengemälden der große Maler das homerische Götter- und Heroen-Epos künstlerisch wiedergeboren, vor die Anschauung gezaubert hat: — lassen wir dies Alles, so sehr es Auge und Sinn zu fesseln vermag, als doch immer nur dienende Nebensache bei Seite liegen, und wallen wir durch die Hauptsäle dieses, in seiner Art einzigen Pantheon, in welchem, wie im Olymp versammelt, die hellenischen Götter und Heroen in lebendiger Gegenwart sichtbar vor Augen treten!

Aber wie? in lebendiger Gegenwart? Die Bildsäulen athmen ja nicht, der Marmor ist ja von keinem Pulsschlag bewegt, das Erz von keinem Blute erwärmet? Wo wäre hier das Leben zu suchen, wo wir uns weit eher in der Todtenbehausung verschwundener Lebensherrlichkeit zu finden glauben?

So scheint es allerdings dem, der zum erstenmale in diesen durch die Gestalten der Vergangenheit geheiligten Räumen wandelt. Aber wo überhaupt wird der echte Genuß des Lebens mühelos gewonnen, wo anders als durch Arbeit errungen? Und wie könnte das Leben der ewigen Schönheit das Menschengemüth wahrhaft und tief anders entzücken, als auf dem Wege ernster, hingebender, sich selbst verläugnender Liebe? Darum lehre nur öfter wieder zur Wallfahrt in das Pantheon der Götter und Heroen, und du wirst finden, daß du das Leben hier keineswegs bei den Todten suchst. Was ein griechischer Dichter von der Niobe des Praxiteles sagte, gilt gleichermaßen von allen Bildwerken

Digitized by Google

griechischer Kunst, die, obwohl schweigend, doch beredt genug verkündigen:

„Aus Stein hat
Uns die bildende Hand, Seele und Leben verliehen."

Dieser versteinerte Olymp bedarf nur des belebenden Hauches der Phantasie, eben derselben Kraft, welche die Gestalten in's Dasein rief, um sie aus ihrem Marmorgrabe als wirklich gegenwärtige Seelen der ewigen Götter und schöner, göttlicher Menschen auferstehen zu lassen.

Dazu hilft freilich nur die Anschauung des Originals selbst, dessen seelenvoll verschlossenes Geheimniß sogar der „geschwätzige" Gyps auch im besten Abguß nur unvollkommen zu offenbaren vermag, geschweige daß das Schattenbild einer Zeichnung von dem feinsten Hauche des über die antiken Bildwerke ausgegossenen Lebens auch nur von Weitem eine Ahnung zu geben vermöchte. Und überdies will — wie ein geistvoller Aesthetiker sagt — das Bildwerk gesucht sein, ohne daß es selbst sucht; beim ersten Anblick trennt es sich vom Zuschauer durch eine feste Scheidewand; es sagt: was geht es mich an, wenn du mich liebst? aber es weiß doch, daß es geliebt werden muß. Die Liebe ist eine ernste; die Natur will, wie eine charaktervolle und tiefe weibliche Natur, erst verstanden sein, ehe sie geliebt wird. Darum offenbart sich dem Beschauer des Sculpturbildes erst dann, wenn er sich über sich selbst erhoben hat, hinter der starren Kälte und abweisenden Strenge des Marmorbildes der warme Hauch des seelenvollsten Lebens und der anmuthvolle Reiz der vollendeten Schönheit, so wie unter der Schneedecke des hohen Gebirgrückens das frische Frühlingsgrün der Alpenpflanze den Blick des Wanderers als Lohn für sein mühevolles Suchen erquickt.

Bei den alten Griechen hatte sich eine Reihe geschichtlicher und nationaler Momente glücklich vereinigt, um die plastische Kunst zu einer seitdem in der Weltgeschichte nie wieder erreichten Höhe der Vollendung zu erheben. Die Phantasie der Griechen war selbst durch und durch künstlerisch und zwar vorwaltend plastisch; die Kunst war recht eigentlich die entsprechende Ausdrucksweise des griechischen Geistes, das innerste Lebenselement, die Seele dieses in der Geschichte einzig dastehenden Volkes. Das ganze Leben der Griechen war schön, künstlerisch, plastisch, und so folgte auch ihre Kunst dem Leben und schlang ihren glänzenden Faden durch alle Formen und Gebiete des Volkslebens. Das schöne, glückliche Ebenmaß und harmonische Gleichgewicht des ganzen, ungetheilten menschlichen Wesens, des Aeußern und Innern, Sinnlichen und Geistigen war die unterscheidende Grundeigenthümlichkeit des griechischen Volksgeistes, in dessen Wesen der später eingetretene Bruch zwischen Natur und Geist noch harmonisch ausgeglichen, zu schöner Einheit verklärt war. Und diesem eigenthümlichen nationalen Grundtypus mußte die plastische Kunst, als die Kunst der wirklichen persönlichen Gestalt, vorzugsweise entsprechen. Ist ja doch die persönliche Gestalt selbst wesentlich diese Einheit und Harmonie des Sinnlichen und Geistigen, des Aeußern und Innern. Die Plastik giebt vorzugsweise, wie keine andere Kunstweise, das persönliche Ideal selbst, d. h. die Persönlichkeit in ihrer Ganzheit und ungebrochenen Einheit, in gleichsam Einem Guße, die beseelte organische Gestalt, als das von der Seele selbst getriebene Gewächs, als den lebendigen Bau der Seele. Indem sich die Phantasie der Griechen zum erstenmal in der Geschichte zur Anschauung der schönen Gestalt als solcher erhob, trat sie durch die bildende Kunst scharf und bestimmt, zu klarer und gemessener Ruhe in sich abgeschlossen hervor in den Göttern und Heroen, in welchen die Kunst die sichtbar gegenwärtigen Ideale des sinnlich-geistigen Menschenlebens, das zum Ideal verklärte Menschenleben selbst zur Erscheinung brachte. Indem die Plastik, um mit dem griechischen Dichter zu reden, die

„Thaten der Männer und Götter, soviel im Gesange berühmt sind,"

darstellte, führte sie eben nur die allgemeinen und wesenhaften, großen und bleibenden Züge und Formen des Menschlichen, nicht das Wechselnde und Vorübergehende, sondern die Ruhe in der Bewegung, die ewige Ruhe ohne Leidenschaft vor Augen und schuf die Gestalten, wie sie die Natur selbst geschaffen haben würde, wenn sie nicht in weichem Fleisch, sondern in hartem Marmor oder fließendem, glühendem Erze zu bilden hätte. Und darin eben brachten es die Griechen zu einer nie wieder erreichten Höhe der Vollendung, einer Höhe freilich, welche sie selbst nicht mit einem Schritte, sondern nur in allmählichem, aber sicherem Stufenfortschritt erstiegen haben.

Die Stufen dieser Entwickelung, welche die griechische Plastik durchlief, von ihrem ersten Hervorbrechen aus den Kunstanfängen des Orients bis zu ihrer Blüthe und Vollendung, und von da wieder in ihrer Fortsetzung wie in ihrem Verfall zur Zeit der ersten römischen Kaiser, sind in den Sälen der Glyptothek in auseinanderfolgender Reihe vertreten. In seinen Göttern malte sich der Mensch! Dies gilt vor Allem von den griechischen Göttern und ihrer Darstellung durch die bildende Kunst. Wer ganze, volle, ungebrochene Menschen erblicken will, trete als Gast in diese Säle der griechischen Götter und Helden. Hier öffnet sich ein Blick in ein einfach heiteres, naturfrisches, geistig und leiblich gesundes Dasein und in die Tiefe einer vom Jugendhauche der Phantasie reich belebten Welt. Die Schönheit einer vor der höheren Sonne des Geistes, der christlichen Welt, allerdings erblaßten Menschenwelt ist hier in unsterblichen Bildern dargestellt. Einem Gange nach Eleusis, wo die Seele sich reinigt vom Irdischen und Vergänglichen, gleicht solche Wanderung durch die classischen Säle. In diese Gebilde der Schönheit hat der Genius des Griechenvolkes, durch Jahrhunderte seines geschichtlichen Lebens hindurch, seine Seele gelegt. Suchen wir sie auf, diese Seele des Griechenvolkes, in den erhaltenen Denkmalen, die uns hier entgegentreten!

Im ersten, dem sogenannten ägyptischen Saal finden wir so ziemlich die wichtigsten Typen der ägyptischen Kunst in einer Anzahl charakteristischer Exemplare und Proben repräsentirt, durch welche die geschichtlichen Grundlagen und Voraussetzungen angedeutet werden sollen, auf welchen die griechische Plastik ruht, und wovon ausgehend sie ihren eignen nationalen Entwickelungsgang begann. Eine stehende Mumie aus weißem Kalkstein stellt die Figur des mythischen Königs Sesostris vor, an dessen Namen sich eine lange Culturepoche in der ältesten ägyptischen Geschichte knüpft. Der Weltschöpfer Phtha in Zwerggestalt; die ägyptische Natur- und Landesgöttin Isis, die Gemahlin des Osiris; eine schwarze

Digitized by Google

Basaltstatue des Hermes Trismegistos oder des Gottes Thaaut mit dem Sperberkopfe, des Repräsentanten der ägyptischen Weisheit und Wissenschaft; eine schwarze Marmorstatue des Horos, Sohnes der Isis, des symbolischen Repräsentanten der wohlthätigen Sonnenkraft; eine Anzahl sogenannter Stelen oder Votiv- und Grabtafeln, aus weißem Kalkstein oder Alabaster, mit eingegrabenen Zeichnungen und Umrissen, als ersten Versuchen reliefartiger Darstellung, und zwei liegende Sphinxe — dies ist der wichtigste Inhalt dieses Saales.

Der Geist rang sich in Aegypten mächtig aus der Natürlichkeit, in welcher er im Orient noch befangen war, heraus, und eben dieses Ringen ist es, was die ägyptischen Sculpturwerke ausdrücken. Die Götter, obwohl in menschlicher Gestalt auftretend, tragen doch an ihrem Leibe noch die Zeichen und Symbole ihres Ursprungs aus der Natur, insbesondere aus der Thierwelt, thierische Glieder; oft sogar ist das Haupt noch der Kopf eines Thiers und überhaupt der Körper mit den Symbolen physischer Kräfte und thierischen Lebens überladen, noch nicht zu reiner, selbstständiger Menschengestalt herausgehoben. Dies letztere ist erst auf der Stufe der griechischen Kunst der Fall, wo sich aus der menschlichen Gestalt die elementarischen und thierischen Elemente vollständig ausgeschieden haben und das Thierische für sich als selbstständiger Kunstgegenstand danebentritt. Anders dagegen in Aegypten. Gewissermaßen selbst noch als Thiergeist, d. h. noch in seinem natürlichen, niedrig sinnlichen Dasein versenkt, bricht der Geist aus dem Thierleibe hervor und ringt sich zum Menschengeiste auf. So bedeutet die Sphinx recht eigentlich den ägyptischen Volksgeist in seinem wahren Wesen: ein Thierleib mit Jungfrauen-, bisweilen auch Mannskopf. Aus dem Thierleibe schaut in ihr die menschliche Seele hervor; so ist die Sphinx das Symbol der Seele, die zu sich selbst zu kommen, sich selbst zu finden strebte. Die Sphinx spricht das Räthsel des ägyptischen Geistes selbst aus; die griechische Kunst löst das Räthsel, sie verklärt die Natur zur schönen Menschengestalt, welche bei den Griechen die ausschließliche Form für die plastische Darstellung wurde. Der Mensch hatte die Herrschaft über die äußere Naturmacht errungen, und in diesem Siegergefühle vollendete er heiter und freudig die Kreise seines jugendfrischen Daseins. So galt auch die schöne Menschengestalt dem griechischen Bewußtsein als die für den Ausdruck des Göttlichen einzig angemessene Form, das Götterbild als das Portrait des im Geiste gegenwärtig angeschauten Gottes, welches neben dem allgemeinen göttlichen Wesen auch die bestimmte unterscheidende Individualität des Gottes in der äußeren Gestalt zur Erscheinung brachte.

Jedes Geschlecht und Alter, jeder Kreis menschlicher Thätigkeit fand in den plastischen Göttergestalten seinen künstlerischen Ausdruck: die geordnete väterliche Leitung der Natur und des Menschenlebens repräsentirte Zeus, wie nach Seiten des Wasserlebens Poseidon, in welchen beiden zugleich die vollendete Reife männlicher Kraft zur Erscheinung kam; die Würde der Ehefrau und Matrone repräsentirte Here, das Urbild der griechischen Hausfrau; die jungfräuliche Hestia erschien als Vorsteherin des häuslichen Herdes, die mütterliche Demeter als Vorsteherin des Ackerbaus; Hephästos war Meister der in Bearbeitung des Feuers hervortretenden kunstmäßigen Werkthätigkeit; Athene stellte den ordnenden praktischen Vorstand und die sinnende Kunstfertigkeit des bürgerlich-geselligen Lebens dar; Apollo war der Genius des griechischen Volkslebens selbst nach seiner ursprünglichen Reinheit und strengen Idealität, das Urbild der zur Männlichkeit aufstrebenden begeisterten Jugend, und seine jungfräuliche Schwester Artemis repräsentirte die von weiblicher Schwäche freie, hinaustrebende, strenge Jungfrau; die körperliche Kraft und der kriegerische Ungestüm fand in Ares, die sinnlich-reizende Fülle des weiblichen Geschlechts in Aphrodite, die aufbrechende Knospe der Jugend in Genien und Amorinen ihren göttlichen Ausdruck. Den aus der frischen Sinnenfülle des begeistigten Naturlebens sich erhebenden, weicheren und die Strenge Apollon's mildernden Geist des späteren griechischen Lebens vertrat der menschgewordene Gott Dionysos, und die im Kampf und Leiden des Lebens göttlich verklärte Menschheit der Heros Herakles; die Schatten des Todes selbst wurden mit der heitern Gegenwart des diesseitigen Lebens versöhnend vermittelt, einerseits durch die Tochter der Demeter und Gemahlin des Hades, Persephone, anderseits durch den die Seelen zur Schattenwelt geleitenden Götterboten Hermes.

In diesen Kreis führen uns die nächsten Säle der Glyptothek ein. Im Incunabelnsaal beginnt die Reihe der eigentlich griechischen Denkmäler der Plastik. Wir sehen hier dieselbe noch in ihren ältern Anfängen, gewissermaßen in ihrer Wiege (incunabula) vertreten. Obwohl noch an den ägyptischen Kunstcharakter erinnernd, bergen sie gleichwohl schon die Keime freier Entwickelung in sich. Die Kunst ist hier noch mehr oder minder handwerksmäßig, d. h. den Bedürfnissen des häuslichen Lebens und des Cultus dienend und von priesterlichen Traditionen abhängig; die Figuren zeigen eine steife, puppenhafte, bewegungslose Haltung der Glieder; der Flügelschlag der künstlerischen Phantasie ist noch ungelenk und unfrei, der Ausdruck der Gesichter unbehülflich oder gezwungen; Form und Inhalt, Gestalt und Ausdruck fallen noch auseinander, werden nur erst neben einander hingestellt, ohne sich zur Einheit harmonisch zu durchdringen. In den, im Incunabelnsaal aufgestellten, Proben dieser ältern Kunst gehört eine Büste des Hephästos (Vulkan), eine Aphrodite (Venus) mit steifen Gewändern, zwei Statuen von Bacchuspriestern, mehrere Bronze-Reliefs von einem etruzischen Wagen mit getriebener Arbeit, mehrere Candelaberfüße und kleine Sarkophage mit Basreliefs, sowie auch einige Arbeiten der diesen alten Kunststyl absichtlich nachahmenden spätern römischen Kunst.

Um die Zeit der Perserkriege hatte sich die plastische Kunst der Griechen in einzelnen Individuen von schöpferischer Kraft von ihrem ursprünglich unbehülflichen und handwerksmäßigen Charakter loszuringen begonnen und sich einen selbstständigen Boden zu erobern gestrebt. Die zahlreichen Namen von tüchtigen Künstlern, welche uns aus dieser Zeit aufbewahrt sind, zeigen ein reges, lebendiges Streben nach dem Vollkommenen, nach größerer Freiheit und individueller Durchbildung, so daß wir während dieser Zeit die Plastik aus der Incunabelstufe ihrer ältesten Entwickelung, im Zusammenhang mit der wachsenden nationalen Blüthe Griechenlands, in sicherm Fortschreiten dem wahrhaft Schönen entgegengehen sehen. Dieser fortschreitende Kunstcharakter wird in den Denkmälern erkannt, welche im Aeginetensaale der Glyptothek aufgestellt sind.

Digitized by Google

Diese unsterblichen Bildwerke sind im Jahr 1811 unter den Ruinen des dorischen Minerventempels auf der Insel Aegina entdeckt und im folgenden Jahre vom König Ludwig, damaligem Kronprinzen von Baiern, angekauft worden. Das Griechenvolk hatte in den Perserkriegen, der Macht der asiatischen Barbaren gegenüber, den Heldenmuth seiner Jugendkraft glänzend bewährt, und die Seele dieses Heldenvolkes tritt uns in den äginetischen Bildwerken entgegen. Die Naturgruppen der beiden Giebelfelder des Tempels stellen die Kämpfe der äakidischen Helden vor Troja dar; durch diese Darstellung wollte aber der Bildner an die siegreichen Kämpfe der Griechen mit den Persern erinnern, woran die Aegineten lebhaften Antheil genommen hatten; er wollte in den dargestellten Kämpfen des äakidischen Heldenstammes vor Troja die Helden Aegina's, wie sie sich als Nachkommen der Aeakiden faßten, als treue Beistände ihrer Landsleute gegen die Perser verherrlichen. Die Gruppe des westlichen oder hinteren Tempelgiebels, von welcher alle Statuen bis auf eine einzige, ziemlich vollständig erhalten sind, bezieht sich auf den Kampf der Griechen um den Leichnam des Patroklos oder (nach anderer Auffassung) des Achilles. In der Mitte der pyramidalisch geordneten Gruppe steht Athene selbst, als Schutzgöttin und Vorkämpferin der Griechen, links von ihr erscheinen die trojanischen Helden, gegen welche sie schützend und abwehrend den Schild am linken Arm hält, zur Rechten der Göttin die Griechen. Zu den Füßen der Göttin, auf ihrer rechten Seite, liegt der tödtlich Verwundete, mit dem rechten Arm sich am Boden stützend und mit der Linken noch den Schild haltend. Von Seiten der Griechen wird er von einem wild daherstürmenden Helden mit dem Schilde geschützt, der gegen einen von der Trojanerseite mit geschwungenem Speer ankämpfenden Helden ebenfalls den Speer schwingt, während dieser letztere zugleich mit seinem Schilde einen Troer schützt, der sich mit ausgestreckten Armen vorwärts bückt, um den gefallenen Patroklos herüberzuziehen. Die Figur dieses Troer's ist die einzige in dieser Gruppe, welche nicht erhalten ist. Um diesen dramatischen Mittelpunct des Kampfes reihen sich auf beiden Seiten des Giebelfeldes je drei übrige Statuen in gegenseitig entsprechender Symmetrie an: zur Erde knieende Bogenschützen, dann auf's rechte Knie gesunkene und zum Stoß ausholende Heiden und endlich in den Winkeln des Giebelfeldes zum Tode verwundete Krieger, von welchen der Grieche im Begriff ist, sich einen Pfeil aus der Wunde zu ziehen, während der Troer seine Wunde am linken Schenkel mit der Hand bedeckt.

Auf dem östlichen oder vordern Giebelfelde, von welcher Gruppe nur fünf Figuren wiederhergestellt werden konnten, ist Herkules mit seinen Kampfgenossen dargestellt und bildete wohl die Erlegung des trojanischen Königs Laomedon oder (nach Andrer Ansicht) der Kampf des von den Troern getödteten Argivers Oikles den Mittelpunct der Darstellung.

Obgleich die Köpfe dieser äginetischen Giebelstatuen, die auf zwei Stylobaten im Aeginetensaale einander gegenüber gruppirt sind, von einer noch unbehülflichen, maskenartigsteifen Form sind und ein übereinstimmendes, affectirtes Lächeln zeigen, so ist doch die Bildung der Körper von lebensvollster Naturwahrheit, wie sie der Künstler nur aus dem freien Anblick der gymnastischen Uebungen der griechischen Jugend erreichen konnte. Die, hier noch fehlende, vollendete Einheit von Inhalt und Form, wie sie der wahren Kunst eigen, ward freilich erst von dem schöpferischen Geiste des Phidias, des großen Zeitgenossen und Freundes des Perikles, erreicht. In den Meisterwerken des Phidias trat zum erstenmal die plastische Kunst in voller Reife hervor und entfaltete seitdem durch die künstlerischen Leistungen der Meister Polyklet, Myron, Skopas, Praxiteles, Leochares, Euphranor und Lysippos bis zur Zeit Alexanders des Großen den Reichthum ihres schönsten Blüthelebens. In dieser herrlichen, glänzenden Zeit Griechenlands umspannte die Kunst den ganzen Umfang des schönen Menschenlebens, zog alle Höhepuncte und Enden desselben in den Kreis ihrer Darstellung und bildete in den Göttergestalten die schönen Menschen selbst, die sichtbare Wirklichkeit des vollen, frischen Menschenlebens in idealer Auffassung, die freudige, sinnlich und geistig bewegte Welt, vom ewigen Gehalte des Göttlichen geadelt und verklärt.

Wir müssen es beklagen, daß durch die Ungunst der weltgeschichtlichen Entwickelungen von den zahlreichen Originalwerken dieser Meister, deren bei griechischen und römischen Schriftstellern Meldung geschieht, verhältnißmäßig so sehr wenig auf uns gekommen ist und wir vorzugsweise nur Nachbildungen und Copien originaler Arbeiten obengedachter Meister durch Künstler zweiten und dritten Ranges überkommen haben. Und Werke letzterer Art sind es vorwaltend, welche uns im Apollo-, Bacchus- und Niobidensaale der Glyptothek entgegentreten.

Durch die in den Giebeln des äginetischen Minerventempels dargestellten trojanischen Kämpfe hatte der Künstler an die Perserkriege erinnern wollen, durch welche sich das Griechenvolk seine Freiheit und weltgeschichtliche Ehre siegreich errungen hatte. Und jener poetische Heldenjüngling Achilleus, der durch Homer seine Unsterblichkeit fand, war der Genius des jugendlichen Heldenvolkes selbst, dessen Geschichte er beginnt. Der einzelne Held war zu einem Heldenvolke geworden, das im Wesen des Gottes Apollo sich seine weltgeschichtliche Seele vor die Anschauung führte. Der im Dienste dieses Gottes genährte Sinn einer strengen, heldenkräftigen Jugend waltete über dem Volke besonders wirksam zu der Zeit, wo es sich mit seiner Freiheit den Boden für die Entfaltung seines weltgeschichtlichen Culturlebens errang. Dieser Geist des strengen Ernstes spiegelt sich in den Bildwerken des Apollosales. Nicht als Ueberwinder des Drachen Python, durch dessen Besiegung sich der Gott sein Heiligthum zu Delphi erkämpfte, sondern als Führer der Musen, als der göttliche Erwecker musischer Begeisterung, als der Gott des Gesanges und Citherspiels, tritt er uns in der majestätisch-colossalen Tempelstatue aus dem Palaste Barberini zu Rom entgegen, nach welcher dieser Saal seinen Namen führt. In Formen und Gesichtsausdruck zwischen männlicher und weiblicher Gestalt die Mitte haltend, trägt der Gott das lange, feierliche Sängergewand und erhebt den linken, rückwärtsstehenden Fuß, gleichwie um leicht vorwärts zu schreiten. Von Apollo's göttlicher Schwester, der strengen, jungfräulichen Artemis (Diana) findet sich in demselben Saale eine Statue, die uns die rüstige Jägerin vergegenwärtigt: auf dem Haupte trägt sie eine aus kleinen Rehböckchen und Candelabern zusammengesetzte Krone, mit der Rechten hält sie ein Hirschböckchen an den Füßen; den auf dem Rücken herabhängenden Köcher bedeckt ein vom

Digitized by Google

Hinterhaupt herabfallender Schleier, und über das Gewand zieht ſich der zierliche Riemen des Köchers.

Von ausgezeichneter Schönheit und erhabenen Formen, eines Phidias würdig, iſt die aus der Villa des Cardinals Albani zu Rom erworbene coloſſale Marmorbüſte der Pallas-Athene (Minerva), deren Kopf als der claſſiſche Ausdruck des Ideals dieſer Göttin gelten darf. Auf dem einfachen, heraufgeſchobenen Helm ſitzt, ſtatt des Buſches, eine nach vorn herabſchauende Schlange; das ſchmucklos geſcheitelte Haar fällt, von einem Bande zuſammengehalten, über den Nacken. Die ſchwale Haltung des untern Geſichts wird durch die über den Schläfen ſtarkhervortretenden Haarmaſſen noch mehr gehoben und dadurch der Ausdruck der ernſten, ſtrengen, jeder Regung von Liebesſehnſucht fremd bleibenden Jungfräulichkeit gewonnen. Das rechte Auge, das etwas tiefer zu liegen ſcheint, erhöht den Ausdruck tiefen Sinnens, der in der hochgewölbten edlen Stirn liegt und noch verſtärkt wird durch den zufälligen Effect des leichten Schattens, der vom Helme über die obere Stirn hin nach dem rechten Auge fällt. Augen und Mundwinkel ſcheinen ſich bei längerem Anſchauen zu bewegen; das ſtille Sinnen und Denken der ernſten Jungfrau ſcheint in den leiſe ſich öffnenden Lippen unwillkührlich in ein leiſes Reden mit ſich ſelbſt überzugehen, wie ſolches den, in tiefes Sinnen verſunkenen, einſamen Denker ſo leicht überkommt, ſo daß er ſich in unbewußtem Monologe überraſcht.

Darſtellungen der Demeter (Ceres), der allnährenden, fruchtſpendenden Göttin enthält die Glyptothek zwar mehre, welche aber allen Anzeichen nach keine echte, d. h. die Ceres wirklich urſprünglich vorſtellende Figuren, ſondern erſt durch moderne Ergänzungen mit Ceresattributen zu Ceresſtatuen geworden ſind. Die vollſtändig umhüllende Kleidung, der Rehrenkranz um's Diadem, Mohn und Aehren in den Händen, Fruchtkorb oder auch Fackeln, die darauf hindeuten, daß die Göttin ihre von Pluton geraubte Tochter Proſerpina ſucht; dies ſind zwar die Zeichen, an denen man die Göttin der allnährenden, mütterlichen Erde erkennen kann. Nur Schade, daß bei mehren in der Glyptothek befindlichen derartigen Figuren die Köpfe entweder ſpätere Arbeit der Reſtauratoren oder Porträtköpfe von Römerinnen ſind. Doch dürften wir in einer der beiden im Apolloſaale aufgeſtellten Ceresſtatuen aus pariſchem Marmor eine der ſeltenen, echten Statuen dieſer Göttin erkennen, an welcher nur der Kopf moderne Arbeit iſt.

Aus dem Apolloſaal treten wir in den Bacchusſaal, worin und die Bildwerke auf dem Kreiſe des Dionyſos (Bacchus) entgegentreten. Die durch den Dienſt des Apollon genährte, ſtrenge, kräftige, heldenhafte Geſinnung der Griechen hatte ſich allmählich gemildert und geſänftigt, und dem Apollodienſt war der Dienſt des Dionyſos an die Seite getreten, in welchem die weichere, mildere Richtung des Lebens Nahrung fand; in der fortſchreitenden Entwicklung des Bewußtſeins und der Bildung legte das Griechenvolk ſeine Seele in die Anſchauung des jüngern Gottes, der aus einem ernſten, ehrfurchtgebietenden Naturgotte, wie er in der ältern Vorſtellung ſtand und als eine bärtige Geſtalt mit majeſtätiſcher Lockenfülle auch in einer Büſte des Apolloſaales vertreten iſt, in das Ideal eines jugendlichen Gottes verwandelt worden war. In der Anſchauung dieſes Gottes war das Walten der gewaltigen Naturmacht des Weins verkörpert, welcher, Geiſt und Sinne überwältigend, dem Menſchen die Herrſchaft des klaren Selbſtbewußtſeins entzieht. Das plaſtiſche Ideal dieſes jugendlichen Gottes war in der jüngern attiſchen Schule durch Meiſter Praxiteles künſtleriſch vollendet worden. Er wurde im Jünglingsalter mit halbweiblichen, weichlichen Körperformen und lang herabwallendem, weichem Haare dargeſtellt, in den Zügen mit dem Ausdruck ſeligen Rauſches und unbeſtimmter, ſchwärmeriſcher Sehnſucht, die Locken mit Epheu und Weintrauben umkränzt, ein Rehfell um den Leib gegürtet, mit heiter lächelndem Angeſicht; als Scepter dient ein mit Epheu umſchlungener Stab, und die Stellung iſt die eines leicht und behaglich Anlehnenden oder auch Lagernden, zuweilen auf einem Panther Reitenden oder mit Panthern und Löwen Fahrenden.

Von zwei in dieſem Charakter gehaltenen Statuen des Dionyſos, die der Bacchusſaal enthält, gehört die am beſten erhaltene der ſpätrömiſchen Zeit an. Das ſchöne, jugendliche Haupt iſt mit einem dichten Kranz von Rebenlaub und Trauben und die hohe Stirn mit breitem Bande geſchmückt, Wangen und Kinn von rundlicher Fülle, der Mund zum Lächeln gutmüthigen Wohlwollens und heiterer Schalkheit geöffnet: am Halſe fallen Locken herab; ein kleiner Panther, die Pfote auf einen umgekehrten Rehkopf legend, ſteht neben der Figur und blickt zutraulich zu ihr in die Höhe.

Auch aus der Lebensgeſchichte des Gottes, wie ſie die Mythe ausmalte, ſind einzelne Momente im Bacchusſaal vertreten. So die Erziehung des jungen Gottes in zwei trefflichen Gruppen. Ino-Lenkothea, die Schweſter der von Zeus geliebten Semele, der Mutter des Bacchus, vertritt Mutterſtelle bei dem göttlichen Knaben; hier, in einer aus der Villa Albani zu Rom erworbenen Statue von pariſchem Marmor, hält ſie das Kind auf dem linken Arm, das lächelnd zu ihr hinaufblickt und den linken Arm liebkoſend nach ihrer Wange ſtreckt. Die zum Kinde herabgeneigte Haltung des ſchönen weiblichen Kopfes und das edle Angeſicht der Ino ſind von hinreißender Schönheit und drücken liebevolle Freundlichkeit und mütterliche Zärtlichkeit aus, mit einem leiſen Anflug von Wehmuth gemiſcht.

Das Seitenſtück zu dieſer griechiſchen Madonna iſt eine Statue des Silen mit dem Bacchuskinde. Silen, der Erzieher und Pfleger des Bacchus, lehnt ſich an einen Ulmenſtamm, über welchen ein Rehfellchen geworfen iſt; der nackte Körper des alten Mannes mit durchfurchtem, ſtark gerunzeltem Angeſicht, drückt in allen ſeinen Theilen eine noch jugendfriſche, lebendige Kraft und Elaſticität aus. Lockiges Haar und kurzer, krauſer Bart, ſowie die geadelten Züge des Angeſichts unterſcheiden ihn von den gemeinen Silenen, an deren eigenthümliche Bildung bei ihm nur die Stumpfnaſe, die Ziegenohren und das kurze Schwänzchen erinnern. Silen wie das Knäbchen ſind mit Epheulaub und Epheutrauben bekränzt: das Kind lächelt den Erzieher an und hebt den linken Arm zu ihm empor, wie um ihn zu liebkoſen; der Alte neigt ſich mit zärtlicher Freundlichkeit und väterlicher Freude zum Kinde herab.

Außer den Satyrn oder Faunen und Silenen (wie man die ältern, bärtigen Satyrn nannte) gehören auch weibliche Weſen zum Gefolge des Weingottes: ſeine Gemahlin Ariadne oder Libera, Satyrinnen und Bacchantinnen oder Mänaden. In den mannichfaltigen Geſtalten des dionyſiſchen Kreiſes hat die künſtleriſche Phantaſie die an den Genuß

Digitized by Google

des Weins geknüpfte sinnliche Kunst nach allen ihren Seiten und in allen ihren Abstufungen, von heiterm Muthwillen und fröhlicher Ausgelassenheit bis zu roher Derbheit herab, mit komischem Humor dargestellt, indem sie auch das Niedere, sogar Gemeine zu adeln und durch das zusammenhaltende Maß des Schönen zu erklären verstand. Mit dem Rausche des alle Sorgen tilgenden und von allem Kummer lösenden Weines wurde zugleich die süße Trunkenheit der Seele, der schwärmerische Jugendrausch des Daseins dargestellt. In der bacchischen Begeisterung versetzte sich der Mensch in die Seligkeit des Gottes, um die aufgeschlossene Seele desselben, den frendigen Genuß des vollen sinnlichen Daseins an sich selbst darzustellen.

Ein Sarkophagrelief des Bacchussaales stellt die Hochzeit des Dionysos mit Ariadne dar. Der Gott ruht auf einem vierrädergen hochzeitlichen Wagen und Ariadne auf seinem Schooß, beide mit einander ein gefülltes Trinkhorn haltend; Hymenäos mit der Hochzeitsfackel steht hinten auf dem Wagen, zu dessen Seiten ein Jüngling den gefüllten Weinschlauch auf der Schulter trägt; hinter ihm ein Satyr als Brautführer; ein Kentaur und eine Kentaurin ziehen den Wagen; der Kentaur hält zurückblickend ein leeres Trinkhorn empor, die Kentaurin einen leeren Becher. Auf der rechten Seite des Reliefs erscheint die Vermählungsgöttin mit dem Schleier über dem Haupt und einen leeren Henkelbecher in der Hand, gestützt von einem jungen Satyr. Die den Wagen ziehenden Panther lenkt ein gestügelter Genius; neben dem Gespann geht eine ernstblickende Figur mit einer gesenkten Fackel in der Linken. Rechts in der Ecke wird ein trunkener, bärtiger Silen von zwei jugendlichen Satyren halb fortgeschoben, halb getragen. An den beiden Nebenseiten des Sarkophags sind Satyrn, Panisken und eine Bacchantin, die zur Handtrommel tanzen.

Tritt uns in dieser Composition, in der die Hochzeitsfeier des Dionysos zur Darstellung heiterster Lebenslust geworden ist, das lustige, ausgelassene Gefolge des Bacchus zu einem Gesammtbilde vereinigt entgegen: so ist der Saal auch noch an Einzelgestalten des dionysischen Kreises reich, die sich jedoch auf das „nichtsnutzige und leichtfertige" Geschlecht der Satyrn oder Faune, wie es Hesiod nennt, mit ihren Stumpfnasen, Ziegenohren und struppigen Haaren beschränken. Die Züge des Gesichts einer Silenstatue mit dem Weinschlauche erinnern an das Silensgesicht des Sokrates, das der Heroensaal der Glyptothek enthält. Ein anderer trunkener Satyr ruht auf einem Felsen aus, auf welchem ein Schlauch liegt, der dem Satyr zur Stütze dient, während er das von Weindunst beschwerte Haupt in den Nacken sinken läßt und mit der emporgehaltenen Rechten ein Schnippchen schlägt. Von wunderbar ausdrucksvoller Arbeit ist die in der Mitte des Saales aufgestellte kolossale Figur des schlafenden Satyrs, der unter dem Namen des barberinischen (d. h. früher im Palast Barberini zu Rom befindlichen) Fauns berühmt ist. Bis ins einzelnste Detail der Züge, der Muskelbildung und der Hauptformen ist dieses Wunderwerk plastischer Kunst mit größter Wahrheit der Natur nachgebildet. Die schöne, kräftig volle Körpergestalt sagt davon ein Kenner treffend) in der ersten Frische noch jünglingsartiger Mannesblüthe, mit großen, prallen, schwellenden Gliedern liegt behaglich da, an und auf einen Felsen halb angelehnt, halb ausgestreckt; mitten im glückseligen Rausche hat er sich diese Lagerstätte ausgesucht; jetzt ist er eingeschlafen, Arm und Beine hängen nachlässig herab; in seinen Zügen liegt der unaussprechliche Ausdruck halbtrunkenen Schlummers. In wirrem Traume denkt die immer wache Phantasie noch mit Entzücken der vergangenen Stunden, aber die müden, schlaffen, abgespannten Glieder können dem süßen Taumel nicht folgen. Die Augen geschlossen, der Mund weit geöffnet, aus welchem der weinduustige Athem zu schweben scheint, ist dieser Schlaf der Zustand jenes lasenjämmerlichen Halbschlummers, in welchem die innere Hitze und der wasserlechzende Durst zum Erwachen drängt und die ruhebedürftigen Glieder noch weiter schlafen wollen, und die Seele sich unbewußt vor dem entsetzlich nüchternen Erwachen fürchtet.

Die gemeine, derbe Lustigkeit mit dem Ausdruck lüsterner Schalkheit verbunden, tritt uns in der berühmten Büste eines lachenden Satyrs, des sogenannten Fauns mit dem Flocken, entgegen. Der schön gearbeitete und bis auf einen großen grünen Fleden im Gesicht, vortrefflich erhaltene Kopf drückt den niedern Satyrcharakter in scharfen Formen mit der höchsten Lebendigkeit und Naturtreue aus, die auch die geringsten Gypsabgüsse nur unvollkommen wiedergeben. Vielleicht Nachbildungen einer im Alterthum hochberühmten Erzstatue des Meisters Praxiteles, oder doch wenigstens im Geist und Styl des Praxiteles gearbeitet, sind zwei, in Charakter und Stellung einander ähnliche Statuen eines jugendlichen Satyrs mit der Flöte. In behaglicher Ruhe, mit gutmüthig schalkhaftem Lächeln im Gesicht, lehnt die Gestalt an einem Baumstamme und ruht vom Flötenspiel aus: ein liebliches gemüthliches Genrebild, das uns in die süße, duftige Kühle einer Waldeinsamkeit versetzt, in welcher der Satyr dem Rieseln des Baches, dem Rauschen der Wipfel lauscht und den träumenden Blick in die Ferne sendet, der eine süße, heimliche Wehmuth im Ueberschwunge der Lust verräth.

Zum höchsten Adel der Schönheit verklärt tritt uns die Satyrbildung in dem wunderschönen Kopf eines jugendlichen Faun entgegen, welcher unter dem Namen der Faun Winkelmann's (weil aus Winkelmann's Nachlaß in die Villa Albani und von dort in die Glyptothek gekommen) bekannt und eine der ersten Zierden der Glyptothek ist. Ueber dieses Bild (so äußerte sich der feinfühlende Winkelmann selbst in einem Briefe) ergießt sich eine unaussprechliche Süßigkeit, es scheint der Faun in einer sanften Entzückung zu sein, die sich besonders in dem halbgeschlossenen Munde äußert; das Obertheil der Ohren, welche spitz sein sollten, ist durch die Haare bedeckt, die auch nicht die gewöhnliche Störrigkeit der übrigen Faune haben, sondern sich in liebliche Krümmung legen. Ohne den Ansatz kleiner Hörner, die auf beiden Seiten der Stirn hervorzukeimen anfangen, würde in diesem Kopf nimmermehr ein Faun erkannt worden sein; wenn es die Haare erlaubten, könnte in diesem Bilde ein junger Bacchus mit Hörnern dargestellt sein. In dem halbgeöffneten Munde bemerkt man einen Zug verliebten Schmachtens, mit welchem die sanfte Freundlichkeit der Augen übereinstimmt; das Gesicht ist auch ein wenig abgezehrt und mager, so daß man sagen möchte, der Künstler habe in diesem Faun das Bild leidenschaftlicher Liebe vorstellen wollen, welche die Anmuth des Gesichts verschencht und die Lebenskraft verzehrt.

Eine wunderbar anziehende Macht übt über den Beschauer endlich noch ein durch moderne Restauration ergänz-

Digitized by Google

ter Venus-Torso aus parischem Marmor im Bacchussaale aus. Ein Gebilde von unbeschreiblicher Weichheit und Zartheit, zeigt diese Figur die eben aufgebrochene, noch halb in sich verhüllte Knospe jugendlich-jungfräulicher Schönheit in vollendetster Bildung. Die entzückenden Formen des Leibes und der fanftschwellenden Glieder sind wie ein zartes, durchsichtiges Gewebe; die weichen Massen des Fleisches scheinen in lebenswarmem Hauche aufzublühen und in frischer Naturwahrheit vor den Augen des Beschauers zu athmen. Der Ausdruck keuschester Naivetät und Unbefangenheit ist als unterscheidender Stimmungston über die liebliche Gestalt ausgegossen, die durch die unwillkührliche Haltung der Arme sich vor sich selbst zu verhüllen sucht, gleich als ob die reine jungfräuliche Seele, in holdes Sinnen über das Geheimniß ihrer Gestalt und ihrer Bestimmung verloren, mit jener Geberde fragen wollte: wozu bist du denn da, du schönes Gebilde einer schönen Welt? Dem lebendig sprechenden Ausdruck dieser Gestalt kommt der weiche, zarte, dem Fleische sich nähernde, etwas in's Gelbliche schimmernde Ton des parischen Marmors glücklich zu Hülfe.

Wer die Schönheit dieses Venus-Torso im Bacchussaale empfunden hat, vermag von zwei andern Venusstatuen, die im Niobidensaale aufgestellt sind, kaum gefesselt zu werden, welche beide in Formen und Haltung des Körpers wie im Ausdruck des Gesichts die Anmuth und den Liebreiz jener von Weitem nicht erreichen, vielmehr andeuten, daß die Jugend hin ist mit ihrer Unschuldsfülle. Aus der freundlichen Heiterkeit des Bacchussaales führt uns der Niobidensaal zu Gestalten, die da bezeugen, daß auch hier ein Paradies verloren worden. Auch den Schmerz hat der Griechen Seele gekannt; wie hätte ihre bildende Phantasie sonst das tragische Wunderbild der Medusa Rondanini, wie die Gestalten der Niobiden schaffen können, von denen dieser Saal den Namen führt! Als Wiederholung eines Sohnes der Niobe, der Mater dolorosa der Griechen, wie er in der berühmten Niobidengruppe zu Florenz erscheint, ist wohl die liegende Figur eines sterbenden Niobiden anzusehen, der hier auf der Linken eine vom rächenden Geschoß Apollon's erhaltene Wunde an der Brustseite bedeckt und den rechten Arm über Gesicht und Haupt emporschlägt, während die schmerzvollen Züge des Mundes den Moment des Sterbens mit großer Naturwahrheit ausdrücken. Die ungetheilte Bewunderung genießt mit Recht der Torso einer knieenden Figur aus parischem Marmor, der gewöhnlich für den jüngsten Sohn der Niobe gilt, obgleich in der florentinischen Niobidengruppe keine ihr entsprechende Figur sich findet. Wie dem aber auch sei, so haben wir in dem Gebilde dieses schönen Jünglingskörpers von zarten und lebensfrischen Formen ein Meisterwerk vor uns, von welchem sich der mit Formensinn und Schönheitsverständniß begabte Beschauer nur trennt, um immer wieder von Neuem mit der Anschauung des Werkes sich zu sättigen.

Die kolossale Perle des Niobidensaales und ein Triumph der plastischen Kunst in der Auflösung des Häßlichen und Schrecklichen zu wunderbarer Schönheit ist aber unstreitig der, aus parischem Marmor als Hochrelief gearbeitete Kopf der Medusa, berühmt unter dem Namen der Medusa Rondanini. Das Brustschild der Pallas (Minerva) enthält in den antiken Bildwerken das Medusenhaupt als Schreckbild, welches in seiner Darstellung durch die bildende Kunst einen eigenthümlichen Entwicklungsgang durchlaufen hat. In seiner ältesten und eigentlichen Grundform ist es ein förmliches Fratzenbild gewesen, eine flache, fast kreisrunde Figur mit runden, vor Wuth hervorquellenden Augen, dicken und wulstigen Wangen, aufgetriebener Nase, runzeligter Stirne, grellem, verzerrtem Gesichtsausdruck und ausgestreckter Zunge, wozu noch hervorragende Schweinshauer in den Ecken des Mundes und Schlangenhaar kommt. So findet sich das Medusenhaupt auf allen Vasen, Münzen und auf der Aegide alter Pallasbilder dargestellt. Mit dem Fortschreiten der Kunst zu reinerer Schönheitsform wurde dieser rohe und furchtbare Charakter allmälig gemildert, bis endlich im Zeitalter der jüngern attischen Schule das Medusengebilde in schöner und reizvoller Gestalt mit anmuthigen Formen, von reichem, pflanzenumwundenem Lockenhaar umwallt und an den Seiten von Kopfflügeln bedeckt, dargestellt wurde. Unter den noch erhaltenen Darstellungen dieses, zu einem Ideal von eigenthümlicher Schönheit umgebildeten, Medusenhauptes nimmt die Münchener Medusa Rondanini den ersten Rang ein.

Das Grauenhafte ist zwar auch in dieser letzten, reizvollen Form der Medusenbildung nicht untergegangen, sondern zieht sich nur in's Verborgene zurück; alles Schreckliche ist vom Künstler in den Ausdruck des Innern verlegt, und die züngelnden Schlangen und schlagenden Fittiche sind nur die vornehmlichere Auslegung der Bedeutung der Züge, die dem Antlitz verliehen sind. Dieses Medusenantlitz schreckt nicht, wie die frühere Bildung, durch Trotz und Hohn zurück; es lockt an, um dem ihr Gewalten in ihren Umarmungen den Tod zu geben und selbst in Verzweiflung und Wollust hinzusterben. Man fragt sich unwillkührlich, wie die griechischen Künstler dazu kamen, diese Umbildung des ursprünglichen Frauenbildes zu unternehmen. Das bloße ästhetische Bestreben zu verschönern und etwa für die unglückliche Medusa ein sanftes Mitleid zu erwecken, erschöpft offenbar nicht das Motiv, das die Künstler bei dieser Umwandlung in sich trugen. Einen Aufschluß hierüber giebt uns, scheint es, der Mythus von der Gorgone Medusa, einer Königstochter, von der alte Dichter sangen, daß sie sich an Schönheit der Athene gleichzustellen wagte, und von dieser deshalb in ein Ungethüm verwandelt worden sei. Hesiod und nach ihm Ovid erzählen, der wilde Poseidon habe die schöne Königstochter auf weicher Wiese, unter Blumen des Frühlings oder — nach einer andern Wendung der Sage — in einem Heiligthum der strengen Athene, überwältigt, und um dieser Schändung willen habe die jungfräuliche Göttin das schöne Haar der Medusa in Schlangen und sie selbst in eine Schauergestalt verwandelt. Indem nun die bildende Kunst jene Wendung der Medusensage aufgriff, entstand der Versuch, den ganzen Vorgang auf ein psychologisches Gebiet zurückzuführen und mit Hülfe des, einem sinnvollen Schmuck verwandten, symbolischen Beiwerks durch plastische Darstellung das psychologische Problem eines im weiblichen Geschlecht nicht seltenen Charakters zu lösen, einer weiblichen Natur nämlich, welche in den festausgeprägten edeln und anmuthigen Zügen den angeborenen Adel ihres Wesens deutlich zeigt, dabei aber sich als eine durch die Macht der Leidenschaft verwilderte und doch selbst noch in ihrem Falle, im Augenblick hinsterbender Wollust, noch die Spuren und die Erinnerung ihres ursprünglichen Adels bewahrende Natur zu erkennen giebt.

Digitized by Google

Diesen Gesichtspunct festgehalten, erklärt sich der physiognomisch-pathognomische Ausdruck des Gesichts zur Genüge, das sonst, wird blos die Beziehung auf das mythologische Detail der Gorgonenlage festgehalten, ein unerklärtes Räthsel bleiben würde. In der etwas zusammengezogenen Stirn, den gedrückten Augenbrauen, den großen starren Augen, der emporgezogenen Oberlippe und der erschlaffenden Unterlippe, in den zungelnden Schlangen, die sich wie kokette Locken um die schönen, reinen Idealformen des Angesichts ringeln, in den schlagenden Fittichen über den Schläfen, in den leisen, fast unsichtbaren Schatten, Hügeln und zitternden Spannungen der Haut wohnen unheimliche Schauer über die edeln Formen dieser Züge hin, die nicht mehr der Todtenmaske eines verröchelnden Ungeheuers, sondern einem von der Natur geadelten, aber durch die dämonische Macht der Leidenschaft verwilderten und von tiefer, schmerzvoller Verzweiflung ergriffenen Weibe angehören.

Mit dem homerischen Heldenjüngling Achilles hat die griechische Geschichte begonnen, mit dem jugendlichen Helden Alexander schloß sie. Er ist es, dessen Statue als die Perle unter den Bildwerken des Heroensaals gelten darf. Wie diese Statue von Winkelmann als einzig echte, vollkommen ähnliche Portraitstatue Alexander's des Großen erkannt worden ist, vereinigt sie in glücklichster Mischung die Idealität des Heldenausdrucks mit der Individualität der blühenden männlichen Jugend. Der Künstler hat den Helden in dem Momente gedacht, wo er sich die Beinschienen anlegt. Die mit dem starken, dicken und muskulösen Halse, dem breiten, herkulesähnlichen Nacken, der breiten Brust und den besonders am Rücken starkfleischigen Körperformen in keinem Verhältniß stehenden kurzen, und wenn auch kräftigen, doch etwas schmal gehaltenen Beine sind dem geschichtlich-wirklichen Alexander eigenthümlich gewesen. Der kaum merklich nach der rechten Schulter sich neigende Kopf ist stolz gehoben und vorwärts gerichtet, der Situation des Helden angemessen, der in seinem Geschäfte, sich die Beinschienen anzulegen, sich einen Augenblick unterbrechend, von einer stolzen Regung des, mit den Göttern sich messenden, Herrschergefühls und von Welteroberungsgedanken durchblitzt wird und die Blicke nach oben richtet, als fordere er von Zeus die Weltherrschaft. Die wie von ironischem, götterverachtendem Stolze zitternde Oberlippe scheint sich zu bewegen, als wolle sie jene Gedanken der bewegten Seele in lautem Selbstgespräch ausströmen.

Der berühmte Portraitbildner des Alexander, Lysippos, hatte auch eine, in Athen aufgestellt gewesene, eherne Statue des Sokrates gearbeitet, von welcher die auf uns gekommenen Sokratesköpfe nachgebildet sind. Ohne Zweifel ist eine solche Nachbildung des berühmten Lysippischen Vorbildes auch die im Heroensaale aufgestellte Büste des Sokrates, deren Silensgesicht in den Zügen der obern Hälfte mit tieferstem Ausdruck aufgefaßt ist; aus der Fülle des starken Bartes hervor sind die ironisch lächelnden Lippen nur wenig sichtbar; die hohe, klare und freie Denkerstirne erscheint noch höher durch die Kahlheit des Vorderkopfes.

Der Römersaal, der größte und prächtigste unter allen, enthält außer den Büsten von Kaisern, Kaiserinnen und Kaisertöchtern, die in zwei Reihen großer, einander gegenüberliegender Wand-Nischen auf Gesimsen aufgestellt sind, Kandelaber, Vasen, Prunkgefäße, antike Säulen mit Statuetten und Büsten, marmorne Sitze mit darüber gebreiteten Decken (Lectisternien) und Graburnen; in den Halbnischen zu beiden Seiten der Thüren stehen colossale Korbträgerinnen (Kanephoren) als Säulenträgerinnen (Karyatiden). Wir heben unter den zahlreichen Kaiserbüsten nur eine, die des Kaisers Augustus, hervor, welche als das schönste und treueste Marmorbildniß gilt, das uns von diesem Kaiser erhalten ist. Der Kopf ist mit dem Eichenkranz, der sog. corona civica, geschmückt. Ein hoher, schmaler, nach der Brust sich verengender Hals; die Ohren oben etwas abstehend; hohe, furchenreiche Stirne mit nur leichter Wölbung der Augenbrauen, unter denen die kleinen Augen scharf hervorblicken; durchfurchte Wangen und etwas vortretendes Kinn. Der kleine, geschlossene Mund zeigt den Ausdruck strengen Ernstes und herrschender Würde, mit einem halb aus Wohlwollen, halb aus Ironie gemischten Zuge, der leicht in's Höhnisch-Frivole überstreift.

Durch den Saal der farbigen Bilder, welcher einzelne, weniger bedeutende Arbeiten aus Erz, Bronze, schwarzem und buntem Marmor enthält, gelangen wir in den Saal der Neuern, der die Reihe der Prachtsäle beschließt. Letzterer enthält unter Anderen die Statue des Paris und der Venus von Canova, die Statue des Adonis von Thorwaldsen, die Gruppe: Amor und die Muse von Eberhardt, eine Sandalenbinderin von Schadow, Büsten Rafael's, Iffland's, Stolberg's, Napoleon's von andern plastischen Künstlern der neuern Zeit. Die Darstellung eines aus der Asche erstehenden Phönix an der Decke des Saales deutet die Bestimmung desselben an, auch die moderne Plastik in einer Auswahl von Bildwerken zu repräsentiren, die zur Vergleichung mit den antiken Denkmalen auffordern.

Wer nur einmal und flüchtig die Prachtsäle der Glyptothek durchwandert, dem bleiben sie nur eine Schädelstätte der alten Kunst und die Gebilde selbst nur Masken und kalte, todte Gestalten. Erst bei öfter wiederholtem Besuch wird allmälig die Schädelstätte zum lebendigen Pantheon voll Götter, Heroen und schöner Menschen. Und wann es dem Beschauer gelungen ist, wie Pygmalion, mit der Macht der Phantasie und des Gemüthes das Bildwerk zu beleben, zu beseelen und so die Arbeit des Bildners erst zu ergänzen und wahrhaft zu vollenden; dann wirkt das Werk reinigend, befreiend, erhebend, erlösend, und in seiner Anschauung sinken dem verständnißinnigen Beschauer die Mängel des Irdischen in ihr Nichts zusammen, so wie er über dem Kunstwerke sich selbst vergessen und sich in die Aetherreinheit des Ideals erhoben hat. Das Fremdartige der Gestalten verschwindet; eine Gestalt nach der andern nähert sich, wird mit uns befreundet; sie pochen leise an unser Inneres an, ob wir keinen sympathetischen Zug, keine wahlverwandte Regung bei ihrem Anblick empfinden. Ihre ideale Hoheit und Größe hört auf, eine trennende Schranke zwischen ihnen und dem Beschauer zu sein; sie wird ein Band, das sich immer fester zieht, und der Besucher scheidet endlich aus ihrer Mitte mit dem Gefühle, daß er sich von den Gestalten liebgewordener, ihm an's Herz gewachsener, trauter Freunde trennt, — sich von ihnen trennt, aber nur, um sie in sein Inneres aufzunehmen, innerlich mit ihnen fortzuleben und auch in der Ferne in trautem Lebensverkehr mit ihnen verbunden zu bleiben.

Digitized by Google

Turin.

Hierzu ein Stahlstich.

Unter den vornehmern italienischen Städten hat Turin keinen stolzen oder charakteristischen Beinamen, die Stadt hat aber auch erst in der neueren Zeit einen größeren Aufschwung genommen und ist in die Reihe der bedeutenderen italienischen Hauptstädte getreten. Man könnte daher von ihr sagen, daß sie mit allen Reizen der Jugend geschmückt ist. Sie ist keine alte, ehrwürdige Matrone, mit antikem Geschmeide und unschätzbaren Edelsteinen geschmückt, wie die belle Venezia, aber es ist eine junge, elegante Dame, die mit jeglichem Putz der Mode prangt.

So ist der schöne Stadttheil, Borgo nuovo, mit seinen schmucken Kirchen, Theatern, regelmäßigen Straßen, zierlichen Häusern und hübschen Markthallen erst in der jüngsten Vergangenheit entstanden und wird bereits von etwa 20,000 Einwohnern bewohnt, wie denn die Bevölkerung der Stadt überhaupt seit den letzten Jahrzehnten in rascher Zunahme begriffen ist. Im Jahre 1799 zählte sie 80,752 Einwohner, im J. 1817 88,000, während sie jetzt bereits 145,000 Einwohner hat.

Turin liegt eiförmig in einer reizenden, fruchtbaren, von anmuthigen Hügeln mit prächtigen Landhäusern besetzten Ebene, die im Norden und Westen von den Alpen begrenzt wird, am linken Ufer des Po, der in der Nähe die von den cottischen Alpen herabströmende Doria Riparia aufnimmt, unter dem 45° 4′ nördlicher Breite, 25° 14′ Länge. Turin's Entstehung reicht in das hohe Alterthum (1550 v. Chr. G.) hinauf, und wird ligurischen Völkern zugeschrieben. Seine erste Blüthe wurde durch Hannibal zerstört. Es hieß damals Taurasia, wollte sich mit ihm nicht gegen Rom verbünden und wurde zur Strafe verheert. Julius Cäsar verlegte in die neu entstehende Stadt, als er seinen Zug nach Gallien unternahm, eine Militär-Colonie und Depot dahin und nannte sie Colonia Julia. Von Kaiser Augustus erhielt sie den Namen Augusta Taurinorum. Nach dem Verfalle des römischen Reiches bemächtigten sich nach einander Gothen, Hunnen, Heruler und Burgunder der Stadt, bis endlich die Longobarden sie in dauernden Besitz nahmen und durch Herzoge verwalten ließen.

Nach der Zertrümmerung des longobardischen Reiches durch Karl den Großen, wurde Turin wahrscheinlich der Sitz von Markgrafen, denen die Bewachung der Grenze anvertraut ward. Später kam es in den Besitz der Markgrafen von Susa, und 1045 an den Grafen Otto von Savoyen. Es verblieb später dauernd bei dem Hause Savoyen, welches genöthigt wurde an allen Kriegen Frankreich's gegen Spanien und Oesterreich Theil zu nehmen. Den 8. August 1381 wurde hier der Streit zwischen Genua und Venedig durch Amadeus VI., genannt der grüne Graf, geschlichtet. Im Kriege zwischen Karl V. und Franz I. wurde Herzog Karl III. von den Franzosen seiner meisten Besitzungen beraubt, und Turin zum Theile zerstört. 1535 wurde es von den Franzosen erobert und blieb 6 Jahre in ihrer Gewalt. Diese wußten sich bei den Einwohnern so beliebt zu machen, daß Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, als er die Stadt wieder erhielt und zu seiner Residenz machte, 1567 durch den damals berühmten Ingenieur Franz Pacciotto die Citadelle erbauen ließ, um sie im Gehorsam zu erhalten. Doch nahm dieselbe unter seiner Regierung einen ziemlichen Aufschwung, insbesondere suchte der Herzog durch eine zweckmäßige Reorganisation der Universität und Herbeiziehung der berühmtesten Professoren den Cultus der Wissenschaften zu fördern und zu verbreiten. Aber bald entbrannte der Krieg mit Frankreich von Neuem und 1640 mußte Turin nach 17tägiger Belagerung dem französischen General Harcourt seine Thore öffnen. 1705 wurde es vom Herzoge von Feuillade vergebens belagert; 1706 brannte er die Stadt nieder, aber am 7. September wurden die Franzosen vom Prinzen Eugen geschlagen und Turin befreit. Am 18. Mai 1796 wurde der Friede mit Frankreich geschlossen, in welchem Victor Amadäus II. Nizza, Tenda und Boglia an die französische Republik abtreten mußte. Am 28. Juni 1798 mußte Karl Emanuel IV. den Franzosen die Citadelle von Turin einräumen und bald darauf auch die Stadt, die jedoch 1799 von den Oesterreichern besetzt wurde. Aber nach der Schlacht von Marengo 1800 fiel Turin wieder in die Gewalt der Franzosen und blieb bis 1814 der Hauptort des französischen Departements Po. Die Franzosen ließen die Festungswerke schleifen und in öffentliche Spaziergänge verwandeln. 1814 fiel Turin durch den Pariser Frieden wieder an das Haus Savoyen und wurde die Hauptstadt des Königreichs Sardinien, als welche es im raschen Aufschwunge zu einer früher nie gekannten Größe, Blüthe und Bedeutung gelangte.

Turin ist heute die Hauptstadt des Königreichs und Residenz des Königs, der Sitz der Nationalversammlung und der Repräsentanten der auswärtigen Staaten.

Es hat eine ziemlich lebhafte Industrie in Zwirn- und Seiden-, Wollen- und Baumwollen-Erzeugnissen; Messer und Waffen, Papier und Glas, Töpferwaaren- und Liqueur-Fabriken, mit denen ein ausgebreiteter Handel getrieben wird.

Der Anblick der Stadt, besonders von Genua und Susa her, ist ein großartiger. Einst war Turin eine starke Festung in altitalienischem Styl, mit 50 Bastionen und Werken, die von den Franzosen geschleift wurden und deren Stelle schöne Spaziergänge einnehmen. Jetzt besteht nur noch die starke, regelmäßige, casemattirte Citadelle an der Nordwestseite der Stadt, sie bildet ein Fünfeck und neben ihr befindet sich das Zeughaus mit einer schönen Waffensammlung. Die Stadt hat zwar keine eigentlichen Thore, doch führen vier Straßen-Endpuncte die Namen: Porta Po, Porta Susina oder Dora, Porta nuova, Porta d'Italia (Emanuele Filiberto). Sie ist auf der Ostseite von einer schönen mit Bäumen besetzten Straße, Corso della Cittadella, umgürtet. Die Stadt theilt sich in die Altstadt und schöngebaute Neustadt, hat über dreißig Hauptstraßen, worunter die Po-Straße, die zugleich den Corso bildet, 1100 Schritte lang und 25 breit, dann die Strada nuova, die vom Castell-Platz über den Karlsplatz zum Porta Nuova-Bahnhof führt, 1200 Schritt lang, die Contrada di Dora, eine schöne, gerade Straße mit

Digitized by Google

eleganten Laden, die von der Piazza Castello zur Straße nach Savoyen führt und mit schönen geräumigen Bogenhallen an beiden Seiten von der Piazza Castello bis zur Piazza Vittorio Emanuele geht, die vorzüglichsten sind. Die Häuser sind von Backsteinen gebaut und meist mit Balconen versehen.

Unter den 10 Hauptplätzen verdienen folgende eine besondere Erwähnung:

Piazza Castello (siehe Abbildung). Das große, schöne Gebäude im Hintergrunde mit den beiden erhöhten Flügeln ist der Palazzo reale, der mit seinen Nebengebäuden und dem links liegenden Palaste des Herzogs von Aosta, jetzt Genua, die kleinere Piazza Reale bildet, die von einer gußeisernen Ballustrade von großer Schönheit eingeschlossen ist. Auf den zwei Pfeilern des Eingangsthores stehen zwei Bronzestatuen, Castor und Pollux, welche Pferde halten, von vorzüglicher Arbeit. Das große, stattliche, mit einer Säulenfaçade verzierte Gebäude im Vordergrunde ist die neuere Westseite des Palazzo Madama, oder Castello. Die Turinefer pflegen von diesem Palaste zu sagen: Eine Façade ohne Palast, und vom Palazzo Reale: Ein Palast ohne Façade. Dieser herrliche Platz ist auch der Ausgangspunct der schönsten und längsten Straßen von Turin: Strada nuova, Strada di Dora und Strada del Pò. Er ist von herrlichen Palästen und mit geräumigen Bogenhallen umgeben, und bietet schöne Aussichten in die hier einmündenden Straßen. In dem den Platz nordöstlich einschließenden Flügel des Palazzo Reale sind die wichtigsten Ministerien untergebracht. An diesen grenzt das Teatro reale.

Piazza San Carlo (siehe Abbildung). Ein schöner, mit herrlichen Palästen umgebener Platz, der sehr an den Marcusplatz in Venedig mahnt, also genannt von der Kirche San Carlo, die wir rechter Hand der darin einmündenden neuen Straße (Strada nuova) mit dem schlanken Glockenthurme sehen. Die andere Kirche linker Hand ist die von St. Christina. Die Reiterstatue aus Bronze vor der erstern, ein Meisterwerk der Kunst, ist die des Herzogs Emanuel Philibert's, genannt der Eisenkopf. Dieser hatte in seiner Jugend spanische Dienste genommen und in der Schlacht bei St. Quentin den französischen Connetable Montmorency aufs Haupt geschlagen. Im Frieden von Château Cambresis 1558 erhielt er vom Kaiser sein Herzogthum wieder, bis auf den von den Franzosen besetzten Theil, der ihm ebenfalls größten Theils im J. 1560 zurückgegeben wurde. Er war auch der Erbauer der Citadelle. Das Monument ist mit vorzüglichen Basreliefs verziert, welche die Schlacht von St. Quentin und den Frieden von Château Cambresis darstellen, vom Baron Marochetti. An diesem Platze liegt auch das prächtige Kaffeehaus St. Carlo, eines der elegantesten in der Welt. Auf beiden Seiten des Platzes sind die Gebäude mit schönen Bogengängen versehen. Von dem Platze genießt man herrliche Fernsichten über die Strada nuova: einerseits bis zum Palazzo reale, andererseits bis zur Porta nuova.

Unter den zahlreichen Kirchen Turin's sind besonders merkwürdig:

Die Kathedrale St. Giovanni (siehe Abbildung), deren Urbau 602 unter dem longobardischen Herzog Agilulf begann, liegt in der Nähe des Palazzo Reale, an dem schönen Domplatz. Ehedem standen hier drei Basiliken: del Salvatore, St. Maria und San Giovanni; 1333 wurde eine große Capelle angebaut. 1492 wurde das Ganze zu einer Kathedrale umgestaltet, die im 17. Jahrhunderte in neuerem Style hergestellt wurde. Das Innere ist mit schönen Malereien verziert. Beachtenswerth sind: die ober dem Hauptaltare befindliche Capelle di S. Sudario, von Guarini, mit dem Leichentuch, in welches der Leichnam des Erlösers eingehüllt war; sie ist zugleich die officielle Capelle des Königs und steht in Verbindung mit dem Palazzo Reale. In derselben befinden sich auch die prachtvollen neuen Monumente des Herzogs Amadeus VIII., von B. Cacciatori, und Emanuel Filibert's, von Marchesi, die Karl Albert hier aufstellen ließ. In der Kirche findet man die Statuen der Heiligen Christina und Theresa, von Le Gros; eine Engelgiorle von Guido Bono, dann eine Madonna mit dem Kinde, und den Heiligen Crispin und Crispinian von einem unbekannten Künstler.

La Consolata (siehe Abbildung), eine ebenfalls sehr alte Kirche, die ihren Namen von einem wundertätigen Bilde der heiligen Jungfrau erhalten hat, im nördlichen Theile der Stadt, auf einem freien Platze mit einem schlanken Glockenthurme und einer Seitencapelle mit einer hübschen Kuppel und äußeren Seitenverzierungen. Auf dem Platze vor der Kirche sehen wir eine hohe Säule, auf deren Gipfel eine Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde ruht, in der neuesten Zeit zur dankbaren Erinnerung für das Aufhören der Cholera errichtet. Das Innere der Kirche bietet außer einem schönen Crucifix von Guglielmo Caccia (Moncalvo) nichts Bemerkenswerthes.

Corpus Domini, zwischen der Piazza Castello und der Piazza delle Erbe, ist die reichste Kirche der Stadt und wurde im Jahre 1607 zum Andenken an eine Hostie erbaut, die ein Esel an dieser Stelle niederlegte. Den Plan dazu entwarf Vitozzi im entarteten Geschmad der damaligen Zeit. In der Mitte der Kirche erhuert ein von einem Gitter eingeschlossener Marmorstein an den Ursprung derselben. Diese Kirche ist auch deshalb merkwürdig, weil J. Jaques Rousseau, der in seinem 16. Jahre in Turin als Bedienter lebte, in derselben feierlich von der calvinischen zur katholischen Kirche übertrat.

St. Lorenzo, an der Piazza Reale, neben dem Palaste Aosta im 17. Jahrhundert nach einer Zeichnung des Camillo Guarini erbaut, mit einer ungeheuern Kuppel von sehr kühnem Bau. Der Baumeister flüchtete sich nach vollendetem Bau aus Turin, glaubend, daß die Kuppel einstürzen müsse.

Der älteste und merkwürdigste der Turiner Paläste ist der sogenannte Palazzo Vecchio, auch Madama und di Castello genannt (siehe Abbildung). Er liegt in der Mitte der Piazza Castello. Er war einst die Residenz der Herzoge von Savoyen. Der ältere, ursprüngliche Theil desselben, dessen Ansicht auf unserem Bilde befindlich ist, wurde von Amadeus VIII. 1416 erbaut. Zwei massive Thürme, charakteristische Denkmäler jener kriegerischen und gefährlichen Zeit, stehen gleichsam als Wächter an den beiden Ecken der Frontseite. Auf dem nördlichen Thurme befindet sich das astronomische Observatorium. Dieser Palast enthält auch eine vorzügliche Gemälde-Gallerie, die unter der Direction des Marquis Argllo steht. Sie besitzt werthvolle Kunstwerke, unter welchen auch Bilder von Tizian, Palma Vecchio,

Digitized by Google

Paul Veronese, Salvator Rosa, Rubens, Van Dyk, Holbein u. a. m. vorkommen. Auch König Karl Albert zu Pferde von Horace Vernet befindet sich hier. — Im J. 1720 wurde zu dem alten Palaste, auf der Westseite desselben, ein neuer Theil im modernen Style angebaut. Die Zeichnung dazu entwarf der Spanier Juvara. Die großartige Façade desselben können die Leser auf unserer Abbildung Piazza Castello, rechter Hand, en profil sehen. Sie hat große Fenster im Rundbogen-Styl, und ist mit Säulen verziert. Auf der Gallerie, die rings um das Dach läuft, sind Figuren und andere Verzierungen angebracht. Seinen jetzigen Namen: Madama, erhielt der Palast von Madame royale, der Herzogin von Savoyen-Nemours. Gegenwärtig hält die Kammer der Senatoren darin ihre Sitzungen.

Palazzo Reale, die königliche Residenz, an der Piazza Reale, welche an die Piazza Castello (siehe Abbildung) grenzt. Das große, dreistöckige Gebäude, mit zwei erhöhten Flügeln, die der Leser im Hintergrunde dieser Abbildung erblickt, ist der Palazzo Reale, er wurde unter der Regierung Karl Emanuel II. vom Grafen Amadeus di Castellamonte erbaut und hat eine prachtvolle, innere Einrichtung, welcher die einfache Außenfaçade nicht entspricht, weßhalb ihn die Turiner den Palast ohne Façade nennen. Im Eingange an der Stiege steht eine Reiterstatue des Königs Victor Amadeus I., il cavallo di marmo genannt, von Andreas Frisso. An den Palast grenzt süd-östlich der königliche Garten, von Lenôtre angelegt, der auch dem Publicum offen steht. Im Palaste selbst befindet sich die königliche Bibliothek, die sehr werthvolle Werke enthält; so ein neues Testament mit 300 Miniaturen von Christ. de Predis, eine alte, sehr schöne Miniatur aus dem 15. Jahrhundert vom Paduaner Andrea Mantegna. Dann befindet sich hier, im Seitenflügel, die königliche Waffengallerie, mit den seltensten Rüstungen und Waffen aller Zeiten, darunter ein prachtvolles Schild mit eingelegten Gold- und Silberverzierungen, das dem Benvenuto Cellini zugeschrieben wird; der Harnisch des Prinzen Eugen, die Rüstung des Emanuel Filibert, ferner die ungeheuere Rüstung eines Riesen, ingleichen die des Antonio Martinengo; der Degen, den Napoleon in der Schlacht bei Marengo trug und den der im vorigen Jahre verstorbene Graf von Saluzzo dem Könige vermachte, dann das ausgestopfte Schlachtpferd des Königs Karl Albert. Außer den interessantesten Waffenstücken ist hier auch eine werthvolle Münz-Sammlung, ferner seltene Elfenbein- und Bronze-Arbeiten, Götzenbilder, die auf der Insel Sardinien ausgegraben wurden. Diese Sammlungen erhielten durch Karl Albert, der im Jahre 1843 das Gradenigo'sche Cabinet ankaufte, einen bedeutenden Zuwachs. In diesem Palaste befindet sich auch das Generalarchiv des Königreichs. Dies letztere ist eines der reichsten in Europa; es ist in vier Sectionen eingetheilt: I. Archivio di Torino, II. Archivi di Savoja, III. Archivi di Genova und IV. Archivi di Cagliari. In dem südöstlichen Flügel des Palastes ist die vom verdienten Grafen Cesare Saluzzo gegründete und 1839 reorganisirte Militärakademie. Vor demselben, an der Piazza Castello, das vom Grafen Alfieri erbaute königliche Opernhaus. Linker Hand vom Palazzo Reale liegt, die Piazza Reale von der Westseite einschließend, der Palast des Herzogs von Aosta (jetzt Genua), ein Werk des spanischen Architekten Juvara.

Außer dem königlichen Theater besitzt Turin noch mehre andere, als: das Theater Carignan, jetzt Eigenthum des Staates, welches sehr schön ausgestattet ist, an der neuen Straße in der Nähe des Castell-Platzes, gegenüber dem Palaste Carignan; ferner das sehr elegante Theater d'Angennes, in der Nähe der Piazza Carlina; das Theater Sutera an der Postraße; das Theater Diurno (Tagstheater in der Nähe des Po); das Marionetten-Theater Gianduja; das neue, sehr elegant eingerichtete und vielbesuchte National-Theater; dann das große Volkstheater Gerbino und ein neues Marionetten-Theater.

Die Stadt Turin ist nicht sehr reich an öffentlichen Spaziergängen, doch ist die Stadt mit freundlichen Baum-Alleen umgeben. Höchst anmuthig sind aber ihre Umgebungen. In der Stadt selbst wird der königliche Hofgarten auch als öffentlicher Spaziergang benützt. Ferner dienen zu diesem Zwecke: La passeggiata dei Ripari, der Stadtwall mit schönen Gartenanlagen und einem eleganten gothischen Kaffeehaus, Abends der Versammlungsort der schönen Welt; die schöne Platanen-Allee von der Porta nuova bis zur neuen Po-Brücke, dann die Allee von Porta del Po bis zum Platze Emanuel Filibert. Ferner der sogenannte il Valentino (siehe Abbildung) am Ufer des Po, ein von Christine von Frankreich, Gemahlin Victor Amadeus I., erbautes Lustschloß, mit schönen Gartenanlagen und dem botanischen Garten der Universität. In demselben befindet sich jetzt die k. Veterinär-Schule. Vigna della Regina (siehe Abbildung), ein stattliches königl. Lustschloß auf einem Hügel am Ufer des Po. Es wurde vom Cardinal Moritz von Savoyen erbaut, als er seine geistliche Würde niederlegte, um seine Nichte, die Tochter Victor Amadeus I. zu ehelichen. Im Schlosse selbst ist ein Plafond von Paul Veronese bemerkenswerth. Herrlich ist die Aussicht auf die Stadt, ihre Umgebungen und die nahen Alpen.

La Superga (siehe Abbildung), eine auf einem steilen Berge gelegene prachtvolle Kirche. Sie wurde vom Herzog Victor Amadeus in Erfüllung eines Gelübdes wegen glücklicher Vertreibung der Franzosen und zum Andenken an den bereits erwähnten Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen über die Franzosen am 7. September 1706, und zwar auf der Stelle erbaut, wo er den Operationsplan entworfen hatte, und enthält die Grabmäler der Fürsten aus dem Hause Savoyen von Victor Amadeus bis Karl Albert. Eine schöne, geschmackvolle Rotonde, mit einer gefälligen Kuppel und einem von Säulen getragenen Porticus, auf welchem eine Terrasse angebracht ist, von der man eine entzückende Aussicht genießt. Von origineller, anmuthiger Bauart ist auch der Glockenthurm der Kirche. Sie wurde im Revolutionskrieg durch die Franzosen verwüstet. Zu dieser Kirche findet alle Jahre am 8. September eine feierliche Prozession Statt; früher befand sich nur eine kleine Capelle daselbst.

In der Nähe von Superga ist das kleine freundliche Städtchen Chieri, mit einer hübschen Kirche; St. Maria della Scala, die auf den Trümmern eines alten Minerven-Tempels aufgeführt wurde. Die Stadt hat ein Collegium und Baumwollen-Manufacturen und bedeutende Industrie.

Nicht weit von Turin liegt auch in einer herrlichen, romantischen Lage, in der Nähe der Alpen, die interessante Stadt Pignerol (Pinerolo), mit den Ruinen eines alten Schlosses, wo die berüchtigte eiserne Maske, Fouquet und Lausun gefangen gehalten wurden.

Digitized by Google

Von hier führt eine königl. Straße nach der uneinnehmbaren Alpen-Festung Fenestrelle. Mittelst der Eisenbahn gelangt man auch sehr schnell nach Susa, am Fuße des Berges Cenis. In dem Thale liegt, auf einem hohen Felsen, sehr malerisch neben den Ruinen einer alten, longobardischen Veste, die Kirche Sagra di San Michele, mit Grabmälern der Herzoge von Savoyen.

Der Bahnhof von Turin ist der Ausgangspunct aller Eisenbahnen des Königreichs, als: 1. von Turin nach Genua, mit einem Zweige von Alessandria nach Novara; 2. nach Susa, ungefähr 1 Stunde; 3. nach Coni; 4. eine vierte directe Bahn nach Novara.

Wenn Turin dem Freunde der Künste auch nicht so vielen Genuß bietet, wie die meisten anderen Hauptstädte Italiens, so findet man dagegen in dieser, größten Theils neuen, freundlichen, netten und eleganten Stadt mehr Comfort, angenehme, höfliche, beinahe französische Sitten, große Zuvorkommenheit für Fremde, ein munteres, thätiges, ungezwungenes Leben und Treiben. Die Kaffeehäuser sind ungemein zahlreich und meist großartig, mit vielem Luxus ausgestattet. Die meisten haben eine politische Färbung.

Das Klima ist im Allgemeinen gesund, im Winter wegen der Nähe der Alpen ziemlich rauh.

Technisch-wissenschaftliche Bilder aus dem Leben.

Von

Fr. Mark.

1. Aus der Grube.

Wir biegen um die Ecke des dichten Tannenwaldes, durch dessen tiefe Schatten wir am Rande eines schäumenden Gebirgswassers schon geraume Zeit auf unser Ziel losſteuerten — und stehen am Fuße eines künstlichen Hügels von großen und kleinen Steintrümmern, die in den verschiedensten Lichtern und Farben die Strahlen der Sonne brechen —, wir stehen am Fuße einer Halde.

Ein Product des Erdenschooßes, tritt sie aus dem Thale mit dem dunklen Waldhintergrunde, malerisch hervor mit den von ihr getragenen Gebäuden und Baumaterialien verschiedenster Art und soll für unsere Forschungen die erste Ausbeute liefern. Sieh! — eben stürzt hoch oben auf einem Sturzgerüste ein Knappe einen Eisenbahnförderhund mit tauben Bergen aus, deren größere Trümmer donnernd in unsere Nähe rollen. Sieh nach! mein junger Freund! ob nicht manches interessante Stück für deine Sammlung sich darunter befindet. — Neben dem gemeinen Quarze, dem violetten Amethyste — und den verschiedensten Arten von schön kristallisirten Kalkspäthen — ist hier ein Stück, welches beim Aufschlagen in einer ganzen Druse zarte, weiße Kristalle von dem weichen Selenite — Gips — enthält; — weiter sind hier schöne, große, glänzende Kristalle von Schwefelkies — Schwefeleisen — mit ihren sattelförmigen Flächen; — der braunrothe harte Jaspis — mit vielen anderen verschiedenartigen Mineralien unter den massigen Stücken von Hornstein, Porphyr und Schiefer, und den durch Eisenoxyd meist braunroth gefärbten Gangausfüllungsmassen — deren weitere Untersuchung wir uns, wohl wissend, daß wir hier eine reiche, ergiebige Fundgrube, einen seit Jahrhunderten übereinandergestürzten Mineralienschatz vor uns haben, auf gelegenere Zeit sparen wollen.

Schreiten wir weiter aufwärts — die Halde hat gut eine Höhe von wenigstens 12 Klaftern — und es treten uns die zu dem Bergwerke gehörigen Taggebäude, wie sie, theilweise zwischen Felsen versteckt, nebeneinander gebaut sind, in immer größeren, deutlicheren Umrissen entgegen. —

Jetzt sind wir ganz oben; — unser erster Tritt auf der Halde selbst trifft auf die Schiene einer Eisenbahn, die bestimmt ist, die etwas in's Thal vorwärts liegende Halde an der Berglehne mit dem Förderschachte zu verbinden. Wo dieser wohl ist? — Sieh' dort rückwärts jenes große, imposante Gebäude mit dem thurmartigen Dachaufsatze und den Flügelgebäuden, um welche wir herum sehr verschiedene Maschinentheile — eiserne Wasserröhren, Treib- und Steuer-Cylinder, Ventilkästen, große und kleine Räder — in Ordnung gelagert sehen. Dort links sind mächtige Massen von Zimmerholz geschichtet. —

Aus dem Schachtgebäude selbst schallt uns das Dröhnen der Maschinen — das Brausen der treibenden Wässer, der Signalruf der Stürzer und Maschinenstenerleute entgegen, zwischen dem der helle, regelmäßige Schlag der Kunstglocke durchtönt, — der Pulsschlag der tief unter uns arbeitenden Wassersäulenmaschine, an dem der Grubeningenieur deren richtigen Gang, und ihre Leistung beurtheilt. —

Treten wir in die Kanzlei des Bergverwalters, um uns die Erlaubniß zur Besichtigung der Manipulationswerkstätten, und zur Befahrung der Grube einzuholen. —

Wir finden an einem, mit Grubenkarten, Plänen und Rechnungen bedeckten Tische, in einem freundlichen Locale einen noch rüstigen Mann, in dessen Auge wir den ruhigen, klaren Blick des Naturforschers mit dem Blitze der Energie gepaart finden, der uns ahnen läßt, daß dieser Mann die Elemente durch ihre Gesetze zu beherrschen weiß. Er trägt das bei den Bergleuten gewöhnliche Grubenkleid. Mit einem freundlichen „Glück auf!“ empfangen, lernen wir uns unter seinen leitenden Worten bald in dem Labyrinthe der bunten Striche und Puncte auf den Grubenkarten einen kleinen Ueberblid des gesammten Baues eigen machen, und bewundern die Prachtstuffen, die er uns, theilweise als Muster des neuesten Erzanbruches, zeigt. Ich hebe, als besonders seltenes Vorkommen nur eine natürliche Silberplatte von fast einem halben Quadratschuh Fläche, und einem halben Zoll Höhe, an der wir bei näherer Betrachtung die zartesten Haare und Drähte, sowie feine Blättchen von reinem Silber bewundern, und ein großes Stück hervor, bei dem wir in Zweifel sind, ob wir mehr den Reichthum desselben an edlen Metallen, oder die Pracht und Schönheit der Kristallisation anstaunen sollen, — an dem, außer dem gediegenen haarförmigen Silber, sehr schöne gestrickte und baumförmige

Digitized by Google

Zeichnungen von der silberglänzenden Speise, meist Arsennickel und Arsenkobalt, wechselnd mit der rosenrothen Kobaltblüthe, dem grünen Nickelvitriol, und mancherlei flimmernden Kristallen — unser Auge erfreuen.

Joachimsthaler Silber-Erze.

Es bleibt uns nicht mehr Zeit daselbst alles Interessante, was uns noch in die Augen fällt, näher zu prüfen; wir können auf die verschiedenen Markscheid- und Meßinstrumente, auf die Werkzeuge für verschiedene Arbeiten in der Grube, auf die Maschinenmodelle u. s. w. jetzt nur einen oberflächlichen Blick werfen, um sie seinerzeit näher kennen zu lernen.

Wenden wir uns zum Schachthause, wo der uns geleitende Hutmann, ein ehrwürdiger Greis mit Schachtmütze und Grubenlampe, unser bereits harrt.

Das Hauptgebäude des Schachthauses, in dem vorne die Eisenbahn mündet, welche unmittelbar zum Schachte führt, ist mit seiner Rückseite an eine alte, ungeheuere Halde gelehnt. Der Hutmann zeigt uns im Erdgeschosse, gleich neben dem Schachte, die Anstaltstube der Bergleute, in der sie von ihm täglich früh vor der Anfahrt verlesen und mit Pulver, Werkzeug und Licht versehen werden. Es ist zugleich ihre Beststube.

Wohl wenige blieben unbewegt, die je in ihrem Leben der stillen, kurzen, aber einfach feierlichen Scene einer Morgenandacht der Bergleute vor der Schicht beigewohnt haben. Und wahrlich, wer sie im Morgengrauen so sah, hingesunken im armen, schmutzigen Bergmannskleide, im tiefen Gefühle der menschlichen Schwäche im leicht tödtlichen Kampfe mit den Elementen, dem sie Tag für Tag entgegen gehen; wer sie sah, wie die Erinnerung an ihre verlassenen Lieben ihren männlichen Blick trübt, die so mancher vielleicht nie mehr erblickt; wie sie sich und sie im Gebete dem höheren Schutze anempfehlen, wie sie dann, im Gefühle ihrer Pflicht beim lauten Schalle des Klopfsignals, mit brennendem Lichte rüstig den finstern Schacht hinabfahren, wird diesen kurzen Moment nie im Leben vergessen.

Beim Hinaufsteigen zu der Fördermaschine sehen wir das Füllen eines Eisenbahnhundes mit den aus den Treibtonnen ausgestürzten Bergen. Diese gelangen aus der umgestürzten Tonne in einen starken hölzernen Kasten, aus dem sie unten auf dem schiefen Boden unmittelbar in den, auf der darunter weg führenden Eisenbahn stehenden Wagen stürzen. Ein, durch einen Mann gelaufener Wagen faßt 16 Zentner.

Im oberen Stockwerke des Schachthauses sehen wir, an dem Tagkranze des Schachtes, den Stürzer, der die Seile und das Leeren der Tonnen überwacht, und gerade gegenüber durch ein Glasfenster den Maschinensteuermann bei der Fördermaschine. Du staunst, mein junger Freund! über die scheinbar schwachen, kaum einen Finger starken Seile, denen solche Lasten anvertraut sind, wobei der Hutmann eines unwillkührlichen Lächelns sich nicht erwehren kann. Sieh' sie genau an, sie sind von getheertem, mehrfach gedrehtem Eisendrahte, und sind, obwohl die Klafter hiervon nur wenig über 3 Pfunde wiegt, stark genug, auch das Fünffache ihrer jetzigen Belastung zu tragen. Ihre Anwendung ist noch ziemlich neu. Sie laufen über große, mehr als eine Klafter im Durchmesser haltende Seilscheiben von Gußeisen in den unteren Maschinenraum, wo sie auf den Treibtörben abwechselnd auf- und abgewunden werden.

Ruhig aber genau beobachtet der Mann an dem Steuerrade der Maschine den Gang der Seile im Schachte; es braust das Treibwasser, es zittert der feste Bau bei dem Gange der wuchtigen Maschine; ein schwacher Ruck am Rade: die Seile gehen langsamer, der Mann am Schachte öffnet die Hängbänke, und die Tonne erscheint plötzlich über dem Schachtkranze; noch ein Ruck an dem Steuerrade und die Maschine steht still, stürzt die Tonne aus, wendet sich, und die leere Tonne sinkt langsam wieder in die Teufe.

Welche Kraft ist es, die aus einer Tiefe von 220 Klaftern das ungeheuere Gewicht der gefüllten Tonne und des eisernen Seiles in der kurzen Zeit von 6 Minuten zieht, die dabei, der Hand des Menschen gehorsam, auf die Secunde stille steht?

Es ist die Druckkraft einer 28 Klafter hohen Wassersäule, welche mit einem Gewichte von mehr als 60 Centner auf die Kolben in jenen zwei vertikalen, starken Treibcylindern von 11 Zoll Lichte, abwechselnd von oben und unten wirkt, mit deren Kolbenstangen die massiven Kurbeln der hohlen, eisernen Welle der darunter liegenden Treibtörbe von 9 Schuh Durchmesser durch Pleuelstangen verbunden sind; es ist die Macht des menschlichen Geistes, die diese rohe Kraft sich in dem Bau dieser sinnreichen Maschine so dienstbar zu machen wußte, daß sie, gehorsam wie das best geschulte Pferd am Wagen, auf den Wink plötzlich stille steht, und dann ihren Gang wieder beginnt.

Wir stehen wieder am Tagkranze des Schachtes, diese aus dem Fahrtschachte steil emporragende schlanke Fahrt wird uns in das Reich der unterirdischen Schätze der Natur führen. Freilich starrt uns hier oben an der Grenze zwi-

Digitized by Google

schen Tag und Nacht ein finsterer Abgrund unheimlich an, und demjenigen, der das Leben der Natur im Innern ihres reichen Mutterschooßes nie erkannt, scheint der Gegenstand zwischen oben und unten so groß, daß er nur mit Grauen sich entschließt, das Sonnenlicht zu verlassen. Und doch, wie bald lernt fast ein jeder den Aufenthalt in der ununterbrochenen gebärenden, hehren Werkstätte der Teufe lieben, wenn er sich nur bestrebt, in den einfachen Lettern, die im winzigen Kristalle, wie im riesigen Felsendome offen da liegen, die ewigen Gesetze dieses Prozesses zu lesen.

Mit dem brennenden Grubenlichte in der Hand, die Schachtmütze fest in die Stirn gedrückt, geht es nun, nach einem ernsten „Glück auf“ dem vorausfahrenden Hutmanne nach, die Fahrten hinunter. Noch ist die Luft rein, das Holzwerk an Zimmerung und Fahrten trocken. Diese, beiläufig 3 Klafter lang, stehen wechselad links und rechts untereinander, und führen durch Löcher von Bühne zu Bühne, so daß die so gebildeten Abtheilungen in dem durchgehends mit starkem Holzwerke, Schrott, ausgezimmerten, von dem daranstoßenden Treibschachte durch eine Verschallung getrennten Fahrtschachte anfangs nicht ungehäbige Kammern unter einander bilden. Sprosse um Sprosse geht es so bei 15 Klafter nieder, das Licht in der einen, jene mit der andern Hand fassend. Doch schon wird die Luft feuchter, das Holzwerk naß, hie und da ragen Felsblöcke durch die Schachtkränze durch. Die trockenen Kammern ändern sich mehr und mehr zur wilden, gerklüfteten, schmundigen Felsenschlucht, und auf den nassen Sprossen und Bühnenbrettern ist Vorsicht nöthig, um nicht zu glitschen.

Wir stehen am ersten *Füllorte*, einem hohen, weiten Gewölbe, in das der erste zu den abbauwürdigen Mitteln getriebene *Lauf* mündet, ein eirunder, schmaler, 6 Schuh hoher Raum, an der Sole mit einer auf Polzen liegenden, 6 Zoll breiten Bretterbahn. — Horch! ein dumpfes Rollen in den Felsen nähert sich mehr und mehr, deutlich ertönt es jetzt aus dem Laufe, in weiter Ferne sehen wir matt ein Sternchen flimmern, das allmälig deutlicher wird und jetzt zum Grubenlichte sich vergrößert, welches an einem kleinen, beladenen Grubenhunde vorne sich befindet. Ein Hundstößer lenkt ihn im eiligen Laufe auf seiner schmalen Bahn auf 2 Rädern an allen Biegungen und Wendungen des Laufes vorüber. Am Füllorte angelangt, grüßt er stumm, leert seinen Hund, reinigt sein Licht und kehrt in den engen Raum zurück.

An den offenen Schachtfenstern des Füllortes sehen wir in den zwei, durch einen Scheider getrennten Abtheilungen des Treibschachtes die 2 Drahtseile schwanken, von denen eines in der Regel die volle Tonne hinaufzieht und das andere eine leere hinabläßt.

Im Schachte scheint es unten heller zu werden, ein röthlichgelbes Licht erhellt die Finsterniß in der einen Abtheilung, plötzlich schwankt an dem Seile ein Mann empor, das Licht in der Hand. Schon ist er vorüber.

Wir fragen den Hutmann, ob wir diese Art auf dem Sattel zu fahren nicht auch versuchen dürften, da sie uns viel schneller und mühelofer schien, als das Steigen über die unzähligen Sprossen. Mit dem Bedeuten, daß dies Fremden nur auf besondere Erlaubniß gestattet sei, versicherte er, daß nicht nur eine besondere Uebung dazu gehöre, das Seil fern von den Schachtulmen zu halten, sondern auch die Möglichkeit einer Gefahr doch größer sei, als auf den Fahrten. Ein Steinchen, zufällig irgendwo durch eine Erschütterung losgelöst, ein lodgezogenes Brettende kann dem Fahrenden den Tod bringen.

Wir ruhen am Füllorte etwas aus und der Hutmann erzählt uns folgende kleine Geschichte:

„Am Neuschachte in S*** war vor noch nicht vielen Jahren in der Frühschicht ein Schichtenmeister bereit, zur Gedingrevision am Seile einzufahren. Mehre Knappen standen am Schachte. Der Schichtenmeister war ein strenger Mann, der bei seiner rohen Mannschaft die Disciplin mit eiserner Hand aufrecht erhielt. Er setzte sich auf dem Sattel zurecht, nahm sein Licht, zündete seine Pfeife an und gab das Zeichen zum Niederlassen des Seiles. Das Kunstrad fing an zu dröhnen, die Hängebänke öffneten sich, und langsam senkte er sich in die Teufe. Die Knappen blieben am offenen Schachte und sahen hinab. Plötzlich fing das Licht im Schachte an zu schwanken — es verlosch. An dem heraufgewundenen Seile fand man den Schichtenmeister zurückhängend — todt. Ein Stein hatte seine Mütze durchbohrt und war ihm in den Kopf gedrungen.“

Einige Knappen fuhren den Schacht herauf, ein Licht nach dem andern schwankte, die Leute matt belenchtend, über die Fahrten. Auch wir fuhren weiter den Schacht hinab.

An einem zweiten Füllorte fahren wir vorüber in ein drittes, wo wir den Fahrschacht wieder verlassen. In dem engen Laufe, auf dessen schmaler Bretterbahn wir bei dem schwachen Scheine der Grubenlampen anfangs nur Schritt vor Schritt vorwärts gelangen, kommen wir nach einiger Zeit an eine, unsere bisherige Richtung kreuzende Strecke, die auf einem der erzführenden Gänge dieser Grube getrieben ist. Oben in der First zeigt uns der Hutmann einen breiten Streifen in der Richtung des Laufes, der wesentlich in Farbe und Zusammensetzung von dem übrigen Gesteine verschieden ist — es ist der *Gang*. Meist braunroth — mit verschiedenfarbigen Streifen, unter denen wir bald eine lange Quarzdrufe, beim Grubenlichte gleich einer Diamantenschnur glitzernd; hier, ähnlich weißen Seidenbändern, mehre Kalkspathschnürchen, dort grüne und schwärzliche Bänder, hie und da mit metallischem Funkeln, sich durcheinander schlingen sehen, — grenzt sich dieses Mineralgemenge, der Gang, scharf von dem gleichmäßig grauen, dichten Gebirgsgesteine ab, in das nur hie und da kleine Schnürchen sich verlaufen. —

„*Gänge*,“ erklärt uns der Hutmann, „sind große, mehr oder weniger dicke Blätter im Gebirgsgesteine, welche außer verschiedenartigen Mineralien auch die Erze enthalten, auf die der Bergmann baut. Sie sind meist ziemlich steil, schneiden fast immer das Gebirgsgestein, und unterscheiden sich so von den *Lagern*, welche den Schichten desselben parallel liegen. Die obere Fläche des Ganges, und wohl auch das obere Nebengestein, nennt man dessen *Hangendes*, die untere dessen *Liegendes*, die senkrechte Entfernung beider: dessen *Mächtigkeit*. Diese ist sehr verschieden; es giebt Gänge, die über 10 Klafter, und solche, die nur 1 Schuh mächtig sind. Die horizontale Linie, die man in der Ebene eines Ganges sich gelegt denkt, dessen Richtung im Horizonte, heißt das *Streichen*; die darauf senkrechte, die Neigung gegen den Horizont, dessen *Verflächen*. Je nach dem verschiedenen Streichen heißen die Gänge: Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternacht-Gänge.“

Digitized by Google

„Das Hervortreten eines Ganges an die Erdoberfläche nennt man dessen Ausbeissen. Das Forschen nach Gängen und Metall-Lagerstätten, nach gewissen geognostischen Kennzeichen, heißt man Schürfen. Ein Durchschneiden zweier Gänge oder Klüfte, ohne daß selbe ihre Masse mengen, heißt Durchsetzen; ein Durchschneiden, wobei sie ihre Ausfüllungsmasse vereinigen, heißt Schaaren, wobei meist der Erzreichthum größer wird; oft ist dabei ein Gang auf die Seite gerückt, verworfen."

Wir fahren weiter den Gang entlang, beleuchten mehre denselben kreuzende Klüfte, und kommen durch hohe, weite, ausgehauene Räume, alte Verhaue, aus denen „die Alten" bereits die Erze gewonnen hatten. Nur undeutlich beleuchtet der matte Schein unserer Grubenlichter die in diesen ungeheueren Räumen herrschende tiefe Finsterniß. Das Wasser sitzt häufiger zu, deutlich hört man schon von ferne das Aufschlagen der von der First fallenden Wassertropfen auf dem Gestänge. Streckenweise steht der Lauf, durch den wir fahren, zum Schutze gegen die bröckliche Gangausfüllungsmasse, und gegen die aus den Verhauen sich loszlehenden Trümmer, in Zimmerung. Zwei an den Seiten, Ulmen, gegen oben geneigt stehende starke, hölzerne Stempel stützen gegen die First eine Kappe, was zusammen einen Thürstock bildet. In sehr brüchigem Gesteine steht einer an den andern, sonst nur in Distanzen von mehreren Schuhen. Hinter denselben ist dann mit Holzstücken, und dicht aneinander liegenden Steinen die Zimmerung verladen.

Eine Schnur hält uns plötzlich auf, einige Schritte weiter sehen wir den Markscheider an derselben mit seinen Meßinstrumenten beschäftiget. In der Mitte der, von einem Ulm zum andern, den Lauf entlang in einer Länge von beiläufig 10 Klaftern scharf gespannten Schnur sehen wir denselben einen leichten, in Grade eingetheilten, messingenen Halbkreis, Gradbogen, an 2 Hacken aufhängen; von dem Mittelpunct hängt an einem feinen Haare ein Senkel; er liest die Grade der so gegebenen Neigung der Schnur am Bogen ab, und notirt selbe; nun hängt er den, an einem Ringsysteme hängenden Grubenkompaß an die Schnur, die Magnetnadel zeigt an dem in 24 Stunden und 360 Grade getheilten Kreise die Richtung der Schnur im Horizonte; auch diese notirt er, um dann später über Tags, mit Hülfe dieser 2 Daten und der gemessenen Schnurlänge, in der Markscheiderei die so gemachten Züge zuzulegen, d. h. die berechnete horizontale Länge und Neigung des Laufes auf der Grubenkarte aufzutragen. So bekommt man ein Bild der ganzen Grube, mit Hülfe dessen man im Stande ist, auf einen entfernten, bestimmten, unsichtbaren Punct durch die Felsen genau hinzuarbeiten.

Die Gesteinsmasse ist jetzt wieder fest, der Gang gabelt sich in 2 Blätter, und wir gelangen an einer Verquerung, wodurch man das Verhalten einer das Gangblatt kreuzenden Kluft untersuchte, vorüber in einen steinumzäunig behauenen Raum mit ganz glatten Ulmen, zu einer sogenannten „Schnattelarbeit" der Alten.

Wie sehr müssen wir hier staunen über die Geduld und Ausdauer, mit welcher unsere Vorfahren vor Jahrhunderten, lange vor Erfindung des Schießpulvers, bloß mit Schlägel und Eisen mühselig die Erdrinde durchforschten; wie sehr aber auch anerkennen die Fortschritte, die auch in dieser Hinsicht durch den menschlichen Geist seitdem gemacht wurden, von der Anwendung des Pulvers zum Sprengen und den verschiedenen Arten desselben, bis zu der in neuester Zeit gemachten Erfindung des gleichzeitigen, ganz gefahrlosen Losbrennens mehrer, auch unter Wasser liegender Bohrlöcher durch eine Kupferdrahtleitung mittelst der galvanischen Electricität, und dem riesigen amerikanischen Tunnelbohrer.

Ein sehr entferntes Picken in den Felsen bewegt uns stille zu stehen, wir horchen, vernehmen es jetzt deutlicher, im gleichmäßigen Takte fern im Gesteine ertönen, jedoch können wir die Richtung, woher es kommt, durchaus nicht bestimmen.

Wir fahren weiter, und kommen an einem Schutte, einem kleinen, nicht zu Tag ausgehenden Schachte, vorüber bald dem Schalle näher, und hören ihn jetzt deutlich über uns. Auf einem ganz schmalen Steigbaume steigt der Hutmann voraus in die Höhe, wir gelangen, ihm nachsteigend, auf einen Absatz, weiter auf einen zweiten, dritten, bis wir endlich hoch oben auf jedem dieser Absätze einen Knappen arbeitend finden. Wir sind in einem Firstenbaue, wodurch man mit über-einander liegenden, einer verkehrten Treppe ähnlichen Arbeitsorten ein Erzmittel über der First des Laufes abbaut. Entgegengesetzt geschieht dieses unter der Sole durch Solstraßen.

Wir sehen an einem solchen Arbeitsorte, wenig über 2 Schuh breit und 5 hoch, einen Mann, der ein Loch zum Sprengen bohrt. Düster beleuchtet das an einer Felsenkante hängende Grubenlicht den kleinen Raum „vor Ort", in dem die Gestalt des Knappen und die vorspringenden Gesteinstrümmer, in eigenthümlichen, gespensterhaften Streiflichtern, aus der Finsternis hervortreten.

Ueberall einsame Stille, nur der taktmäßige Schlag des Fäustels schallt durch die Nacht, manchmal von dem Schalle eines fallenden Wassertropfens begleitet. Tief im Innern der Erde, fern von menschlicher Hülfe, bedroht von tausend Gefahren, arbeitet der Knappe unermüdet die ganze Schicht, um für den Lohn von wenigen Kreuzern Erze im Werthe von Tausenden zu Tag zu schaffen. Sieh' diesen breiten, glänzenden Streifen, der am Feldorte von der Sole schief gegen die First zuläuft, in ihm schaust du gediegenes Silber in breiten Blättern, und den kostbaren, rubinglänzenden Kristall des Rothgüldens, umschlungen von funkelnden Kristallen mancherlei Art.

Zentnerweise bricht das reiche Erz ein, aber dem Bergmanne ist der Gedanke fremd, auch nur einen Splitter davon sein zu nennen, und doch wird er nach verfahrener Schicht schwerlich seinen Hunger anders als an trockenem Brote stillen können.

Nach vielleicht sechsstündiger Arbeit hat er nun das tiefe Bohrloch beendet; er mißt die Tiefe, reiniget es mit dem Schmundlöffel, trocknet es gut, und setzt die Patrone ein. Die darein gesteckte lwferne Rammnadel hält das Loch für den Zünder offen, und nun fängt er rund um selbe das Bohrloch mit quarzfreiem Gestein und Thonstücken zu verladen an. Das Bohrloch ist besetzt. Er gibt alle sein Arbeitszeug hinter einen schützenden Vorsprung, steckt den Zünder ein und hält das Licht daran. Mit raschen Schritten entfernt er sich, als Signal zur Vorsicht sein lautes „Hopp! hopp!" rufend, wir mit ihm. Nach einer bangen, lautlosen Stille hören wir ein Zischen, einen dumpfen, erschütternden Knall, fallende Gesteinstrümmer. Im Pulverdampfe des Feldortes finden wir seine Mühe reichlich belohnt, ein tüchtiges Trumm ist lose gemacht, und mit leichter Mühe räumt er es

Digitized by Google

mit der Keilhaue herein, dabei sorgfältig die Erzstückchen aushaltend.

Doch verfaßt auch manchmal der Schuß, und seine ganze Arbeit ist verloren. Ich will schweigen von den gräßlichen Unglücksfällen, wie sie sich trotz aller Vorsicht und verbesserten Bohrmethoden noch manchmal hie und da ereignen, wenn ein durch Unachtsamkeit hineingekommenes Quarzstück beim Verladen an dem eisernen Ladstocke Funken reißt, und der Schuß den Unglücklichen zerschmettert; oder wenn er, nach dem Anbrennen des Zünders, nach langem, fruchtlosem Harren, in der Meinung, derselbe sei bereits erfolglos abgebrannt, sich zu frühzeitig nähert, und die Trümmer des eben losgehenden Schusses ihn zu Boden strecken.

Wir fahren von den engen Firstenstraßen, in denen wir wegen Mangel an Wetterwechsel eine große Hitze auszustehen hatten, zurück auf den Lauf, und gelangen durch einen Schutt auf den Erbstollen. So heißt jeder zu Tage ausgehende Lauf, dessen wesentlicher Zweck die Abführung der in den verschiedenen Grubenräumen sich sammelnden Wässer ist. Solche Stollen sind oft mehre Meilen lang, und sind dann wahre Riesendenkmäler bergmännischer Baukunst, deren Ausführung manchmal 50 und 100 Jahre bei ununterbrochenem Betriebe, und Millionen Geldes in Anspruch nimmt.

Frische Wetter ziehen uns entgegen, ein 2 Schuh tiefer Bach strömt auf der Sole ab, und wir haben alle Mühe, um auf dem nassen, schmalen Gestängebrette uns über dem Wasser zu erhalten. So gelangen wir glücklich, und nicht selten bei fehlenden Brettern von einem Polzen auf den andern springend, gegen den Schacht.

Schon von ferne tönt uns ein dumpfes Brausen, ähnlich dem eines tosenden Wildbaches, entgegen; stärker wird es gegen den Schacht zu; es ist das Brausen der gehobenen, abfließenden Grubenwäßer.

Sieh' hier, mein junger Freund! diesen riesigen Cylinder mit seinem Steuerungsapparate im Schachte selbst auf eisernen Fundamentplatten stehend, hier die das Treibwasser zuführenden eisernen Einfallröhren; sieh', und bewundere die Ruhe und die ungeheuere Kraft, mit der die Wassersäulen-Maschine arbeitet. Sie steht 80 Klafter unter Tag und ist mit den 2 Druckpumpen, die sie bewegt, welche die Grubenwäßer heben, und von denen die unterste 220 Klafter unter der Erdoberfläche im Sumpfe des Schachtes arbeitet, durch starke hölzerne Gestänge in Verbindung, welche an der Kolbenstange durch einen gußeisernen Rahmen befestiget sind. Das Gewicht dieser, von der Maschine in der Minute fünfmal auf eine Höhe von 70 Zoll gehobenen Gestänge beträgt 370 Zentner, wozu ein, durch die Wassersäule in den Einfallröhren auf den Kolben bewirkter Druck von 412 Zentner, als wirkliche Kraft der Maschine erforderlich ist, wobei der Treibcylinder einen Druck von 14 Atmosphären auszuhalten hat.

Die Maschine hebt das Wasser aus einer Tiefe von 140 Klaftern, und macht es so möglich, die unter ihr stehenden Grubenräume mit Sicherheit in Betrieb zu erhalten. Nun denke dir aber die Maschine für längere Zeit beschädigt, und nicht eine Reservemaschine (wie es hier der Fall ist) vorhanden, denke dir die Grubenwäßer unbesiegbar Stunde für Stunde rasch aufsteigen: schon sind die reichsten Tiefbaue ertränkt, ganze Strecken eingestürzt, und der Hauptbetrieb der Grube stistirt; schon steigen die Wässer, trotz Tag und Nacht dauernder, angestrengtester Arbeit an Rothpumpen, bis in die Nähe des Erbstollens; noch kurze Zeit — und der Bau ist rettungslos für die Zukunft verloren.

Doch da beginnt die hergestellte Maschine ihre Arbeit wieder mit verdoppelter Kraft, und eröffnet dem Menschen wieder das an die Elemente verlorene Terrain.

Wie viele der reichsten Gruben sind wegen Mangel an guten Wasserhebmaschinen in alten Zeiten auf ähnliche Weise ganz in Verfall gerathen. Wie manche Grube ist selbst in neuester Zeit bei Beschädigung solcher Maschinen in arge Gefahr gerathen!

Doch, das mehr und mehr sich geltend machende Gefühl des Hungers, die aus der ungewohnten Anstrengung hervorgehende Mattigkeit, so wie die an der Uhr gemachte Bemerkung, daß wir bereits den ganzen Tag in der Grube zugebracht, veranlaßt uns an die Ausfahrt zu denken, und die uns in Kurzem so lieb und interessant gewordenen Räume zu verlassen.

Wir gelangen auf dem Stollen allmälig näher dem Tage zu, und betrachten nochmals die von demselben durchschnittenen Gebirgsschichten und Gänge, staunend bei der Vorstellung über die hehre Wirkung jener Kräfte, die bei dem Entstehungs- und ersten Bildungsprozesse unsers Erdballs thätig waren, und noch, wenn auch im verminderetem Grade, thätig sind. Wie ferne liegt wohl die Zeit, wo die Masse unserer Erde, in dem Momente der Höhenbildung der sie zusammensetzenden Stoffe, in Folge des bei diesem Prozesse eintretenden Umschwunges, in ihre jetzige Bahn tretend, in unermeßlichen Perioden nach und nach aus dem anfänglich halbflüssigen Zustande an der Oberfläche in den starren übergehend, Spalten bildete, welche in dem Zeitraume der Lösung und Zersetzung der verschiedenen Salze, mit Erd- und Metallsalzen, theils im geschmolzenen, theils im nassen Zustande, von unten und oben, sich füllten, und unter dem Einflusse der, durch die in verschiedenem Grade als Leiter auftretenden Gebirgsgesteine, geschlossenen electrischen Kraft, die Fällung und Kristallisation der Metalle einschlossen, wie wir uns ungefähr theilweise die Bildung der Gänge erklären dürften.

Schon erbleicht der Schimmer unserer Grubenlichter, ein grauer Lichtstreifen dringt uns entgegen, wir fühlen die erquickende Einwirkung frischer Luft, eine Wendung und wir stehen am Mundloche, vor uns die unendliche Pracht der, Gebirge und Gefilde mit rosigem Lichte vergoldenden, eben untergehenden Sonne.

In diesem entzückenden Augenblicke des Eintrittes in den Bereich der Sonnenstrahlen drängt sich jedem von uns zur unerschütterlichen Ueberzeugung auf: es gelte, so wie die flüssige Metallmasse aus dem Innern der Erde an die Oberfläche dringt, so wie der unter der Oberfläche geborgene Kristall, unter dem zersetzenden Einflusse chemischer Kraft, gelöst, nach außen gelangend, hier seine Bestandtheile zur Bildung von Pflanzen und Thieren abgiebt, so wie aus den unendlich fernen Himmelsräumen die nebelhaften Weltenatome, mehr und mehr verdeelt und vereinigt, sich in Billionen Jahren der Sonne allmälig nähern — so in dem ganzen All für alle — alle Wesen das hehre Grundgesetz:

„Durch Nacht zum Lichte!“

Digitized by Google

Gedichte.

Wanderlust und Wanderleid.

Von

Blondel.

Da zieh' ich hin
Mit leichtem Sinn
In Frankreich's sonnige Auen!
Es zieh'n so sacht
In stiller Pracht
Die Wolken herrlich zu schauen.
Das schwillt das Herz,
Das hebt die Brust,
O Wandern! Wandern!
Welche Lust!

Der Abend sinkt,
Kein Sternlein blinkt,
Es starren die öden Gemäuer;
Die Nacht umher
So still und leer,
Und nirgends ein wärmendes Feuer!
Das engt die Brust,
Das bangt das Herz,
O Wandern! Wandern!
Welcher Schmerz!

Die Nacht entweicht,
Die Sonne steigt,
Das Feld wird golden umsäumet;
Das Vöglein singt,
Der Hain erklingt,
Und ich habe von Ihr geträumet!
Das schwillt die Brust,
Das engt das Herz —
O Wanderlust!
O Wanderschmerz!

Der Engel.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Es schwebte den mächtigen Himmel entlang
Ein Engel, und wunderbar sang —
Mond, Sterne und Wolken in schimmernden Höh'n
Sie lauschten dem heil'gen Getön.

Er sang von der Wonne, dem himmlischen Hell,
Das sündlosen Geistern zu Theil —
Vom Ruhme des ewigen Gottes erklang
Sein weihevoll hehrer Gesang.

Die Seele trug er eines Kindes im Arm
Zur Erde voll Thränen und Harm, —
Und es präge' sein Gesang unvergänglich und rein
Der kindlichen Seele sich ein.

Und lange wohl währte ihr irdischer Lauf,
Doch wundersam zog sie's hinauf,
Und nimmer ersetzt' ihr ein ird'scher Gesang
Den ersten, den heiligen Klang.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Romeo und Julie.

(Nach Shakspeare. III. Aufzug, 5. Scene.)

Gemalt von A. Roack.

Romeo: Ich steig' hinab; laß dich noch einmal küssen!
Julie: Freund! Gatte! Trauter! bist du mir entrissen?
Gieb Nachricht jeden Tag zu jeder Stunde;
Schon die Minut' enthält der Tage viel.
Ach, so zu rechnen, bin ich hoch in Jahren,
Eh' meinen Romeo ich wiedersehʼ.
Romeo: Leb' wohl! Kein Mittel laß' ich aus den Händen,
Um die, du Liebe, meinen Gruß zu senden.

2. Der alte Maler.

Gemalt von A. Riedmann.

Wir haben es hier mit keinem Künstler zu thun, der die Gebilde seiner Phantasie auf Leinwand zaubert. Der Oelanstrich der Thüren, Fenster und dergleichen ist seine gewöhnliche Beschäftigung. Gegenwärtig jedoch hat er aus Liebe zu den Kindern eine höhere Staffel der Kunst bestiegen und verziert den Papier-Drachen der lauschenden Kleinen mit einem gewaltigen Doppel-Adler. Die friedliche Stille wird bald dem Jubel der Kinder weichen, wenn das papierne Ungethüm hoch oben die Lüfte durchsegelt, gefolgt von den bewundernden Blicken der Spielkameraden.

3. Turin (Torino).

Ein Tableaux nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Die Wissenschaft hat gläubigen Seelen manchen Altar zerschlagen; aber so vertilgungseifrig sie sich oft bewies, sie baut sich gar manchen emsig wieder von Neuem auf, und sucht dann mitunter gar mühsam die alten Trümmer, die sie einst spöttisch auseinander schleuderte, wieder zusammen. Hatte sie zuzünft, nicht etwa einen alten Helden oder Sänger, der in allen begeisterten Herzen sein Standbild gefunden und darin seit Jahrhunderten unangetastet gethront, ins Reich der Mythe verwiesen, nein, gleich eine ganze Welt erschlagen und in todtes Nichts verkehrt, so erhebt sie jetzt lächelnd ihre Stimme, und statt sich über ihr eigenes Werk erschrocken zu zeigen, schlägt sie mit dem Couplet-Refrain:

„Aber 's ist Alles, 's ist Alles nicht wahr!“

einen spöttischen Triller über sich selbst. Man muß gestehen, daß diese Allüren sehr verdeutlicht sind für Leute, welche in gläubiger Andacht die Aussprüche der Wissenschaft hinzunehmen gewohnt, aber nicht darauf eingerichtet sind, über die Beschaffenheit von Sonne, Mond und Sterne alle Vierteljahr ein anderes Glaubensbekenntniß anzunehmen.

Es handelt sich bei der Angelegenheit, von der wir reden wollen, um unsern guten Freund, unseren treuen Trabanten, den Mond. In einem Werke, auf welches wir unsern Leser im ersten Heft dieses Bandes des Familienbuchs aufmerksam gemacht haben, den „Studien“ von Schleiden, hatte dieser berühmte Naturforscher sonnenklar, oder noch besser, mondhell bewiesen, daß jener mildglänzende Gegenstand verliebter Schwärmerei, jenes stille Ziel thränenfeuchter Sehnsuchtsblicke nichts anderes sei, als ein todter Klumpen. In einer Abhandlung, „Mondschein-Schwärmereien eines Naturforschers“, überschrieben, war diese Kainsthat an dem armen, schwächeren Bruder der Erde vollzogen. „Früher die Vorstellkilie der Erde, der Schwan des Himmels, der Hirt der goldenen Schafe, der Mitregent der Sonne im Reiche des Wetters und der Winde, die Leuchte der Feen und Elfen, ein Füllhorn magischer Kräfte, war er nun plötzlich aller Glorie, aller Mystik, aller Macht entkleidet, nichts als eine alte, ausgebrannte, sich träge drehende Schlackenkugel, mit vor Alter schwankendem, dem eines Trunkenen vergleichbaren Gange.“ Kein Titel seines Ansehens war ihm gelassen, und nachdem er die Menschen so lange mit erborgtem Glanze, pathetischem Wesen und der Vorspiegelung geheimnißvoller Kräfte getäuscht, war er nun als der abgelebte Charlatan hingestellt, dessen Rolle zu Ende, dem nicht einmal Fluth und Ebbe mehr gehorchen, um den sich auch die leichteste Wolke nicht mehr kümmert, dem vor allen Dingen jeder Anspruch auf Bewohnbarkeit für ewig abgesprochen.

Wir wissen nicht, ob und welche Theilnahme dieses Schicksal des mißhandelten alten Herrn gefunden hat, sollten aber schwärmerische Gemüther, schon im Gedanken an die unübersehbare, deutscher Lyrik dadurch beigebrachte Niederlage, gerührt worden sein, so können wir ihnen die Nachricht von einer glänzenden Ehrenrettung des Mondes zum Troste bringen. Gegen Professor Schleiden hat sich nämlich ein anderer, eben so geistreicher als witziger Gelehrter erhoben, der in einem dicken Buche — schon der Fleiß verdient Respect, womit der Autor es seit dem Erscheinen von Schleiden's Studien zu Stande gebracht — dem Monde jegliches ihm geraubte Attribut wieder zustellt, und namentlich beweist: 1) der Mond macht Wetter; 2) der Mond macht nicht nur Luft und Meer, sondern selbst die Erde beben; 3) der Mond ist und bleibt ein mystisches Wesen, das uns mehr aufzuraten giebt, als wir noch rathen können; 4) der Mond hat magnetische Beziehungen zur Erde; 5) der Mond hat sympathetische Beziehungen zum Menschen; 6) der Mond hat eine Kopfseite und eine Kehrseite. Man muß ihn nicht nach seiner Kehrseite beurtheilen. 7) So weit Schleiden's Gründe reichen, kann der Mond Luft, Wasser und Bewohner haben.

Das Buch, worin dies Alles dargethan, heißt: „Professor Schleiden und der Mond, von Th. G. Fechner (Leipzig 1856)“, und da es nichts weniger als eine bloße Streitschrift ist, sondern eine große Anzahl höchst anziehender Fragen in den Kreis gründlicher Besprechung zieht, während die durchaus klar und verständlich gehaltene Beweisführung mit zahlreichen Stellen des anmuthigsten Humors durchflochten ist, so machen wir uns eine Pflicht daraus, bei ihm zu verweilen.

Wir übergehen dabei den ersten Theil, worin der Verfasser seine von Schleiden ebenfalls angegriffene Theorie der Pflanzenseele vertheidigt; uns scheint das ein Streit, der schwerlich aus der Sphäre philosophischer Begriffspaltereien und unpalpabler Vorstellungen zu bestimmten Ergebnissen hinüberzuführen ist; desto interessanter sind uns die buch langjährige genauste Beobachtungen und Berechnungen gestützten, unumstößlichen Beweise für den Einfluß des Mondes auf die Erde. — Was zuerst das Wetter angeht, so haben alle von Fechner mitgetheilten Beobachtungen verschiedenster Meteorologen an verschiedensten Orten, wie Carlsruhe, Straßburg, Paris, Augsburg, Stuttgart, München, ergeben, daß die Zahl der wässerigen Niederschläge (Regen, Schnee, Graupen u. s. w.) und die Menge des gefallenen Wassers um den 14. jedes synodischen Monats (Mondmonats, wobei der Neumond als 1. gerechnet wird) am größten, um den 28. herum am kleinsten ist (beide Tage selbst z. B. verhalten sich darin, wie 179,00 zu 100,00, nach Cisenlohr's zu Carlsruhe gemachter Berechnung); daß das Maximum und Minimum um den halben synodischen Monat auseinander liegen; und daß die Regenzahl und Regenmenge während des zunehmenden Mondes nicht unerheblich größer ist, als während des abnehmenden. Außer diesem Einfluß der Mondphasen, der Verhältnisse wie 2214 Niederschläge bei zunehmendem, gegen 2085 bei abnehmendem Monde herausstellt (ein solches fand Schübler während 28jähriger Beobachtung in München, Augsburg und Stuttgart), außer diesem Einfluß der Phasen haben die Untersuchungen von vier ganz unabhängigen Meteorologen (Schübler, Bouvard, Flaugergues und Mädler) übereinstimmend ergeben, daß die Zahl der wässerigen Niederschläge, so wie die Menge des gefallenen Wassers zur Zeit der Erdnähe des Mondes größer als zur Zeit der Erdferne ist. Doch ist der Einfluß hier geringer als bei den Phasen — das Verhältniß etwa wie 106 zu 100, oder, wenn man die betreffenden Tage der größten Erdferne und Erdnähe (Apsidentage) allein in Betracht zieht, wie 109:100.

Damit ist denn nun ein höchst wichtiger Anhaltspunct für Wetterprophesten gegeben. Denn es versteht sich nun von selbst, daß, wenn der Einfluß der Phasen und der der Apsiden zusammentrifft, auch die Neigung zu Regen, resp. Trockenheit, besonders groß oder klein zulassen muß. In der That fand Schübler bei seinen 28jährigen Beobachtungen, daß während die Combination von zunehmendem Monde mit Erdnähe 57 nasse Tage brachte, die entgegengesetzte Combination, abnehmender Mond mit Erdferne, bloß 37 nasse Tage gab.

Eine Beobachtung, welche der obigen zu widersprechen scheint, ist die, daß der Mond eine wolkenzerstreuende Kraft habe. Doch scheint sie nach Fechner's Beweisführung nicht in Frage zu stehen und schon J. Herschel nennt die „Neigung zum Verschwinden der Wolken unter dem Vollmond“ eine „meteorologische Thatsache“. Auch A. v. Humboldt spricht davon als von einer unter den Piloten und Seeleuten des spanischen Amerika wohlbekannten Sache.

Ganz übereinstimmend mit dem Resultat der Untersuchungen über den Einfluß des Mondes auf Regen zeigt sich

Digitized by Google

das Ergebniß der Beobachtungen über seinen Einfluß auf Gewitter. Hier haben Eisenlohr's 30jährige Beobachtungen in Carlsruhe ein Verhältniß von 85 Gewittern, die um den 13. gegen 67, die um den 29. des synodischen Monats ausbrachen, gefunden.

In die Untersuchungen über Wind, Wärme, Barometer, wollen wir unserm Autor nicht folgen, auch nicht in seine Uebersicht über den Stand der Oblehez; ebenso fürchten wir, zu sehr die Geduld unserer Leser in Anspruch zu nehmen, wenn wir sie in das Detail der Untersuchungen über die böse Seite des Mondeinflusses, auf Fieber, Wahnsinn, Epilepsie, größere Häufigkeit der Todesfälle während der Ebbe als während der Fluth u. s. w. einführten. Nur einer merkwürdigen Aufstellung wollen wir im Vorübergehn noch erwähnen, die Fechner macht: „Es ist, als ob es zur Fluth und Ebbe des Meeres auch eine Fluth und Ebbe der festen Erdmasse gäbe; denn wie die Meeresfluth am höchsten steigt, wenn sie mit Vollmond oder Neumond und wenn sie mit Erdnähe zusammentrifft, hingegen niedrig bleibt unter entgegengesetzten Mondverhältnissen; so wächst die Häufigkeit der Erdbeben nach Maßgabe, wie der Neumond oder Vollmond herannückt und erreicht ein Maximum bei diesen selbst, ein Minimum dagegen in den Quadraturen, ist auch größer in der Erdnähe als in der Erdferne des Mondes.“ Zu Grunde liegen dieser Behauptung Untersuchungen, welche Alexis Perry der französischen Akademie vorgelegt hat, und die auf eine 50jährige Beobachtungsdreit fußen. Perry selbst deutet diese Erscheinung so: „die Erde hat nicht bloß ein Meer; sie hat außer dem sichtbaren, kalten auf der Oberfläche, ein anderes in der Tiefe, ein glühendes, aus flüssigem Stein und Metall, das in Vulkanen seine Bissen wirft; die feste Kruste der Erde ist zwischen beiden nur wie eine dünne Eierschale eingeschoben. Nun wohlan, wie das Meer draußen ebbt und fluthet, ebbt und fluthet auch das Innenmeer; da, wo die stärkste Fluth ist, drängt es am stärksten an gegen die verhältnißmäßig dünne Schale und die Erde fängt an zu beben!“

Das anziehende Fechner'sche Buch schließt mit der Mittheilung einer höchst merkwürdigen Entdeckung, welche zwar nicht der Verfasser selbst gemacht hat, die er jedoch vielleicht zuerst dem größeren Publicum verkündet. Gemacht ist sie von dem Astronomen Hansen (zu Gotha), der nichts Geringeres herausgebracht hat, als daß der Schwerpunct des Mondes nicht mit seinem Mittelpunct zusammenfällt, sondern der von uns abgewandten Seite desselben beträchtlich näher liegt, als der uns zugewandten, indem er, vermöge ungleicher Massenvertheilung ungefähr 8 geographische Meilen jenseits des Mittelpunctes zu suchen ist.*) Wir haben uns also die uns zugekehrte Mondseite als eine über das durchschnittliche Niveau desselben erhobene Bergfeite, voll Höhenmassen und gewaltigen Erhebungen zu denken. Damit wäre denn erklärt, weshalb wir keine Atmosphäre und kein Wasser auf dem Monde entdecken — auch auf unsern höchsten Berggegenen nimmt die Luft immer mehr ab, und würde, wenn unsere Berge höher wären, am Ende dort gerade so fehlen, wie sie auf der uns zugewandten haben Mondseite fehlt. Ist nun aber der Mangel an Luft, Wasser und allem Organischen auf unserer Mondseite nur Folge ungeheurer Massenerhöhungen, so ist die Möglichkeit da, daß an der andern Seite des Mondes dies alles vorhanden: der alte Schalk, der Mond hat eben bisher nur damit hinter dem Berge gehalten und lüftet sein Geheimniß spöttisch gerade jetzt, wo man ihn hier unten auf der Erde so höf vernünglimpft hat.

Der Mond kann also auch Bewohner haben, es können hinter dem Berge auch Leute wohnen! Wie diese zu denken, das ist von Fechner in seinem Buche S. 412—414 sehr hübsch und poetisch geschildert, und das Ergebniß dieser ernst-heiteren Conjecturen läuft auf nichts anderes hinaus, als auf etwas, das unsere Sage und unsere Poeten längst mit dem Monde in Verbindung brachten und im Mondlicht tanzen sahen — auf richtige Feen und Elfen!

Mit solchem Resultate der neuesten Wissenschaft kann denn freilich der glaubensfrohste und schwärmerischste unserer Leser zufrieden sein, und wir, was uns angeht, hüten uns von unserm Ausfluge auf den Mond, bei dem wir mehr wunderbare Dinge erfahren haben, als sogar einst der pfiffige Odysseus bei dem seinen, auf die Erde zurückgegehen.

Wir haben bei dem Fechner'schen Buche Umgang genommen, des Verfassers Theorie von der Pflanzenseele zu berühren; anziehender scheint uns die Frage nach der Thierseele, und von dieser handelt eine kleine Schrift in französischer Sprache: „Causeries sur la Psychologie des Animaux, von Dr. F. M. Troegel (Leipzig 1856).“ Der Verfasser ist ein leidenschaftlicher Thierfreund, und hat, wie er erzählt, seit zwanzig Jahren mehr als 1000 Vögel aufgezogen. Durch eine Fülle von Thatsachen sucht er den Beweis zu führen, daß fast alle menschlichen Seelenvermögen, auch die höchsten und geistigsten, im Thiere vorhanden sind, nur in unendlich abgestufter Verschiedenheit. Bei einer so lediglich auf Erfahrungen zu gründenden Wissenschaft kommt alles auf die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Beobachtungen an, in dieser Beziehung aber geht der Verfasser mit einem wahrhaft naiven Dilettantismus zu Werke. Er führt wunderbare Geschichten von Thieren an, die von, mitunter sehr anteditluvianischen, Schriftstellern erzählt worden sind, und baut dann, ohne alle kritische Untersuchung, ob jene Daten wahr sein können oder nicht, felsenweg Schlüsse darauf. Seine Behauptung, daß die Thiere eine Sprache haben, wenigstens sich unter einander verständigen können, stützt er z. B. auf folgende Thatsachen, welche er einem Buche des Abbé Bougeant über die Thiersprache aus dem Jahre 1738 entnimmt: „Ein Mann, welcher über Feld ging, bemerkte einen Wolf, der eine Herde Schafe zu beobachten schien. Er suchte den Schäfer auf und warnte ihn, wobei er ihn aufforderte, das Thier mit seinen Hunden fortzujagen. „Ich werde mich hüten,“ antwortete der Schäfer; „der Wolf, den Ihr gesehen habt, liegt nur da, um meine Aufmerksamkeit abzuleiten, und ein anderer Wolf, der sich auf der andern Seite versteckt hält, wartet nur darauf, daß ich meine Hunde hinter jenen hetze, um mir ein Schaf fortzuholen.“ Der Wanderer, der sich davon zu überzeugen wünschte, machte sich anheischig, das Schaf zu bezahlen, und ließ den Schäfer den ersten Wolf mit seinen Hunden jagen. Als sie zurückkamen, war geschehen, was der Schäfer vorhergesagt hatte. — Ein Sperling hatte sich in einem neugebauten Schwalbennest angesiedelt. Die Schwalbe, als sie diese Gewaltthat bemerkte, rief eine große Schaar anderer Schwalben herbei, und mit ungeheurem Lärm suchte dies Heer den Eindringling zu vertreiben; dieser aber vertheidigte sich, von allen Seiten geschützt, durch die kleine Oeffnung des Nestes mit seinem starken Schnabel so, daß ihm nichts anzuhaben war. Nach einem vierstündigen Gefecht verschwinden die Angreifer sammt und sonders; der Spatz hält sich triumphirend für den Sieger. Aber kaum darauf erscheint das feindliche Heer wieder; sie haben alle etwas von dem feuchten Teig im Schnabel, womit sie ihre Nester bauen, und damit verkleben sie die Oeffnung der gerauhten Burg, so daß der Spatz endlich darin verschmachten muß.“ — Diese Geschichten, die freilich unwiderleglich beweisen würden, daß die Thiere sich verständigen können, haben denselben Werth wie Gespenstergeschichten; es kommt nur darauf an, ob sie wahr sind. — Trotz des Mangels an Kritik, der sich darin zeigt, möchten wir jedoch die kleine Schrift Teögel's empfehlen, weil im Allgemeinen ihre Aufstellungen mehr oder minder gegründet sein werden, und sie dazu beitragen kann, um jene unendliche Summe von Schmerzen etwas zu vermindern, welche eine rohe Auffassung unseres Verhältnisses zu unsren treuesten Sclaven und Arbeitsgehülfen tagtäglich über ein völlig schutzloses Geschlecht von Wesen verhängt. — — —

Unter den vielen Sachen, welche Deutschland zur Pariser Weltindustrieausstellung geliefert hat, ist eine, der zwar die

*) Diese Entdeckung ist veröffentlicht in einem Briefe Hansen's vom 3. Nov. 1854, im Londoner Journal der Royal Astronomical Society, Vol. XV., 1854, 10. November.

Digitized by Google

Ehrenmedaille entgangen, welcher hier jedoch die „mention honorable“ nicht fehlen darf. Dies ist der deutsche Feuilletonist, der mit Ernst Kossak sich auf die Weltausstellung begeben hat, um dort seine buntschillernden Lichter, die in ihrer kaeertenhaften Behendigkeit jedem Dinge einen pikanten Lüfter zuzuwerfen wissen, weniger über „Land und Leute“, als über Stadt und Stände sprühen zu lassen. Dabei hat sich denn dies Geschöpf neuester Cultur — ganz seinem modernen Ursprung treu gezeigt und, ohne alle Pietät für seine eigentliche Heimath, sich über alles mokirt, was ihm im Lande seiner Väter in den Wurf gekommen ist. Desto amüsanter für den Leser, der Kossak's „Pariser Stereoskopen (Berlin 1855)“, sicherlich für eines der anziehendsten Bücher erklären wird, die über Paris erschienen sind. Schade, daß die Franzosen selbst diese hübschen, witzigen Skizzen nicht lesen können: sie würden ihnen am besten zeigen, daß das träumerische Deutschland aus seinen philosophischen Morgenträumen aufgewacht ist und daß seine romantischen Nebel, selbst die Häupter unserer Schriftsteller nicht mehr so dicht umlagern, um ihre Blicke für die Realitäten des Lebens zu verschleiern, auch wenn diese Realitäten die Schwindeleien eines Volkes sind, das im Maskiren, Drapiren und Aufputzen es bis zur Virtuosität gebracht hat. In der That wenn man daran denkt, welche Berge von Enthusiasmus und Bewunderung seit so viel Jahren nun eine Reihe Modeschriftsteller aus Paris heimgebracht haben, so ist nichts erquicklicher, als solch ein Berliner Kind, das mit allem Behagen des nil admirari, was in dem heimischen Jargon: „laß dir nicht verblüffen“ lautet, das Centrum der Civilisation durchschlendert, und es ohne alle Ehrfurcht für die Zwecke seiner spöttischen Heiterkeit verarbeitet. Wir bedauern nur, daß diese „Stereoskopen“ nicht noch mehr Bilder der Pariser Gegenwart „fixirt“ haben, und statt regellos von einem Dinge zum andern übersspringen, von einer Revue auf dem Marsfelde nach dem Hundemarkt, von einer Abhandlung über Speise und Trank nach Notre-Dame, uns nicht wenigstens nach einer Richtung hin etwas Vollständiges bieten. Freilich, vom Feuilletonstyl mag das etwas viel verlangt sein, und dazu gehört und der Verfasser genügende Rechenschaft, woher das zusammenbanglos Fragmentarische seiner Arbeiten rührt. Es geschieht dies in seinem ersten Capitel, welches die Pariser Häuslichkeit schildert, den stillen Frieden eines chez soi, das allerdings nicht die Stelle sostematischer, geistiger Thätigkeit sein kann. „Am meisten,“ sagt er, „litt mein Hausfrieden durch die hohe Entwicklung des Pariser Straßenlebens. Die ersten Laute, welche Morgens zu meinen Ohren drangen und stark genug waren, um, wie Brutus bei Shakespeare sagt, des Schlummers „dienerne Keule“ von mir armen Knaben zu wälzen, waren die Fanfaren der Leute, welche Krähne an Fiktirmaschinen ausbessern oder verkaufen und auf diesen Krähnen beratig blasen, daß sie zuletzt auf der Secunde der Tonart eine wehmüthige Fermate anbringen, eine Wendung, die auch einen millionenmal kleineren Musiker als J. Seb. Bach bis zum Wahnsinn bringen kann. Ihnen schiessen sich die Apfelfinnenverkäuferinnen an, die das Lob ihrer Früchte in Jdur singen, einer noch unbenutzten Pariser Tonart, die den Herrn Halevy und Berlioz bestens empfohlen sein mag. Der rücksichtslose Gebrauch, den die demnächst vorbeiziehende Nationalgarde von ihrer Trommel machte, war dagegen wieder eine wahre musikalische Erquickung, eine Jdylle von Mozart, eine besänftigende, einlullende Melodie. Sehr durchgreifend kam mir später die Harmonie der auf Wagen gesahrenen Drehorgel vor, einer Sorte ausgewachsener Instrumente, die wir in Deutschland, wo die Leierkasten nur wie kleine Kinder auf den Armen getragen werden, noch gar nicht kennen. Dazu gesellten sich mehre Sorten mercantilischer Geschreie, aus denen ich wohl die Betheiligung aller Lebensalter, nicht aber die Gegenstände der Anpreisung heraus hörte; den acustischen Hintergrund bildete der rollende Wagendonner des nahen Boulevards. Nachdem ich mich längere Zeit des Genusses meiner stillen Häuslichkeit erfreut hatte, kam ich zu dem Resultate, daß der Pariser sich im vollen Rechte befindet, wenn er die Straße dem Hause vorzieht und seine geistigen Arbeiten in einem Lesecabinete oder in einem Kaffeehause anfertigt. Ja, ich glaubte wahrzunehmen, daß der kosmopolitische Charakter der französischen Literatur-Producte, namentlich der dramatischen, davon herrühre, daß sie auf der Straße entstanden, zum Theile auch wohl im Freien geschrieben worden sind. So beruhigte ich mich denn auch allmälig, schlief nur, so viel es anging, zu Hause, und arbeitete auf meinen Promenaden, indem ich vollständig Verzicht leistete auf jede Pariser Häuslichkeit!“ — —

Es sind oft Versuche gemacht worden, große Perioden der deutschen Geschichte durch eine Reihe mehr oder minder epischodenhafter Dichtungen dem öffentlichen Bewußtsein eines, im Ganzen darf man wohl sagen, „unhistorischen“ Volkes näher zu bringen — eines Volkes, dem übrigens der Mangel an historischem Sinne nicht zum Vorwurf gemacht werden darf, denn er stießt weit weniger auf irgend anderen Gründen her, als aus der überwiegend philosophischen Richtung des deutschen Geistes, — es ist ja eine alte Bemerkung, daß die Jntelligenzen in philosophische und in historische Köpfe auseinandergehen. Von jenen Versuchen ist jedoch nur einer mit eben so viel stiller Beharrlichkeit als glänzendem Erfolg ausgeführt worden: nämlich die Reihe von Romanen, welche Wilibald Alexis seiner preußisch-märkischen Heimath gewidmet hat. Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem Wilibald Alexis mit dem ersten dieser Romane, dem „Cabanis“, auftrat; ein Buch, das, trotz einiger Längen und trotz des Mangels an straffem Zusammenhalt, welcher das im Anfang hoch angespannte Jnteresse in den späteren Bänden sehr erschlaffen ließ, dennoch zeigte, zu welch tüchtiger Kraft sich der Verfasser in der Walter Scott'schen Schule ausgebildet hatte. Danach folgten denn jene bekannten anderen Romane aus der preußischen Geschichte, bis ihm vorletzten: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, das Talent des Verfassers seinen vollendetsten Ausdruck fand. Eine solche poetische Jllustration der Heimath hätte, in dieser Heimath selbst wenigstens, längst volksthümlich sein, eine äußere Verbreitung, die sie überall eingebürgert zeigte, hätte längst den Lohn des patriotischen Dichters bilden müssen. Das scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, denn erst jetzt, nach 25 Jahren erscheint der Roman „Cabanis“ in einer neuen wohlseilen Ausgabe in Lieferungen; die andern vaterländischen Romane von Alexis sollen sich anschließen, und, wie wir hoffen, mit einem dieser großen und gewissenhaften Arbeiten würdigen äußeren Erfolg.

Von andern Erscheinungen im Gebiete des Romans ist eine neue Erzählung von Carl von Holtei zu nennen; sie hat den Titel: „Schwarzwaldau“ und eröffnet den Jahrgang 1856 des Prager „Albums“. Schwarzwaldau ist eine, die jüngsten flüchtigen Jmprovisationen Holtei's weit übertreffende, sehr spannende Criminalgeschichte, die geschickt angelegt und durchgeführt ist. Der Verfasser ist dann immer am glücklichsten, wenn er äußerliche Erfahrungen eines vielbewegten Lebens verarbeiten kann, an innerlicher Jnspiration fehlt es ihm etwas — doch zeugt dieser Roman Schwarzwaldau auch von der Gabe tieferer psychologischer Entwicklung. Die Erzählung beschäftigt sich mit einem äußerlich glänzend gestellten, seinem Naturell nach gutmüthigen Menschen, der dennoch aus bloßer schwacher Halt- und Charakterlosigkeit zum zweifachen Mörder wird. Das ist nun im Ganzen gut und oft mit feinen Zügen motivirt, doch nicht so, daß uns nicht Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Charakters blieben, auch dann noch, wenn uns der Verfasser mit der Berufung auf eine wirkliche Thatsache, welche er zu Grunde gelegt, entgegen treten sollte. Jnsbesondere begreifen wir nicht, wie dieser mattherzige Baron Schwarzwaldau, der sich so leicht von anderen beeinflußen und lenken läßt, nicht vor Allem zuerst gau in die Gewalt seiner männlich kräftigen Frau gefallen ist; und dann, wie er zu dem doch sehr willensstarken Entschluß kommt, sich eines lästigen Drängers durch einen Mord zu entledigen? Daß am Ende seine eigene Frau mit dem Untersuchungsrichter wider ihn complottirt, ist ein widriger Zug in diesem dunklen Gemälde. Ueberhaupt verfällt Holtei leicht in den Fehler, seine Leser mit den Erlebnissen von lauter widerwärtigen Menschen zu

Digitized by Google

unterhalten. In diesem Schwarzwaldau ist auch nicht ein Charakter, welcher unsre Theilnahme fesselte.

Ein einbändiger Roman: „Eine reiche Erbin, von Elfried von Laura," ebenfalls zu den Publicationen des „Albums" gehörend, kündet ein neu auftretendes, erfindungsreiches und gebildetes Talent an.

„Faustine, Novelle von Gräfin Mathilde von Reichenbach" (Leipzig 1855)", ist ebenfalls ein Erstlingswerk, das durch ein allerliebstes Titelkupfer beliebt. Ob es von der Verfasserin klug war, ihre Heldin durch die zeichnende Kunst dem Leser von vornherein so interessant zu machen, wollen wir nicht entscheiden, aber gewiß ist, daß der Zeichner hier ein anmuthigeres, harmonischeres Gebilde geschaffen hat, als die Dichterin es zu thun vermochte. Dieser fehlt es sicherlich nicht an Geist, Talent und Bildung — aber das Alles ergeht sich in diesem kleinen Buche noch mit jugendlich-unsichern Scheiten, es fehlt die Klarheit des Wollens, das Bewußtsein, wie weit die eigene, noch unerprobte Kraft reicht, und so ist dies kleine Buch entstanden, das der Leser mit dem unbehaglichen Gedanken aus der Hand legt, daß sich ein noch nicht reifes Talent hier auf Kosten seiner Zeit die Feder ausgeschrieben hat — hoffentlich jedoch nur, um ihn einst durch vollendetere Arbeiten reichlich dafür zu entschädigen. Ist er jedoch zu ungebuldiger Natur, um darauf harren zu wollen, so nennen wir ihm eine andere kleine Gabe, womit ein frisches Talent sich ankündigt, die Ouverture zu einem verheißungsreichen Dichterschaffen, denn wie die Ouverture zum musikalischen Drama, verhält sich solch ein Erstlingswerk ja gewöhnlich zu dem, was ein Dichter ihm folgen läßt; mag dies letztere unendlich reifer und universeller sich gestalten, die Grundtöne und die eigenthümlichen Motive klingen zuerst schon sämmtlich aus dem ersten Gebilde hervor. Das Erstlingswerk, von dem wir reden, heißt:

„Harald und Theano, Gedicht von Felix Dahn (Berlin 1855). Der Ort der Handlung ist der der paphischen Göttin heilige Boden von Cypern. Die griechische Insel wird von dem weltverbundenen Schwerte Rom's beherrscht; aber schon liegt mit dem glänzenden, üppigen Cultus der schaumgeborenen Göttin die still unterminirende Macht des christlichen Gedankens im Kampf; dazwischen bricht die Genialität des germanischen Elements, durch kühne, deutsche Seefahrer vertreten, über die Insel herein. So begegnen sich denn alle Weltmächte der Geschichte in diesem kleinen Gedicht, das trotzdem nichts von prosaischer Absichtlichkeit und tendenziöser Gespreiztheit hat, sondern mit wahrer dichterischer Anmuth die großen Gegensätze, die es sich gegenüber gruppirt, in den einen Strom harmonischer Poesie verschmilzt. Das Ganze ist somit in der That, was Rückert in der Annahme der Widmung von ihm sagt, eine

Liebliche Blüthe, die noch reichere Früchte verheißt. —

Von lyrischer Poesie liegt uns ein Bändchen „Gedichte von J. Bruno Graf von Mengersen (Mainz 1855) vor; sie zeichnen sich durch frommen Sinn, einzelne auch durch größeren Reichthum an Gedanken aus, erinnern dann jedoch an den Einfluß der Droste; im Ganzen können sie uns deshalb nicht von dem Ausdruck des Bedauerns abhalten, daß der Verfasser nicht lieber dem Gebiete des Romans treu geblieben ist, für den er in seinem ersten Versuch: „Irma und Nanka. Von J. Bruno (2 Theile, Leipzig 1840)", ein entschieden größeres Talent bekundete. Dies Werk zeigte neben Bildung und Phantasie eine bedeutende Anlage für Form und Composition und es hätte sicherlich dem Verfasser an größeren Erfolgen auf diesem Gebiete nicht fehlen können, sobald es ihm gelungen, seine Erfindungen mit jenem reicheren Detail in der Ausführung zu umkleiden, das so viel mehr als die eigentliche Fabel eines Romans dazu dient, den Leser zu fesseln. —

Aus der Fluth von Erscheinungen, welche für die jüngste Zeit der Feste und Geschenke die Pressen verlassen haben, oder dazu neu versendet sind, nennen wir als glänzendste Schöpfungen deutscher Kunst und Typographie die großen, von Alexander Duncker in Berlin herausgegebenen Bilderwerke, die Wandgemälde Wilh. v. Kaulbach's vor Allem, wovon acht Blätter vollendet sind, dann die ausgezeichneten, von Ed. Kretschmar in Holz geschnittenen Portraits „Aus König Friedrichs Zeit. Kriegs- und Friedensbelden", mit einem kurzen biographischen Text von A. Duncker; und endlich: „Biblische Geschichte in Bildern, von Carl Merkel," Stellen aus den vier Evangelien in Gold- und Farbendruck mit Randzeichnungen in Holzschnitt, das Ganze in mittelalterigem Styl gehalten und mit ebenso viel Pracht wie Geschmack ausgeführt. Wetteifernd mit diesen glänzenden Erscheinungen treten das von F. A. Brockhaus herausgegebene Prachtwerk nach Richter'schen Zeichnungen und mehrere Düsseldorfer Unternehmungen, deren bedeutendste „Kunst und Literatur" wir schon genannt haben, auf. Von dem was sonst, wie immer, um diese Zeit des Jahres, die literarische Thätigkeit in schwer zu bewältigender Fülle an's Licht fördere, nennen wir heute nur die neuesten Bände dreier rühmlich bekannter, sich in gewisser Weise wechselseitig ergänzender Unternehmungen, des „Historischen Taschenbuchs von Fr. v. Raumer (III. Folge 7. Thl.)" — des „Neuen Pitaval (II. Folge 11 Thl.)" und der „Geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen (6. Theil)," alle drei aus dem Brockhaus'schen Verlage. Dieselbe Verlagshandlung führt eben ihre, unter dem Titel: „Die Gegenwart", erscheinende encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte, deren erster Band bereits erschienen ist, dem Abschluß zu. In streng wissenschaftlicher und doch populärer Haltung, hat dies Unternehmen eine Reihe ausgezeichneter, das Leben und die Bewegungen der Zeit auf allen Gebieten charakterisirender Artikel gebracht, geschichtliche, naturwissenschaftliche, literarische, national-ökonomische Arbeiten, in denen sich gründlichste Stoffkenntniß mit anziehender Form bei Behandlung in einer Weise verbindet, daß hier mit Recht ein wahrhaftes Verdienst um die Verallgemeinerung wirklicher Bildung in Anspruch genommen werden darf. Hand in Hand mit der „Gegenwart" gehen die „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung", ein praktisches Unternehmen, das nach Art der wohlfeilen „Englischen Wochenbände für Volksbelehrung" in einzelnen Bändchen Abhandlungen über Gegenstände allgemeinen Interesses bietet; die uns zuletzt zugekommenen Bändchen 23 und 24 enthalten: „Nahrungsmittel und Speisewahl", von K. Reclam, und „Das Glas", von J. R. Wagner, während die früheren eine Reihe Arbeiten von den bewährtesten Fachgelehrten, wie R Koestlin, Bartholl, Mädler, Tholuk, O. Hübner, O. Schmidt, Hefftter, und andern brachten.

Berichtigung. Im vorigen Literatur-Bericht ist zu lesen, S. 139, Sp. 1, Zeile 30, statt reste: reuste. Sp. 2, Zeile 6, statt in der Regierung: in den Regionen. Z. 36, statt Erdlust: Erusius. S. 141, Sp. 2, Z. 20, statt haben: heben. S. 142, Sp. 1, Z. 40, statt eroberter Formen: ererbter Formen.

Druck, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Ködler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Sechstes Heft.

Die wiedergefundene Jugend.

Eine Geschichte aus dem Riesengebirge.

Von Gustav vom See.

I.

Es mögen ungefähr hundert Jahre sein, als die Leinen-Industrie im schlesischen Gebirge in der höchsten Blüthe stand. Die Zeit der Entwicklung lag hinter ihr, sie befand sich im jugendlich kräftigsten Alter, worin sie, die reichen Früchte ihrer Anstrengungen bewußtvoll genießend, sich zugleich zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft für berechtigt hielt. Zahlreiche Wagen-Züge bewegten sich auf den damals noch schlecht gebauten Straßen und trugen die kunstvollen und glänzenden Gewebe theils nach den großen Messen Europa's, wo sie eine stets gesuchte und gut bezahlte Waare bildeten, theils nach den Seehäfen der Nord- und Ostsee, aus denen sie die Schiffahrt bis in die entferntesten Theile der Erde versandte. Das war eine schöne und herrliche Zeit für das schlesische Gebirge, wie sie wohl schwerlich jemals dort wiederkehren wird.

Für die fortgehenden Leinen strömten Gold und Silber, die Götter der Erde, massenweise in diesen damals noch kaum gekannten Gebirgswinkel Deutschland's, mit ihnen der Wohlstand. Die Kaufherren der kleinen Städte lebten in Ueberfluß und Freude, bauten stattliche Häuser, legten schöne Gärten an, und von ihnen ausgehend floß der Quell des Wohlergehns, in tausend kleine Adern zertheilt, in die Wohnungen und Familien der einzelnen Weber, welche sich durch ein wenig angestrengtes Tagewerk ein gutes, sorgenfreies Auskommen, mit etwas außergewöhnlichem Fleiße und Intelligenz aber, Wohlstand und Reichthum erwerben konnten. Mancher einfache Weber wurde damals in wenigen Jahren ein reicher Kaufherr und hinterließ den Seinen ein beneidenswerthes Vermögen. Aber wie Kronos stets seine eigenen Kinder verschlingt, so zerstörte die Zeit auch diese ihre Schöpfung wieder, und in den Thälern, wo sonst Wohlleben und Zufriedenheit ihren Sitz aufgeschlagen hatten, ja wo die Ueppigkeit und die Verschwendung manches Fest begangen, sind jetzt der Mangel und das Elend heimisch geworden, und feiern Orgien, bei welchen der Hunger und die Verzweiflung in ihrer scheußlichsten Nacktheit und Blöße erscheinen.

Doch wir kehren in jene Zeit zurück, wo Freude und Wohlstand das Gebirge zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren, und blicken in eines reichen Kaufherrn Stube, welche die Nachmittags-Sonne eines jener glänzenden Herbsttage, wie sie dem Gebirge eigenthümlich, bis in die fernsten Winkel erleuchtete. Das Zimmer war hoch, die Wände mit braunem Getäfel bekleidet; die Möbel nach dem Geschmack der damaligen Zeit, in ihren Formen steif und ernst, aber mit reichem Schnitzwerk geziert, und die Fenster mit Gardinen von kostbarem Wollenstoff behangen. Das Ganze hatte das Gepräge eines gediegenen Wohlstandes, der es jedoch vermeidet, sich zur Schau zu tragen, oder durch werthlose Aeußerlichkeiten sich kund zu geben. So befand sich denn auch nur Weniges in dem geräumigen Zimmer, was mit Ausnahme von zwei großen Bildern in schweren, schwarzen, kunstvoll geschnitzten Holzrahmen, der Erwähnung werth gewesen.

Es waren zwei Portraits, gemalt mit der charaktervollen Auffassung, wie wir sie noch jetzt in den Kupferstichen aus jener Zeit bewundern. Das eine stellte einen Mann vor von ungefähr 40 Jahren, mit nicht ungewöhnlichen, aber geistvollen Zügen. Das andere zeigte eine Frau von vielleicht 28 bis 30 Jahren, mit freundlichen, wohlwollenden Zügen, welche mit dem Zauber der ersten Jugend bekleidet — auch schön gewesen sein mochte.

Die Rahmen waren mit frischen, noch kaum verwelkten Blumenkränzen geziert, darunter hingen noch drei kleinere Kränze, und in der Mitte des Einen hatte man einen Strauß von ausnahmsweise schönen und seltenen Blumen befestigt.

In dem so beschriebenen Zimmer befanden sich zwei Personen, welche man auf den ersten Blick als die Originale jener beiden Portraits erkannte, obgleich Jahre vergangen waren, seit sie den Malern gesessen. Wie immer, wenn die Zeit den lebenden Menschen verändert und verwandelt hat, zieht man bei Bildern aus der Vergangenheit die Kunst des Malers in Zweifel, und glaubt am Ende selbst nicht mehr, daß man jemals so ausgesehen, als ob der Ausdruck eines Gesichts, abgesehen von der fortgeschrittenen Zeit, sich nicht auch mit unseren Gefühlen, Ansichten und Neigungen verändere!

Der Mann — jetzt in der Mitte der Fünfzig, ruhte behaglich in einem Lehnstuhl mit hoher, grader Rückwand, und blätterte von Zeit zu Zeit in einem Hefte Schriften und Rechnungen, während die Frau ihm gegenüber sich mit Spinnen beschäftigte. Das einförmige Schnurren des durch

Digitized by Google

ihren Fuß in gleichmäßiger Bewegung erhaltenen Rades, unterbrach allein die tiefe in dem Zimmer herrschende Stille. Die Gedanken der Spinnenden schienen sich in angenehmen, freudigen Erinnerungen zu ergehen, denn sie blickte oft nach den Kränzen hinüber, und dann umschwebte jedesmal ein freundliches und zugleich wehmuthvolles Lächeln ihren Mund. Nach und nach wurde ihre Bewegung eine langsamere, der Fuß blieb regungslos stehen, ihre Hände sanken in den Schooß zurück, und, während ihre Blicke unverwandt an dem Kranze mit dem Blumenstrauß hafteten, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Das liebe, liebe Kind!“ sagte sie; „wie ein kleiner Engel sah er aus, als er uns den Strauß gab, und seinen Glückwunsch stammelte — ach, Emanuel, ich werde es nie vergessen. Es war mir wirklich in dem Augenblick, als ob der liebe Gott einen seiner Engel zu unserem Feste gesandt hätte, damit wir auch Seiner in unserem Glücke gedenken mögten.“

„Ja, es ist ein lieber, hübscher Knabe, der kleine Willi“, erwiederte der Mann das Heft fortlegend, „und er hat seine Worte, so gut er konnte, angebracht; die Kinder haben sich überhaupt recht viel Mühe gegeben.“

„Wenn man dich so sprechen hört, sollte man glauben, du hättest gar kein Herz; du suchst jetzt etwas darin, dich anders zu geben, wie du bist. Warum thust du das? du täuschest doch Niemand damit, am allerwenigsten mich.“

„Liebe Johanna, ich spreche wirklich immer so, wie ich denke; der Mann kann nicht empfinden, wie das Weib, und das ist auch ganz in der Ordnung.“ —

„Wie du dich verstellen willst, Emanuel! Warum konntest du denn deine Thränen nicht zurückhalten vorgestern? Warum war es dir lange Zeit nicht möglich auch nur ein Wort zu sprechen, und deine wohlstudirte Rede zu halten, die nun doch am Ende viel besser und schöner wurde, weil jedes Wort aus deinem Herzen kam und zu den Herzen ging?“

„Weil wir Menschen abhängig sind von unseren Nerven, Johanna; weil wir diese Nerven nicht selbst gemacht, aber sehr vieles gethan haben und stündlich thun, um sie zu verderben. Deßhalb werden wir von Dingen gerührt, von denen wir wissen, daß sie nur auf einer Täuschung beruhen, und beruhen sollen: von einem Gedicht, von einer Scene im Theater, überhaupt von Scenen, — während wir an dem eigentlichsten, tiefsten Elende, an Noth, Tod und Verzweiflung unbewegt vorübergehen, wenn ihre äußere Erscheinungen nur unsere Nerven nicht berühren.“

„Wir können nicht anders sein, wie uns der liebe Gott geschaffen hat,“ erwiederte die Frau mit einem Seufzer, „er hat uns auch diese Nerven gegeben, von denen du so viel sprichst und die man nicht einmal sehen kann, aber Er will gewiß nicht, daß wir deßhalb unseren Gefühlen Zwang anthun sollen, besonders wenn sie gut und edel und noch dazu natürlich sind.“

„Das habe ich auch nicht behauptet, aber man kann zuletzt in lauter Gefühl aufgehen, wenn man seinen Verstand demselben unterordnet.“

„Lehrt dich wirklich dein Verstand schon am dritten Tage das Fest unserer silbernen Hochzeit zu vergessen, auf das wir uns so lange gefreut, zu dem unsere Kinder und Enkel sich Monate lang vorbereitet, an welchem alle alten Freunde und Bekannte sich betheiligt, wo wir so heiter, froh und glücklich waren, wie es überhaupt Menschen in unserem Alter sein können? Ist das wirklich dein Ernst, Emanuel?“

„Du mißverstehst mich, Johanna, und du sollteß es doch am wenigsten, du, die du 25 Jahre die treue Gefährtin meines Lebens gewesen bist. Nicht vergessen will ich, nein, nur diesen, wie allen anderen Erinnerungen keine größere Macht zugestehen, als sie es verdienen.“

„Du nennst unsere silberne Hochzeit, die wir erst Vorgestern feierten, eine Erinnerung?“

„Zur Erinnerung wird alles in dem Augenblick, wo es vergangen, und es vergeht Alles in dem Augenblick, wo es ist. Die Gegenwart ist ein an sich undenkbarer Zustand, es gibt nur eine Zukunft und eine Vergangenheit. Jedes Zeit-Atom, das sich von der Zukunft ablöst, verfällt der Vergangenheit, und jedes Zeit-Atom der Zukunft ist mehr werth, als tausend Jahre der Vergangenheit, denn jenes soll uns noch angehören, während diese nie wieder zurückkehren können. Ueberhaupt, was sind tausend Jahre, was ist ein Augenblick? Viel, sehr viel, wenn sie noch vor uns liegen; nichts, und Beide gleichviel nichts, wenn sie hinter uns sind!“

„So hast du früher nie gesprochen, Emanuel,“ erwiederte die Matrone, nicht ohne Beängstigung, „wenn ich auch nicht gleich sagen kann, worin das Falsche deiner Ansicht liegt, so fühle ich doch klar und deutlich, daß du unrecht hast, und es betrübt mich, dich so reden zu hören.“

„Das Falsche liegt immer im Gefühl, und unklare Gefühle haben am Meisten Schaden und Nachtheil gebracht.“

„Wenn du recht hättest, so müßte man ja mit jedem Tage unglücklicher werden.“

„Dafür haben wir die Lehre von dem Leben nach dem Tode und der Ewigkeit, mit der nie zu endenden Zukunft! Hier auf Erden ist allerdings die Jugend das einzige, wahre Glück und das Alter das unheilbarste aller Uebel.“

„Jetzt kann ich dir das Gegentheil beweisen, Emanuel,“ sagte die Frau, indem sie lebhaft aufstand und seine Hand ergriff, „waren wir Vorgestern nicht glücklich, nicht so glücklich, wie wir es je gewesen; war unser Herz nicht so voll Freude und Liebe, daß es das Uebermaß derselben kaum zu fassen vermochte? Hat uns das vorgerückte Alter gehindert, dieses Glück im vollsten Maße zu genießen? Warum soll nun die Jugend allein das einzige Glück sein?“

„Unser Glück, Johanna, bestand doch nur in der Erinnerung an vergangene, schöne Zeiten, die vorüber sind, wie jetzt auch unsere silberne Hochzeit vorüber ist. Sie hat sich auch schon in's Grab gelegt, dicht neben der grünen, als ich dich, ein liebliches, blühendes Kind, im Schmuck der Jugend und der Myrthen, zum Altare führte. — Nun bleibt uns nur noch die goldene Hochzeit, Johanna, und wenn jener Tag kommen wird und das Licht der Sonne glänzend und strahlend, wie heute, diese Berge und Thäler erleuchtet, dann wird es die weißen Steine heller erschimmern lassen, welche man über die Staub-Atome gesetzt hat, die sich eine Zeitlang in der Form unserer Körper zusammen gefunden — und, wenn nochmals ein solcher Zeitabschnitt von 50 Jahren zur Vergangenheit geworden, dann werden auch diese Steine verschwunden sein, und mit ihnen die Erinnerung an uns aus dem Gedächtniß der dann lebenden Menschen — eben so, wie es uns geht mit unseren Vorältern, die doch nur

Digitized by Google

hundert Jahre früher als wir gelebt, sich gefreut und gelitten haben."

Der Frau waren bei dieser melancholischen Reflexion ihres Mannes unwillkührlich die Thränen in die Augen getreten, und sie bedurfte einiger Zeit, um sie zurückzudrängen und zu antworten.

„Du bist heute traurig gestimmt," sagte sie, indem sie leise seine Stirn küßte; „sieh', es ist ein so herrlicher, sonniger Herbsttag, laß uns hinaus in die Berge gehen — draußen in der schönen Natur vergehen am ersten solche trübe Gedanken."

„Du hast recht, Johanna", erwiederte er, „komm, laß uns gehen, es ist thöricht von mir, sich solchen Grillen hinzugeben."

Draußen lag der helle, lachende Sonnenschein auf der Landschaft und kleidete jede einzelne Schönheit derselben in ihren festlichsten Schmuck. Die Luft war erfrischend und labend, zugleich so klar und durchsichtig, daß auch die fernsten Umrisse der Berge in scharfen, reinen Conturen dem Auge nahe gerückt wurden. Es war einer jener wundervollen Herbsttage, welche im Farbenspiel den Frühling zurückzaubern und damit die bewußte, gereifte Schönheit der vorgerückten Jahreszeit verbinden.

Der Kaufherr und seine Gattin hatten die erste Höhe des Gebirges erstiegen, und blickten herab auf das zu ihren Füßen ruhende Städtchen, weiches, umgeben von den weißen, schneeigen Flächen der Bleichen, mit seinen spitzen Giebelhäusern aus dem dunklen Laube alter Bäume zu ihnen hinaufschaute.

„Sieh wie stattlich sich unser Haus und Garten von hier ausnehmen", bemerkte die Frau nicht ohne innere Befriedigung; „wenn wir die Stelle für dasselbe nochmals zu wählen hätten, ich wüßte keine bessere zu finden."

„Und doch blicke ich immer noch voll Sehnsucht auf jenes kleine Häuschen, dort hinten ganz am Ende der Stadt, worin wir die ersten Jahre unserer Ehe so still und glücklich verlebten."

„Wie freut es mich, dich so reden zu hören, Emanuel" erwiederte sie, leise seine Hand drückend, „ach ja, es war eine schöne Zeit, als wir uns kennen lernten; sie liegt mir so nahe, als wäre es erst gestern gewesen. Ich stand im Garten meiner Eltern und pflückte Erdbeeren, du, damals ein armer Weberbursche, gingst vorüber, bliebst an der Hecke stehen, wünschtest mir einen guten Tag, und wir fingen an zu plaudern, und plauderten, bis mich endlich die Mutter rief. Da gingst du, und drücktest mir beim Abschiede zum ersten Male die Hand. Am Abende machte ich Alles verkehrt, so daß mich der Vater schalt, und die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen und mußte immer nur an dich denken."

„Ja, ja, so war's Johanna," sagte er lächelnd, „wie du das genau behalten hast. Ich sehe dich auch noch deutlich vor mir stehen, ein schönes, blühendes, schlankes Mädchen, und auch ich ging an jenem Abende in tiefen Gedanken nach Hause. Mein Vater war vor Kurzem gestorben, die Weberei hatte eben den ersten Aufschwung genommen, sein ganzer Nachlaß bestand aus fünfundzwanzig Thalern, das war mein Vermögen! Als ich in jener Nacht auf dem harten Strohlager in der kleinen gemietheten Kammer lag, habe ich lange mit mir überlegt, ob ich, der arme Weber, ein Liebesverhältniß mit dir, der ebenso unbemittelten Pfarrers Tochter anfangen sollte. Immer sagte mir mein Verstand — es ist eine Thorheit, was kann anders daraus werden, als Noth und Elend — aber es half am Ende doch nichts — ich mußte dennoch meinem Herzen folgen."

„Und dein Verstand hatte unrecht, Emanuel. Siehst du, daß der Verstand nicht immer recht hat! Es ist nicht Kummer und Elend daraus geworden, sondern Friede und Glück. Wir waren glücklich, als wir entbehrten, denn wir hatten ja stets unsere Liebe, und wurden mit ihr doppelt glücklich, als unser Wohlstand zunahm."

„Ja, ja, es hat zum Guten geführt," sagte er sinnend vor sich hin, „aber —" Er sprach nicht weiter und mogte sich vielleicht seiner Gedanken schämen, die sich nicht davon losmachen konnten, daß es doch vernünftiger gewesen, wenn er ein reiches und dabei eben so schönes und gutes Mädchen geheirathet hätte. Die Frau hatte, in ihren Erinnerungen verloren, das verletzende „aber" überhört und nahm seine Erwiederung als eine Bestätigung ihrer Bemerkung an.

„Und weißt du noch", fuhr sie fort „wie wir dann nach unserer Verheirathung in jenes kleine Häuschen zogen? Wir besaßen nur eine Stube und ein Kämmerchen. Zwischen den Fenstern stand die kleine Komode von Tannenholz, die wir noch immer als ein Heiligthum aufbewahren, und darüber hing ein Spiegel, so groß, daß du ihn immer an das Fenster hingst, wenn du hineinsehen wolltest. Der alte Webestuhl und vier Holzstühle waren die übrigen Möbel, und die Kammer füllte das Bett fast ganz aus, so daß mir kaum Platz blieb, um mich anzuziehen."

„Wie du das Alles genau behalten hast, Johanna," sagte er lächelnd — „und doch war es eine schöne, schöne Zeit! Wie sparsam lebten wir, um uns ein kleines Capital zu sammeln; dünkte es uns doch eine Verschwendung, am Sonntage ein halbes Pfund Fleisch zu kochen — aber du hattest immer etwas, was mir gut schmeckte; ich glaube, es hat mir nie im Leben wieder so gut geschmeckt wie damals."

„Da bist du doch im Irrthum", erwiederte sie neckend, „ich werde dich heute Abend daran erinnern; wir haben herrliche Forellen und Haselhühner, deine Lieblingsgerichte — und weißt du noch, wie du zum ersten Male nach Leipzig zur Messe reistest? Es war nur ein kleines Päckchen, was du mitnahmst, aber du wolltest selbst einen Handel anfangen, darin läge der Hauptgewinn, sagtest du."

„Und daran that ich auch recht," erwiederte er mit sichtbarer Befriedigung, „ich würde noch, wie so Viele, Tag und Nacht am Webestuhl sitzen, wenn ich mir nicht selbst die Vortheile verschafft hätte, die allein der Kaufmann genießen kann. Die Reise wird mir unvergeßlich sein; ich ging zu Fuß, oder fuhr ab und zu mit Frachtfuhrleuten, vier Wochen war ich fort, und brachte im Ganzen 6 Thaler. Weniger, als ich jetzt in einem Tage ausgebe. Ich brachte zweihundert Thaler baares Geld zurück, wir verkauften den Webestuhl — und von jenem Tage an begann unser Wohlstand."

„Und wenige Wochen nachher wurde unsere Elise geboren — wie freuten wir uns! Du warst damals noch sehr sparsam und wir mußten das Unsrige sorgsam zu Rathe halten — und doch legtest du mir am Abende dieses werthvolle goldene Kreuz auf das Bett, welches ich von jenem Tage an immer getragen, und weintest dabei, wie ein Kind, Emanuel, aber vor Freude — und ich weinte mit dir, weil ich dir nicht anders danken konnte. Dann küßten wir das

Digitized by Google

schlummernde Kind und sprachen darüber, wem es ähnlich sehe, und wie es heißen solle!“

„Ja, ja, du liebes Weib“, erwiederte er mit leise bebender Stimme, „es ist Alles, wie du es erzähltest, oder es war vielmehr Alles so; ol daß ich sagen könnte, es ist so!“

„Bei der Kindtaufe,“ fuhr die in ihren Erinnerungen schwelgende Matrone fort, ohne die trübe Reflexion ihres Gatten zu beachten, „wie waren wir so fröhlich und heiter bei Elisen's Taufe! Der Vater taufte sie — der gute Vater. Sie ist der einzige Enkel, den er gesehen hat. Wie viel glücklicher sind wir, denn wir haben deren schon drei, und der kleine Willi ist ein wahrer Engel, fast so schön, wie Elise als Kind war. Wenn uns damals Jemand gesagt hätte, daß wir bei der Taufe ihrer Kinder uns wieder so freuen würden, wir hätten's ihm nicht geglaubt. Aber Emanuel, so froh und vergnügt wie damals, wo die zwei Flaschen Ungar von den Grenzbauden getrunken wurden, waren wir bei den Taufen von Elisen's Kindern doch nicht, obgleich es gewiß immer an nichts gefehlt hat.“

„Natürlich, man freut sich stets über seine eigenen Sachen und daher über seine eigenen Kinder am meisten, das liegt so im Menschen! Elise war aber wirklich ein Glückskind für uns, mit ihr wuchs auch unser Wohlstand, und als sie 15 Jahre alt war, und confirmirt wurde, legte ich den Grundstein zu unserem jetzigen schönen Hause.“

„Ja, der liebe Gott hat deinen Fleiß gesegnet, du bist ein reicher, geachteter Kaufherr, kannst es mit Jedem im Gebirge aufnehmen, und hast gewiß nicht Ursache zu klagen.“

„Das thue ich auch nicht, Johanna, es wäre unrecht, aber wenn ich die Zeit, welche hinter mir liegt noch einmal durchleben könnte, ich würde sie doch ganz anders benutzen, wie ich es gethan.“

„Was könntest du denn mehr erreichen, als dir jetzt zu Theil geworden?“

„Vieles, Vieles, was ich dir nicht sagen kann, was du kaum verstehen würdest.“

„Was ich kaum verstehen würde? ich glaube, wenn du aufrichtig sein willst, müßtest du sagen: was ich, Emanuel, selbst nicht verstehe.“

„Es ist doch nicht so, wie du glaubst — aber hier ist eine schöne Aussicht, hier laß uns ein Wenig ruhen, Johanna.“

Sie waren, während des Gespräches, den Berg höher hinangestiegen, und zu einer Schlucht gelangt, welche von einer mit schwarzen Tannen bewachsenen, niederen Felswand begrenzt wurde. Auf beiden Seiten verengten steil ansteigende Berge das schmale Thal, in welches, scharf gegen den Horizont abschneidend, der Kegel der Koppe hineinlugte, und bei der klaren, durchsichtigen Luft so nahe erschien, als ob er dicht hinter den Tannen der Felswand emporstiege. Auf der anderen Seite sah man, von den malerischen Linien der Berge begränzt, hinab in die lachende, hell vom Sonnenlicht beleuchtete Ebene des Hirschberger Thales.

Sie setzten sich am Fuße der Felswand unter einen Hollunder-Strauch, und gaben sich eine Zeitlang schweigend dem Genusse dieser wunderbaren Aussicht hin.

„Es ist doch herrlich in unserem Gebirge,“ begann der Kaufherr wieder, „so weit ich auch gereist bin, es hat mir nirgendwo so gut gefallen.“

„Also würdest du nicht, wenn du dein Leben noch einmal verleben könntest, von hier fortziehen?“ fragte sie lächelnd.

„Nein Johanna, das würde ich nicht, aber Vieles, ja ich möchte sagen, fast Alles würde ich ganz anders machen, als ich es gemacht habe.“

„So?“ bemerkte sie etwas beleidigt.

„Ja, darin liegt ja eben das Bedauernswerthe des menschlichen Daseins; wenn man jung ist, hat man keine Erfahrungen, man lebt in den Tag hinein, seinen Neigungen, Leidenschaften und Thorheiten sich hingebend; das köstliche Gut der Jugend selbst weiß man weder zu schätzen noch zu benutzen. Man muß die besten Jahre verlieren, vergeblich hinopfern, nur um sich zu überzeugen, daß man ein Thor gewesen; lediglich um erst zur Erkenntniß zu kommen, wie man hätte handeln sollen!“

„Wenn man diese Erfahrungen und Erkenntniß endlich erworben?“

„Dann ist man alt! — Dann fehlt wieder der Muth und die Kraft des jugendlichen Alters! So hat man stets das Eine, ohne das Andere, nie etwas Ganzes, nie etwas Vollkommenes!“

„Ich bin nicht deiner Meinung, glaube vielmehr, daß nur dem Alter die Erfahrung nützlich und gedeihlich ist, nicht der Jugend, das heißt in dem Sinne, wie du es meinst.“

„Ach wie thöricht! Wenn ich noch einmal jung sein könnte, was gäbe ich darum?“

„Was würde es dir nützen? Der Tag, an welchem du so alt wärest, wie heute würde doch wieder kommen, und du würdest denselben Wunsch haben.“

„Denselben gewiß nicht. Ich wünsche nicht jung zu sein, mit all den Mängeln meiner früheren Jugend behaftet, nur um dasselbe noch einmal zu durchleben, nein, gewiß nicht! Mit meinen jetzigen Kenntnissen, meinen jetzigen Erfahrungen ausgerüstet — ein junger Mann — die ganze Erde sollte mein werden!“

„Ja, könntest du mit deinem jetzigen Reichthum anfangen — da würdest du es allerdings weiter bringen — aber du würdest mir vielleicht kein goldenes Kreuz kaufen,“ setzte sie traurig hinzu.

„Was liegt mir an dem Gelde, das ich jetzt besitze! das erwerbe ich mir in ein Paar Jahren doppelt und dreifach wieder; nein, ich will nur mich selbst, sowie ich jetzt bin, und dazu die Jugend!“

„Auch die Kindheit?“

„Nein, die Kindheit nicht, sie ist ein unbewußtes Leben, ich ersehne nur den Zeitpunct zurück, wo der Mensch ein selbstständiges Wesen wird.“

„Ich beneide dich nicht um deinen Wunsch, Emanuel,“ nahm die Frau das Gespräch wieder auf, nachdem beide gedankenvoll eine Zeit lang geschwiegen, „und glaube auch kaum, daß die Erfüllung zu deinem Glück führen könnte.“

„Und du möchtest nicht noch einmal wieder jung sein, Johanna?“

„Noch einmal wieder jung sein?“ fragte sie sinnend — „o! ja, aber nur, um noch einmal gerade so zu leben, wie ich gelebt habe, ach ja, es wäre herrlich und schön, wenn ich das könnte!“

„Gerade so, noch einmal gerade so leben? dann müßtest du also auch keine Erinnerung daran haben, daß du schon einmal gelebt hättest, denn sonst könnte es nicht eben so sein?“

„Nein, nein, keine Erinnerung, was sollte mir die Erinnerung? Wenn ich wüßte, daß Alles schon einmal in glei-

Digitized by Google

cher Weise sich ereignet, würden ja alle meine Freuden von vorn herein zerstört werden."

„Das ist ein thörichter, kindischer Wunsch, Johanna," entgegnete er leidenschaftlich erregt, „ohne die Erinnerung wäre eine zweite Jugend nichts, ohne sie könnte ich mit der Jugend zugleich weder Erkenntniß und Erfahrung haben, welche jene mir allein werthvoll machen sollen. Wer mir so die Jugend wieder geben könnte, dem wollte ich gern mein ganzes Vermögen dafür opfern."

Ein kalter Luftzug strich von der Felswand im Rücken der Sprechenden herab, unwillkührlich sahen sie sich um.

Droben stand, an eine hohe Tanne gelehnt, ein alter aber kräftiger Mann; ein langer, weißer Bart wallte von seinem Kinne herab, und in der Hand trug er einen großen Stab, wie die Köhler.

„Ich habe Euere Worte gehört," sprach er mit tiefer, sonorer Stimme, „ich bin der Geist des Gebirges, der alte Rübezahl, und da Ihr brave und gute Leute seid, und der Armen auch droben in den Bergen gedenkt, so will ich Eure Wünsche erfüllen! Ihr sollt die Jugend wieder haben! Ein Jeder nach seinem Verlangen! Wenn Ihr wieder so alt geworden sein werdet, wie Ihr es in diesem Augenblick seid, sehen wir uns wieder!"

Bei diesen Worten schwenkte der Geist seinen Stab dreimal in der Luft, den beiden Menschen schwanden die Sinne und sie lagen regungslos am Fuße der Felswand unter dem Hollunderstrauch.

II.

Es war ein klarer, milder Frühlings-Morgen, droben auf dem Kamme, sowie auf allen höheren Bergkuppen, lag noch der Schnee, aber unten im Thal grünte und blühte es schon heiter und fröhlich, unbekümmert um die finster blickenden Bergriesen mit ihren weißen, eisigen Häuptern. Am Rande einer Straße, welche sich in malerischen Windungen ziemlich steil eine Anhöhe hinaufzog, saß ein Jüngling und blickte mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung in die Gegend; dann betrachtete er aufmerksam seinen Anzug, obgleich weder in der Landschaft, noch in seiner Kleidung irgend etwas Ungewöhnliches zu bemerken war. Die letztere bestand aus dem bescheidenen Anzuge eines Tagarbeiters, wie es unter den Webern und Bleichern vor hundert Jahren üblich.

„Wenn ich wüßte, wie ich hierher gekommen und dazu in diesen Kleidern, so müßte ich lügen," sprach der Jüngling vor sich hin, „es kann sich nur Jemand einen Scherz mit mir gemacht haben, obgleich es mir nicht klar werden will, wie dies eigentlich möglich gewesen. So darf ich jedoch unmöglich nach Hause gehen, was sollten die Leute von mir denken; ich wollte ich hätte meinen Wagen hier. — Sonderbar, die Bäume fangen an nochmals auszuschlagen, und doch muß in der Nacht droben im Gebirge viel Schnee gefallen sein, der ganze Kamm und die Kuppe sind weiß! — Ich glaube wahrhaftig, das ist eine Nachtigall; nie in meinem Leben habe ich im Herbste eine Nachtigall singen hören! — Da kommt der Gerichtsdiener; es wird am besten sein, ich binde dem ein Mährchen auf und schicke ihn nach Hause, um meinen Wagen zu holen. — Heda, Greif! Guten Morgen! Komm Er einmal her! Er wundert sich wohl, mich in diesem Anzuge zu sehen, wir haben einen kleinen Scherz gehabt —"

Der Gerichtsdiener schaute den Sprecher mit einem keineswegs freundlichen Ausdrucke an, und erwiederte dann in jenem anmaßenden Tone, welcher den untern Wächtern der Gesetze besonders eigen zu sein pflegt: „Vor Allem rath' ich Ihm, junger Bengel, mich nicht „Er" zu nennen, versteht Er mich? Er weiß meinen Namen und daher auch wer ich bin, königlicher Gerichtsbote und Executor! Was will er nun eigentlich? Er scheint mir schon am frühen Morgen betrunken zu sein!"

„Aber, Greif!" rief lachend der Jüngling, „kennt Er mich denn noch immer nicht? Ich sage Ihm ja, es ist ein kleiner Scherz. Kennt Er denn den Kaufmann Jäger nicht mehr?"

„Ich verbitte mir nun zum letzten Male solche dumme Redensarten und das Er-Nennen, hört Er? Warum soll ich den Herrn Kaufmann Jäger nicht kennen, der seit einem Jahre mit seinem Schwager die Handlung seines Vaters betreibt — den kennt ja jedes Kind!"

„Die Handlung seines Vaters? Mit seinem Schwager?" sprach der Jüngling vor sich hin und preßte unwillkührlich beide Hände an die Schläfe — „ich meine den alten Kaufmann Jäger," sagte er dann.

„Den alten Kaufmann Jäger? Ob ich den gekannt habe? Was das für eine dumme Frage ist. Es war ein braver Mann, von Allen geliebt und geachtet — ich habe noch nie einen so stattlichen Leichenzug gesehen, und noch jetzt sprechen die Leute immer mit Theilnahme von dem schrecklichen Unglück, was ihn und seine Frau betroffen hat."

„Ein Unglück hat ihn betroffen?" wiederholte der Jüngling, den Gerichtsdiener anstarrend.

„Er muß wohl nicht hier aus der Gegend, oder lange fort gewesen sein, denn sonst wüßte Er, daß im Herbste vor einem Jahre der Kaufmann Jäger mit seiner Frau im Gebirge von einem Felsstück erschlagen worden sind."

„Der Kaufmann Jäger ist mit seiner Frau im Gebirge erschlagen," schrie der Jüngling aufspringend — „und schon begraben? Er ist verrückt, Greif, oder betrunken, oder toll, weintoll!"

„Was? solch ein Grünschnabel, so ein hergelaufener Vagabund nimmt sich heraus, obrigkeitliche Personen zu insultiren, und das in Ausübung meines Amtes! Wart', ich werd' ihm die Rücken austreiben, marsch in's Loch! Er ist arretirt!"

„Wenn Er mich anrührt, so schlag ich ihn zu Boden", rief der Jüngling mit bebender Stimme — „und nun gehen Sie, Herr Greif," setzte er nach einiger Zeit hinzu, während der Gerichtsdiener unentschlossen dagestanden. „Nehmen Sie's nicht übel — ich habe wirklich etwas zu stark gefrühstückt — es war ein Scherz, hier ist ein Thaler — wir werden schon näher bekannt werden, es soll Sein — soll Ihr Schaden nicht sein!"

Der Gerichtsdiener nahm zuerst den Thaler, blickte dann den jungen Mann mit noch größerer Verwunderung an, verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, und erwiederte: „Man soll nie so früh am Tage geistiges Getränke zu sich nehmen, besonders in Ihren Jahren, Herr,

Digitized by Google

wo das Blut noch unbändig ist. Es hätte Ihnen leicht große Unannehmlichkeiten machen können. Aber für diesmal hat's nichts zu sagen — wünsche einen guten Morgen!"

Damit ging der Mann des Gesetzes seines Weges, und der Jüngling setzte sich wieder auf den Rain am Graben, und versank in tiefes Nachdenken, aus dem er nur zu erwachen schien, um verwundert bald wieder die Gegend, bald sich selbst zu betrachten.

„Sollte es wirklich kein Traum gewesen sein? Wirklich kein Traum?" sprach er vor sich hin. „Gestern war es Herbst und jetzt ist es Frühling. Es war Abend und nun ist es Morgen! Diese Hände sind nicht meine Hände, diese Glieder nicht meine Glieder — ich bin ein Anderer, ein vollkommen anderer Mensch! Wie nur mein Gesicht aussehen mag? Ob ich wirklich jung — wieder jung bin? Es wäre wunderbar, aber herrlich! In meiner Tasche ist Geld — vierundzwanzig Thaler, macht mit dem Thaler, den ich dem Gerichtsboten gegeben, gerade so viel, als ich beim Tode meines Vaters hatte, wo ich zum erstenmale jung war. Vor Allem Gewißheit! Ein Spiegel — das ist das Nöthigste, was ich brauche."

Mit diesen Worten sprang er auf und eilte raschen Schrittes fort, erreichte bald das nahe gelegene Dorf und die darin befindliche Schenke.

„Ein gutes Frühstück!" rief er der Wirthin zu, „draußen unter der Linde!"

Mit diesen Worten trat er rasch in die Stube und starrte in den darin hängenden kleinen, halb erblindeten Spiegel. Ein jugendliches, frisches Gesicht blickte ihn daraus an, mit dunkeln Locken, hellen Augen und den ersten Keimen des Bartes auf der Oberlippe. Der Inhaber desselben hatte alle Ursache zufrieden zu sein — aber er starrte noch immer regungslos in den Spiegel.

„Ist das auch wirklich ein Spiegel?" fragte er sich endlich, „oder ein Bild — nein, es ist ein Spiegel, es bewegt sich! — So sehe ich also aus! Es ist also kein Traum, ich müßte denn auch jetzt noch träumen — und ich wache doch! Ich bin also wieder jung! Jung, mit allen Kenntnissen, Erfahrungen und Erinnerungen meines früheren Lebens! — — Ich muß mich erst fassen, zu mir selbst kommen, nachdenken! Ja, nachdenken, überlegen, wie ich nur das neue Leben von vorn hinein vernünftig und weise einrichte, damit ich diejenigen überhole, welche jung sind, ohne Erfahrungen, und diejenigen, welche in der Erlangung ihrer Erfahrung alt geworden."

Er setzte sich draußen auf die Bank unter der Linde; die Wirthin brachte das bestellte Frühstück, aber er beachtete es nicht, und war so in seinen Gedanken verloren, daß er erst durch die Mahnung zum Bezahlen unangenehm daraus aufgeweckt wurde.

„Ja, ja," sagte er, „Ihr wollt Geld. Hat es solche Eile? Glaubt Ihr, ich würde Euch damit durchgehen?"

„Das gerade nicht," erwiederte die Frau, den erhaltenen zweiten Thaler wechselnd, „aber es wäre nicht das erstemal, daß mir dergleichen begegnet."

„Nun, so macht Euch bezahlt und laßt mich in Ruh."

„Recht gern, bin so nicht im Mindesten aufgelegt, meine Zeit zu versäumen."

Er hörte kaum, was sie sagte, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und seufzte, daß es nun gewiß das Mitleid der Wirthin erregt haben würde, wenn sie noch da gewesen.

„Ich vermag mich noch immer nicht zu fassen," sprach er dann wieder vor sich hin, „darüber, daß meine gute Johanna auch hat sterben müssen. — Wir haben so lange in Frieden und Glück mit einander gelebt — und jetzt soll sie, wie ich selbst, oder vielmehr wie der Kaufherr Jäger, der ich früher war, schon anderthalb Jahre todt sein!" Bei diesen Worten fing er an zu weinen, und vermochte sich ungeachtet, aller Mühe, die er sich gab, lange nicht zu beruhigen. „Und meine Kinder und Enkel? — natürlich, die kennen mich nicht mehr! Ich kann doch nicht zugleich Vater und Großvater und auch ein Jüngling von zwanzig Jahren sein, das ist nicht möglich! — Ob Johanna auch wieder jung geworden ist? Der Rübezahl versprach ja, wir sollten beide die Jugend wieder erhalten. Vielleicht finde ich sie und dann — dann — nun, dann werden wir ja sehen! Kennen wird sie mich nicht und über das Verlieben und derartige Thorheiten bin ich hinaus, das habe ich in der Jugend abgemacht."

Bei diesen Reflexionen begann er endlich zu frühstücken, hörte jedoch bald wieder auf, weil ihm die Speisen nicht zusagten.

„Die Butter ist alt und ranzig, der Käse abscheulich und das Brod gerade für die Pferde. Wie mir nur das Weib so etwas bringen kann! Heda! — Doch — ich hätte beinahe vergessen, ich bin ja nicht mehr der reiche Kaufherr, sondern der arme, junge Weberbursche, und für den — ist das Frühstück vielleicht noch zu theuer. Ich muß mich wieder an die einfache, gesündere Kost gewöhnen! Wenn man jung ist, schmeckt uns ja Alles, Wasser besser als Wein, und Brod besser als Braten und Kuchen. — Hat aber Alles seine zwei Seiten, besonders wenn man es früher besser gekannt, und weiß, daß der Wein doch angenehmer mundet, wie Wasser, und dies Pferdebrod keine Kost für einen anständigen Menschen ist. Aber was hilft es, bald soll es besser sein. Es heißt, aller Anfang ist schwer, ich hoffe, mir soll er leicht werden. — Daß ich bei meinem Wunsche wieder jung zu werden, die Kindheit ausgeschlossen," fuhr er nach einer Pause fort, „war sehr wohl gethan, ich erkenne das jetzt mehr, wie je. Wenn ich nochmals mit Bewußtsein und gereiftem Verstand hätte geboren werden sollen, in den Windeln gelegen, vielleicht eine Amme gehabt — nein! das wäre doch etwas zu jugendlich für mich gewesen! Und dann die Schule, diese pedantischen Lehrer, und all die ungezogenen, schmutzigen, widerlichen Jungen, meine ausschließlichen Gefährten! Pfui! Und dabei meine Pläne über die Hebung unserer Leinen-Industrie, über die Anbahnung neuer Handelsverbindungen, namentlich nach der Türkei und Persien. — Ja, es war sehr, sehr weise," fuhr er sinnend fort, „daß ich die Kindheit in den Kauf gegeben, und ich glaube, es hätte sogar nichts geschadet, wenn ich auch einige Jahre des unreifen Jünglings-Alters dazu gelegt. Warum nun grade anderthalb Jahre seit meinem Tode vergangen sein mögen? Nun, einen Anfang mußte die Sache doch nehmen und sterben mußte ich auch erst — dagegen läßt sich nichts sagen, denn ich konnte nicht in zwei Gestalten auf der Erde herumgehen, in einer älteren — alt, was man eigentlich alt nennt, war ich noch lange nicht, als ich zum erstenmale aufhörte zu leben — und in einer jüngeren. Daß ich nicht

Digitized by Google

unmittelbar nach meinem Tode verfügt erschienen bin, ist mir lieb, es würde mich zu schmerzlich berührt haben, wenn ich mich selbst hätte begraben sehen, vielleicht gar dem Leichenzuge mich angeschlossen. Es ist schon so besser. — Die Trauerzeit ist jetzt vollständig vorüber, und ich kann nun, ohne mich gegen mich selbst zu versündigen, mit frischem Muth meine neue Jugend beginnen. Aber wem soll ich nun meine Kenntnisse und Erfahrungen zuwenden? Vorläufig bedarf ich einer Hülfe — der Hülfe des Capitals, ohne welche die Intelligenz wenig nützt. Soll ich zu meinen Kindern gehen? — sie kennen mich ja nicht. Nein, da komme ich von vorn herein in eine schiefe Stellung. Die großen Vortheile und allen Gewinn, den ich erziele, werde ich mit ihnen theilen müssen — ich könnte schon nicht anders — das will ich nicht! Gegen Fremde habe ich keine Rücksichten zu nehmen. Aber, wen mache ich des Glückes meiner Hülfe theilhaftig? Friedenberg ist ein hochnasiger, eingebildeter Mensch, mit dem ich nie gut gestanden, auch hatte er vor Zeiten eine heimliche Neigung zu meiner Frau, — Jacob Fischer und Söhne haben immer geglaubt Alles besser zu wissen, was soll ich denen den Schatz meiner Erfahrungen mittheilen! Philipp Heß? dem habe ich nie getraut, seine Waaren sind unrein, gemischt; er läßt das Einschlagen von Baumwolle nicht, da würde ich mein ganzes Renommé verlieren. Es bliebe nun noch Andreas Mahlmann — allerdings ein wenig von sich eingenommen, aber sonst ein rechtschaffener, braver Mann. Ich habe nicht viel Auswahl mehr, so sei es denn, dem, durch eine sonderbare Fügung des Zufalls, dieses große Glück zu Theil werden soll!"

Nachdem er zu diesem Entschlusse gekommen war, sprang er auf und setzte eilig seinen Weg nach der Stadt fort. Er überlegte jedoch weiter, denn er that nichts ohne reifliche Ueberlegung, daß er in dem Anzuge eines Tagearbeiters bei der Ausführung seines Planes auf mehrfache Hindernisse stoßen würde, es daher vor allen Dingen nöthig sei, sich andere Kleider zu verschaffen.

Die Menschen urtheilen nach dem äußern Schein, dachte er mit Recht, und Mahlmann wird mir schwerlich eine Stelle in seinem Comptoir geben, oder mich als Compagnon annehmen, wenn ich, wie ein Webergeselle vor ihm erscheine. Die Beschaffung eines passenden Anzuges war aber damals und besonders in der kleinen Gebirgsstadt keineswegs so leicht, wie jetzt. Fertige Kleider gab es nicht, der junge Mann mußte sich daher an einen Schneider wenden, Tuch und Manchester selbst kaufen, und konnte, ungeachtet der Eile, mit welcher er die Sache betrieb, doch erst nach einer Woche in den Besitz der gewünschten Kleidungsstücke gelangen.

Während dieser Zeit lebte er sehr zurückgezogen in einer kleinen Bodenkammer, denn seine Baarschaft hatte einen gewaltigen Stoß erlitten, und ging nur des Abends aus, um nicht in seinem jetzigen Anzuge gesehen zu werden. Es waren dies sehr unangenehme, mit schwer empfundenen Entbehrungen verknüpfte Tage; er tröstete sich jedoch damit, daß sie bald vorübergehen würden. Er hatte sich Schütz genannt, theils aus Anhänglichkeit an seinen frühern Namen: Jäger; theils, weil er gefunden, daß Schützen gewöhnlich auch gute Jäger, Jäger aber nicht immer gute Schützen seien. Schmerzlich war er durch das zufällige Wiedersehen seiner Kinder und Enkel berührt worden, und, so sehr er es sich auch klar machte, daß ihm diese jetzt nichts mehr angingen und für ihn fremde Menschen sein müßten, er hatte doch die Thränen nicht zurückhalten können darüber, daß der kleine Willi sich vor ihm gefürchtet, und schreiend davongelaufen war, als er ihn hatte küssen wollen. Noch mehr hatte ihn der Schmerz übermannt, als er eines Abends sich hatte verleiten lassen, auf den Kirchhof zu gehen, um das Grab seiner guten Johanna und sein eigenes zu besuchen. Es war eine kummervolle Nacht, die auf diesen Abend folgte, und er hatte sich, nachdem er lange geweint, fest vorgenommen, alle und jede derartige nutzlose Aufregung künftig zu vermeiden, und mit sicherem, festem Blick seine Pläne für die Zukunft zu verfolgen.

Endlich waren die Kleider fertig, ein ordentliches Halstuch, auch eine Perrücke gekauft, und der junge Schütz konnte nun seinen Besuch bei Mahlmann abstatten.

„Was steht zu Diensten?" fragte der Kaufmann, „ich bin sehr beschäftigt —"

„Herr Mahlmann," erwiederte der Angeredete, nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, über die er sich aber zugleich im Stillen ärgerte, „ich komme, um Ihnen meine Dienste anzubieten, welche, wenn Sie meine Fähigkeiten und Kenntnisse geprüft haben werden, Ihnen vielleicht nicht werthlos erscheinen dürften."

Der Kaufmann blickte den jungen, kaum zwanzigjährigen Mann bei diesen ziemlich auffallenden Worten verwundert an. „Und worin könnten diese werthvollen Dienste bestehen," fragte er dann mit einem spöttischen Lächeln; „können Sie schreiben?"

„Schreiben? — Ich will diese Frage entschuldigen, Herr Mahlmann, obgleich ich schon vor fünfzehn Jahren ein Buch über die Kunst, zierlich zu schreiben, herausgegeben habe."

„Wie sagten Sie?" erwiederte der Kaufmann, den jungen Mann mit einer Mischung von Hohn und Verwunderung betrachtend — „Sie haben vor fünfzehn Jahren — Sie müssen wirklich sehr früh angefangen haben! Wie alt sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf?"

Das Buch über die Kunst, zierlich zu schreiben, war eine von den alten Jägers größten Schwächen gewesen, weßhalb er sich auch jetzt, durch die Erinnerung daran, zu der übereilten Antwort hatte hinreißen lassen, der junge Schütze bereite sich, sein Versehen wieder gut zu machen.

„Ich versprach mich," sagte er, „nicht herausgegeben, nur gelesen und sorgfältig studirt habe ich das Werk; der Verfasser lebte, glaube ich, am hiesigen Orte."

„Ach, Sie meinen das Buch vom seligen Jäger! Nun, da hätten Sie auch etwas Besseres und Vernünftigeres lesen und studiren können! Mein Freund Jäger war ein tüchtiger Kaufmann und ein braver Mann, aber wie ihn seine Eitelkeit hat verleiten können, solch' dummes Zeug drucken zu lassen, ist mir stets unbegreiflich geblieben."

„So?" entgegnete der junge Mann, welcher sich bei diesen höhnischen und absprechenden Worten im Innersten verletzt fühlte, mit vor Aufregung gerötheten Wangen. „Es betrembet mich, daß Sie das dem seligen Jäger niemals selbst gesagt haben!"

„Ich glaube, darüber Ihnen keine Rechenschaft schuldig zu sein!" fuhr der Kaufmann zornig auf. „Sie haben

Digitized by Google

überhaupt eine sonderbare Art sich auszudrücken. Was wollen Sie eigentlich? Meine Zeit ist kostbar; ich bitte endlich zur Sache!“

„Nehmen Sie mir jene Aeußerung nicht übel, Herr Mahlmann, sie geschah aus alter Anhänglichkeit, aus — doch gleichviel — ich bin gekommen, um Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich bin in allen kaufmännischen Geschäften erfahren, habe namentlich die genauesten Kenntnisse vom Leinwandhandel, und bin im Stande, Ihnen Verbindungen zu eröffnen, die den Gewinn Ihres jetzigen Geschäftes um das Doppelte steigern würden. Dafür verlange ich nichts, als die Hälfte dieses reinen Mehrgewinnes. Es ist ein Anerbieten, wobei Sie nichts verlieren können, keiner besonderen Geldopfer bedürfen, und welches Sie, oder, wenn ich so sagen darf, uns, bald die ganze Leinen-Industrie des Gebirges zinsbar machen würde.“

Der Kaufmann hatte mit steigender Verwunderung zugehört, er wußte nicht, was er von Allem diesen denken sollte. Ein fremder, kaum den Knabenjahren entwachsener, junger Mensch erklärte ein vollendeter Kaufmann zu sein und sprach von großen, gewinnbringenden Unternehmungen, als ob er sie nur aus dem Aermel schütteln dürfe. Es kam ihm der Gedanke, es müsse in dem Kopfe des Jünglings nicht ganz richtig sein, und dies allein bewog ihn, das Gespräch nicht sofort abzubrechen.

„Sie bieten mir da sehr große Vortheile,“ erwiederte er. „Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?“

„Schütz, Eduard Schütz!“

„Woher?“

„Aus Böhmen.“

„Und in welchem Handlungshause haben Sie conditionirt?“

„Ich habe es vorgezogen, mir meine Ausbildung anderweitig und durch eigene Anschauung zu verschaffen.“

„So, so. — Anderweitig und durch eigene Anschauung — allerdings ein nicht ganz gewöhnlicher Weg. — Aber — entwickeln Sie Ihren Plan doch etwas näher, Sie werden einsehen, daß mich so allgemeine Redensarten zu nichts bestimmen können.“

„Das sehe ich vollkommen ein, mein Herr“, fuhr der junge Schütz mit Selbstgefühl fort, „so hören Sie denn. Die Türkei und alle Länder Asien's, die mit ihr in directem Handelsverkehr stehen, haben angefangen, schlesisches Leinen, wenn auch für jetzt noch in geringem Maße, einzuführen. Nicht schwere Waare, oder Creas, nein leichtes, am besten Schleierleinen, wie es das Klima jener Gegenden erheischt. Es ist ganz unzweifelhaft, daß dieser Absatzweg in wenigen Jahren sehr bedeutend und von allen Fabrikanten benutzt werden wird. Jetzt handelt es sich darum, der Erste zu sein, der die möglichst größten Massen auf den dortigen Markt bringt, um von den zur Zeit noch sehr hohen Preisen, welche die Concurrenz bald herabdrücken wird, Nutzen zu ziehen.“

Der Kaufmann wurde immer zweifelhafter, was er von dem jungen Menschen denken sollte. „Und Sie rathen deshalb —“ schaltete er ein.

„Ich rathe deshalb, alle Leinwand dieser Gattung, welche käuflich ist, zu erwerben und sie theils nach Venedig an das Haus Belzani und Compagnie, theils nach Hamburg an Böhmer und Söhne zur Spedition nach Constantinopel und Smyrna zu senden.“

Bei dieser Mittheilung veränderten sich plötzlich die Züge des Kaufmanns, und die Verwunderung machte einem lauernden, zornigen Ausdrucke Platz.

„Sind Ihnen diese Häuser bekannt?“ fragte er.

„Belzani und Compagnie ist eines der solidesten Handlungshäuser Venedig's, Sie werden wohl selbst mit demselben in Verbindung stehen; eben so Böhmer in Hamburg, den ich persönlich kenne, und mit dem ich noch vor drei Monaten diesen Gegenstand ausführlich besprochen habe. Ich würde auch nicht abgeneigt sein, die Leinen selbst nach Hamburg zu bringen und das Geschäft dort zu besorgen.“

„So? Ihre Anerbietungen sind wirklich einer reiflichen Erwägung werth. — Erlauben Sie jedoch einen Augenblick — ich stehe sogleich wieder zu Dienſten.“ Mit diesen Worten verließ der Kaufmann das Zimmer, und ließ den jungen Mann allein, welcher sich, froh erregt, im Stillen der Freude über das Gelingen seines Planes hingab. Er behielt hierzu hinreichend Zeit, denn es dauerte lange, ehe der Kaufmann zurückkehrte, und als dies endlich geschah, war er nicht allein, sondern in Begleitung des Gerichtsboten.

„Nun will ich Ihnen meine Antwort auf den mir gemachten Vorschlag geben. Hören Sie genau zu,“ sagte er, den jungen Mann mit spöttischem Lächeln betrachtend. „Ich habe Belzani in Venedig bis zu diesem Augenblick immer für einen ehrlichen Mann gehalten, der nur durch unglückliche Speculationen dahin gekommen, seine Zahlungen einzustellen. Daß er geglaubt hat, letzteres sei hier noch nicht bekannt, zeigt, daß er uns für sehr unvorsichtig und schlecht unterrichtet hält; daß er aber einen so jungen, unerfahrenen Menschen, wie Sie, hierher schickt, um einen großartigen Betrug auszuführen, beweist, daß er nicht nur ein Schuft, sondern auch ein dummer Schuft ist. Ob die Speculation mit der großen Sendung nach Hamburg, welche Sie die Güte haben wollten, selbst zu übernehmen, auch für Rechnung von Belzani oder auf Ihre eigene gehen sollte, wird die gerichtliche Untersuchung näher herausstellen, welche auch ergeben wird, warum es Herrn Belzani beliebt hat, sich eines so dummen Agenten zu bedienen, der sofort mit der Thüre in das Haus fällt, und so dreist ist, mir zu sagen, daß er noch vor drei Monaten mit Böhmer in Hamburg gesprochen, obgleich dieser bereits vor einem Jahre gestorben ist. Sie sind noch sehr jung,“ fügte er höhnisch hinzu, „und können es weit bringen! Vorläufig wollen wir Sie aber unschädlich machen! — Greif, ich habe dem Herrn nichts mehr zu sagen!“

„Herr Mahlmann!“ rief der junge Mann in der größten Bestürzung — „Sie glauben doch nicht — ich schwöre Ihnen —“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen!“ sagte der Gerichtsbote, „schwören können Sie nachher, so viel Sie wollen. — Ah — das ist ja der Vogel von der Lanbstraße! Sieh', sieh'! hat sich schon einfangen lassen? Das ist ja schnell gegangen!“

„Kennt Er den Menschen, Greif?“ fragte begierig der Kaufmann.

„Versteht sich, versteht sich! Er saß in der vorigen Woche Morgens an der Straße, hatte aber ganz andere Kleider an, war grob, tractirte mich per „Er“. Ich wollte ihn schon damals arretiren, aber er bat nachher sehr demüthig und gab mir einen Thaler — da ließ ich ihn laufen.“

Digitized by Google

„So? — Also verkleidet und viel Geld? Nun, die Sache ist unzweifelhaft! — Führt ihn ab, Greif!“

Der junge Mann machte weiter keinen vergeblichen Versuch sich zu rechtfertigen, und befand sich daher kurze Zeit nachher in einem kleinen, feuchten Gefängnisse mit der vollen Freiheit über sein Schicksal reiflich und ungestört nachzudenken.

III.

Die Betrachtungen des Gefangenen waren der traurigsten Art; am meisten schmerzte ihn, daß er sich nach reiflichem Nachdenken selbst die bittersten Vorwürfe machen, und sich einer unverzeihlichen Unklugheit Schuld geben mußte. „Was nützen mir meine vieljährigen Erfahrungen,“ sagte er sich selbst, „wenn ich sie so wenig beachte, wenn ich vergesse, daß ich vor anderthalb Jahren gestorben bin, und in dieser Zeit sich die Verhältnisse geändert haben und auch noch andere Menschen gestorben sein können? Wenn ich nicht berücksichtige, daß man einem kaum erwachsenen Jungen, wie ich jetzt einer bin, keinen Glauben schenken und mit Mißtrauen ansehen wird, wenn er sich für einen erfahrenen Kaufmann ausgiebt und Pläne zu nennen und ungewöhnlichen Speculationen vorbringt. Ich bin sehr thöricht gewesen und hätte bedenken sollen, daß es nothwendig war, vorerst ganz meinem jetzigen Alter gemäß aufzutreten, und mir so nach und nach Vertrauen zu erwerben. Meine Kenntnisse und Fähigkeiten würden sich dann schon von selbst gezeigt haben, ich wäre unentbehrlich geworden, hätte mir etwas ersparen können, und dann, einmal mein eigener Herr, leicht das Ziel erreicht. — Jetzt ist leider auf lange Zeit Alles verloren!“ — Diese trüben Reflexionen wurden noch vermehrt durch die ihm bewohnende Erkenntniß, daß die eingeleitete Untersuchung Jahre lang dauern und am Ende dennoch sehr nachtheilig für ihn ausfallen könne. Ihm war der schleppende Gang der damaligen Justiz hinlänglich bekannt und er blickte nicht in die Zukunft mit dem leichten, heiteren Sinn der Jugend, welcher drohende Leiden und Gefahren verkleinert, sondern mit den gereiften Erfahrungen des Alters, welche sie stets in trüberen, schwärzeren Farben erscheinen läßt.

Sein Schicksal nahm jedoch unerwartet eine günstigere Wendung, als er selbst geglaubt hatte. Die Nachricht, daß das Haus Belzani in Venedig im Begriffe stehe, seine Zahlungen einzustellen, ergab sich als ein unbegründetes Gerücht, und da somit der Verdacht eines Betruges verschwand, so war man endlich genöthigt auch den unbekannten jungen Mann, nachdem man 6 Monate von Zeit zu Zeit Verhöre mit ihm abgehalten, wieder zu entlassen, hielt es jedoch für gerechtfertigt, damit den Befehl zu verbinden, den heimathlosen Bagabonden aus der Stadt zu verweisen.

Der Kaufmann Mahlmann, welcher im Stillen den ihm auf so sonderbare Weise gewordenen Rath benutzt und schon erhebliche Vortheile daraus gezogen hatte, war so gutmüthig, eine Art von moralischer Verpflichtung gegen den jungen Menschen anzuerkennen, und gab ihm eine Empfehlung an einen Handelsfreund in einer 10 Meilen entfernten kleinen Stadt, nachdem er derselben eine längere Ermahnung, stets nur auf rechtlichen Wegen sein Fortkommen zu suchen, und ein Reisegeld von 5 Thalern hinzugefügt hatte.

Mit dieser geringen Barschaft verließ der junge Schüz, nicht ohne tiefen Schmerz, eine Gegend, in welcher er, von Allen geliebt und geehrt, 56 Jahre gelebt hatte, wo seine Kinder und Enkel wohnten, und er selbst und seine Johanna begraben lagen! — Eine tiefe Melancholie hatte sich seiner bemächtigt und stimmte wenig zu den jugendlichen, jetzt allerdings blassen Zügen seines Gesichtes. Er gab sich alle Mühe, dieser Stimmung Herr zu werden, denn sein Verstand machte es ihm klar, daß er jetzt als junger Mann auch jugendlich empfinden und sich den so oft von ihm, als er noch alt war, benedeiten Freuden der Jugend ergeben müsse. Weßhalb war er denn sonst eigentlich wieder jung geworden? Das zweite Alter wird eben so gewiß kommen, wie das erste, dachte er, ich will mir daher die Tage meiner Jugend, die ich ohnehin theuer genug erkauft habe, nicht verkümmern, sondern fröhlich in den Tag hineinleben, wie ich es früher gethan, die Zukunft zwar im Auge behalten, mir aber die Gegenwart deßhalb nicht verderben. Mit diesem Entschlusse, dessen Richtigkeit er anerkannte, dessen Ausführung ihm jedoch keineswegs leicht, vielmehr nur durch Ausdauer und festen Willen erreichbarer schien, gelangte er an den Ort seiner neuen Bestimmung. Er gab Mahlmanns Empfehlungs-Brief ab, und wurde, nach einem ziemlich langen Examen, in welchem er jedoch seine Kenntnisse kluger Weise zum größten Theile verheimlichte, als Commis angenommen, mit freier Station und 3 Thaler monatlichem Salair. Es war dies allerdings sehr wenig, aber, er sagte sich, daß es wenigstens ein Anfang sei und seine Lage, sobald man seine Fähigkeiten erst vollständig erkannt haben würde, sich unbedingt und schnell verbessern müsse.

Sein nunmehriger Prinzipal, mit dem er früher ebenfalls in vielfachem Geschäftsverkehr gestanden, der Kaufmann Althaus, war ein Mann von ziemlich beschränktem Geiste, der sein Geschäft streng in den hergebrachten Formen weiter führte, ein Feind jeder Neuerung und jeder nur einiger Maßen gewagten Speculation. Er ging stets sicher, und zog es vor sich lieber mit einem kleinen Gewinn zu begnügen, als bei einem muthmaßlich größeren irgend etwas auf das Spiel zu setzen.

Der junge Schüz kannte ihn aus seinen früheren Verhältnissen und hatte öfter Gelegenheit gehabt, seine Ansichten mit ihm auszutauschen. Er hüthete sich jetzt jedoch, dies in irgend einer Weise merken zu lassen, unterordnete sich vielmehr in jeder Beziehung, und gewann dadurch nach und nach wirklich in so weit das Vertrauen seines Brodherrn, wie dies bei dessen mißtrauischem Charakter überhaupt möglich war.

Seit seinem Eintritte in dies Haus war nunmehr ein Jahr verflossen. Das Salair hatte man auf 5 Thlr. monatlich erhöht, ihm die Führung der Bücher anvertraut, ihm auch den größten Theil der ausländischen Correspondenz übertragen, weil man gefunden, daß er wirklich ungewöhnlich in all' diesen Dingen befähigt sei. Schüz war so klug gewesen, sich den Anschein zu geben, als ob er dies Alles erst in dem Althaus'schen Comptoir gelernt habe, und es dahin gebracht, allgemein für einen sehr unterrichteten, soliden, wenn auch etwas verschlossenen und altklugen, jungen

Digitized by Google

Mann zu gelten. Seine Alters-Genossen mieden und verspotteten ihn, nachdem er den verunglückten Versuch gemacht hatte, sich ihnen anzuschließen und sich an ihren Vergnügungen zu betheiligen. Es war ihm ungeachtet seiner, durch Reflexion gewonnenen Ueberzeugung, daß dies nöthig und für ihn passend und genußreich sein müsse, nicht möglich gewesen, diesen faden Unterhaltungen von Liebeleien und anderen Thorheiten, diesen unreifen und doch mit so vieler Selbstüberschätzung ausgesprochenen Ansichten, oder gar den wilden, wüsten Trinkgelagen, für die Dauer Geschmack abzugewinnen; man hatte sein belehrendes, trockenes Wesen verhöhnt und verspottet, und ihn endlich zu dem Entschlusse gebracht, den Umgang mit seinen Altersgenossen auf die äußerste Nothwendigkeit zu beschränken. Die dadurch beleidigte Jugend rächte sich in ihrer Weise durch Spott und Hohn, nannte ihn „den Papa Schütz", und machte ihn bei jeder Gelegenheit zur Zielscheibe ihrer keineswegs feinen Witzeleien.

Er ertrug dies mit der Fassung eines Stoikers. Was lag ihm an der Gunst dieser unreifen Jungen, er suchte den Umgang erfahrener und verständiger Männer, zu denen er sich, seiner Neigung nach, ohnehin mehr hingezogen fühlte.

Hier ging es ihm jedoch nicht besser. Im Anfange nahm man ihn zwar mit Wohlwollen auf, lobte ihn wegen seiner Solidität und seiner Wißbegierde, sprach mit ihm in belehrendem, väterlichem Tone, fand jedoch seine öfter wiederkehrende Anwesenheit bald lästig, fühlte sich in vielen Arten der Unterhaltung geniert, und kam zuletzt zu dem Schlusse, daß es eine Zudringlichkeit und Anmaßung sei, wenn ein so junger Mensch sich in die Gesellschaft älterer, erfahrener Männer dränge, jedes Wort aufschnappe, vielleicht weiter erzählte und es sich sogar zuweilen herausnehme, selbst mitzusprechen und seine unreifen Ansichten zum Besten zu geben.

Vermöge seiner vieljährigen Erfahrung und Menschenkenntniß fühlte der junge Schütz dies sehr bald heraus, und zog sich zurück. So stand er denn allein, von seinen Altersgenossen gemieden, weil sie ihn zu alt, und von Denen, welchen er an Erfahrung und Einsicht gleich stand, zurückgewiesen, weil man ihn zu jung fand. Er wurde menschenscheu und verschlossen, und brütete dabei Tag und Nacht über die Mittel, sich rasch eine angenehme, heitere und lebensfrohe Existenz zu verschaffen. Das Resultat seines Nachdenkens war dieses, sich zu verheirathen und eine reiche Frau zu nehmen.

Auf diese Weise, sagte er sich mit Recht, komme ich am leichtesten zum Ziele, ich erlange Vermögen, Selbstständigkeit, kann nach eigenem Willen handeln und specuiiren, und werde als verheiratheter, reicher Mann, wenn ich auch noch jung bin, doch überall gern gesehen werden. Aber auf wen richte ich meine Wahl? Soll ich ein junges Mädchen heirathen? Ach! diese jungen Mädchen haben für mich keine Reize! Ihre Schönheit verlockt mich nicht mehr, und ihr nur auf Aeußerlichkeiten und jugendliche Thorheiten gerichteter Sinn ist mir zuwider. Dazu kommen dann schlaflose Nächte, Kindergeschrei und alle die Qualereien und Rücksichten, welche eine Frau zeitweise in Anspruch nimmt, ich kenne dies ja aus Erfahrung zur Genüge! Für einen wirklich älteren Mann mag ein Reiz darin liegen, ein junges Mädchen zu heirathen, sie ist ihm gleichsam die Verkörperung seiner jugendlichen Erinnerungen — aber für mich? Ich bin ja selbst jung und habe an meiner eigenen Jugend ohnehin genug, ich bedarf wahrlich keiner zweiten! Auf der anderen Seite hat es wieder große Bedenken eine ältere Frau zu heirathen: die alten Jungfern namentlich haben ihre festgesetzten Gewohnheiten und Eigenheiten, sind in der Regel eigensinnig und störisch, dabei einmal angeregt, gewöhnlich sehr verliebter Complexion, was keineswegs angenehm sein kann. Eine junge Frau ist jedenfalls eher zu leiten und zu erziehen als eine alte, welche schon geleitet und vollständig erzogen oder verzogen ist. Zudem ist der nähere Umgang mit einer alten doch am Ende vorzuziehen, und, da ich nun eine von beiden Gattungen wählen muß, so will ich mich für die erstere entscheiden, und mit der Tochter des Herrn Althaus den Versuch machen. Der Vater ist sechzig, sie, das einzige Kind, wird daher sein Vermögen erben, welcher Zeitpunkt, nach menschlicher Berechnung, nicht zu fern sein kann. Dies Vermögen könnte allerdings bedeutender sein, indeß es soll sich in meinem Besitze bald vergrößern und, was das Kindergeschrei betrifft, so werde ich Sorge tragen, dadurch nicht zu viel belästigt zu werden.

Dies waren die Gedanken, welche den jungen Schütz bestimmten, seine Bewerbungen um die Gunst der 17 jährigen Tochter seines Prinzipals unverzüglich zu beginnen.

Rosalie war keine classische Schönheit, aber ein blühendes, hübsches Mädchen, voll Anmuth und Schelmerei, aufgezogen unter dem Einfluß der etwas pedantischen Ansichten ihres Vaters, und deshalb kaum in dem Nöthigsten, in Beziehung auf geistige Ausbildung unterrichtet. Mädchen sollen keine Gelehrten werden, war der Grundsatz ihres Vaters. Lesen, Schreiben und die vier Species ist Alles, was sie zu wissen nöthig haben, aber die Haushaltung müssen sie verstehen: Kochen, Spinnen, Stricken, Sticken, Nähen, Backen und was noch sonst dazu gehört, ordentlich und aus dem Grunde. Nach diesen Ansichten war Rosalie erzogen, und, da sie viel natürlichen Verstand besaß, wußte sie leicht die Mängel ihrer Kenntnisse zu verbergen, welche zur damaligen Zeit ohnehin von Niemanden als solche angesehen wurden.

Nachdem der junge Schütz darüber mit sich im Klaren war, seine Bewerbungen bei Rosalien zu beginnen und möglichst rasch zu betreiben, nachdem er auch seine aufgestiegenen Bedenken, daß es doch eigentlich sehr unrecht sei, mit so einem gänzlich unerfahrenen und unschuldigen Mädchen über Dinge, wie Liebe und Heirathen zu sprechen, dadurch gehoben hatte, daß er sich vorgenommen, dies auf eine äußerst verblümte und feine Weise zu thun, schritt er zum Angriff, wozu Rosaliens achtzehnter Geburtstag ihm eine willkommene Gelegenheit darbot. Sie hatte sich, nach Empfangnahme der Geschenke und Glückwünsche, in den Garten zurückgezogen und saß, mit einer Handarbeit beschäftigt, im Schatten einer dichten Laube.

Schütz trat zu ihr, einen zierlichen Blumenstrauß in der Hand, und wollte seine vorher reiflich überlegten Worte anbringen, als sie ihm zuvorkam.

„Ach, Herr Schütz," rief sie muthwillig lachend, „Sie wollen gewiß noch Ihre Gratulation abstatten — ich bedaure, es wird nichts mehr angenommen, die Cour ist vorüber, die Königin des Festes hat sich in ihre inneren Gemächer zurückgezogen!"

Digitized by Google

„Theuerſte Mademoiſelle,“ erwiderte der Angeredete mit ernſter Miene, „geſtatten Sie bei mir eine Ausnahme; es geſchieht nicht aus Vergeßlichkeit oder Nachläſſigkeit, daß ich ſo ſpät erſcheine, ſondern aus wohlerwogenen, wichtigen Gründen.“

„Wie feierlich! — Nun, unter dieſen Umſtänden will ich Gnade für Recht ergehen laſſen, alſo — gratuliren Sie!“

„Mademoiſelle Roſalie wolle mir zuerſt erlauben, Ihnen dieſes Sträußchen zum Angebinde zu überreichen, wenn auch keine von allen dieſen Blumen Ihnen an Schönheit und Anmuth gleichkommt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Schütz!“

„Sie werden heute achtzehn Jahre, Mademoiſelle Roſalie.“

„Ach, ja, leider, leider werde ich ſchon ſo alt!“

„So alt? Achtzehn Jahre iſt das ſchönſte Alter für ein junges Mädchen, es ſängt an zu empfinden, daß es kein Kind mehr iſt, die Gefühle der Jungfrau erwachen, eine unbeſtimmte Sehnſucht erfüllt ihr Herz, ſie ſucht die Einſamkeit, ſie weiß, daß ihr etwas fehlt, aber ſie hat noch nicht erkannt, worin —“

„Ha, ha, ha,“ unterbrach ihn laut lachend das Mädchen, „wenn man Sie ſo reden hört, faſt gerade ſo, wie der Paſtor in der Kinderlehre, und man ſähe Sie nicht, ſollte man darauf ſchwören, es ſpräche ein alter Mann! Es iſt zu komiſch!“

„So?“ erwiederte der junge Schütz betroffen, „ich wüßte doch nicht, womit Sie dieſe Behauptung begründen könnten.“

„Begründen iſt nicht meine Sache, aber das ſind ja ſehr ſeltene Blumen in Ihrem Strauße; ich danke recht ſchön, Herr Schütz!“

„Die Blumen ſollen Ihnen allegoriſch die Gefühle meines Herzens zu erkennen geben.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Haben Sie nie von der Blumenſprache gehört?“

„Nein.“

„Das iſt recht Schade. Aber, um an meine vorige Bemerkung wieder anzuknüpfen, in dem Lebensjahre, in welches Sie jetzt treten, ereignen ſich bei ſehr vielen Jungfrauen ganz beſondere Dinge.“

„Beſondere Dinge? Sie erſchrecken mich, Herr Schütz.“

„Nun, Sie werden doch wohl ſchon gehört haben, daß ſich viele Mädchen in dieſem Alter verheirathen?“

„O ja, ſehr viele.“

„Wiſſen Sie auch, worauf ſich eine jede Heirath begründen ſoll?“

„Ach, mit Ihren ewigen Gründen! Wie kann ich wiſſen, warum ſich die Menſchen verheirathen?“

„Weil ſie ſich lieben!“

„So? weil ſie ſich lieben?“

„Wiſſen Sie auch, was das iſt, ſich lieben?“

„O ja, aber was das für ſonderbare Fragen ſind, ſie lieben ſich, weil ſie ſich gut ſind, ſo wie ich zum Beiſpiel meinen Eltern gut bin.“

„Würden Sie Ihren Vater heirathen?“

„Faſt glaube ich, Sie ſind nicht recht geſcheut. Haben Sie je gehört, daß eine Tochter ihren Vater geheirathet hat?“

„Wenn Sie aber nun erführen, daß ein anderer Mann, ein junger Mann, von nicht unangenehmen Aeußern, Sie liebte, — würden Sie den heirathen?“

„Wie kann ich das wiſſen, ich müßte ihn doch erſt ſehen, ſprechen, überhaupt näher kennen lernen.“

„Wenn er nun zum Beiſpiel mir gliche?“

„Wenn er Ihnen gliche?“ lachte plötzlich das junge Mädchen laut auf, „das wäre zu komiſch!“

„Weßhalb zu komiſch, wenn ich fragen darf, liebes Kind?“

„Kind?“

„Nun ja, ſind Sie denn etwa mehr, als ein halbes Kind, welches noch nicht im Stande iſt, ſich klar zu machen, wie es fühlt und empfindet? Sie haben mir aber meine Frage noch immer nicht beantwortet; wenn alſo, wir wollen annehmen, wenn ich Ihnen ein Geſtändniß machte, was würden Sie wohl darauf erwidern?“

„Ein Geſtändniß? Nun, was würden Sie mir dann geſtehen wollen? Ich bin ſehr neugierig!“

— „Sie iſt ſo unerfahren und unſchuldig,“ dachte er, „daß ich es faſt bereue, ſo mit ihr geſprochen zu haben, indeſſen was hilft es, ich muß weiter gehen.“ —

„Wenn ich Sie zum Beiſpiel fragte, ob Sie ſich vielleicht entſchließen könnten, einen Mann, der mir gliche, zu heirathen? Sie wiſſen zwar nicht, was heirathen iſt, aber beantworten Sie mir meine Frage nach Ihrer Anſchauungsweiſe.“

„Nun laſſen Sie mich in Ruhe, Herr Schütz,“ ſagte das Mädchen mit verdrießlicher Miene. „Gehen Sie, ich möchte allein ſein.“

„Nicht wahr, mein Kind, Sie würden nicht ja, auch nicht nein ſagen, Sie würden erſt mit ſich zu Rathe gehen?“

„Ja, ganz richtig!“ rief ſie nun wieder plötzlich muthwillig lachend. „Sie ſind immer die Weisheit ſelbſt und wer Sie eine Zeitlang anhört, bekömmt auch ein Stückchen davon mit — aber, nun gehen Sie, gehen Sie, ich wünſche es, ich will es!“

„Es freut mich, daß Ihnen meine Unterhaltung, welche allerdings von der meiner Altersgenoſſen in etwas verſchieden ſein mag, zuſagt — aber gehen Sie mit ſich zu Rath, beſte Roſalie, und morgen, morgen ſagen Sie mir die Antwort.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der junge Schütz, innerlich erfreut über die raſchen Fortſchritte zur Verwirklichung ſeines Planes.

Roſalie ſaß nachdenkend und blickte ſtill vor ſich hin, ohne daß ihre Hände, wie ſonſt gewöhnlich, ſich mit der Arbeit beſchäftigten.

„Ich glaube gar, wenn ich ihn recht verſtanden, das war ein Antrag,“ ſagte ſie lächelnd, „ich kann wirklich ſtolz darauf ſein!“

Da bogen ſich die Zweige in ihrem Rücken auseinander und ein junger Mann trat leiſe näher, umfaßte dann ihre ſchlanke Taille, und, ohne ein Wort zu ſprechen, drückte er einen langen Kuß auf ihre Lippen.

„Guten Morgen, herzlichen guten Morgen, du meine liebe, ſüße Roſa!“ flüſterte er nun, und verſchloß abermals, ehe ſie antworten konnte, durch einen Kuß ihren nicht widerſtrebenden Mund.

*

Digitized by Google

„Wie du mich erſchreckt haſt, Wilhelm,“ ſagte endlich das Mädchen, Athem holend, „ich habe dich gar nicht kommen hören, und wenn uns Jemand geſehen hätte — du biſt immer ſo ungeſtüm und unvorſichtig.“

„Iſt es denn eine Sünde, wenn ich dich küſſe, Roſa? — Bedenke doch, heute wird es ein Jahr, daß ich zum erſtenmale deine holden Lippen berührte, und jetzt —“ er küßte ſie wieder, „jetzt, wo du achtzehn Jahre geworden, nun iſt es doch wahrlich Zeit, daß dieſe Heimlichkeiten, dieſes, wenn auch ſüße und reizvolle Geheimniß endlich einmal aufhöre. Willſt du es nun erlauben, daß ich mit deinem Vater rede?“

Sie antwortete nicht und blickte verſchämt und tief erröthend zu Boden.

„Meine theure, meine einzig geliebte Roſa,“ fuhr er, ſie feſt an ſich drückend, fort, „laß deinen Geburtstag auch unſern Verlobungstag ſein, wie können wir ihn ſchöner feiern! Ich gehe, und zwar jetzt gleich, zu deinem Vater!“

„Ach, Wilhelm, du weißt nicht, wie ſehr ich mich ängſtige! Wenn er ſeine Einwilligung verſagte?“

„Das wird er nicht, was könnte ihn dazu bewegen? Aber ſieh', was haſt du da für einen werthvollen Blumenſtrauß?“

„O, Wilhelm!“ rief das Mädchen lachend, „den hat mir der junge Schütz geſchenkt und damit einen förmlichen Antrag um meine Hand verbunden. Morgen will er ſich die Antwort holen, Schade, daß du ihn nicht gehört haſt, er war zu komiſch!“

„Was? dieſer verſchloſſene, ſtille Duckmäuſer?“

„Ja, ja, Willi, ſtille Waſſer ſind tief!“

„Ich werde ihm ſeine Schleichereien verleiden!“ rief der junge Mann mit flammenden Blicken.

„Beruhige dich, Willi,“ lachte die muthwillige Roſalie und ſtreichelte dabei mit ihrer kleinen, ſeinen Hand ſeine gerötheten Wangen. „Wenn du unſere Unterhaltung gehört hätteſt, du würdeſt dich halb todt gelacht haben. Er frug mich zum Beiſpiel, ob ich wüßte, was das heiße, ſich lieben, und ich ſagte: ja, wenn man ſich gut iſt, wie ich zum Beiſpiel meinem Vater gut bin. O, es war köſtlich! er nannte mich erſt Mademoiſelle und dann Kind und dann —“

„Nun, derartigen Ungezogenheiten muß ein Ende gemacht werden. — Warte hier, bald kehre ich mit der Nachricht unſeres Glückes zurück.“

Der junge Mann, mit dem die kleine Roſalie ſeit einem Jahre in einem Liebesverhältniſſe ſtand, war ein ſelbſtſtändiger Kaufmann, nicht ohne Vermögen, 30 Jahre alt, allgemein geachtet und gern geſehen, was ſollte der Vater gegen eine ſolche Verbindung einwenden? Zwar überraſcht, denn den Vätern entgehen in der Regel die Herzensneigungen ihrer Töchter, aber zugleich erfreut, gab er, nachdem die Mutter gerufen und befragt worden, froh und gern ſeine Einwilligung. Alles eilte nun in den Garten, unter zärtlichen Umarmungen und Thränen empfing Roſalie zum zweitenmale an dieſem Tage die Glückwünſche, nicht nur der Ihrigen, ſondern aller Menſchen, die in ihre Nähe kamen. Welche Veränderung für ein bis dahin oft wenig beachtetes Mädchen tritt plötzlich ein, wenn das Zauberwort „Braut“ ſie zum Gegenſtande allgemeiner Neugierde und erhöhter Theilnahme macht. So geſchah es auch mit Roſa, die mit einemmale die Hauptperſon des ganzen Hauſes geworden, der ſich für heute ſelbſt der Vater unterordnete, und die nun des Glückes theilhaftig wurde, ihre Liebe, das Werthvollſte, was ſie beſaß, auch vor den übrigen Menſchen zeigen zu dürfen.

Im ganzen Hauſe herrſchte Jubel und Freude, an dem Alle Theil nahmen, nur der junge Schütz nicht, denn der war hinaus auf die Berge gegangen, allein und nachdenkend, wie immer, heute aber beſonders tiefſinnig, ob der Entſcheidung ſeines Geſchickes am kommenden Tage.

Erſt gegen Abend kehrte er zurück und trat in den Garten, der unmittelbar an das Feld ſtieß. Der Erſte, der ihm begegnete, war der alte Althaus ſelbſt, in ungewöhnlich freudiger Erregung.

„Nun, Schütz, wo kommen Sie ſo ſpät her? Sie wiſſen wohl noch gar nicht, daß meine Tochter Braut iſt?“

„Braut?“ rief der junge Mann, vor Schreck erſtarrt, „Ihr Mademoiſelle Tochter Roſalie Braut?“

„Ja, ja, Braut, ſeit heute Morgen verlobt mit dem Kaufmann Manſfeld. Es iſt etwas raſch gegangen, mein lieber Schütz, nicht wahr? Eigentlich doch nicht, denn ſie kennen und lieben ſich ſchon ein ganzes Jahr, wie ſie jetzt geſtanden, die Schelme, und ich habe nichts gemerkt, nicht das Mindeſte! Roſalie that immer ſo unſchuldig, als hätte ſie nur allein für Papa und Mama etwas übrig — ja, ja, mein lieber Schütz, trau' Einer den Weibern, das iſt ihnen Allen angeboren! Aber was fehlt Ihnen denn, Sie ſind ja ſo blaß? Vielleicht zu ſehr ermüdet?“

„Ja, Herr Althaus, ich bin nicht ganz wohl,“ ſtammelte der ſo mit einemmale Enttäuſchte, „wenn Sie erlauben, gehe ich auf mein Zimmer, ich bin der Ruhe ſehr bedürftig.“

„Gehen Sie, gehen Sie!“ rief ihm der glückliche Vater nach, der ohnehin nicht Zeit hatte, ſich heute mit ſeinem Commis lange zu unterhalten, und ſuchte die Seinen wieder auf.

IV.

Im Innerſten ergrimmt und tief gedemüthigt, ſaß der junge Schütz ſchweigend in ſeiner Kammer. „Dies junge Mädchen,“ ſagte er ſich, „mit dem ich Anſtand nahm, überhaupt und ſelbſt nur im Allgemeinen, über die Liebe zu reden, ein kaum erwachſenes, ungebildetes Kind, hat ſchon ein ganzes Jahr lang ein Liebesverhältniß unterhalten, und macht ſich einen Spaß daraus, mich, den erfahrenen Mann, zum Beſten zu haben — und ich laſſe mich auch täuſchen, als ob ich wirklich der dumme Junge wäre, wofür ſie mich anſieht! Was nützt mir mein jugendliches Ausſehen? es iſt mir nur überall hinderlich. Wenn man wie ein alter Mann denkt und empfindet, iſt es eine Thorheit, jung ausſehen zu wollen. Die Leute halten mich für einen Narren, und ich weiß ſelbſt kaum, ob ſie nicht am Ende Recht haben. Es war von vorn herein ein Unſinn, mich mit einem ſo jungen Mädchen einzulaſſen, denn ich bin doch einmal alt, wenn ich auch jung ausſehe. Deshalb iſt es auch vernünftig und naturgemäß, ich heirathe eine Frau in gereiften Jahren, welche Vermögen beſitzt und ihrer Denkungs- und Empfindungsweiſe nach zu mir paßt. Je eher ich dies thue, je beſſer iſt es, ich räche mich dadurch zugleich an dieſem

Digitized by Google

naſeweiſen Ding. Aleria iſt ſelbſtſtändig, kann über das Ihrige, wenn es auch nur zwanzigtauſend Thaler ſind, frei disponiren, und wird ſehr glücklich ſein, einen ſo jungen und hübſchen Mann zu erhalten. Sogleich mache ich meinen Antrag und zwar ſchriftlich."

Aleria war die Schweſter des Herrn Althaus, bereits 40 Jahre alt, und entſprach in dieſer Hinſicht vollſtändig den Anforderungen, welche der junge Schütz jetzt an ſeine künftige Lebensgefährtin machte. Schönheit und Anmuth waren von jeher nur Gegenſtände ihres Neides und ihrer Verachtung geweſen, ſie zeichnete ſich durch ungewöhnlich lange Arme, einen ſehr großen Mund und eben ſolche Hände aus. Die Farbe des dünnen Haares ſpielte etwas in's röthliche, und beim Anblick ihres Körpers kam man unwillführlich zu der Vermuthung, es ſei derſelbe lange Zeit einem heftigen, austrocknenden Winde ausgeſetzt geweſen. Sie galt dabei für eigenſinnig und rechthaberiſch, ſo daß es Jeder vermied, länger, als es die Nothwendigkeit oder die Schicklichkeit erforderte, mit ihr zu verkehren.

„Schön iſt ſie nicht," führte der junge Schütz ſein Selbſtgeſpräch fort, indem er einen zierlichen Briefbogen zurecht legte und ſich ſeine Feder ſchnitt, „man könnte ſie ſogar häßlich nennen — ich lege darauf keinen Werth. Sie hat Geld, Erfahrungen, Verſtand, folglich paßt ſie für mich — alſo keine weiteren Bedenken! Ich werde nun Gelegenheit haben, meine Theorien über die Kunſt, zierlich zu ſchreiben, einmal wieder, und zwar auf eine ungewöhnliche Art, zur praktiſchen Anwendung zu bringen," fuhr er ſelbſtgefällig fort, „ich hätte das wahrlich nicht geglaubt, als ich das Werk vor ſechzehn Jahren in Druck gab! Alſo: „Hochverehrte Mademoiſelle!" — viel zu förmlich — ich muß doch endlich lernen, mich in eine jugendliche Empfindungsweiſe hineinzudenken, da ich nun doch einmal jung bin. „Angebetete Aleria! Gefeſſelt von dem Zauber Ihrer unvergleichlichen Schönheit und Anmuth" — das könnte ſie doch am Ende ſelbſt für Spott halten, wiewohl die Weiber eine gute Doſis Schmeichelei ohne Beſchwerden vertragen können, alſo: — „Gefeſſelt von dem Ihnen beiwohnenden Liebreiz und von Ihrer ruhigen, anſpruchsloſen Anmuth" — beſſer — „wage ich es, Ihnen die nachſtehende, ergebenſte Mittheilung zu machen" — viel zu ſteif und proſaiſch — „wage ich es, den unnennbaren Gefühlen meines Herzens in dieſen Zeilen einen Ausdruck zu geben" — gut und nun gleich zur Sache, als ob meine Leidenſchaft die gewöhnlich üblichen Formen über den Haufen geworfen — „Ich liebe Sie, Aleria, ich liebe Sie ſchon ſeit einer Reihe von Jahren" — ach, nicht Jahren — „Reihe von Monaten, von dem Augenblicke an, als ich Sie zuerſt geſehen. Verſtoßen Sie mich nicht! Sehen Sie nicht etwa in meiner Jugend einen Grund, meinen Antrag um Ihre Hand abzulehnen — ich habe nie an den ſogenannten Jugendfreuden Gefallen gefunden. Nur im Beſitze Ihres Herzens, Ihrer Liebe kann ich glücklich ſein! Schenken Sie mir dieſes Glück, das größte und einzige, welches ich vom Himmel erflehe! Mit Ungeduld und banger Erwartung harrt Ihrer Antwort, Ihr Sie anbetender

Eduard Schütz."

„Ich müßte lügen, wenn ich glaubte, der Brief gefiele mir," ſetzte der Verfaſſer ſein Selbſtgeſpräch fort, „es fehlt ihm an Schwung und Rundung, auch malt er die Leidenſchaft eines jungen, verliebten Mannes nur mit matten Farben, indeſſen bei dieſer alten Jungfrau wird er ſeine Dienſte ſchon thun, und es iſt mir auch gänzlich unmöglich, ſolch dummes Zeug noch einmal in andere Worte zu faſſen. Alſo — fort damit! Wenn auch dieſe Speculation fehl ſchlägt, ſo verlaſſe ich dies Haus und die ganze Gegend, gehe nach Amerika und fange nochmals von vorne an, ich habe ja noch viel Zeit vor mir!"

Bei dieſen Worten ſiegelte er den Brief, ſchickte ihn ab, legte ſich zu Bett, und ſchlief die Nacht hindurch ruhiger und beſſer, als dies lange Zeit der Fall geweſen war.

Am andern Morgen ward ihm Aleria's Antwort gebracht, ſie enthielt nur die Worte: „Kommen Sie zu mir! Aleria."

Er zog ſeine Sonntagskleider an und ging. „Sie hat ſich zwar ſehr kurz gefaßt," überlegte er unterwegs, „aber eine völlig abſchlägige Antwort iſt es nicht — ſonſt hätte ſie entweder gar nichts oder anders geſchrieben."

„Er fand Aleria allein in ihrem Zimmer, und obgleich es noch früh am Morgen war, doch ſchon in vollſtändigem und auffallendem Putz, denn ſie liebte grelle und ſchreiende Farben. Ihre kleinen Augen haſteten auf ihm mit einer Miſchung von Mißtrauen und Zärtlichkeit. Schwelgend nahm ſie ſeinen Brief von einem naheſtehenden Tiſche, hielt ihm denſelben mit ihrer großen, mageren Hand entgegen und ſagte:

„Iſt das Ihre Schrift, Herr Schütz?"

„Ja, natürlich, Mademoiſelle!" erwiderte er verwundert.

„Sie haben alſo dieſen Brief in Wahrheit und mit voller Ueberlegung geſchrieben?"

„Ich wagte es."

„Und Sie lieben mich?"

„Unausſprechlich!" ſagte er mit Reſignation.

Der Ausdruck ihres Geſichts wurde bei dieſer Antwort zärtlicher, aber dadurch keineswegs angenehmer.

„Ahnten Sie es vielleicht," fuhr ſie ſchmachtend fort, „daß auch ich Sie ſchon längere Zeit liebe?"

„Sie? mich? ſchon längere Zeit?"

„Ja, unſere Herzen hatten ſich erkannt und gefunden, lange, ehe wir es wagen durften, und dies wechſelſeitig zu geſtehen! Es iſt eine Fügung des Himmels!"

„Ja, eine Fügung des Himmels!" wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge.

„O, mein Eduard, wie danke ich Ihnen, daß Sie endlich den Muth gewannen, dies Schweigen zu brechen!"

„Es geſchah nicht ohne Ueberwindung, aber ich konnte nicht anders."

„Ich kann mir es denken, wie Sie gekämpft und gelitten haben — aber meine Liebe, meine zum erſtenmale erwachte Liebe ſoll Sie dafür belohnen! Komm, komm an mein Herz, du mein ſüßer Bräutigam!"

Sie ſtreckte bei dieſen Worten ihre langen Arme nach ihm aus — er durfte nicht mehr zurück und ſtürzte ſich hinein. Sie preßte ihn an die Stelle ihres Buſens, blickte ihm mit ſchmachtender Zärtlichkeit in die Augen, und, während ein Gefühl ihn ergriff, als ob er mit dem Ertrinken kämpfe, empfing und erwiderte er ihre Liebkoſungen.

Wie vorauszuſehen, machte die ſo plötzlich entſtandene Liebe zwiſchen dem jungen, 22jährigen Commis und der 40jährigen Jungfrau allgemeines und gerechtes Aufſehen. Die Familie, beſonders der Bruder, welcher das Vermögen

Digitized by Google

der Schwester, als bereits seinen Kindern gehörig betrachtet hatte, war entrüstet und es gab die heftigsten Scenen. Aber Aleria blieb fest, auch als ihrem Bräutigam und später ihr selbst das fernere Verbleiben im Hause verweigert wurde. Sie rächte sich dadurch, daß sie ihrem Bruder die bei ihm stehenden, nicht unbeträchtlichen Capitalien kündigte und den Hochzeittag so bald als irgend möglich ansetzte.

Da wurde denn die Hochzeit schon vier Wochen nach der oben beschriebenen ersten Unterredung der Liebenden vollzogen. Niemand, weder von der Familie der Braut, noch des Bräutigams wohnte der Feier bei. Der junge Schütz hatte bis dahin sehr viel durch die Zärtlichkeiten seiner Braut gelitten, und war einmal fast entschlossen, dies Verhältniß ganz wieder abzubrechen, als sich Aleria in dem Contract die alleinige, freie Disposition über ihr in die Ehe gebrachtes Vermögen vorbehielt. Nur die Erwägung, daß er bereits zu weit gegangen, und als Mann später leicht seinen Willen werde durchsetzen können, bewog ihn, sich stillschweigend zu fügen.

In dieser Voraussetzung hatte er sich jedoch bitter getäuscht. Der Arme hatte unter seinen vielen und langjährigen Erfahrungen keine einzige, welche ihn gelehrt hätte, daß ein böses Weib dem Manne schon auf Erden alle höllischen Qualen empfinden lassen und zur Verzweiflung oder zum Wahnsinn treiben kann — hatte ihn doch immer nur der Segen eines geliebten, guten Weibes umgeben, von dem er, wie von dem Lichte der Sonne, unbewußt erwärmt und belebt worden war.

Schon nach zwei Monaten war sein Zustand daher ein fast unerträglicher. Als er sich gegen die Zärtlichkeiten seiner Gattin immer kälter bewiesen, hatte sie ihre eigentliche, innere Gesinnung herausgekehrt und ihn mit der größten Mißachtung und Rücksichtslosigkeit behandelt, so daß ihm ebenfalls die Geduld ausgegangen und die sehr heftigen Scenen zum Gegenstande der Gespräche der ohnehin klatschsüchtigen Stadt geworden. Am meisten hatte ihren Zorn sein Verlangen nach ihren Capitalien, zum Beginn einer eigenen Handlung, erregt. Sie schlug dies rund und in sehr entschiedenen Ausdrücken ab, wodurch er sich dann natürlich in all seinen Berechnungen getäuscht fand. Noch hegte er einige Hoffnung, sie für seine Pläne zu gewinnen, und benützte daher eine geeignete Stunde seine Anträge zu erneuern.

„Nein, Eduard," erwiderte sie mit kaltem, höhnischem Tone, „mein Geld bekömmst du nicht, wenn du mich deshalb geheirathet hast, so ist das eine völlig falsche Speculation von dir gewesen."

„Aber, Aleria, sah doch einmal vernünftig mit dir sprechen. Will ich denn dein Geld? Ich will es dir ja nur vermehren, verzehnfachen! Nicht zum Luxus und Vergnügen —"

„Ach, schweige von deinen unreifen, albernen Prospecten! Glaubst du, ich hätte mein ganzes Leben gespart und gedarbt, um meine Nothpfennige von so einem hergelaufenen, unerfahrenen Abenteurer vergeuden zu lassen? Was fehlt dir? Was willst du noch? Du hast Essen, Trinken, Wohnung und Kleider, du hast eine Frau, mit welcher du sorgenfrei und vergnügt leben könntest, wenn du nicht ein Zänker und ein eingebildeter Narr wärest."

Er schwieg, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, er hätte am liebsten laut weinen mögen, wenn ihn nicht die Scham davon zurückgehalten.

Die Frau lezte dies zu seinem Vortheile aus, sie hielt sein Schweigen für ein Zeichen der Reue, und gab einer sanfteren Regung Raum, in der Hoffnung, die gänzlich erloschene Liebe ihres jugendlichen Mannes wieder neu zu beleben.

„Eduard", sagte sie mit verändertem Tone, „du scheinst meine Worte beherzigt zu haben, wir könnten ja so glücklich leben. Mit 1000 Thlr. Einkommen sind wir dazu im Stande, ich will dir gern in manchen Dingen nachgeben, nur schlage dir die alberne Idee von einer eignen Handlung aus dem Kopfe. Komm, sei wieder der Alte, wie in den ersten Tagen unserer Liebe, wie warst du damals so anders und so gut."

Sie schlang bei diesen Worten ihren Arm um seinen Hals und drückte ihn sanft an sich — eben diese Berührung wirkte auf ihn, wie der Biß einer Klapperschlange.

„Fort! rief er aufspringend, fort! berühre mich nicht — es könnte mich wahnsinnig machen, wenn ich es nicht ohnehin schon bin! —"

Sie trat zum ersten Male erschreckt von ihm zurück und sagte: „Ich glaube es auch fast, daß du toll bist."

„Ja, du hast recht, ich war es schon, als ich dich heirathete, weil ich mit deinem Gelde speculiren wollte, als ich den Widerwillen vor deiner Person überwand, nur um Geld und Unabhängigkeit zu besitzen. — O! damals wußte ich noch nicht, was ein böses Weib sei! Jetzt habe ich auch diese Erfahrung gemacht — und wenn Eine deines Gleichen die Zugabe zu allen Schätzen der Welt wäre — fort, fort damit! weßhalb schon hier auf Erden in der Hölle leben?"

„Warte Bürschchen," schrie Aleria in fast sprachloser Wuth, „ich werde dir deine Speculation mit meiner Person anstreichen, du hergelaufener Landstreicher! Von jetzt an erhälst du monatlich nur 1 Thlr. Taschengeld, eigentlich noch zuviel, sonst nichts baares, nichts, gar nichts — damit speculire! Fange eine eigene Handlung an! Ha! ha! ha! ha! bald wird es heißen, der reiche Herr Schütz — nein, der Narr! der Taugenichts! der Betrüger!"

Bei diesen Worten ging sie laut und höhnisch lachend aus dem Zimmer. Er lag mit dem Kopf auf dem Tisch, und nun, da er allein war, schluchzte und weinte er laut und lange.

„O! wie ist dieser Zustand erniedrigend und unerträglich!" rief er dann. „Was ist aus mir geworden? Ich besitze einen jugendlichen Körper, den ich verwünsche, und eine altgewordene Seele! Alles, was mir lieb und theuer gewesen, hat mich verlassen — selbst meine Ehre und meine Rechtschaffenheit! Ein Teufel in der Gestalt eines Weibes ist meine Gefährtin! — O, du meine geliebte, theure Johanna, auch du warst nicht mehr jung, warst mit mir alt geworden, aber du warst und bliebst ein Engel meines Lebens! Und doch hast du, meines thörichten Wunsches wegen, sterben müssen! Was soll ich hier noch länger — solche Jugend ist schrecklich! besser ein schneller Tod, als diese lange, unerträgliche Qual! Ich will wieder zu dir, meine Johanna, will wieder mit dir vereint sein. — Stoße mich nicht von dir, wenn ich komme, weil ich ein Selbstmörder geworden — ich konnte nicht anders —"

Digitized by Google

Bei diesen Worten nahm er eine an der Wand hängende Pistole, sah nach dem Zündkraut und spannte den Hahn. — „Bitte für mich Johanna! Gott sei meiner armen Seele gnädig!“

Er setzte den Lauf der Pistole an die Stirn und drückte ab. — Er hörte den Schuß fallen, ein betäubender stechender Schmerz durchzuckte sein Gehirn, aber er fühlte zugleich, daß er dennoch lebe. Dies Bewußtsein erfüllte ihn mit Schauder und Angst, er wagte nicht die Augen zu öffnen. Endlich schlug er sie auf, und — — sah seine Johanna schlummernd unter dem Hollunderbusch an der Felswand im Gebirge. Die Strahlen der eben am Horizont versinkenden Sonne umflossen sie mit ihrem Glanz und verschönten noch das selige Lächeln, was ihren Mund umschwebte.

Bestürzt, verwundert blickte er um sich. — „Ein Traum?“ stöhnte er, „wirklich, wirklich nur ein Traum? — O, mein Gott, mein Gott, wie danke ich dir, daß diese schreckliche Jugend nur ein Traum gewesen!“

Er kniete, tief erschüttert nieder und küßte leise die Lippen seiner schlummernden Gefährtin. Sie schlug mit dem Ausdrucke des höchsten Glückes die Augen zu ihm auf.

„Ach, mein Emanuel!“ sagte sie kaum hörbar, „welch' herrlichen, wunderbaren Traum habe ich gehabt! Ich war wieder jung! Alles, Alles, mein ganzes Leben ist an mir vorüber gegangen, als ob ich es noch einmal durchgelebt hätte. Ich befand mich im Garten meiner Eltern, du bliebst an der Hecke stehen, ich hörte wieder zum erstenmale die Worte deiner Liebe, fühlte den ersten Druck deiner Hand, den ersten Kuß deiner Lippen. All die Unruhe und die Seligkeit unserer Hochzeit durchbebte mich nochmals — dann wohnten wir wieder in dem kleinen Häuschen dort unten an der Stadt, unsere Elise wurde geboren, du weintest vor meinem Bett und ich weinte mit dir vor Freude, und du gabst mir das goldene Kreuz. — Alles ganz so, wie vor vielen Jahren, auch das Spätere — selbst unsere silberne Hochzeit habe ich noch einmal im Traume verlebt. — Und du? Hast du auch geträumt, Emanuel?“

„Ich hatte einen fürchterlichen, gräßlichen Traum, Johanna,“ sagte er, tief Athem holend, „ich bin davon noch bewegt und erschüttert, und will ihn dir später erzählen, — aber komm jetzt,“ bat er, sie fest umschlingend, „komm, du mein liebes, gutes Weib, laß uns hinabgehen in unser friedliches Haus, zu unsern Kindern und Enkeln. Laß uns die Tage, welche Gott uns noch beschieden hat, in Liebe und Nachsicht zusammen verleben, fern von thörichten Wünschen, an denen das menschliche Herz so reich ist! Unsere Erinnerungen werden uns stets jung erhalten, so lange, bis uns Gott beruft zur ewigen, unvergänglichen Jugend!“

Schweigend, aber ihn mit der innigsten Liebe anblickend, folgte sie ihm, da rauschte es vernehmlich durch die Stille des Abends droben an der Felswand in der düstern Tanne — aber, als sie aufblickten, sahen sie nichts, als die von einem Luftzuge leise erzitternden Zweige des Baumes.

Was ist das Od?

Von

Dr. J. G. Kuhlmann.

Es ist schon früher im Illustrirten Familienbuche*) ein kleiner Aufsatz über das Od, als eine neue Art von äußerst interessanten Naturerscheinungen, gegeben worden, und zwar stammt jener Aufsatz von einer Damenhand. Derselbe aber, obwohl recht klar und geistreich abgefaßt, besteht nur in einer getrenen Darstellung einzelner unzusammenhängender Erscheinungen aus dem unermeßlichen Gebiet des Ods, welche die Verfasserin in einer glücklichen Stunde mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit hatte, und noch dazu von ganz specieller Art, ist also nicht geeignet von der Natur und dem Wesen des Ods einen umfassenden Begriff zu geben.

Dieses soll nun hier geschehen, so weit es in dem dafür uns zu Gebote stehenden beschränkten Raume möglich ist.

Wir suchen alle sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen nach Naturgesetzen zu erklären, welche man zurückführt auf gewisse Grundeigenschaften der Körperwelt, so weit man solche bisher erkannt hat, nämlich Licht und Wärme, Elektricität und Magnetismus. Es giebt aber noch unendlich viele Naturerscheinungen, welche sich nach den bisher bekannten Naturgesetzen nicht erklären lassen, und deren giebt es nicht bloß seltsame und ungewöhnliche, sondern auch alltägliche, die Jedermann zu beobachten Gelegenheit hat. Wir wollen beispielsweise hier nur einige solcher Erscheinungen hervorheben.

So ist es eine allgemein bekannte Sache, daß gewisse Körper, lebende wie leblose, bei ihrer Berührung und oft schon bei ihrer bloßen Annäherung auf unser Gefühl eine vorherrschend angenehme oder unangenehme Wirkung äußern, ohne daß wir uns dieses durch die Beschaffenheit ihrer äußeren Gestalt und Oberfläche oder durch die Verschiedenheit ihrer Temperatur erklären könnten. Vergleichen wir z. B. nur die Empfindungen, welche der Berührung von Metallen, mit denen, welche der Berührung von Pflanzen eigen sind, und die Empfindungen, welche das Anfühlen einer Leiche, mit der, welche das Anfühlen einer von Frost erstarrten Hand verursacht. Ja, die Hand des einen Menschen fühlt sich anders an, als die des anderen; von gewissen Menschen ist die Handgabe so widerwärtig, daß wir unsere Hand sogleich zurückziehen möchten und dieselbe nur mit Ueberwindung in der fremden ruhen lassen können. Woher diese Verschiedenheit in der Empfindung? Nach dem Gesetz der Wärme und der Kälte läßt sie sich nicht erklären, denn wenn die Temperatur der angeführten Gegenstände auch gleich ist, so ist die durch Berührung derselben verursachte Empfindung doch verschieden und das in der angegebenen Weise. Auch läßt sich diese Verschiedenheit nicht erklären durch Sympathie und Antipathie, wenn solche dabei auch nicht ohne Einfluß ist. Noch wunderbarer ist die bekannte Thatsache, daß schon die bloße An-

*) Siehe I. Band Seite 316: Ein Besuch auf dem Reissenberge, von Marie v. Thurnberg.

Digitized by Google

näherung von Menschen, wenn sie eine gewisse Grenze überschreitet, geschehe sie von hinten oder vorne, einen widrigen und für Manche peinlichen Eindruck macht. Gewisse Menschen haben die üble Gewohnheit im Gespräche uns so nahe auf den Leib zu rücken, daß sie uns fast berühren. Dies ist für manche so peinlich, daß sie förmlich genöthigt sind zurückzuweichen, selbst wenn die Vordringlinge ihre besten Freunde und Bekannte sind. Woher das?

Die bisherige Naturwissenschaft gibt uns darüber keinen Aufschluß. Ja schon die bloße Erscheinung oder Gegenwart eines Menschen kann auf andere eine mächtige Wirkung üben, ohne daß die Ursache davon in einer angestellten Reflexion über die Gestalt und den Charakter der betreffenden Menschen zu finden wäre, denn die Wirkung ist eine augenblickliche und erfolgt auch, wenn man denselben nie zuvor gesehen und nichts von ihm gehört hat. Daß gewisse Menschen durch den Blick auf andere, und selbst auf Thiere, namentlich auf Hunde und Löwen, einen mächtigen Einfluß üben können, ist gleichfalls allgemein bekannt. Die Herren Naturgelehrten aber haben uns das noch nicht erklärt. Dann gibt es eine Menge von Erscheinungen im alltäglichen Leben, die zwar nicht so sehr in die Augen fallen, aber wegen ihrer Unerklärlichkeit nicht minder unser Interesse in Anspruch nehmen. So können viele Menschen durchaus nicht zwischen andern sitzen, und suchen, vorzüglich im Waggon und im Postwagen, wo möglich einen Ecksitz zu erlangen. Die bloße Liebe zur Bequemlichkeit und Freiheit reicht nicht hin, um dieses zu erklären. Andere sind nicht im Stande in zahlreichen Versammlungen, vor Allem im Gedränge, auszuhalten; es wird ihnen daselbst übel, und sie sind genöthigt fortzugehen, um, so zu sagen, frische Luft zu schöpfen. Wie oft hört man nicht, Dieser oder Jener wurde ohnmächtig aus der Kirche, dem Theater u. s. w. fortgetragen. Die drückende Luft mag in vielen Fällen dieser Art zum Uebelwerden beitragen, kann es aber allein nicht erklären, denn es geschieht auch in großen Räumen und unter freiem Himmel. Wieder andere können nicht auf der Stelle sitzen, die erst frisch von einem Menschen verlassen ist, noch irgend etwas ansaſſen, das andere eben aus der Hand gegeben haben. Viele können nicht lange auf derselben Stelle sitzen oder liegen; sie sind genöthigt, alle Augenblicke ihre Stellung oder Lage zu verändern. Wie erklärt sich das? Wir wenden uns vergebens an die bekannten Naturwissenschaften; die können uns darüber keinen genügenden Aufschluß geben.

Alles dieses sind Erscheinungen aus dem alltäglichen Leben, die jeder Mensch beobachten kann. Nun gibt es aber noch unzählige Erscheinungen, die nicht von allen Menschen, sondern nur von einem gewissen Theile derselben wahrgenommen werden, von den sogenannten Sensitiven, d. i. von solchen, die sich vor den übrigen Menschen durch eine größere Reizbarkeit und Feinheit der Sinne unterscheiden. Doch sind die meisten dieser Erscheinungen allgemein bekannt, sofern die Meisten schon von solchen gehört oder gelesen haben.

Die Herren Naturgelehrten der vorherrschend materiellen Richtung, für welche nichts anderes in der Welt vorhanden ist, als was sie mit den Händen greifen können, wollen zwar die Wirklichkeit dieser Erscheinungen bestreiten, allein sie können keinen andern Grund dagegen anführen, als den, daß sie dergleichen nie gesehen haben oder überhaupt nicht sehen können. Giebt es aber etwa darum keine Farben, weil der Blinde sie nicht sehen kann?

Wir wollen auch von diesen Erscheinungen nur einige der allermerkwürdigsten hier hervortheben.

So giebt es manche Menschen, welche unter Umständen, wo die übrigen Sinne nichts davon verrathen, wie in stockfinstern Räumen, es augenblicklich am Gefühl verspüren, wenn ein anderes lebendes Wesen, sei es Mensch oder Thier, in ihrer Nähe sich befindet. Andere können durch den Geruch augenblicklich Kranke von Gesunden unterscheiden, selbst wenn die Krankheit noch nicht zum Ausbruch gekommen ist, ja selbst auch, wenn dieselbe nach der gemeinen Ansicht für keine Krankheit gehalten wird. Hier dürfte auch die Thatsache hergehören, daß die echten Ostinder, die bekanntlich aus religiösen Grundsätzen kein Fleisch essen, jeden Europäer augenblicklich am Geruche erkennen und sagen, daß alle Europäer unangenehm riechen, und unter diesen die Engländer am meisten. Noch andere, deren sind jedoch nur wenige, können an gewissen Körpern, besonders Mineralien von magnetischer Beschaffenheit, die vielen völlig todt und bewegungslos erscheinen, Ton und Schall vernehmen und dabei oft gar den Tact unterscheiden. Wieder andere können in stockfinsteren Räumen, die vor allem äußeren Lichte absolut verschlossen sind, die Dinge um sich her sehen und das oft mit einer solchen Deutlichkeit, als wäre es am Tage. Daß Katzen, Eulen und andere Thiere im Finstern sehen können, ist eine allgemein bekannte Sache.

Wie sollen wir uns alles das erklären? Etwa durch eine größere Schärfe der Sinne? Aber was hilft da alle Sinnenschärfe, wenn kein Medium vorhanden ist, durch welches die äußeren Gegenstände auf die Sinne einwirken und sich denselben vernehmbar machen können? Ein solches Medium haben uns die Herren Naturgelehrten von der alten Schule in diesen Fällen noch nicht nachgewiesen. Denn wie können wir z. B. fühlen und riechen, wenn von dem fremden Gegenstande Nichts zu unserem Sinn herankommt, wie in absolut finsteren Räumen sehen, wo kein äußeres Licht vorhanden ist.

Noch wunderbarer ist die Thatsache, daß es Menschen giebt, welche durch Gegenstände, die mit Ausnahme des Gehörs den Sinnen allgemein für undurchdringlich gehalten werden, als durch die dicksten Mauern, nicht nur hören, sondern auch sehen, riechen, schmecken und fühlen können.

Hier verstummen die Naturgelehrten gänzlich und bleiben uns die Antwort schuldig.

Noch wollen wir eine allgemein bekannte, merkwürdige Erscheinung anführen, die ebenfalls hierher gehört, das sogenannte Tischrücken. Gewiß die meisten unserer Leser haben selbst Versuche damit angestellt oder sind wenigstens bei solchen Versuchen zugegen gewesen und haben sich davon überzeugt, daß mehre Menschen im Stande sind, durch bloßes Auflegen ihrer Fingerspitzen und ohne irgend einen Druck auszuüben, die schwersten Tische in eine kreisende Bewegung zu setzen. Was haben die Naturgelehrten seit der Zeit, da sie nicht mehr umhin konnten, dieser seltsamen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zu schenken, sich die Köpfe zerbrochen, um dieselbe zu erklären! Noch bis heute aber haben sie keine stichhaltige Erklärung abgegeben. Denn alle ihre Erklärungen laufen auf einen mechanischen Druck hinaus

Digitized by Google

und sind um so lächerlicher, wenn wir bedenken, daß selbst schwache Frauenzimmer und kleine Kinder durch die leiseste Berührung mit den Fingerspitzen die schwersten Tische in Bewegung setzen können, was wiederholt in Kreisen glaubwürdiger und bekannter Männer der Wissenschaft beobachtet worden ist.

Wenn nun alle hier angeführten Erscheinungen sich nach den bis jetzt bekannten Naturgesetzen nicht erklären lassen, so müssen sie dennoch auf natürlichem Wege vor sich gehen. Da nun jede Erscheinung eine Wirkung ist, und keine Wirkung ohne Kraft gedacht werden kann, mit anderen Worten nicht ohne bewegende Ursache, jede Kraft aber in einer eigenthümlichen Beschaffenheit der Körper ihren Grund hat, so muß es in der Natur wohl noch andere Eigenschaften und mithin andere Kräfte geben, als die bis jetzt bekannten. Nur weisen alle hier angeführten Erscheinungen hin auf eine Eigenschaft der Körper, vermöge welcher diese in einer viel umfassenderen Weise auf einander wirken, als es nach den bekannten Eigenschaften derselben möglich ist.

Der Erste, welcher es versuchte, die hierher gehörigen Erscheinungen nach einer höheren Naturgesetzschaft der Körper zu erklären und die neue Erkenntniß praktisch auf das Leben anzuwenden, war bekanntlich Mesmer. Er nannte jene höhere Eigenschaft den thierischen Magnetismus, der von seinen Nachfolgern auch der Lebensmagnetismus genannt wird. Er erkannte nämlich zuerst, daß die dem Magnet eigenthümliche Kraft der Anziehung und Abstoßung auch dem animalischen Leben innewohne, und begründete auf die praktische Anwendung dieser Erkenntniß ein neues Heilverfahren. Seine Nachfolger haben diese Erkenntniß theoretisch und praktisch weiter ausgebildet. Allein, wenn auch der Lebensmagnetismus auf das vorliegende dunkle Gebiet der Natur den ersten Lichtstrahl warf, so war er doch keineswegs im Stande, es völlig zu erhellen und die dahin gehörigen Erscheinungen genügend zu erklären. Dazu fehlte es ihm an wissenschaftlicher Begründung, welche durch geistreiche Hypothesen und künstliche Experimente nicht ersetzt werden konnte.

Der Erste, welcher es unternahm, auf dem vorliegenden Gebiete strengwissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, und dem es in der That gelang, auf diesem Wege eine neue Eigenschaft der Natur vor unseren Augen aufzudecken oder wenigstens den Lebensmagnetismus, wenn wir diesen für eine solche gelten lassen wollen, welches immer noch in Frage steht, auf strenge Gesetze der Wissenschaft zurückzuführen, war der Freiherr von Reichenbach, der als Naturforscher sich bereits einen Namen erworben hatte. Da er selbst nicht sensitiv ist, um alle die Erscheinungen, die hierher gehören, mit eigenen Sinnen wahrnehmen zu können, so bediente er sich dazu sensitiver Personen beiderlei Geschlechts, welche ihm aus allen Classen in großer Zahl zu Gebote standen. Mit diesen stellte er wissenschaftliche Experimente an, und ihre Aussagen und die ihm selbst vernehmbaren Resultate dieser Experimente führten ihn zu der Entdeckung, daß alle Körper ohne Ausnahme begabt sind mit einem eigenthümlichen Agens oder Medium, das sie durchdringt und wechselseitig von dem einen auf den andern übergeht, und vermöge dessen sie in einer viel umfassenderen und mannigfaltigeren Weise auf einander wirken als vermöge der bisher bekannten Kräfte; daß zwar alle Menschen dem Einfluß dieses Agens mehr oder minder unterworfen sind, daß aber dessen Wirkungen nur von einem Theil derselben, von den Sensitiven, empfunden werden, und zwar durch alle Sinne, vorzüglich durch die Sinne des Gefühls und des Gesichtes. Dieses Agens nannte er „das Od", ein Name, den er hergeleitet von dem alten indischen Wortstamm vâ, das „wehen" bedeutet, um damit gleichsam das lustige, geistige Wesen dieses Agens zu bezeichnen. Er entdeckte ferner, daß dasselbe nach strengen Gesetzen sich verhalte, und auf diese Gesetze gründete er einen neuen Zweig der Naturkunde, dessen Theorie über das vorliegende dunkle Gebiet ein helles Licht verbreitet und die dahin gehörigen Erscheinungen, wenn auch nicht alle, so doch großentheils erklärt. Zum wenigsten hat Reichenbach damit einen bedeutenden Schritt gethan, um auf naturgesetzlichem Wege in das unsichtbare Wesen der Dinge einzudringen und zu zeigen, daß noch etwas anderes in der Welt vorhanden ist, als das, was wir mit den äußeren Augen sehen und mit den Händen greifen können. Er hat schon vor mehren Jahren die Resultate seiner Forschungen auf diesem Gebiete in größeren Schriften, von denen wir nur „die odischen Briefe" als die bekanntesten anführen wollen, veröffentlicht. Diese Schriften aber waren sehr unvollständig, da seine Forschungen damals noch kein Ganzes bildeten, und sollten auch nur dazu dienen, die Gelehrten und das Publicum auf die neue Entdeckung aufmerksam zu machen. Seitdem haben sich seine Forschungen auf diesem Gebiete sehr vervollständigt, und nur erst vor Kurzem hat er die gesammte Odwissenschaft mit allen Resultaten seiner seither angestellten Untersuchungen als ein vollständiges Ganzes in einem, zwei dicke Bände starken, Werk herausgegeben, das betitelt ist: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode".

Wir haben dieses Werk gelesen und wollen hier das Wichtigste und Interessanteste aus demselben, so weit es uns noch in Erinnerung ist, hervorheben. —

Um zuvörderst die Gewißheit zu erlangen, ob überhaupt ein solches Agens, wie er es vermuthete, in der Natur vorhanden sei, und ob es namentlich auch dem Menschen innewohne, stellte R. folgende Versuche an. Er ließ die Sensitiven mitten in einem geräumigen Zimmer Stellung nehmen und ging dann, Angesicht gegen Angesicht gekehrt, aus einiger Entfernung langsam auf sie zu. Dasselbe that er auch von hinten, das Angesicht dem Rücken zugekehrt, und wiederholte beide Gänge mehre Male. So oft er sich nun den Sensitiven näherte, wurde dies von ihnen unangenehm empfunden und zwar um desto unangenehmer, je näher er ihnen kam; so oft er aber sich von ihnen entfernte, so fühlten sie sich erleichtert. Das Gefühl der Annäherung von vorne war gemischt und wurde als kühl und lau zugleich bezeichnet; doch war das Laue dabei vorherrschend. Die Annäherung von hinten war noch unangenehmer als die von vorne.

Um zu erfahren, worin die Gemischtheit der Gefühle ihren Grund habe, ging R. kreisförmig um die Sensitiven herum, indem er abwechselnd bald die rechte, bald die linke Seite dabei zukehrte. Allemal nun, wenn er ihren Seiten gegenüberkam, empfanden sie seine rechte Seite auf ihrer

Digitized by Google

rechten lauwidrig, auf ihrer linken kühl und angenehm, dagegen seine linke Seite auf ihrer rechten angenehm und behaglich und auf ihrer linken äußerst lau und widerwärtig.

Es ist somit erwiesen, daß dem menschlichen Körper ein Agens innewohnt, vermöge dessen er selbst ohne unmittelbare Berührung auf Andere einzuwirken im Stande ist; daß diese Wirkung von Sensitiven empfunden wird, und daß in beiden, in der Wirkung und Empfindung, ein gewisses Verhältniß obwaltet.

Dabei stellte sich zugleich heraus, daß es nicht einerlei war, in welchem Verhältniß die Sensitiven zur Himmelsrichtung sich befanden. Die Wirkung wurde verstärkt oder geschwächt, je nachdem sie mit dem Angesicht nach Norden oder Süden, Osten oder Westen gerichtet standen. Es ließ sich leicht errathen, daß die Ursache davon in dem Erdmagnetismus liegen mußte. Der Nordpol unserer Erde ist nämlich vorherrschend positiv, der Südpol dagegen vorherrschend negativ-magnetisch. Der vollständige Erklärungsgrund aber konnte erst in der eigenthümlichen Beschaffenheit der menschlichen Seiten gefunden werden.

Der merkwürdige Umstand, daß die Sensitiven bei dem Kreisgang um sie herum je nach der Seite, welche ihnen dabei zugekehrt war, entgegengesetzt verschiedene Empfindungen hatten, führte natürlich auf die Frage, ob nicht der Mensch polar sei, und ob nicht demnach die Verschiedenheit der Wirkung und Empfindung auf strengen Gesetzen beruhe. Diese Frage lag hier um so näher, als das Gesetz der Polarität so allgemein in der Natur verbreitet ist.

Um dieses zu erfahren, nahm R. einen Magnetstab, und gab den Sensitiven solchen in beide Hände zur Behandlung. Nahmen sie den Gennordpol oder das negative Ende, so war die Empfindung davon in der Rechten lau und widerwärtig, in der linken angenehm und kühlig; nahmen sie dagegen den Gensüdpol oder das positive Ende, da kehrte sich das Verhältniß um, da war die Empfindung in der Rechten angenehm und kühl, und in der Linken lau und widerwärtig. Solches mochte man wiederholen so oft man wollte, das Resultat blieb stets dasselbe. Nur zeigte sich das Gefühl auf der linken Seite immer etwas stärker und bestimmter, als auf der rechten.

Darnach war es keinem Zweifel unterworfen, daß der menschliche Körper in der Breitenrichtung odpolar ist und zwar auf der rechten Seite odnegativ, auf der linken odpositiv, und daß die Linie von den rechten Fingerspitzen bis zu den linken mitten durch den Leib hindurch die Breitenare bildet.

Nun lag die Frage nahe, ob der Mensch nicht auch nach anderen Richtungen polar sei. Um dieses zu erfahren, stellte R. die Sensitiven abwechselnd mit dem Angesichte und dem Rücken gegen eine Mauerwand, welche er nach ihren chemischen Bestandtheilen vorherrschend odnegativ befunden hatte. Allemal nun, wenn sie der Wand die Vorderseite zukehrten, empfanden sie angenehme und erfrischende Kühle, stellten sie sich dagegen mit dem Rücken an die Wand, so war die Empfindung eine lauwidrige. Um diesen Versuch zu controlliren, stellte R. die Sensitiven vor einen großen Spiegel, welchen er stark odpositiv befunden hatte. Hier war das Ergebniß gerade umgekehrt. So wie nämlich die Sensitiven dem Spiegel ihre Vorderseite zukehrten, war die Empfindung eine äußerst peinliche, wie sie dieses meist schon aus Erfahrung wußten, kehrten sie ihm den Rücken, so war die Empfindung eine angenehme und behagliche.

Es war sonach entschieden, daß der Mensch auch in der Dickenrichtung seines Körpers odpolar ist, auf der Rückseite nämlich odnegativ und auf der Vorderseite odpositiv, und zwar, wie eine weitere Untersuchung zeigte, dergestalt, daß nur ein schmaler Streif auf beiden Seiten vorn und hinten vom Kopfwirbel bis zum Ende des Rumpfes dem Bereiche dieser Polaritätsrichtung angehört, und daß die Linie von der Brustmitte bis zum Rückgrat die Dickenare bildet.

Nun war es mehr als wahrscheinlich, daß der Mensch auch nach der Längenrichtung seines Körpers odpolar sei. Und in der That, die dahin angestellten Experimente bestätigten es auf die vollkommenste Weise. Sie ergaben nämlich, daß der Mensch am Kopfende odnegativ, am Fußende odpositiv ist, und daß die Linie vom Kopfwirbel bis zu den Füßen die Längenare bildet.

Der Mensch ist also von Natur in drei Richtungen odisch polarifirt, nach der Breiten-, Dicken- und Längenrichtung. Ja noch mehr, die weiteren Untersuchungen zeigten, daß dies nur erst die Hauptpolaritäten sind; daß diese sich in allen Gliedern dergestalt verzweigen in untergeordnete Polaritäten, daß jedes einzelne Glied polar ist. Es wäre dem Zuschnitt dieses Aufsatzes nicht angemessen, wollten wir alle diese untergeordneten Polaritäten entwickeln. Wir wollen nur beispielsweise anführen, daß der innere Rand des Armes und der Handteller odpositiv, der äußere Rand des Armes und der Handrücken odnegativ sind, und daß sogar die einzelnen Finger in einem polaren Verhältniß zu einander stehen, indem die Daumen den übrigen Fingern gegenüber vorherrschend odpositiv, dagegen diese vorherrschend odnegativ sind.

Daß auch die Geschlechter in einem polaren Verhältniß stehen, konnte allem dem nach leicht vermuthet werden. Hinsichtlich dieses delikaten Punctes, mußte R. sich auf Fragen beschränken, welche er an die Sensitiven richtete. Die weiblichen Sensitiven erklärten alle, daß ihnen die Gegenwart von Männern im Allgemeinen lieber sei, als die von Weibern; in der Nähe ersterer empfänden sie eine angenehme und erfrischende Kühle, in der Nähe letzterer dagegen eine widerwärtige Laue. Besonders deutlich seien diese Empfindungen bei der Handgabe; die der Männer sei nicht allein erfrischend, sondern auch stärkend und anziehend, die der Frauen dagegen unausstehlich widrig und abstoßend. Ja einige unter ihnen erklärten, daß sie in der Nähe von Frauen es schlechterdings nicht auszuhalten vermöchten. Die Sensitiven männlichen Geschlechtes dagegen sagten aus, daß ihnen die Gegenwart von Frauen angenehmer und behaglicher sei, als die von Männern, dergestalt, daß sie sich mehr zu jenen, als zu diesen hingezogen fühlten. Alle diese Aussagen ließen keinen Zweifel daran übrig, daß der Mann vorherrschend odpositiv, das Weib vorherrschend odnegativ ist, daß also die Geschlechter auch in dieser Hinsicht eins für das andere geschaffen sind.

Mit der Entdeckung des odischen Polaritätsgesetzes hatte R. erst einen festen Boden gewonnen, von dem aus er seine Forschungen auf dem vorliegenden Gebiet nach allen Seiten ausdehnen konnte, wobei ihm die Sensitiven als lebendige Instrumente dienten. Um nämlich zu erfahren, ob ein Körper odisch und von welcher odischen Beschaffenheit er sei, war

Digitized by Google

nichts weiter nöthig, als daß er diesen Körper den Sensitiven zum Befühlen gab, bald in die eine, bald in die andere Hand, bald an dem einen, bald an dem andern Ende, bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Auf diesem Wege entdeckte er, daß alle Körper ohne Ausnahme, die lebloſen wie die lebenden, nicht nur überhaupt von odiſcher Beſchaffenheit, ſondern auch mehr und weniger odiſch polariſirt ſind, und zwar die einen vorherrſchend odpoſitiv, die andern vorherrſchend odnegativ. Jeder Körper zeigte ſich auf dieſem Wege als eine Odquelle, nur mit dem Unterſchiede der Vorherrſchaft des einen oder des anderen Poles und der Stärke und der Schwäche. Als die ſtärkſten Odquellen erwieſen ſich außer dem menſchlichen Körper die Metalle und Kryſtalle, die Elektricität und der Chemismus; auch das Sonnen- und Mondlicht erwieſen ſich als vorzügliche Odquellen. In der Pflanzenwelt zeichneten ſich in dieſer Hinſicht die Blumen aus, und unter dieſen vorzüglich die Roſen, die Birn- und Aepfelblüthe. Kurz überall, im Reich der Mineralien wie im Pflanzenreiche, zeigte ſich das Geſetz der odiſchen Polarität verbreitet. Um dem Leſer nur einen Begriff davon zu geben, wie dieſes Geſetz von der Natur überall bis in's Kleinſte durchgeführt iſt, bemerken wir nur beiſpielsweiſe, daß im Pflanzenreich ſogar die Blätter odiſch polariſirt ſind, und das ſowohl nach der Länge und Dicke, als nach der Breite. So iſt der eine Blattrand odpoſitiv, der andere odnegativ, die innere Blattfeite odpoſitiv, die Rückſeite odnegativ u. ſ. w.

Wir wiſſen nach dem Polaritätsgeſetze des Magnetismus und der Elektricität, daß ungleichnamige Pole einander anziehen, gleichnamige dagegen einander abſtoßen, daß mithin jene als freundliche, dieſe als feindliche Pole zu einander ſich verhalten. Daſſelbe gilt auch von der odiſchen Polarität und muß überhaupt als allgemeines Geſetz aller Polarität betrachtet werden. Dieſes Polarverhältniß nun drückt ſich entſprechend in der Empfindung aus, und zwar das erſtere als kühl und angenehm, das letztere als lau und widrig. Jedoch iſt das Kühle nicht immer nothwendig mit dem Angenehmen verbunden; es giebt auch Fälle, wo es unangenehm empfunden wird. Das Geſetz der Polarität iſt tief in der Natur begründet und kann als doppeltes Grundprincip derſelben betrachtet werden, und zwar die poſitive Polarität als das männliche, und die negative als das weibliche, jene als das zeugende, erweckende aber auch zugleich auflöſende, zerſtörende, dieſe als das ſchaffende, vereinigende Princip. Das eine dieſer Principien kann ohne das andere nicht gedacht werden, und ein lebendiger Organismus iſt nur dann geſund, wenn in ihm beide Polaritäten ſich in geſetzlichem, d. h. verhältnißmäßigem Gleichgewicht befinden. Iſt dieſes Gleichgewicht in ihm geſtört, ſo muß auch ſeine Einwirkung auf andere lebendige Organismen eine unnatürliche, krankhafte ſein und mithin widerwärtig empfunden werden. Da nun eben die poſitive Polarität das auflöſende und ſtörende Princip iſt, ſo tragen alle Krankheiten lebendiger Organismen einen vorherrſchend odpoſitiven Charakter. Im Allgemeinen dürfen wir demnach annehmen, daß alle Körper, in denen, ſei es von Natur oder in Folge einer Störung, das negative Princip von dem poſitiven überwunden iſt, in ihrer Wirkung auf lebendige Organismen unangenehm empfunden werden, daß dagegen alle Körper, in denen beide Polaritäten ſich im Gleichgewicht befinden, auf dieſelben einen angenehmen Einfluß äußern, beides nämlich, inſofern wir von dem gegenſeitigen Polarverhältniß abſehen.

Nach dem bisher vom Od Geſagten erklären ſich nun ſchon manche der obenangeführten bis daher unerklärlichen Erſcheinungen. So erklärt ſich die unangenehme Empfindung bei Berührung von Metallen, namentlich von Kupfer, durch ihren weſentlich odpoſitiven Charakter. Das Widerwärtige bei der Handgabe gewiſſer Menſchen erklärt ſich auf dieſelbe Weiſe. Daß ſchon die bloße Annäherung des Menſchen, ſowohl von hinten wie von vorne, wenn ſie eine gewiſſe Grenze überſchreitet, von Senſitiven unangenehm empfunden wird, erklärt ſich einfach dadurch, daß im erſten Fall die gleichnamigen poſitiven Pole der Dickenare, im letzteren Fall die doppelt gleichnamigen poſitiven und negativen Pole der Breitenare einander zugekehrt ſind. Daß Senſitive überhaupt die Nähe von Menſchen oder Thieren unter Umſtänden, wo die übrigen Sinne ihnen nichts davon verrathen, am Gefühl verſpüren, und daß gewiſſe Menſchen auf andere und ſelbſt auf Thiere durch den Blick, ja ſchon durch ihre bloße Erſcheinung, einen ſo mächtigen Einfluß üben können, muß ebenfalls in dem odiſchen Verhältniß beider Seiten ſeinen Grund haben, wenn wir auch bis heut noch nicht im Stande ſind, dieſes Verhältniß näher anzugeben.

Nach der odiſchen Beſchaffenheit der Seiten des menſchlichen Körpers im Verhältniß zu dem Erdmagnetismus, mit anderem Worte, zu dem Erdod, erklärt ſich auch der Einfluß der Himmelsrichtung auf den Menſchen. Der Nordpol als der odpoſitive Pol der Erde verhält ſich freundlich zu unſerer rechten Seite, zum Rücken, und zum Kopfende, feindlich dagegen zu unſerer linken Seite, zur Vorderſeite und zum Fußende: der Südpol umgekehrt, verhält ſich freundlich zur linken Seite, zur Vorderſeite und zum Fußende und feindlich zur rechten Seite, zum Rücken und zum Kopfende. Darnach iſt es gar nicht gleichgültig, in welchem Verhältniß wir zur Himmelsrichtung uns befinden, inſofern wir längere Zeit in einer und derſelben Stellung oder Lage zu verharren genöthigt ſind; für Senſitive insbeſondere iſt dieſer Umſtand von der höchſten Wichtigkeit, indem ſie, ihn berückſichtigend, ſich manche Widerwärtigkeit erſparen können, ſo geringfügig er auch erſcheinen mag. Wie manche Menſchen, welche ganz geſund ſind, können gar nicht ſchlafen, oder haben ſtets unruhige Nächte, und können ſich die Urſache davon nicht erklären! Wenn die Geſetze des Odes ihnen bekannt wären und ſie die Richtung ihres Lagers unterſuchten, ſo würden ſie in den meiſten Fällen finden, daß ſie mit dem Kopf nach Süden oder Weſten liegen, eine Richtung, welche dem odiſchen Polaritätsverhältniß des Menſchen und der Erde nicht entſpricht. Die Normalrichtung beim Liegen iſt mit dem Kopf nach Norden und mit den Füßen nach Süden. Man braucht in ſolchen Fällen ſeine Bettſtellen nur umzukehren, und von dieſer Zeit an wird man ſchlafen können. Die Normalrichtung beim Sitzen und Stehen iſt mit dem Rücken nach Norden und mit dem Angeſichte nach Süden. Dieſes ſollte vor Allem von Leuten, die eine ſitzende Lebensart zu führen genöthigt ſind, als von Schreibern, Nähterinnen u. ſ. w. wohl berückſichtigt werden.

Die nächſte Frage, welche dem Herrn von Reichenbach nach Erlangung der bereits angeführten Reſultate ſeiner Unterſuchungen ſich aufdrängte, war nun, ob das Od ſich auch

Digitized by Google

bewege und von einem Körper auf den andern übergehe, und ob es also auch verladbar sei. Um dieses zu erfahren, nahm er langgedehnte Gegenstände, als Metalldrähte und hölzerne Stangen, brachte das eine Ende mit erprobten starken Odquellen als Magnetismus, Elektricität und Chemismus in Verbindung und gab das andere Ende den Sensitiven abwechselnd bald in die eine, bald in die andere Hand zur Beurtheilung. War nun die Odquelle eine positive, so empfanden diese den Leiter in der Rechten wohlthuend und behaglich, in der Linken lau und widerwärtig, war sie aber eine negative, so empfanden sie den Leiter in der Rechten unbehaglich und in der Linken kühl und angenehm. Das Widrige wurde an den Hochsensitiven dabei oft so stark empfunden, daß es ihnen Kopf- und Magenweh, ja bisweilen gar Ohnmacht verursachte. Sie fühlten den odischen Strom ganz deutlich durch die Hand und den Arm hinaufziehen bis zum Gehirn und sich von dort durch den ganzen Körper verbreiten. Um sich von der Leitbarkeit des Odes zu überzeugen, reichte es schon hin, wenn N. das eine Ende des Leiters mit seiner Hand erfaßte und zwar abwechselnd bald mit der rechten, bald mit der linken, und das andere Ende den Sensitiven zum Befühlen gab. Das Resultat war dann im Wesen ganz dasselbe wie das eben angeführte.

Die Länge und Kürze der Leiter machte hinsichtlich der Wirkungsstärke keinen merklichen Unterschied. Die Schnelligkeit der Bewegung aber, und die Leichtigkeit der Verladung richtete sich nach dem Stoff des Leiters. Im Ganzen stellte sich heraus, daß das Od sich langsamer bewege, als die Elektricität und schneller, als die Wärme. Als die besten Odleiter ergaben sich die Metalle, Wasser, Glas und Seide. Das geodete, oder, wie es auch genannt wird, magnetisirte Wasser wird von Sensitiven nicht blos am Gefühl sondern auch am Geschmack erkannt; das positiv geodete schmeckt ihnen laulich, schaal und ekelhaft, das negativ geodete dagegen frisch und kräftig, und wird von ihnen in der Regel mit einer wahren Gier getrunken. Um Wasser zu oden ist nichts weiter nöthig als es in einem Behälter, am Besten in einem Glase, einige Minuten in der Hand zu halten und zwar entweder in der rechten oder linken, jenachdem man demselben eine positive oder negative Beschaffenheit geben will. Auch braucht man es nur auf einige Minuten in den Sonnen- oder Mondschein zu stellen; im ersteren Falle wird es negativ, im letzteren positiv geodet.

Wenn aber auch die Körper für das Od nicht alle gleich empfänglich und leitungsfähig sind, so giebt es dennoch keine, die ihm absoluten Widerstand entgegensetzen. Es dringt durch alle Körper, selbst durch die dichten Wände. Das erwies sich unter anderem dadurch, daß die Sensitiven die odische Einwirkung Reichenbach's auch dann empfanden, wenn er durch eine 1¼ Fuß dicke Mauerwand von ihnen getrennt war, und selbst die Pole dabei unterscheiden konnten.

Ein merkwürdiger Umstand ist, daß beide Polaritäten auf dem Wege der Verladung sich nie vermischen oder in einander übergehen, sondern getrennt neben einander fortbestehen. Beweis dafür ist, daß an gleichzeitig positiv und negativ geladenen Körpern beide Polaritäten sich deutlich durch das Gefühl unterscheiden lassen.

Die Odbewegung äußert sich auch als Anziehung und Abstoßung. Dies ergab sich daraus, daß die Sensitiven ihre schwebend ausgestreckte Hand entweder erschwert oder erleichtert fühlten, je nachdem der gleichnamige oder ungleichnamige Hand- oder Magnetpol über derselben gehalten wurde. Einige unter ihnen fühlten die Anziehung schon, wenn sie ihre Fingerspitzen gegen einander oder ungleichnamig gegen fremde Fingerspitzen hielten.

Wenn die Odbewegung der Verladung eine gewisse Zeitdauer überschreitet, dann tritt Sättigung ein, und auf die Sättigung erfolgt ein Rückschlag der Bewegung. Die einander entgegengesetzten Pole des odausgebenden und des odempfangenden Körpers werden damit gleichnamig; es tritt ein Stillstand ein in der Bewegung, und in Folge dessen werden die Pole feindselig und stoßen einander ab, dieselbe Erscheinung, die wir auch bei der Elektricität und beim Magnetismus wahrnehmen. Solches gab sich den Sensitiven deutlich durch das Gefühl zu erkennen. Wenn sie mit der rechten Hand den positiven Magnetpol oder die linke Hand eines Andern gefaßt hielten, so war die Empfindung davon zwar anfangs kühl und angenehm, wenn aber solche Haltung eine gewisse Zeitdauer überschritt, da verlor sich diese Empfindung allmälig und verwandelte sich in eine lauwidrige und am Ende unausstehliche; und wie sie ihre Hand im Anfang angezogen fühlten, so fühlten sie diese nunmehr abgestoßen. Das Nämliche war der Fall auch, wenn sie mit der linken auf der rechten und mit der rechten auf der linken Seite Anderer saßen oder standen; sie mußten darin abwechseln, wenn es ihnen behaglich bleiben sollte.

Hiernach erklären sich weiter manche der eben angeführten Erscheinungen, vor allen solche, welche sich beziehen auf die Lage und Stellung des Menschen, die mit einer gewissen Zeitdauer verbunden sind. So ist es darnach leicht erklärlich, daß viele Menschen nicht im Stande sind den Sitz einzunehmen, der noch warm ist von dem Gesäße eines Anderen. Ein solcher Sitz ist nämlich odgeladen und zwar von beiden Hälften des menschlichen Gesäßes: positiv und negativ zugleich. Nimmt nun ein Anderer denselben ein, so treffen gleichnamige Pole auf einander, welches dieser in dem Grade, als er sensitiv ist, unangenehm empfindet. Eben so leicht erklärt es sich darnach, daß manche Menschen nicht lange auf derselben Stelle sitzen und auf derselben Seite liegen können. Die Stelle nämlich, auf der sie sitzen oder liegen, wird von dem Od geladen, das immerdar von ihnen ausgeht bis zur Sättigung und Ueberfüllung, und wird in Folge dessen gleichnamig mit den betreffenden Theilen ihres Körpers. Es tritt dann eine Hemmung ein in der Odbewegung und solche Hemmung wird immer unangenehm von Sensitiven empfunden und macht, daß sie genöthigt sind beständig ihren Sitz zu wechseln und ihre Lage zu verändern.

Die bisher betrachtete Odbewegung war nur solche, welche Statt hat, wenn der odausströmende Körper sich im Zustande der Ruhe befindet. Daran knüpft sich ganz natürlich die Frage, ob das Od sich auch verladen lasse durch die Bewegung als solche, und zwar, da diese nicht anders gedacht werden kann, als ein Hin- und Herfahren des odausgebenden Körpers dem odempfangenden gegenüber, durch den Strich.

Nun gibt es keine stärkere Odquelle, als die menschliche Hand. Nicht erst seit Mesmer, — seit den ältesten Zeiten schon spielt der Strich der menschlichen Hand, und besonders das Handauflegen, eine große, wunderbare Rolle.

Digitized by Google

Sonach war es ganz natürlich, daß auch Reichenbach sich seiner Hand bediente, um auf obige Frage die Antwort zu erhalten. Aber nicht damit zufrieden hier bloß die Thatsache festzustellen, wollte er auch die Gesetze kennen, auf welchen diese beruhen müßte. Zu dem Ende stellte er mit den Sensitiven folgende Versuche an. Er fuhr zuerst mit grade ausgestreckten Händen in einigem Abstand von den Sensitiven, also ohne diese zu berühren, auf der Vorderseite vom Kopfwirbel über den ganzen Leib bis zu den Füßen herab— und dann in umgekehrter Richtung von den Füßen aufwärts bis zum Kopfwirbel. Bei dem ersteren Striche, dem von oben herab, empfanden alle Sensitiven eine angenehme und erfrischende Kühle über ihren Körper ausgegossen, nur hie und da mit einiger Laue untermischt, doch so, daß stets die angenehme Kühle dabei vorherrschte. Den anderen Strich dagegen, jenen von unten nach oben, empfanden sie alle äußerst lauwidrig und peinlich, nur hin und wieder umgekehrt mit einiger Kühle untermischt, doch so, daß stets das Lauwidrige dabei vorherrschte. Um zu erfahren, worin diese Mischung der Empfindungen ihren Grund habe, ließ R. die Sensitiven genau auf die Stellen achten, wo sie solche empfanden. Da er nun wußte, daß das Od vorzüglich auf die Nerven wirkt, so untersuchte er diese Stellen in Rücksicht auf den Nervenlauf und fand, daß überall, wo der Strich dem Lauf der Nerven von ihrem Centrum bis zu ihren Ausgängen folgte, also mit dem Lauf derselben ging, ein angenehmes Kühlgefühl erzeugte, wo er aber gegen den Lauf der Nerven ging, ein widerwärtiges Laugefühl verursachte. Da es nun, wie die Anatomie ihn lehrte, nur sehr wenige Stellen an der Oberfläche des menschlichen Körpers giebt, wo untergeordnete Nervenstränge in entgegengesetzter Richtung, nämlich in der Richtung von der Peripherie zum Centrum, laufen, so war es leicht erklärlich, daß die Sensitiven bei dem ersteren Strich an solchen Stellen eine unangenehme Laue, bei dem letzteren eine angenehme Kühle, im Ganzen aber den ersteren kühl und angenehm, den letzteren lau und widrig fanden.

Im ersteren Falle wird das Od, das von Natur dem Lauf der Nerven folget, durch den Strich vom Centrum nach den Ausgängen fortgetrieben, mithin in seinem natürlichen Strom befördert, im letzteren Fall dagegen von den Ausgängen nach dem Centrum zurückgetrieben, mithin in seinem natürlichen Strom gehemmt. Aus diesem Grunde nannte R. den ersteren Strich den Fortstrich, den letzteren den Rückstrich, und sofern in beiden Fällen die ungleichnamigen Pole einander zugekehrt sind, den ersteren den ungleichnamigen Fortstrich, den letzteren den ungleichnamigen Rückstrich.

Der gleichnamige Fort- und Rückstrich wurde zwar nicht angenehm und erfrischend aber auch nicht entschieden unangenehm empfunden, und zwar der letztere, besonders von hinten ausgeführt, noch weniger als der erstere, aus dem Grunde, weil hier das Od in beiden Richtungen weder fort- noch zurückgetrieben, sondern nur vorübergehend durch den Strich berührt wird.

Je näher der Strich geführt wurde, desto stärker war die Wirkung; am stärksten also wirkte er bei unmittelbarer Berührung. Je ferner er geführt wurde, desto schwächer wirkte er, aber desto allgemeiner verbreitete sich die Wirkung über den Körper. Einige Sensitive empfanden die Strichwirkung nur bis auf einige Schritte, andere bis auf fünfzig, noch andere gar auf hundert Schritte Abstand.

Da der Strich seinem Wesen nach nichts anderes ist, als eine punktweis fortgesetzte Odverladung, so gilt in Hinsicht seiner Dauer und Wiederholung ganz dasselbe, was in dieser Hinsicht von der Odverladung überhaupt gesagt ist.

Auch die Händehaltung bei dem Striche wurde einer strengen Prüfung unterworfen. Im Allgemeinen ergab sich da als Hauptregel, daß die Hände bei dem Striche ohne Berührung gerade ausgestreckt, dagegen bei dem Striche mit Berührung überquer gehalten werden, oder besser mit den Fingerspitzen nach den Ausgängen der Nerven gerichtet sein müssen.

Somit hatte Reichenbach für das Oden durch Bewegung, oder, wie es sonst gewöhnlich genannt wird, das Magnetisiren, ein festes Gesetz entdeckt, nach welchem er auf diesem Felde weiter bauen konnte. Der Raum gestattet uns nicht, hier alle von ihm entwickelten untergeordneten Striche und deren Wirkungen anzuführen, wir bemerken nur, daß alle diese Striche in den angeführten Hauptstrichen schon enthalten sind, wie alle besonderen Wirkungen jener Striche in den Hauptwirkungen der letzteren.

In Bezug des Striches auf die praktische Heilkunde aber wollen wir noch Folgendes hervorheben. Der ungleichnamige Fortstrich wirkt im Allgemeinen beruhigend und in Folge dessen stärkend, der ungleichnamige Rückstrich dagegen aufregend und in Folge dessen schwächend. Der erstere wirkt zugleich einschläfernd, der letztere dagegen erweckend; der erstere wird darum auch angewandt, um Menschen in den magnetischen Schlaf zu versetzen, der letztere, um sie aus demselben zu erwecken. Der gleichnamige Fort- und Rückstrich wirkt im Allgemeinen nur erregend.

Daß Reichenbach durch diese Forschung der magnetischen Heilkunde einen großen Dienst erwiesen hat, liegt auf der Hand. Bis daher tappte man hier im Dunkeln und magnetisirte ohne feste Regeln, namentlich in Rücksicht auf die Polaritätsverhältnisse und stiftete dadurch manches Unheil. Um nur anzudeuten, wie gefährlich es ist, die Kunst des Magnetisirens ohne Kenntniß ihrer Gesetze auszuüben, erwähnen wir nur, daß wenige falsche Striche nicht allein die schrecklichsten Krämpfe verursachen, sondern zum Wahnsinn führen und den Tod zur Folge haben können.

Nach dem, was wir bis hierher über die Odverladung durch den Strich gesagt haben, erklären sich die meisten derjenigen hierher gehörigen Erscheinungen, die geknüpft sind an die Bewegung im Verhältniß des Menschen zu den Dingen um ihn her. Die ganze Körperwelt von den entferntesten Gestirnen bis zu den nächsten Dingen steht zu ihm in einem odischen Verhältniß. Gleichviel, ob sich der Mensch bewegt den Dingen gegenüber, oder ob die Dinge sich bewegen dem Menschen gegenüber, oder ob Beides gleichzeitig statt hat, immer sind ihm ihre Pole zugekehrt und wirken bei der Bewegung entweder fortstrich- oder rückstrichartig auf ihn ein. Der rasche Wechsel dieser Einflüsse wirkt dabei noch unangenehmer auf Sensitive als deren Mengung. Am deutlichsten zeigt sich das am Kreisel, der selbst Nichtsensitiven Schwindel verursacht. Darum können auch manche Leute das Tanzen nicht vertragen.

Diese allgemeine Hinweisung auf die Erklärungsart der hierher gehörigen Erscheinungen mag nunmehr schon genügen. —

Digitized by Google

Bis hierher haben wir das Od nur in Beziehung auf den Gefühlssinn betrachtet. Diese Betrachtung umfaßt indessen den bei weitem größeren Theil der odischen Forschungen des Hrn. v. Reichenbach und zugleich den wichtigsten der gesammten Odwissenschaft, indem er die Grundgesetze derselben enthält. Dagegen sind die Resultate dieser Forschungen in Beziehung auf die Sinne des Geruchs, des Geschmacks und des Gehörs bis heute noch so äußerst dürftig, daß er ihnen in seinem neuesten Buche selbst nur einige Seiten gewidmet hat, und wir sie gerne übergehen können. Dafür aber sind die Resultate seiner odischen Untersuchung in Bezug auf den Gefühlssinn wieder um so reichhaltiger und interessanter, ja in Betracht der absoluten Finsterniß, die sie umhüllt, vielleicht die interessantesten. Auch sind sie in sofern von großer Wichtigkeit, als sie in wissenschaftlicher Beziehung dazu dienen, die Wahrheit der odischen Gefühlserscheinungen in allen Puncten zu bestätigen. Denn alle odischen Gefühlserscheinungen drücken sich entsprechend aus in den odischen Gesichtserscheinungen. Da nun der früher vom Illustr: Familienbuch gebrachte Aufsatz von diesen Gesichtserscheinungen handelt, und von denselben ein recht hübsches Bild giebt, so dürfen wir uns hier kürzer fassen und haben nichts weiter zu thun, als dieses Bild zu vervollständigen.

Es war wohl ganz natürlich, daß Reichenbach, nachdem er das Od in dessen Beziehung auf den Gefühlssinn erkannt hatte, seine Aufmerksamkeit in Betreff des Odes am meisten auf denjenigen der übrigen Sinne richtete, der ihm demnächst die meisten und wichtigsten Resultate zu liefern versprach. Das war nun eben der Gesichtssinn. Um die odischen Gesichtserscheinungen als Thatsachen festzustellen und deren Gesetze kennen zu lernen, richtete er jene von allem äußeren Licht absolut verschlossene Dunkelkammer ein, die in dem obenerwähnten Aufsatz näher beschrieben ist, und stellte hier mit sensitiven Personen dahin gehende wissenschaftliche Experimente an.

Die Hauptresultate dieser Experimente waren kurz folgende. Sobald die Sensitiven sich eine Zeit lang in der Dunkelkammer aufgehalten hatten, da sahen sie, die Einen früher, die Andern später, mehr und weniger alle Körper *leuchten*, die um sie her befindlich waren. Am hellsten leuchteten die Menschen, und außer ihnen die Metalle und Krystalle. Die Menschen hatten alle ein geisterhaftes Ansehen; sie waren über und über in weißen Dunst gehüllt, der, über ihrem Kopfe sich verlängernd, bis zum Plafond aufstieg und ihnen das Ansehen einer übernatürlichen Größe gab. Sie sahen aus wie weiße Gespenster, schrecklich anzuschauen. Die Sensitiven aber sahen nicht nur andere Personen und Gegenstände leuchten, sondern auch sich selbst. Zuerst sahen sie gewöhnlich ihre eigenen Hände, dann die Füße, und darauf nach und nach die übrigen Körpertheile. Ebenso an Anderen.

Damit aber war das merkwürdige Schauspiel noch lange nicht zu Ende. Wie die Sensitiven länger in der Finsterniß verweilten, konnten sie an dem Leuchten Farben unterscheiden, und der Unterschied derselben entsprach an allen Dingen ganz genau dem Unterschied der Polarität. Der negative Pol war überall und immer bläulich, der positive röthlich, in's Gelbe überspielend. Zwischen beiden Farben spielten alle andern wie im Regenbogen. Sonach war die rechte Seite des Menschen bläulich, die linke röthlich, das Kopfende bläulich, das Fußende röthlich. Von den Fingerspitzen und den Zehen gingen förmliche Flammen aus, in welchen Funken sprühten, auf der negativen Seite blaue, auf der positiven rothe.

Auch die Oddewegung durch Verladung drückte sich entsprechend aus im Licht des Odes. Man konnte deutlich sehen, wie der Leiter, sobald derselbe mit einer starken Odquelle in Verbindung gebracht war, seiner ganzen Länge nach leuchtend wurde und zwar je nach dem Pol der Quelle, entweder röthlich oder bläulich. Auch sehen die Sensitiven das Odlicht durch die Körper hindurchleuchten, selbst durch die dicksten Mauern. Wenn Reichenbach in einem Nebengemach der Dunkelkammer an der Scheidewand auf- und niederging, so sahen ihn die Sensitiven auf der ihnen zugekehrten innern Wandseite der Dunkelkammer in seiner ganzen Gestalt und in allen seinen Bewegungen.

Die odpolare Anziehung und Abstoßung zeigte sich im Odlicht dergestalt, daß die gleichnamigen Pole einander gegenseitig verdunkelten und auslöschten, die ungleichnamigen dagegen ihr Leuchten gegenseitig verstärkten.

Bei dem Striche endlich sah man deutlich, wie ein Odfluß von der streichenden Hand auf den gestrichenen Körper überging, und wie das Od dadurch in letzterem entweder vorwärts- oder zurückgetrieben oder überhaupt nur angefacht wurde, indem der ungleichnamige Fortstrich, eine helle Leuchte vor sich hertreibend, auf der ganzen Strichlinie einen dunkeln, der ungleichnamige Rückstrich dagegen einen hellen Streif zurückließ, und der gleichnamige Fort- und Rückstrich diese Linie überhaupt nur leuchtender machte. —

Somit glauben wir dem Leser von dem Wesen und der Beschaffenheit des Odes, so weit es hier dem Raume nach geschehen konnte, einen umfassenden Begriff gegeben zu haben. Wer sich näher unterrichten will, den müssen wir auf das oben angeführte Buch verweisen.

Torno am Comer-See.

Hierzu ein Stahlstich.

Wenn schon die Natur ihre herrlichsten Schätze verschwendet hat, um den Comer-See zu einem der reizendsten Puncte des Erdballs zu machen, so haben aber auch die Menschen sich für dieses Geschenk dankbar erwiesen und durch ihren Fleiß und Kunstsinn das Ihrige beigetragen, um die paradiesischen Umgebungen desselben mit dem gefälligsten Schmucke auszustatten. Seitdem Plinius an diesem anmuthigen Gestade seine Hütte gebaut, haben Fürsten und Große, Aristokraten und Plutokraten und andere beneidenswerthe Günstlinge des Schicksals hier Schlösser, Paläste und Villen auf-

Digitized by Google

geführt. — Gegenüber der einladenden und doch unzugänglichen Einsiedelei des misantropischen Engländers liegt die freundliche Zufluchtsstätte der weltberühmten Sylphyde, die ihrer choreographischen Vollkommenheit den Besitz dieses lieblichen Sans-Soucis und dreier prächtiger Paläste am Canal grande in Venedig verdankt. Dort in der majestätischen Villa Sommariva hat eine edle deutsche Fürstin (Prinzessin Marianna Albrecht von Preußen) unter vorzüglichen Kunstwerken ihren Sitz aufgeschlagen, um gleichzeitig die entzückendsten Genüße der Natur und Kunst in sich aufzunehmen. Am Vorgebirge, wo sich der See theilt, liegt Belaggio, mit seinem prächtigen Palast, an den sich das Andenken des Ruhmes der Sfondrati knüpft, und oberhalb auf dem Berge die Villa Sommariva, von der aus man den ganzen See überseht. Ueberall prangen Gärten, Treibhäuser, Terrassen, Lauben; blühen Jasmin, Rosen, Rosmarine und Wachholder-Haine, günstige Plätze für die Netze, Schlingen und Fallen der Vogelfänger im Herbste. Unter den vielen glücklichen Ortschaften, die sich im Krystall dieser lieblichen Wellen spiegeln, liegt zur Rechten des Sees, auf einem lachenden Puncte, auf dem Rücken eines Vorgebirges, die Spize von Torno (il promontorio di Torno) genannt, das malerische Torno, dessen schöne Häuschen sich zwischen anmuthigen, terrassenförmigen Gärten amphitheatralisch gruppiren, und dem Auge den entzückendsten Anblick gewähren. Am Hafen erhebt sich majestätisch die gothische Propstei-Kirche, die mit werthvollen, alten Gemälden geschmückt ist, und in der Nähe derselben liegt eine zweite Kirche, dem h. Johannes geweiht, in welcher einer der Nägel aufbewahrt wird, mit welchen unser Heiland an's Kreuz geschlagen ward. Die anmuthigsten und überraschendsten Umgebungen rahmen den Ort ein; prächtige Landhäuser von bizarrem Styl, Gärten, erfüllt mit dem Dufte unzähliger Blumen und Kräuter, schattige Kastanien- und Olivenhaine, üppige Weiden, lachende Wiesen, und zu den natürlichen Reizen der Landschaft gesellen sich viele Zierden der Kunst: Brunnen, Fischhälter, künstliche Ruinen, Alles, was die Phantasie Schönes und Sinniges eingeben konnte, findet man hier. In der Nähe der Citadelle, auf der Straße, die nach Como führt, sieht man einen maierischen Wasserfall, der aus einer Höhle hervorbricht und sich schäumend und brausend von bedeutender Höhe herabstürzt. Oberhalb Torno erhebt sich der Mompiatto oder monte piatto (flache Berg), der sehr hoch und steil ist, und von welchem man eine umfassende Fernsicht und einen herrlichen Anblick des reizenden Sees genießt. In Älteren Zeiten befand sich hier ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen später in das Monasterium der Madonna del monte oberhalb Varese versetzt wurden.

Torno liegt vier Miglien nord-östlich von Como, gehört zu dieser Provinz, und zählt heute kaum tausend Einwohner. Doch hatte dieser Ort einst eine viel größere Bevölkerung, und war durch seinen Handel, seine Industrie und seinen Wohlstand ziemlich bedeutend, und vermochte im J. 1423 dem Herzoge Maria Visconti ein Contingent von zehn Soldaten und eine Contribution von tausend Goldgulden zu erlegen. Er zahlte überdies den zehnten Theil der außerordentlichen Auflagen der ganzen Comaskischen Provinz. Besonders lebhaft wurde daselbst der Handel mit Woll-Erzeugnissen betrieben, welcher von den Umliegen eingeführt worden war und von der fleißigen Bevölkerung des Ortes mit Vorliebe gepflegt und verbreitet wurde, indem sie die einheimischen Manufacturen in's Ausland und besonders nach Italien ausführten. Als 1493 die Vermählung der Bianca Sforza mit dem Kaiser Maximilian gefeiert wurde, zeichneten sich die Bewohner von Torno vor allen Anderen durch die glänzenden und prachtvollen Feste aus, die sie bei dieser Gelegenheit veranstalteten. Torno zählte im J. 1522 800 Familien und daher nahe an 5000 Einwohner. Aber die späteren Bürgerzwiste führten den Verfall dieser so reichen und blühenden Ortschaft herbei. Als die Sforza gestürzt waren, ergriffen die Torneser die Partei der Franzosen, mit denen sie in bedeutendem Geschäftsverkehr standen, und geriethen hierdurch in Hader und Krieg mit den Comaskern, die der Gegenpartei angehörten. Die mit den Schweizern verbündeten Partheigänger des Sforza überfielen 1513 Torno und plünderten es aus. Ermuthigt durch die Aufhetzungen und den Beistand der Franzosen, beschlossen nun die Torneser Rache zu nehmen, und bemannten eine Flottille, mit der sie die Besitzungen ihrer Gegner brandschatzten und sich bis unter die Mauern von Como wagten. Da vereinigten sich die Laghster, Spanier und Comasker gegen Torno, nahmen es mit Sturm, verbrannten und verwüsteten den Ort, und zerstreuten dessen Bewohner. Doch verloren diese den Muth nicht und erholten sich wieder, aber nicht für lange, denn als die Franzosen, von denen sie Hülfe und Aufmunterung erhielten, bei Pavia eine Hauptniederlage erlitten, wurden sie gänzlich überwältigt. Wiederholte Feuersbrünste und andere Unglücksfälle, zerstörten den einstigen Wohlstand der Stadt, so zwar, daß im Jahre 1544 ihre Bevölkerung bereits bedeutend gesunken war und kaum ein Viertel von der Zahl betrug, die vor 25 Jahren ihre Mauern belebt hatte.

Doch erhält sich Torno heute, ungeachtet der vielen Drangsale und Widerwärtigkeiten, die es in früheren Zeiten erlitten, in Folge des commerziellen Geistes, der seine Bevölkerung beseelt, in einem ziemlich blühenden Zustande. Seine Bewohner widmen sich gänzlich der Speculation und dem Handel und unternehmen häufige und lange Reisen, besonders nach England, Frankreich und Deutschland, und erlernen, um ihre Verbindung mit diesen Ländern zu erleichtern, mit großem Eifer und vieler Leichtigkeit die Sprachen dieser Nationen. Ihre gewöhnlichsten Handelsartikel sind: Baumwollfabrikate, physikalische Instrumente, Landkarten, Kupferstiche und ähnliche Gegenstände. Vor einigen Jahren wurden etliche Manufacturen in Wolle und Baumwolle hier errichtet, doch konnten sie keinen Aufschwung nehmen, da sie nicht im Stande waren die Vollkommenheit der ausländischen Erzeugnisse derselben Gattung zu erreichen.

Digitized by Google

Das Denkmal des Philopappus.

Hierzu ein Stahlstich.

Auf einem der Bilder dieses Heftes sehen unsere Leser die Abbildung dieses alten historischen Kunstdenkmals in seinem gegenwärtigen Zustande. Es steht auf dem sogenannten Hügel des Musäus, gegenüber der Akropolis, im Umkreise der alten Mauern der Stadt Athen, deren Spuren hier deutlicher, als an anderen Orten zu erkennen sind. Das Bild bietet uns die Ansicht der Façade des Monumentes. Es hatte ursprünglich drei Nischen, von denen noch zwei vorhanden sind; in jeder derselben war eine sitzende Figur angebracht. Unter der Figur linker Hand befindet sich eine griechische Inschrift, deren wortgetreue Uebersetzung also lautet: „Der König Antiochus, Sohn des Königs Antiochus." Unterhalb der Figur, welche die mittlere Nische einnimmt, liest man eine andere Inschrift, gleichfalls in griechischer Sprache, welche also lautet: „Philopappus, Sohn des Epiphanias von Besa."

Zwischen den beiden Nischen erhebt sich ein Pfeiler, auf dessen oberem Theile folgende Inschrift in lateinischer Sprache zu lesen ist: „Dem Cajus Julius, Sohne des Cajus, von der Tribus Fabia, dem Antiochus Philopappus, Consul, arvalischem Bruder*), aufgenommen unter die Prätorianer des Kaisers Cäsar Nerva Trajanus, des vortrefflichsten, erhabenen, germanischen, dazischen."

Der gelehrte Spon behauptet, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, daß diese Inschrift unvollständig und ein anderer Theil derselben in dem zweiten Pfeiler eingegraben gewesen sei, der heute nicht mehr besteht.**) Jedenfalls ist aus obiger Inschrift deutlich zu ersehen, daß C. J. Antiochus Philopappus in Rom zu hohen Ehren gelangt war, wie sie denn auch zu gleicher Zeit das Datum des Monumentes bewahrheitet. Denn Trajan wurde im J. 109 christlicher Zeitrechnung von den Römern mit dem Titel optimus begrüßt, welcher in der gewöhnlichen Sprache excellentissimus, der Vortreffliche, lautet, und erhielt den Beinamen des Dacischen am Ende des Krieges, den er gegen die Dacier geführt und der noch vor jener Epoche stattgefunden hatte.

In seinem zweiten Zuge nach dem Orient erhielt er, nachdem er den Khosroes, König der Parther, aus seinem Reiche vertrieben, im Jahre III, den Beinamen Parthicus. Da nun in der obigen Inschrift keine Erwähnung dieses Umstandes geschieht, kann man wohl mit Recht daraus folgern, daß sie älter ist, als dieser letztere ihm verliehene Titel.

Am Fuße des Hügels, auf welchem dieses Monument ruht, und zwar auf der, dem Tempel des olympischen Jupiter zunächst befindlichen Seite, liegen zwei Statuen auf dem Boden. Es sind zwei stehende Figuren, in römischer Tracht und im selben Styl ausgeführt, wie die Sculpturen des Denkmals, woraus zu vermuthen ist, daß sie zu demselben gehörten und daß der Zahn der Zeit sie von ihrem früheren Standort gelöst und den Hügel hinabgerollt habe.

Wenn man diese Statuen aufmerksam betrachtet, so drängt sich die Ansicht auf, daß die eine derselben auf dem Pfeiler gestanden habe, der die lateinische Inschrift trägt; die andere aber auf dem entsprechenden, und nicht mehr vorhandenem Pfeiler. Der obere Theil des Denkmals ruht auf einer in drei Felder getheilten Basis, welche mit Basrelievé verziert ist. Das mittlere Feld stellt den Kaiser Trajan vor, auf einem von vier Pferden gezogenen Triumphwagen sitzend. Ein Knabe, dem eine andere Figur vorangeht, führt die Rosse, ein Gefangener folgt dem Wagen des Siegers.

In dem Felde linker Hand, unter der Nische, sieht man die Statue des Königs Antiochus. Fünf Figuren, deren jede die Attribute ihres Amtes trägt, bilden das Gefolge des Triumphators. Sie sind jedoch so verwittert und verstümmelt, daß ihr ursprüngliches Gepräge nicht mehr zu erkennen ist. Man darf wohl annehmen, daß auf dem Felde rechter Hand, von dem keine Spur mehr vorhanden ist, die Gefangenen dargestellt waren, welche dem Wagen des Siegers in Ketten zu folgen pflegten.

Spon und Wehler waren der Meinung, Philopappus, dem sie dieses Denkmal zuschrieben, wäre von den syrischen Königen abgestammt. Wenn man jedoch dieses Kunstwerk aufmerksam betrachtet, so geräth man auf die Vermuthung, es sei nicht einer einzelnen Person gewidmet gewesen, wohl aber zu Ehren des letzten Königs von Comagena und mehrer seiner Nachkommen errichtet worden.

Die Comagena bildete jenen nördlichen Theil Syrien's, welcher zuletzt von den Römern unterjocht wurde, und zwar in jener Epoche, als Antiochus, mit den Beinamen Asiaticus und Comagenus, der Nachfolger des Tigranes, von Pompejus des syrischen Reiches beraubt wurde, im J. 63 v. Ch. G.

Einige Geschichtschreiber behaupten, dieser Fürst habe noch einige Autorität über sein früheres Land und den Titel davon behalten. Cicero, der 10 Jahre später als Statthalter nach Cilicien geschickt worden war, schrieb in einem Briefe: „Antiochus, König von Commagena, benachrichtigte mich der erste durch eigene Abgesandte, daß die Parter mit einer großen Armee über den Euphrates zu setzen begonnen hatten."

Dieses Reich blieb, bis auf einige Unterbrechungen, bei der Familie des Antiochus bis zum J. 73 nach Ch. G., wo es Vespasian dem Könige Antiochus IV. entriß und ihm befahl, sich nach Rom**) zu begeben, wo er, mit großer Ehrfurcht behandelt, seiner Würde gemäß lebte. Comagena hörte aber seit dieser Zeit auf, ein eigenes Reich zu sein, und wurde eine römische Provinz.

*) Diese waren ein Priester-Collegium, welches von Romulus gegründet worden war, um den Opfern beizuwohnen, welche jährlich bei den ambarvalischen Festen der Ceres und dem Bachus dargebracht wurden, um die Fruchtbarkeit der Felder zu erwirken.

**) Spon's Reisen. III. Band. Seite 206.

*) Epist. Famil. lib. XV. Ep. 1.

**) Sveton. Vesp. cap. IV.

Digitized by Google

Antiochus IV. erhielt in Rom von Jtope zwei Söhne, Epiphanias und Callinicus, welcher letztere von einer römischen Familie adoptirt wurde. Der andere, Epiphanias, wurde Bürger von Athen, und unter die Zahl der Bürger des Marktes Besa oder Demos eingeschrieben, welcher einen Theil der Tribus Antiochide ausmachte, die zu Ehren des Antiochus, des Sohnes des Herkules, diesen Namen erhalten hatte. Dieser Name war von mehren Königen von Syrien getragen worden, welche den Athenienſern viele Wohlthaten erzeugt hatten.

Es läßt ſich daher annehmen, daß die Statue in der mittleren Nische den Philopappus, Sohn dieses letzten Antiochus vorſtelle; in der noch jetzt beſtehenden Nische, linker Hand, befinde ſich ſein Großvater, Antiochus IV.; und in der von der Zeit zerſtörten Nische, rechter Hand, habe Epiphanes, der Sohn des Antiochus und Vater des Philopappus geſtanden. Eben ſo iſt ferner mit Wahrſcheinlichkeit vorauszuſetzen, daß auf dem Pfeiler, der die lateiniſche Jnſchrift trägt, die Statue eines Sohnes des Callinicus, und auf dem nicht mehr vorhandenen Pfeiler, die Statue irgend einer andern berühmten Perſon aus derſelben Familie aufgeſtellt geweſen ſei.

Zwei ſchöne und gut erhaltene Medaillen zieren noch dieſes Monument. Die eine ſtellt zwei von Sternen umgebene Jünglinge zu Pferde und mit Füllhörnern dar, und dies beſtätigt die oben ausgeſprochene Anſicht; die andere enthält einen von Sternen gekrönten Anker, Embleme, die man ſehr häufig auf den Medaillen der Könige von Syrien findet, und welche beweiſen, daß dieſer Fürſt von dem erſten Könige Syriens: Seleucus, abſtamme.

Die heutigen Athener geben dieſem Monument den Namen Lo Seggio. Pauſanias begnügt ſich daſſelbe mit den Worten zu erwähnen: „Gegenüber der Akropolis erhebt ſich ein Hügel, der dem Dichter Muſäos zu Ehren, Muſäos genannt wird; dieſer pflegte hier ſeine Gedichte herzuſagen, und als er aus Altersſchwäche verſchied, wurde er daſelbſt begraben.“ Dieſer Hügel wurde von Demetrius, dem Sohne des Antigones befeſtigt, der eine macedoniſche Garniſon dahin verlegte und ſpäter von den Athenern vertrieben wurde.*)

Pauſanias erwähnt noch ferner, es wäre auf dieſem Hügel das Denkmal einer gewiſſen berühmten Perſon aus Syrien errichtet worden, ohne ihren Namen anzuführen. Doch haben die noch vorhandenen Jnſchriften deſſelben und die emſigen Nachforſchungen der gelehrten Beſucher Athen's, deren Reſultate wir unſern Leſern hier mitgetheilt haben, wohl hinlänglich dargethan, daß dieſe Trümmer die Ueberreſte des Denkmals des Philopappus ſind.

*) Paus. Att. cap. XXV.

Theorie und Praxis in der Heilkunde.

Von

Dr. Karl Reclam.

Die Mehrzahl der Schriftſteller, welche die Wiſſenſchaft populariſiren, begehen den Fehler, nur Detailkenntniſſe dem Volke zuzuführen, ſtatt ihm durch allgemeine Ueberſicht einen Leitfaden zum Verſtändniſſe der Einzelheiten zu gewähren. Concrete Thatſachen laſſen ſich freilich ungleich leichter, als abſtracte Wahrheiten einem größeren Leſerkreiſe mit Kürze und Klarheit darlegen!

Es iſt eine alte Beobachtung, daß in keinem Stande die einzelnen Standesgenoſſen übereinander und über den Werth ihrer Wiſſenſchaft härtere Urtheile fällen, als es die praktiſchen Aerzte über ihre Collegen oder über den Werth ihrer Lehre thun.

Während der Juriſt dem Spruche treu bleibt, nach welchem eine Krähe immer mit der andern befreundet iſt, und auf die Göttin mit der Binde ebenſo wenig einen Tadel kommen läßt, als ein junges Mädchen auf den Gott mit der Binde, — findet man unter zwanzig Aerzten kaum zwei, welche einander von Herzensgrund als tüchtig anerkennen. Der bejahrte Mann von der alten Schule zuckt die Achſel über den jüngern und nennt ihn einen „Neurer“. Der junge Arzt dagegen ſchaut zur Decke und beobachtet dort die Fliegen, oder beginnt ein anderes Geſpräch, um keine Antwort zu geben, und geht man ihm mit der Frage ernſtlich auf den Leib, was er von Dieſem oder Jenem halte, ſo antwortet er: „Jch kenne den Herrn Collegen zu wenig, um mir ein Urtheil erlauben zu können.“ — So gehen die Einzelnen in ihren freundſchaftlichen Beziehungen wunderlich auseinander, wie Raben, welche von einem Puncte aus nach der Peripherie ſich erſtrecken. Höchſtens unter den Geſangslehrern findet ſich Aehnliches, von denen jeder ſeine „Methode“ für die beſte und ausſchließlich richtige hält.

Was aber iſt der Grund dieſer Entfremdung der einzelnen Aerzte von einander? Der Grund iſt ein edler und ſchöner. Aus übergroßer Gewiſſenhaftigkeit erheben ſie größere Anforderungen an die Heilkunde und an ſich ſelbſt, als den Umſtänden nach und dem Verhältniß des Menſchen zur Schöpfung gemäß wirklich erfüllt werden können. Sie begehen dann weiter den Jrrthum: den Mangel, welcher doch nicht ihnen, ſondern der menſchlichen Natur überhaupt zur Laſt fällt, künſtlich verdecken und vertuſchen zu wollen. Das aber iſt das Schlimmſte, was ein Mann der Wiſſenſchaft überhaupt thun kann; denn nicht das Bekenntniß der Unwiſſenheit, nicht das ehrliche Eingeſtehen der Grenze, welche dem menſchlichen Erkenntnißvermögen geſetzt iſt, verletzt den Schein eines Jgnoranten, ſondern die Bemühung, das Vorhandenſein einer ſolchen Grenze zu leugnen oder zu bemänteln. Auch bei der gewandteſten Ausführung wird ein Moment kommen, wo ein ſolcher Mantel zu kurz iſt, oder wo der aufmerkſame Beobachter durch Ritze und Löcher deſſelben hindurch den wahren Sachverhalt bemerken kann.

Digitized by Google

Dann aber iſt es kein verſchleiertes Bild zu Sais, das er erblickt und deſſen Anblick vernichtend auf den Beſchauer einwirkte, ſondern er ſteht hinter die Couliſſen bei einer Komödie. Die Illuſion iſt fort, und wehe dem ſchlechten Schauſpieler!

Die Höhe der Anforderungen an ſich ſelber übermäßig emporzuſchrauben, dazu wurden die Aerzte verführt durch das Beiſpiel der Laien! Nicht daß auch dieſe an ſich ſelber übertriebene und unerfüllbare Forderungen geſtellt hätten, ſondern ſie ſtellten ſie an die Aerzte. Auch die Jünger des Aesculap ſind ja Menſchen, und nicht jeder Menſch hat ſein Inneres in ſo hohem Grade abgeklärt, daß er die Grenze ſeines *Könnens* in jedem Augenblicke richtig ermeſſen könnte und darnach die Grenze ſeines *Wollens* einrichtete. Das eben iſt die ſchwierige Aufgabe, welche dem Heilkünſtler geworden, das alte „*Erkenne dich ſelbſt*“ in jedem Augenblicke ſeines Handelns zur möglichſt genauen Anwendung zu bringen, um ſich hierdurch ein geiſtiges Leitſeil zu fertigen, welches jeden extremen Schritt verhindert.

Der Laie kümmert ſich aber nicht um die vorhandenen Möglichkeiten, ſondern er verlangt einfach und beſtimmt: *geheilt* zu werden, das „Wie?“ iſt ihm gleichgültig. In ſeinen Gedanken verbinden ſich die Begriffe Medicin und Geſundheit; der Arzt verſchreibt die Medicin, folglich muß er auch die Geſundheit verſchaffen können, und bringt die Medicin nicht die Krankheit weg und ſchafft die Geſundheit herbei, ſo iſt nicht die Macht der Umſtände, ſo ſind nicht Naturgeſetze ſchuld, ſondern der Arzt.

Was kümmern auch den Laien die *Naturgeſetze*! Sie wären wohl wichtig, ſie wären etwas Herrliches, Großes, ihr Erkennen wäre der Triumph des menſchlichen Verſtandes, wenn ſie nicht mit dem lieben *Egoismus* in Streit geriethen. Kein Menſch wird verlangen, daß ein Baum im Winter auf ſchneebedeckter Flur blühen ſolle und Früchte trage, aber der Menſch verlangt, daß der Arzt ein Gärtner ſei, welcher ihm im Winter des Greiſenalters, wenn ſchon der Schnee der weißen Haare ſein Haupt überzieht, Blüthen und Frucht der Jugendkräftigkeit verſchaffe. Sobald die eigene Perſon in's Spiel kommt, dann müſſen die Naturgeſetze unterjocht werden — — ihr zu Liebe. Der Greis, welcher kraftlos auf ſeinem Lager liegt, zitternd an allen Gliedern, der mit keuchendem Athem die letzte Muskelkraft anſtrengt, um nur Luft in ſeine Lunge zu ſaugen, deſſen Magen keine Speiſe vertragen kann, und der daher Monate lang bereits ſeinem Körper die nöthige Stoffzufuhr in ungenügender Weiſe geliefert hatte, er empfängt uns regelmäßig mit den Worten: „Machen Sie mich geſund, Herr Doctor, und helfen Sie mir nur noch dieſes eine Mal.“ Der Kranke, welcher an einem chroniſchen Hautübel leidet, welches während der kälteren Zeit nicht geheilt werden kann, noch darf, ſondern die Milde des Sommers zu ſeiner Geneſung bedarf, oder der Kranke, deſſen Lungen den Einfluß der kalten Luft nicht vertragen und der, an das Zimmer gefeſſelt, den Sommer herbeiſehnt, welcher ihm wieder erlauben wird, im Freien ſich zu ergehen, ſie beide können und wollen nicht begreifen, daß der Arzt nicht *Herr* iſt über die Naturgeſetze, ſo wenig als der Schöpfer zur Erde ſagt: „Drehe dich um und gehe die entgegengeſetzte Bahn.“ Sie beide meinen, es ſei nur immer noch nicht „das rechte Mittel“ gefunden, welches ſie befreien kann von ihrer Plage. Als ob die Heilkunde ein Irrgarten wäre und der Arzt wie im Märchen darin umherginge, um das Blümchen Tauſendſchön zu finden!

Die eitle Vorſtellung von der Allmächtigkeit der Arzneimittel iſt faſt noch übler für den Arzt, als die Idee von der Allmächtigkeit der Aerzte. Deshalb nennt man die Arzneien „Heilmittel“, und iſt der Meinung, daß ſie dieſem Worte auch Ehre machen müßten, und keinen Schaden, ſondern nur Heil verbreiten dürften. Man bedenkt nicht, daß auch das Meſſer ein Heilmittel iſt, ſo gut wie jeder Trank, und daß beide in ungeſchickter und unwiſſender Hand Gift ſind; denn nicht die Klinge rettet, ſondern die vorſichtige und gewiſſenhafte Hand, welche die Klinge führt, und nicht die Arznei heilt, ſondern der kluge Kopf, welcher dieſelbe auswählt. Was können alſo Hausmittel nützen, was das Selbſtkuriren, was der Rath der Wundermänner, Schäfer und weiſen Frauen? Die *Theorie*, das heißt: die richtige Erkenntniß des Zuſtandes und der Kraft der Mittel, die richtige Erkenntniß der eigenen Befähigung und des Spielraumes, welcher zum gedeihlichen Wirken gegeben iſt, muß *die Praxis leiten*. Eine theorieloſe Praxis iſt Aberwitz.

Will der Schneider ein Kleid ausbeſſern, ſo holt er das fehlende Zeug zu demſelben von ſeinem Vorrathe, fügt es an das Kleid an, und macht es ſo, wenn auch nicht neu, doch wieder brauchbar. Will der Arzt einen Körper ausbeſſern, ſo kann er ſich nicht neue Haut für denſelben verſchreiben, um ſie aufzulegen, noch eine neue Lunge, um ſie einzuſetzen, ſondern er kann zum Aufbau nur die Bauſteine gebrauchen, die ſchon im Körper vorhanden ſind: das heißt die naturgemäße Verrichtung der Neubildung und des Wachsthums, welche mittelſt des Stoffwechſels im lebenden Körper zu Stande kommt, muß er benutzen, muß ſie durch Arznei und jedes andere Mittel in ſolcher Weiſe leiten, daß gerade an dem Organ, wo ein Mangel iſt, die Ausbeſſerung vorzugsweiſe vor ſich geht. Der Arzt kann alſo nie *ſelbſtthätig* heilen, nie die Geſundheit dem Kranken von außen in den Körper einführen, ſie ihm ſchenken, wie ein neues Gut, ſondern er vermag höchſtens ein *Wegweiſer* zu ſein, welcher den Verrichtungen des Körpers die Bahnen anweiſt, die ſie gehen ſollen. Stocken aber dieſe Verrichtungen (wie im Greiſenalter), ſind die Bedingungen zu ihrer Entwickelung nicht gegeben (wie im Winter unter gewiſſen Fällen), dann iſt der Arzt machtlos. *Deſpot* der Natur *kann* er nicht ſein, darum darf er es nicht ſein *wollen*; er iſt und bleibt nur *Diener* und *Dolmetſch der Natur*. Innerhalb der Naturgeſetze iſt ſein Spielraum, nicht außerhalb derſelben.

Das iſt die *Grenze*, welche der Theorie wie der Praxis gezogen iſt, und da die Beſchränkung für beide eine gemeinſame iſt, ſo läßt ſich ſchon hieraus ermeſſen, daß ſie die feindlichen Brüder nicht ſein können, für welche man ſie ausgiebt. Den Vorſtellungen des vorigen Jahrhunderts gemäß betrachtete man beide Theile der Heilkunde ebenſo mit einander vereinigt, wie man ſich Körper und Seele verbunden vorſtellt, als zwei gleichmächtige, mehr zufällig als durch innere Nothwendigkeit aneinander gebundene Weſen verſchiedener Gattung, welche zuſammen hauſen, ſo lange eben die Lebenskraft mit gewaltiger Feſſel ſie zuſammenſchmiedet, die aber beide herzlich froh ſind, ſobald ſie ſich von einander trennen können. Dieſe Vorſtellung, würdiger des Irrenhau-

Digitized by Google

ses, als der Wissenschaft, übertrug man auf Theorie und Praxis und hielt dann den „Praktiker“ für schwach in der Theorie, — den „Theoretiker“ aber für ungeschickt in der Praxis.

Berechtigt oder nicht — — die Vorurtheile sind schwerer auszurotten, als Baumwurzeln. Deshalb wollen wir uns gar nicht vornehmen, gegen sie anzukämpfen, sondern wollen einfach das Verhältniß zwischen Praxis und Theorie in der Heilkunde aufstellen. Wer danach sein Vorurtheil behalten will, der behalte es; er behalte es aber wenigstens mit dem Bewußtsein, daß es ein Vorurtheil ist, und keine Weisheit. Man muß es freilich nach manchen gemachten Erfahrungen fast bezweifeln, ob auch ein Erklärer aufklären könne; indessen, mit oder ohne Zweifel, der Versuch werde gemacht!

Das Verhältniß der Theorie zur Praxis kann ein dreifaches sein.

Die Theorie kann zuerst vollkommen selbstständig hingestellt werden, selbstständig ausgebildet und erdacht, ohne daß ihre Schöpfer sich um die praktischen Ergebnisse viel kümmern. Dies war der Fall bei den Theoremen der Naturphilosophen, welche, im Mikrokosmus des menschlichen Leibes ein Spiegelbild der Welt erblickten und die das Planetarium und die Naturgeschichte der Thiere beim System ihrer Krankheiten in Anwendung brachten. Bei solchen „Systemen der reinen Vernunft,“ a priori selbstständig construirt, in denen dem Gedanken eine „gesetzgebende Kraft“ über die Natur zugeschrieben wurde, der Mensch ein Herrscher der Schöpfung sein sollte, wäre freilich die Verbindung zwischen Theorie und Praxis in übler Weise gethan. Wer immer im Zimmer bleibt, kennt nicht die Frische der Bergesluft, wer hinter dem Ofen seine Ideen verarbeitet, macht sie nur für seine Stube und nicht für die Welt. Eine derartige Theorie ist mit der Praxis nicht nur im Widerstreit, sie ist ein Widerspruch derselben. — Wir brauchen nur die Resultate anzusehen, welche sie lieferte, um ihren Werth zu ermessen.

Vor ungefähr achtzig Jahren tauchte die Idee wiederholt auf, daß die Krankheit ein selbstständig von den übrigen Verrichtungen des Körpers beinahe unabhängiger Proceß sei; man meinte, sie müßte reifen, wie ein Apfel am Baume, und in dem Moment, wo sie reif geworden sei, würde sie auch die Verbindung mit dem Körper lösen und abfallen. Von dieser Idee ausgehend, faßte man den Entschluß, die Krankheitserscheinungen und die Krankheit zu steigern, um hierdurch sie schneller zur Reife, schneller zum Abfallen und dadurch zur Heilung zu bringen. Das klang vom Katheder ganz glaubhaft, das las sich im Buche recht leidlich, aber wie sah es im Leben damit aus? In einzelnen Fällen freilich schien sie sich zu bewähren. Wer einen verdorbenen Magen hatte und Uebelkeit empfand, erhielt ein Brechmittel; der überschüssige Mageninhalt wurde entfernt, und der Kranke genas. Sehet da, hieß es, den Nutzen der Steigerung der Krankheit! Von einem einzelnen Falle schloß man nun auf alle, und so kam es, daß auch die hellsten Köpfe von der falschen Vorstellung gefangen wurden, wenn sie nicht genügendes Material an eigenen Erfahrungen besaßen, um durch Selbstkritik die Allmächtigkeit des Systems zu beschränken.

Ein Beispiel dieser Art liefert Deutschland's größter Dichter, Schiller, der als Arzt in Stuttgart seine Recruten, unter denen eine Ruhrepidemie ausgebrochen war, unerbittlich mit Abführmitteln tractirte. Die Krankheit mußte ja „gesteigert“ werden; nun steigerte man und steigerte im guten Glauben, bis endlich der Friedhof einen Beweis für die Unzweckmäßigkeit der Lehre lieferte, wenn man es nicht der unzweckmäßigen Ernährungsweise der Grenadiere zuschrieb, vermöge welcher ihnen die Kräfte mangelten, bis an den richtigen Zeitpunct die Kur abzuwarten. Sie machten es gerade wie das Pferd des Geizigen, das just an dem Tage starb, an dem es sich endlich das Fressen ganz abgewöhnt hatte.

Aerzte, die in ihrer Jugend vom Wahne einer so unbegründeten Theorie befangen waren, sich dieser ohne Arg hingaben, und die dann im Alter durch eigene Erfahrung gewitzigt die Haltlosigkeit der bisher befolgten Grundsätze einsehen mußten, denen erging es freilich, wie dem medicinischen Zeitgenossen Schiller's, dem berühmten Peter Frank, der von sich sagte: „Da ich jung war, hatten die Kranken vor mir Furcht und liefen mir davon; nun ich alt bin, fürchte ich mich vor den Kranken und habe Schen, zu ihnen zu gehen.“ — —

Eine zweite Möglichkeit im Verhältnisse der Theorie zur Praxis ist die, daß die Theorie ganz fehlt, nur scheinbar vorhanden ist, daß die Praxis aber überwiegt und die sogenannte „empirische Erfahrung“ die Theorie gefangen nimmt. Wohin das führt, das hat die Neuzeit wiederholt gezeigt, indem sie die leichtfertigen Schlüsse, welche ihre Vorgänger gemacht hatten, aufdeckte. Wir wollen in einigen Beispielen die Entstehung theoretischer Grundsätze auf diesem Wege verfolgen.

Fast jeder Mensch hat dann und wann im Gesicht, namentlich in der Gegend der Nase, kleine Entzündungen, welche umschrieben, auf engem Raume sich begrenzend, in Eiterung übergehen. Lüftet man dann die Hautdecke, welche über einem solchen gelben Pünctchen sich wie ein kleines Zelt spannt, und drückt von den Seiten, so kommt ein länglicher, sich ringelnder, breiweicher Körper zum Vorschein, welcher an seinem vordern Ende etwas dunkel gefärbt ist und der daher mit einer sogenannten Made, wie sie im Obst gelegentlich gefunden wird, einige entfernte Aehnlichkeit hat. Die Theoretiker der Vorzeit erkannten aber nicht blos die Aehnlichkeit an, sondern sie sagten schnell: dieser Körper ist eine Made. Dieselbe hatte in der Haut ihren Platz und nährte sich auf Kosten des Menschen; jede Nahrung welche sie zu sich nimmt, entzieht sie daher dem Menschen; deshalb wird er schwach und ungesund, und deshalb müssen diese Maden entfernt werden. Deshalb gab man ihnen aber auch ihren wunderbaren Namen der Mit-Esser. Heute nennt man sie „Comedonen“ und weiß, daß sie aus nichts weiter bestehen, als etwas eingedicktem Hautialg und Schleim, und daß ihr Ursprung folgender ist. Durch Staub oder andere Ursachen wird die Oeffnung der kleinen, flaschenförmigen Drüse in der Haut wie mit einem Stöpsel verschlossen, der Hautialg, dessen Fett die Haut immer geschmeidig und weich erhält, kann nicht mehr ausfließen; er wird aber fortwährend in der Drüse abgesondert, daher dehnt er dieselbe fußgelartig aus, bewirkt durch diese Ausdehnung Schmerzen, Entzündung, Eiterung, und wird endlich mit dem Eiter zugleich entfernt. So lehrt die heutige Untersuchung, und wo bleibt dann die Theorie der „Mitesser?“ — Statt dieser gefürchteten Mitesser hat man nun in neuester Zeit in den

Digitized by Google

Ausgängen der gesunden Talgdrüsen und in den kleinen Säcken, welche die Haare umgeben noch wirkliche Milben entdeckt. Sie sind winzige, nur unter dem Mikroskop wahrnehmbare, harmlose Geschöpfchen, welche dem Menschen, auf dessen Kosten sie leben, weder Nachtheil, noch Ungemach bringen. Wohl jeder Leser dieser Zeilen trägt 40 bis 60 dieser Thierchen in der Haut seiner Nase, ohne daß er von ihrem Dasein irgend etwas empfände.

Nicht minder hat die Erweiterung der Kenntnisse auch manches andere Märchen aufgehellt, an welches früher Alle glaubten. Die alten Griechen und Römer, so behaupten manche Gelehrte noch jetzt, hatten bessere Kenntnisse von der Wirkungsart der Gifte und von den Gegengiften, als wir. Nun wohl, wir sind noch jetzt im Besitz eines der wichtigsten Gegenmittel eines Giftes; der dasselbe erfand, war eine Autorität in Sachen des Giftmischens für seine Zeit, und hatte auch vollständigen Grund, ein möglichst gutes und sicheres Gegengift zu wünschen, denn die Liebe seiner Umgebung war der Art, daß der absichtliche Zufall einer Verwechselung seiner Speisen mit Gift ihr wohl nicht so fern lag. Es war Mithridates VI., berühmter König von Pontus, welcher im Jahre 124 vor Chr. G. in Sinope seinen Thron bestieg und einige Jahre später den nach ihm benannten „Mithridat" erfand. Der König Mithridates begann seine Thronbefestigung mit Ermordung seiner Mutter, an welcher er den Tod des Vaters rächte, — setzte sie fort mit Ermordung seines Neffen, — führte, umgeben von Luxus und getragen von Despotie, gegen Lucullus, Sulla und Pompejus jene bekannten Kriege, welche für ihn damit endeten, daß er zwei seiner Söhne, die sich gegen ihn empörten, ermordete, und sich endlich, vom eigenen Sohne belagert und besiegt, nach 61jähriger Regierung im Jahre 63 v. Chr. selbst den Tod gab. — Man sieht wohl, daß derjenige, der ein solches Leben führte, berechtigt war, eine gewisse Vorliebe für ein wirksames Gegengift zu fühlen! Nun wurde aber die Bereitung seiner Erfindung noch von dem Leibarzte des Nero, Damokrates verbessert, und kam in dieser Weise auf uns. Wenn also die Alten bessere Kenntnisse hatten, als wir, über das Giftmischen und dessen Gegenwirkung, so werden sie jedenfalls die besten derselben in diesem Recept niedergelegt haben. Allein der sogenannte Mithridat ist eine abscheuliche Latwerge, welche aus 54 verschiedenen Substanzen gemischt wird, die alle nur aromatisch sind und unter denen ganz allein das beigemischte Opium wirksam genannt zu werden verdient. Wir wissen aber längst, wie diese Wirkung des Opiums ist, und daß von einer Möglichkeit, dasselbe als allgemeines Gegengift zu benutzen, keine Rede sein kann. Die angebliche Kenntniß bestand also aus nichts als Aberglaube, die Theorie war nicht vorhanden, und die vorhandene Praxis war nicht im Stande sie zu ersetzen.

Endlich müssen wir noch der dritten Art der Theorie, der einzig wahren gedenken, jener, welche nur durch die Praxis entsteht, welche die höchste Blüthe derselben ist, die Summe, gewissermaßen das Register aller praktischen Erfahrungen und Erlebnisse darstellt. Jede Forschung, jede Wissenschaft kann nur fortschreiten und sich ausbilden, indem sie die einzelnen Erfahrungen zusammen gruppirt und aus ihnen allgemeine Sätze zieht; diese allgemeinen Sätze stellen dann die Theorie dar, und sind mit der Thatsache, mit der Praxis nicht im Widerspruch, weil sie eben nur ein allgemeiner Ausdruck derselben sind. Deshalb ist in der Gegenwart die Theorie der höchste Ausfluß der Wissenschaft, während sie früher der Ausfluß des Aberwitzes war; deshalb wird heute die Praxis nur belebt und richtig gesteuert durch sie, während sie ehedem ein falscher Wegweiser war. Die Harmonie, welche einst Hippokrates als das Bild der Gesundheit des lebenden Körpers hinstellte, und deren Störung er Krankheit nannte, sie ist heute das Bild der richtig entwickelten Wissenschaft, und ihren Gegensatz können wir nur in der Vergangenheit finden.

Es verlohnt sich wohl durch Beispiele dergleichen deutlich zu machen. Wenn wir unsere Blicke über die Straßen und Wege schweifen lassen, so können wir in verhältnißmäßig kurzer Zeit einige tausend Beobachtungen darüber sammeln, daß alle Menschen, welche sich auf den Straßen bewegen, in aufrechter Haltung mittelst ihrer beiden Füße sich fortbewegen; wir gewinnen also hierdurch den allgemeinen Erfahrungssatz: die Menschen gehen auf zwei Füßen, und dieser Satz ist der theoretische Ausdruck für das, was wir gesehen haben. Es findet sich aber weiter, daß einige Menschen mit ungleichen Schritten gehen oder hinken, andere mit gleichen. Wir beobachten dies näher und sehen, daß bei jedem Hinkenden der eine Fuß kürzer ist, als der andere. Hiermit gewinnen wir den zweiten Erfahrungssatz: Menschen mit Beinen von ungleicher Länge hinken. Aber wir wollen nun auch den Grund wissen, warum bei einem kurzen und einem langen Bein kein gleichmäßiger Schritt möglich sei. Dieser Grund ist weniger leicht durch einfaches Hinschauen aufzufinden, sondern er hat vielfache und wissenschaftliche, tiefe Untersuchungen gefordert. Es hat nachgewiesen werden müssen: daß die beiden Beine am Rumpfe, jedes für sich, durch ihre Bewegung beim Schreiten die Schwingung eines Pendels machen. Nun wissen wir aus der Physik, daß die Zeitdauer, während welcher ein Pendel schwingt, um so länger ist, je länger der Pendel, und um so kürzer, je kürzer der Pendel ist. Wir können also nun sagen: Leute mit zwei Beinen von ungleicher Länge hinken deshalb, weil ihr eines Bein eine lange und langsame Pendelschwingung, mithin einen größeren und langsameren Schritt ausführt, — das andere eine kurze und schnellere Pendelschwingung, mithin auch einen kürzeren und schnelleren Schritt. Wir gewinnen also die Theorie: Ungleiche Pendelschwingung der Beine bewirkt Hinken. Hörten wir nur diesen letzten theoretischen Ausspruch, ohne zu wissen, wie er gefunden wurde, und ohne seine Beweise zu kennen, so möchte er uns leicht überraschen und Zweifel an seiner Richtigkeit könnten in uns aufsteigen. Wissen wir aber, daß er eben nur wiederholte und vielfach bestätigte Erfahrungen in sich vereinigt, so können wir ihm vertrauen und vermögen uns auf den theoretischen Ausspruch zu stützen für weitere Anwendung im täglichen Leben.

In allen Theilen der Wissenschaft ist durch die theoretische Erkenntniß erst die eigentliche praktische Verwerthung derselben gewonnen worden. Kein Beispiel zeigt das vielleicht deutlicher, als die Verwendung der Mineralwässer oder sogenannten Heilquellen.

Im Abendlande waren dieselben anfänglich wenig beachtet und nur den nächsten Nachbarn bekannt, so daß die zu Aachen befindlichen heißen Schwefelquellen, bei welchen Karl der Große Heilung fand, lange Zeit und bis um

Digitized by Google

das Jahr 1200 nach Chr. faſt die einzigen dieſer Wäſſer waren, welche gebraucht wurden, wenn nicht etwa der Karlsbader heiße Sprudel ebenfalls von jenem fürſtlichen Reformator Deutſchlands gebraucht und begünſtigt wurde. Etwas ſüdlicher, in Italien, ſcheint der Gebrauch ſchon allgemeiner geweſen zu ſein, wenigſtens findet ſich eine Badeordnung für die Bäder zu Piſa vom Jahre 1164 vor. Dagegen war bei den Hebräern das Baden überhaupt und namentlich das Baden in beſonders ausgezeichneten Quellen (mithin in ſogenannten Mineralwäſſern) als Mittel gegen Krankheiten allgemein in Gebrauch. Die Griechen errichteten mehre, noch in ihren Ruinen imponirende, Tempel für die durch Quellen heilenden Gottheiten, und die Römer erbauten prächtige Badehäuſer, deren Wannen zum Theil noch heute die öffentlichen Plätze des alten Rom's als Kunſtwerk zieren. In Deutſchland wendete man den Mineralwäſſern ſeine Aufmerkſamkeit erſt zu, als das Reich politiſch feſter gegliedert wurde. Zu gleicher Zeit begannen die Aerzte über Heilungen durch den Beſuch der Bäder erſt ſchüchtern und dann immer lauter Nachrichten zu veröffentlichen, dann ließ ſich der eine oder der andere Arzt in der nächſten Umgebung einer ſolchen Quelle nieder und war von nun an, gerade noch wie heute, deren lebende Ruhmestrompete — zu ſeinem eigenen Nutzen. Erſt Friedrich Hoffmann (lebte von 1660 — 1742) begann die Lehre von den Heilquellen wiſſenſchaftlich zu begründen, indem er viele derſelben ſelbſt beſuchte, ihre Beſtandtheile und Wirkungen mit großem Eifer und allen Mitteln ſeiner Zeit erforſchte, und in der That bedeutende Erfolge aufzuweiſen hatte. Nachdem ſchon Plinius eine Angabe gegeben hatte, das Meerwaſſer künſtlich zu bereiten, und Thurneyſſer zwei Jahrhunderte vor Hoffmann angefangen hatte, auf künſtlichem Wege Mineralwäſſer zu gewinnen, begann auch dieſer hierüber Verſuche. Dieſelben waren jedoch keineswegs mit Erfolg gekrönt; theils wußte man zu wenig von der Zuſammenſetzung der Quellen, theils waren die chemiſchen Kenntniſſe im Allgemeinen und beſonders auch die chemiſchen Apparate bei weitem noch nicht vollkommen genug, um eine glückliche Nachahmung zu erreichen. Erſt 1750 ſchlug Venel den richtigen Weg ein, als er kohlenſaures Natron in einem luftdicht verſchloſſenen Gefäße mit Salzwaſſer aufzulöſen lehrte, um hierdurch ein Salzwaſſer mit Kohlenſäure zu ſättigen und ſo einen ſogenannten Säuerling zu erreichen. Aber es bedurfte beinahe eines Jahrhunderts, ehe es der kenntnißreichen Umſicht und der Beharrlichkeit Struve's gelang, Flüſſigkeiten herzuſtellen, welche in chemiſchen, phyſikaliſchen und heilenden Beziehungen vollſtändig mit den Naturquellen verwechſelt werden konnten, und mit denen er vom Jahre 1820 an ſeine zahlreichen Trinkanſtalten eröffnen konnte.

Wie anders verhält ſich alſo Gebrauch und Verwendung der Heilquellen ohne und mit der Theorie! Anfänglich nur auf dem Wege der empiriſchen Erfahrung gegen dieſe oder jene Krankheit angewendet, bildeten ſie ein Heilmittel, deſſen Vorhandenſein man wohl kannte, deſſen Zuſammenſetzung und Wirkungsweiſe aber völlig unbekannt blieb. Jahrhunderte vergingen, ehe man beſſere Einſicht gewinnen konnte. Nachdem aber die Wiſſenſchaft der theoretiſchen Chemie neue Hülfsmittel zur Erforſchung geliefert und klarere Anſchauung gebracht, da konnte man erſt ihre Zuſammenſetzung erkennen, und hierdurch war dem Kenner der Arzneikunde der Schlüſſel zu den Wirkungen der Mineralwäſſer gegeben.

Nachdem das Licht der Theorie dieſes Dunkel erhellt hatte, verſtand man Grund und Urſache der Einwirkung. Die bis dahin gültigen Hypotheſen zerfielen und ſtellten ſich als Ausgeburten des Aberglaubens dar. Nicht deshalb hielt man von nun an die Mineralquellen heilkräftig, weil ſie Producte des Athmungsproceſſes der Erde ſeien, — oder durch das Aufeinanderwirken mehrer Gebirge, als durch große, galvaniſche Säulen, hervorgebracht worden wären und deshalb eigenthümliche, belebende Kräfte auf den Körper zeigen müßten, — oder weil ihre Wärme eine eigenthümliche, ſpecifiſche Erd- und Lebenswärme wäre, welche von der andern Wärme des Ofens verſchieden ſei, — oder weil beſondere geheimnißvolle Kraft als ſogenannter „Brunnengeiſt" in ihnen eingeſchloſſen lebe, welchem die Einführung des Waſſers in dem Menſchenleib Erlöſung bringe! Aller dieſer Aberglaube, an welchem einſt verſtändige Männer feſthielten, zerfiel. Nur die Wirkung der Mineralwäſſer durch ihre mineraliſchen Beſtandtheile blieb ſicher, unangefochtet, und wurde durch die Theorie erſt bewieſen.

Aber man lernte noch mehr; man begann einzuſehen, daß nicht in jedem Falle das Mineralwaſſer Nutzen bringe, ja es fand ſich, daß es häufig ſogar nachtheilig ſei. Man wies nach, daß der Vortheil, welchen Badereiſen und Badekuren für die Geſundheit bringen, nicht minder in der Entfernung von gewohnten Berufsgeſchäften, im Losreiſſen vom Einerlei des täglichen Lebens, im Wechſel des Klima's und der Umgebung, in Einhaltung einer beſtimmten Diät liege, als in der chemiſchen Einwirkung des Waſſers; und indem der Gebrauch deſſelben eingeſchränkt wurde, ſteigerte ſich die wohlthätige Wirkung, weil von nun an die Mineralquellen nur dort, wo ſie wirklich paſſend waren, verwendet wurden — — oder doch verwendet werden ſollten!

Hier haben unſere Leſer ein ſchlagendes Beiſpiel vom Einfluſſe theoretiſcher Kenntniſſe und Anſchauungen auf das Heilverfahren. Man ſieht, wir geben der Wahrheit die Ehre. Wir wollen der Theorie nicht unbedingt das Wort reden, denn in den Fällen, wo man mit Hülfe derſelben ein „Syſtem" ſich bilden will, deſſen einzelne Theile und Glieder man willkührlich vereinigt und zuſammenſchmiedet, da kann freilich das theoretiſche Syſtem der richtigen praktiſchen Verwendung und der Wahrheit entgegenſtehen. Dies iſt z. B. der Fall bei denjenigen mediciniſchen Richtungen, welche ein beſtimmtes „Syſtem" verfolgen, z. B. bei der ſogenannten Allöopathie der ältern ärztlichen Schule, bei der Homöopathie, und wie die Syſteme ſonſt noch heißen mögen; in denen kann es wohl vorkommen, daß dem Syſtem zu Liebe der Kranke geopfert wird; aber in der neuern phyſiologiſchen Heilkunde iſt eine ſolche Einwirkung des Syſtems nicht möglich, weil dieſe ſyſtemlos iſt, wie die Natur, und nur aus der Summe unendlich vieler Beobachtungen, einzelne Erfahrungsſätze zuſammenfaßt. Dieſe nennt ſie ihre Theorie, und dieſe Theorie iſt ihr Stecken und ihr Stab, ihre Leuchte und Helferin!

In Wien und Prag ging die Sonne der Erkenntniß für die heutige Heilkunde zuerſt auf, um von da aus das geſammte deutſche Vaterland, die ganze gebildete Welt zu erleuchten und aufzuklären. Dort ſchöpfte man aus dem Borne der Wiſſenſchaft mit der aufopferndſten Beharrlichkeit,

Digitized by Google

häufte Jahre hindurch Beobachtung auf Beobachtung, bis endlich aus zahllosen einzelnen Fällen theoretische Grundsätze sich construirten, welche der Wahrheit so nahe kamen, als die Erkenntnißfähigkeit unserer Zeit und unserer menschlichen Organisation überhaupt es nur irgend gestatten. — Was Wunder, daß Austria's Hochschulen für jeden jungen Arzt das gelobte Land sind, in welches er einmal in seinem Leben wenigstens pilgern muß? Dort einigen sich ja die theoretische Erkenntniß mit der praktischen Erfahrung, gegenseitig einander ergänzend, — und die Erinnerung an das dort Gesehene geleitet ihn hülfreich durch's Leben. Dort lernt er — wenn irgendwo — die rechte Begrenzung im ärztlichen Können und Wollen! —

Wenn es uns gelungen ist, das gegenseitige Verhältniß zwischen Theorie und Praxis in der Heilkunde dem Leser klar zu machen, wird man dann von demselben noch den unbegründeten Ausspruch hören, daß dieser oder jener Arzt vorzüglicher in der Theorie, der andere vorzüglicher in der Praxis sei? Gewiß nicht, denn der Leser wird eingesehen haben, daß der Arzt der heutigen Zeit entweder in beiden oder in keinem vorzüglich sein muß.

Der Edelhirsch.

Von

Dr. L. Heros.

Der männliche Hirsch wird Hirsch, das weibliche Thier, Hindin oder Hirschkuh, das männliche Junge Hirschkalb, und das weibliche Wildkalb, später, wenn es ausgewachsen ist, Schmalthier genannt. Im Alter bekommen die männlichen Hirsche eine Hals- und Brustmähne und heißen alsdann Brandhirsche, (Hippelaphi) Pferdehirsche, (Tragolaphi) Lochhirsche. — Der Kopf ist klein und zierlich und, bei den männlichen Edelhirschen mit einem Geweih geziert; der lange und schön gebogene Hals, der edle Bau des Körpers, die hohen und schlanken Läufe (Füße) geben dem Edelhirsche ein prächtiges und majestätisches Ansehen. Sein Sommerkleid ist gelbbraun mit einem schwarzen Rückenstreifen und hat jederseits eine Reihe hellbrauner Flecken, das Winterkleid dagegen ist gleichförmig gelbbraun. Das Kreuz und der Schwanz sind stets gelbbraun und mit einer schwarzen Linie eingefaßt. Man findet auch zuweilen weiße, silberfarbene, schwarze und gefleckte Edelhirsche. Die Jungen sind auf gelblichem Grunde weiß- und gelbgefleckt (sie tragen die Livrée, wie die Jäger sich ausdrücken). Obgleich das Haar etwas trocken und brüchig ist, so liegt es doch glatt an. Der Hirsch erreicht eine Höhe von 6 Fuß und darüber; seine Schulterhöhe ist 3½ Fuß, seine Kreuzhöhe 3 Fuß 10 Zoll. Sein Gewicht übersteigt oft 300 bis 400 Pfund. Sein Gesicht ist nicht so scharf, wie sein Geruch und Gehör.

Die Jäger haben sich eine eigene Sprache, die Jäger- oder Waidmannssprache, gebildet, welche die einzelnen Körpertheile und Lebensverrichtungen des Hirsches eigenthümlich benennt. So nennt sie z. B. die Zunge — den Löffel, den Mund — das Gesäse, die Augen — die Lichter, die Ohren — das Gehör, das Euter — das Gesäuge, den After — das Waidloch, den kurzen Schwanz — die Blume u. s. w. Der Hirsch äuget (sieht), vernimmt (hört) und windet (riecht) sehr weit. Er fuhlt sich, wenn er sich in Pfützen badet, er orgelt, wenn er schreit, daß ihm der Hals schwillt, er verendet, wenn er stirbt.

Die Näthe der Hirnschalenknochen sind sehr scharf gezähnelt, und das Stirnbein, das aus zwei Stücken besteht, ist sehr dick. Dieses erhebt sich bei den männlichen Hirschen in zwei kurze, stumpfe, dichte Stühle oder Rosenstöcke. Auf diesen entsteht aus einer leichten Blutung ein Schorf, aus diesem eine mit feinen Haaren bedeckte Wulst, die eine gallartige Substanz absondert. So entsprost das aus phosphorsaurer Kalkerde und Gallerte bestehende Geweih. Es ist inwendig gleichmäßig dicht und fest. Im Februar setzt der Edelhirsch das Geweih (Gehört der Jäger) auf, das anfangs noch heiß anzufühlen ist und, in Scheibchen geschnitten, als Salat gespeist werden kann. — Es ist mit einer gefäßreichen, behaarten Haut überzogen, die nach 3 Monaten (Koldenzeit genannt), während der das Gehörn Festigkeit erlangt hat, vertrocknet und an einem Baume oder Steine abgerieben (gefegt) wird. Der untere, knotige Theil des Gehörns heißt Rose, die Knoten selbst Perlen.

Im nächsten Februar wirft der Hirsch dann das Geweih bis zum Rosenstocke ab, es entsteht eine leichte Blutung, dann ein Schorf, endlich eine Wulst, und nach 24 Stunden beginnt das neue Geweih zu treiben, indem es anfangs jährlich elnen, später 1—2 Zacken mehr bekommt. Das 8—9 Monate alte Hirschkalb setzt zuerst eine Stange auf und heißt dann Spießer; im zweiten Jahre hat jede Stange eine nach vorn gerichtete Sprosse (Augensprosse) erhalten; das Thier heißt dann Gabler; im dritten Jahre sind an jeder Stange zwei Sprossen, der Hirsch wird dann ein angehender Hirsch genannt. Darauf treibt die Stange im vierten Jahre 8—10, im fünften Jahre 10—12, im sechsten Jahr 12—14 Sprossen; dann aber hört die Zahl der Sprossen auf, das Alter des Hirschen zu bestimmen. Die Anzahl der Sprossen beläuft sich auf 16, 22, 24, 32 und als höchste Seitenheit auf 64 und 66 Enden. Um den Hirsch nach der Zahl seiner Enden zu bezeichnen, verdoppelt man die Zahl derselben an einer Stange und nennt den Hirsch dann einen 16-Ender, 22-Ender u. s. w. Wird der Hirsch alt oder krank, so bekommt sein Geweih weniger Enden, er setzt zurück. Ein ausgebildetes Geweih heißt ein verecktes. Zuweilen wird die eine Stange, oder werden beide unregelmäßig verdickt, kolbenartig, traubenartig, und breiten sich wagerecht aus; ein solches Geweih heißt ein widersinniges. — Wird der Edelhirsch gejagt, so legt er das Ge-

Digitized by Google

weit auf den Rücken und bricht mit größter Schnelligkeit durch das Dickicht. —

Die Thränenbeine sind bei den Edelhirschen sehr groß, ebenso die Thränenhöhlen, d. h. Oeffnungen unter den Augen, in denen eine fette, schmierige, mit feinen Haaren untermischte, anfangs übelriechende, später aber erhärtete, wohlriechende Feuchtigkeit, der Hirschbezoar, abgesondert wird. Die Nasenbeine sind doppelt und sehr lang, die Ohröffnungen stehen weit nach hinten, die Augenhöhlen, seitwärts gestellt, sind nach hinten offen, werden aber noch durch einen knöchernen Ring geschlossen. Obgleich der Hirsch ein doppeltes Zwischenkieferbein hat, so fehlen ihm doch die oberen Schneidezähne; an ihrer Statt findet sich blos eine knöcherne Wulst, gegen die die 8 unteren Schneidezähne (Sch.) beim Abrupfen der Nahrung drücken. Im Ober- und Unterkiefer finden sich jederzeit 6 dergestalt abgeschrägte Backenzähne (B), daß die obern nach außen einen tiefern Rand, die unteren nach innen einen höheren Rand haben. Die Kau-Flächen dieser Zähne sind mit Knochensubstanz bedeckt und werden von verticalstehenden Schmelzschichten, die höherstehende Kanten bilden, durchzogen. Die Pflanzen-Nahrung setzt auf diese Zähne eine braune, oft metallisch glänzende Substanz ab. Die männlichen Hirsche haben kleine, stumpfe Eckzähne (E) im Oberkiefer. Folgende Darstellung versinnlicht den Zahnbau der Edelhirschen: B. E. Sch. E. B.

$$\frac{6.\ 1.\ —.\ 1.\ 6.}{6.\ —.\ 8.\ —.\ 6.}$$ eines Hirsches

und

$$\frac{6.\ —.\ —.\ —.\ 6.}{6.\ —.\ 8.\ —.\ 6.}$$ einer Hirschkuh.

Die Kiefer bewegen sich beim Kauen horizontal und zermalmen aber zermalen auf diese Weise das Futter zwischen den Zähnen. —

Die Schulterblätter sind keilförmig und dreieckig, die Schlüsselbeine fehlen, da der Hirsch die vordern Glieder nur zum Laufen, nicht zum Greifen, Graben u. dgl. m. braucht. An jedem Fuße sind vier Zehen, zwei davon (Afterzehen, Afterklauen) stehen höher und sind verkümmert und verwachsen, die beiden andern, auf denen der Hirsch läuft, sind getrennt, werden von ihren Nägeln ganz umhüllt und zu Hufen gebildet. Diese Hornbekleidung der Zehen, von dem Fleische befreit, wird Schuh genannt. Wegen dieser Fußbildung nennt man die Ordnung der Wiederkäuer, zu welcher der Hirsch gehört, Zweihufer oder Thiere mit gespaltenen Klauen.

Der Lauf der Edelhirsche ist äußerst flüchtig: sie springen über 8 Fuß hohe Zäune mit größter Leichtigkeit, indem sie die Vorderläufe dicht an den Körper anlegen. Auch über reißende Ströme schwimmen sie schnell und sicher, wenn sie verfolgt werden. —

Des Morgens und Abends geht der Edelhirsch aus den Wäldern auf die benachbarten Felder und Wiesen, sich zu äsen. Er liebt zu seiner Aesung junge Triebe, Kräuter, Blätter, junge Saat, Pilze und vor allen den wilden Jasmin und die Mistel. Auch leckt er gern Salz und Theer. Er säuft wenig, das bethauete Gras löscht seinen Durst; nur in der Brunftzeit säuft er viel, frißt wenig und badet sich häufig in Teichen und Pfützen. —

Bei den Hirschen, so wie bei allen Thieren der Ordnung der Wiederkäuer, ist das einem einfachen Magen anvertraute, zusammengesetzte Geschäft, die Nahrung in einen Speisebrei aufzulösen, mehren einfachen Mägen überwiesen. Das abgerissene, nur roh durchgekaute Futter füllt zuerst in dem sackförmigen, gleichsam ein Vorrathshaus bildenden ersten Magen, der am weitesten nach links liegt und Pansen oder Wanst genannt wird. Er ist außen in 2 Zipfeln und innen in 4 Höhlungen getheilt und mit zahlreichen plattgedrückten, kegelförmigen, harten Wärzchen besetzt. In diesen Magen gelangt das Futter von a aus, (siehe unten stehende Abbildung) durch den Schlund (Speiseröhre), der da

in den Pansen eintritt, wo sich der 2. und 3. Magen an den letztern anlegen. Von dem Schlunde, kurz vor seinem Eintritte in den Pansen, geht durch den 2. Magen in den 3. eine offen, aus 2 Längswülsten der Muskeln und Schleimhaut gebildete Rinne, Schlundrinne, die aber, wenn sie ihre wulstigen Lippen an einander schließt, eine Röhre bildet. Ist das Futter in den Pansen eingeweicht, so geht es in kleinen Ballen über in den 2. Magen, die Haube, Mütze, oder den Netzmagen, der mit seiner innern Haut scharfkantige, vieleckige Zellen bildet; er hat ein sauberes Ansehen. Von dem Netzmagen aus geht das Futter in einzelne Bissen getheilt durch den Schlund in das Maul (nach b) zurück und wird hier noch einmal von dem Thiere durchgekäut d. h. wiederkäut, ruminirt, daher die ganze Ordnung Wiederkäuer, Ruminantia, heißt. Dies so zerkleinte Futter geht (von c) durch den Schlund und die Schlundrinne, die sich zur Röhre geschlossen hat, in den 3. Magen, den Palter, das Buch oder den Blättermagen, wo es zwischen den zahlreichen Hautblättern, die wie die Blätter eines Buches übereinander liegen, noch mehr zur Verdauung vorbereitet wird. Von hier geht es dann über in den 4. Magen den Laab- oder Rahmmagen, der länglich birnförmig ist und dem Magen anderer Thiere gleicht, auch innen mit Längswülsten versehen ist. Hier wird das Futter in den Speisebrei verwandelt, der dann durch den Pförtner (bei d) in die Gedärme übertritt. Bei saugenden Thieren ist nur der Laabmagen in Thätigkeit, die 3 andern fangen ihre Verrichtungen nur dann erst an, wenn die Grasnahrung angetreten wird. — Der ganze Darmkanal des Hirsches ist 11—12mal so lang, als der Körper. —

Der Edelhirsch wird 30 Jahre alt, die Hirschkuh älter; letztere bringt im Anfange des Juni auf einem Mooslager im Walde ein Junges zur Welt (setzt es), und säugt es an den 4 Zitzen (Weichenzitzen) des Gesäuges zwischen den Hinterfüßen bis zur Mitte des Septembers.

Digitized by Google

Die Edelhirsche leben in den gemäßigten Gegenden Europa's (bis zum 64 Grade n. B. — der Schweiz sind sie ganz ausgerottet), Asien's und Amerika's in Wäldern meist einzeln und bilden nur gegen den Herbst kleine Familien (Rudel). Im September tritt der Edelhirsch in die Brunst. Die Männchen kämpfen alsdann mit großer Erbitterung um die Thiere, wobei sie sich zuweilen mit den Geweihen so verflechten, daß sie verenden müssen.

Der Edelhirsch ist munter, beweglich, flüchtig, furchtsam reizbar und neugierig, aber auch nicht selten tückisch und boshaft, vorzüglich zur Brunstzeit, in der er öfter ungereizt schon Menschen angefallen, niedergeworfen und zertreten hat. Auch wenn die Gefahr auf's Höchste gestiegen ist, geht er den Jägern und Hunden muthig entgegen und vertheidigt sich tapfer. Wird der Edelhirsch jung eingefangen, so läßt er sich zähmen, d. h. er hört auf den Ruf, läßt auch wohl ein Pistol zwischen seinem Gehörn abfeuern, und dgl. m. Dies ist aber auch Alles, was man hierin erreicht hat. Von allen Wiederkäuern, die Ziege etwa ausgenommen, hat der Edelhirsch das verhältnißmäßig größte Gehirn, es ist nämlich der 250ste bis 308te Theil des ganzen Körpers.

Der Edelhirsch gewährt durch sein wohlschmeckendes Fleisch (Wildpret), durch seine Haut (Decke), sein Gehirn und seine Klauen mannichfachen Nutzen. Die Hirsch-Eckzähne hat man zuweilen in Ringe und Nadeln gefaßt. Er wird auf dem Anstande, auf dem Pürschgange oder auf Treibjagden geschossen. Die grausamen Parforce-Jagden, bei denen man den Hirsch zu Tode hetzte, sind längst abgeschafft. Zuweilen bedient man sich auch der Netze, um Hirsche lebendig zu fangen und aus einem Walde in den andern zu versetzen.

Gedichte.

Morgengang.

Von

Robert Waldmüller.

Es steht der Wald, erquickt vom Regen,
Den ihm die Nacht in Fülle gab,
Und wenn die Zweige sich bewegen,
Tropft's von dem Blätterdach herab.

Die Sonne blickt mit hellem Gruße
Tief in den feuchten Wald hinein,
Und saugt mit heißem, durst'gem Kuße
Auf Blatt und Halm die Perlen ein.

Der Wand'rer achtet nicht der Sonne
Und nicht des Thau's; — er blickt hinab
In's Herz — und denkt beschämt der Wonne,
Die ihm die Nacht in Fülle gab.

Der gemüthliche Dichter.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Gemüthlich nennst du diesen Dichter?
Ja, ja, in seinen Versen spricht er
Viel von Gemüth, ist fromm, und zart,
Ein kind'scher Joseph ohne Bart —
Drum hält die Welt ihn auch gewöhnlich
Für so gemüthlich. Doch persönlich
Ist er ein Schlingel eig'ner Art,
Ein Grobian von unten bis nach oben.
Und das ist noch zumeist an ihm zu loben:
Wär' er so zart wie seine Lieder,
So ohne Sinn,
Wär' mir der Kerl noch mehr zuwider
Als ohnehin.

Erklärung der Stahlstiche.

1. **Der Dorfgeiger.**

Gemalt von A. Rosé.

Ermüdet vom Spiele, sitzt der greise Dorfgeiger — „der Bringer der Lust" — in einer anmuthigen Gruppe dörflustiger Kinder. Schmeichelnd ruht die Hand des ältesten Knaben auf der ermatteten Rechten des Virtuosen, denn er möchte noch mehr hören, während eins der Mädchen eine Labung bringt, welche die mildthätige Mutter dem Greise zusendet. Letzterer ist ohne Begleiter und scheint einsam in der Welt dazustehen, weßhalb die lustigen Weisen, welche er wohl meistens den guten Dorfbewohnern vorzeigen muß, in seinem Herzen von einer ganz anderen Trauermelodie begleitet sein mögen, als die Außenwelt es vermuthet.

2. **Das Vorgebirge von Torno am Comer-See.**

(Promontorio Di Torno.)

Nach der Natur gezeichnet von P. Chevalier.

Siehe Text oben.

3. **Das Denkmal des Philopappus in Athen.**

Nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Wenn ein umfassend gebildeter, mit Scharfsinn ausgerüsteter Kopf den Muth hat, das ganze Geistesleben einer Nation zu schildern und zu beurtheilen, so darf er immer auf eine bedeutende Wirkung seines Werkes schon um der Energie eines solchen Unternehmens willen, — ja schon wegen des Widerspruches, den er hervorrufen wird, rechnen. Es hat sich das auch in vollem Maße gezeigt bei der vielbesprochenen „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Von Julian Schmidt. Zweite Auflage. Drei Bände (Leipzig 1855)." Freilich, seitdem die weiland Halle'schen Jahrbücher an alle Erscheinungen und Resultate unserer geistigen Thätigkeit, an schönwissenschaftliche wie an fachwissenschaftliche Werke, an Musenalmanache, Frescomalereien und Strafgesetzentwürfe vom Standpunct ihres Systems aus das kritische Scirmesser zu legen wagten, ist eine solche Gesammtbeurtheilung, die sich über Schiller, Tieck und Raupach gerade so zu Gericht setzt, wie über Niebuhr, Savigny und Otfried Müller, über Gentz und Leo, wie über Spohr, Weber und Meyerbeer, keine That mehr, welche uns schon durch ihren Muth imponirt. Doch hatten die Halle'schen Jahrbücher bei ihrer universellen Kritik einen Rückhalt, etwas, das die persönliche Stellung der Herausgeber zu allem dem, worüber sie aburtheilten, in gewisser Weise deckte; sie hatten aus einer Phase des Hegelthums einen Spiegel gemacht, den sie der Welt vorhielten, und was von ihnen als nichtig und im Widerspruch mit der Idee aufgewiesen wurde, konnte sich als ein Opfer betrachten, das einer Evolution unsres philosophischen Gedankens fiel, auch sich mit der Aussicht trösten, daß diese Philosophie einmal selbst ein überwundener Standpunct sein würde. Diesen Rückhalt hat unsere neueste Universalkritik nicht. Es ist nicht der Standpunct irgend eines Systemes, von dem aus Julian Schmidt die deutsche Literatur beurtheilt; er hat den Standpunct der allgemeinen Bildung der Gegenwart; diese letztere allerdings in einem hohen Grade in sich vereinend, legt er den Maßstab eines überaus klaren, scharfen, selbstbewußten Kopfes an die einzelnen Erscheinungen. Das wäre nun ein entschiedener Vortheil, vorausgesetzt, daß die gebildete Persönlichkeit, die uns die Dinge vermittelt, in der That innerlich reicher, humaner, von wärmerer Hingebung beseelt ist, als es ein mit Abstraction aufgefütterter, philosophischer Systematicus sein kann. Hier liegt aber die schwache Seite des Schmidt'schen Buches. Ein überlegener Verstand hat jedes Blatt desselben geschrieben; unsre literarischen Werthe sind mit der kalten Schärfe eines stählernen Prägstabes darin ausgemünzt; alles das aber, was sich der Verstandesanalyse entzieht, hat wenig Gerechtigkeit darin gefunden. Auch darf man sagen, daß dies Buch gar keine Geschichte der Literatur ist, sondern nur eine Kritik der hervorragendsten Vertreter unserer Literatur. Die Geschichte hat einen wesentlich construirenden, positiven Charakter; indem sie mit Theilnahme der Genesis der Dinge folgt, wird sie immer geneigt sein, die Erscheinungen und die Thatsachen mehr von der Seite ihrer innerern Berechtigung aufzufassen, als umgekehrt. Die Kritik dagegen ist ihrem Wesen nach mehr negativer Natur. Die Gewohnheit der Analyse und der Vergleichung des einzelnen Produkts mit dem Ideal wird ihr stets die Neigung einflößen, die Dinge von der Seite ihrer Nichtberechtigung aufzufassen und an ihrer äußeren Gestaltung, an der Form, in welcher sie in's Leben getreten sind, das Unzulängliche, das Endliche nachzuweisen. Die Geschichte muß an ihren Gegenstand ein volles, warmes Interesse, sie muß Liebe an ihn heranbringen, um ihm gerecht zu werden. Die Kritik im Gegentheil muß weder Liebe noch Abneigung empfinden, um ganz unbefangene und objective Urtheile zu fällen. Darum ist es auch eine mißliche Aufgabe für einen Kritiker von Metier, eine Literaturgeschichte zu schreiben!

Dazu kommt, daß J. Schmidt das Anordnungs- oder Organisationstalent des zur Geschichtschreibung berufenen Darstellers nicht zu besitzen scheint. Sein Buch ist nicht übersichtlich geordnet, nicht klar gegliedert. Einem Capitel, das „Einzelne in's deutsche Leben" überschrieben ist, und mit dem wiederermachenden Interesse für die altdeutsche Literatur sich zu beschäftigen beginnt, ordnet er Bettina unter, eine Erscheinung, die entschieden in einen späteren Abschnitt gehört. Ein anderes Capitel, das, ohne diese Ueberschrift irgend zu rechtfertigen: „Der Ausgang des künstlerischen Idealismus" überschrieben ist, giebt eine Uebersicht über die Geschichte unserer Oper, und handelt namentlich von den romantischen Componisten, wie Spohr, Weber, Marschner; dann von den Dramatikern, Müllner, Houwald, Grillparzer, Zedlitz, Halm, Immermann, Platen, Raupach. Das ist doch nur durch subjectives Belieben zusammengebracht, und was z. B. Spohr's Compositionen und Platen's Dramen für ein gemeinsames, geistiges Band haben, ist uns unverständlich.

Ganz vortrefflich, ja meisterhaft ist dagegen jede Partie in dem Buche J. Schmidt's, wo die kritische Analyse sich ungehindert ergehen kann, wo sie wohl gar einen Anspruch von Humor — an das alte: difficile est, satiram non scribere erinnernd, — annimmt. Jedermann wird Charakteristiken, wie die Ruge's, Bruno Bauer's u. s. w. oder die scharfe Zerlegung der Heine'schen, Börne'schen, Büchner'schen literarischen Wirksamkeit mit Befriedigung lesen. Für eine ganze Reihe anderer Erscheinungen dagegen fehlt J. Schmidt das Verständniß, um ihnen gerecht werden zu können: das liegt schon in der rein norddeutschen, abstehenden Bildung des Geschichtschreibers, dessen Geist nicht expansiv und elastisch genug ist, um sich inmitten einer ihm fremden Geistes- und Gefühlswelt versetzen zu können, und wenn auch die mächtigste, aber anders geartete, dichterische Potenz ihm gegenüber tritt! Er thut diese Erscheinungen dann gewöhnlich kurz ab, oder er übergeht sie auch wohl vollständig. Von der unendlichen Tiefe des Gemüths und Gefühls in Lenau z. B. hat er keine Ahnung, und beseitigt sie mit der nüchternsten Dürftigkeit; die Droste, in welcher Wilmar den höchsten Ausdruck, den lyrische Kraft in einem Frauengemüth erringen kann, sieht, erwähnt Schmidt gar nicht; dagegen aber kann er sich von der Charakteristik der ziemlich zahlreichen Schriftsteller, welche wir die verrückten Schattenspieler der Literatur nennen möchten, von der wirren oder forcirten Poesie des Grafen und Unsinnigen in den Schefer'schen und zum Theile auch in den Tieck'schen Novellen oder den Hebbel'schen Dramen gar nicht trennen. Ausgeburten von Talenten, denen die Natur sehr viel, aber leider keine gesunde Vernunft gegeben hat, sind mit der größten Vorliebe und Breite geschildert; sie bieten eben dem rationalistischen Realismus einen unendlichen Stoff des Angriffs dar. Aber Schmidt vergißt dabei, daß die Thorheiten derselben so auf der Hand liegen, daß wir durchaus nicht der langen Belehrung dabei bedürfen: daß auch alle diese forcirten Producte nie die mindeste Popularität gefunden haben, und daß es deshalb auch durchaus nicht nöthig ist, einem etwaigen Einflusse derselben auf die Verwilderung unseres Geschmackes entgegenzuarbeiten. Und so sehen wir überhaupt nirgends den Tact der justitia distributiva, dagegen ein starkes Hervortreben und Betonen dessen, was den literarischen Interessen des Verfassers nahe steht. Wenn Dichter wie W. Jordan weitläufig abgehandelt werden, so fragen wir mit Recht, weßhalb ein Mann wie Lingg gar nicht genannt wird, von Geibel kaum die Rede ist, oder eine Schriftstellerin, wie die Paalzow, in eine Anmerkung gewiesen wird — als ob man über einen Namen, der sich eine so mächtige Popularität zu gewinnen wußte, der auf die geschichtliche Anschauung großer und einflußreicher Kreise reagirte, aus einer Geschichte

Digitized by Google

unserer Literatur einfach hinweggehen könnte. Wer eine so relzende Novelle, wie Tieck's „Des Lebens Ueberfluß“ mit den Worten „unerträglich fade“, beseitigen kann, wem, einem Werke wie die „Vittoria Accorombona“ gegenüber, die Gedanken ausgehen, weil er für die Poesie eines solchen Lebensbildes aus der Vorzeit und dem Süden kein Organ hat, der sollte nicht so fest von der Zweifellosigkeit seines Berufs zum Kunstrichter überzeugt sein; um das Gebiet, auf welchem Idealismus und Enthusiasmus die waltenden Gottheiten sein sollen, darzustellen, muß man etwas von diesen beiden Dingen in sich selber tragen. Und so, glauben wir, ist auch den in dieser Literaturgeschichte völlig Zermalmten ein Trost glaffen: es ist eine sehr respectable Gesellschaft, in welcher sie das Unglück trifft, wie Platen, wie Mac Waldau, wie vor Allen Gutzkow, die hätu noire des Hrn. Schmidt, und Heinrich Koenig.—

Eine Arbeit, welche wir an dieser Stelle nicht übergehen dürfen, weil sie daeauf berechnet ist, den Kreis der „Familienliteratur“ zu bereichern, sind die „Zeit- und Charakterbilder aus dem Mittelalter.“ Nach alten und neuen Quellen bearbeitet von der Urbersetzerin des „Vasari“. Mit einem Vorwort von Johannes Voigt. Zwei Bände. (Berlin 1853 und 1855.)*) Dee erste Band dieses Werkes enthielt zuerst eine Darstellung des Lebens Ludwig's des Heiligen, die lediglich eine freie Uebersetzung der berühmten Chronik des Sire Jean de Joinville war, und dann „die sehr ergötzliche und erbauliche Lebensgeschichte des guten Ritters ohne Furcht und Tadel,“ bearbeitet nach jener Biogeaphie Bayard's, welche von einem ungenannten Waffengefährten desselben herrührt, der sich „loyal Servitour“ nennt und in der Collection de Mémoires von Petitot zu finden ist. Dieser Band, welcher zwei denkwürdige Charakterippen der Vorzeit uns in einem altertümlichen, markig und genial gemalten und von einer geschickten Restauratenrhand aufgefrischten Bilde vor Augen stellte, war um so mehr zu empfehlen, als solche Arbeiten, auch wenn sie uns die wichtigsten und angiehendsten Quellen vermitteln, sich nicht durch sich selbst empfehlen und ihe Publicum zu finden pflegen. Die Beelegee der „Mémoiren des Grafen v. Geaumont (der englische Hof unter Karl dem Zweiten, geschildert von Anthony Graf von Hamilton, Leipzig 1853)“ und der „Portraits und Scenen aud den Mémoiren des Herzogs von Saint-Simon. Von L. Staeklof (Leipzig 1851)“ sind das zu ihrem Schaden inne geworden, obwohl das ersterwähnte Buch sich als Supplement zu Macaulay's Geschichte von England bot. — Der zweite Band unsres Werkes aber, den Prof. Johann Voigt, der berühmte Geschichtschreiber des deutschen Ordens eingeleitet hat, entnimmt seine Stoffe der deutschen Vorwelt und schildert, wohl weniger nach „Quellen“, wie es auf dem Titel heißt, als nach Hülfsmitteln, Lübeck als Haupt der Hansa, vornehmlich während der Wullenweber'schen Periode, und sodann Franz von Sickingen's Leben. Die Verfasseein tritt also hier selbst als Geschichtscheeiberin auf und hat diese Aufgabe ganz anfprechend, wenigstens mit ernstem Fleiße gelöst. Um neue Gesichtspuncte zu finden, reicht natürlich die historische Bildung und dee kritische Scharfblick nicht aus; die Auffassung, welche ihre Darstellung belebt, ist die traditionelle, die weder Wullenwebee noch Franz von Sickingen ganz gerecht zu werden weiß und beide Charaktree zu sehe idealisirt. Was Wullenweber angeht, so ist das treffliche Werk von Waitz („Lübeck unter Jürgen Wullenweyer und die europäische Politik, von Georg Waitz. Berlin 1855*) ganz geeignet, die gewöhnlichen Vorstellungen über diesen Charakter zu berichtigen, wie dies Buch denn überhaupt eine wahrhaft classische Arbeit, durch Gehalt und Form, genannt werden darf, bei der nur zu bedauern, daß einer gesoßen Beebeelung desselben das ängstlich genaue Erörtern der Einzelheiten der Verhältnisse schadet — obwohl diese oft so sind, daß sie selbst dann und ohne Tragweite und Erheblichkeit scheinen würden, gehöeten sie der Geschichte der Gegenwart an — wie vielmehr, wenn es sich um vor 300 Jahren geschehene Dinge handelt! — Unsere Geschichtschreiber, die zugleich Geschichtsforscher sind, sollten, um Maßhalten mit dem Detail zu lernen, sich eine Lehre nehmen an der Höhe der Theilnahme, womit man den Actenstücken zur Geschichte des Tages folgt — an diesen diplomatischen Noten, Rundschreiben, Antwortschreiben und Peotokollen, wenn sie nicht etwas wirklich Neues, und die Sache, worauf es wesentlich ankommt, um mindestens einen Schritt Fördernden enthalten. Nicht allein das Publicum empfindet davor den tiefsten Respect, der es möglicht fern davon hält, auch die Leute vom Fach dispensiren sich von der Lectüre ehen so gern, wie ein Reichspeälat der guten alten Zeit vom Breviereholen am Tage einer Sauhatz; und die Redacteuee der politischen Zeitungen, die all den wichtigen Stoff mit großer Gewissenhaftigkeit ihren Blättern einverleiben, überlassen das Studium dieses welthistorischen Materials dem Correctoren, dem einzigen Publicum, das z. B. über die orientalische Frage die Preeefacten seiner Zeit mit gründlicher Vollständigkeit studirt hat. Geschieht das am grünen Holze der Geschichte der Gegenwart, wie viel mehr ist es dann mißlich zu viel vom dürren Holze der Actenstücke zu bieten, in welchen Anno dominl 1530, oder noch frühee sich die Diplomaten einer Zeit ergingen, die in möglichster Breite und möglichster Unverständlichkeit den Triumph schöner Schreibart eeblickt zu haben scheinen. — Franz von Sickingen hat die Verfasserin der „Zeit- und Charakterbilder“ noch weniger, als Wullenweber von einem andern, als dem einmal angenommenen Standpunete aufgefaßt, und des Mannes viel zu sehe, geptiffenen, wandelbaren, der welthistorischen Idee, welche man ihm untergeschoben hat, doch wohl unfähigen Charakter hinreichend scharf darzustellen gewußt. Eine gute Monogeaphie über Franz v. Sickingen wäre noch immer eine der lohnendsten Aufgaben für einen deutschen Geschichtschreiber.

Unter den Romanen ist die jüngst bedeutende Erscheinung die letzte Veröffentlichung der deutschen Bibliothek: „Erich Randal. Ein Roman von Theodor Mügge. (Frankfurt 1856).“ Dies Buch ist ein Seitenstück zu dem ethnographischen Romane, womit jene Bibliothek ihre Verötffentlichungen begann, dem „Afraja“ von Mügge, ein Werk, das auf sehr genaue Kenntniß des Schauplatzes beruhte, aber durch seine wuchtende Breite kaum zu überwältigen war. An dieser Breite scheint es denn diesem Erich Randal in der That auch nicht; aber der ausdauernde Schwimmer, der den monotonen Wellenschlag des ersten Drittheils überwindet, findet sich dann im weiteren Verlauf des Buchrs doch würdig belohnt. Freilich, die ersten Capitel unseeer Erzählung sind durchaus nicht monoton, sie sind vom lebendigsten und spannendsten Interesse. Das aber ist nicht des Autors Verdienst. Ein großer Theil unserer Leser wird jene mysteriöse Schauergeschichte, welche einem Pfarrer zu Drottning in Schweden gegen das Ende des vorigen Jahrthunderts begegnet sein soll, kennen: spät in der Nacht erscheinen bei dem einsam wohnenden, über seinen Studien noch wachenden, Seelenhirten zwei verhüllte, bewaffnete Männer, und befehlen ihm, alsogleich ihnen zu folgen. Am Ufer dres stürmgepeitschten Meeres hin führet sie der Weg zu einer alten, von menschlichen Wohnungen weit entfernt liegenden, von sandigen Dünen umgebenen Kirche. Mit verbundenen Augen wird der Pfarrer in dieses einsame Gebäude geführt; man nimmt ihm dort die Binde vom Gesicht, und er erblickt in dem helleeleuchteten Raume eine gedrängte Schaar räthselhafter Gestalten:

„Es waren eigene, seltsame Gesichter,
Worin man glaubt ein fernes Land zu lesen;
Doch ihre Herkunft war nicht auszuwittern,
So fremd und unbekannt war Teacht und Wesen.“

Vor sich aber, am Altaee, eeblickt der Priester ein junges und schönes Brautpaar, und unmittelbar hinter demselben ein offenes Grab! Er wird nun gezwungen das Beautpaar zu trauen, und nachdem dies geschehen, sogleich wieder verhüllt und fortgeführt.... Als er am andern Tage zur Kirche zurückkehrt, und das zugeworfene Grab aufdeckt, findet er die Leiche der Braut darin. Diese Geschichte ist von dem Philosophen Schelling in ganz vortrefflichen Teeznen bearbeitet und in viele Anthologien übergegangen.*) Mügge aber hat diesen

*) Vergl. z. B. Bildersaal der Weltliteratur. heeaus. von Dr. Johannes Scherr (Stuttgart 1848). Seite 821.

Digitized by Google

ganzen Vorgang, wir möchten sagen wörtlich als den Anfang seines Romans gegeben und ihn nur auf die Alandsinseln im Bothnischen Meerbusen verlegt. Auch läßt er statt der Leiche der Braut zwei ausgestopfte Puppen in dem Grabe finden. — Wir setzen dann mit ihm nach Finnland über und erhalten hier eine ausführliche Schilderung von Land und Leuten, Verhältnissen und Sitten, die zum Theil, wie z. B. die Beschreibung der finnischen Bärenjagd, sehr anziehend sind. Der Mittelpunct dieser Schilderungen ist Hallsala-Schloß am Päjänesee, das, von dem friedliebenden, sanften Enkel der mächtigen und kriegerischen Freiherren Randal bewohnt, eine große Anzahl von Gästen beherbergt, in denen entweder Charaktere jener nordischen Welt oder der für Finnland bewegten Zeit von 1809 vor uns treten. Das Jahr 1809 nämlich ist die Zeit der Handlung, jenes Jahr, worin der thörichte Starrsinn Gustav Adolf's IV. das Verderben über Schweden heraufbeschwor; Dänen und Russen griffen es zugleich an, es war der „kranke Mann" jener Epoche, und Rußland führte den lange vorbereiteten Schritt der Besitznahme Finnland's — auch als Pfand! — aus.

Der Freiherr Erich Randal spiegelt nun inmitten der Ereignisse das sanfte, liebenswürdige Naturell der finnischen Race, während sein Vetter Otho Waimon die kriegerische Tüchtigkeit der gebändigten Nordlandsnaturen vertritt; ein schwedischer Kammerherr, Arwed Bungen, ist der Träger jener charakterlosen Schwäche oder gar jenes landesverrätherischen Egoismus, den leider nur zu viele schwedische, von ihrem König mit wichtigen Posten betraute Anführer und Beamte an den Tag legten, indem sie, um die russischen Orden, Uniformen und Rubel zu verdienen, dem Czaren die Besitznahme erleichterten — mochte aus dem unglücklichen Schweden und seinem noch unglücklicheren König werden, was da wolle. Gab doch der erste Mann im Lande, der Admiral Cronstadt, der das rückhaltlosete Vertrauen seines Königs besaß, das Beispiel, — er, der für zwei Millionen Rubel den Russen das unbezwingliche Sweaborg ohne Vertheidigung auslieferte, mit einer kriegsmuthigen Besatzung von 6000 Mann, während das russische Corps vor der Festung nur 9000 Mann zählte, — mit zweitausend dreihundert Kanonen, mit großen Kriegsvorräthen aller Art, mit dem besten Theile der Schereństotte, hundert und viergig Schiffen! — Das russische Element ist in dem Romane Mügge's durch einen Grafen Alexei Serbinoff vertreten, der den Intriguant im Buche spielt und mit geschickter Vermeidung alles zu stark aufgetragenen Colorits gezeichnet ist — eine Gestalt voll Lebenswahrheit und Folgerichtigkeit der Charakterisirung. Höchst anziehend ist neben ihm auch das Charakterbild des Königs Gustav IV. geschildert, dessen endliche Thronentsetzung durch den General Adlercreutz und die mit ihm verschworenen Officiere in lebendigen Bildern an uns vorübergeht. Ueberhaupt sind die historischen Charaktere des Buches gut, bestimmt und fest gezeichnet; weniger glücklich ist der Verfasser bei den Geschöpfen seiner Fiction. Die Frauen sind im Ganzen die gewöhnlichen Romantypen; der Held, Erich Randal, ist in seiner bloßen Passivität uninteressant, und das Uebermaß jenes Edelmuthes, der einem rechten Romanhelden nie erlaubt, wenn er in Kerker und Todesgefahr ist, wie ein anderes, mit Mutterwitz begabtes Individuum, die Retterhand, welche sich ihm bietet, anzunehmen, kann ihn uns nicht anziehender machen. Auch weist dieser Charakter nicht eine Spur von Entwicklung auf, er ist auf der letzten Seite des Buches ganz derselbe, welcher er im Anfang war. Besser ist Otho Waimon gezeichnet, der dadurch auch entschieden der Hauptträger unserer Theilnahme ist. Eine merkwürdige Inconsequenz liegt jedoch in einer andern Charakterzeichnung, der des Feldwebels Roth. Diese anfangs ganz possenhaft gehaltene, barocke Figur taucht gegen das Ende des Romanes hin plötzlich als eine Art General, als der besonnene tüchtige Kriegsanführer vor uns auf. Es geenthümlich ist dann noch die Manier des Verfassers, der, während er da, wo der Strom seiner Erzählung ruhig fortfließt, sich in größter Breite ergeht, in den Scenen, in welchen ein lange vorbereiteter Effect endlich eintritt, sehr kurz und lakonisch wird und sich mit Andeutungen begnügt; so z. B. bei Erich's Verurtheilung zum Tode durch ein russisches Kriegsgericht, bei seiner Rettung aus dem Gefängniß von Abohuus, dann bei dem Ueberfall von Hallsala und den nächtlichen Kampf-, Brand- und Rettungsscenen, welche sich daran knüpfen u. s. w.

Trotzdem ist das stoffliche Interesse und die geschickte Verarbeitung desselben in unserem Werke so groß, daß es uns entschieden die wichtigste und beste aller Publicationen der „deutschen Bibliothek" scheint, die uns zu Gesicht gekommen sind; an stofflichem Interesse könnte sich vielleicht Bechstein's „Dunkelgraf" mit ihm messen, dies Buch litt jedoch an einer entsetzlich geschriebenen Zwitterdung zwischen Memoiren und Roman, litten an einer romantischen Verworrenheit und an einem Mangel an Klarheit, die hinreichen, es seinen Zweck verfehlen zu lassen, trotz aller darin glänzenden Bildung.

Wir sind jedoch unsern Lesern noch Rechenschaft schuldig, über die Art und Weise, wie der Verfasser von Erich Randal die geheimnißvolle Geschichte des Pfarrers von Drottning aufklärt. Mügge verschlingt sie mit dem Schicksal seiner Lieblingsgestalten: Otho Waimon's Eltern sind es, welche unter so seltsamen Umständen vereinigt wurden, und zwar, weil König Gustav III. von Schweden es also befohlen hatte. Die Braut hatte des geistreichen und romantischen Königs Neigung gewonnen, aber nicht getheilt, sondern ihr Herz dem Vater Otho's geschenkt; um sich an dem Paare zu rächen, hatte Gustav III. sie auf dem Schiffe eines Marineofficiers, der sein Vertrauen besaß nach einer der Alandsinseln bringen, und sie dort in der einsamen Kirche am Rande eines frisch aufgeworfenen Grabes in stürmischer Nacht trauen lassen; aber mit dem Schrecken, daß dies Grab für sie bestimmt sei, waren sie davon gekommen. — Nachdem sie einen Sohn geboren hatte, ist sie ewiges Schweigen über diese seltsame an ihnen geübte Rache bewahren würden, hatte man sie in ihre Heimath, Finnland, gesendet. Man muß gestehen, daß die zu dieser Erklärung aufgewendete Erfindungskraft nicht so groß ist, wie die romantischen Schauer und das mysteriöse Interesse sind, welche die Geschichte selbst erregt. — —

Eine Sammlung von Gedichten, welche sich auffallend rasch in dem Kreise, für den sie zunächst berechnet wurde, eine große Anerkennung gefunden hat, sind die „Sagen und Bilder aus Westphalen. Gesammelt und herausgegeben von Gisbert Freiherrn Vincke (Hamm 1856)." Der Verfasser und resp. Herausgeber, bekannt durch seine treffliche Uebersetzungen altenglischer und schottischer Gedichte, hat in diesem Buche alles zusammengestellt, was von den Sagen, Geschichten und poetischem Eigenthümlichkeiten eines in dieser Beziehung so reichen Landes eine gute dichterische Bearbeitung gefunden. Es ist aber ein Hauptverdienst dieser Sammlung, daß Geschmack und Kritik all das Mittelgut ausgeschlossen hat, welches sich in derartige Sammelpläße für locale und landschaftliche Poesie so gern eindrängt, und um der Vollständigkeit wegen geduldet zu werden hofft. Es ist immer noch, trotz der scharf sondernden Kritik, eine Fülle von Mähren, Sagen, historischen Anekdoten und Geschichten übrig geblieben, die den feinen Reichthum der „rothen Erde" an anziehenden Traditionen beweist. Daß die merkwürdige uralte Prophezeiung von der Schlacht am Birkenbaum in Westphalen — der Birkenbaum steht in der Gegend zwischen Unna und Werl, wo man noch vor drei Jahren bei hellem Tageslichte einen langen nebelhaften Zug von Kriegsvolk, Infanterie, Reiterei und Geschütze gesehen haben will — nicht übergangen ist, brauchen wir nicht zu sagen. Bildet doch dieser classische Birkenbaum den eigentlichen Gipfel des westphälischen second sight Wesens, in welchem die blaudugi-

Digitized by Google

gen und blonden Nachkommen Westphalab's mit den Schern Hochschottland's wetteifern. In der Bearbeitung aus der Feder des Herausgebers heißt es:

Nach diesen Tagen wahrlich wird kommen eine Zeit,
Da schwindet Treu' und Glauben, da herrscht Gottlosigkeit;
Das kann nicht lange währen, dann macht der Herr ein End',
Des Krieges blutige Fackel in loher Gluth entbrennt.

Das Volk der Russen und Schweden, vereinigt zieht dort,
Und zu den Beiden stehet in Waffen der ganze Nord.
Die Franken und Italer, die von Hispanien's Meer,
Den ganzen Süden führet ein starker Fürst daher.

Von Mittag wird er kommen, und trägt ein weißes Kleid,
Und von der Brust des Fürsten ein Kreuz erglänzet weit;
Er sprenget kühn und tapfer voraus auf weißem Roß,
Den Frieden wird er bringen, denn Sieg ist sein Genoß.

Da stehn die Heereslager, wie nimmer sah die Welt:
So weit das Auge reichet — gerüstet Zelt an Zelt;
Und rings am Horizonte deckt schwarzer Rauch das Land,
Der steiget aus der Dörfer und aus der Städte Brand.

Die Sonn' erhebt sich blutroth, des Südens Fürst zieht aus,
Und hört die Mess' andächtig zu Bremen im Gotteshaus;
Zur Haar dann reitet er weiter, sein scharfes Schwert spät,
Wo nächst dem Birkenbaume des Feindes Lager steht.

— — — — — — — — — —

Die Seinen führt er vorwärts, der Kampf entbrennt heiß,
Die Herrschaft über den Erdkreis — das ist des Kampfes Preis!
Die da bedeckt mit Wunden zerfleischen sich noch voll Muth,
Bis an die Knöchel waten die wilden Krieger in Blut.

Drei Tage währt das Morden, die Birkenbaumer Schlacht,
Dann ist der Süden Sieger, gebrochen des Nordens Macht;
Von Abend strömt nach Morgen ein Bächlein seine Fluth,
Dort fällt der letzte Haufen, die Schnitterarbeit ruht. — —

Ein Werk der ethnographischen und topographischen Literatur, das sich noch einmal an einen so viel beschriebenen und besungenen Stoff wagt, tritt mit den größten Ansprüchen auf Eleganz und bestechende Pracht der Ausstattung vor uns hin. Es ist dies, „Das Rheinbuch, Landschaft, Geschichte, Sage, Volksleben. Von Wolfgang Müller von Königswinter. (Brüssel und Leipzig 1855.)“ Das Ganze ist ein kostbares Nippisch-Buch, in welchem Holzschnitt-Vignetten und Ansichten mit Aquarell-Blättern um den Preis der Schönheit ringen, den übrigens am Ende die beschleunigenden Holzschnitte über die prunkenden Aquarelle davon tragen, welche letzteren etwas gar zu bilderbucharig bunt und nie auf den Effect bei einer kindlichen Phantasie berechnet sind. Der Text ist gut, wie das von einem des Stoffes so kundigen Verfasser nicht anders zu erwarten, obwohl wir eine gewisse Schärfe und Originalität vermissen, wie sie Simrock seinem trefflichen romantischen und malerischen „Rhein“ zu geben wußte. Ohne die Gabe scharf zu charakterisiren, ist es nicht wohl möglich derartige im Ganzen doch rein encomische Werke so zu schreiben, daß der Leser dem Verfasser bis an's Ende treu bleibt. Und so müssen wir denn gestehen, daß dies „Rheinbuch“ der vor einigen Jahren ihm vorausgegangenen ganz ähnlichen Unternehmung derselben Verlagshandlung: Spanien und die Spanier geschildert von Emanuel von Cuendias, (Brüssel und Leipzig, 1849) mehr in Beziehung auf die Illustrationen, noch auf den Text gleichkommt. Es ist freilich auch schon von vornherein dadurch unglücklich angelegt, daß es sich seine Aufgabe zu weit stellte — die Excursionen in alle Seitenthäler des Rheins, welche sich viel zu sehr in die Ferne verlieren, nehmen den Raum, der zu erschöpfender Behandlung des Wesentlichen bestimmt sein sollte.

PROSPECTUS.

Die Staatsbahn von Wien nach Triest

mit ihren Umgebungen geschildert von August Mandl. Eingeleitet und poetisch begleitet von J. G. Seidl. Mit 30 Original-Ansichten in Stahlstich, herausgegeben vom österr. Lloyd in Triest.

Der Schienenweg, der die größte Handelsstadt der österreichischen Monarchie mit der Metropole derselben, und dergestalt das adriatische Meer mit der Nordsee verbindet, bildet einen so hochwichtigen Hebel der vaterländischen Cultur, daß ein malerisches Werk, welches die Aufgabe hat, diese Eisenbahn in Bild und Wort darzustellen, keiner Rechtfertigung seines Erscheinens bedarf. In der That bietet diese Communicationsstraße, sowohl an großartigen Bauobjecten, als auch an romantisch-malerischen Gebirgspartien, an pittoresken Landschaften und an mannichfach in historischer und industrieller Beziehung interessanten Punkten des Hervorragenden mehr, als jede andere bar. Wer hat nicht von den Wundern des Semmering gehört? Wer sehnte sich nicht die erhabenen Naturschönheiten der Steiermark zu sehen und zu genießen? Wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, den Karst, jenes unaufgelöste Räthsel für alle Geologen, mit seinen geheimnißvollen Höhlen und Grotten! Wer wollte all' diese Schönheiten nicht schauen und bewundern, wenn jetzt die Eisenbahn ohne Beschwerde an Ort und Stelle zu befördern vermag, wozu sonst Tage und Wochen erforderlich waren!

Dies Werk, das den Reisenden auf dieser Route zu begleiten bestimmt ist, soll indeß nicht allein den Anforderungen des Fremden und auf der Fernt Kommenden, sondern auch denen des Einheimischen und Anwohnees entsprechen. Deshalb hat dem Maler und Zeichner der Fachmann, und diesem der Dichter sich angeschlossen, um ein allseitig harmonisches Ganze herzustellen.

Der südliche Schienenweg wird zunächst vollständig in seinen sämmtlichen Bauobjecten mit gewissenhaftee Genauigkeit und nach den neuesten und besten Daten beschrieben; allen bedeutenden, industriellen Etablissements ist besondere Beachtung gewidmet. Der Freund der Geschichte findet Befriedigung in der gedrängten, aber genügenden Hinweisung auf alles historisch Merkwürdige, das nicht nur an den wichtigeren Städten und Ortschaften, sondern selbst an einzelnen Schlössern und Burgen haftet, und dem Freund der Natur giebt der Verfasser, ein genauer Kenner des unerschöpflichen Schatzes, den jene Länder in dieser Beziehung bewahren, allenthalben durch lebhafte und getreue Schilderung, ein Bild des Schönen und Erhabenen, das ihn erwartet. Wo die Porste unabweislich an die Bahn sich heranbrängt, tritt beschreiben der Dichter vor, um, was er an Eindrücken, Sagen und Stoffen gesammelt hat, an passender Stelle mitzutheilen.

Das Werk erscheint in 10 monatlichen Lieferungen, jede mit 3 Stahlstichen und 1 bis 1½ Bogen Text im größten Octav-Format zu dem Preis von 30 kr. pro Heft. Man macht sich bei der Unterzeichnung zur Abnahme aller 10 Lieferungen verbindlich.

Triest. Die Direction der literar.-artist. Abtheilung des österr. Lloyd.

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kötzler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Siebentes Heft.

Balthasar Stengel.

Erzählung von Eginhard Quelle.

Es war der zweite Sonntag im November und mein Geburtstag. —

Ach, lieber Leser, es war nicht der 24te, wo der Jüngling nach den durchstürmten Lehrjahren der Jugend, mit kräftigem, geläutertem Bewußtsein in das Mannesalter tritt; auch der 30te nicht, wo glückliche Menschen bereits in Mitte ihres Lebens-Wirkungskreises stehen, die holde Gattin an der Seite, selbst der 35te nicht, wo das Bedürfniß nach dem eignen Herd zum quälenden Verlangen wird, in Menschen, die wie ich das Glück der Häuslichkeit, des ruhig behaglichen Familienlebens über Alles schätzen, wo der Gedanke an die Möglichkeit, daß wir dieses Ziel vielleicht nie erreichen werden, zuerst als schwarzes Gespenst in schlaflosen Nächten uns erschreckt. Ach es war mein 39ter Geburtstag und das Gespenst, von dem ich sprach, ging nun am hellen Tage bei mir um, denn ich war noch immer unverheirathet, und wenn ich mich auch selbst noch unter die ledigen Männer zählte, wer weiß ob mich nicht die böse Welt, wenn ich's nicht hörte, schon einen Hagestolzen schalt?

Ich war um 6 Uhr Morgens aufgestanden, obgleich ich dem Schlafe sonst sehr gewogen, und an neblich feuchten Wintermorgen, zumal am Sonntag, wo die Kanzlei des Advokaten, dem ich als Schreiber diene, geschlossen ist, hatte die Morgenstunde für mich nichts als Schlaf im Munde. Aber heute war es anders! Die Tage im November sind ohnehin so kurz und von meinem heutigen Geburtstage wollte ich jede Minute mit dem klaren Bewußtsein des Genusses durchgenießen. War es doch der letzte, der allerletzte in den dreißigern. Ach man ist im Leben nur einmal 39 Jahre alt, und dann für alle Ewigkeit ein Vierziger, ein Fünfziger, und so weiter.

Traurige Perspective für einen Mann, der ledig ist. Zum Glück war der November heuer kalt, der warme Schlafrock, den ich im vorigen Jahre aus mühsam zurückgelegten Sparpfennigen mir angeschafft, war daher nicht bloß ein theatralisches Costüm, welches zu dem gemüthlichen Zuhauseleben, das ich zur Feier meines Geburtstages mir in Scene setzen wollte, unumgänglich war, sondern er that mir wirklich reelle gute Dienste, denn in meinem bescheidenen Zimmer war es ziemlich kalt.

Die praktischen Engländer haben doch immer Recht. „Fire is a pleasant companion", sagen sie, und es ist wahr! Diesen angenehmen Gesellschafter lud ich alsogleich in meinen Ofen, dessen Thürchen ich offen ließ, wodurch er das comfortable Ansehen eines Kamins gewann, und unverzüglich begann er sein heimliches Geknister und Gepraffel, wodurch er nicht bloß mich selbst mit eigenthümlicher Behaglichkeit, sondern auch bald mein Zimmer mit süßer Wärme erfüllte. Nun kam die alte Brigitte, die Dienstmagd meiner Hausleute, und brachte die Sahne zum Kaffee, den ich mir auf eigener Maschine selbst bereitete.

„Ach, wie Sie es so schön warm in ihrem Zimmer haben, Herr Stengel," sagte sie beim Eintreten, „und draußen bläst der Wind so kalt wie um Weihnachten."

Dabei hatte sie die Sahne auf den Tisch gesetzt und blickte mit Wohlgefallen in die prasselnde Gluth, und auf den lebernen großen Rollsessel, den ich bereitd vorsorglich der Flamme gegenüber für mich postirt hatte. Sie rieb sich die von der Kälte und wohl mehr noch vom Alter starren Hände einen Augenblick vor der Gluth, und schickte sich mit einem stillen Seufzer zum Fortgehen an.

Arme Brigitte! dachte ich. Deinen 70 Jahren voll mühsam verbrachter Arbeit würde das Plätzchen am warmen Ofen wohl besser convenien, als dein beschwerlicher Dienst, der dich den ganzen Tag die Treppen auf- und niedertreibt — und von mitleidiger Regung ergriffen, nahm ich ein blankes Thalerstück aus meiner Börse und gab es ihr. „Da nimm sie liebe Brigitte, mache sie sich einen guten Tag, und trinke sie auf meine Gesundheit ein Gläschen Wein! In Ihren Jahren kann man schon manchmal eine Stärkung brauchen." —

Die arme Brigitte, an solche Freigebigkeit wohl von keiner Seite gewöhnt, war sprachlos vor Freude. Ich sah es ihr an, sie suchte nach Worten und fand keine. Ihre Augen mußten endlich den Dienst ihrer verschlossenen Zunge übernehmen, und indem die hellen Thränen über ihre gerunzelten Wangen liefen, ging sie zur Thüre, indem sie schluchzend die Worte stammelte: „Herr Stengel, Sie sind ein guter Mensch!"

Der Kaffee schmeckte mir vorzüglich, ich hatte das angenehme Bewußtsein, an meinem Geburtstage einem Menschen, der sich, freudeuleer und beschwerdereich, mühsam durch's Leben schleppte, heute schon eine vergnügte Stunde bereitet zu haben, und zündete mir behaglich meine Cabanos an.

Digitized by Google

Ich gestehe, daß ich sonst nur immer die allerbilligsten Cigarren rauche, aber gestern hatte ich mir eigens, zum festlichen Gebrauche für meinen Geburtstag, 3 Stück Cabanos gekauft. Sie kosten nicht gar viel, und haben dabei doch den schönen spanischen Namen, daß man, wenn man ihn ausspricht, förmlich die warme Sonne der Havannah zu fühlen meint.

Ich hatte meinen Platz auf dem Lehnsessel eingenommen, kreuzte meine Füße behaglich dem Feuer gegenüber, und die kräuselnden Wolken der Cabanos vor mich hinblasend, überließ ich mich mit halbgeschlossenen Augen gänzlich der Behaglichkeit meiner Geburtstags-Gedanken.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich hier noch bemerken, daß mein Geburtstag eigentlich nicht heute war, sondern, dem Kalender nach, auf den vorgestrigen Freitag fiel: allein ich hatte ihn verschoben, wie man Jahrmärkte verschiebt, die auf einen Festtag fallen, nur aus dem umgekehrten Grunde. Denn wie das geschäftsreiche, arbeitsvolle Getümmel einer Messe nicht zu der gottgebotenen Ruhe eines Sonntags paßt, so schien mein Geist und Fantasie erlahmender Beruf, wie er meine Wochentage füllte, mir zur Selbstfeier meines Geburtstages nicht passend und ich verschob ihn auf heute, wo die Sonntagsruhe den vorhabenden Zweck vielmehr begünstigte. Heute hatte ich den ganzen Tag zu meiner freien Disposition, und ich begann nun mit Muße meinen ganzen Lebenslauf vor mir Revue passiren zu lassen.

Und so zogen sie vorbei die Jahre, vor meinem geistigen Auge. Ach! nicht mit klingendem Spiele und flatternden Feldzeichen, sondern meist mit gesenkten Fahnen und unter gedämpften Trauertönen, wie ein Leichenzug!

Als armer Eltern einziges Kind hatte es im Vaterhause an wechselseitiger Liebe zwar nicht gefehlt, wohl aber an allem andern, oft dem nothwendigsten, was man zum Leben braucht. Auf eine freudenarme Kindheit war eine entbehrungsreiche Jugend gefolgt, denn meist durch Unterstützung entfernter Anverwandten war es meinen Eltern gelungen mich den Studien widmen zu können, zu denen meine eigene Vorliebe mich trieb, und denen das mäßige Talent, das ich besaß, keine ungünstige Vorhersage erlaubte. Bald hatte ich in der Residenz durch Fleiß es dahin gebracht, daß der Ertrag von Unterrichtsstunden, die ich gab, meine Bedürfnisse zur Genüge decken konnte und jede Unterstützung von Seite meiner guten Eltern mir entbehrlich machte. Mit den kühnsten, jugendlichen Hoffnungen für eine ehrenvolle Zukunft hatte ich bereits das dritte Jahr der Rechtsstudien absolvirt, als ein Nervenfieber mich auf's Krankenlager warf, das mich durch viele Wochen gefesselt hielt, und mich viel eher der stillen Grabesruhe, als einem freudenvollen Leben überliefern zu wollen schien. Doch meine Jugendkraft siegte, und ich genas.

Allein durch diese Krankheit hatten nicht bloß meine Kräfte für lange Zeit gelitten, auch meine Verbindungen waren abgebrochen, die Unterrichtsstellen, die mich ernährten, waren mittlerweile an Andere vergeben und als ich endlich das Krankenhaus verließ, stand ich wieder hülflos in der Welt. —

Ach, ein Unglück kömmt selten allein! Selbst noch in dieser traurigen Lage überraschte mich die Trauerbotschaft, daß mein guter Vater plötzlich gestorben sei, und daß meine Mutter, von unbarmherzigen Gläubigern aus ihrem kleinen Besitzthum gestoßen, dem drückendsten Elende sich preis gegeben sah.

Hier mußte schnell Rath geschafft, hier mußte geholfen sein!

Ein Advocat bot mir einen Platz an, dessen Erträgniß wohl hinreichen konnte, sowohl mich als meine gute Mutter kümmerlich zu ernähren. Ich nahm ihn mit Freuden an, obgleich er die Möglichkeit mir abschnitt, meine Studien fortsetzen zu können, indem meine ganze Zeit nun ihm gehörte. Wohl schmerzte es mich tief, meine Studien unterbrochen, meine weitere Zukunft alles gehofften Glückes beraubt zu sehen, allein meine Mutter mußte nicht mehr darben, und das war für den Augenblick die Hauptsache.

Konnten nicht glücklichere Verhältnisse eintreten, welche die Sache wieder zu meinen Gunsten gestalten, die mir endlich wieder erlauben würden, meine Studien fortzusetzen, mein gehofftes Ziel dennoch zu erreichen?

Ach, ich hoffte es, ein Jahr um's andere! Aber die günstigen Verhältnisse — sie kamen nicht, und ich war schon 30 Jahre alt, und war noch was ich mit 24 gewesen, der Schreiber eines Advocaten.

Freilich hatte mein Chef, der mich lieb gewonnen, der meinen Fleiß, meine Pünktlichkeit, meine Verwendbarkeit zu schätzen wußte, meinen ursprünglichen Gehalt mir verdoppelt, verdreifacht; meine gute Mutter brauchte nicht mehr kümmerlich — sie konnte behaglich leben und ich selbst war vor Mangel geschützt. Aber während dem meine früheren Collegen schon Doctoren, Beamte waren, und schon im hohen Fahrwasser zu allen Würden segelten, blieb ich immer noch der armselige Schreiber.

Wohl muß ich mir selbst dabei einen ernsten Vorwurf machen, denn meine verfehlte Laufbahn ist nicht ganz unverdient. —

Hätte ich mehr Energie besessen, hätte ich den sichern Boden der Inseleinöde, auf die ich mich in meiner Noth gerettet, mit einem festen Entschlusse, mit einem kühnen Sprunge wieder verlassen, und mich mit muthig kämpfender Kraft in die Wellen des Lebensoceans gestürzt, ich würde wohl nicht darin ertrunken sein, ich hätte wohl die blüthen- und früchtenreichen Küsten meines gehofften Arkadiens noch erreichen können! Allein diese Energie — sie fehlte mir, und stets das Bild meiner alten hülflosen Mutter vor Augen habend, die ein solch Wagniß wieder dem Mangel preis gab, blieb ich seufzend zurück, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr auf die nahenden Segel eines günstigen Zufalls hoffend, die mich von meinem Felseneilande aufnehmen und gefahrlos zu freundlicheren Gestaden führen sollten. Allein jene Segel, jener Zufall, sie kamen nicht — und da ich selbst mir nicht helfen wollte, so halfen auch die Götter nicht! So war ich heute 39 Jahre alt, und war noch immer Schreiber bei meinem Advocaten!

Wo sind die Träume meiner Jugend? Wo hoffte ich vor 20 Jahren mich als Vierziger zu finden — und wo stand ich heute? Du guter Jean Paul wie hast du Recht: „Der Mensch, der den Weg zu einem weiten Ziele vollendet hat, wendet sich an diesem um — und sieht unbefriedigt und voll neuer Wünsche über die zurücklaufende Straße hin, die seine schmalen Stunden wegmaß, und die er wie eine Medea mit Gliedern des Lebens überstreute!"

Digitized by Google

Meine Cigarre war unter diesen Betrachtungen zu Ende geraucht, und die kleinen, blauen Kreise, die ich in die Luft geblasen, dehnten sich unheimlich zu grauen Kränzen aus, die mit ihrem dunklen Trauerflor mein Haupt umzogen. So erschien es meinem düstern Auge; doch dieses mochte trübe sehen, denn eine Thräne lag schwer darin.

„Hollah Balthasar!“ rief ich aus, mich gewaltsam aus diesen Träumereien reißend und aus dem Stuhle aufspringend — „Balthasar! wo geräthst du hin? — Du willst deinen Geburtstag gemüthlich feiern und beginnst wie mit der Erinnerung an einen Sterbetag! — Lassen wir die Vergangenheit, die nicht zu ändern ist, und wenden wir uns der Zukunft zu!“

Damit hatte ich meine zweite Cabanos ergriffen, und zündete sie an. War die erste als Brand- und Sühnopfer für die Vergangenheit verglimmt, so sollte die zweite mir als Freudenopfer einer bessern Zukunft dienen! —

Noch war ja Alles nicht verloren! Freilich die halbe, die schönere Lebenszeit war dahin! Allein sie war nicht nutzlos verschwenderisch vergeudet — sie hat der Kindespflicht gedient.

Auch die Aussicht auf Rang und Würde im Leben, auf einen großen Wirkungskreis, sie war verloren; allein ist denn das Glück an einen Rang gebunden? ist die Zufriedenheit von Würden unzertrennlich? — Konnte ich nicht selbst in meiner Stellung glücklich sein? —

Ja ich konnte es! — das fühlte ich. — Nur mußte ich nicht so allein stehn in der Welt. Nur ein Wesen mußte ich haben, dem ich mich anschließen konnte, ein Wesen, das mir zugehört, dem ich gehören konnte. Ach ein liebend, ein geliebtes Weib! sie würde mein einfaches Zimmer zu einem Palaste mir gestalten, ihre Liebe mir Ersatz bieten für alles Glück, für allen Glanz der Welt.

Und nun war ich in meinen Gedanken bei jenem Puncte angekommen, den ich längst ernstlich überdenken wollte, und dessen Debatte und Schlußfassung ich seit Monaten auf die Tagesordnung meines heutigen Geburtstages gestellt hatte.

Ich war noch nie verliebt gewesen, und war es glücklicherweise auch heute nicht. Wie hätte auch unter der Eisdecke von Sorge und Kummer, von Mangel und Entbehrung, die mein Leben deckte, das zarte Blümchen der Liebe keimen, wie — bei den rauhen Nordstürmen, die mein Leben frostig durchzogen, dies Frühlings-Pflänzchen gedeihen können?

Allein, ist denn das Verliebtsein zur Heirath unumgänglich? Genügte nicht, für den Anfang wenigstens, der häusliche Sinn, das Bedürfniß nach dem Behagen des Familienlebens am eigenen Herd? Ist aus diesem warmen Boden die Liebe nicht, schon oft in späten Jahren noch erblüht, und um so kräftiger, je ruhiger, je natürlicher sie sich entwickelte? Alles kam dabei auf linge, besonnene Handlungsweise, auf die richtige Wahl nur an. Und das war's, was ich vor Allem bedenken mußte. —

Zwei weibliche Wesen waren es, die jetzt in meinen Gedankenkreis eintraten. Zwei weibliche Wesen, ebenso verschieden an Jahren, wie an Gaben der Natur und des Glückes.

Beginnen wir mit der ältern:

Rosamunde Birnenholz war die Witwe eines reichen Bürgers in der Vorstadt. Ich hatte sie in Diensten meines Advocaten, in Abhandlungsangelegenheiten nach dem Tode ihres Mannes kennen gelernt. Die damals nach ihrer Ansicht junge Witwe, die nichts destoweniger schon in den Vierzigen stand, war, wie ich leicht bemerken konnte, durch den Verlust, den sie erlitten, viel weniger betrübt, als sie durch die reiche Erbschaft, die ihr zufiel, erfreut gewesen. Sie machte kein Hehl daraus, daß ihre Ehe eine unglückliche gewesen, indem, wie sie meinte, das ungebildete, nur auf Erwerb gerichtete Wesen ihres Mannes dem Sinne nach feinerer Bildung, der nach ihrer Behauptung in ihr lag, nicht genügen konnte.

Sie schien, nachdem wir näher bekannt waren, ein besonderes Wohlgefallen an mir zu finden, und als meine Berufspflichten mich nicht mehr in ihr Haus führten, waren es ihre freundlichen Aufforderungen, die mich bestimmten, sie zeitweilig zu besuchen. Ich wurde stets als ein Freund empfangen, sie beanspruchte meinen Rath in manchen Vorkömmnissen des Lebens, sie war entzückt, wenn ich ihr zu Zeiten einen Abend schenkte, und, um ihn erträglich für mich auszufüllen, ihr das erste beste Buch, das mir zur Hand kam, vorlas. In letzterer Zeit hatte es auch an Anspielungen nicht gefehlt, daß wenn sie ihren Witwenstand je wieder ändern sollte, es nur ein gebildeter Mann sein könnte, dem sie ihre Hand reichen würde; „ein Mann wie Sie“ pflegte sie bedeutungsvoll hinzuzufügen.

Daß ich hier keinen Korb erhielt, war ich gewiß — es handelte sich nur darum, ob die Sache sich auch von meiner Seite als rathsam erweisen würde. Daß sie in Jahren vorgeschritten, war ein so großer Fehler nicht, hatte ich doch selbst schon meine Blüthenjahre hinter mir. Daß ich sie nicht liebte, konnte kein Hinderniß sein, war ich in keine Andere doch verliebt; und in meinen Jahren heirathet man selten mehr aus Liebe.

Eine gewisse Gemüthlichkeit glaubte ich an ihr bemerkt zu haben, und daß sie reich war, wußte ich gewiß. Zwar erweckte dieser letztere Umstand ein unangenehmes Gefühl in mir, denn mir widerstrebte der Gedanke, eine Frau ihres Geldes wegen zu heirathen, den häuslichen Wohlstand nur ihr zu verdanken; allein so zarten Rücksichten eine Entscheidung zu gönnen, hatte ich unter diesen Verhältnissen kein Recht, konnte ich überhaupt doch nur an eine Heirath denken, die meinen Wohlstand eher vermehren als verringern sollte; auch glich die Sache sich aus, die Witwe suchte nach Bildung, die ihr abging und die ich besaß; ich mußte jene Wohlhabenheit suchen, die mir zur Heirath fehlte, und die sie mir bieten konnte.

Die Sache war nicht unbedingt zu verwerfen!

Betrachten wir die zweite Competentin.

Doch ach, kann ich, darf ich Auguschen wohl als Competentin nennen? Ein Mädchen, das so arm ist, ja noch ärmer als ich selbst!

Daß Auguste mir gut war, davon hatte ich zwar vielfache Beweise; allein konnte dies genügen, da ich in der Ehe die Behaglichkeit, die Ruhe des Familienlebens suchte, und unter ungünstigen Verhältnissen fürchten mußte, statt diese zu finden, auf neue Lebensklippen zu stoßen? Und ein ganzes Heer von traurigen Gedanken überfiel nun mein gequältes Herz. Wohl wäre Auguste das Weib, das all meinen Wünschen entspräche, sie ist wohlerzogen, hübsch, anspruchslos, an Fleiß und Häuslichkeit gewöhnt, ich kenne sie seit ihren Kindesjahren; allein ist dies hinreichend, unter meinen

Digitized by Google

Verhältnissen hinreichend, da ich selbst nur eine sehr mäßige Erwerbsquelle besitze, die zudem auch noch meine alte Mutter nähren muß?

Wäre es nicht strafbarer Leichtsinn von mir, unter solchen Umständen an eine Heirath mit einem armen Mädchen nur zu denken? Mußte ich nicht glücklich sein, nach so viel Kummer, nach so viel Ungemach, das ich erlitten, endlich die bescheidene Stellung gefunden zu haben, die meine Mutter und mich reichlich ernährte; durfte ich an eine Vergrößerung meines Familienkreises denken, so lange meine Erwerbsquellen sich nicht im selben Verhältnisse steigerten?

Und dazu war leider keine Aussicht vorhanden, es mußte denn nur unerwartet, unverhofft, wie der Dichter sagt, „aus der Götter Schooße" das Glück mir herabfallen. In der Lotterie mußte ich gewinnen, ehe ich an eine Verbindung mit Augusten nur denken konnte! — in der Lotterie! welch schwacher Hoffnungsfaden, wenn man, wie ich, vom Glück im Leben noch so wenig begünstigt war!

Unter diesen und ähnlichen Gedanken war mir der Vormittag verstrichen, und das Resultat war der Entschluß, noch heute Rosamunden zu besuchen, und in ihrer Gesellschaft mit prüfendem Auge sie sowohl, als mich selbst zu erforschen, ehe ich zu einem entscheidenden Schritte mich entschlösse.

Wohl gedachte ich noch mit einer Wehmuth Augustens. Und immer fiel mir unwillkührlich wieder die Lotterie ein, und ich beschloß zur Feier meines Geburtstages einen Gulden an die falsche Glücksgöttin zu wagen. Drei Nummern, dem heutigen Tage und dem Gedanken entsprechend, der diese Idee hervorgerufen, waren bald gefunden: 24 — Augustchens Alter, — 39 — das meinige, und ach! 46 — das Rosamundens, war die kabalistische Zusammenstellung, mit der ich das Glück zu beschwören gedachte.

Mein erster Weg ging in das Lottobureau, mein zweiter zu Rosamunden.

Die Witwe Birnenholz war kinderlos, und wohnte auf der Landstraße im eigenen Hause. Ich hatte sie in letzterer Zeit mit meinen Besuchen etwas vernachlässigt und mußte fürchten, daß sie diesen Umstand mich bei meinem heutigen Besuche würde fühlen lassen; auch machte mich die Idee etwas befangen, daß dieser Weg vielleicht entscheidend für meine ganze Zukunft werden konnte.

Es war Mittag als ich an ihre Thüre klopfte.

„Ach lieber Herr Stengel! Sieht man sie endlich wieder!"

„Ich dachte, Sie hätten Rosamunde schon gänzlich vergessen."

„Sie schlimmer Mensch, wo sind Sie denn immer gewesen?"

Dies waren die Ausrufungen und Fragen, mit denen die sichtlich erfreute Witwe mich gleich beim Kommen überschüttete, und mir zum Antworten kaum Zeit ließ.

Sie war eben, wie sie sagte, aus der Kirche zurückgekommen, und das Klingen ihres linken Ohres habe sich auch heute wieder, wie stets, als richtige Vorbedeutung bewährt, daß ihr was Angenehmes bevorstehe. „Aber nun lasse ich Sie so geschwind nicht wieder fort! Es ist heute Sonntag und Sie müssen zum Essen bei mir bleiben! Nein, nein! da hilft kein Widerstreben, Rosamunde ist glücklich mit einem Milchrahmstrudel und einer gebratenen Gans Sie an ihren Tisch zu fesseln, und des lang entbehrten Genusses Ihrer gebildeten Conversation für einige Stunden sich zu vergewissern."

Ich wollte mir die Bemerkung erlauben, daß die Aussicht auf die geschilderte, oder überhaupt eine Mahlzeit, nicht im Stande wäre mich an ihren Tisch zu fesseln, allein sie ließ mich gar nicht ausreden und hielt es nur für Bescheidenheit, denn die Dame mit dem Bedürfnisse nach gebildetem Umgang hatte keine Ahnung davon, daß die Art ihrer Einladung jenen eben nicht verrieth. Ich mußte mich darein ergeben. War es doch meine Absicht, die Witwe prüfend zu beobachten, und dazu war es nothwendig, daß mein Besuch nicht kurz abgebrochen werde.

Ich wurde hierauf allein gelassen, indem die Witwe sich mit kleinen Wirthschaftssorgen entschuldigte, die ihre persönliche Dazwischenkunft beanspruchten. Ich nahm ein Zeitungsblatt zur Hand und wirklich hörte ich im Nebenzimmer ein Geklirre, das mir verrieth, daß der Silber- und Service-Kasten geplündert werde, als gelte es einen Potentaten zu bewirthen.

Bald erschien auch die Witwe wieder und zwar in einem so geschmacklos-jugendlichen Negligé, daß die Runzeln ihres Gesichtes um so greller hervortraten. Sie mochte dies wohl selbst gefühlt haben und that ihr Möglichstes, um durch den Karmin der Schminke die Rosafarbe ihrer Schleifen mit dem Colorit der Wangen in einige Harmonie zu bringen. Hatte ihr Aeußeres, schon in ihrer Straßentoilette, keinen Sieg über mich erringen können, so war ihre jetzige Erscheinung noch viel weniger geeignet, sich meinen Beifall zu erwerben. Und dabei diese affectirte Jugendlichkeit, dieser hüpfende Gang, dieses beständige Lächeln! Ich gestehe, daß der Eindruck, den sie auf mich machte, ein höchst ungünstiger war, und weit hinter dem Bilde zurückblieb, das ich noch vor 2 Stunden in meiner Phantasie mir von ihr malte. O, wenn sie doch lernen wollten es einzusehen, die ältern Frauen, daß man die Reize der Jugend bei ihnen ja nicht sucht, ihren Abgang daher viel weniger vermissen würde, wenn sie durch die lächerliche Parodie derselben das sehnende Original nicht in um so reizenderem Lichte erscheinen ließen.

Sie mußte ja wissen, daß ich ihr Alter kenne, da ich bei jener Abhandlungsgelegenheit ihren Taufschein zu wiederholtenmalen in den Händen hatte; wozu mir gegenüber eine Jugendlichkeit affectiren, deren Unnatur uns beiden klar war? —

Ich war durch diese Gedanken und Beobachtungen unwillkührlich in eine Verstimmung hineln gerathen, die mich als wenig gesprächigen Tischgenossen erscheinen ließ. Meine Wirthin mochte es bemerken.

„Lieber Herr Stengel," sagte sie, „ich finde Sie heute zu meinem Bedauern weniger heiter, als ich an Ihnen gewohnt bin. Sollte irgend ein Kummer, eine Sorge Sie drücken, so vertrauen Sie sich mir! Rosamunde wird Ihre Freundin sein! Glauben Sie gewiß, Herr Stengel, ich bin Ihnen vom Herzen gut."

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdrucke eines wahrhaften, warmen Gefühles, und ich unterließ nicht, die mir bei diesen Worten dargereichte Hand freundschaftlich zu drücken.

Digitized by Google

„Sie besuchen mich so selten," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „und wissen doch, daß Ihre Gesellschaft mich sehr erfreut. — Ach, ist doch wahre Bildung meinen Nerven eine Nothwendigkeit, und mein zartes Gefühl sehnt sich nach ihr, wie der durstende Wanderer in der Wüste nach der labenden Quelle!"

Mit diesem, in affectirter Weise gesprochenen Nachsatze voll Unsinnes, hatte sie gänzlich wieder den guten Eindruck zerstört, den ihre früheren gemüthlichen Worte in mir wach gerufen hatten.

Wollen es doch so Wenige einsehen, daß die einfache, ungeschminkte Natürlichkeit — selbst, wenn an und für sich weniger gefällig, — immer noch den Sieg über Unnatur und affectirtes Wesen davon tragen wird, zumal bei Frauen, denen die schwere Kunst abgeht, dieser Affectation den Anschein der Natürlichkeit zu geben.

„Ach!" fuhr sie in eraltirter Redeweise fort, „ich denke noch mit Entzücken an die glücklichen Abende, die Sie mir schenkten! — Es kommen doch noch andere Männer in mein Haus, aber nur Sie, nur Ihre feine Bildung können mich beglücken! — Erinnern Sie sich noch an Schiller's Wallenstein, den Sie das letztemal mir vorgelesen? — Ich werde dies nie vergessen! — Sie lesen aber auch so schön vor! — Ja, ich gestehe es Ihnen, als Sie zu der Stelle kamen, wo die Thekla sagt: „Das ist das Loos des Schönen hier auf Erden" — und mich dabei mit einem stummen Blicke ansahen, da haben Sie mit diesem Blicke mein Herz gewonnen! — Ich habe auch seit jener Zeit diese Stelle nicht vergessen, und ohne es zu wollen, ist sie mir bei vielen passenden Gelegenheiten schon geläufig worden. — Ich habe den Wallenstein seitdem auch im Burgtheater aufführen sehen — im Burgtheater, das ich adorire, obschon ich, offen gestanden, mich nicht immer gut darin unterhalte, denn diese classischen Trauerspiele sind wohl sehr gebildet, aber dennoch langweilig, und wenn ich es nicht der Welt wegen thäte, so würde ich mich beim Scholz und Nestroy besser unterhalten. Auch hat die Vorstellung diesen angenehmen Eindruck nicht auf mich gemacht, wie ich erwartet. — Die Koberwein spielt die Thekla gewiß nicht schlecht, — aber was ich dabei fühlte, als Sie mit einem stummen Blicke mich bedauernd ansahen und seufzend sagten: „ach, das ist das Loos des Schönen hier auf Erden" — das habe ich bei der Koberwein nicht gefühlt — da hat diese schöne Stelle mich ganz kalt gelassen."

Ich wollte die Witwe in ihrem Redefluß nicht stören, den sie selbstbefriedigt als Prototyp einer gebildeten Unterhaltung zu nehmen schien, doch als sie endlich in eine, wenn gleich lobende Kritik des Trauerspiels sich einließ, und dabei, von der Bewunderung hingerissen, nun gar zu der Bemerkung kam: „Ach, dieser Wallenstein — was ist das für ein Mann! — Es leben doch jetzt auch große Generäle — der Schlick — der Jellachich, sind schöne Männer, aber was mein Wallenstein war, sind sie nicht!" — da riß mir doch endlich die Geduld, und ich leitete fast gewaltsam unsere Unterhaltung wieder in das prosaische Bett gewöhnlicher Verhältnisse zurück.

Unser Diner war beendet, der schwarze Kaffee stand schon auf dem Tische, meine Wirthin drang in mich, ungenirt meine Cigarre zu rauchen, und von dieser Erlaubniß Gebrauch machend, war ich fortan mehr Zuhörer als Theilnehmer der Unterhaltung, welche die gesprächsreiche Witwe in lebhaftem Gange erhielt. — Sie erzählte mir Fragmente aus ihrem Leben, wie sie — das Kind armer Handwerker in der Vorstadt — in ihrer Jugend, durch ihre Schönheit Aufsehen erregt, wie sie durch diese auch die Aufmerksamkeit eines reichen Nachbars, der Würstlemacher und Fleischselcher gewesen, auf sich gezogen, — wie dieser, in Jahren ziemlich vorgeschritten, sich in das junge Mädchen verliebt, und bei ihren Eltern, zu deren freudiger Ueberraschung, um sie angehalten, — wie sie, obgleich mit bangem Herzen, dem alten Birnenholz endlich am Altare die Hand gereicht, und zwar einen nie gehofften Wohlstand gefunden, aber das Glück des Lebens habe entbehren müssen, weil er das Bedürfniß ihres Herzens nicht erkannt und nicht zu würdigen verstand.

Aus all dem Erzählten konnte ich entnehmen, daß das junge Mädchen, ohne Erziehung aufgewachsen, durch romanhafte Ideen, die schlechte Bücher, vielleicht auch mancher junge Liebhaber ihr eingeflößt, aus ihrem natürlichen Ideenkreise gerissen, nicht bloß von Bildung nichts besaß, sondern auch das Bedürfniß nach ihr nicht kennen konnte. — In einer linderlosen Ehe lebend, die ihrem Herzen keine Nahrung bot, und in einem Wohlstande, der ihr eben so ungewohnt war, als er sie der Nothwendigkeit einer passenden Beschäftigung enthob, — war Langeweile die Folge, die an Mißgeburten es selten fehlen läßt, und bei ihr das Bedürfniß nach etwas erzeugte, das sie selbst nicht kannte, und welches sie Bedürfniß nach gebildetem Umgange nannte, weil Bildung eben das Augenscheinlichste war, was ihrem Manne abging, und weil dieser Ausdruck, den sie öfter gehört haben mochte, sich ihres Beifalls erfreute.

Der selige Fleischselcher mochte in diesem Puncte wohl keinen Spaß verstanden haben, und sie ertrug, wie es schien, schweigend, — oder wenigstens zum Schweigen gebracht, — diese sonst ganz erträgliche Sclaverei. — Allein seitdem sie als Witwe unbeschränkte Besitzerin eines großen Vermögens wurde, da schoß das Unkraut ihrer Thorheit wieder üppig empor, — zumal als sie nunmehr, unzufrieden mit dem Bewußtsein und den Genüssen des Reichthums, auch noch nach Anderem strebte, das den niedern Stand ihres gewesenen Mannes vergessen machen, und sie über andere reiche Frauen ihrer Kategorie erheben sollte.

Da fiel ihr wieder die Bildung ein, und das Bedürfniß, wie sie sagte, ihrer Nerven nach ihr, das nun zum Steckenpferde ihres ganzen Lebens wurde, sie aus ihrer gewöhnlichen Denk- und Redeweise zwang, und die sonst vielleicht nicht unvernünftige Frau zur Caricatur verunstaltete.

Von ihrem Manne sprach sie in einer Weise, die mich auch an ihrer Gemüthlichkeit zweifeln ließ, denn daß sie ihn im Leben nicht liebte, hätte ich ihr verziehen, daß sie aber selbst nach seinem Tode für den Begründer ihres Wohlstandes nicht einmal ein Gefühl der Dankbarkeit hegte, das entzog ihr meine Achtung.

Auch heute sprach sie in dieser Weise von ihm. „Der Gottselige war ein Mensch, der sonst für nichts Sinn hatte als für seine Würste, ein gemeiner Mensch, der es mir nie glauben wollte, daß das Bedürfniß nach höherer Bildung in mir liege, und zu meinem Glücke nicht das Geld, wohl aber diese unentbehrlich sei. Jetzt schwebt er verklärt dort auf den Sternen und wird wohl einsehen, wie Recht ich hatte.

Digitized by Google

Doch nun ist es zu spät, jetzt ist er todt, das ist das Loos des Schönen hier auf Erden!" setzte sie nach einer Pause hinzu, wie es schien, seelenguwiß, ob ihr Lieblingscitat hier auch am rechten Platze sei.

Jemehr sich Witwe Birnenholz in's Reden vertiefte und im Eifer ihrer Mittheilungen mir stets neue Blößen ihres Charakters enthüllte, desto mehr vertiefte ich mich in meine eigenen Gedanken, und hörte endlich gar nicht mehr, was sie sprach.

Nein! dachte ich bei mir, Balthasar, das ist kein Weib für dich! — Die Reichthümer, die diese Verbindung dir bringen könnte, die suchst du nicht, und was du in der Ehe wirklich suchst, das wird du hier nie finden! — Das ist das Wesen nicht, dem du mit Liebe angehören wolltest, dessen Besitz dich mit glücklicher Zufriedenheit erfüllen könnte!

Wolltest du, von Habsucht verleitet, dein reines Ideal dir selbst zerstören, und die Ehegöttin, zur Furie umgestaltet, in deinem Hause walten sehen? — Besser ist es einsam zurückkehren in dein stilles Stübchen, dem unerreichten, schönen Wunsche die Opferflamme der Entsagung im Herzen anzuzünden, und die bittere Thräne freudenloser Einsamkeit ihm seufzend nachzuweinen!

„Das ist das Loos des Schönen hier auf Erden!" scholl es jetzt an mein Ohr, wie ein Tröstungswort für meinen Schmerz. Doch war es in der That nur meine Wirthin, die trotz meiner Schweigsamkeit ihrem Redestrom alle Schleußen geöffnet hatte, und nun, wer weiß welch interessante Mittheilung, mit diesem Citate beschloß, das mich mit sympathischem Klange aus meinen Träumereien plötzlich erweckte.

Die Witwe sah mich mit gespannter Erwartung an — es wurde mir klar, daß ihre letzte Rede etwas enthalten haben mußte, worauf sie einer entscheidenden Antwort von mir entgegensah. Ich war verieret, denn ich hatte, in meinen eigenen Gedanken vertieft, ihre ganze Rede überhört, und wußte nicht, was sagen.

„Nun wohl!" sagte sie endlich, „Sie antworten mir nicht, Sie schweigen? — Nachdem ich mein ganzes Herz Ihnen enthüllt, Sie in dieser Lebensfrage um entscheidende, um klare Antwort bat? — Nun sehe ich, daß ich mich auch in Ihnen getäuscht, und daß Sie jene feine Bildung gar nicht besitzen, die ich Ihnen zugetraut!" Hierauf stand sie voll Ingrimm auf, ich wußte nichts besseres zu thun, als ihrem Beispiele zu folgen, stotterte noch einige Entschuldigungen, daß ich heute den ganzen Tag schon unwohl sei, worauf sie höhnisch bemerkte, sie habe dies „beim Speisen" nicht bemerkt, und so verließ ich mit bitterer Enttäuschung das Haus der Witwe, das ich vor wenigen Stunden voll lebensfroher Hoffnung betreten hatte.

Es war bereits dunkel und schon flimmerten auf der Straße einzelne Gaslaternen, als ich die Witwe Birnenholz verlassen.

Ich hatte heute Morgens manche frohe Hoffnung, manchen Frühlingstraum von Glück an diese Frau geknüpft und nun, da ich mit der Achtung vor ihr, die ich verloren, auch all meine Hoffnungen und Wünsche mit einemmale versunken und begraben sah, da fühlte meine Phantasie sich so arm, wie sich der unglückliche Spieler fühlt, der den grünen Tisch verläßt, welcher die letzten Goldstücke ihm verschlang, die der Grundstein seines künftigen Glückes werden sollten.

Die öde Steppe der Wirklichkeit lag kahl vor mir, vom Morgenroth der Hoffnung nicht beleuchtet, vom Abendgold der Erinnerung nicht erwärmt — der Horizont nach allen Seiten in graue Nebel eingehüllt.

Ich hatte meinen einsamen Weg gegen die Bastei genommen, wo ich ungestört meinen trüben Gedanken mich ergab. Doch durch die Wolken meines Trübsinnes brach nach und nach ein heller Punct sich Bahn, wie ein ferner Strahl, der sich durch Nebelmassen drängt — und plötzlich stand ein schöner Stern vor mir — Augustens Bild.

Sie war in meiner Vaterstadt geboren, und nun eine Waise. Ihr Vater, einst Güterverwalter, wußte, daß er seiner Tochter keine Schätze zu vererben habe, und sorgte für eine vorzügliche Erziehung.

Die Verschwendung des Gutsbesitzers brachte dieseu in Concurs, den Verwalter an den Kummerstab, an dem er kränkelnd sich zu einem frühen Grabe schleppte, zur Gattin hin, die ihm vor Jahren schon dahin vorangeeilt. Auguste, allein und hülflos zurückgelassen, mußte glücklich sein, daß eine benachbarte Gutsfrau sie als Gesellschafterin in's Haus nahm.

Seit zwei Jahren lebten nun beide in der Residenz. Augusten blühten in diesem Verhältnisse zwar keine Rosen, aber an Dornen war kein Mangel. — Unser landsmannschaftliches Verhältniß hatte sich freundschaftlich erhalten, und wo ein Freudenblümchen für sie daraus entsprießen konnte, ward's von meiner Seite warm gepflegt.

Sie wohnte in der Wallnerstraße und dahin eilte ich nun, mit Freuden das Licht in ihrem Fenster gewahrend, das mir Gewißheit gab, sie zu Hause anzutreffen.

„Guten Abend lieber Balthasar," rief sie mir beim Eintreten zu — „so habe ich mich nicht getäuscht! ich habe Sie heute bei mir erwartet."

„Erwartet Augustchen? haben Sie das letzte Buch schon ausgelesen? mit beiden Bänden von Joceiyn schon fertig?"

„Das nicht; aber warum sind Sie auch so bescheiden? mußte es nur der Bücher wegen sein? ein gutes Buch ist viel — doch ein Freund denke ich ist mehr!"

Damit hatte sie mir einen Platz sich gegenüber angeboten, und fragte mich lächelnd:

„Nun, lieber Balthasar, bemerken Sie nichts in meinem Zimmer? gar nichts, was Ihnen auffällt?"

Ich ließ meine Blicke suchend längs allen Wänden, in jede Ecke des Zimmers gleiten, und konnte nichts entdecken.

„Aber Balthasar", sagte sie lachend, „Sie mustern jeden dunklen Fleck an meiner Wand, jeden finstern Winkel, und was hell beleuchtet vor Ihnen hier auf meinem Arbeitstische steht, das sehen Sie nicht?"

Jetzt fiel erst ein schöner Blumenstrauß mir auf, der in einer Vase auf dem Tischchen stand.

„Ach ja doch! — Welch schöne Blumen! In dieser Jahreszeit! Wahrscheinlich ein Geschenk?

„Das eben nicht!" sagte Auguste, „höchstens eine kleine Aufmerksamkeit."

„Und von wem? wenn man fragen darf, von einer Freundin — einem Freund?"

„Ganz wie Sie's sagen, lieber Balthasar, nur ohne Pause: Von einer Freundin einem Freund!"

Digitized by Google

Und bei diesen Worten reichte sie mir mit einem warmen Blicke ihre Hand.

„Ich verstehe Sie nicht liebe Auguste.“

„Nun wohl!“ sagte Sie. — „Am letzten Freitag war Ihr Geburtstag — nicht wahr? Ihr glücklichen Männer, denen die Welt gehört, Ihr könnt bei solchen Gelegenheiten den Freund, die Freundin besuchen, und mit einem warmen Händedruck ihnen sagen: der heutige Tag, er ist ein Freudentag für mich, und unter uns bleibt es beim Alten! — Wir Frauen aber, wir können, wir dürfen so was nicht. Und zumal erst wir armen Mädchen! Was dürften wir, ohne die dünnen Schranken zu zerreißen, welche die Welt und die Sitte um uns ziehen. — Ich hätte diesen Blumenstrauß Ihnen am Freitag gern geschickt, er sollte Frühlingsduft in Ihr einsames Zimmer, Frühlingsfarben an diesem Tage in Ihre Seele hauchen! Allein ich bin ein Mädchen und ein Mädchen darf so was nicht. Aber ihn kaufen, zu Ihrem Andenken ihn stündlich vor mir haben, und Ihrer dabei warm gedenken, das konnte ich, das durfte ich — denn Sie sind mein Freund!“

Bei diesen Worten reichte sie mir die Hand und eine Thräne schwamm in ihrem seelenvollen blauen Auge.

Ich küßte gerührt ihre Hand.

„Augustchen!“ sagte ich, „ich wiederhole es immer, Sie sind ein Engel!“

„Ach, warum nicht gar?“ sagte sie lachend, und wie es schien, sich gewaltsam aus der frühern Stimmung reißend, „Engel haben keine Sorgen, und ich habe deren viele.“

„Sorgen, Auguste?“ fragte ich.

„Allerdings,“ sagte sie, „und wir wollen sogleich berathen, wie von einigen, und zwar den drückendsten, mir zu helfen. — Meine Baronin fährt heute in's Theater, und ich habe den Abend zu meiner Verfügung. Können und wollen Sie ein Stündchen mir schenken, so will ich Ihnen einen Plan mittheilen, den ich schon lange im Stillen genährt und nun auch ausführen will.“

„Sie spannen meine Neugierde. — Lassen Sie hören!“ —

„Sie kennen, lieber Balthasar, das Verhältniß zwischen mir und der Baronin. — Ich wurde als Gesellschafterin von ihr engagirt — und meine Hülflosigkeit benützend, ist die Stellung, die sie nun in ihrem Hause mir giebt, nicht viel besser, als die einer Kammerjungfer. Selbst ohne Bildung, kennt sie ihren Werth auch bei Andern nicht, und wenn mein gekränktes Ehrgefühl sich manchesmal durch eine Thräne verräth, muß ich es immer und immer wieder hören, daß sie aus Mitleid mich in's Haus genommen! Diese Stellung, das werden Sie mir glauben, lieber Balthasar, macht mich unglücklich, und ich will daher ihr schnell und entschlossen ein Ende machen.“

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

„Ja, staunen Sie mich nur an,“ fuhr sie fort, „Sie glauben wohl, auch die Energie sei nur ein Erbtheil Ihres Stammes — allein so viel habe ich in der Welt schon gelernt, daß man in gewissen Fällen nur sich selber helfen kann und muß. Nur wer sich aufgiebt, ist verloren! — In sechs Wochen, zum neuen Jahr, verlasse ich dies Haus.“

Sie theilte mir nun umständlich mit, wie sie durch ihren mehrjährigen Aufenthalt in der Residenz schon Gelegenheit gefunden, bekannt zu werden, und daß sie entschlossen sei, durch Unterricht, den sie in Musik, im Zeichnen, in Sprachen zu ertheilen gedenke, sich eine neue, selbstständige Existenz zu gründen.

„Kann ich auch nicht mit Leporello sagen,“ beschloß sie ihre Mittheilung scherzend: „ich will selbst den Herrn machen“ so ist doch der Nachsatz meine Devise: „Ich will nicht ewig Diener sein!“

Erstaunt und beschämt hörte ich stumm den Plänen des entschlossenen Mädchens zu. — Welche Energie bei diesem zarten Wesen! — Dies blaue, schwimmende Auge, diese hellblonden Haare, die durchsichtige, bleudende Haut, sie sind das Bild der Schwäche, und welch entschlossener Geist wohnt in dieser schwachen Hülle! — Balthasar, dachte ich bei mir, wäre wohl dies schwächliche Mädchen, als Mann, an deiner Stelle mit 39 Jahren noch Schreiber bei jenem Advocaten? — und ein Seufzer voll bittern Selbstvorwurfs entwand sich meiner Brust.

„Sie seufzen, lieber Balthasar? Sie theilen nicht meine Hoffnungen? — Fassen Sie Muth! „dem edlen Wunsch, dem ungetheilten Streben,“ sagt der Dichter, „wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben!“

Die Parallele, die ich in meinen Gedanken zwischen mir und diesem Mädchen eben gezogen, brachte mich durch natürliche Ideenverbindung auf meine Heirathspläne von heute Morgen.

Wie mag Auguste über diesen Punct wohl denken?

„Ich zweifle gar nicht daran, liebe Auguste,“ sagte ich ihr, „daß es Ihnen gelingt; Sie besitzen Talent und Fähigkeiten genug, um auf diesem Wege zu reussiren. Ich bewundere Ihren kühnen Plan und kann ihn nur billigen. — Ja, ich gratulire Ihnen im Vorhinein dazu; das nächste Jahr begrüßen Sie als unabhängiges Mädchen, — das folgende — wer weiß? vielleicht als Frau!“

Das Mädchen wurde bei diesen Worten über und über roth. — „Balthasar,“ sagte sie mit vorwurfsvoller Stimme, „wie können Sie nur scherzen, wenn ich von so ernsten Dingen vertrauungsvoll mit Ihnen spreche?“

„Nun muß es denn auch Scherz sein?“ sagte ich. „Auguste! Sie sind jung und schön; Ihr Herz birgt einen reichen Schatz von edlem, weiblichem Gemüth; wenn Sie einmal selbstständig sind, welcher Mann wird sich nicht glücklich schätzen, wenn Sie die Hand ihm reichen wollen?“

Das Mädchen sah mich mit einem langen, forschenden Blicke an, während auf ihrem Antlitz eine sanfte Wehmuth und eine ungewöhnliche Blässe lag. — „Balthasar haben diese Worte einen Sinn, oder war es eine bloße Redensart, die Sie gedankenlos gesprochen? — Sie wissen, ich kenne keinen Mann, außer Ihnen — kein Mann kennt mich als Sie?“ —

Das Mädchen mit dem schwärmerischen Blicke, wie sie so wehmuthsvoll hier vor mir stand, erschien mir reizend wie ein Götterbild; ich hätte vor Entzücken, vor Bewunderung in den Staub zu ihren Füßen sinken mögen. „Auguste!“ rief ich begeistert aus, —„was ich eben sagte, das hat mein Herz gesprochen! welcher Mann müßte nicht glücklich sein, dem die Götter das reizende Loos beschieden — Ihr Mann zu sein! —“

Auguste bekam ihre Farbe wieder und lächelnd sagte sie: „Lieber Balthasar, setzen wir uns nieder, und lassen Sie uns ruhig sprechen, wie es unsern Jahren und unsern Verhältnissen geziemt. —“

Digitized by Google

„Lieber Balthasar," fuhr sie fort, nachdem wir unsere frühern Plätze eingenommen, „unser Gespräch — das fühle ich — wäre wohl passender jetzt abgebrochen, als fortgesetzt. Allein ein Mädchen, das, wie ich, das Unglück hat ohne Mutter, ohne Schwester, allein in der Welt zu stehen, von der Natur zum Fühlen bestimmt, von der Nothwendigkeit zum Handeln gezwungen, darf es so genau nicht nehmen. Die Lerche möchte wohl lieber sich nur im reinen Aether schmetternd wiegen, — die Nothwendigkeit, das Bedürfniß zwingt ewig zum Kornfeld wieder, zur feuchten Erde sie herab. Ach es ist dies die einzige falsche Stellung nicht, in die meine Lage mich bringt!"

„Lieber Balthasar," fuhr sie nach einer kleinen Pause, und mit sichtlicher Selbstüberwindung fort, „Sie sprachen vorhin vom Heirathen; Sie sind mein treubewährter Freund, Sie sind ein Mann, — wie denken Sie denn über diesen Punkt?"

„Liebe Auguste," antwortete ich, „ich möchte mit meiner Ansicht Sie nicht beirren. Sprechen Sie offen zu Ihrem Freunde, wie Ihr richtiges Gefühl, Ihr klarer Verstand die Sache Ihnen selbst erscheinen läßt, und legen Sie auf meine Ansicht einen Werth, so will ich diese zum Schluße Ihnen dann nicht vorenthalten."

„Nun wohl!" sprach das Mädchen mit gesenktem Blick und purpurroth. „Ich bin 24 Jahre alt, ich bin kein Kind; finden Sie es dennoch strafbar, unmädchenhaft von mir gesprochen, wenn ich sage, daß die Ehe als die alleinige Bestimmung des Weibes mir erscheint? die einzige, die uns wahrhaft glücklich machen kann?"

„O, gewiß nicht, liebe Auguste," sprach ich — „diese Wahrheit ist unbestreitbar. —"

„O, das bezweifle ich selbst nicht, — aber daß ich ein Mädchen, — Ihnen, — dem Manne gegenüber, mich zum Vertreter dieser Wahrheit machen soll, das ist's, was mich vor mir selbst erniedrigt, was mich beschämt. — O meine gute Mutter, wie fehlst du deinem Kinde!"

Und hiemit bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen, und brach in einen Strom von Thränen aus.

Ich hatte Mühe, das gute Mädchen wieder zu beruhigen, und nachdem sie ihre Thränen getrocknet, fuhr sie fort: „Das fehlte noch, lieber Balthasar, daß ich zu der Langweile meiner Gesellschaft noch die traurige Verstimmung der Thränen Ihnen bringe! — Allein nun ist's vorbei und ich fühle mich erleichtert. — Jetzt, nachdem Sie meine Beichte angehört," fuhr sie lächelnd fort, „jetzt möchte ich auch die Ihrige hören."

„Liebe Auguste," sprach ich mit warmer, ernster Stimme, „ich denke über diesen Punct, wie Sie. — Die Ehe ist das einzige Glück auf Erden, so wie für das Weib, so auch für den Mann, — und dennoch, liebe Auguste, es giebt so viele verheirathete Männer und Frauen — und wie wenige davon sind glücklich!"

Auguste sah mich mit Spannung an. „Fahren Sie fort, wenn ich Sie verstehen soll."

„Diese wahre Beobachtung," sagte ich, „beweist es klar, daß die Ehe allein nicht glücklich machen kann, daß dazu noch Anderes auch gehört."

„Aber Balthasar!" unterbrach mich Auguste mit lebhaftem Vorwurfe, „wer wird denn an eine Ehe ohne Liebe denken!"

„Augustchen, die Liebe allein, sie ist es auch noch nicht! Was Sie vorhin von der Lerche sagten, auch in diesem Falle trifft es zu! — Der blaue Aether ist es nicht allein, auch das reiche Kornfeld gehört mit dazu!"

Auguste wurde blaß, und ein leichtes Zucken spielte um ihre feinen Lippen.

„Mich dünkt," sagte sie, „das Gleichniß paßt nicht her. Das Kornfeld ist der Lerche nicht die reiche Vorrathskammer, die hohen Aehren sind das schirmende Dach nur für ihr stilles Nest. Das dunkle Plätzchen am niedern Boden, das ist ihre Heimath, der verborgene Wohnplatz ihres Glückes — und nur, wenn ihr kleiner Busen für die beglückte Mutterliebe da unten sich zu enge fühlt, dann erst fliegt sie wirbelnd in die Lüfte und schmettert ihr Glück trillernd in den Aether aus!"

„Ach, Auguste," sprach ich, „wir Menschen sind keine Lerchen! Unsere Liebe ist Bedürfnissen und Krankheiten unterworfen, wie wir selbst; sie kann, wie wir, im Wohlstand siechen, die Sorge tödtet sie, wie uns!"

„Balthasar," sprach sie mit gerührter Stimme und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, „ist das schreckliche Wort, das Sie hier sagen, wahr? — Vom Bedürfniß spreche ich nicht. Das Nothwendige selbstthätig zu erwerben, hat die Natur in jedes Wesen Kraft gelegt, und was darüber geht, das dächte ich — das könnte man, liebend und geliebt wohl leicht entbehren!"

„Ach, Auguste, dieses selber zugegeben, wo liegt da die Scheidewand? — Das Bedürfniß ist jedes neuen Tages neugebornes Kind, — es kann sich täglich anders auch gestalten. — Nur der Wohlstand, wenn auch mäßig, und dieser nur, wenn wir selbstthätig ihn uns selber verdanken, nur dieser hebt das Bewußtsein der Selbstständigkeit, er ist der feste Grundstein und das schirmende Dach zugleich für jedes eheliche Glück!"

„Ach!" rief Auguste, und ein Thränenstrom lief über ihre Wangen, „wie sieht ein Mädchenherz die Welt doch anders, als sie wirklich ist! — O meine schönen Träume, wie seid ihr alle — alle nun dahin!"

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen durch die Einfahrt, und bald darauf scholl grell der Zug an der Glocke in Augustens Zimmer.

„Ach Gott!" rief diese, „die Baronin ist schon zu Hause!" Sie trocknete schnell die Thränen von ihren Wimpern und Wangen. „Adieu, lieber Balthasar!" rief sie mir noch zu, und verließ mit mir zugleich ihr Zimmer, um zu ihrer Gebieterin zu eilen.

Die kalte, helle Novembernacht, in die ich plötzlich trat, that mir wohl; dennoch war ich noch in größter Aufregung, als ich in mein Zimmer trat.

Ich hatte einen tiefern Blick in Augustens Herz geworfen, und was unter andern Umständen mich hätte glücklich machen können, das schmerzte mich nun tief. — Auguste hatte mehr, als ein freundschaftliches Gefühl, für mich gehegt, ich war der Gegenstand ihrer reinen Liebe, ihrer stillen Lebenshoffnungen, und diese hatte ich mit kalter Hand zerstört. Ich fühlte mich recht unglücklich und war doch mit mir zufrieden. Ich hätte anders nicht handeln können.

Digitized by Google

Ach, war doch meine Lebensansicht die richtige, und ihre nur Illusion! Hätte ich egoistisch diese Täuschung benützen, das Mädchen und ihr Schicksal an mich fesseln sollen?

Was wäre die Folge gewesen?

Enttäuschung von ihrer Seite, und bitterer Vorwurf von der meinen.

Mir, ihrem Freunde, dem vielgeprüften, erfahrenen Manne, der um ein Viertelmenschenalter älter war, als sie, mir stand es nicht zu, die Täuschung, in der ihre unerfahrene Jugend lebte, egoistisch zu meinem Vortheile auszubeuten, die holde Blume in mein rauhes Gehege einzupflanzen, dem Froste der Entbehrung, des Nothstands Stürmen ausgesetzt, um sie kümmerlich verbleichen, zu Grunde gehen zu sehen, und mich mit ihr!

Nein, diese schwere Schuld konnte ich auf mich nicht laden! Ist öde Einsamkeit ferner noch das Loos, das die Götter über mich verhängten, nun wohl, so will ich es geduldig tragen. Doch mit des Vorwurfs schwerer Bürde, mit dem Bleigewichte der Schuld will ich selbstthätig meine Schicksalslasten nicht vermehren.

Ach, ihr goldenen, verlorenen Jahre meiner Jugend! Nicht eure ungenossenen, frohen Stunden beweine ich, das wäre zu verschmerzen! Aber daß des heißen Blutes Welle, die in der Jugend im lebendigen Strom sich auf des Lebens Triebrad wirft, und als selbstständigbewegende Kraft entscheidend wirkt in dem Gewerke unseres Schicksals, daß diese Wellen träge jetzt durch des Verstandes Wüstensand verrieseln, daß die Berechnung — nun des ganzen Werkes Meisterin — nur todte Zahlen sucht und findet um des Lebens Gleichung erträglich aufzulösen, — das ist das Unglück! — das ist der Fluch von 39 einsam verlebten Unglücksjahren!

Jetzt schlug es Mitternacht — und mein Geburtstag war zu Ende.

Wie das kleine Bild der dunklen Kammer die weite Landschaft in sich faßt und im engen Raume verkleinert wiedergiebt, so hat der heutige, kurze Tag mein ganzes Lebensbild in wenig Stunden mir treu skizirt. Mit einer Thräne hatt' ich ihn begonnen, im holden Traum von Glücks-, von Lebenshoffnungen flog dann mir eine kurze Stunde hin, und Enttäuschung folgte ihr auf der Ferse nach. Bittere Entsagung war am Abende mein Loos, und einsam, unglücklich überrascht mich seine letzte Stunde!

Ich löschte die Lampe aus und suchte die Ruhe. Was ich fand — waren Thränen!

Als ich erwachte brachte mir Brigitte ein Briefchen, das, wie sie sagte, zeitlich Morgens für mich angekommen. Es war von Auguste!

„Lieber Balthasar!"

„Ich überschicke Ihnen dankend Lamartine's „Jocelyn", den ich nicht ganz zu Ende gelesen. Die Verse sind wunderschön, aber die Dichtung zu schwärmerisch, zu weich für ein Gemüth, wie das meine, das an dieser Schwäche ohnehin mehr, als es sollte — steht. Zumal jetzt thut Kraft mir Noth, und diese hoffe ich nur im Leben, nur in der Thätigkeit zu finden. Da es bei meinem Entschlusse bleibt, das Haus der Baronin zu verlassen, so ist ohnehin meine Zeit und meine Thätigkeit jetzt sehr in Anspruch genommen, und ich muß auf den Genuß der Lectüre, selbst auf das Vergnügen Ihrer freundlichen Besuche, für einige Zeit verzichten."

„Haben die veränderten Umstände ihre Kraft an mir erprobt, und mich gestärkt, mir selber wieder gegeben, dann besuchen Sie Ihre Freundin wieder, die Sie für alle Zeiten ruhig und verständig finden sollen."

„Auguste."

Als ich am selben Tage Abends aus meiner Kanzlei zurückkehrte, erweckte eine Gruppe von Menschen, die auf der Straße vor einem Laden stand, meine Aufmerksamkeit. Es war ein Lotteobureau, und die Ziehung war eben vorüber.

Ich erinnerte mich meiner Nummern von gestern, und blickte auf die Tafel nach den dort verzeichneten Zahlen.

Von den 3 Nummern, die ich gesetzt, hatte die Glücksgöttin eine einzige bevorzugt und aus der Urne hervorgehen lassen. — Es war 46, Rosamundens Blüthenjahre.

O Ironie des Schicksals!

Es war der 24. December — Weihnachten.

Ich hatte Nachmittags früher als sonst die Kanzlei meines Advocaten verlassen, der selbst, unverheirathet, mit Einladungen für den Christabend überhäuft war. — Auf den Straßen herrschte das diesen Tag charakterisirende, eigenthümliche Leben. In die hell erleuchteten Laden drängten sich noch immer neue Käufer, so viele auch schon, schwer beladen mit Schachteln und Paketen, die Straßen füllten. Alle Menschen schienen nur von der einen Idee befangen, Andern fröhliche Ueberraschungen zu bereiten, und, vom angenehmen Vorgefühl beseelt, diese fröhlich mitzugenießen.

Ich drängte mich theilnahmslos, kalt, wie der steinerne Gast, durch die fortbewegte Menge. Ich hatte für Niemand was zu kaufen. Nicht einmal jemand Anderm eine Freude zu bereiten war mir vergönnt.

Im vorigen Jahre noch hatte ich an diesem Abende Auguste mit Rückert's Gedichten überrascht, — heuer war auch dies Vergnügen mir geraubt. Ich hatte sie seit jenem Abende nicht gesehen, seit jenem Briefe nichts von ihr gehört. Wie hätte ich auch so thöricht, so gewissenlos sein können, mich ihr zu nahen, nachdem sie den entgegengesetzten Wunsch mir klar ausgesprochen, nachdem ich nunmehr wußte, daß ich ihr nicht gleichgültig war?

Sollte ich dem armen Mädchen das Vergessen noch erschweren?

Ich ging, wie sonst täglich, nach Hause, zündete meine Lampe an, rückte den Tisch an den Ofen, und las in meinem Lieblingsdichter Jean Paul.

Es war zum erstenmale, daß ich einen Weihnachtsabend in meinem Zimmer einsam verlebte. — Im vorigen Jahre war ich der dringenden Einladung der Witwe Birnenholz gefolgt, und wenn ich in dieser Gesellschaft auch keine Unterhaltung finden konnte, so war ich doch in einem Familienkreise, in festlich erleuchteten Zimmern — mit einem Worte ich war nicht allein. —

Heute war ich es. —

Ich las im Hesperus:

„Wahrhaftig der Mensch hat sich fast ebensoviel vorzuwerfen, wenn er mißvergnügt, als wenn er lasterhaft ist, und da es auf seinen Gedankenocean ankömmt, ob er aus ihm, die unterste Hölle, oder ein Arkadien, Otaheiti als Insel haben will, — so verdient er alles, was er erschafft! —"

Digitized by Google

Erhabener Jean Paul! du hast so oft Recht, — aber diesmal hast du's nicht! — Nicht der Ocean ist's, der mit den eigenen Wellen die Insel aus der Tiefe hebt, — von ihm unabhängige, vulkanische Kräfte heben sie plötzlich hervor, und seine Wellen zerschnellen machtlos an ihren Klippen, wenn es ein Felseneiland ist!

In diesen Betrachtungen vertieft, hörte ich an meine Thüre klopfen und herein trat ein wohlbeleibter alter Herr, den ich wohl kannte. Es war der Besitzer des Hauses, in dem ich wohnte, und der daselbst den zweiten Stock inne hatte. Er war das Prototyp eines ächten Wieners von altem Schrot und Korn, — eines gemüthlichen Wiener Hausherrn in der Vorstadt.

„Nichts für ungut Herr von Stengel," sagte er beim Eintreten und während ich erstaunt über diesen unerwarteten Besuch ihm einen Sitz anbot. — „Nichts für ungut, wenn ich Sie störe. Aber zum Studiren hat der liebe Gott das ganze Jahr gegeben, — den heiligen Abend aber, an dem er uns mit dem Heil der Welt beschenkte, den gab er uns auf daß wir uns selbst erfreuen und Andern Freude machen sollen. Da kömmt nun die alte Brigitte zu mir hinauf, um ihren Weihnachtskuchen abzuholen, und erzählt uns mit Thränen in den Augen, wie der gute Herr da unten, bei seinem Buche einsam sitze, wie an einem Freitag in den Fasten. — Der Brigitte, der haben Sie's überhaupt angethan; wenn sie um 50 Jahre jünger wäre, so wollt ich darauf schwören, sie sei in Sie verliebt. Sie weiß immer was Neues von dem seelenguten, soliden Herrn Stengel meiner Julie zuzubringen. — Nun wohl, sagte ich — das ist nicht recht! In meinem Hause soll Niemand am heiligen Abend trauern, so lange ich's ändern kann! Meine Julie schien meine Absicht zu errathen, brachte mir sogleich meinen Rock und Hut, und so bin ich da, um Sie auf ächt Wienerisch, schlicht und herzlich einzuladen — kommen Sie mit mir und seien Sie heut Abend mein gerngesehener, lieber Gast. Sie finden eine warme Stube — auch einen Christbaum, den sich das Mädel selber hergerichtet hat, und einen ächten Grinzinger von anno 11, den ich in meinem Weinberg selbst gefechst und eingekeltert." —

Es wäre mir unmöglich gewesen der herzlichen Einladung des biedern Mannes zu widerstehen, und obgleich ich meine Einsamkeit der Gesellschaft fremder Leute vorgezogen hätte, mußte ich dennoch darauf eingehen und versprach alsbald zu folgen.

Ich machte schnell meine Festtagstoilette, brach von meinem Monatrosenstocke eine volle Knospe ab, mit der ich mein Knopfloch zierte, um durch mein festliches Aussehen der freundlichen Einladung um so mehr Anerkennung zu beweisen, und begab mich unverzüglich in die Wohnung meines Hausherrn.

Herr Wachtelhuber, ein rüstiger Sechziger, war unverheirathet, als reich bekannt, und hatte eine Nichte bei sich wohnen, die ihm sein Hauswesen besorgte. Julie war ein Mädchen von 20 Jahren, schlank gewachsen, mit schwarzen Haaren und kokettem Wesen.

Ich wurde von Onkel und Nichte auf's herzlichste bewillkommt, und fühlte mich bald heimisch in diesem Kreise. Ich war übrigens nicht der einzige Gast, denn es genossen auch zwei ältliche Frauen und ein junger, schöner Mann, den seine Aussprache als einen Ungarn verrieth, und den man Doctor nannte, dieselbe Gastfreundschaft.

Julie sah reizend aus. Ein eng anliegendes Sammtjäckchen hob ihren schlanken Wuchs, ihren vollen, regelmäßigen Bau; die schwarzen Locken fielen in glänzenden Ringen bis auf ihre Schultern hinab, und verliehen ihrem blühenden, regelmäßigen Gesichte einen eigenthümlichen Reiz. Ihr großes, schwarzes Auge war voll Feuer und schien heute ganz besonders belebt, wo sie den Herren gegenüber die Honneurs des Hauses machte. Sie führte mich in einem Nebenzimmer an einen Christbaum, der mit Wachskerzen hell beleuchtet, mit Bändern, vergoldeten Früchten und Süßigkeiten aller Art reich behangen war.

„Ohne Christbaum giebt's keinen heiligen Abend für mich," sagte sie, „und so lange meine Locken nicht grau werden, so lange will ich ein Kind sein, das seinen Christbaum nicht entbehren mag. Wenn Niemand mich überraschen will, so thue ich es selbst, und all die Herrlichkeiten, die Sie hier sehen, sind mein eigenes Werk."

Ich lobte ihre Künstlerschaft und bemerkte, daß diese Liebhaberei vielen ihrer Freunde zu Statten käme, denen der Christbaum Gelegenheit gab, durch kleine Verzierungen desselben, ihr eine Aufmerksamkeit zu beweisen, wie sein Reichthum in der That bewies, denn kleine Augebinde aller Gattung: Brieftäschchen, Toilette- und Nippsachen der mannichfachsten Art, hingen an den stärkern Zweigen des Baumes an bunten Bändern.

„Sie haben Recht," sagte sie, „mir macht nichts so viel Vergnügen als ein Weihnachtsgeschenk, und keiner meiner Freunde darf es unterlassen, sein Schärflein zum Christbaum beizutragen."

„Fräulein Julie," sagte ich, „ich habe bisher nicht das Glück, zu ihren Freunden mich zu zählen, auch kam mir die Einladung Ihres guten Oheims so unverhofft, daß sie mich ganz unvorbereitet fand; dennoch könnte ich Ihren Christbaum mit einer kleinen Huldigung bereichern, wenn Sie es mir gestatten wollen."

„Herr Stengel," sagte das Mädchen scherzend, „man soll Niemand in Versuchung führen! Sie wissen schon, ein Christbaumsgeschenk zu resutiren fällt mir schwer."

„Sie machen mich überglücklich," sagte ich, „auch ist die Gabe so ganz unwerth nicht — denn es ist Ihr Bild."

„Mein Bild?" fragte Julie erstaunt.

„Allerdings," sagte ich, „da ist's!" dabei nahm ich die Rosenknospe aus meinem Knopfloch und reichte sie ihr hin.

Julie schien geschmeichelt und erfreut. „Ihr Geschenk," sagte sie, „ist eben so zart als Ihr Gleichniß liebenswürdig ist, und daß ich beides zu schätzen weiß, möge Ihnen das beweisen, daß ich damit für heute Abend nicht meinen Christbaum schmücken will — sondern mich selbst."

Damit eilte sie voll liebenswürdiger Koketterie an den Spiegel, und hatte im Augenblicke die Rose zwischen ihren Locken reizend angebracht.

Der Herr Doctor, der ein Zeuge meines Geschenkes war, schien von der Art, wie Julie es aufgenommen, nicht eben angenehm berührt, denn Verdruß und vielleicht ein wenig Eifersucht malten sich auf seinen Zügen.

Jetzt erscholl die Stimme des Hausherrn, die zu Tische rief. Wir eilten in's Speisezimmer, wo derselbe in seinem türkischen Schlafrock, die goldgestickte Kappe auf dem Haupte

Digitized by Google

seinen Ehrenplatz schon eingenommen hatte. — Ich bot Julien meinen Arm, sie zu begleiten. Herr Wachtelhuber musterte und mit Behagen; die Rose in Juliens Locken mochte ihm aufgefallen sein, und er sich wohl erinnert haben, daß sie früher in meinem Knopfloch war.

„Ei, ei!“ sagte er lachend „ich sehe den Stengel ohne Rose, und die Rose ohne Stengel!“

„Mit dem Stengel, müssen Sie sagen, wenn Sie galant sein wollen!“ rief Julie scherzend.

Und nun bemächtigte sich die ganze Tischgesellschaft des glücklich entdeckten Wortspiels, und „die Rose am Stengel“ und „der Stengel mit der Rose,“ hieß es nun durch eine Viertelstunde fort, bis der ergiebigere Genuß der Mahlzeit endlich dieser Monotonie ein Ende machte.

Während des Speisens wurde ich mit der Tischgesellschaft bekannter. — Von den ältlichen Frauen war die eine Witwe, die andere unverheirathet, beide weitläufig mit dem Herrn des Hauses verwandt, und gutmüthig von ihm zur Feier des Festabends aus ihrer Einsamkeit an seinen Tisch gezogen. — Der Mann mit dem klassischen Schnurbarte, den er kunstgerecht von Zeit zu Zeit nach auf- und abwärts drehte, und den man Doctor nannte, war eigentlich nur Chirurg und Pächter einer Raststube in unserer Vorstadt. Seine Bekanntschaft im Hause verdankte er Julien, die er zufällig kennen gelernt, und zu deren, wie es schien, nicht unbegünstigten Anbetern er nunmehr zählte, da sie zu seinem nicht geringen Stolze ihn manchmal vertraulich lieber Janos nannte. Uebrigens schien er durch Arroganz ersetzen zu wollen, was ihm an Bildung und Wissen abging, und so gelang es ihm, in diesem Kreise wirklich zu imponiren; denn Herr Wachtelhuber war ein einfacher Mensch, der außer dem Holzhandel, den er schwunghaft trieb, sich um die Wissenschaften nicht viel bekümmerte. — Julie hatte von Natur ein schönes Aeußere erhalten, und begnügte sich, das mäßige Capital ihres Verstandes im Feide der Koketterie fruchtbringend zu verwerthen, und den beiden alten Frauen konnte man es leicht abmerken, daß sie in der ungewohnten Gesellschaft eines schönen Mannes auf jeden andern Anspruch gern verzichteten.

Der Doctor schien, wie der Hausherr bemerkte, heute nicht in seiner gewöhnlichen Laune. Man konnte wirklich bemerken, daß er, trotzdem er seinen Platz neben Jullen hatte, oft in stillen Gedanken sich vertiefte, zerstreut war, zu Zeiten sich die Stirne rieb, mit einem Worte, mit einem großen Gedanken beschäftigt schien. Mir kam es vor, als wäre ihm meine Gesellschaft nicht eben erwünscht gekommen, und als wäre Eifersucht auf jene Freundlichkeit, mit der Juliens Koketterie den Eindringling begünstigte, mit im Spiele.

Auch schien es mir, als ob meine Lorbeeren in Bezug auf's Christgeschenk, das in Juliens Locken strahlte, ihm die Ruhe raubten, denn ich überraschte oftmals seinen Blick, nachdenkend und ergrimmt, an jener Rose hangen.

Ich hatte mich auch nicht getäuscht; denn kaum war das Nachtmahl beendet, die älteren Leute im traulichen Gespräche in der Nähe des Ofens, und Julie in unser beider Gesellschaft wieder im Nebenzimmer, wo der Christbaum mit nunmehr verlöschten Kerzen stand, als Herr Janos sich mit nach rückwärts verborgenen Händen Jullen feierlich näherte und folgender Art pathetisch sie ansprach: „Fräulein Julie! Ich will dem Herrn Stengel nicht nachstehen, auch ich war unvorbereitet, und vordanke mein Geschenk nur den Eingebungen meines erfinderischen Geistes! Nehmen Sie hier die Huldigung Ihres Freundes Janos!“ Hiermit überreichte er ihr, strahlend vor Selbstzufriedenheit, sein Geschenk, das in einem Herzen bestand, welches er aus zwei Wachskerzen, die er vom Christbaum abgelöst, geformt und in dies bezeichnende Symbol gezwängt und gebogen hatte.

Julie nahm lachend, doch voll Liebenswürdigkeit auch diese zarte Gabe an, obschon mit einem koketten, vielsagenden Seitenblick auf mich. Sie band hierauf das große, grünrothe Herz an ihren Christbaum, während der Doctor mit einem triumphirenden Blicke, den er mir zuwarf, sich vergnügt den schwarzen, dichten Schnurbart nach Außen drehte.

Einstweilen war es Mitternacht geworden. Ich schickte mich zum Weggehen an, nicht ohne meinem freundlichen Hausherrn und Jullen versprechen zu müssen, meine Besuche während der langen Winterabende öfter zu wiederholen.

Der Winter ist eine traurige Jahreszeit für Gefühlsmenschen, das heißt für solche, die zum Alleinsein verurtheilt sind. — Im traulichen Familienkreise, da fließen wohl die Stunden leichtbeflügelt im süßen Wohlbehagen hin! Da kann des Kamins Gluth sich mit der Sonne Flammen, mit des Mondes sanften Strahlen messen, denn die Natur mit all ihrer Pracht an Blüthenhecken, an Rebenlauben, sie bietet Schöneres, Befriedigenderes nicht, als die engen Zimmerwände, in deren beschränkten Raume der zufriedene Mann, die glückliche Gattin und der Kinder blühende, muntere Schaar des Lebens reizendes Bild im engen Rahmen zusammenfassen.

Doch wer allein ist, der ist im öden Zimmer doppelt einsam! — Dort draußen auf den Bergen bist du's nie! Du siehst, du fühlst den Pulsschlag der Natur, dein eigener ist ein Theil davon, du überblickst das Ganze und fühlst, daß du dazu gehörst! Die Wolken, die dort ziehen, die Sterne, die dort glänzen, derselben Schöpfung danken sie ihr Sein, wie du! — Der Vögel flatternd Heer, der Insecten leichtbeschwingte Schwärme, sie freuen derselben Sonne, der Lüfte sich wie du, und wo du eine Hütte siehst, da weißt du einen Bruder wohnen, — gedrückt, — erfreut, je nach des Augenblicks Laune, — doch der Sorge kränklich Kind, wie du, des Todes sichere Beute, wie alle Menschenbrüder. — Aber des Zimmers Kerkerwände, die scheiden dich vom Leben ab. Das Feuer, das dich wärmt, das dient nur dir allein; die Lampe schenkt ihr Licht nur deinem Auge, kein fremder Athemzug belebet diese Lüfte, und wenn dein eigener plötzlich stockt, so weiß kein fühlend Herz, daß deine Pulse nicht mehr schlagen!

Diese und ähnliche Gedanken überraschten mich oft, wenn ich stundenlang an Winterabenden über meinen Büchern gesessen, und ermüdet dann meinen Gedanken freien Spielraum ließ.

Mir that der Umgang mit Menschen, mir that Geselligkeit Noth, und um dies Bedürfniß wenigstens leidlich zu befriedigen, besuchte ich manchmal meinen Hausherrn und seine Nähte wieder.

Herrn Janos fand ich regelmäßig dort. Er schien allen Ernstes um Juliens Gunst, vielleicht um ihre Hand

Digitized by Google

ſich zu bewerben; doch mochte er auf dieſem Wege manche Dornen finden, die Julians Koketterie ihm nicht erſparte; denn nicht bloß gegen mich, gegen jeden Mann, den ich noch je bei ihr getroffen, hatte ſie ſolch reiches Arſenal von Liebenswürdigkeit in Bereitſchaft, daß es den hohen Werth bekundete, den die Beſitzerin auf Eroberungen aller Art zu legen ſchien.

Doktor Janos hatte die Natur, die Urſache der Krankheit, die ihm entgegenſtand mit richtigem Blicke auch erkannt, nur um einen vernünftigen Heilungsplan ſchien er derart verlegen, daß er ſogar mein geringes Wiſſen zum Conſilium nicht verſchmähte.

Wir hatten eines Abends gemeinſchaftlich, und noch in ziemlich früher Abendſtunde Julie verlaſſen, als er beim Herabgehen mir bemerkte, zum Schlafengehen ſei es noch zu früh, und wenn es mir nicht läſtig ſei, würde er gern eine Cigarre in meiner Geſellſchaft rauchen. Die beſcheidene Zumuthung wurde von mir nicht abgeſchlagen, und ſo ſaßen wir bald in meinem traulichen Zimmer.

„Herr Stengel“, — begann er alsbald ſeine Mittheilung, — nachdem er zuvor einige kräftige Züge aus der Cigarre gethan, um dieſe für längere Zeit glimmend zu erhalten, „Herr Stengel erklären Sie mir das Räthſel! Ich bin ein gebildeter Mann, ein Mann der Wiſſenſchaft, der Kunſt. Daß ich allen Frauen ohne Ausnahme gefalle, davon könnte ich Ihnen hundert ſchlagende Beweiſe liefern. Woher kömmt's, daß ich mit Julien da oben nicht vorwärts komme, daß es mir ſogar manchmal vorkömmt, als ob das Mädchen mich zum Narren hätte?“

„Sind Sie in das Mädchen verliebt?“ fragte ich ihn.

„Verliebt?“ rief er lachend — „Gott bewahre! — Janos von Fökelházy war nie verliebt, ſo viele Frauen und Mädchen es auch ſchon in ihn geweſen!“

„Alſo was kümmert Sie das Mädchen und ihre Gunſt?“ —

„Was ſie mich kümmert? — Herr Stengel, Sie fragen wie ein Kind! — heirathen will ich das Mädchen!“ —

„Ach ſo?“ — ſagte ich — „und kennt Julie Ihre Abſicht?“ —

„Ich glaube wohl, denn mit dem Onkel habe ich ſchon geſprochen.“

„Mit dem Onkel früher, als mit dem Mädchen?“ —

„Das iſt natürlich — das Mädchen kannte ich ſchon — doch ihre Mitgift nicht — dieſe konnte ich vom Onkel nur erfahren.“ —

„Das iſt charmant!“ ſagte ich lachend „Sie behandeln die Sache ziemlich praktiſch.“

„Sie kann und darf nur ſo behandelt werden,“ war ſeine Antwort. — „Die Ehe, wenn wir offen ſprechen wollen, wie es ſich unter Männern ziemt, iſt eigentlich ein großes Uebel für den Mann; ein Geſchäft, bei dem er ſtets verliert. Er giebt ſeine Freiheit hin, das größte Gut, — um dafür Sorgen einzutauſchen. Statt in der Liebe dem Wechſel nur zu folgen, wie die Natur und das Intereſſe uns befiehlt, iſt man für alle Zeit an Eine nur gebunden, die das Recht zu haben glaubt, den Mann ausſchließend — allein nur zu beſitzen! — Zwar giebt es glücklicherweiſe für uns Männer keinen Zwang, aber dann ſind Zank und Thränen die bittere Zugabe zu des Hausbrauchs großen Laſten, zu dem zuweilen Geſchrei der Kinderſtube.“

„Sie betrachten die Ehe nicht im günſtigen Lichte“ — ſagte ich, im Innern entrüſtet, — „mich wundert's wie Sie mit ſolchen Anſichten an eine Heirath denken können?“

„Sie würden mit Recht ſich wundern,“ ſagte er, „wenn ich reich und unabhängig wäre. Dann allerdings, dann würde ich nicht früher heirathen, als bis ich grau und ſchwach geworden, und die pflegende Hand der Frau mir ein Bedürfniß wäre. Aber leider iſt's nicht ſo! Ich beſitze kein Vermögen, die Praxis nähret uns Aerzte kümmerlich, viel Aufwand verlangt dabei der Stand; die Jugend, die Lebensluſt beſtehen auf ihre Rechte, und das Volk der Gläubiger hat kein Herz!“

„Sie würden Julie alſo,“ fragte ich, „nur ihres Geldes wegen heirathen?“

„Sicherlich, mein Freund! doch ihrer ſchwarzen Locken wegen nicht,“ ſagte er lachend; „die ſind auch anderswo zu finden!“

„Nun? und wie nahm der Onkel Ihre Werbung auf?“

„Mein Gott, der Onkel! Das iſt ein Mann, der ſich nur um ſeinen Holzhof kümmert; was nicht in Klaftern geſchichtet liegt, iſt ihm zu hoch. Herr Janos, ſagte er, das Mädel iſt meine Nichte, meiner einzigen Schweſter Kind, zwanzigtauſend Gulden bekömmt ſie zur Mitgift von mir in baaren Silberzwanzigern, und wenn ich heute oder morgen ſterbe, ſo erbt ſie auch dies Haus. Und nun wiſſen Sie Alles, was Sie von mir erfahren können, denn nur die Ausſteuer geb' ich meiner Nichte, den Mann ſoll ſie ſich ſelber nehmen! Ich ſelbſt war nie verheirathet, ich weiß nicht, wie die Weiber über ſolche Sachen denken. Das Mädel hat Verſtand im Kopfe, und mit dem Manne, den ſie nimmt, wird nur ſie, nicht ich, zu leben haben. Wenn Julie Sie mag, ſo hab' ich nichts dagegen. Sie ſind mir gerade ſo werth, wie mir es jeder Andere iſt. — Damit ſtopfte er ſeine Pfeife, und die Unterredung war zu Ende.“

„Nun, und das Mädchen?“ fragte ich, „wie ſtehen Sie mit der?“

„Aus dieſer, lieber Freund, werd' ich ſelbſt nicht klug. Manchmal kömmt's mir vor, als wäre ſie mir geneigt, und glaub' ich ſchon, daß ich ſie habe, dann wird ſie plötzlich wieder kalt. Auch merke ich, daß ſie dasſelbe Spiel mit andern Männern treibt. Jeden Monat finde ich oben einen andern Mann, der, Gott weiß wie, in's Haus gekommen. Ihr Zimmer iſt ein Taubenſchlag, der ziemlich ſicher iſt, denn der Alte ſieht keinem Marder gleich.“

„Nun, und was gedenken Sie zu thun?“

„Das iſt es, lieber Freund, was ich nicht weiß, und weßhalb ich Sie um Ihren Rath befrage.“

„Herr von Fökelházy,“ ſagte ich, „mein Rath wird Ihnen wenig nützen, denn meine Anſichten ſind von den Ihren ſehr verſchieden.“

„Wie ſo?“ fragte er erſtaunt.

„Ich würde keine Frau,“ ſagte ich, „nur des Geldes wegen heirathen.“

„Herr Stengel,“ erwiederte er lächelnd, und ſelbſtgefällig ſich den Schnurbart drehend, „nehmen Sie mir's nicht übel, aber Sie ſcheinen mir der Fuchs, der ſchwört, die Trauben ſeien ſauer!“

„Kann ſein!“ ſagte ich, „ich kann mich nicht, wie Sie, des großen Glückes bei Frauen rühmen; aber trotzdem, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, hätte ich gedacht, wie

Digitized by Google

Sie, so beſäße ich jetzt auf der Landſtraße mein eigenes Haus."

„Ihr eigenes Haus? — Wie ſo?" fragte er geſpannt.

„Ganz einfach," ſagte ich, „ich brauchte nur der Witwe, die das große Durchhaus in der Gärtnergaſſe dort beſitzt, am Altare die Hand zu reichen, die ſie vor Kurzem noch mit gern bot."

„Und Sie thaten's nicht, Herr Stengel? Ein ſo geſcheidter Mann?"

„Ich that es nicht, weil mir die Witwe nicht gefiel!"

„Sie iſt wohl häßlich — alt?"

„Sie iſt nicht jung, nicht ſchön, doch war es dieſes nicht allein. — Ich denke von der Ehe nicht wie Sie."

Herr Janos blies den Rauch ſeiner Cigarre in einer langen Linie vor ſich hin, und ſchien mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Es trat in unſerm Geſpräch eine Pauſe ein.

Ich benützte dieſe, um eine Unterhaltung abzubrechen, die mein Gefühl verletzte, und wollte das Geſpräch auf gleichgültige Gegenſtände richten.

„Wie ſteht's mit dem Geſundheitszuſtand in unſerer Vorſtadt?" fragte ich.

„Ach, der Geſundheitszuſtand," ſagte er, „wäre gut, der naſſe Winter begünſtigt jede Krankheit — allein was hilft's? — der Krankheiten mögen noch ſo viele ſein, der Doctoren giebt es dennoch mehr!"

„Es iſt wahr," ſagte ich, „wir haben viele Aerzte in der Reſidenz, doch für die Kranken iſt dies nur ein Vortheil; zudem iſt die neue Wiener Schule hochberühmt."

„Hochberühmt?" rief er ironiſch, „doch bei wem? Nur bei ihren eigenen Jüngern!"

„Wie?" fragte ich erſtaunt, „gehören Sie nicht auch zu dieſen?"

„O nein," rief er mit Würde, „ich gehöre der guten, alten Schule an und bin auch ſtolz darauf. Hören Sie ihnen nur einmal zu, den vielgerühmten Herren, wie ſie am Krankenbette, wie ſie von der Kanzel ſprechen, wie ſie es ſelbſt geſtehen, daß ſie nichts wiſſen, daß man ſo ſelten helfen kann, daß die Gelehrſamkeit, die Bücher, uns im Stiche laſſen! O mit dem Einen haben ſie Recht — die gelehrten Bücher, das hohle Wiſſen kann man leicht entbehren, aber die Kunſtgriffe der alten Medizin, die haben ſie mit über Bord geworfen und ſtehen nun hülfearm und rathlos da. Ich ſage Ihnen, die alte Medizin, die Jahrhunderte lang florirt, und die Aerzte geehrt und reich gemacht, das iſt die wahre! — Man ſieht's den jetzigen Aerzten ſchon am Rocke an, wieviel die neue Medizin bedeutet."

„Auf das Ausſehen des Arztes," meinte ich, „kommt's dabei doch weniger an, als auf das des Patienten!"

„Larifari!" rief er ereifert aus. „Jedem Arzte werden Kranke ſterben. Aber anſehen mag ich nicht, wie ſich die Krankheit wochenlang ſchleppt, und die Natur ſich endlich hilft, ſelbſt ohne meinem Zuthun. Klagt der Kranke über Schmerz — ein paar Grane Opium müſſen helfen! Tritt Betäubung darauf ein, ſo wird ſich auch ein Mittel wieder finden! Der Aderlaß, den die neue Schule ſtolz verpönt, den habe ich mir zur Liebhaberei erhoben und wend' ihn täglich an, wo ich nichts Beſſeres gerade weiß."

Mir ſchwindelte, als ich die Anſicht dieſes Doctors hörte.

„Und ſind Sie viel beſchäftigt?" fragte ich mit ängſtlicher Beklommenheit.

„Ich könnt' es mehr ſein, als ich es bin, wär' nicht gemeiner Brodneid mit im Spiele. Ich habe Anfechtungen von der Facultät, denn, unter uns geſagt, ich bin nicht promovirt, und die gelehrten Herren meinen, die Kunſt beſtände in dem Diplom! Doch verſichere ich Sie auf Ehrenwort, mein ſchwarzer Schnurbart hier und meine acht und zwanzig Jahre haben mancher Patientin ſchon geholfen, wo die alten Herren mit all ihrem Wiſſen und ihrer Gelehrſamkeit verlegen ſich die Hände rieben!" Dabei lachte er auf gemeine Art und ſtrich den vielgerühmten Schnurbart.

Ich hatte vom Herrn Janos nun genug gehört, um herzlichſt zu wünſchen, ſeine Geſellſchaft wieder los zu ſein. Ich ſah nach meiner Uhr.

„Schon Elf!" ſagte ich und ſtand auf.

Er merkte meine Abſicht und ſchickte ſich zum Weggehen an.

„Darf ich Sie noch um eine Cigarre bitten, für den Weg?" ſagte er.

Ich gab ſie ihm.

Er zündete ſie an. „Und nun, gute Nacht!" ſagte er. „Doch, a propos! Wie ſagten Sie, daß jene Witwe hieß, auf der Landſtraße, die — von der Sie ſprachen?"

„Ich habe ihren Namen Ihnen nicht genannt," ſagte ich, „der gehörte nicht zur Sache."

„Mein Gott!" ſagte er, „was thun Sie ſo geheim? Wenn es mich intereſſirte, könnte ich's wohl erfahren, wie die Hausfrau vom Durchhaus in der Gärtnergaſſe heißt."

„Das ſteht Ihnen immer frei," ſagte ich, im Herzen ſchon bereuend, mit dem gemeinen Menſchen mich in derlei Geſpräche eingelaſſen zu haben.

Endlich war er fort — und ich bedauerte die zwei verlorenen Stunden.

Der Carneval war in dieſem Winter ſehr belebt, und bis in die ſpäte Nacht hörte ich das Wagengeraſſel in meiner Straße, die zu einem vielbeſuchten Ball-Locale führte. Bei mir hatten die Orcheſtergeigen ihre Zauberkraft ſchon längſt verloren, vielleicht auch nie beſeſſen. Ein Mann in meinen Jahren, von meiner Denkungsweiſe, kann von Bällen kein Verehrer ſein.

Julie hatte ich ſchon länger nicht beſucht; ſelbſt Doctor Janos war, wie ſie mir ſagte, in ihrem Hauſe zum ſeltenen Gaſt geworden. Kein Wunder! war Julie durch den Faſching doch völlig abſorbirt. Es vergingen wenig Tage in der Woche, wo der Wagen nicht um 10 Uhr vor dem Thore ſtand, das ballgeſchmückte Mädchen aufnahm, und gegen Morgen erſt zurückkehrend, mich aus dem Schlafe weckte. Der gute Wachtelhuber meinte, er wolle dem jungen Blute ſeine Freude nicht verderben, und da er ſonſt dabei ganz aus dem Spiele blieb und jene Verwandte, die wir vom Weihnachtsabend kennen, die ehrſame Begleiterin machte, ſo kümmerte er ſich weiter nicht viel darum, denn ſein Schlafzimmer lag im Hinterthell des Hauſes, und die Ruhe ſeiner Nächte blieb geſichert.

Ach! für ein Mädchen iſt der Ballſaal ein Stück aus Oberon's Zauberreiche, und die Ballnacht eine von den tauſend Zaubernächten orientaliſcher Mährchen, in unſern kalten Norden verſetzt. Die blumengeſchmückte Toilette, die

Digitized by Google

alle Reize hebt, die tausend Flammen, die sie hell beleuchten, die Gesellschaft von Frauen, Mädchen, Herren, in die sie ungezwungen, froh sich mischt, der Musik zauberreiche Klänge und des Tanzes Rhythmus, in dem sie leichtbeflügelt an des Mannes Arme schwebt — ist dies Alles nicht genug, um die Sehnsucht eines Mädchens zu erwecken, um als Traum von Glück ihr bezaubernd vorzuschweben?

Von Mädchen in Juliens Art, von denen sprach ich freilich nicht. Da hat der ungezwungene Umgang mit Männern, des zarten Bildes Zauber längst verwischt. Da wird die Ballnacht nicht unbefangen mehr genossen; die Berechnung folgt ihr auf jedem Schritte im Ballsaal wie ihr Schatten nach, und verdunkelt jedes harmlos blühende Freudenblümchen. Der Wunsch zu gefallen, anzuziehen, zur Leidenschaft, zum Geschäft geworden, das goldene Zinsen tragen soll, hat das Blumenbeet in einen Blumenmarkt verwandelt, und jeder Zauber ist dahin!

Doch, Auguste! du armes Kind! Wie mag dein Herz, nach solcher nie gekannten Lust sich sehnen? — Ach, die Jugend, die Schwärmerei des Mädchenherzens, sie behaupten immer ihre Rechte, und mag dein klarer Verstand, dein starker Geist, solche Wünsche reflgnirend, auch in deines Busens Tiefe drängen, dort in der dunklen Stille sterben sie nicht ab, sie leben und sprossen fort, wenn auch nur mit krankhaft giftigen Keimen!

Es war dieses nicht das erstemal, daß meine Gedanken mich auf Auguste brachten. Oft wenn ich in langen Abenden allein gesessen, und des Trübsinns Nacht sich schwer um mich gelagert, da öffnete ich das Amulet der Erinnerung, das wohl verwahrt ihr Bild mir barg, und wie vom Christkindl in Correggio's Meisterbilde das Licht ausströmt in die Nacht ringsum, so erhellte Augustens Bild mit einemmale meine Nächte, und hauchte die dunklen Formen meines Lebens mit goldenem Saume an.

War es wirklich Klugheit, dacht ich oft, war es wohl gethan, — als sie vertrauend, liebend sich an meine Seite stellte, als sie des Lebens Gang mit mir zu gehen sich weiblich zart entschloß, — war es klug von mir, daß ich berechnend auf des Pfades Enge wies, der nicht für zwei den sichern Boden bot, und Abgründe zu jeder Seite zeigte? — Es war nicht klug, — es war nicht wahr! — Wo zwei vereint, in warmer Lieb umschlungen desselben Weges ziehen, da ist der Boden nie zu schmal! — Denn — was der Fuß an Raum verliert, ersetzt sich reichlich durch des Aug's vereinte Kraft, die jeden Abgrund doppelt leicht erspäht, ersetzt sich durch des Andern warme Nähe, die uns nicht einsam, nicht verlassen fühlen, die uns im Herzen nicht verzagen läßt. —

Wohl dacht ich damals — ich that es ihretwegen! Doch war es der Egoismus nur, der sich in der Tugend, in der Entsagung Mantel hüllte. Das Wohlbehagen war's, das du nicht lassen wolltest; — die Sorge schreckte dich, — für dich nicht minder als für sie! Und war es nicht ein Phantom, das dich von deinem Paradiese scheuchte? Selbst der Sorgen bitterste, die Nahrungssorge, ist sie der Uebel größtes denn? Und stand sie wirklich mir so nah? — Es war nicht so! — Genügsamkeit hat mich Erfahrung schon gelehrt, Genügsamkeit lernte auch Auguste in des Lebens harter Schule; an Thätigkeit sind beide wir gewöhnt, konnten diese nicht vor Mangel uns beschützen? — Und wenn sie's nicht vermocht! Ist die Thräne, die dem Kummer fließt, denn bitterer, als jene die uns des Herzens Leere, des Lebens Einsamkeit erpreßt? Sie ist es nicht! Unglücklich ist nicht der, den ein Kummer drückt, den liebend ein anderes Herz noch theilt; — aber unglücklich, elend selbst ist ein Crösus, der kein Herz sein eigen nennt, das sein todtes Glück belebend mit ihm theilt, und mitempfindet!

In meinem Herzen, das fühlte ich, war eine Wandlung vorgegangen. Den Wohlstand, die Sorglosigkeit hatte ich früher nur geliebt, und nunmehr liebte ich Auguste! Die Sehnsucht sie zu sehen, von ihr zu hören, erwachte stürmisch in meinem Herzen, und bald war ich entschlossen sie morgen, am Sonntag, aufzusuchen. Bei der Baronin hatte ich bald erfahren wo ihre Wohnung sei, und mit bangem Zagen klopfte ich an ihre Thüre. —

Sie saß an ihrem Arbeitstische, und mochte wohl nicht erwartet haben, mich bei sich zu sehen, denn eine Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht, und wie versteinert waren ihre Züge als ich ins Zimmer trat. Doch faßte sie sich schnell.

„Ich bin erstaunt Herr Stengel," sagte sie, „Sie hier zu sehen. Nach der langen Pause, die Sie machten, mußte ich vermuthen, daß Sie mich schon vergessen, daß Sie an meinem Schicksal keinen Antheil weiter nähmen." —

„Liebe Auguste" sagte ich, „wenn dieser Vorwurf ernst gemeint ist, so fällt es mir nicht schwer mich rein zu waschen; denn Ihrem eigenen Wunsche brachte ich dieses schwere Opfer." —

„Nur von der ersten Zeit sprach ich in meinem Briefe;" sagte sie, „daß Sie auf Monate es ausgedehnt, das war nicht meine Schuld, das ist die Ihre. — Doch wir wollen darob nicht streiten! — Sie sind nun da, und ich freue mich herzlich Sie zu sehen!" — Sie bot mir einen Platz sich gegenüber. — „Und nun erzählen Sie," fuhr sie fort „wie es Ihnen seither ergangen." —

„Liebe Auguste," sagte ich, — „mein Schicksal ist dem Winter gleich im höchsten Norden — da fehlt die Sonne, die den Wechsel, die Wärme bringt, und Monate ziehen hin wie eine einzige kalte Nacht. — Das matte Nordlicht des Berufs läßt nothdürftig die Beschäftigung mich für meine Stunden finden, und nur die Sterne, die an meinem Firmamente glänzen, — des Glaubens und der Hoffnung Stern, mahnen manchmal noch an eine bessere Zukunft mich. Doch Sie liebe Auguste, Sie leben in des Lebens heißer Zone, jedem warmen Tage folgt die stille, kühle Nacht, und in jeder Stunde kann Ihnen eine neue, duft- und farbenreiche Blume sprießen, die Ihrem Leben neuen Reiz gewährt. — Wie geht es Ihnen? Wie finden Sie die neue Existenz? — Sind Sie glücklich?" —

Sie schwieg. — „Ich bin zufrieden," sagte sie nach einer Pause, und senkte ihren Blick. — „Es würde Undank sein, wenn ich's nicht wäre. Was ich gehofft, das hat sich mehr als reich erfüllt, — ich lebe unabhängig und sorgenlos."

„Nun, mich freut's vom Herzen, liebe Auguste," sagte ich mit warmer Stimme, „daß Sie zufrieden und glücklich sind." —

„Lieber Balthasar," sprach sie, — „zweimal schon höre ich Sie das Wort „glücklich" sprechen, während vom Zufriedensein die Rede war. — Ich könnte es — ich sollt' es vielleicht überhören; doch ich will es nicht! Sie sollen nicht glauben, daß — was als wahr im Menschenherzen, als

Digitized by Google

Ueberzeugung dort gelebt, durch des Glückes Laune, durch der Verhältnisse wandelbaren Zug sich täglich anders auch gestalten müsse. Nicht im Wohlsein liegt nach meiner Ueberzeugung das Glück, nicht in der sorgenfreien Existenz; ich denke noch immer nicht wie Sie."

„Wohl aber habe ich, liebe Auguste, meine Ansichten geändert. Die Wahrheit bleibt endlich immer Siegerin! Ich erkläre mich für überwunden. Was ich damals sprach, war falsch, und heute denke ich wie Sie."

„Wie, Herr Stengel?" fragte sie und sah mich forschend an.

„Auguste," sagte ich bewegt, „so wie dem Wanderer in der Wüste der Sterne unwandelbare Pole nur als Richtschnur dienen können, durch des Flugsands Thal und Hügel, die jede Stunde anders formt, so hat auch mein Weg durch des Lebens öde Steppen den Blick nach aufwärts wenden mich gelehrt, um den Wegweiser zum wahren Glück nicht unten, in des Sandes Furchen — oben, in der Seele, des Gefühles ewig glänzendem Gestirne aufzusuchen. — Zwei Sterne nannt' ich schon, die meine Nacht erhellen, ein dritter ist belebend an meinem Horizonte aufgetaucht! Auguste, es ist der *Liebe* sanfter Stern!"

Ich faßte ihre Hand und preßte sie an meine Lippen. Ihre Hand war marmorkalt und zitterte.

„Herr Stengel," sagte sie bewegt, und entzog mir ihre Hand, „Sie thun nicht recht. — Balthasar, schonen Sie des schwachen Mädchens, das dazu noch Reconvalescentin ist."

„Wär's möglich, Auguste? Sie waren krank?"

„Weh mir, Unglückseligen!" rief sie aus. „Ich bin es noch!" Dabei bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Ich stand auf und schritt bewegt durch das Zimmer. Das Mädchen weinte im Stillen fort. Ich konnte, ich durfte sie jetzt nicht stören, und wartete ab, bis sie selbst ihre Thränen getrocknet. Dann trat ich vor sie hin. Ich faßte ihre Hand und sprach:

„Auguste, liebe Auguste, hören Sie mich an! Sie haben einmal mit ihren Worten mir ein Paradies eröffnet, mich Eitlen lockte mehr die Dornenkrone eingebildeten Märtyrerthums, und entsagend schloß ich es mit eigenen Händen wieder zu. — Ich liebte Sie schon damals, Auguste, und wenn ich nicht wie heute sprach, so war mein Herz nicht Schuld daran, es war des Verstandes Laster, der grausam, wie Tirannen sind, für jede Regung des Gefühls mit der Strafe bittrer Reue drohte. Ich habe in der Zeit, wo ich Sie nicht sah, Auguste, im Innern viel erlebt, ich habe in meiner Einsamkeit die Zeit gefunden, um über's Leben nachzudenken. Es giebt hier unten nur ein Glück und das ist — Liebe — für mich giebt's *eine* Liebe nur, und die bist du, Auguste."

Auguste hörte mich gefaßt und ruhig an.

„Balthasar," sprach sie dann, während eine Thräne noch an ihren Wimpern hing, „ich bin jetzt wieder ruhig, und da Sie mich neuerdings und gewaltsam zum Reden zwingen, so will ich's offen thun, so wie sich's ziemt. — Lieber Balthasar, Sie bewähren auch heute wieder das gute Herz, das ich längst an Ihnen gekannt und verehrt habe. Sie besuchen nach Monaten eine Freundin wieder, die bei unserem letzten Gespräche Ihnen als eine Thörin nur erschien, und die Sie vernünftig, gebessert zu finden hoffen. Sie kommen heute wieder, und Ihr Freundesherz sieht mit mitleidsvollem Schrecken, daß, was Sie für Thorheit hielten, eine *Krankheit* ist, ach, eine schwere Krankheit, ich leugne es nicht, an der ich siehe! Wo kein Mensch sonst helfen kann, da wird der Freund zum edlen Arzte, und großmüthig preßt er sein eigenes Glück in den Heiltrank, um mich zu retten! — Balthasar, vom ganzen Herzen danke ich's Ihnen, doch annehmen werde ich das Opfer nie!"

Ich beschwor sie, daß diese Ansicht falsch. — Umsonst!

„Noch klingen," sagte sie, „Ihre Worte mir im Ohre, die Sie aus des Herzens Ueberzeugung sprachen: „Unsere Liebe ist Krankheiten unterworfen, wie wir selbst; sie wird mit uns im Nothstand siechen, die Sorge tödtet sie, wie uns!"

„Auguste, es war ein Wahn, den ich bitter nun bereue!"

„Der Wahn spricht mit solcher Ueberzeugung nicht! Und wenn es wahr wäre, wenn die Sorge eine Macht hätte über unsere Liebe, wenn sie durch diese siechen, sterben könnte? wie schrecklich! Wenn sie von schwächerer Natur, als dieser Körper, *früher* gar noch stürbe, als wir selbst! Wem fiele ihre Allgewalt als reiche Erbschaft zu? wem anders, Balthasar, als der bittern Reue?"

All meine Ueberredung war umsonst.

„Sprechen Sie nicht von Liebe," sagte sie, „es ist das Mitleid nur, das Sie in diesen Namen kleiden! In Ihren Jahren, Balthasar, blüht die Leidenschaft nicht auf in einer Nacht! Und hätten Sie damals mich geliebt, als wir das letztemal uns sahen, Sie hätten sicherlich anders gesprochen, denn Liebe denkt nicht so, das fühlte ich damals schon und fühl' es heute wieder."

„Auguste!" rief ich, „du täuschest dich! Nicht der Liebe fehlte es an Kraft, als ich so zu dir gesprochen; die Berechnung nur, der Egoismus war's, der übermächtig war. In manchen kummervollen Nächten habe ich's mit bitteren Thränen schon bereut! — Auguste, verzeihe mir!"

Umsonst, umsonst! — Auguste glaubte an meine Liebe nicht, die sie für Mitleid hielt.

Mit thränenfeuchtem Auge und beklommener Brust verließ ich ihre Wohnung.

Als ich in der Dämmerung über die Bastei nach Hause ging, begegnete ich einer Dame, die vertraulich am Arme eines Mannes hing. Der Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, hinderte nicht, daß ich sie sogleich erkannte. Es war die Witwe Birnenholz, und der Mann, an dessen Arm sie schmachtend hing, es war kein anderer, als unser würdige Freund Janos Fölelhzy.

Sonderbar! — Wäre ich nicht im Herzen so tief betrübt gewesen, ich hätte wahrlich lachen müssen!

Mein jüngstes Gespräch mit Augusten hatte eine entscheidende Wirkung in meinem Innersten hervorgebracht. — Ich hatte nicht blos die Gewißheit gewonnen, daß Auguste mich noch immer liebte, sondern ich war nunmehr auch zu der innigsten Ueberzeugung gekommen, daß auch meine Liebe für sie keine Selbsttäuschung war, hervorgebracht durch die melancholische Stimmung beständigen Alleinseins. Ich liebte wirklich, und in dieser Liebe fühlte ich mich beglückt.

Digitized by Google

Ich hatte mir oft selbst den Vorwurf gemacht, daß es meinem Charakter an jener Festigkeit, an jener Entschiedenheit gebreche, die allein den Mann zum Manne macht. — Mit kränkender Sentimentalität hatte ich bisher für mein Schicksal blos schwankende Hoffnungen, träumerische Wünsche und unmännliche Thränen gefunden. Ohne mit dem Geschicke den ernsten Kampf zu wagen, hatte ich im Vorhinein die weiße Flagge der Resignation zu meinem Panire gemacht, — was Wunder, wenn ich nie zu einem Siege kam? Mein Charakter hatte nunmehr in der Liebe jenen Schwerpunct gefunden, der ihm bisher gefehlt, ihm doch vor Allem Noth that, und dessen Wirkung ich von jenem Tage an entscheidend fühlte. Ich hatte nunmehr ein bestimmtes Ziel für meinen Lebenslauf, und dieses Ziel war Augustens Hand.

Um dieses zu erreichen, galt es vor Allem Auguste zu überzeugen, daß ich sie wirklich liebte, und die unglücklichen Folgen in ihrem Geiste zu verwischen, die meine unheilvolle, kalte Theorie in ihr hervorgebracht.

Beides, hoffte ich, müßte mir gelingen. Wer wahrhaft liebt, wie sie, der glaubt auch an des Andern Liebe gern, zumal wenn auch diese eine wahre ist; und daß jene kalte Berechnung nur des Verstandes Frucht gewesen, hatte sie längst erkannt, denn Liebe, sagte sie mit Recht, denkt nicht so.

Ich sah Auguste nunmehr wieder öfter, so oft als meine und ihre Zeit es erlaubte. Ich besuchte sie als ihr Freund, und so schien sie es auch zu nehmen. Sorgfältig wurde es von beiden Seiten vermieden, daß unser Gespräch nicht in jene Bahn einlenkte, die zu einer ähnlichen Erklärung, wie die letzte, führen konnte.

Daß Auguste mit der Fortsetzung meiner Besuche stillschweigend einverstanden war, galt mir als ein günstiges Zeichen, daß das kluge Mädchen an meiner Liebe nicht vollständig zweifelte, wie sie sich den Anschein gab, und daß selbst sie eine glückliche Entwicklung für möglich hielt. —

Der traurige Winter hatte einstweilen auch den warmen Sonnenstrahlen des Frühlings Platz gemacht.

Schon hatte ich den Plan gefaßt, die Stellung bei meinem Advocaten aufzugeben und um ein einträglicheres Amt in der Provinz mich ernstlich umzusehen, als ich eines Morgens von Auguste unerwartet die dringende Aufforderung erhielt, sie im Laufe des Tages zu besuchen, und voll Erwartung trat ich in ihr Zimmer.

„Endlich lieber Balthasar," rief sie mir beim Kommen erfreut entgegen „endlich eine Freudenbotschaft! Hier nehmen Sie dies Blatt und lesen Sie."

Sie überreichte mir mit diesen Worten einen Brief, der die Form einer amtlichen Depesche hatte, das große Siegel führte das Wappen der freien Hansastadt Bremen.

Der Inhalt bestand in einer Mittheilung eines dortigen Advocaten im Auftrage des Senates an Auguste, daß Ihr Onkel, Ihres Vaters Bruder, einer der reichsten dortigen Rheder, eines plötzlichen Todes verstorben sei. Sein natürlicher Erbe, der einzige Sohn, den er hinterlassen, sei verschollen, indem er seit mehren Jahren in Folge einer Liebes- und Duellgeschichte plötzlich von Bremen verschwunden sei, ohne daß es bisher der Behörde, ja selbst dem Vater gelungen war, eine Spur von ihm zu entdecken. — War er, wie man annahm, verstorben, so war Auguste als einzige Blutsverwandte die Universal-Erbin des bedeutenden Vermögens, und wurde hiemit aufgefordert die nothwendigsten Documente bereit zu halten. Einstweilen wurde in allen Zeitungen der Aufruf an den verlorenen Sohn veröffentlicht, und wenn der bestimmte Termin verflossen, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich gab, so trat sie in den ungeschmälerten Genuß der Erbschaft.

„Es ist wohl Unrecht von mir, lieber Balthasar," sagte Auguste, als ich den Brief gelesen, und ihn mehr betrübt als erfreut wieder zusammen faltete — „daß ich von einer Freuden-Nachricht spreche, während ich wohl passender es eine Trauerbotschaft hätte nennen sollen. — Allein Sie dürfen deshalb nicht ungünstiger von meinem Gemüthe urtheilen. Den Onkel habe ich nie gekannt, habe kaum von ihm gehört, da er mit meinem Vater nicht in gutem Einvernehmen lebte. — Soll ich nun eine Trauer affectiren, die meinem Herzen fremd ist, während die Aussicht auf ein unverhofftes Glück mir die Freude so nahe stellt?„

„Nicht doch! liebe Auguste," sagte ich — „Ihre Freude ist vorwurfsfrei, und ebenso natürlich wie die Betrübniß von meiner Seite."

„Betrübniß? Balthasar!" — rief sie erstaunt;

„Allerdings!" erwiderte ich mit einem Seufzer. — „Ich kann mich meiner Eigensucht wohl schämen, aber leugnen will ich sie nicht — Sie macht die Erbschaft reich — mich macht sie arm, bettelarm!" —

„Wie so Balthasar? — ich verstehe Sie nicht!" —

„Wir wollen, liebe Auguste, über diesen Punkt heute nicht weiter sprechen. — Sein Sie fest überzeugt, daß ich Ihr Glück Ihnen vom Herzen gönne, wenn es auch mein eigenes mir raubt!"

Das Mädchen sah mich lange mit einem stummen, forschenden Blicke an.

„Balthasar," sprach sie mit ernster Stimme — „Sie scheinen sehr bemüht, wenn ich eine bessere Meinung von Ihnen fassen will, sie schnell mit eigener Hand wieder zu zerstören. Ich glaube den Grund Ihrer Betrübniß zu errathen. Es ist wohl wieder eine Märtyrerkrone, nach der sie geizen?" —

„Ach Auguste," sagte ich bewegt, „scherzen Sie nicht so grausam — es ist keine Märtyrerkrone, es ist die Achtung vor meinem Charakter, vor mir selbst, — die ich erhalten und bewahren muß."

„Balthasar!" sagte sie mit vorwurfsvoller Stimme, „und ich soll Ihnen glauben, daß Sie mich lieben, daß Sie mich je geliebt?"

„Auguste!" rief ich mit thränenfeuchtem Blicke, „ich liebe dich, wie meine Seele!"

„Nun wohl, lieber Balthasar," sprach sie, „ich will es Ihnen glauben, weil dieser Glaube mich beseligt. Und was die Erbschaft anbelangt," fügte sie lächelnd hinzu, „so steht sie noch in zu weitem Felde, als daß wir jetzt darüber streiten sollten. Sind Sie ihr gar zu feind, nun, dann verschwinde auch ich, wie mein verlorner Vetter, und wir lassen uns von ihr nicht finden."

Das Gespräch nahm wieder eine heitere Wendung, und ich mußte ihr versprechen, ihr in der Zusammenstellung der Papiere seiner Zeit behülflich zu sein.

„Nehmen Sie sich in Acht," sagte ich, „ich kenne alle Advocatenkniffe, ich stoße das Testament um, und bringe Sie um Ihre Erbschaft!"

Digitized by Google

„Thun Sie das!“ rief sie lachend, „dann rächt der Himmel mich und straft am Ende Sie selbst mit einer armen Frau!“

Die langen Tage des Sommers kamen mir heuer sehr zu Statten. Ich hatte mich mit allem Fleiße wieder den Studien der Rechtswissenschaften ergeben. Das vermehrte Wissen sollte einen größern Wirkungskreis mir eröffnen, dieser eine selbstständige, ehrenvollere Existenz mir bereiten, die Realisirung meiner Pläne mir ermöglichen, denn Augustens Erbschaft mein Glück verdanken, das wollte, das durfte und konnte ich nicht. Meine Stellung mußte früher selbstthätig gesichert sein, ehe ich, ohne mich vor mir selbst zu erniedrigen, ihre Hand annehmen, ihren Reichthum theilen durfte.

Als ich eines Abends, im August, voll von diesen Gedanken, in meine Vorstadt zurückkehrte, hörte ich mich plötzlich bei meinem Namen gerufen. Ich sah mich um, und als ich keinen Bekannten hinter mir sah, glaubte ich schon, mich getäuscht zu haben, als dieser Ruf sich wiederholte, und diesmal sah und erkannte ich auch die Person, von der er ausging, und die in einem Fiaker stehend, zwei muthige Rappen mit Mühe zum Stehen zu bringen suchte. — Es war niemand anderer, als János Fökelházy.

„Zum Teufel, Herr Stengel! sind Sie denn taub oder wollen Sie zum Ersatz, daß Ihre Freunde Sie niemals sehen, diese nicht einmal hören? Ich rufe Sie schon zweimal bei Ihrem Namen. Sie scheinen in Ihren Gedanken sehr vertieft!“

Ich war nicht minder erstaunt, Herrn Jánus sich meinen Freund nennen zu hören, als diesen in solcher prachtvollen Equipage zu sehen.

Herr Fökelházy mochte meine Gedanken aus meinen Blicken lesen, und sagte mit triumphirendem Blicke:

„Nicht wahr, ein paar schöne Pferde, das?“ und dabei schnalzte er mit seiner Peitsche, daß die Rappen muthig in die Höhe sprangen, und kräftig von ihm am Zaume zurückgehalten, schäumend das Pflaster stampften, daß die Funken stoben und die Vorübergehenden gaffend stehen blieben.

„Wie geht es Ihnen, lieber Freund?“ fragte er, als sich die Pferde beruhigt hatten. „Ich wünschte schon lange, Sie zu sehen, und hätte Sie gewiß schon längst besucht, wenn ich nicht so übermäßig beschäftigt gewesen wäre. Ich möchte wieder einmal mit Muße mit Ihnen plaudern. Was macht denn unsere schöne Julie? Sie können ruhig sein. Ich gehe Ihnen nicht mehr in's Gehege — denn, wie Sie wissen, bin ich längst verheirathet!“

„Wirklich?“ sagte ich, „das wußte ich nicht.“

„O freilich! Haben Sie denn meine Karte nicht erhalten? — Das Bedientenvolk ist so unverläßlich! — Ich bin verheirathet und wohne auf der Landstraße im Durchhause zur Gärtnergasse. Das ist mein eigenes Haus. Ich hoffe, Sie besuchen mich bald, dann wollen wir bei einer Havanna gemüthlich plaudern. — Die Teufelspferde wollen hier nicht stehen! — Also gewiß, lieber Freund! Sie besuchen mich, adieu! auf baldiges Wiedersehen!“ und dabei schnalzte er mit der Zunge und die Pferde jagten davon.

Also Doctor János verheirathet! dachte ich bei mir — und mit der Witwe Birnenholz? Es muß ihm glänzend gehen, denn offenbar blos um seine schöne Equipage mir zu zeigen hatte er mich auf der Straße angesprochen. Sonderbar, dem Verdienste, heißt es, seine Krone, und die Rohheit, die Ignoranz sie fährt stolz mit eigenen Pferden!

Unter diesen Gedanken war ich in meiner Wohnung angekommen und setzte mich verstimmt und kleinmüthig an meinen Tisch, um bei den trockenen Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches die halbe Nacht zu durchwachen.

Es waren seit diesem Tage wieder Wochen verflossen, die ich theils in ernsten Studien, theils im jugendlichen Gefühle beglückter Liebe verlebte, als ich eines Sonntags Auguste besuchen wollte, und mit Verdruß vernahm, daß sie der Einladung einer befreundeten Familie gefolgt sei, und den ganzen Tag auf dem Lande verbringe. Ich ward dadurch nicht blos meiner angenehmsten Sonntags-Erholung beraubt, sondern wußte auch nicht, wie die plötzlich vacant gewordenen langen Nachmittagsstunden erträglich auszufüllen. — Am liebsten wäre ich wohl Augusten nachgeeilt, ich hätte vielleicht Gelegenheit gefunden, sie wenigstens zu sehen; allein die Entfernung war zu groß. Ja, wenn ich Roß und Wagen hätte, wie János Fökelházy! seufzte ich, und dabei erinnerte ich mich seiner Einladung — der Witwe Birnenholz, die nunmehr seine glückliche Gattin war, und um doch irgend eine Anregung für meinen einsamen Nachmittag zu finden, entschloß ich mich, das Ehepaar zu besuchen. — Gedacht, gethan!

Der Doctor war außer Haus, doch Rosamunde war erfreut, mich zu empfangen.

Ich war erstaunt über die Veränderung, die ich an ihr bemerkte; die jugendlichen Locken waren verschwunden, ein einfaches Häubchen deckte ihr Haar, keine Spur von Schminke, ihr Anzug, trotz des Sonntags, einfach, bürgerlich; ihre Redeweise ohne Pathos, und ihre Ausdrücke einfach und natürlich. Welch vortheilhafte Aenderung! Sollte dieser rohe, unwissende Mann in der kurzen Frist von dreiviertel Jahren, denn so lange währte ihre Ehe, so glänzende Resultate bei seinem Weibe erzielt haben?

Ich war auf die Lösung dieses Räthsels wahrhaft gespannt. Es konnte nicht fehlen, daß das Gespräch auf ihre zweite Ehe sich lenkte und ich sie theilnehmend nach dem Glücke fragen konnte, das ihr darin erwuchs.

„Lieber Herr Stengel,“ sagte sie mit gemüthlichem Tone, „Sie sind mein Freund seit Jahren her, mit Ihnen kann ich offen sprechen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht glücklich bin, und was ärger noch als dieses, daß ich selbst die Schuld an meinem Unglück trage. Ich hätte als Witwe ruhig und zufrieden leben können, und that es nicht; ja, ich hätte selbst wieder heirathen und glücklich sein können, wenn ich Verstand genug gehabt hätte, die rechte Wahl zu treffen, aber ich hatte nun einmal die Idee, nur einen gebildeten Mann zu heirathen, und ich sehe nunmehr, daß dies eine Thorheit war. — Es ist wahr, Fökelházy ist ein gebildeter Mann, ein Edelmann und Doctor, ich bin jetzt viel mehr, als die Frau eines Fleischfelchers, aber ich bin weniger glücklich, als ich es damals gewesen. Die Bildung ist eine schöne Sache, aber aufrichtig gestanden, ich selbst verstehe nicht viel davon, und wenn ich meinen János manchmal sprechen höre, der doch ein Doctor und ein Edelmann ist, besonders wenn er, wie er öfter thut, ein bischen zu viel getrunken hat, so spricht er viel ungebildeter, als mein gott-

Digitized by Google

seliger Fleischfelcher gethan. Was habe ich davon, daß mein Mann ein gebildeter Mensch ist? — Ich sehe ihn oft ganze Tage nicht, er wohnt in den rückwärtigen Zimmern, die einen eigenen Ausgang haben, dort empfängt er seine Freunde, dort sitzt er Nächte lang mit ihnen, und spielt und trinkt, und wenn ich anfangs wagte, ihm Vorwürfe darüber zu machen, so wurde er böse, und schrie und zankte mit mir, daß ich Angst bekam. Er sagt, in der noblen Welt, bei den Adellgen wäre dies nun einmal so, und in den ersten fürstlichen Häusern wäre es Sitte, daß der Mann und die Frau jeder für sich wohnen und leben. — Was konnte ich thun? Ich habe durchaus nur einen gebildeten Menschen heirathen wollen, setzt muß ich es ertragen, obschon mir das Leben der Gebildeten, der Noblen, durchaus nicht gefällt. Zudem schaut mit der Doctorei nicht viel heraus, mein Mann ist ganze Tage lang bei seinen Patienten, kommt auch oft in der Nacht nicht nach Hause, und doch verdient er nichts — im Gegentheile, er muß, wie er sagt, jetzt Pferde halten, muß Freunden gegenüber auf großem Fuße leben; das kostet alles Geld! Daß er bedeutende Schulden hatte, habe ich nach der Hand auch erfahren; das muß alles bestritten und bezahlt werden! Auch im Spiele hat er Unglück, und so kömm's, daß mein schönes Haus hier, das mein seliger Wenzel mir frank und frei hinterließ, schon zwei Drittheile verschuldet ist, und trotzdem ich selbst so sparsam als möglich bin, mich im Hause plage, wie ich bei meinem Seligen nie gethan, fast gar nicht aus dem Hause komme, weil, offen gestanden, ich mich auch vor den Nachbaren schäme, weil mein Mann niemals mit mir geht — es hilft alles nichts! Ich sehe es kommen, daß mein Haus über lang oder kurz unter den Hammer kömmt! — Das ist das Loos des Schönen hier auf Erden!" seufzte sie, bleßmal zwar ohne Pathos, aber dafür unter wahrhaften, natürlichen Thränen, die sie mit ihrer Schürze aus den Augen wischte.

Ich bedauerte die arme Frau und suchte sie zu trösten. Ich hätte gern das Ansehen der Bildung gerettet und sie darüber aufgeklärt, daß ihr Mann ein roher, unwissender Mensch sei; aber wozu die Beschämung und die Vorwürfe der armen Frau vermehren, die ohnehin unglücklich genug war?

Nach kurzem Verweilen schickte ich mich zum Weggehen an.

„Ach, Herr Stengel," sagte sie, „ich würde Sie wohl einladen, mich wieder zu besuchen, aber wer weiß, wie lange es währt, daß ich noch in diesem Hause wohne. — Ich war unvorsichtig genug, meinem Manne mein ganzes Vermögen zu verschreiben, und wenn das so fortgeht, wer weiß, wo Sie mich in einem halben Jahre finden! Ach, bei meinem guten, seligen Wenzel hatte ich so was nicht zu besorgen! Er war ein ungebildeter, aber ein braver, guter Mann!" Dabei flossen wieder ihre Thränen den Weg über ihre Wangen hinab, der ihnen ein vielgewohnter und gebahnter schien.

Vom tiefen Mitleid durchdrungen, verließ ich die Frau. — Harte Strafe für eine lächerliche Thorheit, für immer an die Galeerenbank des Unglücks, des Elends vielleicht, gefesselt zu sein! —

Der zwanzigste October dieses Jahres war für mich ein wichtiger Tag. Ich hatte mir in früher Morgenstunde eine Unterredung mit meinem Chef, dem Advocaten, erbeten, und ihm dabei meinen Entschluß mitgetheilt, seine Canzlei mit Schluß des Jahres für immer zu verlassen. Ich stellte ihm vor, daß ich zu diesem Schritte durch die Sorge für meine Zukunft gezwungen sei, daß ich im Begriffe stehe, zu heirathen, und daher vor Allem daran denken müsse, mir eine selbstständigere Stellung zu verschaffen.

Der Doctor schien über diese Mittheilung betroffen und unangenehmer berührt, als ich mir geschmeichelt hatte.

Er fragte mich freundschaftlich um meinen Plan, und ob ich schon irgend Schritte dazu gethan hätte. Ich gestand ihm offen, daß dieses bisher noch nicht der Fall, doch daß ich mich bemühen wolle, als Gutsverwalter, als Privatsecretär oder sonst auf ähnliche Art, eine selbstständigere Existenz mir zu gründen.

„Lieber Herr Stengel," sagte er mir, „Sie sind nahe an zwanzig Jahre in meinem Hause; ich habe Ihren Fleiß, Ihre strenge Redlichkeit, Ihre Anhänglichkeit an meine Person kennen und würdigen gelernt, und würde es sehr bedauern, Sie gerade jetzt zu verlieren, wo meine zunehmende Kränklichkeit einen Charakter, wie den Ihrigen, in meiner Canzlei wünschenswerther als je macht. Zudem habe ich mit Vergnügen bemerkt, mit welchem Fleiße und welchem Erfolge Sie sich in letzterer Zeit auf die Rechtsstudien verlegt, und schon hatte ich den Plan, Sie zum neuen Jahre zum wirklichen Chef meiner Canzlei zu ernennen, indem Ihr Wissen und Ihr Charakter das sehlende Doctor-Diplom in meinen Augen reichlich ersetzen, als Sie nun plötzlich mit Ihren Mittheilungen mich so unangenehm überraschen. Doch hoffe ich, da Sie durch kein anderes Engagement sich noch gebunden haben, Sie doch noch zu überreden, bei mir zu bleiben, und zweifle nicht, daß Sie endlich vorziehen werden, bei Ihrem alten Freunde zu sein, statt unter fremden Verhältnissen und bei fremden Menschen sich eine Stellung erst zu suchen, zumal ich es Ihnen freistelle, in Bezug auf die materiellen Bedingnisse dieselben so zu stellen, daß sie Ihren vermehrten Bedürfnissen vollkommen entsprechen."

Der Doctor war unerschöpflich in stets neuen Gründen, und zeigte bei dieser Gelegenheit auch eine Wärme, eine Freundschaft für mich, die ich seinem verschlossenen Wesen niemals zugetraut hätte. —

Daß ich unter solchen Umständen endlich nachgab, ist natürlich, und so ward noch am selben Tage ein Engagement geschlossen, das mich mit einemmale zum wohlhabenden Manne machte.

Auf Flügeln der Sehnsucht eilte ich zu Augusten, um dieses glückliche Ereigniß ihr mitzutheilen.

Ich fand sie in ihrem Zimmer, verstimmt und wenn mich nicht mein Auge täuschte, so zeigte ihr holdes Antlitz die Spur von frischen Thränen.

„Lieber Balthasar," sagte sie, als ich sie theilnehmend nach dem Grunde ihrer trüben Stimmung fragte — „ich machte mir damals Vorwürfe darüber, als ich die Nachricht vom Tode meines Onkels Ihnen eine Freudenbotschaft nannte; ich bin wohl heute noch viel strafbarer, wo eine wirkliche Freudenbotschaft mir meine frohe Laune raubt."

„Von welcher Freudenbotschaft sprechen Sie?" —

„Mein verlorener Vetter", sagte sie, „er ist gesunden! er lebt! bald schon trägt ein Schiff ihn aus Amerika nach seiner Heimath, um seines Vaters Erbschaft in Empfang zu nehmen. — Da lesen Sie die Mittheilung des Bremer Advocaten, vor wenigen Stunden brachte sie die Post."

Digitized by Google

Es war in der That so wie Auguste sagte, die Erbschaft war für uns verloren.

„Trösten Sie sich Augustchen," sagte ich, indem ich den Brief zusammenfaltete und ihr zurückgab, „was uns der Zufall gab, das hat der Zufall uns genommen! — wetterwendisch, wie er ist, kann er kein wahres Glück begründen, das unsere soll auf festern Säulen ruhen. — Das bescheidene Loos, das wir uns selbst verdanken, das wird uns mehr beglücken als des Zufalls umgehoffte Gaben!" —

„Ach!" rief Auguste mit thränenfeuchten Augen — „Das kleinere Glück, es stand dafür uns nahe, — und jenes von dem Sie sprechen, liegt uns fern! Die süßeste Hoffnung bleibt doch immer eine Hoffnung nur, und jede trägt einen Januskopf. Wir hängen vertrauend, entzückt an der Erfüllung Zügen, doch braucht sie plötzlich nur das Haupt zu wenden — und bittere Enttäuschung grinzt uns an!"

„Wohl Augustchen", rief ich, „ist es wahr, was du vom Januskopf der Hoffnung sagtest, doch trifft es heut im umgekehrten Sinne zu. Noch blickst du betrübt in die harten Züge der Enttäuschung, da wendet sie ihr Haupt und lächelt uns Erfüllung zu! Augustchen! verscheuche jede Sorge, das Glück von dem ich sprach, ich nenn es jetzt schon mein!" —

Und nun theilte ich ihr umständlich mit, wie seit heute Morgen mein Schicksal sich zum Glück gewendet. —

„Augustchen", schloß ich — indem ich liebend ihre Hände küßte, — „des Lebens schönster Augenblick, er ist nun da! Auguste! willst du beglückend deine Hand mir reichen — es ward kein Weib noch so geliebt als du!" —

„Balthasar!" rief Auguste mit zitternder, bewegter Stimme, indem das Blut aus ihren Wangen wich — „Sie überraschen mich! Mein Gott was soll ich sagen? — Daß ich dich liebe Balthasar, daß ich dich längst geliebt, das weißt du so!" dabei quoll eine Thränenflut aus ihren Augen, und sie barg ihr Gesicht in beiden Händen. —

„Meine gute Mutter", rief sie mit thränenweicher Stimme, „umschwebe jetzt dein Kind, das rath- und hilflos ist! Du hast allein mich hier zurückgelassen, ein schwaches Mädchen ganz allein, und mehr als je bedarf dein Kind jetzt deiner Nähe!" —

„Augustchen," rief ich — „Deine edle Mutter hab ich wohl gekannt; was gut und redlich war, das hatte ihren Beifall! Glaube mir Auguste, Sie lächelt unserem Bunde vom Himmel ihren Segen zu!" —

Vierzehn Tage darauf — war mein Geburtstag, mein Vierzigster. — Der rauhe Novembertag hatte nur Rosenschein, nur Zefirlüfte für mich, denn an diesem Tage reichte Auguste am Altare mir die Hand. —

Daß seine Ehe eine glückliche ist, bedarf nach den Antecedentien keiner Bestätigung; seine alte Mutter lebt bei ihm und erzählt den Enkeln, die sie auf dem Schoße wiegt, Mährchen aus den Bergen ihrer Heimath.

Daß die warmen Strahlen äußern Glückes auf seinen Charakter den belebendsten Einfluß üben, wird keinen Physiologen befremden. Die Energie, die das Unglück ihm geraubt, brachte das Glück ihm zurück, und so sehen wir Balthasar Stengel, in den Vierziger Jahren seines Lebens, die eben eingeführte Lehr- und Lernfreiheit dazu benützen, seine Studien zu vollenden und das Doktor-Diplom sich zu erwerben. — Sein Chef, dessen Kränklichkeit zunahm, überläßt ihm endlich seine Advocatur gegen eine mäßige Jahresrente und seine zum Sprichwort gewordene Redlichkeit macht ihn bald zum beschäftigsten Advocaten der Residenz.

Doch selbst dabei bleibt er nicht stehen. Das öffentliche Gerichtsverfahren eröffnet seiner Thätigkeit ein neues Feld, das bei seinen strengen Grundsätzen und seinem mit der feinsten Dialektik gepaartem Wissen ihm reiche Lorbeeren trägt.

Die Staatsverwaltung, die seine Verdienste mit sorgfältigem Auge beobachtet, zieht ihn bald als wirkendes Mitglied in ihr Regierungsbereich, und während noch braune Haare Balthasar's Scheitel decken, handhabt er schon als Präsident eines Gerichtshofes die Wage der Gerechtigkeit im Großen.

Einer der ersten Fälle, die er in dieser Sphäre zu entscheiden hatte, betraf einen Akt von Kurpfuscherei, der seines tragischen Ausganges und der empörenstben Nebenumstände wegen, ein bedeutendes Aufsehen in der Residenz erregte.

Es betraf einen Barbirer von der Landstraße, der als liederlicher Mensch berüchtigt, schon längst von der Facultät mit scharfem Auge bewacht wurde. — Es lag in einem Bürgerhause seiner Bekanntschaft ein Kind seit Wochen an einem schmerzhaften Leiden darnieder, an dem die Kunst der Aerzte sich ohnmächtig erwies. Der arrogante Chirurg wußte nun die einfältigen Eltern zu beschwatzen, indem er bei seinem schwarzen Schnurbarte schwor, binnen drei Stunden das Kind von allen Schmerzen zu befreien. Er hatte sein Wort auch gehalten, denn nach wenigen Stunden hatte das Kind keine Schmerzen — doch leider auch kein Leben. Die gerichtliche Section wies eine Vergiftung mit Opium nach.

Daß jener Kurpfuscher niemand sonst als Janos Fökölhüzy war, wird Jeder wohl errathen haben. Seine Strafe lautete auf mehrjährigen schweren Kerker.

Gern würden wir dem Leser auch über Juliens Schicksal, bei welcher wir Fökölhüzy zum erstenmale trafen, weitere Aufklärung geben, allein uns selbst geht jede fernere Kenntniß von ihr ab. Nur lesen wir schon seit Jahren in den Inseraten aller Blätter einen Heirathsantrag von Seiten eines Frauenzimmers, das vermögend und von angenehmem Aeußern ist, und nebstbei immer im blühenden Alter bleibt. — Sie sucht einen Mann zur Ehe, der ihren einfachen Wünschen entspräche. — Aus den Initialen, so wie aus manchem andern Umstande schließen wir, daß diese Annonce mit dem Schicksale Juliens zusammen hängt, und fürchten nur, daß ihr Vermögen durch die jahrelangen Inseratskosten sich schon bedeutend verringert haben dürfte. — Ihre Ausdauer bleibt jedenfalls doch beachtenswerth.

*

Lieber Leser, der du mit Theilnahme gefolgt bist, den Erlebnissen unseres Balthasar, die ich aus fliegenden Blättern seines Tagebuches gesammelt und zusammengestellt, der du Mitleid fühltest mit dem Unglück seiner Jugend, und aus Achtung vor der Reinheit seines Herzens, vor der Gemüthlichkeit seiner Natur, Nachsicht hattest mit seinen Schwächen und das unmännlich Schwankende seines Charakters ihm gern vergabst, Dir bin ichs schuldig, als Nachtrag zur Erzählung, die hier endet, sein ferneres Schicksal in wenigen flüchtigen Worten zu fixiziren. —

Digitized by Google

Geiſter- und Spukgeſchichten aus dem klaſſiſchen Alterthum.

Von dem volksthümlichen Aberglauben der klaſſiſchen Völker wiſſen wir wenig, da die uns erhaltenen Schriftſteller dies Gebiet ſelten und nur gelegentlich berühren. Um ſo intereſſanter ſind einige verlorne Notizen, die mitunter eine auffallende Uebereinſtimmung des antiken und modernen Volksglaubens zeigen.

Man glaubte z. B. auch im alten Italien, daß wer ſo glücklich wäre, einem Kobold (Incubo) ſeinen Hut zu rauben, Schätze finden könne.*) Die ſchauerliche Sage von der Alraunwurzel iſt aus der deutſchen Volkspoeſie bekannt: ſie wächſt unter dem Galgen, unter den Füßen der Gehenkten, und hat menſchliche Geſtalt. Wer ſie ausreißt, ſtirbt auf der Stelle; hat man ſie gefunden, ſo bindet man einen kohlſchwarzen Hund, an dem kein weißes Haar ſein darf, mit dem Schwanze daran und treibt ihn vorwärts; der Hund, indem er ſie aus der Erde zieht, fällt todt nieder; aber nun kann man ſich ihrer ohne Gefahr bemächtigen und ſie verſchafft ihrem glücklichen Beſitzer Macht und Reichthum. Aehnliche Sagen kannte auch das Alterthum. Zwar hat man das Kraut Moly, das Hermes in der Odyſſee dem Odyſſeus giebt, um ihn durch deſſen Genuß vor der Bezauberung der Circe zu ſichern, deſſen Wurzel ſchwarz und die Blüthe weiß iſt, ohne allen Grund in dieſe Kathegorie gezogen; denn Homer ſagt nichts weiter, als daß es für Menſchen ſchwer zu finden iſt. Aber das von Columella und dem ältern Plinius erwähnte Kraut Mandragora hat mit der Alraunwurzel eine entſchiedene Verwandtſchaft. Plinius ſagt, daß man beim Ausgraben vermeidet, ſich gegen den Wind zu ſtellen, und um das Kraut mit einem Schwert drei Kreiſe zieht, während man gräbt aber nach Weſten ſieht: es hat ſowohl gute als üble Wirkungen beim officinellen Gebrauch. Columella zählt die „balbmenſchliche Mandragora“ unter den Giften auf. Endlich berichtet ein byzantiniſcher Schriftſteller Folgendes: „Bei Cäſarea wird eine flammenartige Wurzel gefunden, die man Battaritis nennt; des Abends ſtrahlt ein Licht von ihr aus, das die Annäherung unmöglich macht, weil Jeder, der ſich ihr dann nähert, auf der Stelle ſtirbt. Man umgräbt ſie alſo im Kreiſe und bindet einen Hund an die Wurzel an, der Hund zieht ſie heraus und iſt auf der Stelle todt, die Wurzel aber hängt man Beſeſſenen um und heilt ſie damit.“ Aus ſolchen verſtreuten Notizen ergiebt ſich, daß ähnliche Sagen, wie im Mittelalter über die Alraunwurzel, auch im Alterthum umgingen, wenn ſie natürlich auch variirten und in verſchiedenen Gegenden ſich anders und anders geſtalteten. Ehe ich die Region dieſes Zauberkrautes verlaſſe, will ich noch bemerken, daß der Name einer unſerer Gartenpflanzen, der Reſeda, ſich von einem magiſchen Gebrauch herſchreibt. Plinius berichtet: „Bei Rimini giebt es ein bekanntes Kraut, das man reseda nennt; es vertheilt Geſchwüre und alle Entzündungen; bei der Behandlung ſpricht man Folgendes dazu: — Sänftige die Krankheiten, ſänftige! (reseda morbos reseda) Weißt du, weißt du, was für ein Zweiglein hier Wurzel getrieben hat? Mög' es nicht Kopf noch Füße behalten! — Dies ſagt man dreimal und ſpuckt ebenſo oft aus.“ Doch über die Zauberkräuter zu reden, findet ſich vielleicht noch eine andere Gelegenheit.

Es iſt bekannt, daß nicht bloß die Römer, ſondern auch die Griechen die Sage vom Werwolf hatten. Die ausführlichſte Erzählung findet ſich in dem leider nur bruchſtückweiſe erhaltenen Roman des Petronius. Dieſer höchſt geiſtvolle und witzige Schriftſteller lebte (wie durch die Unterſuchung von Stuber feſtgeſtellt iſt) im Zeitalter Nero's. Er ſchildert in den erhaltenen Theilen ſeines Buches das Gaſtmahl eines, aus tiefſter Niedrigkeit zu großem Reichthum gelangten Emporkömmlings (des berühmten Trimalchio) in einer Mittelſtadt am Golf von Neapel; die Gelehrten ſind uneinig, ob Neapel ſelbſt oder Puteli (Pozzuoli) gemeint ſei. In den Tiſchgeſprächen bei dieſer Mahlzeit wird die Unbildung und Bornirtheit, der Materialismus, die Krähwinkelei, die den Bewohnern Rom's in den kleinen Städten überall auffallen mußte, mit köſtlichem Humor und feinſter Charakteriſtik gezeichnet. Es iſt ein ähnlicher Eindruck, als wenn man Schilderungen eines Pariſers aus der Provinz lieſt. Zu den Lächerlichkeiten, die der aufgeklärte Römer an den Kleinſtädtern beſpottet, gehört auch ihr kraſſer Aberglaube, und daher ſind die Fragmente des Petroniſchen Romans eine Hauptquelle für die unter dem Volk gangbaren Vorſtellungen von übernatürlichen Dingen. Einer der Anweſenden (es ſind meiſtens, wie der Wirth ſelbſt, Freigelaſſene) erzählt folgende Geſchichte. Als er noch im Dienſt (d. h. Sclave) war, hatte er ein Verhältniß mit der Frau eines Schenkwirthes auf dem Lande. Dieſe wollte er in einer Nacht beſuchen. Er überredete einen Soldaten, ihm auf dieſem Wege Geſellſchaft zu leiſten. Gegen das erſte Hahnkrähen gehn ſie aus (es war Mondſchein und hell wie am Mittag) und kamen bald unter die Grabmäler (d. h. vor das Thor, wo zu beiden Seiten der Landſtraßen dieſe Monumente ſich hinzogen). „Mein Mann ſängt an ſich unter die Gräber zu machen; ich ſetze mich hin, ſinge ein Liedchen und zähle die Sterne. Wie ich mich aber nach dem Kameraden umſehe, zieht er ſich aus und legt ſeine Kleider neben die Straße hin. Mir fuhr, ſo wahr ich lebe, die Seele in die Naſe, ich ſtand da, wie ein Todter. Aber jener geht um ſeine Kleider herum und wird mit einemmale zum Wolf.*) Glaubt nur nicht, daß ich ſpaße; ich möchte um Niemandes Vermögen eine Lüge ſagen. Aber was ich ſagen wollte, nachdem er zum Wolf geworden war, fing er an zu heulen und lief in den Wald. Ich wußte zuerſt vor Schreck nicht, wo ich war; dann ging ich heran, um die Kleider aufzuheben: ſie waren zu Stein geworden. Wer war da mehr todt vor Angſt, als ich? Ich zog aber mein Schwert und mit aller Kraft haute ich unter die Geſpenſter und kam endlich bei dem Hauſe meiner Freundin an.“ Hier wird er mit der Nachricht empfangen, daß ein Wolf unter die Heerden gebrochen, aber von einem Sclaven mit der Lanze durch den Hals geſtoßen und entflohen ſei. Auf dem Rückwege findet er an der Stelle, wo die verſteinerten Kleider gelegen hatten, nichts als Blut. „Wie ich aber nach Hauſe komme, liegt mein Soldat auf

*) Petron satyr cap. 38.

*) Im Original ſteht: at ille circumminxit vestimenta sua, et subito lupus factus est.

Digitized by Google

dem Bett wie ein Ochs, und ein Arzt verband seinen Hals. Da sah ich wohl, daß er ein Werwolf (versipellis) war, und seit der Zeit konnte ich keinen Bissen Brod mehr mit ihm zusammen essen, und wenn man mich todt geschlagen hätte."

Nach dieser Geschichte giebt der Wirth eine, ebenfalls selbst erlebte, von den Strigen zum Besten. Diese (striges, strigae, woraus das italienische strega) waren halb vogelartige weibliche Ungethüme, die bei Nacht umherschwirrten und Kinder aus den Wiegen stahlen, aber auch vampyrartig Blut sogen und Menschen das Herz aus dem Leibe fraßen. Es war ein junger Lieblingspage des Hausherrn gestorben und wurde von seiner Mutter und der ganzen Dienerschaft (zu welcher damals der Erzähler gehörte) betrauert. „Mit einemmale fangen die Strigen an, man hätte glauben sollen, ein Hund hetze einen Hasen (so klang es). Wir hatten damals einen Menschen aus Kappadozien, baumlang, der vor nichts Furcht hatte. Der lief ganz kühn mit gezogenem Schwert vor die Thür, nachdem er sich sorgfältig die linke Hand umwickelt hatte, und stieß die Here in der Mitte durch und durch, hier wo ich zeige (möge die Stelle gesund sein, die ich berühre). Wir hören ein Geschöhne, und (ich lüge wahrhaftig nicht) die Hexen selbst sahen wir nicht. Unser Tölpel aber kommt ins Haus zurück, wirft sich auf das Bett, und sein ganzer Leib war blau wie von Peitschenhieben, nämlich, weil ihn die böse Hand angerührt hatte. Wir schließen die Hausthür, aber wie die Mutter wieder die Leiche ihres Kindes umarmen will, findet sie eine Puppe von Stroh; es hatte kein Herz, keine Eingeweide, gar nichts; nämlich die Strigen hatten das Kind schon gerandt und die Strohpuppe an die Stelle gelegt. Ja, ja, glaubt es nur, es giebt weise Frauen, es giebt Nachtfrauen, und sie können das Oberste zu unterst kehren. Uebrigens jener lange Tölpel bekam nach diesem Ereigniß nie mehr seine Farbe wieder; nach wenigen Tagen verlor er seinen Verstand und starb."

Aber nicht blos die ungebildeten Geldbroze einer kleinen Stadt, auch die gebildeten Römer waren sehr oft in dem krassesten Aberglauben befangen. Den merkwürdigsten Beweis hiervon giebt ein Brief des jungen Plinius, der, wenn auch kein großer Geist, doch zu den Gebildetsen seiner Zeit gerechnet werden muß. Er schreibt an seinen Freund Sura: „Ich möchte gern wissen, wie du über Geister-Erscheinungen denkst, ob sie wirklich existiren und eigenes Wesen haben, oder ob sie leer und trügerisch sind und nur von unserer Furcht ihre Gestalt empfangen. Ich werde zum Glauben daran hauptsächlich durch das bewogen, was, wie ich höre, dem Curtius Rufus begegnet ist. Er war, damals noch gering und unangesehen, im Gefolge des Statthalters von Africa. Einst ging er in der Abendbämmerung in einem Säulengange spazieren. Da erscheint ihm eine weibliche Gestalt von übermenschlicher Größe und Schönheit, und wie er erschrickt, sagt sie ihm, sie sei die Göttin von Afrika, und wolle ihm die Zukunft vorher verkünden. Er werde nach Rom gehen und Ehrenstellen bekleiden, und sogar mit dem höchsten Befehl in diese Provinz zurückkehren und da sterben. Alles ist so geschehen. Außerdem, als er nach Karthago kam und aus dem Schiffe stieg, soll ihm dieselbe Gestalt am Ufer begegnet sein. Jedenfalls gab er selbst, als er in eine Krankheit verfiel, die Hoffnung auf Wiedergenesung auf, als noch keiner der Seinigen daran verzweifelte."

„Sodann folgende Geschichte; ist sie nicht noch schrecklicher und eben so wunderbar? Ich will sie erzählen, wie ich sie gehört habe. In Athen war ein geräumiges und großes Haus, aber verrufen und unheilvoll. In der Stille der Nacht hörte man den Schall von Eisen, und, wenn man schärfer hinhorchte, das Gerassel von Ketten, erst aus der Entfernung, dann immer näher; zuletzt erschien ein Gespenst, ein alter Mann, abgemagert und verkommen, mit langem Bart und gesträubtem Haar, der an Händen und Füßen mit Ketten gefesselt war und sie schüttelte. Die Bewohner des Hauses verbrachten traurige und furchtbare Nächte in Angst und ohne Schlaf; die Schlaflosigkeit zog Krankheit, die Krankheit Tod nach sich. Denn auch bei Tage, obwohl das Gespenst fort war, schwebte ihnen die Erinnerung daran vor den Augen, und die Furcht dauerte länger als die Veranlassung der Furcht. So wurde das Haus unbewohnt und zur Einsamkeit verurtheilt, und ganz jenem Gespenst überlassen; doch wurde es ausgeboten zu Kauf oder Miethe, wenn sich vielleicht jemand dazu fände, der des Uebels nicht kundig wäre. Zufällig kam der Philosoph Athenodorus nach Athen, er las die Anzeige, und als er den Preis vernommen, und da ihm die Billigkeit verdächtig schien, Erkundigungen eingezogen hatte, ward er von allem unterrichtet. Nichts destoweniger, vielmehr nun gerade, miethet er es. Bei Eindruch der Dunkelheit ließ er sich in dem vordern Theil des Hauses ein Bett aufschlagen, fordert Schreibzeug und Licht, die Seinigen entläßt er sämmtlich in die inneren Gemächer, er selbst richtet Auge, Geist und Hand fest auf seine Arbeit, damit nicht die unbeschäftigte Phantasie sich leere Schreckbilder nach der Erzählung selbst erschaffe. Anfangs herrschte die Stille der Nacht wie überall; allmälig erklang das Eisen, rasselten die Ketten; er hob die Augen nicht auf, hielt im Schreiben nicht inne, sondern firirte den Geist und suchte von dem Eindruck des Ohres zu abstrahiren. Das Gerassel nahm zu, kam näher, ließ sich bald wie auf der Schwelle, dann wie im Zimmer selbst vernehmen; er sieht sich um, erblickt und erkennt die ihm beschriebene Erscheinung. Sie stand und winkte mit dem Finger, als wenn sie riefe; er aber macht mit der Hand ein Zeichen, sie solle ein wenig warten, und wendete sich wieder zu seiner Wachstexe und seiner Schrift. Die Erscheinung rasselte mit ihren Ketten während des Schreibens über seinem Kopf. Er sieht sich wieder um, und sieht sie abermals wie früher winken, da nimmt er ohne Zögern das Licht und folgt. Sie ging mit langsamen Schritten, als wenn sie durch die Fesseln beschwert würde; als sie in den Hof des Hauses abgegangen war, verschwand sie plötzlich; er bezeichnete die Stelle durch darauf gewerfene Blätter und Kraut. Am andern Tag wendet er sich an die Behörde und stellt den Antrag, den Ort aufgraben zu lassen. Man findet Gebeine von Ketten umgeben; der Körper war längst verwest, die Knochen nackt und morsch in den Eisen zurückgeblieben; sie werden zusammengelesen und öffentlich bestattet; nachdem der Geist auf diese Weise zur Ruhe gebracht war, spukte es in dem Hause nicht mehr."

„Diese Geschichte glaube ich auf die Versicherung anderer; folgende kann ich selbst verstehen. Ich habe einen Freigelassenen Marcus, einen Menschen von Bildung. Mit diesem schlief sein jüngerer Bruder auf einem Bett. Dieser träumte er sehe eine Gestalt auf dem Bett sitzen, und ihm

Digitized by Google

mit einer Scheere die Haare vom Scheitel scheeren. Als es hell wurde, wurde er selbst am Scheitel geschoren gefunden, die Haare lagen auf dem Boden. Es verging eine kurze Zeit und wieder trug sich ein ähnliches Ereigniß zu, welches das frühere bestätigte. Ein junger Sklave schlief in meinem Pagen-institut (paedagogium, wovon das ital. paggio) mit mehreren zusammen, da kamen durch das Fenster (so erzählt er) Zwei in weißen Röcken, und schoren ihm; und wie sie gekommen waren, eben so entfernten sie sich wieder. Auch dieser wurde am Tage geschoren gefunden, die Haare umhergestreut." — Fast noch merkwürdiger als diese Geschichte, ist die Vorbedeutung, die Plinius darin entdeckt. Es ereignete sich nämlich nach diesem Spuk durchaus nichts Merkwürdiges. Doch war es kurz vor dem Tode des Kaisers Domitian, und Plinius erfuhr später, daß man unter dessen Papieren eine Anklageschrift gegen ihn gefunden habe: hätte Domitian also länger gelebt, so wäre er auf die Bank der Angeklagten gekommen. Da nun Angeklagte ihr Haar nicht zu scheeren pflegten, war er der Meinung, das geschorne Haar seiner Leute habe die Abwendung dieser drohenden Gefahr voraus verkündigt. Der Brief schließt mit der Aufforderung an den Freund, diese Sache einer weiteren Prüfung zu unterwerfen. So correspondirten ernste und hochgebildete Männer am Ende des ersten Jahrhunderts in Rom.

Aus dem mitgetheilten Brief des Plinius darf man schließen, daß ein ziemlich krasser Geisterglaube schon damals sehr verbreitet war, der dann im zweiten Jahrhundert noch gewaltiger zunahm. Aus diesem ist wahrscheinlich das Buch des Phlegon von Tralles, den man gewöhnlich für den Freigelassenen Hadrian's hält, unter dessen Namen dieser Kaiser seine Autobiographie herausgab. Er ist es, der die Geschichte erzählt, welche Goethe's Braut von Korinth zu Grunde liegt. Es ist eine ganz einfältige Gespenstergeschichte, sogar ohne den Reiz des Schauerlichen, die, wie jene andere, als ein wahres Factum berichtet wird. Das Mädchen, das den fremden Jüngling des Nachts besucht, ist schon vor sechs Monaten gestorben. Als sie von ihren Eltern bei ihm angetroffen wird, erklärt sie, sie sei nicht ohne göttlichen Willen hier, und fällt dann als Leiche zu Boden. Man untersucht ihr Grab und findet es leer, nur ein Ring und Becher findet sich darin, den sie von jenem Jüngling als Geschenk erhalten hatte. Dieser giebt sich den Tod, und die Leiche des Mädchens wird nun zum zweitenmale, aber außerhalb des Stadtgebietes, begraben. Der Berichterstatter erbietet sich, falls über dies Ereigniß an den Kaiser berichtet werden solle, Augenzeugen aller einzelnen Vorgänge zu senden. Bei Eröffnung des Grabes war er zugegen. Es bedurfte wahrlich nicht weniger als Goethe's Genie, um aus dieser albernen Geschichte ein Gedicht wie die Braut von Korinth zu machen!

Sehr interessante Mittheilungen über den Geisterglauben des zweiten Jahrhunderts giebt Lucian, der es sich zur Aufgabe machte, die religiöse Beschränktheit, den Mysticismus, den Aberglauben seines Zeitalters überall zu verfolgen und dies allerdings mit Lebendigkeit und Witz gethan hat; doch überschätzt man ihn sehr, wenn man ihn mit Voltaire vergleicht, der ihn sowohl durch Talent, als durch Vielseitigkeit weit übertraf. In seinem „Lügenfreunde" beschreibt er in der Person eines Tychiades einen Krankenbesuch bei einem Freunde, wo außer dem Arzt noch verschiedene Philosophen aus der stoischen, peripatetischen, platonischen und pythagoreischen Schule sich befinden (alle diese Schulen nahmen die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen an, die Epikuräer läugneten sie durchaus). Nachdem verschiedene sympathetische Mittel von den Anwesenden besprochen worden sind (für ein krankes Bein hatte sich besonders hülfreich ein von dem Grabstein einer Jungfrau abgebauenes Stück erwiesen, das auf die leidende Stelle gebunden wurde), werden Geschichten von Zauberern, Beschwörern und Geistererscheinungen erzählt, alle von den Erzählern selbst erlebt. Der Kranke, Eukrates, besitzt in seinem Hause eine Statue des korinthischen Feldherrn Pelichos, die Nacht für Nacht umgeht. Dieser Pelichos steigt dann von seiner Basis herab und wandert im ganzen Hause umher, thut aber Niemandem etwas zu Leide. Zuweilen singt er, wäscht sich und plätschert mit dem Wasser. Er hat auch die Macht, Krankheiten zu heilen, und die Geheilten, der seiner Hülfe ihre Genesung zuschreiben, legen dann zu seinen Füßen kleine Silbermünzen nieder, oder Aloben diese und Silberblättchen mit Wachs an seine Beine (es war Sitte, dies an Statuen von Gottheiten zu thun, denen man ein Gelübde zu lösen hatte). „Nun," fährt der Erzähler fort, „war in unserm Hause ein africanischer Stallknecht, ein abscheulicher Mensch; der nahm in einer Nacht diese Münzen fort, als die Statue sich von ihrem Postament entfernt hatte. Aber die Strafe blieb nicht aus; der Dieb irrte die ganze Nacht im Hofe umher, wie in einem Labyrinth, ohne den Ausgang finden zu können; so wurde er bei Tage ertappt und tüchtig durchgeprügelt, auch starb er bald darauf, denn Nacht für Nacht erhielt er Schläge von unsichtbaren Händen, die aber sichtbare Striemen zurückließen." Der anwesende Arzt erzählt hierauf, daß er eine kleine Bronzefigur des Hippokrates besitzt, die ebenfalls im Hause umgeht, poltert, die Arzneibüchsen umwirft und die Medicamente durcheinander mischt. Auch die verstorbene Frau des Eukrates war aus dem Grabe wieder gekommen. Man hatte nämlich ihre sämmtlichen Kleider und Schmuck bei ihrer Bestattung mit verbrannt, nur ein linker Pantoffel war vergessen worden. Einzig um sich diesen noch auszubitten, erschien sie ihrem Manne bei hellem Tage, und sagte ihm, daß der Pantoffel unter einem Kasten läge, wo er auch wirklich gefunden wurde. Leider bellte ein maltesisches Hündchen während des Gesprächs (diese nahmen im Alterthum die Stelle der Bologneser ein) und der Geist verschwand. Die Geschichte erinnert an den im Weinsberg umgehenden Geist eines Kindes, das im Jenseits wegen eines im Diesseits nicht gegessenen Butterbrodes keine Ruhe finden konnte. Von den übrigen Geschichten (unter denen eine mit dem von Plinius erzählten Abenteuer des Philosophen Athenodorus Aehnlichkeit hat) erwähne ich nur noch die eine, aus welcher Goethe den Stoff zum Zauberlehrling entnommen hat. Der Erzähler ist Eukrates, der selbst in seiner Jugend in Egypten den Unterricht in der Zauberei bei einem Meister derselben genossen hat, einem Manne, welcher dreiundzwanzig Jahre lang in unterirdischen Tempeln gelebt, und dort von der Isis selbst das Zaubern gelernt hat, daher mit Leichtigkeit auf Krokodilen reiten konnte u. dgl. Eben als er Lehrling dieses Mannes in der Zauberei war, hat Eukrates jenes Abenteuer mit dem gespaltenen Besen erlebt.

Eine Anzahl von Hexen- und Schauergeschichten steht in dem Romane des Appulejus „die Metamorphosen", welcher

Digitized by Google

die Verwandlung des Helden in einen Esel, seine Schicksale in dieser Gestalt und seine Zurückverwandlung erzählt, und unter der mißbräuchlichen Benennung „der goldene Esel“ bekannt ist. Appulejus lebte als Lehrer der Beredtsamkeit im zweiten Jahrhundert im nördlichen Afrika, war Anhänger einer philosophischen Richtung, die eine starke Färbung von Mysticismus trug, und stand schon zu Lebzeiten im Geruch der Zauberei. Er hatte noch als junger Mann die Neigung einer reichen Witwe in vorgerücktem Alter gewonnen und sie geheirathet. Die Verwandten der Frau, mit dieser Heirath höchst unzufrieden, klagten ihn an, seine Erfolge durch Zauberei erreicht zu haben; und wir haben noch die höchst merkwürdige, von ihm vor Gericht gehaltene Vertheidigungsrede. In den Hexen- und Geistergeschichten, die ich aus den Metamorphosen erzählen will, scheint Appulejus den wesentlichen Inhalt aus dem Volksglauben entnommen zu haben; aber die komische Färbung, die er ihnen gegeben hat, zeigt, daß er selbst nicht daran glaubte.

Die folgenden Geschichten spielen in Thessalien, dem Hauptorte der antiken Hexen (man denke an die Lucanische Erichtho). Ein junger Mann, der seiner Geschäfte halber im Lande umherzieht, Namens Sokrates, fällt in die Hände von Räubern, rein ausgeplündert, wird er von einer alten Gastwirthin auf der Landstraße aufgenommen, die bald die Güte hat, ihn ihren Tisch und ihr Lager theilen zu lassen, und ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich fesselt, namentlich durch Zauberkünste. Sie vermag „fließendes Wasser festzuhalten, Berge aufzulösen, Geister heraus- und Götter herabzuziehn, die Sterne auszulöschen, den Tartarus selbst zu beleuchten.“ Selbst Inder, Mohren und Antipoden in sich leidenschaftlich verliebt zu machen, ist ihr nur Kleinigkeit. Einen ungetreuen Liebhaber hat sie mit einem einzigen Worte in einen Biber verwandelt; einen Gastwirth, der mit ihr zu rivalisiren wagte, in einen Frosch, und er mußte nun, in seinem eigenen Weinfaß umherschwimmend, seine alten Gäste mit höflichem Kraren begrüßen. Einen Advocaten, der gegen sie plädirt hat, macht sie zum Schafbock, und er führt nun in dieser Gestalt seine Processe. Die Frau eines Liebhabers, welche sich eine beißende Aeußerung erlaubt hatte, wird am härtesten bestraft; die Aermste war gerade schwanger, und die Zauberin verurtheilte sie zu einer lebenslänglichen Dauer dieses interessanten Zustandes. Endlich beschließen die Bewohner einer Stadt, die Uebelthäterin zu steinigen, sie aber verschließt sich dergestalt in ihre Häuser, daß zwei Tage lang weder die Schlösser geöffnet, noch die Thüren aufgebrochen, noch selbst die Wände durchgraben werden konnten, bis sie sich endlich durch das allgemeine Flehen erweichen ließ. Aber das Haus des Hauptanstifters versetzte sie, verschlossen wie es war, hundert Millien (zwanzig Meilen) weit auf einen hohen, wilden Berg, wo kein Wasser war. Jener Sokrates läßt sich von einem Freunde bewegen, der Hexe zu entfliehen. Sie übernachten in einer Schenke, beide auf einem Bett. Mitten in der Nacht springen die wohlverriegelten Thüren auf und zwei alte Weiber treten ein, die eine mit einer brennenden Lampe, die andere mit einem Schwamme und bloßem Schwert. Sie stoßen dem unglücklichen Sokrates das Schwert bis an's Heft in die Kehle, fangen das Blut mit einem kleinen Schlauch sorgfältig auf, so daß kein Tropfen vorbeifällt, holen das Herz heraus und stopfen die klaffende Wunde mit einem Schwamme zu, wobei die Eine Folgendes spricht: „O du Schwamm, der du im Meer geboren bist, hüte dich durch einen Fluß zu gehen.“ Zuletzt üben sie noch an dem Freunde, der zur Flucht gerathen hatte, eine nicht wohl mitzutheilende Rache, und wie sie sich entfernt haben, schließen sich die Thüren von selbst. Der unglückliche Freund des Geschlachteten, der wachend Augenzeuge des ganzen schaudervollen Ereignisses gewesen ist, bestürchtet mit Recht, man werde ihn für den Mörder halten; er will fort, der Stallknecht weigert sich, ihm das Thor zu öffnen, und er muß wieder in die schreckliche Kammer zurück. Schon ist er in seiner Verzweiflung im Begriff, sich an einem Bettgurt aufzuhängen, aber der morsche Gurt reißt, er fällt auf den Freund, den er todt glaubt, zugleich tritt der Stallknecht ein — da erwacht der Todtgeglaubte. Beide Freunde bezahlen ihr Nachtquartier und machen sich auf den Weg. Nun glaubt jener, die ganzen Vorgänge der Nacht geträumt zu haben. Sokrates, das unglückliche Opfer der Hexen, ist sich ihrer zwar noch bewußt, doch hält er sie ebenfalls für einen Traum; aber er fühlt einen Mangel an Luft, ein Zittern der Knie, er wankt im Gehen und will sich durch ein Frühstück stärken. Sie setzen sich unter eine Platane und er ist begierig von dem Käse, den der Andere aus seinem Mantelsack nimmt; aber mit Schrecken sieht dieser jetzt, daß Sokrates das Aussehen einer Leiche hat, und der Bissen bleibt ihm im Halse stecken. Sokrates fühlt nach dem Frühstück einen heftigen Durst, legt sich am Rande eines vorbeifließenden Flusses auf den Boden, um zu trinken. Aber kaum hat er mit den Lippen das Wasser berührt, so klafft die Halswunde weit und tief auseinander, der Schwamm fällt heraus mit wenigen Blutstropfen, und der Körper liegt leblos da. Der Gefährte bestattet ihn und entflieht auf abgelegenen Pfaden.

Bei der zweiten Geschichte will ich den Erzähler selbst reden lassen. — „Ich kam auf der Reise von Milet zu den olympischen Spielen als ganz junger Mensch zu meinem Unglück nach Larissa (in Thessalien), und wie ich mich nach irgend einer Beschäftigung umsehe, um mir etwas Geld zu verschaffen, erblicke ich mitten auf dem Markt einen großen alten Mann auf einem Steine stehend, welcher ausrief, daß die Bewachung einer Leiche an den Mindestfordernden im Wege der Auction überlassen werden solle. Ich frage einen Vorbeigehenden: Pflegen denn hier die Todten fortzulaufen? Weißt du nicht, antwortete er, daß du in Thessalien bist, wo die Hexen die Gesichter der Todten anfressen? — Und wie, frage ich, ist es mit der Todtenwache? — Zuerst muß man die ganze Nacht sehr wach bleiben, und die Augen unverwandt, ohne zu zwinkern, auf die Leiche heften, man darf nicht einmal zur Seite sehn, denn die abscheulichen Hexen*) verwandeln sich in alle möglichen Thiere: Vögel, Hunde, Mäuse und Fliegen, und schleichen sich so heimlich heran. Dann beschwören sie die Wächter in den Schlaf; und doch werden für diesen entsetzlichen Dienst nur vier bis sechs Goldstücke Lohn gegeben. Hm, was ich beinahe vergessen hätte, wenn der Wächter die Leiche am Morgen nicht unversehrt übergiebt, so wird ihm vom Gesicht abgeschnitten, was der Leiche fehlt, und dort angeflickt. — Ich ermanne mich darauf, gehe zu dem Ausrufer und sage: Hier ist ein

*) Im Original steht Versipelles, eigentlich »Fellveränderer«, das Wort, womit gewöhnlich die Werwölfe bezeichnet werden.

Digitized by Google

Wächter, gieb den Lohn her. — Du wirst ihn erhalten (es sind ungefähr 70 Thlr. Preußisch), aber sieh' auch zu, daß du die Leiche des jungen Mannes, der aus einer der ersten Familien der Stadt ist, vor diesen Harpyen schützest. Ich vermaß mich alles auf's beste zu besorgen, worauf er mich in das Trauerhaus führte, und mich der Witwe in einem verhangenen Zimmer vorstellte. Diese brachte mich dann in das Zimmer, in dem die Leiche lag, und in Gegenwart von sieben Zeugen wurde constatirt, daß sie ganz unversehrt war und Protokoll darüber aufgenommen: ganze Nase, unbeschädigte Augen, heile Ohren, unversehrte Lippen, volles Kinn. Nachdem das Protokoll besiegelt war, erbat ich mir eine große Lampe mit genügendem Oel, nebst Speise und Trank. Das letztere wurde mir aber abgeschlagen, da in dem Trauerhause schon seit vielen Tagen kein Feuer auf dem Herde gewesen sei. So wurde ich mit der Leiche eingeschlossen, rieb mir tapfer die Augen und unterhielt mich damit, Lieder zu singen. Die Dämmerung brach ein, es ward Nacht, und weiter und weiter rückte sie vor, und meine Furcht wurde immer größer. Da kam plötzlich ein Wiesel herein, blieb vor mir stehen und sah mich so scharf an, daß ich durch die Dreistigkeit dieses kleinen Thieres beunruhigt wurde. Endlich ermannte ich mich und rief: Fort, du unverschämtes Thier, ehe ich meine Kraft an dir versuche! Da drehte es sich um und ging fort. Aber gleich darauf verfalle ich in den tiefsten Schlaf, und erwache erst beim Krähen der Hähne. Erschreckt laufe ich zur Leiche, schlage das Tuch zurück und leuchte ihr in's Gesicht. Da kommt gerade die Witwe mit den Zeugen des vorigen Tages herein, untersucht den Leichnam mit dem Licht und läßt mir unter vielen Danksagungen den bedungenen Lohn zahlen. Ich, höchst erfreut über den unverhofften Gewinn, empfahl mich, falls sie mich wieder bei einer ähnlichen Veranlassung brauchen sollte. Ueber diese Ungeschicklichkeit und böse Vorbedeutung waren alle Hausgenossen so erbost, daß sie über mich von allen Seiten herfielen und mich endlich, übel zugerichtet, mit zerrissenen Kleidern auf die Straße hinauswarfen. Indem ich mich erhole und mir selbst sage, daß meine Dummheit noch mehr Schläge verdient habe, kommt gerade der Leichenzug daher, sehr prachtvoll und feierlich. Da erscheint ein alter Mann und beschwört unter Thränen alle Leute auf der Straße, den Todten, seinen Neffen, an jener Schändlichen zu rächen, die ihn um irgend eines Liebhabers und um der Erbschaft willen vergiftet habe. Das Volk wird aufgeregt, man ruft nach Bränden und Steinen; die Witwe ihrerseits betheuert ihre Unschuld. Der Oheim erwiedert: es sei ein egyptischer Prophet da, Namens Zachlos, der ihm bereits für eine große Summe versprochen habe, den Geist des Todten zu citiren: da würde man ja die Wahrheit hören. Er führt einen jungen Mann in linnenen Gewändern herzu, die Füße mit Palmenschuhen bekleidet, mit kahl geschorenem Kopf*), und beschwört ihn kniefällig, die Leiche wieder zu beleben. Der Zauberer legt darauf ein Kraut auf den Mund und ein anderes auf die Brust des todten Körpers, darauf wendet er sich gegen Osten und richtet ein Gebet an die aufsteigende Sonne. Ich mischte mich unter den Haufen und stellte mich auf einen hohen Stein hinter der Bahre, von wo ich alles übersehen konnte. Bald fing die Brust an sich zu heben, die Pulse schlugen, der Todte richtete sich auf und sprach: Warum führt ihr mich von den stygischen Gewässern zu einem momentanen Leben zurück? Gönnt mir meine Ruhe! — Darauf der Zauberer: Enthülle die Geheimnisse deines Todes! Oder glaubst du, daß ich nicht die Furien anrufen und deinen müden Leib foltern lassen kann? — Nun hebt jener von der Bahre an: Ich bin durch Gift von meiner neuvermählten Gattin getödtet, und habe mein noch warmes Bett für einen Ehebrecher geräumt. Die Frau aber betheuert gegen den todten Mann ihre Unschuld, das Volk spaltet sich in zwei Parteien. Da senkte der Todte tief auf und sprach: ich will auch zum deutlichen Beweise, daß ich die Wahrheit sage, etwas offenbaren, was Niemand außer mir weiß. Darauf wies er mit dem Finger auf mich und fuhr fort: Als dieser hier meinen Körper bewachte, und die Hexen, die meiner Hülle nachtrachteten, trotz mehrmaligen Verwandlungen ihn nicht zu hintergehen vermochten, versenkten sie ihn in tiefen Schlaf und begannen dann, mich bei meinem Namen zu beschwören. Dieser aber, der denselben Namen führt wie ich, stand im Schlafe auf, indem er sich gerufen wähnte, und schritt wie ein entseelter Schatten dahin. Obwohl die Thüren verschlossen waren, wurden ihm, durch eine Oeffnung, erst die Nase, dann die Ohren abgeschnitten, und dann, um das Hexenwerk zu vollenden, Nase und Ohren aus Wachs angesetzt. — Ich, wie ich dies höre, fahre voll Schrecken nach Nase und Ohren und behalte beides in der Hand. Man lacht, verhöhnt mich, weist auf mich mit Fingern, und ich stiehe, von kaltem Schweiß übergossen. Den Verlust der Ohren verdecke ich durch Herabkämmen des Haares und den der Nase durch ein künstliches Surrogat."

Aus diesen Erzählungen wird man den Aberglauben jener Zeit in einigen vorzugsweise charakteristischen Partien kennen gelernt haben, vielleicht findet sich wieder eine Gelegenheit, hier noch nicht berührte Seiten dieses Gegenstandes in Betracht zu ziehen.

*) Es ist das Kostüm der ägyptischen Priester, das hier beschrieben wird.

Das Theater des Herodes bei Athen oder das Odeon.

Hierzu ein Stahlstich.

Dieses alte griechische Bauwerk fällt schon beim ersten Anblick durch seine Ausdehnung auf; doch bestehen heute so wenig Trümmer davon, daß es kaum möglich ist, den Gesammtplan desselben zu erkennen. Einige der neueren Alterthumsforscher, und unter diesen Spon, hielten es für den Areopag, der gelehrte Wheler dagegen erkannte dieses schöne Baudenkmal für das Odeon. Schandler neigte zu der Ansicht hin, es wäre die Pnyx*), während Lucian erzählt, die Pnyx

*) Das Gebäude, wo sich das Volk bisweilen versammelte, berathschlagte und Magistrate erwählte.

Digitized by Google

wäre gegenüber den Tribunalen, und der auf dem Hügel des Areopagus ſitzenden Gerechtigkeit gelegen. Auch Plutarch beweiſt, der Suggeſtus oder die Tribune ſei Anfangs dem Meere zugewendet geweſen, ſpäter hätten ſie die dreißig Tirannen der Landſchaft zugekehrt.

Wenn man alle dieſe Meinungen ſorgfältig prüft, muß man zuletzt der Anſicht beipflichten, die auf unſerem Bilde dargeſtellten Ruinen wären die Ueberreſte des Odeon's, welches der attiſche Herodes zu Ehren ſeiner Gemahlin Regilla erbaute.

Von Pauſanias haben wir eine ſchöne Beſchreibung desſelben, er erzählt uns, die Agora (Markt) wäre daneben geweſen, eine ſchöne Statue des Apollo habe darinnen geſtanden, und an Größe und Pracht habe es jedes andere griechiſche Theater übertroffen, mit Ausnahme des Perikleiſchen.

Die Ueberreſte dieſes Theaters beſtehen aus demſelben Felſ, der ihm zur Grundlage diente. Die der Stadt zugekehrte Façade iſt eine ſchlichte und unregelmäßige Mauer, der Hintergrund bildet einen ſtumpfen Winkel, er iſt ebenfalls aus dem dunklen Felsboden gebaut, der bis zum Niveau des Bodens des Gebäudes ausgehauen wurde. Alles was noch von dieſem alten Bauwerk übrig gebleiben, iſt aus demſelben Stein gemacht.

Einige Stufen führen auf den Felſen der das Niveau des Theaters beherrſcht und zu einem andern Ueberbau, der in Geſtalt einer Mauer aus dem Steinboden gehauen iſt und Thymele hieß, was ſo viel bedeutet als Orcheſter. Dort ſtanden im Vordergrund (Logeum) die Choriſten und Muſiker. Der gelehrte Suida behauptet, es habe in dieſem Raume des Theaters auch ein dem Bacchus geheiligter Altar geſtanden, und auch ein Opferaltar für die Opfer, die manchmal den Vorſtellungen vorausgingen. Die heut zu Tage noch vorhandenen beachtungswerthern Fragmente dieſes Bauwerks ſind das Capital eines Pfeilers, von ſehr feiner Arbeit, und ein im Kloſter von Daphne aufgefundenes Schmuckwerk, das zu demſelben gehörte.

Der Erbauer dieſes Odeon's war, wie bereits erwähnt, Tiberius Claudius Herodes, mit dem Beinamen Atticus.— Er war unter der Regierung des Kaiſers Hadrian in Marathon geboren, weßhalb er auch Marathonius genannt wurde. Herodes war der Sprößling eines uralten griechiſchen Geſchlechtes und leitete ſogar in ſeinem Ahnenſtolze ſeine Abſtammung von dem Akrops her, der mit einer Colonie Egyptier Attica cultivirt hatte. Das Leben des Herodes war übrigens dieſes alten Urſprungs würdig. Erbe eines ungeheuren Vermögens, zeichnete er ſich auch durch ſeine umfaſſende Bildung und ſeinen hohen Kunſtſinn aus. Er widmete ſich dem Staatsdienſte und bekleidete unter beiden Antoninen mehre wichtige Staatsämter, unter andern auch die Würde eines Eponymos (der Archont, nach welchem jedesmal das Jahr benannt wurde) in Athen, im J. 143 nach Ch. G. Seine ungeheueren Einkünfte verwendete er dazu, die Künſtler zu beſchäftigen und das große Reich, deſſen Bürger er war, mit Kunſtwerken jeder Art zu ſchmücken. In Griechenland, Italien und ſelbſt in Aſien ließ er herrliche Gebäude, Bäder, Waſſerleitungen, Statuen u. ſ. w. errichten, die jedoch im Laufe der Zeiten ſpurlos verſchwunden ſind, und ſelbſt das Odeon, welches wir hier beſchrieben, iſt heute nur eine Ruine des großartigen Monumentes, welches Athen dem Schmerze des Herodes über den Verluſt ſeiner Gemahlin Aunia Regilla, einer vornehmen Römerin, verdankte. Herodes ſcheint einen phantaſtiſchen, excentriſchen Charakter gehabt und wurde ſogar beſchuldigt, ſeine Frau zu Tode gequält zu haben. Als ſie aber ſtarb, ſuchte er ihr Andenken durch die prächtigſten Kunſtwerke zu verherrlichen. Er ließ ihr im Tempel der Kaiſerin ein großartiges Standbild errichten, in der Nähe von Rom legte er das Triopium an, einen großen Garten mit dem Grabmal ſeiner Familie und mehren Tempeln, und bei Athen ließ er das Odeon bauen. Sein Talent als Redner ſoll ſehr groß geweſen ſein, ſeine Panegyriker, ob wirklich von ſeiner Redegabe oder von ſeiner Freigebigkeit beſtochen, iſt ungewiß, behaupteten, „daß der Fluß ſeiner Rede ſich Silber wirbelnd, über Goldſand ergoſſen habe“. Andere nannten ihn den „König der Beredſamkeit“ und „die Zunge der Hellenen“.

Mag auch Eitelkeit eine bedeutende Triebfeder ſeiner Schöpfungen geweſen ſein, das Odeon ſelbſt, und die Wahl des Ortes, wo er es aufführen ließ, bezeugen ſeinen äſthetiſchen Sinn. Die allgemeine Anſicht dieſer Ruinen iſt poetiſch und impoſant. Der Himmel und der Boden Griechenlands tragen viel dazu bei, denn ſie haben beide ein eigenthümliches, lebhaftes Colorit, das man anderswo vergeblich ſucht. Von der Anhöhe, auf der dieſe beredten Trümmer liegen, ſchweift der Blick in ſüßem Entzücken auf die dunklen Olivenhaine des Piräus und die bläuliche Fläche des ägäiſchen Meeres, deſſen Fluthen im Sonnenglanze hell und ſtrahlend, wie der Himmel, der ſie überwölbt, die griechiſchen Inſeln umſpülen. Anmuthige Hügel in mannichfaltigen maleriſchen Wellenreihen, Steinwälle, von verheerenden Geſchützen in Trümmer geſchoſſen; Anhöhen und heilige Berge, aus denen Leonidas, Miltiades, Epaminondas, Perikles, Ariſtides, Plato, Sokrates, Phidias u. A. hervorgegangen, um die Heerſchaaren des Xerres zu vertilgen, die Künſte in's Leben zu rufen, die Philoſophie und die Geſetze zu gründen und der barbariſchen Welt eine ſchöne Zukunft zu eröffnen; maleriſche Trachten, ſchlanke, kräftige Körpergeſtalten mit lebhaften, geiſtreichen Augen und auffallenden Adel der Bewegungen — dies ſind die Bilder, an denen das Auge ſich noch heute hier weidet, und welche in der Seele die Erinnerungen an all das Große und Herrliche wecken, das auf dieſem claſſiſchen Boden vollbracht wurde.

Digitized by Google

Die Waſſerfeſte in Verſailles.

Von

Eduard Kolloff.

Marie Antoinette machte die Reiſe von Paris nach Verſailles, zu allgemeiner Verwunderung, in drei viertel Stunden mit acht Braunen in vollem Trabe. Jetzt macht der geringſte Pariſer Bürger dieſelbe Reiſe in halb ſo kurzer Zeit und in einem wunderbaren Staatsfuhrwerk mit feuerſprühenden Roſſen, in ſauſendem und dampfendem Galop. Jeder Zug dieſer gewaltigen Renner ſchleppt zwanzig bis dreißig ſchwere Luſtſchiffen, alle mit doppeltem Gewicht von Menſchen belaſtet, wie einen leichten, leeren Stuhlwagen hinter ſich her und bringt zu dem Feſte tauſend Paſſagiere, die ihr Schloß und ihren Park beſuchen. An einem ſolchen Tage muß man das öde, verlaſſene Verſailles ſehen, um es nicht wieder zu erkennen. Die Stadt wimmelt von Menſchen; in den Gaſſen, auf den Plätzen, in den Häuſern, in den Gärten, überall luſtiges Leben und Getümmel. Sonſt iſt Verſailles das ganze Jahr ein trauriger, menſchen- und freudenleerer Ort, das Traurigſte des Traurigen: eine prachtvolle Einöde. Gerade, breite Straßen dehnen ſich in faſt unabſehbarer Länge aus und prangen zu beiden Seiten mit ſtattlichen Ulmenalleen und ſchönen Herrenhäuſern; aber vor den meiſten Thüren klappern hölzerne Tafeln mit der einladenden Inſchrift: Maiſon à vendre ou à louer, und unter den Bäumen wandeln bloß einſame Spaziergänger. Die ganze Stadt iſt wie ausgeſtorben und in Trauer um die vergangene Herrlichkeit. Die einſt ſo glanzvolle Reſidenz iſt jetzt eine arme Provinzialſtadt, und ihre Paläſte, Häuſer und Gärten haben, ſcheint es, das Gefühl der kläglichen Einſamkeit, worin ſie gelaſſen werden, und einen geheimen Groll über die ſchnöde Schmach, die man ihnen angethan. Auch ſieht es aus, als ob Schloß, Park und Stadt ſich nur ſträubend zu den Volksfeſten hergäben, welche die Staats- und Ortsbehörden daſelbſt von Zeit zu Zeit veranſtalten. Ein ſolches Feſt hatte vor kurzem vermöge der Anzeige, daß alle Waſſer der Parks, die ſeit mehren Jahren nicht geſprungen, an dieſem Tage ſpielen würden, eine ungeheuere Volksmenge herbeigezogen.

Dieſe berühmten Waſſerwerke waren, trotz der ſtets darauf verwendeten ſehr beträchtlichen Unterhaltungskoſten, in Verfall und beinahe in's Stocken gerathen, und das Schauſpiel, welches ſie an hohen Feſttagen dem Volke darboten, hatte ſeine impoſante Totalwirkung verloren. An manchen Stellen blieb das Waſſer ganz aus, an anderen kam es nur ſtoß- und ruckweiſe, je nachdem die Druckwerke nachhalfen; hie und da war ein Rohr geſprungen und mitten im Garten Ueberſchwemmung eingetreten, während hier ein Delphin, dort eine Flußjungfer, weiterhin der Herrſcher des Meeres ſelbſt mit ſeinem ganzen Geſolge von Seeungeheuern auf dem Trockenen ſitzen blieb. Im Winter von 1849—50 hatte, nach eingetretenem Thauwetter, das in den Behältern der großen Schloßterraſſe an vielen Stellen durch die geſplatzten Wände hindurchdringende Waſſer den Boden um das Baſſin der Latona herum dergeſtalt aufgelockert, daß eines Tages plötzlich ein Abgrund ſich auftat unter den Füßen eines Spaziergängers, der, von ſeiner Frau weggerriſſen, in den Schlund hinabſtürzte wie M. Curtius, jedoch ohne daß er den Vorſatz dazu hatte. Von dem Abgrunde möchte ich nicht dasſelbe ſagen und beinahe glauben, er habe die Sache abſichtlich angelegt; denn das Opfer war auserleſen und mit bewunderungswürdig ſchlauem Takt ausgeſucht, nämlich ein Volksrepräſentant der Majorität. Der Staatsmann und ſein nicht abhanden gelaſſener Regenſchirm rutſchten mit der einſinkenden Erdmaſſe ganz ſachte in einen ſtockfinſteren Keller hinunter, wo das Waſſer in Strömen herabtroff. Nachdem der ächt ſtoiſche Mann wenigſtens mündlich ſich wieder mit ſeiner über alle Maßen erſchrockenen und allein gebliebenen Frau in Verbindung geſetzt, ſpannte er getroſt den treuen Regenſchirm auf und wartete gedultig ab, daß man ihn aus der Grube zöge, was ziemlich lange dauerte. Der Vorfall machte viel Aufſehen und Eindruck in der damaligen Nationalverſammlung, welche ſofort 300,000 Franken für die nöthigen Reparaturen der Verſailler Waſſerwerke votirte und dem Miniſter des öffentlichen Bauweſens die möglichſt ſchnelle Beſorgung dieſer Arbeiten anempfahl. Seitdem ſind die Waſſerbehälter der großen Schloßterraſſe, weitläufige, etwa 30 Fuß hohe Kellergewölbe, völlig ausgebeſſert worden; ebenſo die beiden Baſſinè derſelben Terraſſe, um welche die herrlichen, von den Gebrüdern Keller gegoſſenen Bronzegruppen herumliegen. Auch das Baſſin der Latona hat ſeinen vormaligen Glanz wieder erhalten, wenigſtens für einige Zeit. Man hat die Figuren vergoldet, wie ſie es zu Ludwigs XIV. Zeiten waren; nur iſt die neue Vergoldung ſparſamer und wird daher nicht ſo lange halten, als die alte.

Es hat nicht wenig Mühe und Koſten verurſacht, um das waſſerarme Verſailles mit dem erſten aller Bedürfniſſe zu verſehen und die zahlreichen Waſſerwerke des Parks zu ſpeiſen, welche der Geſchmack der Zeit als unerläßliche Zierde der koloſſalen Schloß- und Gartenanlage verlangte. In einem Umkreiſe von vier Meilen wird alles Waſſer, welches theils aus Quellen, theils aus Tümpeln und Teichen gewonnen werden kann, in eine Menge Baſſins vereinigt, aus denen es durch eine Anzahl Röhren nach mehren Hauptreſervoirs in der Nähe von Verſailles geleitet wird. Zwei ſolcher Reſervoirs befinden ſich bei der Anhöhe von Montberon, zwei andere im Hirſchpark, und faſſen zuſammen etwa 634,000 Tonnen Waſſer. Dieſes ungeheuere Netz von Teichen, Waſſerleitungen, Waſſerrinnen und Waſſerbehältern liefert das ſogenannte weiße Waſſer (Eaux blanches), welches ſeinen Namen von der Milch-Farbe erhalten, die das Waſſer beim Durchdringen von den Schichten des Kalkbodens annimmt, und hiermit werden die Waſſerkünſte in Gang gebracht und unterhalten. Der Bedarf für die ſogenannten großen Waſſerwerke, d. h. für die mit eigens dazu eingerichteten Gruppen verſehenen Baſſins, iſt für die kurze Zeit von drittehalb Stunden — länger ſpielten ſie nie — 35,000 Tonnen Waſſer, während zur Unterhaltung der gewöhnlichen Springbrunnen von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends 48,000 Tonnen Waſſer, gebraucht werden. Bei dieſem beträchtlichen Verbrauch mußte man natürlich von vornherein mit dem mühſelig herbeigeſchafften Vorrathe ſo ſpar-

Digitized by Google

sam als möglich umgehen, und daher kam es, daß die großen Wasserkünste des Parks, selbst unter Ludwig XIV. in der Regel nur drei- bis viermal des Jahres bei großen Hoffesten und außerordentlichen Gelegenheiten spielten. Gegenwärtig spielen sie ungefähr eben so oft in den Sommermonaten. Das ist jedesmal ein großes Fest, dem die Pariser in Masse zuströmen, nicht etwa um dabei historische Einbrüche zu suchen, sondern bloß um im Grünen zu spazieren und die Wasserkünste zu sehen. Schaarenweise steht man sie durch die Prachtsäle des Schlosses wogen und in den kühlen Gängen des Gartens hin und herwandeln. Auf dem großen grünen Anger im unteren Park sitzen oder liegen zahlreiche Gruppen von Spaziergängern beiderlei Geschlechts und spielen kleine Gesellschaftsspiele, oder üben sich mit verbundenen Augen in gerader Linie fortzugehen. Die Meisten lagern sich um die Bassins und harren mit Sehnsucht des Augenblickes, wo der unsichtbare Hauch von Fluß- und Waldnymphen, von gähnenden Thieren und grinsenden Ungeheuern in sichtbaren Wasserstrahlen hervorbrechen soll. Daß es dabei an drolligen Späßen, Neckereien, Urtheilen und Bemerkungen nicht fehlt, weiß Jeder, der einmal Gelegenheit gehabt, die Pariser bei ähnlichen Gelegenheiten zu beobachten; sie sind nie aufgeregter und ausgelassener, als wenn sie etwas erwarten, sei es auch nur einen Wasserstrahl. Ihre ungezwungene, fast mehr als nachlässige Haltung bildet gegen die glattgeschorenen Laubwände und die abgezirkelten Rasenstücke einen ganz eigenen Gegensatz, der nur zu lebhaft daran erinnert, daß der Park ursprünglich für Hoffeste, aber nicht für Volksfeste angelegt war.

Zu allgemeinem Jubel melden sich endlich die heißersehnten Wasser. Schon hört man's rauschen hinter den Hecken, eine plötzliche Kühle verbreitet sich in der Luft, und ein feuchter Windzug säuselt durch die Blätter. Ueberall, ohne daß man weiß, wo die plätschernden Klänge und zischenden Laute herkommen, singt und spricht das Wasser wie in den Fabeln und Feenmärchen, strepit lympha loquax; es ist als ob in jedem Baum eine murmelnde Hamadryade flüstere, in jedem Gebüsch eine weinende Najade schluchze und in jedem Springbrunnen eine liebehauchende Undine lispele. Dieses sämmtliche Geflüster und Geplätscher übertönt das gewaltige Sausen und Brausen der großen Bassin's, aus welchen dicke Wasserstrahlen emporschießen, die im Falle schäumend zerstäuben und, von der Sonne angeschienen, in Millionen schimmernder Brillanten herabrieseln. Bald wird das Wasserfest allgemein. Der ganze Park gewinnt dabei ein feen- und fabelhaftes Aussehen. Die starren Marmorbilder fangen an sich zu regen; Satyre und Nymphen erwachen wie aus schweren Träumen, und der alte Faun, der sonst ganz allein im stillen Walde lachte, verwundert sich über das laute und fröhliche Leben unter allen Büschen und Bäumen. Triton, der sich wieder in seinem Elemente fühlt, stößt vor Freuden in's Horn, und die Seeungethüme, die so lange nach Erfrischung lechzten, schnauben aus vollen Rüstern; kurz, die ganze todte Götter- und Thierwelt bekömmt Leben, und die Masse ausgerissener Rachen und verzerrter Gesichter erhält Sinn und Bedeutung. Hundertfach wechseln Springbrunnen und Wassergarben in seltsamen Darstellungen und Gruppen. Götterkämpfe und Thierhetzen; die Bewohner des hohen Olymp's von Wassergüssen gebadet, von Wasserglorien umstrahlt; Aesop's ganze Schöpfung, von den Ungeheuern des Waldes, den Thieren des Feldes, den Vögeln in der Luft bis zu Fröschen, Ratten und Mäusen, in Wasserkünste verwandelt, unter einander und mit den Göttern selbst im Streite, und in mannichfaltigen, nie entscheidenden Zweikämpfen, wo mit Wasserstrahlen gefochten wird. In den Durchsichten der Alleen stehen allenthalben schäumende Garben, steigen überall zischende Wassergebilde empor. Dazwischen die unübersehbare Menge, das Gewimmel von Menschen in steter Bewegung. Alles eilt, drängt und läuft durch einander hier und dorthin, weil man gern Alles sehen will und nur eine Stunde hat, um alle Wasserstationen durchzumachen: ein Paar flüchtige Augenblicke für den „Springbrunnen der Flora", ein Paar andere für das „Bassin des Bacchus", für das „Musenzimmer", für den „Giganten Enkelados", der mit brüllender Stimme einen furchtbaren Fluch in Form eines armdicken, haushohen Wasserstrahls gegen die Athene ausstößt, welche ihn auf seiner Flucht mit einem klobigen Felsblock zu Boden geschmettert.

Nun schnell zu den großen Wasserwerken, zunächst zur Latona, welcher die Pariser den Spitznamen der Krötengöttin (déesse aux crapauds) gegeben haben; sie ist mit ihren beiden Kindern Apollo und Diana vorgestellt, wie sie Jupiter's Rache gegen die lykischen Bauern ansieht. Ovid hat diese Lümmel in Frösche verwandelt, aber nicht daran gedacht, ihre groben Reden, womit sie der flehenden Mutter das Trinken aus ihrem See verwehrten, zu Wasserstrahlen zu machen, die in sanften Biegungen zu der Göttin emporsteigen und, allerunterthänigst um Vergebung bittend, ihr die Füße küssen. — Sodann weiter zum Apollo auf seinem Sonnenwagen, von vier Rossen gezogen und von Tritonen, Delphinen und Seeungeheuern, aller Art umplätschert. Die Pariser, welche dieses schwere Fuhrwerk gewöhnlich in einer seichten Pfütze stecken sehen, nennen es spöttisch den Wagen im Koth (le char embourbé); aber jetzt arbeitet sich der Wagen aus dem Schlamme hervor und nimmt wieder seinen Lauf; er schleudert drei mächtige Wasserstrahlen 60 Fuß hoch in die Luft und durch die transparente Wolke hindurch, von schimmernden Dünsten halb verhüllt, strahlt der Lichtgott in vollem Glanze, ein würdiges Abbild der funkelnden Sonne, die ihre glühenden Strahlen herabsendet und in jedem Wassertropfen alle Regenbogenfarben hineinspielt. Von der glorreichen Fahrt ermüdet, begiebt sich der Sonnengott zur Ruhe in die Bains d'Apollon, wo er seine wiehernden Rosse an ambrosische Krippen binden und sich selbst von Nymphen nach orientalischer Weise baden, salben und streicheln läßt, in der berühmten Felsengrotte, welche Rasonatine in so wunderschönen Versen besungen hat. — Endlich gelangt man zu dem Bassin des Neptun, in der Niederung des nördlichen Abhangs der großen Schloßterrasse, wo man sich auf dem Rasenwall lagert, der um dieses schönste und größte von allen Wasserwerken des Parks herumläuft. Auf den Ellenbogen gestützt, wie griechische oder römische Tischgäste, hat man hier einen köstlichen Augenschmaus an der reichen Wasserpracht, die sich vor den Blicken ausgießt. Dieses Gewebe und Gewirre des aus mehren hundert Röhren spritzenden und zerstiebenden Wassers, dieses Gekümmel unzähliger Strahlen bunt durcheinander, der Wasserdampf umher, das tausendfarbige Zauberspiel des Sonnenlichtes in der weißen Masse und in dem goldenen Regen — es ist ein wunderbarer, einziger Anblick! Der Drache Python, Nep-

Digitized by Google

tum, Amphitrite, Seepferde, Seehunde, Nereiden, Najaden und andere dienſtbare Geiſter des Beherrſchers der Meere vermengen ihre Waſſergüſſe und Waſſerdünſte und bilden in der Luft allerlei Kreiſe, Ringe und Strömungen, nicht unähnlich den wie aus den Wolken herabſtürzenden Fluthen des Staubbachs, während die aus einer Menge Vaſen hervorſchießenden Waſſerſtrahlen ihre Maſſe zu einer ſchäumenden Cascade vereinigen und durch Muſcheln und Fratzenmäuler in das große Baſſin anſtrömen, das wie ein wüthender See brüllt.

Doch plötzlich legt ſich das Getöſe, das Rauſchen verhallt, die Ungeheuer verſtummen, das Waſſer und die Stimme bleiben ihnen in der Kehle ſtecken, die Waſſerſtrahlen verlöſchen wie römiſche Lichter, die Waſſergarben platzen wie Raketen. Das zauberhafte Waſſerſchauſpiel hat ein Ende, und die Zuſchauer, die den leuchtenden Glanz mit allen Augen anſtaunten, ſtehen mit offenem Munde vor den coloſſalen Bronze- und Marmorgruppen, die ihre Spiele und Gefechte eingeſtellt haben. Das Stück iſt ausgeſpielt, und kann haben die Seemungeheüme ihr letztes, kaltes Herzblut ausgeächzt, ſo erhebt ſich alles Volk und drängt ſich mit lärmendem Ungeſtüm nach den Eiſenbahnhöfen. Um dem Sturm und Andrange der nach Paris zurückkehrenden Menge zu entgehen, wollen wir zuletzt noch den herrlichen Park, den wir über den Waſſerkünſten ganz vergeſſen haben, ein wenig in Augenſchein nehmen, und von der großen Schloßterraſſe mit anſehen, wie die ſinkende Sonne ihr glühendes Licht in die breiten Alleen, in die Tiefen des Waldes, auf den Waſſerſpiegel des großen Canals ſtreuet, der in dieſer magiſchen Abendbeleuchtung wie eine ungeheuere Goldplatte ſchimmert. Es iſt eine auserleſene Luft, alsdann in den einſamen Gebüſchen umherzuſtreifen, den letzten Schimmer des Tages zu verfolgen und das Girren der Ringeltauben zu belauſchen, die hier über den Köpfen griechiſcher Statuen niſten. Mir iſt der Park in dieſen ſtillen Abendſtunden lieber, als in den geräuſchvollen Glanzmomenten des Tages, wo der ganze Garten gleichſam ein Waſſerpalaſt mit Säulenhallen von Diamanten, Brillanten und Karfunkeln iſt, wie ſie die Feen in ihren glücklichen Ellanden bewohnen. Ludwig XIV. hat vergebens Millionen und ganze Regimenter aufgeopfert, um ſeine Gärten von Verſailles zu verherrlichen; der jetzige Park, wenn auch hie und da verwildert und zerſtückelt, iſt ungleich ſchöner, als der des großen Königs; wenn die Blumenbeete ärmer, die Statuen ſchwärzer geworden, ſo ſind dafür die Bäume größer, die Schatten dichter geworden, und die Statue, die ſich anfangs dem Zwange der Kunſt gefügt, hat den Gartenkünſtlern eine gewiſſe Freiheit abgerungen. Ihre üppigen, hochwüchſigen Stämme laſſen die Bäume noch beſchneiden; aber ihre ſchattigen Kronen und Lauben wölben ſich majeſtätiſch und unangetaſtet in freier Luft, und hinter den glattgeſchorenen Hecken wuchert ſtruppiges Gebüſch. In den Alleen und Bosquetten ſtehen, wie entſeelte Wächter aus der Geiſterwelt, die Statuen ländlicher Gottheiten: Ceres, Pomona und Flora nebſt Nymphen und Satyrn; aber in den Wipfeln der Bäume zwiſchen die Vögel luſtige Lieder. Der Park iſt jetzt, wie Delille ſagt, „das Meiſterwerk eines großen Königs, Le Nôtre's und der Zeit" und die Natur iſt in dieſem Zauberlande zu dem Ruhm Ludwigs XIV. und ſeines großen Gartenbaumeiſters hinzugetreten. Heutzutage würde der Herzog von Saint Simon die Natur nicht mehr bedauern und nicht mehr ſchreiben können: daß dieſelbe tyranniſirt und durch Kunſt und Geld in Bande geſchlagen worden. Die Natur hat ſich mit ihrem Tyrannen ausgeſöhnt; ſie iſt ſchöner geworden, als die Kunſt, reicher als alle Goldminen Californien's, und der erbitterte Herzog ſtriche gewiß aus ſeinen Memoiren das Urtheil, das er zu ſeiner Zeit über Verſailles gefällt, und welches ſchon damals viel zu leidenſchaftlich und ſtrenge war, jetzt aber vollends ohne allen Sinn und Verſtand iſt.

Einige Worte über die Vögel.

Aus dem Engliſchen.

Vögel, ſagt Hr. Touſſenel, ein bedeutender franzöſiſcher Ornithoog, leben in einem gegebenen Zeitraum mehr, als irgend ein anderes Weſen. Denn leben heißt nicht nur exiſtiren, ſondern ſich bewegen, thätig ſein, und ſchaffen. Die Stunden der Schwalbe, welche in 60 Minuten eine Entfernung von achtzig franzöſiſchen Meilen erreichen kann, ſind länger als die Stunden der Schildkröte, weil ſie beſſer ausgefüllt ſind, und eine größere Zahl von Ereigniſſen umfaſſen. Wer in unſerm Jahrhundert geboren iſt, und faſt in einer Woche von Europa nach Amerika kommen kann, lebt vier Mal ſo lange als die Menſchen vor hundert Jahren, welche zu dieſer Reiſe einen Monat brauchten. Leute, welche jetzt 50 Jahre alt ſind, haben noch eine längere Zeit vor ſich, als Michel Angelo und Voltaire in dem Augenblick, wo ſie in die Wiege gelegt wurden. Und nicht nur haben die Vögel in derſelben Zahl von Jahren einen größeren Lebensgenuß, als alle anderen Weſen; die Zeit ſcheint auch über ſie hinzugehen, ohne eine Spur ihrer Wirkungen zurückzulaſſen; ja, die Zeit kräftigt ſie ſogar, macht ihre Farbe lebhafter, und ihre Stimme voller. Das Alter, welches Menſchen häßlich macht, erhöhet die Schönheit der Vögel.

Ein Vogel iſt ein, aus der Hand des Schöpfers herausgegangenes Schiff, in welchem die Bedingungen der Schnelligkeit, Langſamkeit und Leichtigkeit nothwendig durchaus dieſelben ſind, wie bei den Fahrzeugen, welche von Menſchenhand gebaut werden. Es giebt in der Welt nicht zwei Dinge, welche im phyſiſchen und mechaniſchen Sinne eine größere Aehnlichkeit hätten als das Gerippe eines Vogels und eines Schiffes. Der Bruſtknochen gleicht ſo genau einem Kiel, daß die engliſche Sprache ſogar den Namen beibehalten hat. Die Flügel ſind die Ruder, und der Schwanz das Steuer. Der Genfer Huber, welcher den Flug der Raubvögel ſorgfältig beobachtet hat, gebraucht dieſen Vergleich ſogar, um eine charakteriſtiſche Unterſcheidung zwiſchen

Digitized by Google

Ruderern und Seglern aufzustellen. Die Ruderer sind die Falken, deren erste oder zweite Flügelfeder am längsten, und welche vermittelst dieses mächtigen Ruders im Stande sind, dem Winde gerade entgegen zu fliegen. Bloße Segler sind die Adler, Geier und Busaare, deren rundere Flügel die Gestalt von Segeln haben. Der Rudervogel verhält sich zu dem Segler, wie das Dampfschiff, welches der widrigen Winde spottet, zu dem Schooner, der ihnen nicht entgegen zu fahren vermag.

Sowohl die Knochen, wie die Federn der hochfliegenden Vögel, sind hohle, mit Luft gefüllte Röhren, welche mit einem Lungenreservoir von erstaunlichem Umfange in Verbindung stehen. Mit den, zwischen den inneren Muskeln liegenden Luftzellen, Schwimmblasen vorstellend, mit Hülfe deren der Vogel im Stande ist, sein Volumen zu vergrößern und seine specifische Schwere nach Verhältniß zu vermindern, steht jenes Reservoir ebenfalls in enger Verbindung. Bei Vögeln, welche mit einem schweren Kopf belastet sind, hat die Natur einen so entschiedenen Riß zwischen Haut und Fleisch gelassen, daß die Haut fast ganz abgelöst erscheint. Sie können deshalb eben so leicht abgehäutet werden, wie ein Kaninchen. Bei Menschen und anderen Säugethieren kommt im Act des Athmens das Blut der Luft entgegen; bei Vögeln tritt dagegen die Luft ein, um das Blut zu suchen, und kommt an jedem Theile des Körpers mit ihm in Berührung. Daher bei den Vögeln eine Ausdehnung der Respiration und eine Schnelligkeit der Blutbildung, welche die Unermüdlichkeit ihrer Flügel erklärt. Die Muskeln ermatten nicht, weil sie in jedem Augenblick durch den Einfluß des stets ersetzten Blutes neue Kraft empfangen. Ein gehetzter Hirsch oder Hase stürzt endlich zusammen, nicht weil seine Beine, sondern weil die Lungen erschöpft sind.

Unter den verschiedenen Gliedern eines Vogelkörpers existirt eine Art von Gleichgewicht, welches bewirkt, daß kein Organ eine ungewöhnliche Entwicklung gewinnen kann, ohne verhältnißmäßigen Verlust eines andern. So trifft eine übermäßige Länge der Flügel gewöhnlich mit sehr schmalen Beinen und Füßen zusammen. Beispiele dafür sind: der Fregattvogel, die Schwalbe und der Colibri. Gefiederte Füße und Beine sind meistens kurz, wie bei Tauben, Schnee- und Birkhühnern. Die Natur bemüht sich immer an einem Theile des Körpers von Vögeln das Material zu sparen, welches sie an einem andern verschwendet hat. Vögel die gut laufen, fliegen schlecht, und umgekehrt. Solche, die ausgezeichnet schwimmen und tauchen, sind der Fähigkeit beraubt sich in die Luft zu erheben. Halbblinde Geschöpfe, wie die Eulen, haben ein erstaunlich scharfes Gehör. Vögel von unscheinbarem Aeußern sind durch die Macht des Gesanges entschädigt. Die Lerche und das Rothkehlchen, wahre Opfergattungen, haben die Gabe der Poesie, um sie über ihren frühen Tod zu trösten.

Der schärfste Sinn eines Vogels ist das Gesicht. Die Schärfe und Empfindlichkeit der Netzhaut steht in genauem Verhältniß zu der Schnelligkeit des Fluges. Die Schwalbe kann nach Belon's Berechnung eine Mücke auf Entfernungen von 500 Ellen noch deutlich sehen. Der Habicht, wenn er in einer Höhe, die unsere schwachen Sehkräfte übersteigt, in der Luft schwebt, bemerkt mit Leichtigkeit einen kleinen todten Gründling, der auf der Oberfläche des See's schwimmt, und die Unvorsichtigkeit der armen kleinen Feldmaus, wenn sie furchtsam sich aus ihrem Loche wagt, entgeht ihm nicht Alles, was Gott gethan und geschaffen, hat er mit Absicht und Weisheit geordnet. Wenn Er nicht die Sehkräfte des Raubvogels oder der Schwalbe genau ihrem sausenden Fluge angepaßt hätte, so würde die rasende Schnelligkeit des Vogels nur dazu gedient haben, ihm das Genick zu brechen. Rebhühner tödten sich fortwährend an den eisernen Drähten electrischer Telegraphen; und nichts ist gewöhnlicher, als Krammetsvögel und Lerchen mit zerschmetterter Hirnschale zu finden, wenn sie in das große, vertical gespannte Netz fallen, welches von den Jägern in Frankreich in der Dämmerung gebraucht wird.

Trotz dem eben Gesagten ist vielleicht bei den Vögeln der Tastsinn der vollkommenste der Sinne, und sind die Gefühlsorgane von einer Feinheit der Empfindung, welche diejenige des Gesichts noch übertrifft. In der That sind die Vögel, da die Luft das veränderlichste und unbeständigste der Elemente ist, von der Natur mit einer Empfindlichkeit ausgerüstet, welche sie befähigt, die leisesten Störungen des Mediums, welches sie bewohnen, im Voraus zu empfinden. Die gefiederte Race besitzt daher in ihren Nerven ein Instrument, welches die verschiedenen Eigenschaften des Hygrometers, Thermometers, Barometers und Electroscops in sich vereinigt. Ein Sturm, welcher den Naturforscher unvorbereitet überrascht, hat lange vorher schon die Seevögel gewarnt. Die Seeraben, Möven und Sturmvögel wissen vermittelst des magnetischen Telegraphen, welchen ihr Körper bildet, 24 Stunden im Voraus genau den Tag und den Augenblick, wann der Ocean einen seiner großen Sturmkänze aufführen wird, indem er seine grünen Abgründe gähnend öffnet, und wüthend den Schaum seiner Wogen gegen die Stirn der Klippen schleudert. Einige Vögel sind die Vorboten der Winterstürme, andere melden das Nahen des Frühlings. Der Rabe und die Nachtigall verkünden das kommende Ungewitter durch einen eigenthümlichen Ausdruck der Vogelsprache, welchen beide aus dem Wörterbuch des Frosches entlehnt zu haben scheinen — eines besonders nervösen Thieres, welchem die Wissenschaft des Galvanismus sehr zu Dank verpflichtet ist. Der Buchfink erinnert bei ungewissem Wetter den Wanderer, seinen Regenschirm zu nehmen, und räth der Hausfrau, sich mit dem Aufhängen der Wäsche nicht sehr zu beeilen. Einige mystische Geister haben diese Fähigkeit der Vögel, vorauszusagen, einer besondern Empfindlichkeit zugeschrieben, welche sie von der Thätigkeit und Richtung der electrischen Ströme, welche die Atmosphäre durchziehen, unterrichte, und es giebt in der That kein wissenschaftliches Argument, das einer solchen Theorie überzeugend entgegengesetzt werden könnte.

Nach den Organen des Gesichts und Gefühls kommt der Sinn des Gehörs zunächst zur Geltung. Die Zartheit der Gehörkräfte der Vögel ist hinreichend aus der Leidenschaft sichtbar, welche viele von ihnen für Vocalmusik zeigen. Es ist ein allgemein anerkanntes, physiologisches Gesetz, daß bei allen Thieren ein inniger und ausnahmsloser Zusammenhang zwischen den Organen der Stimme und des Gehörs sich findet. Nun ist der Vogel, wie wir sehen werden, der Stentor der Natur. Der Ochs, ein riesenhafter Vierfüßler und mit einer ungeheuer kräftigen Brust versehen, brüllt nicht lauter als die Rohrdommel, welche in Lothringen boef d'eau, Wasserochs, genannt wird. Ein Kranich, der zwei oder drei tau-

Digitized by Google

send Ellen über der Oberfläche der Erde trompetet, macht unsern Kopf eben so heftig emporschnellen, wie ein Freund, der uns von einem Fenster der fünften Etage zuruft: Wie geht es Ihnen? während der donnernde Mirabeau, wenn er versuchen wollte, von der Thurmspitze von Notre-Dame den Parisern eine Rede zu halten, große Gefahr laufen würde, nicht im Stande zu sein, irgend einem Mitgliede der Versammlung ein einziges Wort verständlich zu machen.

Ehrbebe dich mit einem Ballon in Gesellschaft eines alten Löwen vom Atlas in die Luft, dessen furchtbares Brüllen durch die algierische Wüste Schrecken verbreitete; und wenn du nur eine halbe Meile gestiegen bist, so laß deinen Reisegefährten den vollsten seiner herrlichen Brustöne ausstoßen: diese Töne werden sich im leeren Raum verlieren, ohne bis zur Erde zu gelangen. Aber der königliche Geier, der noch eine halbe Meile über dir schwebt, wird dich nicht eine Schwingung seiner katzenähnlichen Laute, die neben dem Brüllen des Löwen so kleinlich erscheinen, verlieren lassen. Es ist wahrscheinlich, sagt Herr Toussenel, daß die Natur bei der Bildung der Stimmritze eines Zaunkönigs oder einer Nachtigall mehr Geist aufgewandt hat, als bei der Construction der gröberen Kehlen von allen vierfüßigen Thieren zusammengenommen.

Geruch und Geschmack sind nur schwach bei den Vögeln, und sie haben eben keine Gelegenheit, dieser Sinne zu bedürfen. Der Appetit eines Vogels muß ungeheuer sein, um die animalische Wärme hervorzubringen, welche zur Erhaltung der höhern Natur nothwendig ist. Ein Vogel ist eine Locomotive ersten Ranges — eine Hochdruckmaschine, welche mehr Brennstoff gebraucht, als 3 oder 4 gewöhnliche Dampfkessel. — „Nur kluge Leute wissen hübsch zu essen.“ Dieser durchaus richtige, gastrosophische Grundsatz ist mehr auf die Vögel, als auf die Vierfüßler anwendbar. Die Vögel nehmen Nahrung, um ihren Hunger zu stillen, und sich zu ergötzen; nicht um dem Epicuräismus zu huldigen. Die ihnen zugewiesene Aufgabe ist die Verfolgung des unzählbaren Samens von Unkraut, sowie des kriechenden und fliegenden Ungeziefers, welches bald den Fleiß der Menschen vernichten würde, fühlten nicht einige Arten Vögel ein unaufhörliches Verlangen, es zu verspeisen. Nase und Geschmack fehlen den Vögeln aus demselben guten Grunde. Es ist nicht nothwendig, daß Wesen, welche bestimmt sind, alles Mögliche zu essen, ohne Gesichter zu schneiden, wie wir, vor dem Eingang ihres Magens eine achtsame Schildwache haben sollten, welche höchst vorsichtig und eigen ist, wenn sie erlaubt, die Festung zu betreten.

Herr Toussenel classificirt die Vögel nach der Form ihres Fußes. Jeder Vogel, von der Fettgans des Südpols bis zum Geierfalken am Nordcap, hat entweder platte oder krumme Füße. Das ganze Königreich der Vögel läßt sich so in Plattfüßer und Krummfüßer eintheilen. Die drei ersten Ordnungen jener Classe sind die Ruderfüßer, die Stelzengänger und die Schnellläufer. Weitere Details lassen sich hier nicht anführen; wir können nur eine Probe von den Schnellläufern geben.

Gelobt sei der Himmel, daß er den Schnellläufer geschaffen hat, zum Entzücken für das Auge und den Gaumen — als Ruhm und Schmuck der Wälder und Feste — als Ernährer für Arme und Reiche. Keine andere Gattung trägt in gleichem Verhältniß zu den zusammenhängenden menschlichen Vergnügungen der Jagd und des Essens bei; man würde in der Welt noch immer leidlich leben können, wenn keine andere lebenden Wesen sie bewohnten, als Männer, Frauen und Schnellläufer.

In der Ordnung der Schöpfung kommen die Schnellläufer unmittelbar nach den Stelzengängern. Sie waren die ersten Bewohner der frühesten, aus dem Wasser sich hebenden Länder; denn sie sind Gras- und Kräuterfressende Wesen, und Gras ist die ursprüngliche Bethätigung der Lebenskräfte der Erde. Ihr Charakter der Erstgeburt ist überdies allen ihren Zügen unauslöschlich eingeprägt, ihrem unbehofenen Bau und der geringen Zahl ihrer Zehen. Die Gattung beginnt mit dem Strauß (der Strauß ist halb Vogel, halb Vierfüßler, wie die Fettgans halb Vogel und halb Fisch); er kann nicht fliegen, weil ihm die Schwingen fehlen, und hat nur zwei Zehen an jedem Fuß. Da die Gestalt von jedem Thier dieser Gattung mehr oder weniger, der des Straußes nachgebildet ist, so ist es wichtig, auf dieses ursprüngliche Muster hinzuweisen, und seine Organisation mit der des Colibri zu vergleichen, um den Charakter und die Bestimmung der Wesen, welche wir betrachten, klar zu begreifen.

Bei dem Colibri, wie bei allen Schnellseglern, ist der Brustkasten außergewöhnlich entwickelt, und die First des Brustknochens vorstehend, wie der Kiel eines Kutters. Aber nach den natürlichen Gesetzen des Gleichgewichts, kann diese übermäßige Entwicklung nur auf Kosten irgend eines andern Körpertheils Statt haben. Bei dem Colibri ist dieser vernachlässigte Theil die Gegend, wo die Beine ansgehen. Alles ist der Leichtigkeit und Beweglichkeit geopfert. Die Brust ist wie eine Messerklinge gebildet; kurz der Schnellsegler hat, wenn er gerupft ist, eine große Aehnlichkeit mit seinem eigenen Gerippe: eine Idee, welche unfehlbar alle Gedanken an einen duftenden Braten zurückstößt.

Aber laßt uns Stück für Stück die Gestalt des Raubvogels oder Colibri umkehren. Laßt uns das Vollständige an die Stelle des Unvollständigen setzen, und das Leere an die Stelle des Vollen. Kurz, laßt uns den geraden Gegensatz von all diesen anatomischen Anordnungen nehmen, und wir haben das genaue Modell des Schnellläufers. Es giebt vielleicht in der ganzen Natur nicht zwei derselben Familie angehörende Wesen, welche so geringe Züge von Verwandtschaft darbieten, als der Colibri und der Strauß. Vergeblich würde der Letztere die Thatsache läugnen, daß er mehr vom Kameel, als vom Vogel hat; denn zum Beweis dieser Thatsache trägt er auf seinem Rücken die Kinder und die Könige von Egypten. Ein Strauß ist ein umgekehrter Colibri. Hier ist Flug, dort Lauf das einzige Mittel der Bewegung. Bei dem Strauß ist der Brustknochen, statt vortretend, in lächerlichen Dimensionen nach unten abgeplattet. Es ist eine knöcherne Platte in Form eines Schildes, welches nicht wie ein Kiel, sondern wie der Bauch des Schiffes wirkt. Die Schenkel nehmen die dicken Dimensionen an, welche dieselben Theile bei den pflanzenfressenden Vierfüßern auszeichnet. Alles dies zeigt, daß die Natur, welche bei den Schnellseglern die Entwicklung der nicht eßbaren Theile auf Kosten derjenigen begünstigt hat, welche Gegenstände der Nahrung bilden, ihren Baustyl bei den Schnellläufern gänzlich geändert hat, indem sie die Theile, welche Niemand ißt, vernachlässigte, um auf das Freigebigste diejenigen zu entwickeln,

Digitized by Google

welche uns mit leckern Gerichten versorgen. — — Warum nun dieser Gegensatz der vergleichenden Anatomie? Weßhalb hat die Natur, die nichts ohne Grund thut, den Schnellläufer so freigebig mit Fleischtheilen ausgestattet? Weßhalb hat sie dies zarte Fleisch so leicht verdaulich gemacht, und ihm einen so köstlichen und einladenden Duft gegeben? Will die Natur durch diese Zeichen andeuten, daß der Schnellläufer von der Vorsehung bestimmt sei, gejagen oder geschossen, und dann gebraten und verspeist zu werden?

Die Thatsache ist nur zu wahrscheinlich, die Sprache zu deutlich, das Orakel zu gewiß. Ja, Alles leitet zu dem Glauben, daß die Natur die Gattung der Schnellläufer bestimmt hat, den fleischessenden Wesen in jedem Reich der belebten Welt zur Nahrung zu dienen. Ja, diese unglückliche Race verdient in demselben Grade, wie die Wiederkäuer, die Benennung von Schlachtopfern. Wozu kann es dienen, die Sache zu verkuschen? Für den Menschen sind unter den Vögeln die Schnellläufer daßelbe, wie die Wiederkäuer unter den Säugethieren — eine Gattung, von welcher jede Art die Aufgabe hat, zu unserm Vergnügen zu dienen. Die Analogie muß sehr ersichtlich sein, weil schon, ehe wir kamen, um die Welt zu erleuchten, sie einer Anzahl von Gelehrten aufgefallen ist. In der That giebt es Schnellläufer auf dem Sande der Wüste, und auf den Steppen, auf den Wiesen, wie an den Felsen und Abgründen — gerade wie sich Wiederkäuer an jeder dieser Oertlichkeiten finden. Es giebt den Strauß für das Kameel; die Trappe für die Antilope, das Huhn für die Kuh, das Rebhuhn und den Fasan für die Gazelle und das Reh, das Birk- und Schneehuhn für den Steinbock und die Gemse.

Ferner sind die Schnellläufer wirkliche Wiederkäuer, und leben, gleich ihnen, von Gras und Körnern. Sie haben verschiedene Magen mit einem vorbereitendem Kropf, welcher genau dieselbe Verrichtung hat, wie der Wanst des Vierfüßers. Alle Fleischspeisen aber, die von grasfressenden Thieren genommen werden, sind von delicatem Geschmack und leicht zu verdauen. Um analog und nach der Allgebra zu sprechen, so verhält sich das Huhn zu der Kuh, wie das Rebhuhn zum Reh. Das Huhn giebt uns seine Eier und Küchlein, wie die Kuh ihre Milch und ihr Kalb. Wir müssen außerdem bemerken, daß in beiden Gattungen das Fleisch des Weibchens dem des Männchens vorzuziehen ist. Die Thatsache ist ja auch allgemein richtig, daß die Natur die weibliche Welt zarter ausgestattet hat, als die männliche, mit fleischigerem Zellgewebe und kürzern Muskeln.

Diesem Satze wird man den Einwurf machen, daß das Fleisch des Ochsen dem der Kuh vorzuziehen sei. Das ist allerdings nicht zu läugnen. Nur muß man daran erinnern, daß der Ochs, welcher unsern Braten liefert, nicht das Gegentheil der Kuh, sondern nur der Onkel des Kalbes ist. Wenn man die Kuh in dieselbe Verfassung setzte, wie den Ochsen, so würde sie die Palme davon tragen; gerade wie die Poularde dem Kapaun weit vorzuziehen ist; die Poularde ist nur die Tante des Küchleins. Das tiefe Studium dieser Analogieen hat Herrn Toussenel zu der unerwarteten Entdeckung des folgenden großartigen Gesetzes geführt: Gott hat dem Menschen die Herrschaft über die Thiere verliehen durch die Tugenden der Weibchen und die Fehler der Männchen.

Wenn man alle unsere Hausthiere — die Liste ist nicht eben lang — eines nach dem andern betrachtet, und gewissenhaft die Eigenschaften beider Geschlechter analysirt, so wird man unvermeidlich den obigen Schluß bestätigt finden. Man wird sich von der Unschuld, Artigkeit und Gelehrigkeit der Weibchen, und von dem Stolz, der Bosheit und Wildheit der Männchen überzeugen.

Gedichte.

Freund und Frau.

Von

Drärler-Manfred.

Ein wahrer Freund, o merke das,
Sei gegenüber dir wie Glas,
Das läßt nicht Wind noch Regen ein,
Doch Wärme wohl und Sonnenschein;
Das zeigt dir treulich dein Geſicht,
Doch ſchmeichelt und verzerrt es nicht;
Das ſchärft dein Auge, wenn es gilt,
Und rückt dir näher Bild um Bild;
Das reicht dir deinen Labetrank
Und hat geleert den beſten Dank.

Ein treuer Freund, deß achte wohl
Der hat im Baume ſein Symbol:
Der beut dir erſt ſein Schattendach,
Und ſeine Früchte hintennach;

Der zimmert ſich zum Hauſe dir,
Wo Glück und Liebe nimmt Quartier;
Der brennt im Span und Gas dir hell,
Und wärmet deine Feuerſtell';
Und winterſt du dich ſterbend ein,
Umſchließt er dich als letzter Schrein.

Ein Mädchen, das dir wohlgefällt,
Iſt wie der Sonnenſchein dem Feld;
Er lockt Keime hier und Saat,
Sie weckt Träume dir und That;
Er macht aufjubeln Au und Hag,
Sie ſelig dich im Zauberſchlag;
Es ſehnt nach ihm ſich Wald und Flur,
Und ſchmachtend folgſt du ihrer Spur;
Wie wird durch ihn der Erde warm,
Doch wärmer dir in ihrem Arm!

Ein liebes Weib, das dir gehört,
Iſt, wie die Luft, ſo rein und werth;

Digitized by Google

Du athmeſt ſie und biſt geſund,
Dein Daſein iſt mit ihr im Bund;
Sie deiner, ihrer du ein Stück —
Nothwendigkeit und Liebesglück;
Ein Engel ruhig, mild und klar,
Umgiebt ſie dich all immerdar;
Und ſenken ſie dich todt hinab,
Umſäuſelt trauernd ſie dein Grab.

Das blinde Blumenmädchen.

Von

Carl Preſer.

Weiß die Blumen wohl zu pflücken
Ohne meiner Augen Licht,
Doch, daß Farben alle ſchmücken,
Ach, das ſeh' ich, ſeh' ich nicht;
Sehe nicht den goldnen Flimmer,
Der auf meinen Nelken liegt,
Nicht den ſilberklaren Schimmer,
Der ſich auf den Lilien wiegt.

Sehe nicht das Roth der Roſen
In der Morgenſonne glüh'n,
Nicht in ſammetgleichen Mooſen
Die Vergißmeinnicht erblüh'n,
Nicht des Epheus grüne Ranken,
Nicht der Veilchen lieblich Blau,
Nicht der ſchlanken Tulpen Wanken,
Nicht am Gras den Perlenthau.

Nur der Blüten milde Düfte
Freuen mich — das blinde Kind —
Wenn ſich durch die Dämmerlüfte
Leiſe ſchleicht ein lauer Wind;
Ach, dann ſuche ich zum Kranze
Viel der lieben mir heraus,
Binde von dem Blumenglanze
Manchen duftend, ſchönen Strauß.

Und die kleinen Sträußchen prangen
Dann ſo oft an ſchöner Bruſt,
Die von zartem Reiz umfangen
Sich erfreut der Liebeluſt.
Aber ach, in meinem Herzen
Blüht nicht Liebeluſt und Glück,
Meiner Bruſt entquellen Schmerzen,
Thränen nur dem todten Blick.

Und was meine Blumen ſangen,
Iſt nicht Morgenthau allein:
Denn noch aus den trüben Augen
Schließen ſie die Thränen ein,
Schließen feſt ſie, wie die Liebe
In dem Herz verſchloſſen liegt,
Und ſie werden da vom Triebe
Jeder Blume ſtill gewiegt.

Seht ihr nun auf grünen Blättchen
Zitternd ſolche Perle ſteh'n,
O ſo denkt: Das blinde Mädchen
Hätte gerne ſie geſeh'n!
Gern geſehen, wie auf Roſen
Eine Thräne ſilbern blinckt
Und im Küſſen und im Koſen
Bis zum Kelche niederſinkt.

Erklärung der Stahlſtiche.

1. Rubens und ſeine Söhne.

Gemalt von G. Schalcker.

Der Malerfürſt Rubens hat eben die Anlage zu einem Gemälde gemacht, welches er liebevoll betrachtet. Man ſieht hier, daß es der Vater iſt, der ſeine beiden Söhne — ſeine Lieblinge malt, denn jenes Gemälde, welches wir hier auf der Staffelei noch unvollendet ſehen, iſt das berühmte Bild der Liechtenſtein'ſchen Gallerie in Wien: „Die Söhne des Rubens.“ Der ältere Sohn iſt auf demſelben mit Hut und ſchwarzem Edelmannsmantel dargeſtellt, während der kleinere mit einem Vogel ſpielt, der, an eine Schnur gebunden, fortflattern will. Rubens' zweite Frau, die reizende Helena Forman, betrachtet ebenfalls mit zärtlichem Blicke das begonnene Gemälde, und bildet den Schluß dieſer anmuthigen Familiengruppe.

2. Der Engel der Auferſtehung.

Marmorfigur von Luigi Ferrari.

Die ſchönſte Zierde des Trieſter Friedhofes befindet ſich auf dem Grabe des Franz Taddeus Ritters von Reyer, eines um die Stadt Trieſt hochverdienten Mannes. Der Engel iſt über Lebensgröße und von dem berühmten Venetianer Bildhauer Luigi Ferrari in dem Augenblicke dargeſtellt, wo das Zeichen der Auferſtehung gegeben wird, und der Engel eben ſich emporſchwingen will, um den Poſaunenton aus der Höhe erſchallen zu laſſen, der die Todten in den Gräbern auferweckt.

Wir glauben unſern Leſern eine Freude zu bereiten, indem wir durch einen getreuen Stich dieſes berühmte Denkmal, welches den Beifall aller Kenner erworben, wiedergegeben verſuchten.

3. Das Theater des Herodes.

Nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Jeder neue Reisende, der weiter vorgedrungen ist, als seine Vorgänger, macht eine neue Landkarte nöthig; jedes Jahr, das uns neue Erscheinungen, Thatsachen, Schicksale gebracht hat, verlangt eine Erneuerung jener Bücher, welche die Karten unseres Culturlebens sind, welche dazu dienen sollen, zu veranschaulichen, wie sich im Augenblick die Richtungen und Strebungen der Geister zu einander gruppiren, wie weit die Gebiete der Wissenschaften sich ausdehnen, bis wohin die Grenzen hinausgerückt sind, zu denen die Pioniere des Gedankens vordrangen.

Die Welt des Geistes ist aber gewiß eben so mannichfach und ausgedehnt, wie die physische, und wie man diese nicht auf eine Karte verzeichnen kann, sondern einen ganzen „Atlas“ dazu braucht, so thut man auch wohl, diese Bücher atlasartig einzurichten — ein Gebiet nach dem andern in buntem Wechsel, wie z. B. die „Gegenwart“, jenes umfassende, in Leipzig erscheinende Werk, dessen hier bereits gedacht wurde, es thut. Von einem andern Gedanken ausgegangen ist ein jüngst veröffentlichtes Buch: es giebt einen Abriß unseres ganzen Culturzustandes in einem einzigen, sehr schön und ansprechend ausgestatteten Bande, verfaßt aber den Maßstab so, daß es nur diejenigen Hauptpunkte und hervortretenden Momente enthält, welche auch eine Frau wissen muß, um hinter der ganz gewöhnlichen Durchschnittsbildung nicht zurückzubleiben. Es heißt:

„Frauen-Brevier. Culturgeschichtliche Vorlesungen. Von Karl Biedermann (Leipzig 1856)“,

und besteht aus Vorlesungen, welche wirklich vor einem Zuhörerinnenkreise gehalten worden sind; mit großer Klarheit, mit guter Beherrschung des Stoffs, in gefälliger und gewandter Form geschrieben, verdient es alle Empfehlung bei Lesern, denen es um eine leichtfaßliche, rasch zuüberschauende Darstellung dessen zu thun ist, was die arme Menschheit verarbeitet und überwunden hat, seitdem sie diesen merkwürdigen Planeten zur Wohnung angewiesen erhielt — und dafür so enorm hohe Miethe zahlt!

Das Buch also ist an sich sehr empfehlenswerth, doch müssen wir eine Frage daran knüpfen: soll man denn Bücher für Frauen schreiben? Sicherlich Kochbücher für Hausfrauen, ärztliche Rathgeber für Mütter; was aber über diese Art der Literatur hinausliegt, das soll man nicht mit Rücksicht auf die Geschlechter trennen. Die Frau, welche das Bedürfniß geistiger Bildung fühlt, soll man nicht demüthigen, indem man glaubt, ihr den Bildungsstoff in homöopathischer Verdünnung darreichen zu müssen. Die Bildung hebt den Unterschied der Geschlechter auf, sie trägt darüber hinaus. „Ein Buch für Frauen“ — aber für welche Frauen? Stehen denn die Frauen insgesammt auf einem durchschnittlichen Standpunct, daß man für sie schreiben kann, wie man Erzählungen schreibt „für Kinder von 10 bis 14 Jahren?“ Die Bildungsstufe der Frauen ist gerade so verschieden, wie die der Männer; es wird freilich eine sehr große Anzahl von Frauen geben, welche z. B. aus diesem „Frauen-Brevier“ viel lernen können; aber es wird eine grade ebenso große Zahl Männer geben, welche daraus lernen können, denen wir es deshalb ebenso wohl und dringend empfehlen, und so ist es grade so gut ein Männer- wie ein Frauen-Brevier!

Ein stattlicher und glänzender Band bildet eines jener Bücher, gegen die man sich eigentlich strenge als Producte der Buchmacherei ohne allen organischen Zusammenhang und ohne innere Nothwendigkeit verwahren sollte, die man jedoch aus Gutmüthigkeit, weil sie eben an die Gutmüthigkeit appelliren, zu empfehlen pflegt. Es ist die zweite, durchaus umgearbeitete Auflage des

„Dresdener Album's, herausgegeben von Elfriede von Mühlenfels,

zum Besten der an Weichsel und Rhein durch Ueberschwemmung Verunglückten und der Liebgestiftung (Berlin 1856).“ Weßhalb nicht ganz zum Besten der Liebgestiftung? Bei grossem landkundigen Unglück wie jene Ueberschwemmung regt sich ja die öffentliche und Privat-Mildthätigkeit jedesmal auf's mächtigste und schießt Hunderttausende zusammen, so daß nach einigen Jahren angestrengten Fleißes oft von den Betroffenen Alles überwunden und keine Spur des Unheils mehr sichtbar ist. Für Zwecke, wie die Liebgestiftung, die Schillerstiftung aber laufen die Beiträge tropfenweise ein. Unsere Nation hat noch immer nicht das Symptom der Rohheit überwunden, daß sie Männer der Wissenschaft und Dichter Hungers sterben läßt. Wem das zu kraß ausgedrückt, zu übertrieben scheint, der lese in diesem „Dresdener Album“ die zwei letzten Briefe von Gottlob Regis an den „Rhetor“ Schramm in Berlin. Regis war ein profund gelehrter Mann, ein fruchtbarer Autor. Er lieferte eine Uebersetzung der ältern Edda, des Rabelais, Boccaccio, Machiavelli, Cid, eine Auswahl aus Swift's Werken u. s. w. Kurz vor seinem Ende, aus Breslau am 28. April 1854 schrieb er: „Ich selbst habe den verflossenen Winter als den fürchterlichsten zu nennen, den ich nach Gottes Rathe je erleben müssen. Denn außer dreiwöchentlicher Krankheit an Bluthusten — traf mich auch bald darauf das Unglück, durch einen einzigen Taschendiebgriff auf einmal Abends meine ganze Baarschaft, einige 50 Thaler, unwiderdringlich zu verlieren — Baarschaft, wovon ich gerade diesmal so sorgenlos, wie lange nicht, bis zum nächsten Termin hätte leben können, da ich eben kurz zuvor meine letzten werthvollen Bücher verkauft hatte. Nun denken Sie sich, wenn möglich, diese Weihnachten! Und dennoch war Gustel, noch Gottlob bei mir, mein einziger Trost. Es gab einen Abend, an dem ich mich schon ohne Eßgroschen um 7 Uhr auf's Bette gelegt hatte, um mich vollends sanft auszuhungern, weil auch meine einmalige tägliche Mahlzeit verreitet war — wenn nicht Gustel's Mutter hinter meinem Rücken bei fremden Leuten schnell 1 Thaler geborgt und mir gebracht hätte!“

Welche Fülle von Betrachtungen ließe sich an diese einfache Thatsache knüpfen, daß ein wirklich tüchtiger, durch namhafte Leistungen bekannter Mann, nach dem Verlust einer kleinen Summe ohne alle Hülfsmittel und im Begriff ist, zu verhungern, wenn ihm nicht fremde Leute mit einem Thaler beisprungen. Aber sie sind bereits angestellt, bereits hundertmal ausgesprochen (wir erinnern nur an H. Marggraff's eindringliche und treffliche Erörterungen des Gegenstandes in der Allgemeinen Zeitung) und sie haben doch nichts gefruchtet. Dinge, wie das wallend Herrmann's-Denkmal, haben in Deutschland mehr Anklang, Begeisterung, klingende Münze gefunden, als z. B. die schöne Idee der Schillerstiftung, deren Fonds „dem zweiten Tausend“ entgegen geht, wie in diesem Dresdener Album mitgetheilt wird. Das ist in unsern, mit Millionen um sich werfenden Tagen bitter wenig, und es würde so gut wie gar nichts zusammengekommen sein, wenn nicht eine edle Frau aus Hamburg 1000 Thaler, und das Hamburger Theater den Ertrag einer Festvorstellung mit 200 Thalern geschenkt hätten. Mir, unserestheils, erkennen an, daß es eine Literaturpunft nicht giebt; der Kunst der Poesie, der Literatur widmen sich Kräfte, welche den allerverschiedensten Ständen, Gesellschaftsschichten, Zünften angehören, aber so viel Esprit de corps möchten wir unter der „Literatur“ herrschend sehn, daß sie die Mildthätigkeit bei sich zu Hause begönne und, wenn sie Album herausgiebt, den Ertrag einem Zwecke widmete, der ihr zunächst liegen sollte!

Mit Beziehung auf das eben Gesagte können wir aus den zahlreichen, beinahe zahllosen Beiträgen zum Dresdener Album

Digitized by Google

nur ganz besonders den von J. Hammer geschriebenen Bericht über die Schillerstiftung hervorheben und an's Herz legen. Unter den andern Mitarbeitern dieses Buches glänzen die Namen von nicht weniger als drei gekrönten Häuptern: von König Ludwig von Bayern, König Maximilian von Bayern und König Johann von Sachsen. Des letztgenannten Beitrag, das Fragment aus einem dramatischen Gedichte „Pertinax", ist von großer dichterischer Schönheit, von ebenso krystallheller Formklarheit, wie Tiefe des Gedankens. Auch die Prinzessin Amalie von Sachsen hat ein dramatisches Fragment, in Versen, beigesteuert; dann kommen ungedruckte Reliquien von Goethe, Schiller, Kastner, dann eine unübersehbare Reihe von größeren oder kürzeren Beiträgen berühmter und bekannter Namen der Gegenwart, von Chrien und Epigrammen in nicht weniger als 20 fremden Sprachen, — Chinesisch, Sanskrit, Armenisch, Chaldäisch, Hebräisch, Baskisch, Lettisch, Persisch u. s. w. Auch von Ludwig Tieck bringt das Album Einiges, es sind jedoch Reliquien ohne große Bedeutung. Eine mehr in's Gewicht fallende Erinnerung an den großen Romantiker hat unlängst ein zweibändiges Buch von einem Autor gebracht, in welchem Tieck in seinen letzten Lebensjahren so etwas wie seinen Eckermann gefunden:

„Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. Von Rudolf Köpke (Leipzig 1855)."

Der Verfasser lernte Tieck im Jahre 1849 kennen, und kam in ein vertrautes, freundschaftliches Verhältniß zu ihm, in welchem Tieck mit Vorliebe, die Erinnerungen seines langen Lebens ausschüttete, die jener dann während der zwei letzten Lebensjahre des berühmten Dichters sich zur Pflicht machte, gewissenhaft niederzuschreiben. Mit diesen Notizen versehen, und unterstützt von den Freunden und Verehrern Tieck's, konnte der Autor es wagen, ein biographisches Denkmal zu errichten, welches um so dankbarer entgegen zu nehmen ist, als es sich um eine höchst schwierige Aufgabe handelte. Denn die mündlichen Mittheilungen Tieck's waren nur sehr skizzenhaft und fragmentarisch; er selbst hat nie etwas über sein Leben aufgezeichnet und alles weitere Material war höchst dürftig; es lebt Niemand mehr, der von Tieck's Jugend, seinem Bildungsgange und erstem Eintritt in die Literatur aus eigener Erfahrung Kunde hatte, und in den Denkwürdigkeiten anderer Schriftsteller erscheint er nur vorübergehend; nur Solger erwähnt seiner ausführlicher. Und doch ist die Aufgabe von Köpke so befriedigend wie irgend möglich gelöst; er hat ein reiches, buntes, bewegtes Gemälde des Lebensganges eines eben so fruchtbaren schöpferischen Geistes als denkwürdigen Charakters aufgerollt. Freundeshand hat freilich den Pinsel geführt, aber als kritische Darstellung der literarischen Wirksamkeit Tieck's, als Abwägung seiner Verdienste giebt sich ja dies Werk auch nicht, sondern eben als Biographie; und als solche ist sie um so wichtiger, weil sie nicht allein die erste, sondern wahrscheinlich auch die letzte bleiben wird. Wir wüßten nicht, wer durch seine Stellung zu Tieck oder durch Besitz ausreichenden Materials im Stande sein sollte, einen zweiten Versuch zu machen. Uebrigens hat die Muse Tieck's ja sehr eine typische Bedeutung, seine Stellung zur romantischen Schule war zu maßgebend, als daß die Darstellung seines Lebens nicht zugleich auch etwas von einer Darstellung des Aufgangs, Culminirens und Niedergangs dieses glänzenden, meteorhaften Phänomens hätte werden müssen: wobei denn freilich manche Leser dem Verfasser unsres Buches ein nicht hinreichendes kritisches Beherrschen dieses Stoffes vorwerfen.

Was Tieck's Charakter angeht, so lernen wir ihn hier von einer Seite kennen, welche am besten seine literarische Richtung motivirt und in seiner Romantik weit mehr innerlich Nothwendiges, mit seiner Natur Uebereinstimmendes nachweist, als die moderne Kritik ihr einräumt. Auch in einer ganz andern Epoche hätte die Tieck'sche Muse den Typus antireaker Unstetigkeit, ineonsequenter Phantastik annehmen müssen, die stets dem Goethe'schen „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben", eine viel zu weite Ausdehnung gegeben hat. Er war eine eigenthümlich phantastische Natur, in der eine leidenschaftliche Bewegtheit und Impressionabilität — es giebt kein deutsches Wort dafür — förmlich ihren Spuk trieb. Seine Phantasie verlor sich zuweilen bis zu Hallucinationen ganz eigenthümlicher Art. Köpke erzählt z. B. I. 235: „In welchem erregten, zu visionären Zustande er in dieser Zeit war, beweis ein sonderbares Ereignis, welches er erlebte. Voll Sehnsucht seine Braut (Amalie Alberti, die Schwiegerin des Capellmeisters Reichardt) wieder zu sehen, ging er ihr auf der Poststraße nach Hamburg, von wo sie kommen sollte, entgegen. In einer einsamen Waldschenke hinter Tegel, einige Meilen von Berlin, beschloß er, sie zu erwarten. Früher, als sie in ihre Vaterstadt zurückkehrte, hatte er ihr bis zu derselben Stelle das Geleit gegeben. Er kannte das Haus, seine Umgebungen, den Weg dahin genau. Ungeduldig, in der Ahnung nahen Glücks, singend und Verse hersagend, wie die Ueberschwänglichkeit des Augenblicks sie ihm eingab, eilte er vorwärts. Da erblickte er, früher als er erwartet hatte, die Schenke an dem Graben auf der rechten Seite des Weges. Er stutzte. Das Haus lag hinter Tegel und seiner Meinung nach hatte er diesen Ort noch nicht erreicht; irrte er nicht, so lag es links, nicht rechts am Wege, und doch sah er es deutlich vor sich! Er sah den Zaun, der es umgab, den wohlbekannten dicken Wirth in der Thür, die Hühner auf dem Hofe. Es konnte kein Irrthum sein; nur suchte er vergeblich einen Weg über den Graben, der ihn von dem Hause trennte. Er entschließt sich zum Sprunge, aber er springt zu kurz und fällt. Er blickt auf, sieht sich im Graben liegen und weit umher nichts als Feld; das Haus sammt Wirth und Hühnern war verschwunden. Es war eine Vision gewesen; seine Sehnsucht hatte die Wirklichkeit vorweg genommen. Bis zur Waldschenke selbst mußte er noch eine bedeutende Strecke Weges zurücklegen." — In Uebereinstimmung damit zeigte sich sein ganzes Leben hindurch eine dem gewöhnlich Verstandesmäßigen abgekehrte Richtung des Geistes. In plötzlich aufleuchtenden Geistesblitzen, in Ahnungen und Träumen sah er eine höhere und darum räthselhafte geistige Macht; auch einen eigenthümlichen Zahlen-Aberglauben besaß er; vor den Zahlen 7 und 9 hatte er eine dunkle Furcht, in deren humoristischen Ausmalung er sich gefiel. Kurz, er war eine durch und durch „romantische" Natur, zwischen der und dem Realismus es keine verbindenden Fäden gab — und Mensch und Schriftsteller gingen bei ihm in einander völlig auf, sein literarisches System war der wahrste Ausdruck seines Seins und Denkens. — Niemand trifft deshalb weniger gerecht der Vorwurf, daß er lediglich willkührlich oder von außen ihm, in der Zeit liegenden Momenten verleitet, einer Richtung sich hingegeben, eine Mode mitgemacht habe. — Mit seinem Enthusiasmus, mit seiner Fähigkeit, starke Eindrücke zu erhalten, mußte er dagegen freilich von Individuen und Erscheinungen einer ihm verwandten Richtung stark beeinflußt werden können; das ist ja auch z. B. durch Wackenroder in nicht geringem Maße geschehen.

Zu den schmeichelhaftesten Huldigungen, welche Tieck in seinem Leben geworden sind, gehört wohl König Ludwigs von Bayern Wort an ihn, als Tieck bei diesem 1825 eine Audienz hatte: „Eine große Ehre für mich, Ihren Namen zu haben! Heiße auch Ludwig. Große Ehre für mich, ebenso zu heißen, wie ein ordentlicher Dichter!"

Angehängt sind dem Buche Unterhaltungen mit Tieck, doch sind es keine Zwiegespräche, welche wir mitgetheilt erhalten, sondern einfache Aeußerungen und Urtheile des Dichters über sich, über einzelne Erscheinungen der Literatur, Theater, Politik, Religion. Eigenthümlich vor Allem ist Tieck's Urtheil über Schiller. Er findet den höchsten Ausdruck der Schiller'schen Poesie, in den Räubern, d. h. in der ersten Bearbeitung derselben. Seitdem, meint Tieck, sei Schiller vor sich selber erschrocken, habe seine innerste Natur gefürchtet und seine freie Entwicklung abgebrochen; das Unglück, daß er mit Goethe in Berührung gekommen, sei hinzugetreten, er habe von diesem vollends das Abschwächen, Ausgleichen, Moderiren angenommen; auch für Goethe sei diese Berührung ein Nachtheil geworden, er habe von Schiller ebenfalls etwas angenommen und darüber vom Eignen eingebüßt. —

Digitized by Google

Von Romanen haben wir heute anzukündigen:

„Einkehr und Umkehr. Roman von Julius Hammer. Zwei Theile (Leipzig 1856).“

Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch seine beschaulichen Dichtungen: „Schau' um dich und Schau' in dich“, welche bereits in fünfter Auflage vorliegen, hat ein ganz grölldetes Erzählertalent, das sich im Bewußtsein wohlwollendster und reinster Absicht unbefangen gehen läßt, es hascht nicht nach ungewöhnlichem Stoff und Effect, es sucht nicht durch außergewöhnliche Spannung und nicht durch pikante Ingredienzien zu wirken. Wir lernen den kleinen Haushalt zweier verschämten Armen in Dresden kennen — einer von ihrem Gatten verlassenen, edeldenkenden Mutter und ihrer erwachsenen Tochter. Der Sohn, an welchem die Mutter eine Stütze findet, ist ein wackerer, poesiebegabter Candidat der Theologie, der in einem kleinen Orte Sachsen's eine Schule hält; dort gewinnt er das Herz der liebenswürdigen Tochter eines biedern Gutsbesitzers; die herzensgute Schwester Franziska macht unterdeß die Eroberung eines reichen jungen Cavaliers; ein paar dalebrbe Frauenbilder tauchen daneben auf, aber der liebe Gott nimmt sie bald zu sich in seinen Himmel; der abhanden gekommene Gatte der braven Wittwe und Vater der beiden wohlgerathenen Kinder findet sich auch auf's Erfreulichste wieder ein, und Alles gestaltet sich so gut und glücklich, wie es sonst wackern Leuten nur herzlich zu gönnen ist. Auch wird das Laster verdienter Weise bestraft, in Gestalt eines Wucherers, Namens Krahmann, und seines ruchlosen Sohnes; jener kommt elendiglich in einem Fieberparoxysmus um und sein Sohn erhängt sich im Gefängniß. Das Ganze ist ein moralisches Lebensbild, das besonders für die reifere Jugend berechnet scheint.

Durch die liebenswürdige Gutmüthigkeit erinnert das Buch J. Hammer's an die Schriften Joseph Rank's; von demselben liegt uns der Roman:

„Die Freunde“

in zweiter Auflage vor. Wir möchten jedoch dabei ein Fragezeichen machen; man hat ja in neuerer Zeit schon öfter erlebt, daß der Begriff einer „zweiten Auflage“ eine Weite der Ausdehnung erhalten hat, der es Pflicht ist, sich zu widersetzen. Der Roman selbst ist wohl das Gelungenste von den Leistungen Rank's.

Unter den lyrischen Dichtern wird in neuerer Zeit der in niederdeutschem Dialect schreibende Klaus Groth viel genannt; sein

„Quickborn, eine Reihe Bilder aus dem Volksleben, in Ditmarscher Mundart, ist jüngst sehr gut von F. A. Hoffmann in's Hochdeutsche übertragen. (Braunschweig 1856.)“

Diese Gedichte sind in der That ebenso volksthümlich, charakteristisch, als wieder wahrhaft poetisch, und dies ist, was sie zu einer bedeutenden Erscheinung macht, um so mehr, als gar manche derselben einen sprudelnden Humor haben. Die gelungensten sind meist zu lang, als daß wir sie zur Probe auszuheben vermöchten; wir wählen statt dessen ein Fragment aus einem dieser frischen und kecken Naturbilder, die Beschreibung eines schmucken Milchmädchens:

Barfuß im Sand, vom Laufen heiß,
Die glatte Schürze kreideweiß,
Hoch aufgeschürzt den Leinwollrock,
Der Leib so schlank wie 'n Pietschenstock —
Unspannt man leichtlich, ohne Müh',
Von einer Hüft' zur andern sie —
Arm in die Seit', so etwas quer,
Als wenn's des Theetopf's Henkel wär',
Am weißen Hals die grüne Tracht:
Ein Dirnel, daß dir's Herze lacht!

Ein Strohhut mit dem breiten Rand,
Um's runde Kinn ein rothes Band,
Das braune Haar guckt dick und kraus,
Wie unterm Sonnenschirm heraus. —
Der Eimer klappt bei jedem Schritt,
Die Messingkette klirret mit,
Am Henkel hängt ein Mäschen rund,
Das rasselt wie ein Schlüsselbund.
Heut Abend ist sie früh zu Bein,
Ihr Schatz will auf der Koppel sein;
Er nimmt die Tracht und Eimer dann,
Sie spielt die Dam' und geht voran.

Er sitzt und schmaucht beim Wiesensteg,
Und guckt schon lange auf den Weg.
Sieh' an! da blitzt sie hinterm Knick*)
Und dreht herauf im Augenblick.
Sie trägt die Tracht so grad und nett,
Wie kein Major sein Epaulett,
Und wirft die braunen Arme schnell
Wie keine Heldet Stadtmamsell.
— „Ja, das ist gut, so hat's getroffen!“ —
Er hält schon Thür und Schlagbaum offen. u. s. w.

Es ist eigentlich außerordentlich schwer, in provinzieller Mundart zu dichten und außer durch Hebel, Kobell, vielleicht noch Stelzhammer ist kaum noch etwas von bleibender Bedeutung in dieser Gattung geleistet; es gehört nicht allein die poetische Ader, die jeder Musenjünger besitzen muß, dazu, nicht allein die fähigkeit, in der gewählten Mundart zu denken, sondern ein durchaus eigenthümlicher Charakter, der trotzdem, daß er sich der ganzen Bildung der Gegenwart bemächtigt hat, doch aus dem Wesen und Leben, aus dem innersten Sein des Volks nicht ausgeschieden ist, sondern noch festen Fußes mitten drin steht. Der Dialectdichter muß eine Verkörperung der Stammesbesonderheiten sein, wenn sie durch ihn einen treuen, ergreifenden Ausdruck finden sollen; er ist ja eben Dichter und kann sich deshalb nicht, wie andere Künstler ihren Stoffen gegenüber, objectiv darstellend verhalten; er muß selbst fühlen, selbst innerlich erleben, was er malen will. Daß Klaus Groth die seltene Erscheinung bietet, die geforderten Eigenschaften in sich zu vereinigen, erklärt hinreichend seinen großen Erfolg. In seinem Buche ist nicht bloß ditmarsche Mundart, es ist auch echtes, unverfälschtes ditmarsches Volksthum in ihm selber. Aber freilich nicht immer und ausschließlich. Manche seiner Gedichte tragen die Mundart wie einen fremden, ihnen nicht passenden, Rock, wie eine Bauernjacke, die ein an den Frack gewöhnter Herr sich zum Scherz angezogen hat; es sind sentimentale, lyrische Klänge, die sich deshalb auch in der Uebersetzung weit besser, als im Original machen.

Ein großes, nationales Unternehmen kündigt sich an in dem „Vaterlandsbuch, illustrirte geographische Bilder aus der Heimath. In Schilderungen aus Natur, Geschichte und Volksleben. Herausgegeben von Fr. Körner (Leipzig 1856).“

In 12 bis 15, mit mehr als 1000 in den Text gedruckten Abbildungen und Karten versehenen Bänden soll hier das ganze weite deutsche Vaterland, nach einzelnen Gebieten getheilt, geschildert werden. Die Abtheilung Oesterreich und Preußen, jede vier Bände umfassend, sind im Erscheinen begriffen. Das Ganze sieht sehr ansprechend aus, die Holzschnitte sind zumeist sauber gearbeitet, und der Text ist, was man nennt, „gut geschrieben“; da noch ein sehr niederer Preis hinzukommt, kann das Werk, besonders als ein Geschenk für die Jugend, nur empfohlen werden; für diese letztere eignet es sich auch durch den weniger rasonirenden und einfach beschreibenden, als panegyrischen Ton, in welchem es gehalten ist, und der zuweilen zu stark enthusiastisch aufgetragen wird. Dies ist und namentlich in der Beschreibung von Berlin aufgefallen, wo alles Licht und Glanz ist, was wir erblicken, und der Verfasser sich zu ausschließlich von allen Organen menschlicher Seelenthätigkeit an das der Bewunderung richtet.

„Das Buch der Schlachten. Von Karl Gustav von Berneck (Leipzig 1856)“,

führt die sicherlich glückliche Idee aus, diejenigen Tage der Vorzeit zu schildern, an welchen sich die Schicksale der Völker in großen Peripetien entschieden, an welchen die Weltgeschichte, die das

*) Wallheck.

Weltgericht iſt, zur richterlichen Execution ſchritt, für die alſo auch die bewegte Theilnahme, womit wir den Ereigniſſen der Vergangenheit folgen, ſich zur höchſten Spannung ſteigert. Der Verfaſſer hat die Schlachten von Marathon, Arbela, Cannä, Pharſalus, im Teutoburger Walde, die Hunnenſchlacht auf den Catalauniſchen Feldern, Antiocha, Pavia, Lützen, Hochſtädt, Pultawa, Leuthen, Marengo, Trafalgar, Auſterlitz, Jena, Leipzig, Waterloo zur detaillirten Darſtellung ausgewählt. Um ein paar Schlachten hätten wir dieſe Reihe jedoch vermehrt ſehen mögen — jede Art der Kriegführung im Großen, deren nähere Beſchaffenheit die Geſchichte kennt, hätte dann ihre Vertretung gehabt, und das Ganze hätte ſich dadurch organiſcher geſtaltet; — wir meinen eine eigentliche mittelaltrige Ritterſchlacht und eine der großen Türkenſchlachten des 17. Jahrhunderts. Als Ritterſchlacht würde ſich zumeiſt wohl die denkwürdige, an Helden, ſpannenden Zwiſchenfällen und Thaten unvergleichlicher Hingebung ſo reiche Schlacht bei Bouvines oder die bei Creey empfohlen haben; als Türkenſchlacht die bei Sanct Gotthard. — Der Verfaſſer unſres Buchs, als hochſtehender Officier und beliebter Erzähler (Bernd von Guſeck) zu dieſem Werke doppelt berufen, malt mit großer Klarheit und Anſchaulichkeit und mit jenem wiſſenſchaftlich gebüten, taktiſchen Blick, der aus den einander widerſprechenden oder verworrenen Ueberlieferungen der Quellenſchriftſteller und Augenzeugen das Richtige herauszufinden weiß; dabei aber wird er nirgends ermüdend oder unverſtändlich durch zu tiefes Eingehen in Dinge, die nur der ſpecifiſch-militäriſchen Bildung von Intereſſe ſein können. Mit meiſterhafter Anſchaulichkeit iſt z. B. die Schlacht bei Waterloo geſchildert. Andre Schlachten ſind uns freilich weniger deutlich geworden; wir möchten deshalb bringend empfehlen, eine zweite Auflage des Werks durch kleine in den Text gedruckte Holzſchnitte mit Situationsplänen zu bereichern, die ja nur ganz wenige Anhaltspuncte zu enthalten brauchten.

Bei der Beſchreibung der Hermannsſchlacht hat der Verfaſſer weislich ſich auf die Debatte über die Oertlichkeit nicht eingelaſſen; er nimmt den Schauplatz in der Nähe von Detmold an. Ueber dieſen Schauplatz iſt jedoch in jüngſter Zeit der Streit der Gelehrten aufs Neue entbrannt und höchſt wahrſcheinlich muß das Schlachtfeld weit näher dem Rheine, eine Strecke oberhalb Hamm an der Lippe geſucht werden. — Auch der Dichter des Büchleins:

„Herrmann der Deutſche. Ein Heldenlied (Bremen 1855)“

hält ſich an die gewöhnliche und übliche Deutung dieſer Frage und ruft dabei begeiſtert zur Vollendung des Herrmannsdenkmals an der bekannten Stelle im „Teutoburger Walde“ auf:

Vollendet zwar iſt das Gebäude, gemauert auf feſtſtem Grund,
Es bilden gigantiſche Pfeiler der Bogen gewaltigen Bund,
Doch mangelt noch immer die Krone des Ganzen, der zierende Held,
Der, hoch von Stürmen umbrauſet, dort rage ein Denkmal der Welt!

Vielleicht hat der Genius der Gerechtigkeit ſeine kleinen, ſchadenfrohen Dämonen, die das machen, was wir „die Ironie der Geſchichte“ nennen und die es auch geweſen ſind, welche das Herrmannsdenkmal nicht zu Stande kommen ließen — weil es nicht an ſeiner rechten Stelle errichtet wurde!

Wir nennen zum Schluß noch ein empfehlenswerthes, erzählendes Gedicht, das Adolf Böttger jüngſt veröffentlichte:

„Der Fall von Babylon (Leipzig 1855).“

Der Ueberſetzer Lord Byron's und Dichter der Pilgerfahrt der Blumengeiſter zeichnet ſich durch Glanz und Bilderreichthum der Sprache aus; er hat diesmal den Untergang Belſazar's und ſeines ſtolzen üppigen Reichs als Stoff gewählt, um ihn vor uns aufloben zu laſſen im bengaliſchen Feuer ſeiner Redepracht. In der Widmung an Liſt heißt es:

Dir, den die Kunſt mit hell'gem Kuße
Geweiht der Menſchenſtirne Licht,
Dir ſend' ich, Freund, mit Freundesgruße,
Muſſt des Wortes: mein Gedicht.

Im Bilde zeigt's das Gähren, Wallen,
Des Weltgeſchicks urew'gen Lauf:
Das alte Babylon muß fallen,
Ein neu Jeruſalem geht auf!

Dies Verſprechen hält das Gedicht jedoch nicht ganz. Es fehlt eben der beſtechenden Form an dichteriſcher Gedankentiefe. Namentlich iſt der Vertreter des „alten Babylon“ nicht glücklich gezeichnet. Die alten Babylonreiche, welche die Geſchichte fallen läßt, haben auch, einmal ihre Berechtigung gehabt, und gerade dadurch erreicht der Dichter eine tragiſche Wirkung, daß er dieſe Berechtigung, noch einmal groß, würdig und ſelbſtbewußt vor dem Sturze ſich erhebend, den Kampf mit dem neuen Princip, dem „neuen Jeruſalem“ aufnehmen läßt. Der Mittelpunct der hochgeſtiegenen aſſyriſchen Cultur war doch nicht bloß ein Tempel der Wolluſt und Ruchloſigkeit, und wenn er es war, ſo enthält ſeine Zerſtörung durch Cyrus kein poetiſches Intereſſe. Belſazar iſt für die Bibel ein erbärmlicher Schlemmer, das iſt wahr, aber für eine Dichtung taugt ein bloßer Elender als Mittelpunct nicht! —

Leipz. Buchdruckerei des öſterreichiſchen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kühler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Achtes Heft.

Auch Vierzigjährig!

Eine Skizze nach dem Leben.

Caroline.

„Wie ganz allerliebst steht sie heute aus, die kleine Gasthal in ihrem weißen Kleide, den Strohhut am Arme, dessen Schutz sie trotz der glühenden Nachmittagssonne verschmäht; sie weiß es gewiß, die kleine Coquette, daß die erhöhten Farben ihr am besten stehen, und gönnt uns daher den vollen Anblick ihres stets freundlich lächelnden Köpfchens. Wahrlich, Landsberg, du solltest sie heirathen; geht doch nichts in der Welt über den Besitz einer hübschen, liebenswürdigen Frau!“ So sprach Gustav von Schlingen zu seinem Freunde Emil von Landsberg, beide Officiere in demselben Regimente, und zum Besuch auf Schloß Warthen, dessem Portal sie sich eben näherten, von einem Spaziergange nach dem Diner durch den schattigen Park zurückkehrend.

„Dein Vorschlag ist nicht so übel,“ erwiederte der also Angeredete, „und auch ich habe bereits daran gedacht. Sie ist wohl der Mühe werth, die Sache noch einmal zu überlegen. Hat sie auch wenig Vermögen, so ist sie doch von guter, alter Familie, und wenn Onkel Alfred mich, wie er versprach, zum Erben einsetzt, so läßt sich mit 10,000 Thalern Revenue zur Noth eine anständige Wirthschaft führen.“

Und in der That, sie war allerliebst mit 19 Jahren die liebenswürdige Caroline, über deren Zukunft die augenblickliche Grille eines gerade unbeschäftigten Lieutenants so eben zu entscheiden im Begriffe steht. Reiches, hellbraunes Haar umspielt in üppigen Locken ein rundes, liebliches Köpfchen, aus dessen Augen Leben sprüht, während das Grübchen in den sanft gerötheten Wangen den ganzen neckischen Uebermuth eines von Jugend und Gesundheit leicht beschwingten Geistes verkünden und verrathen! Vollkommen in Harmonie mit dem lieblichen Kopfe ist die feine, elegante Gestalt, deren runde Schultern einen schlanken, biegsamen Hals gleichsam spielend zu tragen scheinen. Hand und Fuß sind amtadelhaft und die ganze Erscheinung so kindlich-mädchenhaft, wie sie bei so jungen Jahren wohl stets sein sollte, in so anmuthiger Harmonie und Zusammenstellung aber selten gefunden wird.

Sie hatte so eben eine einfache, ländliche Balltoilette beendet und eilt jetzt flüchtigen Fußes in den Garten, um noch schnell ein paar Rosen nach eigener Wahl zu pflücken, die sie in das schöne Haar zu stecken gedenkt.

Die beiden Herren erboten sich sofort als dienstfertige Gärtnergehülfen und unter Scherzen und Lachen wurde das schwierige Geschäft, ein paar Rosen ohne Dornen zu finden, in doppelt so viel Zeit vollbracht, als eine geübtere Hand zu demselben gebraucht haben würde.

„Und nun an's Werk,“ sagte Landsberg zu sich selbst, nachdem er auf sein Zimmer zurückgekehrt und auch an seine Toilette die letzte Hand für das bevorstehende Fest gelegt hatte; „sie ist wirklich ganz nach meinem Geschmack, ich werde der Mama gleich heute Abend den Hof machen, des ehrlichen Sprüchworts eingedenk: wer die Tochter freien will, muß es mit der Mutter halten. Uebrigens ist diese auch nicht so übel und sollte mich's gar nicht Wunder nehmen, wenn unser alter General der ausgehenden Vierzigerin zu tief in die noch schönen Augen gegucft hätte.“

Mit diesen Worten begab sich Emil in den Tanzsaal, wo bereits Alles voll Leben und Bewegung war, und widmete sich den Abend über, seinem Vorsatze getreu, bald der noch immer gut aussehenden Mutter, bald der rosigen Tochter, die völlig unbefangen und heiter seine Aufmerksamkeiten freundlich entgegennahm.

Emil von Landsberg war der einzige Sohn eines begüterten Landedelmannes. Im Hause und unter den Augen einer liebenden aber schwachen Mutter erzogen — sein Vater starb früh — war es dem jungen Baron nie eingefallen, sich irgend einer anstrengenden Arbeit des Geistes oder des Körpers zu unterziehen. Nur was ohne Mühe zu erreichen war, danach streckte sich die verwöhnte Hand, in deren Bereich bereits Alles gelegen, was minder vom Glück begünstigten Erdenkindern stets versagt, oder selten gewährt worden. Die Lehrer, die man ihm gab, konnten mit ihrem Zögling zufrieden sein, denn ein strenger Befehl, mit ihren Anforderungen ja nie das Maß der Kräfte des geliebten einzigen Kindes zu überschreiten, sicherte den Schüler sowohl, wie den Lehrer gegen jedes Nicht-Genügen im Reich der Kenntnisse und Wissenschaften, die nun einmal zur nothdürftigen Ausbildung eines Cavaliers unumgänglich gehören. Da übrigens seine Fähigkeiten nicht ganz unbedeutend waren, so wurde es keinem Theile schwer, ihn mit noch nicht 18 Jahren zu einem, dazumal sehr leichten Officiersexamen vollkommen ausgerüstet in die nahegelegene Residenz zu schicken. Und somit waren Emil's Bildungs- und Erziehungs-

Digitized by Google

jahre durchaus beschlossen, ihn mit der toga virilis bekleidend, ehe er noch geistig die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Hoch aufgeschossen, schlank und blond, ward er bald der gesuchteste Jünger in den Salons der Hauptstadt, so viel die ihm eigenthümliche Nonchalance es gestattete, das Augenmerk aller Mütter heirathsfähiger Töchter, und das Idol der eigenen, auf deren stillen Witwensitz sein Erscheinen stets den hellsten Festtagsglanz verbreitete. Nur kurz jedoch sollte die früher schon kränkelnde Frau sich der blühenden Jugend des geliebten Kindes erfreuen. Schon im kaum vollendeten 22. Jahre ward Emil unumschränkter Besitzer eines bedeutenden Vermögens, dessen Vermehrung durch die Erbschaft eines im Junggesellenstande verbliebenen alten Onkels in nicht allzu weiter Entfernung stand. Und nun bei 25 Jahren denkt er daran, sich zu verheirathen, wenn es eben ohne zu große Anstrengung von seiner Seite geschehen könnte.

Sein Herz — ja mit dem Befragen eines so unbequemen und nutzlosen Dinges hatte sich Landsberg nie abgegeben; zufrieden, wenn er die größtmöglichste Summe angenehmer Empfindungen durch das, was er that und dachte, bei sich hervorzubringen im Stande war, galt für ihn der Satz: „ein guter Magen sei besser und zuträglicher, als ein gutes Herz", in seiner vollen, in seinen Augen unumstößlichen Bedeutung. — So war der Mann beschaffen, der sich berufen fühlte, die holden Träume einer jugendlich-romantischen Mädchenphantasie mit einem Schlage erbarmungslos zu zerstören, und der für die zertrümmerten Luftschlösser eines liebebedürftigen Herzens und eines nach Gemeinsamkeit im Wollen und Handeln sich sehnenden, zu allem Schönen und Großen leicht angeregten Geistes, ihr nichts zu bieten vermochte, als den Luxus und Comfort einer durchaus müßigen Existenz.

Frau von Gabthal, Carolinens Mutter, war nur zu gern bereit, den Absichten Landberg's allen möglichen Vorschub zu leisten; war sie doch selber willens, in einer neuen Ehe das Glück zu suchen, welches sie in ihrer ersten nicht gefunden hatte, und daher eilig die Tochter fortzugeben, um desto freier über sich selbst verfügen zu können.

Emil war bald ein steter Begleiter der beiden Damen, und ein willkommener, fast täglicher Gast auf Schloß Warthen, das nicht ganz eine Stunde von der kleinen Stadt, wo er zeitweilig in Garnison lag, entfernt war. In der Nachbarschaft galten sie längst stillschweigend als Verlobte, und Caroline gewöhnte sich unwillkührlich an den Gedanken, daß es so sein müsse. Sie gab daher mit holdem Erröthen, und ohne weiter darüber nachzudenken, ihr Jawort, als Landsberg bei der ersten Schlittenpartie, die in diesem Winter Stadt und Umgebung vereinigte, sie bat, ihm das Amt des Ritters und Führers, das er an diesem Tage übernommen, auch auf ihrem zukünftigen Lebenswege anzuvertrauen und zu überlassen. — Wenige Monate später war die Hochzeit des jungen Paares, dem von einem glänzenden Kreise von Freunden und Bekannten ein unbedingtes und sorgenfreies Glück prophetisch versprochen wurde.

Nicht so Gustav von Schlingen. Er hatte in diesen wenigen Monaten Carolinen näher kennen gelernt. Sein weiterfahrenes Auge sah bereits am Horizont dieses noch fleckenlosen Ehehimmels den Nebel aufsteigen, der, zu Wolken sich gestaltend, als verheerendes Unwetter die grüne Saat des sogenannten Glückes zerstören konnte; er wußte es im Voraus, daß dem lebhaften Geiste der jungen Frau in der Apathie des verwöhnten Gatten ein ewiges Hemmniß für jeden Aufschwung ihrer edlen Natur erwachsen müsse, und daß dem warmen Pulsschlag ihres jungen Herzens nur zu bald eine eiskalte Brust entgegen treten würde.

„Sie ist die erste nicht!" sagte er zu sich selbst, „und wird sich trösten müssen, wie so viele Andere!"

Dennoch fand er auf dem Grunde seines noch nicht ganz zu Asche gebrannten Männerherzens einen Grad von Mitleid für das arme, liebenswürdige Mädchen, das so sorg- und gedankenlos über ein langes Erbendasein verfügte und ebfurchtsvoll die Hand der Neuvermählten küssend, reiste er noch an demselben Abend nach der neuen Garnison ab, die ihm so eben angewiesen worden.

Gustav.

Gustav von Schlingen war, als wir ihn kennen lernten, 28 Jahre alt. Er hatte sich früh erst zur militärischen Laufbahn entschlossen, nachdem er vorher als Attaché bei Gesandtschaften, fremde Höfe, Land und Leute kennen gelernt und besonders mit den Gebräuchen und Sitten des Südens, wo er mehre aufeinanderfolgende Jahre verblieb, vertraut geworden war. Sehr reich und völlig unabhängig, trank er in vollen Zügen aus dem Taumelkelche des Genusses und der Lust, der ihm, dem geistvollen und liebenswürdigen Manne in jeder Gestalt zu Gebote stehen mußte. Edel und fein gebildet, hatte er sich dennoch durch ein reges und aufrichtiges Streben für die Kunst den Sinn für alles Erhabene und Schöne zu erhalten gewußt, und nur so viel verbraucht von einem ursprünglich warmen und guten Herzen, daß der Rest ihn zu dem Anspruche an ein solches noch genügend berechtigten konnte. Seine Gestalt, mittelgroß aber elegant und biegsam, verlieh ihm Geschick zu allen körperlichen Uebungen, die den Ritter und Cavalier vorzugsweise schmücken und bekunden. Die von der Gluth hispanischer Sonne sehr gebräunten, beweglichen Gesichtszüge wurden durch den Glanz zweier schwarzen, fast stechenden Augen gehoben und verschönert. Die ganze Persönlichkeit stempelte von vorn herein den Träger derselben zu einem Lieblinge des schönen Geschlechtes, dessen Gunst unter allen Himmelsstrichen ihm erworben schien, und nicht ohne Grund durfte Gustav sich zuweilen lächelnd und leise eingestehen: „die Frauen machen es und so leicht!"

Ja wohl, machen sie es den Männern leicht, die armen Frauen! Ist doch die Liebe ihre schönste Tugend. Um dieser Liebe willen erscheint ihnen ein Fehltritt selbst im Glanz des Ruhmes, und aus ihr allein schöpfen sie den Muth, der späteren Reue siegreich entgegen zu treten, dem Fanatismus vergleichbar, der den Dolch in die Hand auch des frömmsten Klosterbruders drückt. Und jene Liebe, welche die Frau zu jedem Opfer fähig macht, weil sie in ihr für Alles eine Entschuldigung findet, lebt bei dem Manne meist nur in der Wallung seines Blutes. Flüchtig und vergänglich wie diese!

Daß die Frau sich darüber und immer wieder täuschen kann, begründet eben ihr Unglück und nur zu häufig ihre Schuld.

Als Gustav seinen jüngeren Freund auf die Vorzüge der kleinen Gasthal aufmerksam machte, empfand er selbst großes Wohlgefallen an dem anmuthigen und liebenswür-

Digitized by Google

digen, jungen Mädchen, war aber gerade nicht in der Stimmung, ſich demſelben weiter hinzugeben. Er ſah alſo ohne Neid das Glück ſeines Cameraden und nahm keine tiefere Erinnerung an die liebliche Erſcheinung in ſeine weitentlegene Garniſonsſtadt mit.

Jahre vergingen; Guſtav ſah Caroline nicht wieder. Briefe, meiſt den Dienſt betreffend, die er in ferneren Zwiſchenräumen von Emil erhielt, belehrten ihn gar bald, obwohl ſie keine eigentlichen Klagen enthielten, daß ſeine Vorahnungen in Erfüllung gegangen waren, und wie wenig befriedigend das eheliche Verhältniß beider Gatten ſei.

„Du glaubſt nicht, wie vielen Weitläufigkeiten und Unbequemlichkeiten man mit dem Beſitz einer Frau ausgeſetzt iſt,“ lautete ein Satz dieſer ſeltenen Epiſtel; „alles verſtehen ſie anders, als wir es verſtanden ſehen möchten. Ernſt und ſchwer nehmen ſie Dinge, die uns unbedeutend, ja lächerlich erſcheinen, und da, wo wir uns Sorgen machen, hüpfen ſie gleichgültig und gedankenlos darüber hinweg. Wie ſehr beneide ich zuweilen deine Unabhängigkeit, lieber Guſtav, und gebe dir den guten Rath, dieſelbe ſo lange als möglich zu bewahren. Sagt uns ja ſchon die Bibel: Heirathen ſei gut, aber ledig bleiben noch beſſer. Ich bin in dieſem Punkte vollkommen ihrer Meinung!“

Carolinens Briefe an eine Jugendgeſpielin waren eben nicht tröſtlicher. Wir entnehmen folgende Stellen einem derjenigen, die ſie nach den erſten Jahren ihrer Ehe geſchrieben:

„Was iſt die Ehe doch für ein wunderliches Verhältniß, liebe Emma, und wie wenig verſtehen wir, alberne Mädchen eigentlich, was wir thun, wenn wir dem Erſten, der uns von Liebe ſpricht, ohne einen andern Grund, als eben dieſen, ſofort ein unumſchränktes Recht auf unſer ganzes Daſein einräumen und geſtatten. Wie leicht ſind die Feſſeln, die uns das Leben im Kreiſe der eigenen Familie auferlegt, im Vergleich zu denen, die durch Prieſterſpruch bekräftigt werden; leicht auch ſchon deshalb, weil jene Abhängigkeit ja nur eine kurze Stunde währt, während dieſe eine ewige Dauer in Anſpruch nimmt. Weißt du, daß mir zuweilen bei dem Gedanken an die Unauflöslichkeit ſolcher drückenden Bande ein kalter Schauer Stirn und Nacken überläuft? Indeß fürchte nichts für mich; es wird mir gewiß gelingen, mich immer mehr und mehr dem Geſchmack, den Wünſchen meines Herren und Gebieters anzupaſſen, und mit Gottes Hülfe werde ich's wohl nach und nach vergeſſen, daß nur im Verein mit einem gleichgeſtimmten Weſen das Glück einer Frauenexiſtenz zu finden ſei. Denn ſo viel iſt gewiß, es giebt eben keinen Erſatz für den Mangel, dem ſie in einem ungenügenden ehelichen Verhältniſſe ſtets unterworfen bleiben muß.“

Zehn Jahre waren vergangen, als endlich Guſtav mit dem Charakter eines Hauptmanns in die Reſidenz verſetzt wurde, woſelbſt der mehr als er begünſtigte Landsberg ſchon länger ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte. Ein Zufall brachte ihn ſogleich in Carolinens Nähe.

Die höhere Geſellſchaft war ſo eben mit Herſtellung eines Liebhaber-Theaters beſchäftigt, das zum Beſten der Nothleidenden vor Hof und Stadt eine Aufführung kleiner franzöſiſcher Stücke zu geben beabſichtigte. Alle Rollen waren bereits beſetzt, der Tag der Vorſtellung bereits beſtimmt, als plötzlich einer der Mitſpieler erkrankte, und das ganze Unternehmen zu ſcheitern drohte. Waren doch nur noch acht kurze Tage bis zum Augenblicke der Feſtvorſtellung, die nicht verſchoben werden konnte, da ſie zu gleicher Zeit den Geburtstag der Landesmutter zu verherrlichen beſtimmt war. Guſtav's Ankunft entriß die improviſirten Schauſpieler jeder Verlegenheit, ſein Talent in jenem Fache war ein längſt anerkanntes, und da mehre ſeiner früheren Collegen vom diplomatiſchen Corps bei dieſer Vorſtellung betheiligt waren, ſo wurde er ſofort in ihren Kreis gezogen, und gleich den Abend nach ſeiner Ankunft Caroline, als der ihr zum Erſatz des Erkrankten, beſtimmte Gatte vorgeſtellt. Es ſollte nämlich das hübſche Luſtſpiel: „Une position délicate“, von M. M. Léonce und de Bernard, in Scene geſetzt werden, und Caroline hatte auf allgemeines Bitten die Rolle der Amélie gern übernommen. Freudig begrüßte ſie in Guſtav einen Bekannten aus ihrer Jugendzeit, und auch er freute ſich des Wiederſehens mit der in ihrer vollen Blüthe ſtehenden Frau; gab es doch für Beide tauſend Beziehungen und Erinnerungen aus einer ſehr angenehmen Epoche ihres Lebens, die für Caroline die Zeit der harmloſen, fröhlichen Mädchenjahre, und für Schlingen die beſeligende Ruhe eines Landaufenthaltes in paradieſiſcher Gegend nach ſtürmiſch durchlebten Tagen auf's neue heraufbeſchworen.

Das ſüße, wohlthuende Gefühl, mit welchem Worte wie dieſe: „weißt du wohl noch? — erinnerſt du dich?“ von zwei Menſchen, die längere Zeit an dem Orte, in gleichen Verhältniſſen gelebt, ausgeſprochen werden, begreift nur der vollkommen, der ſich trotz dem Verlauf der Jahre in männlicher Bruſt ein jugendliches Herz zu erhalten gewußt, am tiefſten freilich empfindet ſie die arme Frau, die die ſchönen Illuſionen ihrer Kindheit mit jener entſchwundenen Zeit jetzt unwiderruflich begraben ſieht. Guſtav erſchien Carolinen wie ein Bote dieſer ſchönen, längſt vergangenen Tage, für welche ihr weder in dem geräuſchvollen Treiben der Reſidenz, noch in dem Hauſe des ſich ihr immer mehr entfremdenden Gatten ein Erſatz geworden war.

Die Proben brachten ſie täglich zuſammen, und die Rollen, die beide mit bewunderungswürdiger Wahrheit wiedergaben, bald einander näher, als eine längere Bekanntſchaft es zu thun vermocht hätte. — Wie gern und willig träumte ſich Caroline in die Lage der glücklichen, von Rückſicht und zarter Sorgfalt umgebenen jungen Frau, deren Spießgelbild ſie darſtellen mußte! mit welcher Tiefe der Empfindung erzählte ſie dem ängſtlich aufhorchenden Gatten den kurzen, unſchuldigen Roman ihres Mädchenlebens, der mit den Worten ſchließt: „Und jetzt, wo du Alles weißt, fürchte ich deine Zärtlichkeit durch das eben Gehörte ſchwinden zu ſehen!“

In dieſen letzten Satz legte ſie die volle, unausſprechliche Angſt eines liebenden Frauenherzens, das zu verlieren befürchtet, was es zu kurz beſeſſen.

Als der Vorhang gefallen war, und als ſie mit Beifall überſchüttet von der Bühne hinabgeſtiegen, da ſchien ihr ein ſchöner, ſeliger Traum für immer zerronnen, und ſie konnte eine geraume Zeit ſich nicht zurecht finden in die kalte, farbloſe Wirklichkeit ihrer eigentlichen Exiſtenz.

Seit jenem Abend, wo Guſtav für ſie das Ideal eines auf jedem Schritte des Lebens mit Liebe und freundlicher Schonung ihres Weſens ſie begleitenden Gatten verkörperte, hatte er aufgehört, ihr gleichgültig zu ſein!

Digitized by Google

Guſtav und Caroline.

Und Guſtav?

Er gewahrte wohl den Zauber, den ſein Erſcheinen zur gelegenen Zeit, und die Rolle, die er, von der Wahrheit ihres Weſens hingeriſſen, mit vieler Innigkeit und Wärme und ſie unterſtützend geſpielt hatte, um Kopf und Herz der armen Caroline geſchlungen; und er blies auf die Aſche in ſeinem Innern, der er noch glühende Funken genug zu entlocken ſich getraute. War doch die in voller Blüthe ſtehende Frau mehr als je ſeiner Huldigungen werth. Sein beobachtendes Auge zeigte ihm, daß ihre Geſtalt voller geworden, dennoch das Gepräge der Jugend ſich erhalten hatte; daß ihr Weſen, obwohl etwas ernſter als ſonſt, noch immer den liebenswürdigen, leicht beweglichen, faſt kindlich zu nennenden Geiſt zeigte, der früher ſchon die Jungfrau ſchmückte, und daß nur ein, von Zeit zu Zeit wiederkehrendes, erzwungenes Lachen, das ihr nicht eigenthümlich war, zu bekunden ſchien, wie viel Thränen es zu verſtecken galt.

„Das ſoll ſich bald ändern," dachte Guſtav, „ſie ſoll nicht mehr weinen!" und begann nun jenes Spiel mit Empfindungen, die er, ſich vielleicht ſelbſt täuſchend, von echtem Gehalte wähnte, während ſie doch nur ein Wiederſchein, die Reproduction der Gefühle unſerer armen Caroline waren, die, wie alle Frauen in ähnlichen Fällen, in dem geliebten Freunde alles das zu ſehen glaubte, was ſie ſelbſt ſo tief und wahr empfand. Wurde ihr doch in ſeinem Umgange die einzige Nahrung geboten, die ihrem, ſeit zehn Jahren darbenden Herzen und ihrem nach Theilnahme und Verſtändniß unabläſſig ſich ſehnenden Geiſte ſo durchaus nothwendig ſchien. Fand ſie doch in ſeiner, durch den Ernſt des Lebens geſtählten Bruſt ein williges Echo für jede Freude, die ihr lächelte, für jedes Leid, das ihr die unfreundliche, faſt rohe Art und Weiſe des Gatten, der längſt keine Geduld mehr mit den edleren Empfindungen ihrer Seele und deren Bedürfniſſen und Aeußerungen hatte, täglich, ja ſtündlich zufügen mußte.

Wer kennt ſie nicht, dieſe Nadelſtiche, die, wenn ſie wieder und immer wieder den zur Wunde gewordenen Fleck berühren, ungleich verderblicher wirken, als ein mit ſtarker Hand geführter Schlag, der niederwirft, aber die edelſten und empfindlichſten Theile unverſehrt läßt. Und ſo ſteht es wohl als unläugbare Wahrheit leider feſt, daß nur in den ſeltenſten Fällen ein Zuſammenklingen, ein Ineinanderpaſſen der verſchiedenen Geſchlechter denkbar und zu erreichen ſei, und daß nur da annähernd eine Möglichkeit vorhanden iſt, wo wenigſtens nach einer Seite hin Gemeinſamkeit des Geſchmacks, Uebereinſtimmung der Wünſche und Meinungen anzutreffen ſind. Wo aber von alledem gar nichts vorhanden, wo im Gegentheil ganz verſchiedene, geiſtige Bedürfniſſe herrſchen, und ſelbſt für die körperlichen, in Bezug auf Temperament und Empfindungsvermögen, andere Bedingungen ſich geltend machen, und wo endlich keine Kinder die Kluft zwiſchen beiden Theilen einigermaßen ausfüllen, da wahrlich erſcheint die Ehe als ein Unding, eine Zwangsanſtalt, die mit ehernen Banden Ungleichartiges zu ewigen Reibungen und unſäglichen Qualen, für ein langes, irdiſches Daſein aneinanderkettet, als eine Galeerenſtrafe!

Bei einer Verbindung aus dem Volke findet durch die Gemeinſamkeit der Sorge für das tägliche Brod eine tägliche und gewiß ſehr wirkſame Ausgleichung und Verſöhnung ſtatt, indeß das müßige Leben der im Wohlſtande erzogenen Frau aus der großen Welt ihr zu viel Zeit zum Grübeln, Nachdenken, Mißwünſchen offen laſſend, den Riß zwiſchen beiden in keiner Beziehung zu einander paſſenden Gatten mit jedem Jahre vergrößert.

Dieſelben Kreiſe, ſo wie die ähnlichen Verhältniſſe der Männer führten Caroline und Guſtav ganz natürlich faſt täglich zuſammen, ſo daß dieſer ohne Mühe tiefe Blicke in das Zuſammenleben der Gatten zu thun vermochte.

„Werfen Sie auf mich, was Sie bedümmert und peinigt, ich werde Ihnen tragen helfen, theure Caroline," bat Guſtav mit ſanfter Stimme, Carolinens Hand an ſeine Lippen drückend, die nach einem heftigen Auftritt mit Landsberg, der ſie mit Vorwürfen überſchüttet hatte, weil ſie zu wiederholtem Male den Abend bei einer ſehr geliebten Freundin dem ſpäteren Diner beim engliſchen Geſandten vorgezogen, blaß und angegriffen vor ihm ſaß.

Mit fieberhafter Haſt ergriff ſie die dargebotene Freundeshand, und rief, ſie krampfhaft drückend: „Ja, ja! ich muß, ich muß! Ich fühle, daß ich ohne Stütze, ohne Beiſtand untergehe in dem ewigen Kampfe, der jeder Erfüllung meiner Wünſche, Neigungen und Bedürfniſſe vom Geringſten bis zu dem Bedeutendſten täglich und ſtündlich vorangeſchickt werden muß. Dazu die entſetzliche innere Einſamkeit, in der ich immer wieder aus der eigenen Bruſt Troſt und jeden Funken der Erhebung ſchöpfen ſoll, um meinen Geiſt nicht völlig der Muthloſigkeit anheim zu geben. Glauben Sie mir, mein Freund, es iſt etwas Entſetzliches um eine verfehlte Frauenexiſtenz."

„Sie iſt nicht verfehlt, ſo lange ſie Glück geben kann. Das meinige liegt von jetzt an in Ihrer Hand, und ich fühle mit Siegesgewißheit, daß auch ich im Stande bin, durch ein Herz voll treuer Anhänglichkeit ein Gewicht in die Schaale zu werfen, die für Sie, geliebte Caroline, Troſt und Freude enthalten ſoll!"

Ein dankbarer Blick ſagte Schlingen mehr, als die beredteſte Zunge es vermocht hätte — und Caroline hatte bald kein Geheimniß mehr vor ihm, wohl fühlend, daß mit jedem Tage ein Band zwiſchen ihnen geknüpft worden, mit deſſen Fäden ihr ganzes inneres Leben von nun an zuſammenhing, und mit deſſen Zerreiſſen dasſelbe durchaus gefährdet, ja vernichtet ſein würde.

Und doch ſollte es nicht ſo bleiben!

Wenige Monate nach jener ſo eben erwähnten Scene — drei Jahre waren ſeit Guſtav's Ankunft in der Reſidenz überhaupt vergangen — erhielt dieſer die Nachricht, daß ein entfernter jüngerer Vetter ſich in einem Anfalle von Hypochondrie den Tod mit eigener Hand gegeben. Mit ſeinem Ableben ging der Theil der Familienbeſitzungen jener Linie auf die Nebenlinie über, deren älteſter Sproß eben von Schlingen war. Guſtav ſah ſich daher genöthigt, den Dienſt aufzugeben und das Land, dem er bisher angehört, verlaſſend, ſeinen Wohnſitz in weiter Ferne von ſeiner Freundin aufzuſchlagen. Da die Geſchäfte ſehr verwickelt und die Uebertragung der Beſitztitel und Rechte außerordentlich weitläufig zu werden ſchienen, ſo war ein Wiederſehen vor der Hand nicht wahrſcheinlich, ein längerer Abſchied mußte genommen werden. — Deutlich empfand Caroline den Riß in ihrem Herzen, wenn ſie des Lebewohls gedachte, das ſie ſo

Digitized by Google

bald aussprechen sollte und das schon heute ihrem besorgten Gemüthe als ein ewiges, unwiederbringliches vorschwebte. — Landsberg bestand darauf, den scheidenden Cameraden ein Stück Weges zu begleiten, und Caroline bestieg mit ihm das Dampfschiff, das den geliebten Freund in ferne Gegenden, in fremde Verhältnisse zu tragen bestimmt war.

Da waren sie nun beisammen zum letztenmale, auf engem Raume, nur eine kurze Stunde noch, und dann — vielleicht nie wieder! — Carolinens Gedanken umflorten sich, ihr Herz stand still, und nicht mehr Herr ihrer Empfindungen, verließ sie das Verdeck, um in der Damenkabine einige Augenblicke ihren Thränen unbemerkt freien Lauf zu lassen. Wir würden Gustav sehr Unrecht thun, wenn wir nicht zugeben wollten, daß auch ihn die Trennung von der anmuthigen Frau, deren Umgang ihm durch drei Jahre zum Bedürfniß geworden, auf's tiefste ergriff und schmerzte; dennoch war er weit entfernt, die bellemmende Angst, das unaussprechliche Gefühl von Verlassenheit zu empfinden, welches Caroline erfüllte und ihre Züge verstörte, als er, sie aufsuchend, um einen letzten Abschied zu nehmen, jetzt zu ihr trat.

Vergebens rang sie um Fassung, und als er, von gleicher Bewegung ergriffen, lautlos die Arme ihr entgegenstreckte, da lag sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, an seiner Brust, und ein heißer Kuß schien, alles Leben verlöschend und doch wieder entzündend, ihre Seele in die seine auszuhauchen.

Das Signal erschallte. „Leben Sie wohl!“ und nochmals „Lebe wohl!“ war Alles, was Beide wie mit einem Munde wieder und immer wieder auszurufen vermochten. Er eilte die Treppe hinauf, der Kahn wartete bereits, ein Sprung, ein Ruderschlag, und entschwunden war der Freund, der für Caroline jedes Glück des Daseins mit sich nahm.

Landsberg, der das Verdeck nicht verlassen, sah sich erst nach seiner Frau um, als auch sie eine halbe Stunde später das Schiff verlassen mußten; er spottete ihrer Empfindsamkeit, als er sie mit verweinten Augen noch immer auf dem Divan in der Damenkajüte liegend fand.

„Ein lieber Junge, der Gustav! Schade, daß er fort mußte! Indeß sehen wir ihn gewiß bald wieder. Du weißt, daß ich alle Scenen und Gemüthsbewegungen hasse, deshalb bitte ich dich, erspare mir den Anblick einer Wehmuth, die deine Gesichtszüge wahrlich nicht verschönt!“

So sprechend, half er Carolinen den ihrer harrenden Wagen besteigen; er selbst zog es vor, zu Fuße den Klub aufzusuchen, wo er gewöhnlich seinen Abend zuzubringen pflegte.

Monate vergingen. Carolinens ganzes Wesen hatte durch die plötzliche Trennung von dem, was ihr Lebensodem und Bedürfniß geworden, eine große Veränderung erlitten. Ihr Charakter, früher so unbefangen und heiter, wurde ungleich, launenhaft, durch nichts ausdauernd gefesselt. Unfähig, die leichteste Arbeit, die sonst ein Spiel für sie gewesen, zu Ende zu bringen, aus Mangel an Energie, die mit einem Schlage in ihrer Seele gebrochen schien, griff sie unruhig bald zu dieser, bald zu jener Beschäftigung, um dieselbe aus innerer Herzensmattigkeit und Trostlosigkeit eben so schnell wieder aufzugeben. Fehlte ihr doch die Stütze, der Grund zu jeder Kraft- und Willensäußerung, die sie in Gustav's Theilnahme, Zuspruch und Interesse an Allem, was sie dachte und that, so vollgenügend gefunden hatte.

Häufige Briefe schienen in den ersten Jahren Ersatz zu bieten für den warmen Pulsschlag der liebgewordenen Gegenwart, aber bald, nur zu bald, wurden sie selten und immer seltener. Gustav's völlig veränderte Verhältnisse ließen ihn nur Ermüdung, keine Erholung im Aufzählen von Einzelheiten finden, die noch überdies eines Commentars bedurften, um der entfernten Freundin vollkommen verständlich zu werden, und wie allen mit Geschäften überladenen Männern, warb ihm der Anblick einer Feder unleidlich. Aufrichtig gestanden, war für ihn der Zauber, den nur der Augenblick, die Gegenwart geschaffen, bald zerstört; andere Eindrücke, andere Frauen hatten die Erinnerung an die arme, zurückgebliebene Caroline sehr geschwächt, und gedachte er je noch ihrer, so war es als einer abgemachten Sache, einer Episode in seinem Leben, deren er ja so manche ähnliche aufzuweisen hatte.

Anders verhielt es sich mit Carolinen, ihr blieb der Austausch von Gedanken und Empfindungen, Lust und Bedürfniß. Die Erwartung eines Briefes beschäftigte unablässig ihren lebendigen Geist, der sich ganz der Ferne zugewendet hatte, und jede getäuschte Hoffnung fiel wie ein vernichtender Schlag auf die ohnehin reizbaren Nerven der zart organisirten Frau. Zuweilen, ganz überfluthet von dem Verlangen der tiefsten Sehnsucht nach dem entfernten Freunde, das jedes Maß von Ergebung und Geduld zu überfliegen drohte, machte sie verzweifelte Pläne zu einer Wiedervereinigung, die dann wieder in dem ernsten Kampfe mit Pflicht und Gewissen der Macht der letzteren weichen mußten. Ueberhaupt war es zumeist der Kampf ihrer ungeschwächten Natur und Neigung gegen das, was sie als Recht und Pflicht stets erkennen mußte, der ihre geistigen und physischen Kräfte aufzureiben begann.

Der Hausarzt verordnete ein Seebad, aus welchem sie aufgeregt und erhitzt, also um nichts gebessert, zurückkam. Wie selten wird oft von den erfahrensten Schülern Aesculap's das rechte Mittel getroffen bei Zuständen, die, wie die der armen Landsberg, so eng mit Geist und Gemüth verwachsen sind. Die frühere Ermattung und Abspannung war eigentlich zuträglicher für sie, als dieser, auf den äußersten Punct getriebene Nervenreiz, der sie nirgend Ruhe finden ließ. Endlose, einsame Spaziergänge, die sie, von der inneren Erregung veranlaßt, täglich machte, trugen nur dazu bei, die Gluth in ihrem Innern zu vermehren — dem unscheinbar glimmenden Funken vergleichbar, der in der erhobenen Hand des schnell und rastlos dahin stürmenden Wilden zur hellen Flamme angefacht wird.

„Die Zeit, die Jahre,“ pflegt man zu sagen, „werden sie beruhigen, ihr Frieden geben! Sie wird alt werden.“ Ja, wenn das immer der Fall wäre!

Die Frau ist noch jung, in ihrem vierten Frühling — oft sogar noch jünger als in ihrem ersten — denn sie hat nichts verbraucht, nichts verschleudert von ihrem wahren, besten Seelengehalte, in dessen vollem Bewußtsein sie früher nicht in demselben Maße, wie später wohl, gelangt ist. Sie umfaßte Alles und hat noch nichts aufgegeben. — Bei ihr tritt mit vierzig Jahren noch nicht Erschöpfung ein, denn sie hielt Mark und Bein, Herz und Geist zusammen, die dann, concentrirt und in intensivster Kraft vorhanden, sie zu jeder Begeisterung für Recht und Schönheit fähig machen, zugleich aber auch einen Gährungsproceß hervorrufen, der mit Pflicht und Gewissen in Kampf tretend, von Wenigen nur sieg-

Digitized by Google

reich überstanden wird. Die Meisten unterliegen! — Endlich, endlich trafen wieder Nachrichten von Schlingen ein. Er versprach zu kommen. Welche Musik für Caroline! Nun sollte sie ihn wieder sehen, wieder im Geiste vereint mit ihm leben und empfinden, wie dazumal! Sie war sich bewußt ganz dieselbe geblieben zu sein, sie fühlte, daß er dasselbe treue Gemüth, den ganzen Schatz eines warmen Herzens wiederfinden würde. Wie ängstlich zählte sie die Tage und Stunden bis zu diesem Wiedersehen, das sich indeß immer von Neuem verzögerte.

In solcher Spannung verging abermals ein ganzes Jahr, das mit seinen seligen Hoffnungen und getäuschten Erwartungen die letzten geistigen Kräfte der armen Harrenden aufzehrte, und deutlich auch in ihrem Aeußern die Spuren eines Gemüthes, dem jedes Gleichgewicht zu fehlen begann, zu Tage förderte.

Da trat eines Morgens Gustav plötzlich und unerwartet in ihr Zimmer.

„O, nun ist alles gut," rief Caroline, ihm entgegen eilend, „nun werde ich genesen! ein neues Leben beginnen! die frühere Gemeinschaft im Denken und Empfinden fortsetzen! Sie werden mir helfen, wie dazumal, geliebter Freund! nicht wahr, Sie werden, Sie müssen."

Gustav, von der Leidenschaft ihres Wesens erschreckt, und die Verstörung in ihren noch immer schönen Zügen gewahrend, glaubte durch ein offenes Bekenntniß der eigenen Empfindungen allein den rechten Standpunct für ein künftiges Zusammensein sogleich herbeiführen zu können, und ihre dargebotene Hand erfassend, sagte er:

„Wie hübsch von Ihnen, daß Sie so warm und lebendig der Tändeleien unserer Jugend sich erinnern, theure Caroline! ich danke Ihnen herzlich dafür. Doch, erlauben Sie mir anfrichtig zu sein. Die schöne Zeit, der Sie gedenken, ist jetzt für mich vorbei. Ich bin ernst geworden, kalt; ich habe eben kein Herz mehr, und das ist gewiß sehr zweckmäßig, denn offen gestanden, bleibt es doch ein nutzloses, unbequemes Ding für die späteren Jahre des Lebens." Bei diesen Worten ihre Hand freigebend, setzte er lächelnd hinzu: „Glauben Sie mir, überlassen wir der unbewußten Jugend das Spiel mit dem nie zu erreichenden Ideale. Wir haben jetzt andere Dinge zu thun."

Mehr hörte Caroline nicht. Ihr Puls stand plötzlich still, denn zu gewaltig traf sie der Schlag, der mit einem Male die Hoffnungen, die Träume, die Erwartungen vieler, langer, einsamer Jahre für immer vernichtete. Der letzte Anker, an welchem sie mühsam das auf thurmhohen Wellen treibende Schiff ihres geistigen Lebens gekettet, zerbrach, und jählings stürzte das schwankende Fahrzeug, dem Sturm preisgegeben, in die Tiefe.

„Nein, nein! das ist nicht wahr! das kann nicht sein," rief sie laut, fast schreiend, und mit gefalteten Händen in die Knie sinkend! „Sie dürfen mich nicht verlassen, Gustav. Sie müssen mich retten, denn ich werde wahnwitzig!" und sie fiel bewußtlos zu seinen Füßen nieder.

Die Besinnung kam ihr zwar zurück, der Geist aber war gewichen — die unglückliche Caroline mußte in ein Irrenhaus gebracht werden.

Emil.

Es war im Maimonat des Jahres 1855. Die Sonne beschien, golden erleuchtend und erwärmend, eines der schönsten Fleckchen unserer herrlichen Erde, den Brienzer-See. Noch nie hatten Bäume und Wiesengrund so üppig in Blüthen und Farben geprangt, denn der Winter war lang und hart gewesen, und noch heute schauten rings umher schneegekrönte Berggipfel, mit den Gletschern in die Schranke tretend, stolz und ruhig hinab in die blauen Fluthen des See's, die, neben dem zitternden, hellgrünen Laub der jungen Buchen, den braunen Nußbaum und die dunkle Tanne, malerisch zu einem Bilde vereinigt, abspiegelten. Ja, wer sie malen, durch Worte auch nur andeutend wieder geben könnte, die Wunder dieser Natur. — Ich saß im Kahn, der mich von Böningen nach Brienz hinüber trug, und überließ mich träumend dem holden Zauber, der in solcher Umgebung alle meine Sinne gefangen nehmen mußte. Nur immer wieder von Neuem anstaunen, mit jedem Athemzuge gleichsam einfangen möchte man die wechselnden Bilder, die Blüthen und Wiesen, Felsengebilde und sprudelnden Wasserfälle, die wie wehende Schleier aus den grünen Laubwäldern hernieder zu schweben scheinen; ewig neu und immer wieder möchte man an den Ufern dieses schönsten aller Schweizer-Seen die herrliche Natur dem empfänglichen Gemüthe unauslöschbar einprägen. — Nicht vermochte ich den mich bestürmenden Empfindungen einen Ausdruck zu geben und nur wie ein leises Gebet entschwebten meinen Lippen die Worte: „O Gott, wenn irgend sonst wo auf Erden hast du deinen Menschen hier eine Stätte des Friedens bereitet; in dieser reinen Luft und in solcher Umgebung muß selbst ein zerrüttetes Gemüth wieder gesunden, und zu neuem Muth erweckt werden."

Da plötzlich fiel ein Schuß, der von den Felswänden des See's zurückgeworfen, sich Echogleich mehre Male wiederholte — und abermals einer, dem diesmal ein donnerndes Gepolter, wie das Gerüsch einer aus der Höhe herabstürzenden Felsmasse, auf dem Fuße folgte.

„Was war das?" rief ich aus meinen wachen Träumen aufgeschreckt dem Schiffer zu, der mich fuhr.

„Sie sprengen da drüben beim Schmadribach; ein fremder, deutscher Herr hat dort angekauft und läßt Wege bahnen bis zur höchsten Felsenspitze, um den Fall auch von oben her zugänglich zu machen."

„Wie heißt der Fremde?"

„Das kann ich nicht sagen, Herr. Den Namen weiß ich nicht. Er ist auch nicht allein dort oben," fuhr mein alter Schweizer fort, eine Dame ist bei ihm, die wohl seine Frau sein könnte. Es verlautet darüber so mancherlei, doch weiß man nicht, was wahr oder nicht an dem Gerede der Leute. — Sie leben sehr zurückgezogen und allein."

Ein reicher Landsmann, der sich in der Fremde einzubürgern trachtet, allein mit einer Frau, wer mag das sein? — Meine Neugier war erregt, und als am nächsten Morgen die Sonne wiederum die Spitzen des vor meinen Augen sich ausdehnenden Faulhorn vergoldete, da bestellte ich einen Kahn, der mich von Brienz über den See nach dem Schmadribach zu tragen sollte. In einer Viertelstunde war ich dort — welch ein Paradies lächelte mich von diesem, mit jedem Reiz der Erde geschmückten Ufer an. Ein zwischen Felsen sich anmuthig hinschlängelnder Fußpfad brachte mich

Digitized by Google

in wenigen Minuten zu üppigen Matten, die, von den schönsten Eichen- und Buchenwaldungen begrenzt, aus deren Mitte die kristallenen Fluthen des Schmadribachs donnernd hernieder-stürzten, den lieblichen Traum einer von Menschenaugen unbelauschten, nur von Elfen bewohnten Waldeinsamkeit zu verwirklichen schienen. In diesem Augenblick freilich herrschte hier reges Leben. Ein leicht und elegant gezimmertes Schweizerhaus stand eben fertig da, ein zweites war im Werden, und zahllose Arbeiter waren im Walde beschäftigt, engerwachsenes Heidekraut zu durchbrechen und Stein und Wurzeln auszugraben, um neue Fußwege anzulegen, die diese reizende Besitzung zu einem der schönsten Parks im englischen Geschmack umwandeln sollten. Ich setzte mich auf einen Felsblock, der im Schatten weit überhängender Bäume einen sehr anmuthigen Ruhesitz darbot, und sah dem emsigen Treiben zu, was durchaus nicht störend die heilige Feier der Natur unterbrach, da dicht neben diesem Tummelplatze menschlicher Geschäftsigkeit, durch ihn gleichsam geschützt und verdeckt, die lieblichste Ruhe und Stille in Wies' und Wald geboten wurde. Diese aber suchte ich jetzt eben nicht auf, denn mich gelüstete nach dem Anblick der Landsleute, die hier in den Bergen eine Zufluchtsstätte zu suchen schienen, einen Platz, um auszuruhen — nach welchen Stürmen?

Nicht lange sollte ich warten. Zwanzig Schritte etwa entfernt von der Stelle, wo ich mich befand, lag, an eine Felswand gelehnt, ein kleines Wiesenplateau, das von zwei hundertjährigen Buchen in kühlen Schatten genommen, einen sehr reizenden Aufenthaltsort an heißen Tagen, wie eben der heutige einer war, abgeben mußte. Hier waren Arbeiter beschäftigt, eine Umfriedung anzubringen und den Fleck dicht unter den Bäumen zu säubern, um für einen Tisch und Stühle Raum zu schaffen. Ein großer, schlanker Mann, in den fünfziger Jahren stehend, offenbar der Herr dieser Ansiedelung, gab Befehle, und legte selbst Hand mit an, um das Werk schneller zu fördern, war doch die Frühstückszeit nahe, zu welchem Mahle eben die Vorbereitungen aus dem Schweizerhause herbei gebracht wurden.

Die elegante Gestalt einer, im geschmackvollen Morgenanzuge gekleideten Frau, deren Kopf und Gesicht ein großer runder Strohhut beschattete und verbarg, wurde jetzt auf der Schwelle des Wohnhauses sichtbar, ein Arbeitskörbchen hing an ihrem Arme und bluter ihr her trugen zwei Mädchen, in der kleidsamen Berner-Tracht, Butter und Honig, Brod, Käse und Eier, kurz alles zu einem Schweizer Frühstück Gehörige, dem Wiesenplateau zu.

„Gut, daß du kommst, Caroline," sagte der fleißige Arbeiter, eben aufstehend von seiner Beschäftigung, „ich bedarf deiner Zustimmung. Soll der herunterhängende Ast meiner Lieblingsbuche geopfert werden, oder glaubst du, daß unser Frühstück von seinen fallenden Zweigen ungefährdet bleiben wird?"

„O, laß ihn immerhin stehen, lieber Mann, ich mag die herrlichen Bäume nicht so verstümmelt wissen. Wie langsam wächst ein solcher Ast zu Nutz und Frommen der unter ihm Lagernden und wie völlig wiegt solcher Nutzen, die augenblickliche Unbequemlichkeit einiger uns zu nahe kommender Blätter auf."

Seine Frau also! — Sie wendete das Gesicht mir zu — über die noch anmuthigen Züge mochten wohl einige vierzig Jahre hingegangen sein. Das Auge war schön und lebendig, die Contouren rund, nur ein Zug um den Mund deutete auf Schmerz und Thränen, die auch unter dem sprechenden Auge unverkennbare Spuren zurückgelassen hatten.

Der Gatte ging der sich Nahenden entgegen, und ihre Hand in die seinige fassend, und sie mit langem, forschendem Blicke betrachtend, sagte er: „Wie geht es dir heute, liebe Caroline?"

„Gut, sehr gut, Lieber. Seitdem ich die Wohlthat dieser heilsamen Luft genieße, fühle ich mich täglich, ja stündlich kräftiger werden, und seit ich dich so angenehm und vielseitig beschäftigt weiß, und selbst Theil nehmen kann an diesem thätigen Leben, beginnt, scheint mir, für uns Beide eine neue Existenz."

„Und wie viel bleibt uns noch zu thun übrig, bis alle Pläne zur Verschönerung und Nutzbringung dieser schönen Oase hier in Erfüllung gegangen sein werden! Unbegreiflich, daß vor mir noch kein Anderer darauf verfallen, ein so herrliches Fleckchen Erde dem Besuch und Genuß der Mitwelt zugänglicher zu machen."

„Nicht wahr, sie ist schön und beglückend, eine solche Thätigkeit? Wie vielen fleißigen, armen Familien können wir den hier zu gewinnenden Boden nun bald überlassen, und wie viel Segen stiften durch Anlegung eines Capitals, dessen Zinsen wir in diesem Augenblick kaum vermissen!"

„Durch Nacht zu Licht," sagte vor sich hinstarrend der durch diese Andeutung sehr ernst gestimmte Mann, und der Gattin den Arm bietend, führte er sie zu dem indeß vollständig hergerichteten Frühstücktisch. Sie reichte ihm aus ihrem Körbchen Zeitungsblätter, die sie aus dem Hause mitgebracht hatte, und er begann, während sie arbeitete, ihr vorzulesen von dem mörderischen Kriege im Orient, von Erd- und Welterschütterungen, die hier in dem entlegenen und gesegneten Thale wie ein entferntes Schauspiel, gleichsam nur durch das Perspectiv betrachtet, an dem geistigen Auge der Zuhörer vorüberzogen.

Genug hatte ich gehört und die erwachte Neugier durch eigene Anschauung befriedigt, auch hatte mir Kathi, die hübsche junge Wirthin in Brienz, versprochen, bei meiner Rückkehr — früh nahm die Sorge für das Haus sie ganz in Anspruch — die ihr wohlbekannte Geschichte der neuen Ansiedler vollständig zu erzählen. Undemerkt, wie ich gekommen, verließ ich meinen Platz unter den schützenden Bäumen, und nachdem ich von dem herrlichen Wasserfall Abschied genommen, ihn noch einmal vom besten Standpuncte aus bewundernd, schiffte ich mich unter dem Donner der stürzenden Felsblöcke wieder ein, während der Ueberfahrt tausend Gedanken und Vermuthungen auftellend, über das „Wie" und „Warum" einer solchen, wie mir klar geworden, freiwilligen Verbannung aus der Heimath.

Was mir Kathi erzählt hat, zeichnete ich in den vorliegenden Blättern auf, zu deren Ergänzung ich Folgendes hinzufüge:

Das Schicksal der unglücklichen Caroline machte auf ihren Gatten Emil von Landsberg, einen heilsamen, in solchem Grade nicht zu erwartenden Eindruck, ihn gewaltsam aufrüttelnd aus der sorglosen Apathie in welcher seine Gefühls- und Geisteskräfte längst erschlafft, völlig unterzusinken drohten. Sein von Natur weiches Herz, ein Erb-

Digitized by Google

theil seiner Mutter, die ihn zärtlich geliebt hatte, erwachte plötzlich wie aus langem Todesschlafe und trieb ihn an, Opfer zu bringen, die bisher seinem Egoismus und seiner Bequemlichkeit unerhört erschienen waren. Er nahm den Abschied vom Regimente, und, sich in der Nähe von Carolinens Aufenthalt niederlassend, besuchte er sie täglich und vereinte seine Bemühungen mit denen des verständigen Arztes der Anstalt, dem es nach Jahresfrist gelang, das gestörte Seelenleben der Armen wieder herzustellen. Sobald sie genesen, rieth der Arzt dringend eine Veränderung des Wohnorts an, und wo möglich das Verweilen in frischer Bergluft. Emil führte die zum Bewußtsein Erwachte nach der Schweiz, wo ihm die Freude wurde, seine unausgesetzte Sorgfalt vom glücklichsten Erfolge gekrönt zu sehen. Diese Sorgfalt und Hingebung wurden für Landsberg ein Band der Liebe zu dem Pfleglinge; einer Liebe, wie er sie früher für nichts und niemand je empfunden hatte, denn es bleibt eine ewige Wahrheit, daß das am meisten geschätzt und geliebt wird, was uns die größere Summe von Mühe und Sorge verursacht hat.

Während eines ganzen Jahres durchzogen sie das schöne Schweizerland in allen Richtungen, den Winter am Genfer See verweilend. Hier wurde Emil der Vorschlag zum Ankauf des Schmadribaches gemacht. Er begab sich sogleich an Ort und Stelle, und fühlte sich bald auf ein Feld der Thätigkeit versetzt, wie es nach jeder Seite hin seinen Fähigkeiten angemessen, seinen Geschmack befriedigend erscheinen mußte. Caroline war mit Allem einverstanden, und wie wir sie gesehen, in diesem neuen Wirkungskreise völlig vergnügt. Gewährte er ihr doch die Theilnahme eines liebenden Herzens, Gesundheit, Antrieb und Raum zu nützlicher Thätigkeit.

Wir aber wünschen einem jeden weichen, weiblichen Herzen nach Stürmen, denen ähnlich, wie sie der armen Caroline beschieden worden, am Abend ihres Lebens einen ähnlichen Ruhe- und Ankerplatz.

Kurze Darstellung des Charakters und der Wirksamkeit des Christoph Columbus.

Von

J. G. Kohl.

Hierzu ein Stahlstich.

Dieses Dunkel deckt leider die erste Lebensgeschichte des Columbus. Weder die Zeit noch der Ort seiner Geburt sind genau bekannt. Doch ist es wahrscheinlich, daß er um das Jahr 1436 herum in Genua geboren wurde. Mit Bestimmtheit wissen wir, daß er sich von Jugend auf der Betrachtung derjenigen Dinge, mit denen er sich sein ganzes übriges Leben beschäftigen sollte, hingab. Schon auf der Schule von Pavia, zu der seine Eltern ihn sandten, eignete er sich mit Eifer geographische und astronomische Kenntnisse an, die ihm später so nützlich und so nothwendig wurden.

Frühzeitig, wie alle entschiedenen Männer, die in dieser kurzen Lebensfrist etwas Großes zu leisten sich anschicken, wandte er sich derjenigen Laufbahn zu, die ihn zu seinen glänzenden Zielen führte. Von seinem 14ten Jahre an war er auf dem Wasser und lernte als Seefahrer alle die zu seiner Zeit rings um Europa herum befahrenen Meere kennen.

Gegen Süden fing damals schon etwas Licht zu dämmern an. Daß Afrika umsegelt werden könne, wenn man nur die physischen Kräfte dazu gewänne, war schon Vielen klar. Dahin war eben jetzt die Aufmerksamkeit Aller gerichtet. Von daher hoffte man Neues und Großes auftauchen zu sehen. Dieser Richtung waren alle Bestrebungen zugewandt. — Wie alle originellen Geister, die ihre eigenen Wege suchen, neigte sich Columbus dieser Richtung nicht zu.

Am größten war die Finsterniß im Westen. Da waren nur kaum erst die azorischen Inseln entdeckt. Jenseits derselben glaubte man Alles von einer unermeßlichen und undurchdringlichen Wasserwüste umgeben. Aber gerade dies Meer der Finsternisse, wie die Araber den Atlantischen Ocean nannten, reizte den Columbus am meisten, — wie denn überall die Heroen des Lichts die Finsterniß eben da am liebsten angreifen, wo sie am stärksten ist. Nicht, wie alle seine Zeitgenossen, auf den schon aufleuchtenden Süden, sondern auf den fast gänzlich unerleuchteten Westen heftete er seine begierigen Blicke.

Wie er so recht eigentlich auf diese Neuerung verfallen, wo und wann der Gedanke der Möglichkeit einer Westfahrt zu allererst in ihm aufgetaucht sein möge, das läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen, wie es sich denn überhaupt selten genau nachweisen läßt wie die schöpferischen Genies die ersten Impulse zu ihren Ideen empfingen. Columbus selbst sagt in seinen verschiedenen Schriften mehrere Male: „Gott habe ihm den Gedanken eingegeben;“ oder „Der Heiland habe es ihm befohlen, diesen Weg nach Westen einzuschlagen.“

Während seiner unermüdlichen Seereisen sowohl, als auch während der kurzen Perioden äußerer Ruhe, hatte er eben so unermüdlich seine kosmographischen Studien fortgesetzt, und sowohl durch die Lectüre länderschildernder Schriften, als auch durch den Umgang mit Gelehrten und weitgereisten Männern seine Kenntnisse erweitert. Und dieß eben ist eine der bedeutungsvollsten Eigenthümlichkeiten des Columbus, daß er für die Theorie eben so geeignet schien wie für die Praxis. In den Stürmen sich tummelnd, blieb er stets ein eifriger Forscher, ein begieriger Schüler seiner Zeitgenossen wie seiner Vorgänger, die er bald alle in richtiger Erkenntniß übertraf.

Er war ein Grübler, der mitten im Nachsinnen doch das Steuerruder nicht aus den Händen ließ; und er war ein fester besinnungsvoller Seemann, ungeachtet seiner

Digitized by Google

Speculationen, über denen er mitten auf dem Meere brütete. —

Das war es eben, was den Columbus auszeichnete, und was zwischen ihm und vielen anderen bedeutenden Männern eine so große Kluft läßt: — Die Verbindung einer gleich starken physischen Energie, die glückliche Verbindung einer glühenden Einbildungskraft mit einem eben so heftigen Erfahrungsdrange und scharfer Beobachtungsgabe, — zweier sonst so entgegengesetzter Tendenzen, von denen bei Anderen meistens die eine oder die andere die Oberhand gewinnt, während bei ihm sich beide das Gleichgewicht hielten. Columbus hatte etwas Träumerisches, aber mitten in seinen Träumereien und Verzückungen wachte er, und erkannte rasch und richtig, was in dem Drange des Augenblicks von Nöthen sei.

Er zog namentlich die Berichte des Marco Polo und anderer Reisenden über das östliche Asien zu Rathe. Aus ihnen entnahm er, daß sich Asien äußerst weit, viel weiter, als die Alten es glaubten, um die Weltkugel nach Osten herumböge, und daß hinter Indien und Kathay (China) ostwärts noch andere Länder, namentlich die produktenreiche Insel Zipangu (Japan), mitten im Meere lägen, und daraus schloß er nun, daß der Atlantische Ocean nicht so unermeßlich breit sein dürfte, und daß man, von Europa aus westwärts segelnd, wohl nach einer nicht allzulangen Schifffahrt Asien, China, Indien, oder doch die ostwärts ihnen vorliegenden Indischen Inseln und Zipangu (Japan) erreichen könne.

Seitdem sich sein beharrlicher Geist ein Mal mit dieser Idee vertraut gemacht hatte, hielt er sie für immer fest. Ihre Wahrheit zu erweisen, wurde die Aufgabe seines Lebens, die er trotz aller Widerwärtigkeiten und Hindernisse, welche das Schicksal in seinen Weg werfen möchte, zu lösen beschloß. Für sich allein konnte er dies nicht thun, er bedurfte dabei des legitimen und kräftigen Schutzes einer anerkannten Staatsmacht.

Diesen legitimen Schutz zu erlangen, wurde ihm erstaunlich schwer, trotzdem daß damals fast auf allen Thronen des westlichen Europa's tüchtige und vielfach gepriesene Regenten saßen; der unternehmungslustige Johann II. in Portugal, der staatskluge Heinrich VII. in England, der kriegerische Carl VIII. in Frankreich, die siegreichen Ferdinand und Isabella in Spanien.

Mehr als 20 Jahre lang trieb sich der arme Columbus mit seiner hellen Idee im Kopfe, mit seinen Memoiren und Beweisgründen in Händen von einem Lande zum andern umher, ohne sich Gehör verschaffen zu können.

Von einem Areopage der Schriftgelehrten und Weltweisen zum anderen, von Genua nach Lissabon, von Lissabon nach Salamanca ließ er sich führen und über seine Neuerungen examiniren. Aller Orten wies man seine Anträge zurück und betrachtete sie als die Ausgeburten eines überspannten Geistes und eines sich selbst überschätzenden Träumers, der mehr wissen und thun zu können sich einbildete, als alle Welt bisher gewußt und gethan habe. Eine Westfahrt um die Erde ist unmöglich, rief man ihm überall zu. „Und doch ist sie möglich!“ sprach er bei sich, ähnlich dem späteren, großen Astronomen, dem alle Welt entgegen schrie, die Erde bewege sich nicht, und der an seinem: E pur si muove[a] dennoch festhielt.

Die Blüthe seines Mannesalters verbrachte der thatendurstige Columbus auf diese Weise in mühseligen Verhandlungen mit den Königen, in den Vorzimmern ihrer Günstlinge, in vergeblichen Correspondenzen mit Gelehrten, unter marternden Erwartungen, wiederholten Täuschungen, in steter innerer Bedrängniß. — Oft war auch seine äußere Noth so groß, daß er sich nur mit der Anfertigung von Landkarten, die er gut zu machen verstand, und die er bald hie, bald da an die Schiffs-Capitaine verkaufte, ernähren konnte. Es gab Augenblicke, wo er buchstäblich an den Bettelstab kam, und wo man ihn, seinen kleinen Sohn Diego an der Hand, an den Pforten der Klöster die Wohlthätigkeit ansprechen sah. Er war ein verspotteter Bettler, mit den glänzendsten Projecten im Kopfe. (Siehe Abbildung.) Mit einer bewundernswürdigen Ausdauer und Langmuth wanderte er diesen Dornenweg und faßte, wie es innige Gemüther, die von einer großen Idee ganz beseelt und durchdrungen sind, gewöhnlich thun, nach jeder Niederlage stets wieder frische Hoffnung, pochte überall an, wo eine neue Pforte sich ihm öffnen zu wollen schien, sandte auch seinen tüchtigen ihm ähnlichen Bruder Bartholomaeus, den einzigen treuen Anhänger und Proselyten, den er für seine Theorie erworben hatte, gleich einem Apostel in ferne Lande, nach Frankreich und England, um zu sehen, ob sich dort nicht ein williges Ohr und eine freigebige Hand finden ließe. —

Den größten Beweis seiner Festigkeit, und man möchte fast sagen seines Starrsinns, gab Columbus, als endlich im Jahre 1492 der Hof von Spanien wirklich zu dem Entschlusse gekommen war, sein Protectorat zu übernehmen, und dabei nur einige gewisse, von Columbus gemachte Bedingungen nicht eingehen wollte. Mit der Vorstellung von der Herrlichkeit Kathay's und Indiens, der Fund-Orte alles Kostbaren und unter Menschen Geschätzten, mit der Hoffnung von dem unermeßlichen Nutzen, welcher aus einer Westfahrt durch den Atlantischen Ocean hervorgehen würde, und von der Größe seines ganzen Unternehmens, hatte sich auch die Idee seiner eigenen persönlichen Größe verschwistert. Er wollte die Finsterniß des Oceans erhellen, er wollte Indien entdecken und erobern, er wollte dort das Christenthum verbreiten und als Missionär der Kirche auftreten; nach seinem Plane, so wie er es vom Anfang an ersonnen und erdacht hatte, wollte er auch das Ganze bis zu Ende durchführen.

Als liebender Familienvater wollte er auch für seine Söhne und Brüder sorgen. Diese, — er selbst, — die Könige, die ganze Christenheit und Welt, Alles sollte unberechenbare Vortheile aus seinem Unternehmen ziehen.

Um dies zu bewirken, bedurfte er selbst einer großen Autorität und bedeutender Hülfsmittel. Im Voraus schon verlangte er daher für sich und zu seiner eigenen Verfügung einen Antheil an den Einkünften Indien's, und den Titel, so wie die Gewalt eines Vicekönigs und Castilischen Admirals. Dies letztere nun wollten ihm die Könige von Spanien nicht gleich gewähren, und Columbus, in dessen Kopfe alle jene Vorstellungen zu einem einzigen und zusammenhängenden, glänzenden Projekte verwachsen waren, und dem das Ganze verworfen schien, wenn man einen Theil nicht annehmen wollte, hatte die unerhörte Kühnheit, darauf dem Hofe den Rücken zu wenden, und — gleichsam am Ziele seiner Wünsche — noch einmal zum Wander- und

Digitized by Google

Bettelstabe zu greifen, um nun sein Heil wieder anderswo zu versuchen.

Er begab sich auf den Weg nach Frankreich. Glücklicherweise befann sich der Hof, sandte ihm Couriere nach und gestand dem wunderlichen Manne Alles zu, was er für durchaus nöthig hielt. — Endlich gab ihn also das Festland los, und endlich schaukelte er sich frei und als Commandeur von drei kleinen Schiffen auf dem beweglichen Elemente des Meeres, das ihm von Jugend auf vertraut war. — Die Naturgewalten waren ihm auf seiner ersten Reise äußerst günstig. Wetter, Winde und Strömungen förderten ihn seinem Ziele entgegen. Desto mehr Anfechtungen aber hatte er bei den gesitigen Aufregungen, von welchen seine ungläubigen Begleiter am Bord der ruhig und rasch dahingleitenden Caravelen bewegt waren, zu bestehen. — Er hatte hier in der täglichen, nahen Berührung, in welche ihn der enge Raum mit seinen Leuten brachte, die ganze Energie seiner — mich so auszudrücken — persönlichsten Eigenschaften zu entfalten.

Columbus war, wie sein Sohn und Biograph ihn schildert, von wohlproportionirtem Körperbau und von imponirender Gestalt; sein Gesicht lang, aber nicht mager, seine Augen leuchtend und voll Ausdruck. Gegen Fremde und Untergebene hatte er ein gütiges und herablassendes Wesen. In seiner Kleidung war er einfach. Er aß und trank wenig, und unterzog sich stets willig allen Entbehrungen, die er Anderen auflegte. —

Die Unterhaltung mit ihm war angenehm und gewinnend. Er konnte beredt sein. Sein Benehmen war stets den Umständen angemessen, klug und umsichtig. Er zeigte sich stets im höchsten Grade erfinderisch und wußte auf der Stelle für Alles einen plausiblen Grund und eine Erklärung zu geben. Er konnte sogar listig sein, und wußte, wenn es darauf ankam, Anderen geschickt etwas weiß zu machen. —

Nie hatte er alle diese Eigenschaften, bald die eine, bald die andere, mehr von Nöthen, als auf dieser seiner ersten denkwürdigen Fahrt über den Ocean. — Da seine Leute alle Vorurtheile ihrer Zeit in Bezug auf die Schwierigkeiten einer Schiffahrt nach Westen theilten, so erschreckte sie fast jede ungewöhnliche Erscheinung. Weil die Winde stets aus Osten bliesen, so fürchteten sie, es würde ihnen nicht möglich sein, je wieder nach Spanien zurückzukommen. Columbus sagte, er wolle schon wieder einen andern Strich ausfindig machen, wo die Winde aus Westen wehten. Als man jene merkwürdigen Fucus-Bänke erreichte, jene großen und weitgedehnten Seekräuterwiesen, welche die Mitte des Atlantischen Oceans bedecken, glaubten die Spanier die Welt endige hier in einem Sumpfe und in einer dickflüssigen Vermischung der Elemente, wie einst die Alten dies dargestellt hatten. Columbus ließ fleißig die Sonde auswerfen und zeigte ihnen, daß unter der grünen Pflanzendecke das Meer überall fast unergründlich tief sei.

Als nach wochenlangem Segeln, nachdem schon mehre Male den Schiffen begegnende Vögel, Fische, Pflanzen und andere Anzeichen auf nahes Land gedeutet hatten, dies verheißene Land noch immer nicht erschien, geriethen die Mannschaften der drei Schiffe in Kleinmuth und Verzweiflung. Sie verlangten laut die Umkehr. Da Columbus unbeugsam und stets bei seinem Commando „Vorwärts“ blieb, so thaten sich die Ungeduldigsten sogar zu einer Verschwörung zusammen, und einige schlugen vor, sich des starrköpfigen Fremdlings, der sie in's Verderben führen wolle, zu entledigen. Wie einst die römischen Soldaten den Archimedes mitten in seinem Cabinete überfielen, so wollten die Spanier den Columbus mitten in seinen astronomischen Beobachtungen fassen, ihn über Bord stürzen und dann in Spanien erzählen, der wunderliche Sterndeuter sei während seiner Träumereien unversehens ein Märtyrer seiner Narrheit geworden.

Columbus verkannte die ihm drohende Gefahr nicht. Aber mit diplomatischer Geschicklichkeit bewahrte er den Anschein, als ahne er nichts davon, hüthete sich aber und wendete je nach Umständen bald dieses bald jenes Mittel an, um das Ruder in der Hand zu behalten. Dem Einen schmeichelte er, dem Andern drohte er mit Strafen. Stets zeigte er sich fröhlichen Muthes und zuversichtlich.

Endlich drang er auch auf der See, wie vorher auf dem Festlande durch. Endlich verminderte sich die Tiefe des Oceans, die Winde wurden veränderlich, wie es in der Nähe von Inseln und Bergen gewöhnlich ist. Es kamen Singvögel an Bord. Eine Welle brachte einen Blüthenzweig und einen mit Früchten besetzten Dornenbusch getragen, welchen er und die Seinen begrüßten, wie Noah und seine Begleiter das erste von der Taube gebrachte Oliven-Blatt. Das Wasser wurde minder salzig, auch die Luft süßer und wohlriechend. Eines Abends sah man ein entfernteß Licht, und früh am folgenden Tage strahlte im Schimmer der Morgenröthe das neue, das lange ersehnte, das verheißene, das von Columbus geträumte und von ihm berechnete Land. —

Wirklich hatte er seine Leute glücklich über den Ocean hinübergelockt, gleichsam hinübergetäuscht; mit List, mit Ueberredung und mit Drohungen hinüber bald gezogen, bald getrieben, und sie huldigten ihm nun als ihrem Admiral und Vicekönig, ihrem Erretter und Hort, der sie fernerhin zu Macht und Ansehen, zu Ruhm und Reichthum führen würde. —

Seiner Theorie gemäß glaubte Columbus, er befinde sich an den Küsten des östlichen Asiens, oder doch in der Nähe derselben, und nach dieser Voraussetzung betrachtete und beurtheilte er nun Alles, was er bei seinen ersten Schritten in der neuen Welt sah. —

Ueberall fand er die Bestätigung seiner Ansicht. Ueberall sandte er Dollmetscher an's Land, die der arabischen oder einer anderen orientalischen Sprache kundig waren, um mit den Leuten zu reden, oder Nachrichten über den Beherrscher von China, an den er einen Empfehlungsbrief vom König von Spanien bei sich hatte, einzuziehen.

Obwohl er die Sprache der armen Insulaner, die er für Indianer hielt und deren Länder er sofort „Indien“ nannte, nicht verstand, deutete er doch die Zeichen, die sie ihm zur Beantwortung seiner Fragen machten, dahin, daß der mächtige Großchan von China ganz nahe sei. Als er die große Insel Haiti entdeckte, hielt er sie entschieden für das gold- und produktenreiche Japan, in dessen fremdartigen Gewächsen er den orientalischen Pfeffer, den Canel-Strauch, die Muskat-Nüsse, sogar die Rhabarberwurzel und andere kostbare und berühmte Specereien zu erkennen glaubte. Leider verkannte er die ganze Natur von America, das nicht ein solches fertiges Land war, wie es ihm vorschwebte,

Digitized by Google

von dem man sofort längst gereifte Früchte der Cultur in Menge ernten könnte, dessen Wesen vielmehr, im größten Gegensatze mit Asien, gerade darin bestand, daß es ein ganz unberührter Continent war, den man nicht erobern, sondern bepflanzen müsse, und auf dessen fruchtbarem und dankbarem Boden man allmählich dann etwas ganz Neues banen könne. Triumphirend kehrte er nach Europa zurück, um seinem Könige und der Welt sein 'Εὕρηκα! zuzurufen. Seine Rückreise war in jeder Beziehung das Gegenstück zur Hinreise. Die der Heimath zueilenden Menschen waren willig, aber die Natur so rauh und widerspenstig als möglich, und in Folge der widrigen und äußerst heftigen Stürme hing die Frage, ob der Welt schon jetzt die Entdeckung America's zu gute kommen sollte, noch oft an einem Haar.

Nachdem er sich den Nachstellungen und Schlingen der Portugiesen auf den Azoren, wo man ihn und seine Leute verhaften wollte und in Lissabon, in dessen Hafen Sturm ihn einzulaufen zwang und wo man ihm sogar nach dem Leben trachtete, geschickt und glücklich entzogen hatte, hielt er dann, als gepriesener und allgemein bewunderter Entdecker der Länder im Westen, seinen merkwürdigen Triumphzug durch Spanien, von der Mündung des Guadalquivir nach Barcelona, wo er den spanischen Monarchen seine Huldigung darbringen wollte. Von einem Theil seiner Mannschaft begleitet, durchzog er dieselben Gegenden, in denen er früher als armer Fremdling gebettelt hatte. Mit bunten Federn geschmückte Indianer schritten voran, Papageien und andere nie geschaute Vögel und Thiere, viele als kostbar und wohlthätig gepriesene Pflanzen und aromatische Specereien, etwas Goldstaub und bei den Indianern gefundene Gold-Zierathen wurden ihm nachgetragen. Glocken-Geläute und die zusammengeströmte Bevölkerung begrüßten ihn in jedem Orte. Und aus den Thoren von Barcelona zogen ihm die Bürger der Stadt und viele Große Castilien's freudig entgegen, bei denen er noch vor wenigen Monaten als ein verspotteter Abenteurer und Phantast lange vergeblich petitionirt hatte. Es geschah auf Befehl des Königs Ferdinand und der Königin Isabella, die ihren Admiral selber in großer Versammlung erwarteten, ihn in feierlicher Audienz fast wie einen Prinzen empfingen und einen Platz neben ihrem Throne für ihn, wie für ihren Sohn Don Juan bereit hielten. Sie hörten seinen wunderbaren Bericht an, und knieten darnach nieder, ein Dankgebet an den Himmel richtend.

Während seines ganzen Aufenthaltes in Barcelona genoß Columbus die sonnigsten Stunden seines sonst stets so vielgetrübten Lebens. Er war damals der Mann des Tages. Stets war er seiner guten Königin zur Seite, oder ritt mit seinem gnädigen Könige spazieren, der ganz Ohr war für seine Erzählungen. Alles, was Columbus wünschte, geschah, alles, was er vorschlug, wurde genehmigt. Der Admiral offenbarte bei allen diesen Ehrenbezeugungen, wie der Historiograph von Indien, Las Casas, sagt, eine sehr würdevolle und selbstbewußte Haltung. Dabei aber habe, sagt Las Casas, ein leises, bescheidenes Lächeln stets seine Züge umschwebt, zum Zeichen, daß er die Größe der ihm zu Theil werdenden Ehrenbezeigungen wohl empfunden hätte, ohne sich ihrer jedoch zu überheben.

Der arme Columbus! ein so freundliches und bescheidenes Lächeln sollte nie wieder für so lange wie damals sein Angesicht erhellen, in das bald allerlei neue Drangsale noch viele tiefe Falten gruben. Fast möchte man, wenn man den Rest seines Lebens betrachtet, wünschen, eine gütige Gottheit hätte ihn in der Mitte seines Glücks, — nach der Lösung seiner Aufgabe, — nach der Erfüllung seines Lebenstraumes, wie jene griechischen Jünglinge, von der Erde genommen.

Nichts ist merkwürdiger und charakteristischer für den Columbus und seine Zeit, als die religiösen Ideen und Schwärmereien, denen er sich nun mitten in den Vorbereitungen zu seiner zweiten Expedition nach dem Westen überließ. — Nicht bloß die Erwerbung der Reichthümer Indien's, sondern namentlich auch die Ausbreitung des christlichen Glaubens lag ihm sehr am Herzen. So eben hatte auf spanischem Boden das Kreuz krönende Triumphe gefeiert. Die Expeditionen des Columbus' knüpften sich unmittelbar an die Siege über die Mauren in Granada an, und erschienen gewissermaßen nur als eine Fortsetzung dieser Kreuzzüge jenseits des Meeres. Er meinte daher, nun sei die Zeit, wo die Prophezeiungen von einer Verbreitung des christlichen Glaubens auf der ganzen Erde in Erfüllung gehen müßten.

Die gehofften Reichthümer, — so meinte er, so sei es von der Vorsehung bestimmt, — sollten dazu dienen, den Sieg des Christenthums zu erleichtern. Seine Gedanken wendeten sich dabei sowohl westwärts um die Erde herum über Indien nach Arabien, als auch ostwärts durch das mittelländische Meer nach Jerusalem, auf dessen Rückeroberung er nun auch sann, und zu dessen Christianisirung die Einkünfte Indien's verwendet werden sollten. Er hoffte so den Antichrist gewissermaßen von zwei Seiten zu fassen. Schon damals wünschte er gleich nach Rom zu reisen, um das Haupt der Christenheit selber, den Papst, zu begrüßen, und ihm seinen merkwürdigen Plan auseinander zu setzen.

Schon damals mochte der Papst etwas von den frommen und schwärmerischen Ideen des Columbus gehört haben. Denn bereits in seiner ersten Bulle über die amerikanischen Angelegenheiten nennt er ihn seinen geliebten Sohn Christoph Colon. Später in einem Briefe vom Februar 1502 schrieb Columbus an den Papst Folgendes:

„Die ganze Unternehmung der Entdeckung und Eroberung Indien's fing ich in der Absicht an, um das, was ich daraus gewänne, auf den Schutz des heiligen Grabes, für die heilige Kirche zu verwenden. Seit dem Augenblicke, wo ich bei dieser Unternehmung thätig war, und sobald als ich das Land erblickt hatte, schrieb ich an den König und die Königin, meine Herren, daß ich, von jetzt an gerechnet, in sieben Jahren im Stande sein würde, ihnen zu diesem Zwecke 50,000 Infanteristen und 5000 Cavalleristen zu besolden, und abermals nach fünf Jahren wiederum 50,000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferde, was zusammen 100,000 Infanteristen und 10,000 Reiter ausmachen würde. Da ich schon im ersten Jahre viel Gold brachte, so zeigte der Herr durch Erfahrung, daß mein Versprechen und meine Hoffnung nicht eitel seien. Aber Satanas hat dies alles gestört und hat mit seiner boshaften Anstrengung dieser Sache ein Ende gemacht."

Diese merkwürdige Aeußerung des Columbus zeigt, welche hochfliegenden Pläne er immer in seinem Kopfe construirte, und wie überlebhaft seine Einbildungskraft arbeitete, die ihm schon im Voraus gleichsam die Regimenter und

Digitized by Google

Schwadronen, welche er aus dem Boden zu stampfen gedachte, vollzählig zeigte.

Mit einer großen Flotte von 17 Schiffen, mit einer Begleitung von 1500 Männern, segelte Columbus 1493 zum zweitenmale über den Ocean hinüber. Jene Zahl war schon an und für sich zu groß. So viele Menschen in den armseligen Dorfschaften der amerikanischen Insulaner zu nähren, mußte große Schwierigkeiten haben. Die Portugiesen, als sie später das wirkliche Indien fanden, konnten allerdings so große und noch größere Mannschaften hinüber führen. Denn wenn sie nur eine Stadt gewannen, so hatten sie in nächster Nachbarschaft alles Nöthige in Fülle.—

In Amerika dagegen vermochten, seiner Natur nach, alle europäischen Ansiedelungen nur allmählich in Schwung zu kommen. Fast alle sehr großen Expeditionen, die man dahin gesandt hat, sind unglücklich ausgelaufen. Noch dazu aber waren unter jenen 1500 Männern mehr Krieger, als Ackerbauer, mehr thatenlustige Ritter als Arbeiter, Viele, die in den Feldzügen gegen die Mauren gedient hatten, und die sich vorstellten, auch drüben würde es wieder romantische Abenteuer zu bestehen, Städte zu erobern, glorreiche Schlachten auszufechten geben. An solche Verrichtungen waren sie gewöhnt, sie zu erwarten hatte Columbus selbst sie verleitet, da er Hispaniola viel größer geschildert hatte, als es wirklich war, „viel größer an Umfang, als ganz Spanien“, und da er hinter den hohen Bergen des Innern dieses Inselandes, die er auf seiner ersten Reise von weitem gesehen hatte, alle jene Dinge, Schlösser, Städte, Königreiche und Reichthümer auch wirklich zu finden hoffte.

Die Kunst, große Expeditionen für lange Zeit sorgfältig und genügend mit allen Bedürfnissen auszurüsten, hat man erst in neuester Zeit gelernt. Der dürftige und schlecht verpackte Proviant, den Columbus mitbekam, war bald zur Hälfte verdorben. Die Bewohner des gebirgigen Innern waren noch hülfsmittelloser, als die an der Küste. Das Beste wäre gewesen, von vornherein gleich große Striche des schönen, fruchtbaren Bodens mit europäischen Körnern zu besäen, und so zuerst die Existenz sorgfältig zu sichern. Aber auf ein so langsames Fortschreiten war der ganze Sinn der Spanier nicht vorbereitet. Sie wollten ja eben ohne zu säen ernten und auf einmal Großes erraffen.

Fast alle hinüber geführten Colonisten erkrankten, Hunderte starben, die neue Entdeckung verwünschend, in Noth und Elend dahin. Und auch die Uebrigbleibenden, denen vielfache Entbehrungen und ungewohnte Arbeiten aller Art zugemuthet werden mußten, verloren den Muth und wurden von der Sehnsucht nach der Heimath ergriffen.

Columbus fand so von vorn herein, da er als Regent eines neu zu schaffenden Colonialreichs auftrat, tausend Schwierigkeiten auf seinem Wege. Bei Ueberwindung derselben stand ihm am Meisten seine Eigenschaft als Fremdling und Italiener im Wege. Die stolzen spanischen Geistlichen und Ritter gehorchten ihm unwillig und schalten ihn, wenn er Arbeiten von ihnen verlangte, einen anmaßenden Parvenu. Wenn er sie, und auch sich selbst, alle auf gleiche Weise schmaler Kost unterwarf, so nannten sie dies unerhörte Tyrannei. Wenn er Unordnungen strenge und ohne Beachtung von Rang und Stand bestrafte, so schien ihnen dies rücksichtslose Härte eines Menschen, der spanische Gewohnheiten, Gerechtsame und Würden nicht kenne, obwohl doch etwas Gleichmacherei in der Natur eines neu zu begründenden Staates lag, und obgleich es von vornherein unmöglich war, europäische Rang- und Standesbegriffe in die neue Welt zu verpflanzen.

Wenn er seinen geliebten, achtbaren und tüchtigen Brüdern, Diego und Bartholomäus, den einzigen Menschen, denen er allein ganz vertrauen konnte, die wichtigsten Missionen übertrug, so betrachteten sich die Spanier als von einer ausländischen, italienischen Clique unterdrückt. Da Columbus selbst nach seinem ersten Vertrage mit den Königen von Spanien, einen Theil des Gewinnstes und der Revenuen, die Indien abwerfen würde, erhalten sollte, so sagten die Spanier, sie würden zum Privatvortheil des Columbus ausgebeutet, und sie müßten für seine Größe und sein Familienglück arbeiten.

Durch unermüdliche Anstrengung gelang es ihm einstweilen jedoch, eine einigermaßen genügende Ordnung zu schaffen. Er brachte eine Art Stadt und ein paar Forts zu Stande. Er schickte einige der Ungebuldigsten nach Spanien zurück. Er sandte auch, wenn gleich nur wenig Goldstaub, doch einen glänzenden Bericht über das, was er noch zu thun gedenke, dahin, und nachdem er seinen Bruder Diego als Statthalter eingesetzt und dazu angeordnet hatte, daß kleine Trupps in's Innere der Insel zur Recognoscirung und zur Herbeischaffung von Proviant streifen sollten, machte er sich wieder auf die Reise, um auf dem Wasserwege nun schnell das Land der Verheißung zu suchen, das er auf dem Festlande noch nicht gefunden hatte.

Er segelte nordwärts längs der Südküste von Cuba, die er auf einer langen und mühseligen Fahrt bis in die Nähe ihres westlichen Endes erforschte.*

Leuchtende Hoffnungen, goldene Träume von der chinesischen Provinz Hangu, die hier liegen müsse, von dem fabelhaften Priester Johannes, dessen auch in Afrika gesuchtes Reich vielleicht nun hier gefunden werden möchte, schwebten vor ihm her, und zeigten ihm den Weg durch das Labyrinth von Klippen und Sandbänken, das jene Seite von Cuba bedeckt. Dabei hatte er fortwährend mit so widrigen Winden und Stürmen zu kämpfen und seine körperlichen Strapazen so wie seine geistigen Aufregungen waren so heftig, daß er ihnen fast erlegen wäre. Als er sich auf der Rückreise seiner Pflanzstadt Isabella näherte, verfiel er in einen so großen Zustand von Kraftlosigkeit, in einen so heftigen Starrkrampf, daß seine Leute ihn schon als todt betrauerten und mit ihrem Admiral, der einer Leiche glich, in den Hafen einliefen.

Aber Columbus durfte in seinem Leben nie lange krank sein. Neue Sorgen und Geschäfte weckten ihn von dem Lager, auf das ihn die eben überstandenen geworfen hatten.

In Hispaniola war Alles in Verwirrung gerathen, die ausgesandten Entdeckertrupps der Spanier hatten sich in der Insel zerstreut und sich den größten Gewaltthaten und Ausschweifungen gegen die armen Indianer hingegeben, theils um ihre Habgier zu befriedigen, theils um ihrer wirklichen Noth abzuhelfen.

Die Indianer, welche anfangs die neuen Ankömmlinge als wunderbare Gäste verehrt hatten, waren enttäuscht, entsetzt, und hatten sich nun in einer allgemeinen Verschwörung zur Rettung ihres Vaterlandes vereinigt. Große Schaaren derselben waren gegen die kleinen Trupps der Spanier ausgestanden.

Digitized by Google

Auch nach Spanien, wo man nach seinen glänzenden Verheißungen auch sogleich glänzende Resultate erwartete, wo man aber statt siegreicher Eroberer nur abgemagerte und vergilbte Fieber-Kranke, Bettler und Mißmuthige zurückkehren sah, blickte nun Columbus mit Sorgen hinüber. Es verbreitete sich in Spanien sogar das Gerücht, der Admiral selber sei verschollen und scheine von seiner Reise nach Cuba nicht heimkehren zu wollen nach seinem Gouvernement Hispaniola, dem er schon seit einem halben Jahre den Rücken zugekehrt habe. — Und die Monarchen trafen daher alsbald Anstalt, in der Person eines gewissen Aguado einen königlichen Commissär mit außerordentlicher Vollmacht hinüber zu senden, damit er die den Umständen angemessenen Maßregeln ergreife. —

Kaum war es dem Columbus, der sich von seinem Krankenlager aufraffte, gelungen, Alles wieder zu beschwichtigen und auszusöhnen, eben hatte er den größten Theil der Insel erobert und dabei auch durch ein besonderes Glück einen reichen Golddistrikt entdeckt, so kam jener königliche Commissär Aguado in Isabella an.

Columbus eilte, ihn zu begrüßen, aus dem Innern herbei und entnahm nun sowohl aus den Versicherungen als aus dem arroganten Benehmen dieses Menschen, wie sehr der Credit seines ganzen Unternehmens in Spanien schon gesunken sein müsse, und wie wichtig es sei, daß er selber ein Mal hinübergehe, um dort den Muth von Neuem zu beleben.

Er traf dazu sogleich die nöthigen Vorkehrungen und setzte seinen Bruder Bartholomaeus als Statthalter auf Hispaniola ein.

Aguado hatte nur für den Fall, daß er den Admiral nicht in Hispaniola anträfe, den Auftrag die Zügel der Regierung zu ergreifen. Da dieser Fall nicht eintrat, so gingen nun beide nach Spanien zurück, um jeder in seiner Weise über den Zustand der Colonie zu berichten.

Columbus brachte zwei Schiffe voll mit Heimwehkranken, Unzufriedenen oder Strafsbaren nach dem alten Welttheile hinüber, und in dieser trübseligen Begleitung stieg er in Spanien an's Land, er selber mit sehr deprimirtem Geiste und wie ein bübender Pilger in das rauhe Gewand eines Franziskaner-Mönches gekleidet.

Ganz so schlimm, wie er es gefürchtet hatte, fand er die Dinge nun doch nicht. Seine Monarchen waren zwar der unergiebigen oceanischen Entrepriſe nicht mehr mit der früheren Begeisterung zugeneigt, hatten auch ihre ganze Aufmerksamkeit und den größten Theil der ihnen zu Gebote stehenden Gelder auf die Italienischen Angelegenheiten und auf die glänzende Vermählung ihres Sohnes Don Juan verwendet. Aber doch nahmen sie ihren Admiral huldvoll auf, bestätigten ihn in seinen Würden, verliehen ihm neue Gnaden, und boten ihm unter anderen auch als seinen Privatbesitz einen großen Strich Landes in Hispaniola mit der Würde eines Herzogs an, welches letztere Columbus jedoch die Klugheit und Bescheidenheit hatte, sich zu verbitten, um den Neid nicht noch mehr zu erregen. Er hat immer nur auf denjenigen Titel etwas gehalten, der am bezeichnendsten für seine ganze Thätigkeit war, und am innigsten mit der Aufgabe seines Lebens verknüpft war, auf das Prädicat: „Admiral des Oceans“ (Almirante del Oceano). Er unterzeichnete sich selbst immer: „der Admiral“. Und so schlicht weg nannten ihn auch die Spanier. — Es hatte sich eine Partei gegen den Columbus gebildet, zu der die vielen zurückgekehrten Gefängschen, Neider und Feinde, die er sich bei seiner Verwaltung gemacht hatte, die Elemente hergaben, und die sich zunächst um einige einflußreiche, ihm von Haus aus abgeneigte Männer und zuletzt um den ebenfalls nicht sehr phantasiereichen und nicht enthusiastischen, weit mehr staatsklugen, wirthschaftlichen und überlegsamen König gruppirten. Am meisten stand ihm der Mann im Wege, den der König gleichsam als seinen indischen Minister an die Spitze der Leitung aller oceanischen Angelegenheiten gestellt hatte, der Bischof von Burgos, der sparsame, stolze, allen Neuerungen und sich aufschwingenden Talenten abgeneigte Fonseca, mit dem Columbus schon gleich bei seiner zweiten Ausrüstung mehre ärgerliche Zwistigkeiten gehabt hatte.

Dieser Bischof Fonseca trübte das Leben des armen Columbus vielfach, leitete seine Maßregeln in mannichfaltiger Weise und stellte daher auch in allen Abtheilungen der indischen Verwaltung, so weit sein Einfluß reichte, Männer nach seinem Sinne an, das heißt Leute, die dem Columbus zuwider waren, seine Maßregeln bekritteiten, und ihm die königlichen Gnaden und Bewilligungen, welche durch ihre Hände gingen, so beschnitten und beknappt als möglich zumaßen.

Columbus mußte zwei Jahre lang in Spanien geduldig ausharren, bis endlich die Dinge wieder zu einer dritten Fahrt gereift waren. Aber selbst als hiezu die nöthigen Gelder und Vollmachten vom Könige erflossen waren, konnte er die eben so nöthigen Mannschaften nur durch eine höchst verderbliche Maßregel vollzählig machen. Er that den Vorschlag, daß man die zu harten Strafen verurtheilten Verbrecher begnadigen, und ihnen erlauben möge, in seine Dienste zu treten.

Dies geschah und die entleerten Gefängnisse füllten die Schiffe des Columbus. Es war das unseligste Mittel zu dem er zur Förderung seiner Zwecke greifen konnte.

Die vielen sittenlosen Charaktere, die er auf seiner dritten Fahrt mit hinüber nahm, machten ihm das Leben bald noch saurer, als die kriegerischen Ritter und Soldaten, die er bei seiner zweiten Reise mitgenommen hatte. Eben jene befreiten Verbrecher brachten bald darauf den Columbus selbst in's Gefängniß.

Seine dritte Reise glaubte er unter dem besonderen Schutze der heiligen Dreieinigkeit zu unternehmen, und als er nach einer langen Fahrt endlich im Westen wieder Land sah, da nannte er es das Dreieinigkeits-Land (Trinidad), so wie er auf seiner ersten Reise, die er unter dem besonderen Schutze des Erlösers unternommen zu haben glaubte, das zuerst erblickte Land dem Heilande geweihmet und San Salvador (die Heilands-Insel) genannt hatte.

Alle tiefen Gemüther scheinen dies Gefühl des Zusammenhangs mit der Gottheit zu haben. Der fromme Columbus glaubte, daß das Auge Gottes insbesondere auf ihm ruhe. Ohne jenen Glauben, ohne jenes in ihm so starke und ihn ganz dominirende Gefühl hätte Columbus überhaupt nicht die neue Welt, noch auch jetzt den großen Continent von Süd-Amerika entdeckt. Denn eben diesem gehörte sein Dreieinigkeitsland an.

Er sah die Ufer des neuen Landes zur Rechten und Linken weithin sich erstrecken. Mehr aber noch als dies

Digitized by Google

überzeugten ihn die Mündungen und Arme eines gewaltigen Süßwasserstromes (des Orinoco), die er gewahrte, davon, daß es ein weitläuftiger Continent sein müsse.

Er recognoscirte einige jener Mündungen, er fuhr nordwärts längs der Küste von Paria hinab, dessen Anblick, dessen Vögel- und Thierreiche, Triften und Wälder, dessen üppige Vegetation und wundervolles Klima ihn bezauberten.

Er segelte durch den Drachenmund und kam in einen Meeresbabschnitt voll Inseln, deren Bewohner einen Ueberfluß von Perlen besaßen. Perlen! schöne, echte und große Perlen, also auch dieses vielgepriesene und längst ersehnte Product des Orients war jetzt gefunden. Nun war Columbus frohen Muthes.

Nach diesen Anzeichen glaubte er bestimmt, er sei in der Nähe jener herrlichen asiatischen Südländer angelangt, die der Sitz und Fundort alles Dessen seien, was auf Erden herrlich ist. Er gerieth in enthusiastisches Entzücken und überließ sich wieder kosmographischen Speculationen, die wir jetzt vielleicht geneigt sind, phantastisch zu nennen, die wir aber, wenn wir uns auf den Standpunct des Columbus stellen, als Ausblühen seiner schöpferischen Phantasie und seines erfinderischen und stets jugendlich frischen Geistes um so mehr bewundern werden, wenn wir bedenken, daß er damals nichts weniger als ein Jüngling, sondern vielmehr schon fast ein Greis war. Den entdeckten Continent hielt er für eine der Vorbastionen des großen Asiens.

Da das Klima in diesen Gegenden ihm so lieblich erschien, die vielen Thiere so zahm, und wie es ihm bei dem ersten Zusammentreffen vorkam, auch die Bewohner des Landes so freundlich, so unschuldig, wie die Menschen des Paradieses waren, so glaubte er auch wirklich, er habe sich diesem nun genähert.

Den Orinoco hielt er für einen der großen Ströme, die nach der Meinung der Alten dem Paradiese entflößen, und dieses selbst, so vermuthete er, müsse irgendwo an den oberen Partien des Stromes liegen.

Weil er den Orinoco mit einer so außerordentlichen Wassermasse und mit so ungewöhnlicher Gewalt in's Meer hervorrauschen sah, und weil er auch überhaupt, nach einer ebenfalls allgemein unter seinen Zeitgenossen verbreiteten Vorstellung, sich einbildete, das Paradies müsse auf einer schönen, heiteren, wolkenlosen und dem Himmel benachbarten Höhe liegen, so glaubte er, der ganze vor ihm liegende Continent steige hier zu einer solchen Höhe hinan.

Die Erde, so meinte er nun, sei nicht sphärisch oder kugelrund, wie die Weisen bisher geglaubt hätten, sondern vielmehr birnenförmig, mit einer Spitze und — mit einem bauschigen dicken Ende. Dieses Letztere sei in der Umgegend von Europa, Africa und dem westlichen Asien. Das oben etwas abgeplattete und flache Spitz-Ende aber nun habe er hier erreicht. Auf seinem Gipfel läge das dem Himmel nahe Paradies. Von ihm flössen die vier großen Ströme der Welt herab, und einer derselben sei eben, wie gesagt, der Orinoco.

Leider erlaubte dem Columbus der schlechte Zustand seiner Schiffe es nicht, seine Entdeckung, die an und für sich glänzend war und ihm selber in einem noch viel glänzenderem Lichte erscheinen mußte, weiter fortzusetzen. Auch quälte ihn, mitten in seinen Träumereien, die Sorge um den Zustand seines Gouvernements auf Hispaniola, eine Sorge, die sich leider immer wie ein Bleigewicht an seine bestügelten Schritte heftete.

Wie sehr möchte man wünschen, er hätte sich ganz von diesen unglücklichen vicekönigllichen und Regierungs-Ideen befreien, und ausschließlich dem erhebenden und ruhmwürdigen Geschäfte des Entdeckers, für das er in so hohem Grade befähigt war, mit voller Begeisterung und ohne alle Beimischung von Gewinnsucht hingeben können!

Er fand in Hispaniola wieder Alles in völliger Auflösung und Verwirrung.

Zwei lange und traurige Jahre mußte Columbus, der meistens den Weg der Güte und Nachgiebigkeit einschlug, negociiren, auf der Insel hin- und her marschiren, bald diesen, bald jenen Rebellenbund sprengen, hie und da mit Strenge, sogar mit Hinrichtungen eingreifen, die Colonie, die er selbst mit Verbrechern überschwemmt hatte, wieder purificiren und zu Zeiten Nichtsnutzige und Bösewichter einfangen und nach Spanien zurückschicken.

Es gelang ihm endlich, die Factionen niederzuwerfen, alle Unzufriedenen entweder zu beseitigen oder zu versöhnen, die ganze Insel zu pacificiren und Alles wieder in einen einigermaßen leidlichen Zustand und Fortschritt zu bringen. Gerade aber, als er triumphiren wollte, und eben wieder anfing auf neue Unternehmungen zu sinnen, da kam, abermals sehr zur Unzeit, ein königlicher Commissarius mit außerordentlichen Vollmachten auf der Insel an.

Es war ein Unglück, daß man in Spanien von den trüben Ungewittern, die sich zu Zelten in Indien zusammenzogen, erst etwas erfuhr, wenn sie schon wieder beseitigt waren und daher häufig ganz unzeitige Maßregeln ergriff.

Viele der nach Europa zurückgeschickten Rebellen und der von Columbus abgesetzten Beamten hatten hier gegen den abwesenden Admiral und seine Brüder, die sich nicht vertheidigen konnten, ein lautes Klagegeschrei erhoben. In Fonseca's Partei fanden sie eine bereitwillige Unterstützung.

Mehre der Frechsten trieben sich in den Straßen der spanischen Städte in Bettlerkleidung umher, folgten sogar dem Wagen des Königs und der Königin, wenn sie ausfuhren, und schrieen laut: „man möchte ihnen doch Brod geben und den ihnen zukommenden Sold, welchen der Admiral ihnen vorenthalte und in seine eigene Tasche stecke, auszahlen."

Die beiden jungen Söhne des Columbus, welche Pagen bei der Königin Isabella geworden waren, verfolgten sie eben so, wenn sie sich öffentlich zeigten, mit Beleidigungen, und schrieen: „Seht da! dies sind die Söhne des italienischen Verräthers, der vorgegeben hat, Indien für unsern König zu entdecken, und der dort die Spanier, Bürger wie Edelleute, vor Hunger umkommen läßt!" —

Es war kein Wunder, daß der König und die Königin am Ende auf den Gedanken kamen, Columbus verstehe die Sache nicht recht, und den Entschluß faßten, einen Untersuchungsrichter dahin zu senden. Leider aber wählten sie dazu einen (gelinde gesagt) sehr unvorsichtigen Menschen, den Don Franzisco de Bobadilla, und ertheilten ihm auch eine sehr unvorsichtige Vollmacht, in der es hieß: daß Bobadilla Alles gehörig untersuchen und nach Billigkeit entscheiden, und daß er das Recht haben solle, jeden, den er schuldig fände, wer es auch immer sei, zu arretiren, und denselben, wenn er es für den königlichen Dienst nöthig fände, aus der Insel fortzuschaffen.

Digitized by Google

Mit dieser gefährlichen Autorität ausgerüstet langte nun Bobadilla gerade in dem Augenblicke in Hispaniola an, in welchem Columbus, wie gesagt, eben damit zu Stande gekommen war, wieder einen gedeihlichen Fortschritt in den Gang der Dinge zu bringen. Bobadilla berief den Admiral vor sein Tribunal, der, stets gehorsam gegen die Befehle seiner Könige, wie früher auf Aguado's Ruf, sofort aus dem Innern herbeieilte.

Dies Mal aber war es fast so gut für ihn wie ein Todesstreich. Bobadilla, ein der Herrschaft völlig ungewohnter Mann, von der Größe des königlichen Vertrauens ganz aufgeblasen, hielt den Columbus von vornherein für schuldig, und das Erste, was er that, war, daß er Befehle gab, den verdienstvollen und in großartigen Bestrebungen ergrauten Admiral, ohne ihn anzuhören, in's Gefängniß zu werfen, und zugleich ihn, der weder auf Widerstand noch auf Flucht dachte, vielmehr sich seinen Feinden selber, freiwillig, geduldig und gehorsam überlieferte — in Ketten zu legen; — — auf demselben Boden und in demselben Lande in Ketten zu legen, das er durch seine Berechnungen und Gehirnanstrengungen gewissermaßen erfunden, und das er aus der Finsterniß, — gleichsam aus dem Nichts, — herausgearbeitet und an's Tageslicht gebracht hatte, wie ein Bildhauer eine Statue aus einem rohen Blocke. —

Bobadilla übernahm unter dem Zurufe der Wüstlinge, Verbrecher und Libertins, von denen die damalige Hauptstadt von Hispaniola, St. Domingo, schwärmte, die Zügel der Regierung, und ließ sofort ein Schiff unter dem Commando eines gewissen Capitäns Villejo in Bereitschaft setzen, um das in seine Hände gefallene Opfer nach Spanien zu schaffen.

Columbus war, wie ich schon oft sagte, ein sehr gewissenhafter und bescheidener Mann, und ein höchst loyaler Unterthan. Seine Bescheidenheit ging so weit, daß sie ihn zuweilen zur Zaghaftigkeit führte, wie z. B. damals auf seiner zweiten Rückreise, da er sich der Küste, Spanien's im Gewande eines Büßers näherte. „Ich habe viele Schuld auf mein Haupt gehäuft;“ „Ich habe unzählige Versehen und Fehler begangen;“ diese Aeußerungen kommen wiederholt in seinen Schriften vor.

Da er jetzt auf einmal seine Hände auf königlichen Befehl mit Ketten angethan erblickte, war er sich zwar keines Verbrechens bewußt, aber es entsank ihm bei diesem Schlage doch in so hohem Grade der Muth, daß er nun glaubte, es sei völlig mit ihm aus, und es überfiel ihn der Gedanke, seine Feinde und Mißgönner möchten ihm sogar nach dem Leben trachten.

Als ihn daher der besagte Capitän Villejo aus dem Gefängnisse abholte und in's Schiff bringen wollte, blickte er ihn, jenes Verdachtes voll, scharf an, und richtete die Worte an ihn: „Villejo! — wohin führst Du mich?“ — „Auf's Schiff, Ew. Herrlichkeit,“ antwortete der Gefragte. „Sprichst du die Wahrheit, Capitän?“ fragte noch einmal der Admiral, welcher dennoch fürchtete, es ginge zum Tode. „Bei meinem Leben!“ antwortete der ehrliche, gutherzige Seemann, „so wie ich sage, so ist es!“ —

Auf der Sonnenhöhe des Glücks, wie in dem Stande der tiefsten Erniedrigung, da zeigt sich am meisten, was in der Seele eines Menschen ist, und welchen Halt er in sich selber findet. Columbus hat sich immer in beiden so entgegengesetzten Situationen würdig bewährt. —

Und den alten ruhmvollen Admiral, den der Papst schon „seinen geliebten Sohn Christophorus,“ den Andere „einen Apostel des Herrn“ genannt hatten, in Ketten an Bord des Schiffs des Villejo zu sehen, ist fast ein ebenso interessantes, auf der einen Seite zwar höchst betrübendes, auf der andern aber fast eben so erhebendes Schauspiel, wie das des griechischen Weltweisen im Kerker zu Athen.

Wie „das bescheidene und freundliche Lächeln“, das nach Las Casas auf der Höhe des Triumphes stets sein Angesicht umschwebte, eine hinreichende Bürgschaft war, daß er das Glück ertragen konnte, so giebt es auch in diesem Falle mehre Hindeutungen, die uns erkennen lassen, wie Columbus die Ketten ertrug.

Das schönste Zeugniß von seiner edlen, milden und mäßigen Gesinnung, von dem Gleichgewichte, das seine Seele mitten in diesem argen Drange behielt, legen seine eigenen Briefe, die er mit dem Elfen an der Hand an Bord seines schwimmenden und glücklicher Weise von sehr günstigen Winden rasch nach Spanien hinübergetragenen Gefängnisses schrieb, und die uns, als eine unschätzbare Hinterlassenschaft eines Mannes, der Vielen zum leuchtenden Beispiel dienen könnte, noch aufbewahrt sind.

Zuerst richtete er seine Gedanken an eine achtungswerthe und edle Frau, an Donna Juana de la Torre, eine Hofdame, die einst Amme oder Aufseherin des spanischen Thronerben Don Juan gewesen war.

„Da bin ich denn nun, meine werthe Dame,“ so heißt es in diesem Briefe, „nach so vielen Anstrengungen so weit herabgekommen, daß Niemand so niedrig ist, der sich nicht berechtigt glaubt, mich beleidigen zu dürfen. Wenn ich ganz Indien, statt es entdeckt und meinem Könige übergeben zu haben, geplündert und zerstört, wenn ich es den Mohren und Ungläubigen überliefert hätte, sie hätten mir nichts Aergeres anthun können, als sie jetzt gethan haben.“

„Sie hegten mir einen so wunderbaren Charakter auf, daß ich glaube, wenn ich auch lauter Kirchen und Hospitäler baute, sie würden dieselben Diebes- und Räuberhöhlen nennen.“

„Wer hätte solche Dinge für möglich halten sollen, in einem Lande wie Spanien, wo sonst immer so viel Großherzigkeit gefunden wird.“

„Aber der Tag wird kommen, wo die Welt es dem zur Tugend anrechnen wird, welcher nicht seine Beistimmung zu dem mir aufgelegten Schimpfe gegeben hat, denn die Dinge, welche ich vollbracht habe, sind der Art, daß sie von Tag zu Tag in der Schätzung der Menschen noch gewinnen müssen.“

„Ich mag allerdings Fehler begangen haben, aber wenn dies der Fall ist, so weiß ich doch gewiß, daß ich sie ohne die Absicht Unrecht zu thun beging, und ich denke, daß meine Könige mir dies glauben werden, wenn ich es sage. Sie werden, so hoffe ich, alles in einer gerechten Wage abwägen, so wie es nach der heiligen Schrift am Tage des Gerichtes geschehen wird, wo auch das Ueble und das Gute, das wir hatten, gegen einander abgewogen werden.“

„Könnte ich nur einmal meine Königin von Angesicht zu Angesicht schauen, so traute ich wohl mich von allen Anschuldigungen zu reinigen. Die Hülfe, die ich immer in un-

Digitized by Google

serm Heilande und in meiner Königin gefunden habe, hat mir allein die nöthige Kraft und Ausdauer gegeben, und ich möchte herzlich wünschen, daß ich dazu beitragen könnte, sie ein wenig den tiefen Schmerz vergessen zu machen, welchen der Tod des Prinzen Don Juan ihr verursacht hat."

Man sagt, daß die Königin über diesen Brief, der ihr noch eye Columbus selbst erschien, mitgetheilt wurde, Thränen vergossen habe.

Auch der zweite Brief, den der Admiral in Ketten an Bord des Schiffes schrieb, ist, obwohl in einer andern Weise abgefaßt, doch nicht minder charakteristisch und merkwürdig. Er ist an die Beherrscher Spanien's selbst gerichtet, denen er meldet, was ihm geschehen ist. Er ist sehr kurz, ohne Klage, stellt ganz lakonisch die Anfsummirung seiner Verdienste und die Schilderung des ihm zu Theil gewordenen Lohnes neben einander.

Seine Hauptstelle lautet so: „Als ich zur Entdeckung der neuen Welt ausfuhr, waren meine Verheißungen zwar nicht gering, aber auch nicht eitel. Dahin verordnete mir unser Heiland den Weg. In sieben Jahren vollbrachte ich ihre Eroberung nach göttlichem Willen."

„Ich habe dabei meine Jugend und Kraft eingebüßt, und am Ende auch mein Recht und meine Ehre. — Jedoch nicht außerhalb Castilien, wo man meine Thaten würdigen und mich beurtheilen wird als einen Capitän, der von Spanien bis Indien Alles erobert hat."

„Jetzt, am Ende meines Lebens, bin ich meines Vermögens und meiner Ehre beraubt worden. Ohne alle Ursache. Und man hat dabei weder Gerechtigkeit noch Mitleiden walten lassen. Auch nicht Mitleiden, sage ich! Doch hiermit will ich nicht auf Ew. Hoheiten deuten, denn Ew. Hoheiten haben dabei keine Schuld, und ich verbleibe stets ihr getreuer Unterthan und Vasall Columbus."

Als Columbus wirklich als Gefangener in Cadix ankam, und mit Ketten belastet an's Ufer stieg, fiel dies auf einmal allen Spaniern auf's Herz. Die Empörung über diese schreiende Behandlung des gepriesenen Entdeckers war allgemein.

Auch am Hofe war die Entrüstung und das Bedauern groß. Niemand schien nun zu begreifen, wie dies hätte so kommen können. Der König befahl, daß man den Admiral sofort in Freiheit setze, und schrieb an ihn selber einen äußerst huldvollen Brief.

Auch lud man ihn gleich nach Hofe ein, und nahm ihn mit vielen Entschuldigungen und Gnadenbezeugungen auf, that auch alles Mögliche, um seine Wunden zu heilen — so viel man mit freundlichen Worten dies konnte. Auch die Absetzung des Mörders seiner Ehre und des Räubers seines Vermögens, des Bobadilla, wurde alsbald beschlossen.

Aber hiermit erreichte auch der Erguß der Tröstungen seine Grenzen. Völlig in seine Rechte und Stellen rehabilitirt wurde Columbus jetzt nicht, und auch bis zu seinem Tode nie.

Man sandte an die Stelle des unwürdigen Bobadilla nicht den Columbus, dem man sie zu seiner Genugthuung hätte zurückgeben müssen, sondern den Don Nicolas de Ovando, einen Spanier von hoher Geburt (der freilich seinem Amte völlig gewachsen gewesen zu sein scheint). Man gab dem Ovando fast alle die Titel, Würden und Vollmachten, die dem Columbus gebührt hätten, und rüstete ihn mit einer großen Flotte und zahlreichen Armee und mit allen dienlichen Hülfsmitteln so reichlich aus, wie man den armen Columbus nie ausgestattet hatte.

Dieser mußte sich mit freundlichen Versprechungen begnügen, daß dies alles nur unter den jetzigen Umständen geschehe, daß er aber schließlich, wenn Ovando in einiger Zeit alles in Ordnung gebracht, selber wieder in seine Würden einrücken solle. Doch dies „schließlich" kam nie.

Die Bitterkeiten, die Columbus schon jetzt erfahren hatte, wären hinreichend gewesen, einen Menschen von nicht so elastischem Geiste gänzlich niederzudrücken.

Aber das lebhafte und sanguinische Temperament dieses Mannes ließ ihn nicht lange sich brütender Verzweiflung hingeben. In einer Richtung behindert, brach es wieder in einer andern durch. Da seine Antillischen Inseln ihm nun vorenthalten wurden, so ergriff er den Plan, die hinter ihnen liegenden Gegenden weiter zu erforschen.

Er hoffte hier ganz neue und unerhörte Dinge an's Licht zu bringen. Vielleicht mochten ihn zunächst die glänzenden Entdeckungen, welche die Portugiesen unterdeß ausgeführt hatten, und die Alles, was er gethan, zu überstrahlen und in Schatten zu stellen drohten, dazu reizen.

Vasco da Gama und Cabral hatten das von Columbus westwärts gesuchte Indien mit allen seinen wirklichen und erträumten Schätzen gegen Ende des Jahrhunderts gefunden.

Von ehrenvoller Eifersucht gestachelt, drängte es ihn nun, doch dies Indien, das er noch immer seinen Antillen sehr nahe glaubte, von der andern Seite durch ein offenes Meer zu erreichen.

Nachdem er endlich den Hof für seine neue Unternehmung willig gestimmt hatte, segelte er den 9ten Mai 1502 mit einer Flotte von Cadix ab, die ganz und gar seiner allerersten Ausrüstung ähnlich war. —

Wieder hatte er nur einige wenige — (vier) — kleine Schiffe zu kommandiren. Wieder begleiteten ihn nur etwas mehr als 100 Leute. Wieder war er ohne Würde und ohne Vermögen. Auch suchte er wieder, von dem erste Mal, das noch nicht gefundene eigentliche Indien, und endlich hatte er wieder, wie das erste Mal, Arabische Dolmetscher an Bord. —

Zwar war er jetzt 10 Jahre älter als damals, den Siebzigen ganz nahe, und noch dazu von vielfachen Anstrengungen nicht nur, sondern auch von manchen giftigen Pfeilen des neidischen Schicksals getroffen.

Aber Columbus war ein alter Löwe, sogar noch mit gebrochener Kraft unüberwindlich, und selbst als Greis von innerem Jugendfeuer glühend. Was er körperlich und geistig auszuhalten im Stande gewesen ist, hat er fast nirgends in höherem Grade gezeigt, als auf dieser seiner vierten, abenteuerreichen Reise, deren Details ich hier leider übergehen muß, und die schließlich damit endete, daß Columbus mit seinen wurmzerfressenen Schiffen bei der damals noch wüsten Insel Jamaica auf den Strand lief, ohne Indien und die Meerenge dahin gefunden zu haben. —

Der kranke, vom Alter, von Strapazen und von Körperschmerzen niedergebeugte Löwe Columbus glich während seines Aufenthaltes auf jenen alten, wurmzerfressenen Schiffswracks an den ungastlichen Küsten von Jamaica, dem an die

Digitized by Google

Felsen des Kaukasus geschmiedeten Lichtbringer Prometheus. Die barbarischen Indianer machten ihm das Leben so schwer wie seine eigenen ungehorsamen Leute.

Es war dies im Anfange des Novembers 1504, und nun hatte Columbus nur noch anderthalb Jahre zu leben, oder vielmehr zu dulden und zu ringen. Wie jede seiner früheren Reisen und Verwaltungs-Perioden in Indien so hatte ihm auch der letzte Aufenthalt daselbst wieder neue Feinde erweckt, und diese auch nach Spanien geführt.

Fonseca stand noch immer an der Spitze der Indischen Verwaltung, deren Zügel er sowohl zum Schaden des Columbus, als auch später des Cortes und anderer edelmüthigen Entdecker leider beinah 30 Jahre in Händen behalten hat.

Er und andere Männer reichten mit ihren Verbindungen bis an den Hof des kaltsinnigen Ferdinand, der ihnen ein nur zu williges Ohr lieh, und der ohne dies selbst schon des Admirals überdrüssig geworden war. —

Es fehlte dem Columbus am Hofe zwar nicht an einigen alten, treuen Freunden. Aber leider verlor die ihn dort fördernde Partei eben jetzt ihren Vereinigungspunkt, ihr Haupt und ihren vornehmsten Schutz, die gerechte und gütige Königin Isabella nämlich, die von vornherein dem Columbus so viel Vertrauen gezeigt und seinen Verdiensten stets eine völlige Würdigung zu Theil werden zu lassen gestrebt hatte, — gerade jetzt, wo ihm dies Alles in seinem hinfälligen Alter und in seiner Krankheit am meisten von Nöthen gewesen wäre. —

Noch in demselben Monate (November 1504), in welchem Columbus in Sevilla ankam, und von den unerhörten Strapazen seiner letzten Reise auf's Krankenlager geworfen wurde, gab jene edle Königin, gleich ihm durch schwere Sorgen und Unglück gebrochen, ihren Geist auf.

Auf Erden hatte Columbus nun keinen Patron mehr, zu dem er vertrauensvoll aufblicken konnte. Er fühlte, daß sein eigenes Leben sich dem Ende zuneigte, und es erfüllte ihn nun, im Hinblick auf seine Söhne und Brüder, mehr als je der nagende Kummer um den Verfall seiner weltlichen Angelegenheiten, um die Beraubung seiner Privilegien und Gerechtsame und um die Vorenthaltung seiner Einkünfte.

Auf ihn und auf die Durchsetzung seiner so äußerst gerechten Sache hofften eine Menge anderer Menschen. Da waren erstlich seine jungen Söhne Diego und Fernando in der Blüthe ihrer Jahre, die ihr Glück auf das seine bauten. Da waren seine trefflichen Brüder Bartholomäus und Diego, die auch nichts in der Welt hatten, wenn er nichts bekam.

Er hatte viele treue Anhänger, Diener und Freunde, denen er Versprechungen gemacht hatte. Selbst noch die Matrosen und Piloten, die auf der letzten Reise so Vieles mit ihm gelitten hatten, wurden vom König, der da sagte, daß diese Reise von geringem Vortheil gewesen sei, schlecht belohnt. Columbus wollte sie, wenn man ihm sein Recht gewähre, großartig belohnen.

Schon vor sieben Jahren hatte er in seiner königlichen Weise ein feierliches Document über seinen letzten Willen und über die Stiftung eines Familien-Majorats aufgesetzt, in welchem er in Erwartung einer bald reicheren Ergiebigkeit seiner Revenuen, für alle jene Dinge und Fälle mit großer Umsicht und Pünctlichkeit gesorgt hatte.

Er hatte dies Document nicht nur als den Eckstein der Größe und des Ruhmes seines eigenen Hauses, als die Basis der Wohlfahrt seiner Söhne und Brüder betrachtet, er hatte darin auch Wohlthaten ausgetheilt, seine Vaterstadt Genua, und die Nothleidenden und Armen in derselben bedacht.

Alle diese Dinge, Wohlthaten und Stiftungen, mußte er als hohle und nichtige Pläne und fast als lächerliche Entwürfe, die auf Sand gebaut wären, ansehen, wenn er nicht noch die Bestätigung seiner Rechte erleben könnte.

Außerdem aber empfand er tief, daß bei der zwischen ihm und seinem Könige obschwebenden Frage seine ganze Ehre auf dem Spiele stehe.

Man enthielt ihm auch noch geradezu seine Würden, seine vicekönigliches Titel, seine Befugnisse zur Verwaltung seiner Länder vor, da er doch von vornherein ganz ausdrücklich nur unter dem Zugeständniß dieser Würden, die er als seinen äußern Schmuck und gleichsam als seinen Kranz betrachtete, die ganze Unternehmung hatte beginnen wollen.

Man muß den Columbus, um ihn recht zu verstehen, und um den ganzen Kummer seiner letzten Lebensmonate zu begreifen, wie einen König ansehen, der für seine Krone und seinen königlichen Namen bei Mit- und Nachwelt streitet, man muß ihn als einen Triumphator betrachten, der mit seinen Ehrenzeichen angethan in's Grab steigen wollte, den man aber derselben noch vorher zu berauben trachtete.

Von Körperschmerzen geplagt, lag er während des ganzen Winters 1504—5 in Sevilla darnieder, und da er selber nur von Ferne durch Correspondenz seine Angelegenheiten fördern konnte, so sandte er seinen Sohn Diego an den Hof, um dort für ihr gemeinsames Familien-Interesse zu wirken.

Uns sind die Briefe, die er von seinem Krankenlager aus an Diego schrieb, um ihm mit Rath und Ermahnungen beizustehen, noch aufbewahrt. Da er am Tage nie von Schmerzen frei war, componirte er diese Briefe meistens des Nachts mit vieler Mühe.

Die Rathschläge, die er seinem Sohne darin giebt, sind immer die eines guten Vaters und zugleich eines Unterthans, der trotz aller ihm zu Theil gewordenen Mißachtung eine seltene Loyalität bewahrt. Er ermahnt ihn wiederholt zur treuen Ergebenheit an den König, der das Haupt der Christenheit sei, und von dem er selbst auch noch immer Gerechtigkeit erwarte. Er fordert ihn zum Gebete für das Seelenheil der guten verstorbenen Königin auf.

Er empfiehlt ihm die Sorge für seinen jüngeren und unerfahrenen Bruder Fernando. „Ich freue mich," sagt er einmal, „daß dein Bruder Fernando ein solcher ist, wie du ihn nöthig hast. Er ist dein einziger Bruder. Zehn Brüder würden für dich nicht zu viel sein. Merke dir, mein Sohn, was ich sage: daß ich in meinem Leben keine besseren Freunde gehabt habe, als meine Brüder."

Columbus war am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn wieder in dieselbe Stellung gerathen, in welcher er sich beim Beginn derselben befand, in die Stellung eines sehr eifrigen Briefe und Bittschriften-Verfassers. Aber Alles war umsonst. — Es regte sich kein Lüftchen. — Die Sache kam nicht von der Stelle. — Und als endlich der Frühling 1505 und mit ihm eine vorübergehende Besserung der Krankheit eintrat, machte sich der alte Admiral selber auf die Reise. Im

Digitized by Google

Winter hatte er vergebene Verſuche dazu gemacht. — Er konnte in keiner Weiſe das Reiten auf Pferden, auf denen man damals in Spanien allein reiſen durfte, vertragen. Der König geſtand ihm endlich zu, daß er ausnahmsweiſe ſich eines Maulthieres bedienen dürfe, was ſonſt in Spanien unterſagt war.

Man lehrte ihm, für den man die Straßen hätte ebnen ſollen, für jenes eine Maulthier, das er ſich übrigens mit ſeinem eigenen Gelde noch kaufen mußte, dankbar zu ſein.

Und ſo unternahm der altersgraue Admiral, den ſonſt Aeolus und ſeine Windgötter mit vollen Segeln raſch und gehorſam über den Ocean hinüber und herüber geführt hatten, ſeine letzte Reiſe auf einem Mauleſel, mühſelig auf- und abklimmend, über die harten Felsflächen Eſtremadura's und über die rauhen Sierren von Toledo und Guadarrama nach dem Norden Spanien's, nach Segovia, wo damals der Hof reſidirte, und wo der berühmte Entdecker der neuen Welt ganz ſtill und unbeachtet einzog, und ſich in einem kleinen Wirthshauſe einquartirte. Er hatte ja kein eigen Haus und Dach.

„Dies iſt mein hartes Schickſal," ſchreibt er ſelbſt in einem ſeiner Briefe, „daß ich bis zu dieſem Tage, nach zwanzig Dienſtjahren, die ich mit ſo viel Gefahr und Mühe überſtanden habe, noch nichts beſitze, was ich mein Eigenthum nennen kann."

„Mein Geiſt iſt matt, mein Leib iſt krank, und Alles, was ich hatte, oder was meine Brüder beſaßen, iſt von uns genommen. Ich bin in der That buchſtäblich in einer ruinirten Lage. Bisher habe ich zuweilen über Andere geweint, mag der Himmel mir nun ſelber gnädig ſein, und möge die Erde über mich weinen. Ja, traure über mich, wer noch etwas Mitleiden, Wahrheit und Gerechtigkeit in ſeinem Buſen fühlt."

In der Zeit, als Columbus dies ſchrieb, hatten ſeine Entdeckungen ſchon angefangen, recht ergiebige Quellen von Einkünften und Reichthümern zu werden. Schon manches mit Gold reich befrachtete Schiff war jetzt aus Hiſpaniola zurückgekommen.

Schon viele Coloniſten waren jetzt als wohlhabende Leute nach Spanien heimgekehrt, und dem Columbus und ſeinem erfinderiſchen Geiſte allein, der nun ſo große Noth litt, hatten ſie ihre Wohlhabenheit zu danken.

Ovando und ſeine Beamten ſaßen als wohlbeſtallte Regenten in Hiſpaniola in den Aemtern, die Columbus nach ſeinen Capitulationen entweder ſelbſt einnehmen, oder nach ſeinem Gutdünken zu beſetzen völlig berechtigt ſein ſollte. Auch konnten ſie jetzt dort nur deswegen Lorbeeren ernten, weil Columbus ihnen die Wege geebnet und die ganze Kindheits- und Sturmesperiode, wie ſie jede neue Colonie (ſelbſt bei der weiſeſten Führung) zu beſtehen hat, durchgemacht hatte.

Sie ſchalteten und walteten in Indien viel willkührlicher als er, und verfuhren mit ſo rückſichtsloſer Härte gegen die völlig niedergeworfenen Indianer, wie Columbus nie.

„Nie denke ich", ſo ſchrieb er damals, „an Indien, an Hiſpaniola, an Paria und die anderen ſchönen Länder, die ich entdeckte, ohne zu trauern."

„Mir ſcheint es, daß die Spanier jetzt nur dahin reiſen, um ſie auszuplündern, und daß man ihnen auch erlaubt dies zu thun, zum großen Schaden meiner Ehre. Denn einſt wird man ſagen, daß ich Dieben und Räubern den Weg nach der neuen Welt gezeigt habe." —

„Welche unwürdigen Nachfolger giebt man mir in dem edlen Geſchäfte der Entdeckung. Aber allerdings iſt die Sache jetzt leicht, da ich die Wege einmal gezeigt habe. Jetzt giebt es ja keinen Mann in Spanien, bis zu den Schneidern herab, der nicht meint, er könne ein Entdecker werden, und dem man nicht auch die Erlaubniß gäbe." —

König Ferdinand ſcheint wenig Mitleiden mit dem Columbus empfunden zu haben. Er war ihm großen Dank ſchuldig. Und hiermit iſt vermuthlich der ganze Schlüſſel zu ſeinem Benehmen gegeben. Nur edelmüthige und liebenswürdige Charaktere entledigen ſich ihrer großen Verpflichtungen in frommer Weiſe.

Columbus erſchien dem Könige als ein zudringlicher Gläubiger. Hätte dieſer ſeine Rechnung mit ihm nach dem Buchſtaben der urſprünglichen Verträge vollkommen auf's Reine bringen ſollen, ſo hätte er ja, ſo zu ſagen, halb Indien wieder herausgeben müſen. Columbus wäre jenſeits des Oceans faſt ſo groß geweſen, wie König Ferdinand diesſeits. Es mochte dem Könige ſo vorkommen, als wäre ſein Admiral gewiſſermaßen ſein Nebenbuhler. —

Er nahm ihn zwar in Segovia ſcheinbar ſehr freundlich, höflich und gnädig auf, er gab ihm mehrere Audienzen, ließ ſich ſeine letzte Reiſe und ſeine Entdeckungen des goldnen Cherſoneſus vortragen, und hörte ſeinen Schilderungen die, wie immer in glühende Farben getaucht waren, aufmerkſam zu, — lauſchte auch vielleicht, mit ſtiller Verwunderung, vielleicht mit einem ſpöttiſchen Lächeln, — wenn der alte, kranke Admiral, in dem zuweilen das Gefühl ſeiner früheren Kraft und Begeiſterung wieder aufflammte, ihn verſicherte, „er wolle ihm noch Dienſte verrichten, welche hundertfältig alle ſeine früheren Leiſtungen übertreffen ſollten, wenn ſeine Hoheit ihn nur wieder in ſeine Aemter und Ehren einſetzen wollten." —

Der König lobte nach ſolchen Unterredungen ſogar den Columbus, verſicherte ihn, er erkenne ſeine Verdienſte an, machte auch allerlei Propoſitionen darüber, wie man die Sachen definitiv ordnen könne, und ſchlug Schiedsrichter vor, welche darüber entſcheiden ſollten. Er nahm ſogar die von Columbus erwählten Schiedsrichter an, und überhaupt, — ſo ſagt Las Caſas, — „je mehr Columbus und ſeine Freunde ſupplicirten, deſto freundlicher antwortete der König." —

Nur eins bat Columbus inſtändig, daß die Sache recht ſchnell entſchieden werden möchte. „Ich glaube daß die entſetzliche Hinhaltung und Verſchiebung meiner Angelegenheit und die Sorge darüber die Hauptурſachen meines üblen Befindens ſind." —

Aber eben gerade in dieſem Punkte der Schnelligkeit war Ferdinand zähe. Seine Richter gaben keinen Ausſpruch von ſich, und er ſelber that keinen Machtſpruch.

Seufzend ſagte endlich Columbus: „es ſcheint mir, ich kämpfe mit dem Winde." — Und ſeine Kräfte ſchwanden raſch dahin. Er konnte, am Ende gänzlich an's Bett gefeſſelt, nicht mehr zu Hofe gehen. Er zog ſich nach Valladolid, in der Nähe von Segovia, zurück.

Der letzte Strahl der Hoffnung fiel hier auf ſein Todtenbett, als er vernahm, daß die Tochter ſeiner geliebten

Digitized by Google

Königin Iſabella, die Königin Donna Juana mit ihrem Gemahl D. Felipe I. in Caſtilien, ihrem Erblande, gelandet ſei, und an ſie ſchrieb er ſeinen letzten Brief, worin er ſie als ihr treuer Vaſall und Unterthan begrüßte.

Wenige Wochen ſpäter, nachdem ſein Bruder Bartholomaeus mit dieſem Briefe abgereiſt war, that der alte Admiral ſeine letzten Athemzüge.

Einige Stunden vor ſeinem Tode ſammelte er ſich noch einmal und ſetzte ſeinen allerletzten Willen in einem Codicill auf, das in den meiſten Puncten ſein früheres Teſtament beſtätigte.

Man ſollte denken, daß er wohl am Ende in dieſen äußerſten Lebens-Momenten ſein prachtvolles Majorat, mit allen ſeinen Punctationen und Beſtimmungen, das er in dem erſten Teſtamente ſo ſorgfältig und zierlich ausgearbeitet hatte, wie etwa ein Goldſchmidt eine Königskrone, jetzt nach ſo vielen fehlgeſchlagenen Verſuchen, nach ſo bitteren Täuſchungen, wie eine glänzende Seifenblaſe aufgegeben haben müßte.

Allein ſo feſt und zähe hing dieſer Mann an den Dingen, die er ſich einmal vorgenommen hatte, oder die er als ſein Recht betrachtete, daß er dies nicht that, vielmehr über alle Renten ſeines noch in der Luft ſchwebenden Majorats noch einmal eben ſo verfügte wie das erſte Mal.

„Freilich“, ſetzte er, als erinnere er ſich, daß er über lauter noch nicht exiſtirende Dinge verfüge, einige Male wie in Parentheſe hinzu, „freilich iſt die Rente meines Majorats gar nicht bekannt, und läßt ſich noch nicht in Zahlen faſſen. — Mein guter Bruder Don Diego braucht aus meinem Majorate jährlich nur 100,000 Maravedis zu bekommen, weil er Prieſter geworden und in der Kirche verſorgt iſt. Aber freilich kann ich ihm auch dieſe 100,000 Maravedis nicht ganz genau zuſagen, weil ich bis jetzt, wie geſagt, noch keine beſtimmte Rente weder gehabt habe, noch habe. Sollte aber die Rente ſich bedeutend vermehren, ſo bitte und ſage ich meinem Sohne Diego, daß er mir ein Vergnügen machen werde, wenn er auch meinen Brüdern ihr, von mir ihnen beſtimmtes, Einkommen vermehren will.“ —

Noch einmal gedachte er in dieſem Codicill ſeines Vaters, ſeiner Mutter, ſeiner längſt verſtorbenen Frau und ordnete Seelenmeſſen für ſie an.

Einen beſonders zarten Artikel widmete er auch der Mutter ſeines illegitimen Sohnes Fernando, der Donna Beatrix Enriquez in Cordova, die er einſt in der Zeit, da er noch in Spanien als verſpotteter Träumer herumwanderte, gekannt und geliebt hatte.

„Ich empfehle ſie als eine Perſon, der ich ſehr verſchuldet bin, meinem Sohne und Erben, und trage ihm auf, daß er für ſie ſorge, ſo daß ſie ſtandesgemäß leben könne. Möge er dies reichlich und großmüthig thun, zur Erleichterung meiner Gewiſſensſchuld, die ſchwer auf meiner Seele laſtet. Den Grund davon ſchreibe ich hier nicht nieder.“

Auch kommt in dieſer letzten Schrift des Columbus nicht eine Spur von Bitterkeit gegen ſeinen König vor, der doch nicht ſowohl, wie er es hätte ſein können, der Stern des Heils auf allen ſeinen Lebenswegen, als nur zu oft die Klippe, an der ein großer Theil ſeiner Beſtrebungen ſcheiterte, geweſen war. Vielmehr ſchärfte er, als ein unerſchütterlich und bis in den Tod, ja bis zum Märtyrertode getreuer Vaſall ſeinem Sohne ein: „er habe zu wiſſen, daß er mit der Rente dieſes Majorats, die er ſtets ſorgfältig pflegen und vermehren müſſe, ſo wie mit ſeiner Perſon und ſeinem ganzen Vermögen zu dienen habe, — dem Könige ſeinem Herrn, und dem Wachsthum der Chriſtlichen Religion. —“

Hätte Ferdinand einen ſo muſterhaften Vaſallen nicht doch in ſeinen letzten Momenten beſuchen, hätte er ihm nicht wenigſtens auf ſeinem Sterbebette den Siegerkranz überreichen und die Beſtätigung aller ſeiner Ehren, Privilegien und Gerechtſame, die ihm doch bald darauf von einem ſeiner ihn verurtheilenden Gerichtshöfe, nach einem ungünſtig für ihn ausgefallenen Prozeſſe abgedrungen wurden, freiwillig ſchicken ſollen?! —

Aber er that es nicht. Und zagend, trauernd, fern von ſeinem Könige, wie verſtoßen, von keinem der Spanier, die durch ihn groß geworden waren, beſucht und getröſtet, nur von ſeinem Sohne Diego und einigen treuen Dienern bis zum letzten Erlöſungs-Momente unterſtützt, gab Columbus endlich ſeinen Geiſt auf.

„In manus tuas, Domine, commendo Spiritum meum,“ das ſollen ſeine letzten Worte geweſen ſein. — Es war dies am 20 Mai 1506. —

Seiner irdiſchen Hülle hat man nachher bei den verſchiedenen Beerdigungen und prunkvollen Verſetzungen, die ſie im Laufe von 300 Jahren erfuhr, faſt mehr Ehre erwieſen, als ihm ſelber, da er noch lebte. Denn ſie wurde erſt in Valladolid, dann mit vielen Ceremonien in Sevilla, darauf in St. Domingo, und endlich in neueſter Zeit mit großem Pompe in Havanna beigeſetzt. Und dort im Mittelpuncte der von ihm und erworbenen Neuen Welt ruht noch heutigen Tages die Aſche dieſes großen Mannes. —

Die Vendetta (Blutrache) in Corſica.

Reiſeerinnerung von Julius von Wickede.

Es iſt ein ungemein charakteriſtiſches Land, dieſe Inſel Corſica, und je mehr ich mit den Eigenthümlichkeiten der dortigen Bewohner bekannt wurde, deſto weniger beklagte ich unſern Schiffbruch, der mich ſtatt nach Smyrna, an ihre Felſenküſte geſetzt hatte. Eindrücke nahm ich hier auf, die ich nie wieder vergeſſen werde, und hat mein vieljähriges Reiſeleben in allen Gegenden Europa's mich auch ſchon gar mancherlei erfahren und beobachten laſſen, an meinen Aufenthalt in Corſica werde ich doch ſtets mit beſonderem Vergnügen zurückdenken. Welch entſchiedenen Charakter auch zeigte nicht ſchon von Außen die Wohnung unſeres alten Wirthes Pasquale Giovannolli, unweit des wilden Thales von Bizzavona, der zuerſt uns armen Schiffbrüchigen ſo gaſtliche Aufnahme gewährte, und bei dem ich und mein Ge-

Digitized by Google

führte, der vielgediente polnische Capitän, es uns dann über 14 Tage so überaus wohl sein ließen. Fast wie ein kleines Castell des Mittelalters, ganz mit hohen Ringmauern umgeben, die unteren Fenster dazu noch stark vergittert, mit einer Art von Wartthurm zum Ausfingen an der Seite, und alles dies von festen Felsquadern erbaut, lag das ganze, weitläufige Gebäude auf dem Gipfel, eines Hügels, unter dem Schatten riesiger Kastanienbäume und schlanker Pinien von seltener Höhe. Es hätte gleich eine Belagerung aushalten können, und jedem Angriff, der nicht von schwerem Geschütze unterstützt gewesen wäre, kühn getrotzt, so stark in seiner Anlage und wohlerhalten in ihrer Ausführung war das ganze Gebäude. Mehr oder weniger glichen aber alle Wohnungen der wohlhabenderen Landbesitzer in dem Thale von Bizzavona, der wildesten Gegend der ganzen Insel, dieser Burg unseres Gastfreundes, und man sah es denselben an, daß sie dazu eingerichtet waren, einen plötzlichen feindlichen Ueberfall abzuwehren. Der „Vendetta“ (Blutrache) wegen, diesem Erbübel Corsica's, sind alle diese Wohnungen so fest angelegt, denn jede angesehene Familie in dieser Gegend ist entweder schon in der Vendetta verwickelt gewesen, oder kann täglich erwarten, daß dies aus irgend einem Grunde noch geschehen wird. Es ist ein wildes, jähzorniges, rachsüchtiges Geschlecht, was auf dem Theil der Insel, der gegen Ajaccio zu liegt, wohnt, denn auf der anderen Seite, gegen Bastia zu, sind die Sitten ungleich milder und die Gemüther weniger rachsüchtig. Gegen Fremde, die ihre Sitten nicht beleidigen und besonders ihre Eifersucht nicht reizen, gastfrei, ehrlich und ganz entfernt von jener bettelhaften Zudringlichkeit, die man im übrigen Italien so häufig findet, leben die einzelnen Familien unter sich häufig in der wüthendsten Feindschaft. Die langen, spitzen Dolchmesser sitzen dann gar lose in den rothen Wollenschärpen; der kurze Karabiner, der den corsischen Landmann nie verläßt, und in Haus und Hof, Feld und Wald, fast beständig ihm über die Achsel hängt, wird gar leicht abgefeuert, und blutige Mordthaten gehören daher nicht zu den Seltenheiten, sondern zu den gewöhnlichen Vorkommenheiten. Durchschnittlich an 200 Morde, fast alle nur der Vendetta wegen, geschehen alljährlich auf dieser Insel, deren Bevölkerung lange noch nicht 300,000 Seelen zählt. Was hilft es, wenn die französischen Behörden auch mit aller Kraft diese schreckliche Sitte der Blutrache, die oft ganze Familien vernichtet, auszurotten streben, wenn die Gend'armen und die Soldaten des Bataillons der „mobiles corses“ dem entsprungenen Mörder auch auf das Eifrigste nachspüren; an dem beharrlichen, zähen Widerstand, den ihnen die Landbevölkerung des östlichen Corsica's stets entgegensetzt, scheitern fast immer diese Bemühungen. Kein echter Corse wird je einen Mord der Behörde anzeigen, keiner die Hülfe derselben dagegen in Anspruch nehmen, oder gar die Diener des Gesetzes in ihren Bemühungen unterstützen, wenn diese die flüchtigen Verbrecher, die gewöhnlich in die „Macchia“ (Buschwald) auf den unzulänglichen Höhen flüchten, verfolgen wollen. Theilen doch selbst die Mädchen diese wilde, trotzige Gesinnung, haben doch sie auch eine gleiche Abneigung gegen Alles, was Gesetz heißt. Unser Wirth Pasquale Giovannolli, so ganz der echte corsische Bergbewohner, obgleich er noch die letzten Kriege von 1813—15 unter den Fahnen seines großen „compatriota Napoleone“ mitgefochten hatte, besaß z. B. als einziges Kind eine Tochter, Paolina, die soeben erwachsen sein mochte. Es war ein schönes, kräftiges Mädchen, so eine wahre Corsentochter, deren Wesen etwas ungemein Interessantes und Charakteristisches zeigte. Das ziemlich von der Sonne gebräunte Gesicht hatte edle, streng antike Formen, obgleich die starken, etwas zu nahe an einander gehenden Augenbrauen demselben ein zu finsteres Gepräge verliehen, als daß man es eigentlich anziehend nennen konnte. Die vollen, schwarzen Haare wurden vorne von der „Mandille“, einem brennend rothen Tuche, welches fast wie ein Turban um den Kopf gewunden ward, bedeckt, während ein eng anliegendes Gewand von feinem, braunem Wollenstoffe den üppigen und dabei doch schlanken und kräftigen Körper umschloß. Von einer so stolzen, wirklich imponirenden Haltung war dabei das Mädchen, daß eine Königin sie darum hätte beneiden können, und selbst die gewöhnlichsten häuslichen Geschäfte, denen sie sich stets unterzog, obgleich der Vater ein, nach corsischen Verhältnissen, sehr wohlhabender Mann war, wußte sie mit großem Anstand zu verrichten. Wenn sie den antik geformten, großen Henkelkrug von blaugrünem Thon mit der einen zierlichen Hand auf dem Kopfe haltend, des Morgens vom Brunnen kam, um uns frisches Wasser zum Frühstück zu holen, glich sie in ihrer ganzen Gestalt ungemein einem Mädchen aus der altmorgenländischen Geschichte, wie wir solche bisweilen auf den Bildern unserer besseren Historienmaler finden. Gegen uns Fremde war diese Paolina sehr freundlich und dienstfertig, dabei aber doch von einer so stolzen Zurückhaltung, daß sie uns unwillkührlich fast imponirte. Von selbst fing das schöne Mädchen nie ein Gespräch an, beantwortete aber alle an sie gerichtete Fragen in fließendem, sehr wohlthuendem Italiänisch, klar und verständig, dabei aber möglichst kurz und nie viel unnöthige Worte machend. Wie ganz anders in den meisten Gegenden Italien's, wo die Dorfmädchen, wenn man nur erst etwas mit ihnen bekannt ist, es so sehr lieben, sich mit dem Fremden in heiterem, arglosem Geplauder zu ergehen, und besonders viele neugierige Fragen an denselben zu stellen. Auch lachen und singen habe ich Paolina nie gehört, wie ich mich denn überhaupt gar nicht erinnere, jemals in der ganzen Gegend von Bizzavona irgendwie einen singenden oder nur pfeifenden Menschen angetroffen zu haben. Ueberall, bei Alt und Jung, Mann und Weib dieser finstere, trotzige Ernst. Wie tief aber die Abneigung gegen Alles, was Gesetz heißt, auch bei dieser Paolina war, zeigte sie uns einst auf recht charakteristische Weise. Es war die Rede auf eine Mordthat gekommen, die erst vor wenigen Tagen in einem benachbarten Dorfe, unweit Savignano, vorgekommen, wo ein junger Bursche seinem begünstigten Nebenbuhler ohne Weiteres den Dolch in die Brust gestoßen hatte, und dann, wie fast immer nach solchen Thaten der Fall, in die Macchia geflüchtet war. Gar nicht erstaunt oder gar empört über diese Begebenheit schien Paolina, die uns dieselbe auf unsere Aufforderung näher erzählte. Als wir sie aber fragten, was denn die Gerichte zu diesem Falle sagen würden, und ob man diesen schon die Anzeige davon gemacht und die Gend'armen zur Verfolgung des Mörders ausgesandt habe, da sah sie uns zuerst ganz verwundert an, und konnte gar nicht recht den Sinn dieser Frage verstehen, bis wir dieselbe nochmals wiederholten. Wie blitzten da aber von Zorn förmlich ihre dunklen Augen, und sie rief: „Ah, madonna, was

Digitized by Google

geht die Sache die Behörden an. Könnt Ihr denn glauben, Signori, daß wir hier bei Bizzavona jemals wegen der Vendetta eine Anzeige machen werden? Per dio mio, das thun nur die feinen Herren in Bastia, die nicht Muth genug haben, die Sache selbst unter einander auszufechten; wir hier in den Bergen sind uns allein genug und brauchen so einem maledetto guttatore (verfluchten Spieler) von Beamten nicht Nachricht zu geben."

Und doch mußte Paolina selbst unter dieser blutigen Sitte der Vendetta leiden, wie wir zufällig einige Zeit darauf zu erfahren Gelegenheit hatten. Es war einige Tage später, daß ich aus Schmerz in meinem Arm, der mir bei unserem Schiffbruch durch den Fall einer Axe sehr zerquetscht war, nicht recht zur schlafen konnte, und, des fruchtlosen Umherwälzens auf dem Lager müde, an das offene Fenster ging, die herrliche, milde Mondscheinnacht, die über der ganzen Gegend ausgebreitet lag, zu genießen. Ich mochte kaum eine kurze Weile so gestanden haben, als ich einen jungen, schlanken Burschen wie verstohlen um die Mauer, die unser Gebäude umgab, herumschleichen sah. Plötzlich blieb er dem Fenster der Kammer, in der Paolina schlief, gegenüber stehen, und ließ einen leisen Eulenruf, wie ihn das Käuzchen, das oben in dem Gipfel der Pinie neben dem Hause saß, häufig ertönen ließ, zweimal kurz hintereinander, und dann wieder nach einer etwas längeren Pause noch einmal hören. Es schien dies ein verabredetes Signal zu sein, denn gleich darauf machte Paolina ihr Kammerfenster auf und wehte mit einem weißen Tuche heraus. Der heimliche Liebhaber schien hierauf nur gewartet zu haben, denn mit großer Behändigkeit erkletterte er die Hofmauer, und stand bald unter dem Fenster selbst, aus dem ihm Paolina nun eine Strickleiter zuwarf, an der er rasch heraufkletterte und sich dann mit den Händen an dem eisernen Gitter vor dem Fenster festhielt. Verwehrten nun auch die Gitterstäbe ihm den Eintritt zu der Geliebten selbst, so waren sie doch weit genug von einander, um den Köpfen Durchlaß zu gestatten, so daß die Lippen der Liebenden sich finden konnten. So viel ich mit meinem kleinen, scharfen Handfernglas in dem hellen Mondschein erkennen konnte, war es ein sehr stattlicher Bursche, wohl werth, der „amato" (Geliebte) der schönen Corsin zu sein. Auf den schwarzen Locken saß gar keck das spitz geformte, rothe Baretto, welches die corsischen Landbewohner fast durchgehends tragen, während eine kurze, dunkle Jacke, mit halb aufgeschlitzten Aermeln und vielen blanken Knöpfen, um den Leib durch eine rothe, wollene Schärpe zusammengehalten, enge, dunkle Kniehosen, Sandalen und lederne Kamaschen, die bis zur Hälfte der kräftigen Waden reichten, seinen übrigen Anzug bildeten. Wie stets bei einem Bewohner dieser Gegend, hing ein kurzer Karabiner ihm über den Rücken, während aus dem Gürtel der metallene Lauf einer Pistole und ein Dolchgriff hervorblitzten. Trotz seiner gewiß sehr unbequemen Stellung, denn die Strickleiter war so schmal, daß er nur mit einem Fuße zu gleicher Zeit darin stehen konnte, blieb der junge Liebhaber doch gewiß eine halbe Stunde oben am Kammerfenster so schweben und schien mit seiner Geliebten in eifrigem Gekose begriffen zu sein, als plötzlich ein zwar leiser, aber doch durchdringender Pfiff hinter einer Pinie her ertönte. Es war das Warnungszeichen eines treuen Gefährten, der dort Wache stand, denn wie er das Signal hörte, ließ sich der Corse blitzschnell an dem Stricke herunter und war wenige Augenblicke darauf in dem nahen Gebüsche verschwunden. Eile schien aber ihm auch dringend nothwendig gewesen zu sein, denn bald darauf kam ein Trupp von 4—5 Menschen, alle auch in der Landestracht gekleidet, die Karabiner schon im Arm, wie zum Schießen bereit, angelangen, die eifrig die Gegend um das Haus herum durchsuchten. Sie schienen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht zu haben, denn ich konnte noch bemerken, wie sie lebhaft mit den Armen gegen einander gestikulirten und in heftigem Streit begriffen zu sein schienen, worauf sie dann je zu Zweien sich vertheilten und bald hinter den Bäumen verschwanden. Ich blieb neugierig noch längere Zeit am Fenster, hinter dessen Vorhang ich mich gestellt hatte, so daß man mich von Außen nicht gut entdecken konnte, stehen, um eine weitere Entwicklung abzuwarten, allein da sich weder etwas hören noch sehen ließ, so suchte ich dann auch mein Lager wieder auf, einige Stunden Schlaf noch zu genießen.

Paolina, die am andern Morgen unser Frühstück besorgte, wie sie solches immer zu thun pflegte, sah so ernst und gleichgültig aus, daß man ihr das Rendezvous der letzten Nacht nicht im Mindesten anmerken konnte. Dabei lag etwas so Stolzes und Imponirendes in dem ganzen Wesen des Mädchens, daß ich es gar nicht wagte, sie über das, was ich belauscht hatte, zu fragen oder gar Späße darüber zu machen, wie ich es bei jedem andern Mädchen unzweifelhaft gethan hätte. Zufällig erfuhr ich aber einige Tage später, daß dieselbe einen „amato" (Liebhaber), den wilden, trotzigen Sohn eines Gutsbesitzers in dem nahen Dorfe Bivannio habe. Der hätte nun vor einigen Monaten das Unglück gehabt, wie man in dieser Gegend sagt, in heftigem Zorne einem andern jungen Burschen seinen Dolch so zwischen die Rippen zu stoßen, daß er daran verschieden sei. Um der Vendetta zu entgehen, sei dieser junge Geronimo nun in die Macchia geflüchtet, und einige Betteren des Ermordeten machten nun wieder Jagd auf ihn, um ebenfalls ihn zu tödten. „Blut für Blut" ist ja der Wahlspruch der Bewohner des Thales von Bizzavona. Dieser Amato nun war es, den ich gesehen, wie er sich heimlich und mit großer Lebensgefahr an das Haus geschlichen hatte, um mit der Geliebten einige Stunden zu verkosen, und die übrigen Burschen, die später kamen, waren seine feindlichen Verfolger. Uebrigens sagte man uns aber, wenn nicht jetzt schon ein Zusammentreffen stattfände, so sei Hoffnung, daß die Vendetta ohne neues Blutvergießen gesühnt werden könne. Es seien nur Vettern und keine Brüder des Ermordeten, welche die Rache übernommen, und diese könnten eher einen Vergleich eingehen, ohne sich an ihrer Ehre zu vergehen, was hingegen bei Brüdern nicht gut möglich sei. Der heilige Padre Antonio, der im Forste von Bizzavona wohne und wegen seiner Frömmigkeit in unbedingtem Ansehen bei der ganzen Landbevölkerung stehe, habe sich der Sache auf dringendes Bitten der Paolina, die sein Beichtkind sei, angenommen, und es sei zu hoffen, daß er einen Sühnungsvergleich zu Stande bringe. Ob dies nun geschehen, oder ob Geronimo auch der Vendetta zum Opfer gefallen ist, vermag ich nicht zu sagen, da ich die Insel früher wieder verließ, und seitdem nichts wieder über die ganze Sache erfahren habe. — Uebrigens sollten wir selbst vor unserer Abreise aus der Gegend von Bizzavona Augenzeugen der Ven-

Digitized by Google

detta sein, und sehen, mit welcher Leidenschaftlichkeit dieselbe ausgeübt wird. Mein Gefährte, der schon erwähnte alte, polnische Capitän, und ich hatten einen schönen Morgen, wenige Tage vor unserer Abreise dazu benutzt, um zu Pferde einen größeren Abstecher nach den Vorbergen des Monte renoso, des höchsten Berges von ganz Corsica, zu machen. Lange schon hatte mich der mit Schnee bedeckte Felsengipfel, der über 8000 Fuß hoch in den blauen Himmel hineinragte, von Weitem angezogen, um nicht zu wünschen, bevor ich noch gänzlich aus dieser Gegend schied, ihn auch aus größerer Nähe, in seiner ganzen Erhabenheit bewundern zu können. Ein paar der zwar nur kleinen und etwas plump aussehenden, sonst aber ungemein ausdauernden und besonders auch im höheren Gebirge sehr sicher gehenden Pferde, deren unser Wirth Pasquale Giovannolli einige 20 Stück auf seiner Wiese frei herumlaufen hatte, waren zu diesem Ritt für uns gesattelt worden, und da der Alte durch verschiedene häusliche Geschäfte selbst am Mitreiten verhindert war, so hatte er uns einen seiner Hirten zum Führer mitgegeben. Es war ein munterer, frischer Bursche von kaum 20 Jahren, fast ganz nach Sitte der Hirten in ungegerbte Ziegenfelle gekleidet, der auf seinem kleinen, ungesattelten Hengst, der nur einen Strick statt des Zaumes im Maul hatte, auf den engsten und gefährlichsten Bergwegen, wo jeder Fehltritt den Sturz in den Abgrund nach sich ziehen konnte, so unbesorgt, als ritte er auf der breitesten Chaussee, vor uns hertrabte. In dem Innern der Insel findet man überhaupt nur sehr wenige Straßen, und wer in derselben eindringen will, muß ziemlich schwindelfrei sein und sich unbesorgt dem sicheren Gange seines Pferdes anvertrauen. Man kann dies aber auch mit ziemlicher Sicherheit thun, denn so gewandt und vorsichtig, wie nur ein Maulesel es thut, wissen die kleinen, corsischen Bergpferde im Gebirge herumzuklettern und sich die sichersten Stellen der steilen Felsenwege auszusuchen. So ritten wir denn auch sehr unbesorgt einher und achteten weiter nicht viel darauf, wenn auch der Weg an einzelnen Stellen so schmal war, daß unsere Füße auf der einen Seite oft hoch über dem Abgrund herabbaumelten. Auch einige ziemlich tiefe und reissende Felsenbäche mußten wir passiren, und da es natürlich an Brücken hier gänzlich fehlte, konnten dieselben nur durchritten werden, wobei wir freilich nicht zu vermeiden vermochten, uns etwas nasse Füße zu holen, so sehr wir auch dabei die Beine an den Sattelknöpfen hoch heraus zogen und uns gegenseitig über die komische Reiterfigur, die wir beide dann in solchen Augenblicken machten, auslachten. Wer so verwöhnt ist, daß er nasse Füße oder ähnliche dergleichen Unbequemlichkeiten fürchtet, der sollte überhaupt nie das Innere der Insel Corsica bereisen. Mein Gefährte und ich waren freilich durch vieljähriges Kriegs- und Wanderleben abgehärtet genug, um auf so etwas nicht viel mehr zu achten. Bewundernswürdig war übrigens, mit welcher Geschicklichkeit unsere kleinen Hengste auf den glatten, lose liegenden Steinen in den Betten dieser wild daherstürmenden Berggewässer festen Fuß zu fassen vermochten, so daß sie niemals auch nur im mindesten stolperten oder wankten.

Es war übrigens ein herrlicher Morgen, den wir uns zu unserm Ausfluge ausgesucht hatten, und da der Weg oft von wirklich großartiger Schönheit sich zeigte, so gewährte der Ritt uns viel Vergnügen. Prächtig war der dichte Wald, durch den unser Pfad uns oft führte, und besonders Pinien, so groß, wie ich sie noch nie gesehen hatte, standen daselbst dicht mit Lärchen-, Eichen- und Ahornbäumen in den schönsten Gruppen vereinigt. Dazwischen grünten und blühten wieder viele Myrthen, Oleander, und Rosmarinbüsche, die mich so sehr an die Wälder des Atlas-Gebirges in Algerien erinnerten, wie denn überhaupt auf Corsica schon eine sehr südliche Vegetation herrscht. Ein angenehmer Wohlgeruch quoll dabei aus all diesen Blüthen und Blumen, und gleich ausgestreuten Perlen auf grünem Grunde glänzten die großen, klaren Thautropfen, die von der Tagesonne noch nicht verzehrt waren, auf den Blättern und Blumenkelchen. An manchen Stellen des Weges, wo der Forst sich etwas lichtete, trat dann plötzlich der hohe Koloß des Monte Renoso mit seinen wilden, furchtbar zerklüfteten Felsen so dicht uns vor die Augen, daß die einzelnen Zacken und Zinnen ganz deutlich zu erkennen waren. Wie aus flüssigem Silber gegossen, so glänzend weiß schimmerte die mit vielem Schnee noch bedeckte Kuppe in den tiefblauen Himmel hinein.

Ungefähr 3 Stunden mochten wir wohl schon so fortgeritten sein und stets freuten wir uns der wechselvollen Scenerie des Weges, als wir bei einem einsam im Walde liegenden Gebäude anlangten. Fast glich dasselbe in seiner Bauart dem Wohnhause des Pasquale Giovannolli, doch war es lange nicht so groß, und namentlich auch nicht so wohl erhalten und gut gepflegt in seinem Aeußeren, wie dieses, sondern sah sehr verwahrlost und verfallen aus. Viele Menschenfüße mußten dasselbe nicht betreten, denn vor der Hausthür wucherte Gras und Unkraut in üppigem Wuchs, und man konnte nirgends recht die Spuren des Bewohntseins erkennen. Das Ganze machte einen öden und unheimlichen Eindruck, und sah so recht aus, wie ein Gebäude, dessen Insassen einst schwere Schuld begangen oder tiefes Unglück zu ertragen hatten.

„Es wohnt nur noch der alte Arrighi dort," antwortete uns der Führer auf unsere Fragen, wem dies Haus denn gehöre, und sah sich dabei förmlich scheu um, als könne dieser Mann seine Worte hören. „Die ganze Familie ist schon der Vendetta wegen zusammengeschossen worden, allein der Alte hat sich auch furchtbar gerächt und soll von den Rophelli's, mit denen er in Vendetta liegt, allein 4 Stück getödtet haben. Noch vor einigen Monaten ist der Vater der Rophelli's, mit einer Kugel gerade im Herzen, oben in seinem Weinberge todt gefunden worden, und die kann kein Anderer abgefeuert haben, wie dieser maledetto gettatoro (verfluchter Spieler) von Arrighi. Jetzt passen ihm aber die beiden einzigen Söhne des Erschossenen tüchtig auf, und fällt er denen in die Hände, corpo di bacco, dann ist sein Leben auch keinen Scudo mehr werth; denn der Jose und der Pasquale sind gar tüchtige Bursche, die ihren Karabiner wohl zu führen, und was recht ist, schon zu thun wissen." Weitere Auskunft gab uns über diesen Fall unser Führer nicht, wie denn die Corsen, ganz im Gegentheil von den übrigen Italiänern, fast immer sehr schweigsam und verschlossen sind, und es oft Mühe kostet, sie zum Reden zu bringen.

Wir mochten uns wohl kaum eine Viertelstunde von diesem verfallenen Hause entfernt haben, als ein Mann auf einem kleinen, grauen Bergklepper uns entgegen kam. So viel man schon aus der Ferne erkennen konnte, schien der-

Digitized by Google

selbe sehr vorsichtig und besorgt vor einem feindlichen Ueberfall zu sein, denn, wie gleich zum Anschlage bereit, lag sein Doppelkarabiner auf dem Sattelknopf, und alle Augenblicke hielt er auch sein Pferd an, und schaute gleichsam spähend in den Wald hinein, bis er dann wieder weiter ritt. Ein großer, grauer Wolfshund, von der bösen und starken Race, wie man solche auf der Insel Corsica findet, folgte seinem Herrn. Wohl noch an 50 Schritte mochte dieser Reiter, in dem unser Führer schon aus der Ferne den alten Arrighi erkannt hatte, wie er uns erzählte, noch von uns ab sein, als er plötzlich sein Pferd anhielt und den Karabiner schnell zum Schuß an die Backe riß. Er hatte aber noch nicht den Schuß gethan, als es plötzlich hinter dem Stamm eines großen Kastanienbaums hervorblitzte, der Reiter noch einige Secunden im Sattel hin- und herschwankte und dann todt zu Boden stürzte. Kaum war übrigens dieser erste Schuß gefallen, da sprang mit wüthendem Gebell der Wolfshund auf den Baum los, hinter dem der Schuß gefallen war. Einige Sätze aber hatte das treue Thier kaum gemacht, so krachte es zum zweitenmale, und tödtlich verwundet wälzte dasselbe sich in seinem Blute. So unerwartet und schnell ging diese ganze Scene aber vor sich, daß wir im ersten Augenblick kaum wußten, was da geschah, und unwillkührlich fast unsere Pferde anhielten. Nur einige Secunden dauerte natürlich aber diese Ueberraschung, dann jagten wir schnell nach dem Orte hin, wo der Mord geschehen war, und der Erschossene neben dem Pferde, das ruhig stehen geblieben war, auf dem Boden lag. Bevor wir aber noch bei demselben ankamen, denn es floß noch ein schmaler Bach dazwischen, durch den wir etwas langsamer und vorsichtiger reiten mußten, war der Schütze selbst hinter dem Baume hervorgesprungen und an sein blutiges Opfer herangetreten, um dessen Todeswunde näher zu untersuchen. Dem Hund, der tödtlich getroffen zu sein schien, denn er konnte nicht mehr von der Stelle sich rühren, gab er zuvor noch einen derben Schlag mit dem Kolben des Karabiners auf den Kopf, der ihn vollends tödtete. Es schien, als ob dies aus Mitleid geschehen sei, damit das Thier nicht unnöthiger Weise noch länger zu leiden haben sollte.

Unser Führer, der voraus war, sprang, bei der Leiche angekommen, sogleich vom Pferde und schüttelte dem Mörder sehr vertraulich, ja selbst herzlich die Hand, die so eben den tödtlichen Schuß gethan hatte. Es schien wirklich, als ob auch er sich über denselben freue und dem Schützen etwas Verbindliches über sein gutes Treffen sage, so lebhaft und gleichsam erfreut sprach er mit demselben. Als wir selbst auf dem Platze ankamen, grüßte uns der Thäter mit der stolzen, aber sonst höflichen Weise, die der Corse gegen Fremde fast immer beobachtet, schien dabei aber wirklich gar nicht verlegen zu sein, daß wir ihn bei seiner That überrascht hatten. Es war ein noch sehr junger Bursche, der kaum 20 Jahre alt sein mochte, ganz wie die mehr wohlhabenden Landbewohner dieser Gegend gekleidet. Sein Gesicht war sonst regelmäßig, ja selbst einnehmend, hatte aber in diesem Augenblick noch einen so unbeschreiblichen Ausdruck von Wildheit, ja selbst Blutgier, und die Freude über die so eben glücklich befriedigte Rachsucht spiegelte sich so lebhaft in demselben ab, daß es wirklich unheimlich aussah. Und hätte sein Opfer zehn Leben gehabt, mit Freuden gewiß hätte derselbe sie ihm genommen, so wild sah der junge Corse aus. Um uns kümmerte er sich nach der ersten höflichen Begrüßung nicht mehr im mindesten, und sprach auch weiter kein Wort mit uns; sei es, daß er unsere an ihn gerichteten Fragen, warum er ein solches Verbrechen denn verübt hätte, wirklich nicht verstehen konnte, oder auch nur nicht verstehen wollte. Er reinigte sehr ruhig seinen Doppelkarabiner, lud dann die beiden Läufe desselben mit Kugeln, zog darauf ein Dolchmesser aus dem Gürtel und schnitt der Leiche, die schon ganz starr und bewegungslos mit dem Gesichte auf der Erde dalag, eine lange, graue Locke ab, die er gleichsam als Siegeszeichen mit einem stolzen Lächeln, was auf einen Augenblick über sein Gesicht flog, einsteckte, schüttelte noch unserem Führer die Hand, indem er einige Worte, die ich nicht verstand, mit ihm wechselte, lüftete dann wie zum Gruß gegen uns leicht sein rothes Barretto, und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein, wo er bald darauf unseren Blicken entschwand. Es war mir wirklich einen Augenblick der Gedanke gekommen, ob es nicht am Ende unsere Pflicht sei, uns des Mörders zu bemächtigen und ihn den Gerichten zu überliefern, und ich hatte auf Deutsch leise diese Ansicht meinem Gefährten, dem polnischen Hauptmann zugeflüstert. Der aber schüttelte entschieden verneinend den Kopf und meinte: „Lassen wir das, und mischen wir uns ja nicht in die Sitten des Landes, wir haben sonst nur viele Unannehmlichkeiten, aber nicht den mindesten Dank davon.“ Er hatte auch Recht, wie mir bald vollkommen klar wurde, denn sich auf Corsica in die Vendetta hineinzumischen ist ein sehr gefährliches Ding, was für einen Unberufenen leicht ungemein übel ausfallen würde. Uebrigens hätte sich der Thäter auch wahrscheinlich gar nicht ohne blutigen Kampf von uns festhalten lassen, da er gut bewaffnet war, und unser Führer sich entschieden mehr auf seine wie auf unsere Seite geschlagen hätte. Der Bursche äußerte nämlich ganz unverhohlen seine Befriedigung über diesen Mord und sagte: „Seht Ihr, daß der Pasquale Rophelli doch ein tüchtiger Kerl ist, der es dem alten Arrighi noch zuletzt gegeben hat, nachdem der ihm schon Vater und Brüder erschossen. Jetzt ist die Vendetta aus, denn von diesem Arrighis-Haus ist nur noch eine Tochter übrig, die schon lange im Kloster lebt. Ich freue mich dieser Rache, denn ich gehöre so etwas mit zur Familie der Rophelli's, wenn auch nur weitläufig,“ schloß er seine Rede. Wir kehrten jetzt den Leichnam, der auf dem Bauche lag, um, um sein Gesicht zu sehen. Es waren harte, sehr markirte Züge in demselben, denen auch der Tod nichts von ihrem trotzigen Charakter genommen hatte, und der Mann sah so aus, als wenn er im Leben auch wohl mehr Feinde wie Freunde gehabt haben mochte. Der Schuß war ihm übrigens gerade durch das Herz gegangen, so daß er augenblicklich den Tod gehabt hatte, und aus der ungemein kleinen Wunde sickerte noch das Blut auf den grünen Rasenboden, und färbte denselben mit rothen Arabesken. Unser Führer brachte nun die Leiche wieder in ihre frühere Lage, machte ein Kreuz aus zwei Baumstäben, die er mit Gras zusammenband, und legte es auf den Kopf derselben, dann zäumte er das Pferd des Erschossenen, das unterdeß ruhig stehen geblieben war, ab, so daß es bequem grasen konnte, und forderte uns dann zum Weiterreiten auf. Er sagte uns, es sei Sitte, daß auf die Leichen der in der Vendetta Getödteten ein solches Kreuz gelegt würde und sie blieben dann von allen Vorübergehenden unberührt und besonders auch

Digitized by Google

ungeplündert liegen, bis die Verwandten, oder wo diese fehlten, die Gemeinde ein feierliches Begräbniß auf dem Kirchhofe veranstalteten. Jeder Vorübergehende würfe übrigens auch noch ein Kreuzlein auf solche Leichen und bete einige Pater noster für das Seelenheil des Ermordeten, wie auch der Ort selbst später durch ein Kreuz bezeichnet würde. Solche Kreuze kann man übrigens in Corsica an gar vielen Stellen der Wege finden.

Dieser Vorfall, von dem wir Augenzeugen gewesen waren, hatte uns etwas verstimmt, obgleich meinem alten Hauptmanne und mir in unserem vielbewegten Wanderleben schon längst jede allzugroße Sentimentalität abgewöhnt war, und wir verfolgten unseren weiteren Weg nicht mehr in der heiteren, unbefangenen Laune, wie anfänglich. Mag man auch noch so vielen wilden Scenen im Leben schon beigewohnt haben, wenn man eine Mordthat mit ansehen muß, so erweckt dies in jedem nur halbwegs civilisirten Menschen immer ein unheimliches Gefühl. Es schien übrigens wirklich, als wenn auch die Natur unwillig darüber sei, daß ihr schöner, hellglänzender Frühlingsmorgen so eben durch diesen Meuchelmord entweiht wurde. Der noch vor Kurzem so heitere Himmel überzog sich überaus schnell mit tiefdunkeln Wolken, und ein heftiges Gewitter, welches man vorhin gar nicht erwarten konnte, kam heraufgezogen. Nicht lange dauerte es, da goß es fürchterlich in Strömen, der Donner rollte gewaltig zwischen den Felsen, deren Echo seinen Schall noch verstärkte, und wir befanden uns so recht mitten im heftigsten Gewitter. Glücklicherweise hatten wir eine geräumige Felsengrotte schnell genug erreicht, in die wir mit unseren Pferden hineintraten, und so vor dem ärgsten Unwetter doch etwas Schutz fanden. Wenn auch das Gewitter selbst sich bald austobte, so wollte es doch noch nicht wieder klares Wetter werden, der Himmel hatte sich ganz mit grauen Wolken überzogen und ein langanhaltender Regen rieselte herunter. Unter solchen Umständen blieb uns denn nichts anderes übrig, wie den ganzen weiten Ausflug aufzugeben, da wir vom Monte Renoso doch nichts mehr gesehen hätten, und den Rückweg nach dem Hause des Pasquale Giovannolli wieder anzutreten. Bis auf die letzte Faser unserer Kleidung durchnäßt, und gerade nicht in der allerrosigsten Laune, denn der stundenlange Ritt durch die nassen Büsche war wirklich kein Vergnügen, trafen wir gegen Abend wieder dort ein. Trockene Kleider waren bald angelegt, ein mächtiges Feuer in der Küche, vor dem wir uns setzten, gab unseren etwas durchfrösteten Leibern bald Wärme und Behaglichkeit zurück, und den Hunger und Durst, den wir mitgebracht hatten, wußte die schöne Paolina durch den mächtigen kalten Schweinskopf und einige Bottiglien mit gutem Landwein, die sie uns gastlich auftrug, aus dem Felde zu schlagen. So befanden wir uns denn bald wieder in so behaglichem Zustand, wie man sich ihn nur wünschen konnte und man ihn immer finden wird, wenn man nach langem Ritt erst die Kleider gewechselt hat und vor einem hellen Feuer bei kräftiger Speise und gutem Trank sich so recht strecken und recken kann. Bald kehrte auch unser Wirth selbst, der oben in den Bergen zur Aufsicht bei seinen Leuten, welche die Heuernte besorgt hatten, gewesen war, zurück, und setzte sich gleichfalls zu uns an das flammende Herdfeuer, der Bottiglia so gut zusprechend, daß Paolina wiederholt frischen Vorrath aus dem Keller heraufholen mußte. Der alte Pasquale Giovannolli war heute besonders gesprächiger Laune, denn es war ihm geglückt, sein Heu vor dem Regen zusammenzubringen, und auf dem Heimwege hatte er noch einen großen wilden Eber, wie es deren im Thale von Bizzavona noch viele giebt, geschossen. Auch der Wein, den er am heutigen Abend mehr wie gewöhnlich trank, heiterte ihn auf und machte seine Zunge geschwätziger. Natürlich war es unser Erstes, daß wir ihm den Mord, von dem wir Augenzeugen gewesen waren, mittheilten, und um seinen Rath fragten, ob wir den ganzen Vorfall den Behörden anzeigen sollten. Mit großer Entschiedenheit rieth er uns aber hiervon ab und sagte, wir würden viele Unannehmlichkeiten davon haben, vielleicht längere Zeit in unserer Reise aufgehalten werden, um als Hauptzeugen bei der Untersuchung zu dienen, und uns dann jedenfalls die ganze Landbevölkerung der Umgegend zu heftigen Feinden machen, denn wer bei einem Morde, der aus der Vendetta geschehen sei, sich dazu hergebe, den Behörden als Zeuge zu dienen, werde mit Recht als ein verdächtiger Mensch angesehen. Uebrigens war auch der alte Pasquale gar nicht im mindesten über diesen ganzen Vorfall empört, ja schien sich im Gegentheil noch eher über diese Ermordung des Arrighi zu freuen. — „Schade nur, daß derselbe in allen seinen Sünden ohne Beichtvater dahin gegangen ist, denn seine Seele wird noch viele Jahre zu büßen haben," meinte er und betete dann einige Gebete für den Geschiedenen. Auf unsere Frage, ob er die erste Ursache wisse, warum diese Vendetta entstanden sei, bejahte er dies, und da er, wie gesagt, am heutigen Abend besonders guter Laune war, ließ er sich auf unsere Bitten sogar herbei, dieselbe zu erzählen. Paolina mußte nochmals frischen Weinvorrath bringen, und in seinem schlechten Französisch, was er stets mit uns sprach, da wir es besser wie den italienischen Dialect, den das Landvolk auf Corsica redet, verstanden, fing er nun Folgendes zu erzählen an:

„Seht, der Arrighi, den ich noch von Jugend auf gekannt habe, denn seine und meine Mutter gehörten gleichfalls zu derselben Familie, war immer ein schlechter Mensch, den wir Andere nie so recht leiden konnten. Er soll sich als junger Bursche dazu hergegeben haben, diesen verfluchten leyerischen Hunden von Engländern als Lootse auf ihren Kriegsschiffen zu dienen, und dies war doch ein schweres Unrecht, denn diese Engländer waren die heftigsten Feinde von unserem großen Kaiser Napoleon, und ihnen allein ist es zuzuschreiben, daß er endlich auf der fernen Insel als Gefangener hat sterben müssen. Trento de dieu, wenn ich nur daran denke, möchte ich noch wild werden und jedem Engländer mein Messer in die Rippen bohren. Nun, wie denn im Jahre 1816, als die Kriege aus waren, und die Engländer wieder von der Insel Sicilien nach ihrem kalten Lande zurückgesegelten, kam auch der Arrighi wieder nach Corsica zurück, nachdem er 5 oder 6 Jahre davon fortgewesen war. Viel Geld mußte er aber auf die eine oder andere Weise bei diesen englischen Hunden verdient haben, denn obgleich er als armer Bursche fortgezogen war, konnte er sich doch jetzt viele Wiesen, Aecker und Wälder, und das Haus, was Sie gesehen haben, dazu kaufen. Ungefähr zu gleicher Zeit kam ich auch wieder hieher zurück, und nahm das Gehöft meines Vaters an, nachdem ich 4 Jahre im elften leichten französischen Regiment gedient und als Sergeant

bei Mont-Saint-Jean noch tüchtig mit auf diese Engländer losgefeuert hatte. Daß ich mit so einem Menschen, wie der Arrighi, der unseren Feinden geholfen hatte, grade keine Freundschaft haben konnte, war eine Sache, die sich von selbst verstand, und wenn uns der Zufall manchmal in Ajaccio oder sonst wo anderd zusammenführte, konnten wir uns nie gut vertragen, und Einer ging dem Andern lieber aus dem Wege, als daß er ihn grade aufgesucht hätte, obgleich unsere Mütter zu derselben Familie gehörten. Ungefähr 1 Jahr nach seiner Rückkehr heirathete der Arrighi, und zwar die Josephina Albergi, das schönste Mädchen in der ganzen Gegend von Bizzavona. Die hatte eigentlich schon einen andern Liebhaber, den Luigi Constantino, einen braven Burschen, obgleich er sehr arm war und sich als Fischerknecht beim Thunfischfang sein Brod verdienen mußte. Eines Tages nun, da ward das kleine Boot, in dem der Luigi allein in die See gefahren war, umgekehrt treiben gefunden, und der Luigi nicht mehr darin, so daß man annehmen mußte, er sei in die See gefallen und ertrunken. Gar Viele wollten freilich damals wissen, der Arrighi, der schon immer ein Auge auf die schöne Josephina gehabt habe, aber von ihr keine Begünstigung erhalten, da sie den Luigi liebte, sei seinem Nebenbuhler heimlich auf das Meer nachgefahren, habe ihn dort mit dem Ruder erschlagen und die Leiche tief auf den Grund versenkt. Nun, zu beweisen war dem Arrighi freilich nichts Bestimmtes, obgleich neapolitanische Marinari es gesehen haben wollten, daß ein Mensch in einem Boote einen andern auf dem Meere mit einem Ruder erschlagen habe. Nahe Verwandte, so daß die Sache doch zur Vendetta gekommen wäre, hinterließ der Luigi Constantino nicht, und so blieb denn das Ganze bei dem bloßen Gerede und es kam weiter nichts daraus. Die arme Josephina weinte freilich viel um ihren getödteten Amato, und weinte noch wohl mehr, als einige Monate darauf ihre Eltern sie zwangen, den Arrighi zu heirathen. Doch was wollte sie machen? ihre Eltern waren sehr arm, und dem Arrighi schon lange den Zins für das Feld und Haus, was sie von ihm hatten, schuldig, und so mußten sie wohl ihre Tochter dazu zwingen, daß sie ihren Gläubiger nun heirathete, sie mochte ihn lieben oder nicht. Eine ganz traurige Hochzeit soll es aber gewesen sein, und von den jungen Burschen und Mädchen ist keine dahin gegangen, wie es doch sonst hier Sitte ist, was aber daher kam, daß wir Alle den Bräutigam nicht leiden konnten. Der Arrighi schien sich aber darum nicht zu kümmern, sondern zog mit seiner jungen Frau in seine abgelegene Wohnung, ging nur in Geschäften aus, und hatte sonst gar keinen Verkehr. Seine Frau, die ihm zuerst einen Knaben und darauf ein Mädchen gebar, muß sehr unglücklich gewesen sein, denn wenn man sie zufällig einmal sah, so schien sie immer bleicher zu werden und schwand immer mehr wie ein Schatten zusammen. Meiner seligen Frau, die mit ihr als Kind noch gespielt, hatte sie einst in Ajaccio, wo beide sich auf dem Markte getroffen, weinend geklagt, daß ihr Mann sie so schlecht behandle, ja sogar schon mit Prügeln gestraft habe. War der Kerl doch ein großer Schuft, und von so einem konnte man schon erwarten, daß er sogar eine Frau prügle. Einige Jahre nach ihrer Verheirathung starb übrigens die arme Frau schon, und ward somit von der Erde erlöst, auf der sie auch mehr Böses wie grade Gutes gehabt hatte. Die Leute wollten wieder wissen, der Arrighi habe sie so mißhandelt, daß sie an den Folgen davon gestorben sei; ob dies aber wahr oder erlogen ist, kann ich nicht sagen. Freilich, Schlechtes genug konnte man von dem Kerl schon erwarten. Seine beiden Kinder wuchsen nun unterdeß heran, und die Tochter Josephina wurde eben so schön und gut, wie ihre verstorbene Mutter, während der Sohn Geronimo eben so häßlich und schlecht wie sein Vater war. Auf dem Markte in Ajaccio bekam dieser Geronimo einen heftigen Streit mit dem jungen Napoleone Rospbelli, der ein braver, hübscher Bursche, und zugleich der heimliche Amato der jungen Josephina war. Warum der Streit eigentlich entstanden ist, weiß Niemand recht zu sagen, doch soll der Geronimo Arrighi zuerst denselben angefangen und den Napoleone Rospbelli so arg beleidigt haben, daß dieser ihn endlich aus dem Zimmer der Locanda herausschmeißen mußte. Gewiß hat er dies sehr ungern gethan und muß sehr gereizt gewesen sein, bevor er so gegen den Bruder seiner Geliebten handelte. Der Geronimo, sehr rachgierig und dabei doch im offenen Kampfe seinem Gegner nicht gewachsen, legte sich nun in Hinterhalt und schoß einige Tage darauf dem Napoleone mit seinem Karabiner eine Kugel durch den Kopf. Jetzt war die Vendetta da, denn der Erschossene besaß Brüder, die natürlich solchen Mord nicht ungerächt hingehen lassen konnten. Der Geronimo, der dies auch schon wußte, hielt sich hier in der Gegend nicht mehr sicher, sondern floh nach Bastia und nahm dort Dienste auf einem Handelsschiff, womit er in die See fuhr, so daß ihn die Brüder des Erschossenen nicht sogleich aufspüren konnten. Die Vendetta wird aber nicht aufgeboben, wenn sie auch bisweilen lange aufgeschoben werden muß. Ungefähr ein Jahr darauf hieß es, der Geronimo sei wieder zu seinem Vater zurückgekehrt, und wie der Jose Rospbelli, der älteste Bruder des Napoleone, dies hörte, paßte er dem Mörder auf, und obgleich derselbe sich sehr zu verbergen wußte, schoß er ihn doch so in die Seite, daß er einige Tage darauf starb. Es war dies seine Schuldigkeit, denn er mußte die Vendetta an dem Mörder seines Bruders üben, oder er wäre kein echter Corse gewesen. Am meisten litt aber die arme Josephina, die Schwester des Geronimo, bei diesem ganzen Hergang. Als sie erfahren hatte, daß ihr eigener Bruder den Napoleone, ihren Amato, erschossen hatte, ward sie vor lauter Jammer und Schmerz ganz tiefsinnig und wußte nicht mehr, was sie that. Heimlich hat sie sich oft aus dem Hause weggestohlen, und ist dann auf den Platz gelaufen, wo ihr Amato erschossen ward, und hat viele Stunden dort gesessen, geistliche Lieder dort gesungen und Kränze geflochten, und allerlei wirres Zeug gesprochen, so daß die Leute gar nicht recht gewußt, was das zu bedeuten habe. Dazu soll der Vater sie oft schlecht behandelt und selbst geschlagen haben, weil er wollte, daß sie einen alten neapolitanischen Hallunken, der in Ajaccio wohnte und sehr reich war, heirathen sollte, wozu sie aber sich nicht verstand, da sie ja den Napoleone geliebt. Endlich hat man das arme Mädchen in ein strenges Kloster, was im Römischen liegt, eingesperrt, und wie die Leute erzählen, ist sie vor Kurzem dort gestorben. Sie soll sich aus dem Fenster gestürzt und so selbst den Tod gegeben haben. Dies hörte ich wenigstens vor einigen Wochen in Ajaccio von einem Manne aus Savignano, der es gewiß wissen wollte, erzählen. Der alte Sünder Arrighi wüthete aber sehr, als sein Sohn Geronimo, der sein Lieb-

Digitized by Google

ling war, da er ihm ganz ähnlich sah, von dem Jose Rospbelli erschossen wurde, und schwor der ganzen Familie die blutigste Rache. Er reiste selbst nach der Insel Sardinien und holte sich von dort zwei Banditi forti (bewaffnete Banditen), Kerle, die zum Hängen schon zu schlecht waren, und die sich kein Gewissen daraus machen, um ein paar Goldstücke jeden fremden Menschen so ruhig niederzuschießen, wie ich es mit einem wilden Eber mache. Diese Schufte brachte er nun heimlich hieher und bezeichnete ihnen die Rospbelli's, und richtig, ein paar Tage darauf hatte der Jose, der in der Nacht von seiner Geliebten zurückkam, schon so einen herzhaften Dolchstich in seiner Brust, daß er auf der Stelle daran gestorben sein muß. An dem Dolche selbst, der in der Wunde abgebrochen und stecken geblieben war, erkannte man, daß die Thäter diese Sardinier gewesen sein mußten. Daß solche fremde Schufte sich in unsere Angelegenheiten mischen wollten, verdiente doch Strafe, und die jungen Burschen aus dem Paese (Dorf), in dem die Rospbelli's wohnten, rotteten sich zusammen und stellten ihnen Tag und Nacht nach. Einen derselben erschossen sie denn auch bald, und warfen seinen Körper in die Schlucht neben dem Monte Renoso, da so ein Kerl gar kein ehrliches Begräbniß verdient, und der Andere, der seines Lebens auch keine Stunde mehr auf unserer Insel sicher war, floh heimlich wieder nach seinem Sardinien zurück, wo er hoffentlich auch bald einen Galgen findet, an dem man ihn aufknüpft. Verdient hat dieser figlio d'un cane (Sohn einer Hündin) solch Ende mehr wie zehnmal, denn ein Mensch, der um Geld mordet, muß an den Galgen, und eine ehrliche Kugel ist viel zu gut für ihn."

„Die Vendetta zwischen den Rospbelli's und dem alten Arrighi ging unterdeß weiter fort, und nach drei Monaten glückte es dem Letztern, den alten Rospbelli, dem Vater der Söhne, der ein schon sehr bejahrter Mann war, heimlich aufzupassen und so durch einen Schuß zu verwunden, daß er einige Wochen darauf gestorben ist. So waren denn von dieser Familie schon drei Mitglieder in der Vendetta gefallen und nur noch die beiden jüngsten Söhne übrig, denen es oblag, sich an dem alten Arrighi zu rächen. Daß dies über kurz oder lang geschehen würde, war gewiß zu erwarten, denn diese beiden jungen Söhne waren tüchtige Burschen, die wohl wußten, was ihre Pflicht war, und mich wundert nur, daß der alte Arrighi sich nicht von der Insel flüchtete, denn er war seines Lebens doch keine Stunde mehr sicher. Nun, heute hat ihn denn, wie Sie Signori es selbst gesehen haben, sein Schicksal erreicht, und der älteste der Söhne, ein so braver Bursche, wie nur je einer auf unserer Insel den Karabiner spannte, schoß ihn ja vor Ihren Augen nieder. Schade, daß er nicht noch vorher die Absolution bekommen konnte, sonst ist es wirklich ein Glück, daß der alte Sünder vom Leben und diese Vendetta somit zu Ende ist."

Mit diesen Worten schloß Pasquale Giavannolli seine grausige Geschichte, die er uns so ruhig, als wenn es sich um die Tödtung von Wölfen oder wilden Schweinen gehandelt, erzählt hatte. Auf unsere Frage, was denn nun das Schicksal des jungen Rospbelli, den wir heute als Mörder gesehen hatten, sein würde, meinte er:

„Nun was soll demselben denn viel geschehen, hat er doch nur seine Pflicht gethan. Sollten wirklich die Behörden in Ajaccio Kunde davon bekommen, obgleich ich eigentlich nicht wüßte, wer ihnen die Anzeige machen würde, so ist die Sache auch weiter nicht so gefährlich. Er muß dann einige Zeit in die Macchia flüchten, wohin ihm die Gensd'armen schwer folgen können, oder besser noch, er geht auf einige Jahre ganz außer Landes, bis die Sache wieder vergessen ist. Dort drüben in Algerien bei den Chasseurs oder den Zouaven mögen sie unsere corsischen Bergschützen gar gerne haben, und wenn ein tüchtiger Bursche sich nur freiwillig zum Eintritt daselbst meldet, so pflegen die Commandanten solcher Corps grade nicht allzuängstlich nach dem Grunde von diesem Eintritt zu fragen. Doch nun, gute Nacht meine Herren, ich sehe, unsere Bottiglias sind leer, und mich hat die Arbeit auf den Bergen verzweifelt müde gemacht. Haben Sie Lust morgen auf die Jagd zu kommen, so weiß ich einen andern Platz, wo wir noch einige starke Eber finden werden," sprach unser Wirth mit der freimüthigen Gastlichkeit, die alle Corsen gegen Fremde so bereitwillig üben, worauf auch wir unser Lager suchten.

Trotz der Anstrengung des starken Rittes konnte ich übrigens noch längere Zeit den Schlaf nicht finden, denn was ich heute von der Vendetta in Corsica selbst gesehen und später gehört hatte, ging mir noch gewaltig im Kopfe herum, und allerlei blutige Bilder von Mordthaten, Karabinerschüssen und Dolchstichen erfüllten später meine Träume. Trotz dieses wilden, blutigerigen Sinnes der Landbevölkerung Corsica's, kann ein Fremder aber völlig ungefährdet die ganze Insel durchreisen, und Straßenraub wird fast nie auf derselben vorkommen. Wie ganz anders in so vielen sonstigen Gegenden Italien's!

Der Theseus-Tempel.

Hierzu ein Stahlstich.

Theseus, ein Nachkomme des athenienfischen Königs Erechtheus, war der Sohn des Aegeus, Königs von Attika, und der Aethra, einer Tochter des Pitthens, Königs von Trözene. Bei diesem erhielt er seine erste Erziehung und zeichnete sich schon als Knabe vor seinen Spielgenossen durch seinen unbändigen Muth und seine Kraft aus, und wagte es der einzige, die Hand des nemeischen Löwen anzugreifen. Als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er von einem unwiderstehlichen Drange nach Abenteuern und Thaten ergriffen, er nahm das Schwert und die Schuhe seines Vaters als Erkennungszeichen mit sich, und zog nach Athen. Schon auf dieser Wanderung vollbrachte er einige Heldenthaten, welche das Land mit seinem Rufe erfüllten. — Einige berüchtigte Räuber erlagen seiner kräftigen Faust, ingleichen der kromyonische Eber. In Athen selbst leistete er die wesentlichsten Dienste, indem er Attika von dem mara-

Digitized by Google

thonischen Stier befreite und die Pallantiden, feindliche Schaaren, die seinen Vater Aegeus des Thrones berauben wollten, besiegte. Später tödtete er den Minotaurus und machte hierdurch dem schimpflichen Tribute von 7 edlen Jünglingen und ebenso vielen Jungfrauen ein Ende, den die Athener nach Kreta entrichten mußten. Bei dieser letzteren That war ihm Ariadne, die Tochter des Minos behülflich, indem sie ihm den Faden gab, der ihn aus dem Labyrinth leitete. Hierauf zog er nach Delos, um dem Apollo zu danken und nahm aus Erkenntlichkeit Ariadne mit sich, verließ sie aber auf Naxos. In Delos feierte er festliche Spiele, weihete im Tempel das von der Ariadne erhaltene Aphroditebild und kehrte nach Athen zurück, vergaß aber die schwarzen Segel abzunehmen, weßhalb ihn sein Vater Aegeus für todt hielt, und sich aus Verzweiflung in's Meer stürzte, wovon dieses den Namen das Aegeische Meer erhielt.

Nun wurde Theseus König von Attika und erwarb sich durch eine Reihe verdienstlicher Thaten und zweckmäßiger Einführungen, die, wenn gleich verspätete Anerkennung seines Volkes. Sein erstes Augenmerk war auf die Vereinigung desselben gerichtet. Zu diesem Zwecke versammelte er die zerstreuten Bewohner Attika's, um aus denselben ein Volk, Bürger einer einzigen Stadt zu machen. Er schlug ihnen eine einfache Regierungsform ohne König vor, er wollte blos der Wächter der Gesetze und der Führer des Heeres sein. Die einen überredete er, die anderen nöthigte er hierzu. Er hob an allen Orten die Prytanen, Räthe und Magistrate auf und setzte einen einzigen Prytanen und Rath in Athen ein, und stiftete die Panathenäen, Feste zu Ehren der Pallas.

Nachdem er das Orakel zu Delphi befragt und eine günstige Antwort erhalten hatte, gründete er eine Gemeindeordnung, indem er die Bürger in Edle, Ackerbauer und Handwerker eintheilte und die Ackerbauer nach der Menge, die Handwerker nach der Nützlichkeit und die Edlen nach der Würde unterschied. Er vereinigte für die Dauer das Gebiet der Megarenser mit Attika und errichtete die berühmte Säule auf dem Isthmus, welche Jonien vom Peloponesus schied; er erneuerte, nach dem Beispiele des Hercules die isthmischen Spiele zu Ehren des Neptun, welche Sisyphus, König von Korinth, gegründet hatte; er unternahm einen Zug nach dem Eurinus gegen die Amazonen und nahm Antiope, die Geliebte des Soloontes gefangen. Der Weissagung der Pythia Folge leistend, erbaute er die Stadt Pythopolis und übergab sie athenienſischen Jünglingen zur Regierung. Er führte einen zweiten Krieg gegen die Amazonen und vernichtete sie. Ihre Königin Hippolyte wurde seine Kriegsbeute und er erzeugte mit ihr den Hippolytos. Alle ihm geheiligten Orte in Athen mußten nach seinem Willen dem Hercules geheiligt werden, er gab ihnen den Namen Hercules statt des früheren Thesei und behielt sich, nach Auslage des Philoconus, nur vier vor. Er unterstützte seinen Busenfreund Pirithoos, Fürsten von Theſſalien gegen die Centauren und stieg mit ihm in den Tartarus hinab, um die Proserpina zu entführen, wofür sie beide von Pluto zum ewigen Sitzen verdammt wurden, doch befreite Herakles den Theseus. Er betheiligte sich an der kalydoischen Jagd und an dem Argonautenzuge. Als er von diesem Unternehmen heimkehrte, fand er die Athenieſer gegen sich erbittert und den Menesthios auf dem Throne. Er, der ihre Stadt erbaut, ihre Unabhängigkeit befestigt, ihren Ruhm gegründet hatte, ward von ihnen geächtet! Erzürnt über diesen schwarzen Undank schickte er seine Kinder nach Euboa zum Elephenor von Collodon, er selbst, nachdem er den Athenienſern geflucht, begab sich zum Lykomedes, König von Styros, um von dort aus sein Erbe wieder zu erobern. Aber auch hier wurde er verrathen. Lykomedes führte ihn auf eine steile Höhe, unter dem Vorwande, ihm von dort seine Besitzungen zu zeigen, und stürzte ihn meuchlings in den Abgrund hinab. So endete der Gründer und Wohlthäter Athen's. Doch, nicht lange währte es, und die Erinnerung an seine Thaten machte sich geltend. Jene, die dem Lebenden die Rückkehr in die Heimath nicht vergönnten, erhoben den Todten zum Halbgotte und sie erbauten ihm einen Tempel, der seinen Ruhm verewigt. Auf Befehl des Orakels holte der tapfere Feldherr der Athenienſer Kimon seinen Leichnam aus Styros und führte den herrlichen Bau aus, der noch heute die Bewunderung der Welt ausmacht.

Plutarch erzählt folgender Weise die Sinnesänderung der Athenienſer und den Ursprung des, dem göttlichen Helden gewidmeten Tempels:

„Im Laufe der Zeiten wurden die Athenienſer bewogen dem Theseus, als einem Helden, Ehre zu erweisen, theils aus andern Ursachen, theils weil es nicht Wenigen, die bei Marathon gegen die Meder kämpften, geschienen hatte: sie sähen den Geist des Theseus in Waffen von rückwärts auf die Barbaren losschlagen. Nach dem Kriege gegen die Meder, als Phaedon Archont war, antworte die Pythia den Athenienſern, als sie das Orakel befragten, sie sollten die Gebeine des Theseus wiedererlangen und sie in einer ehrenvollen Grabstätte bei sich behalten. Doch war es keine leichte Aufgabe seine irdischen Ueberreste zu erringen und den Ort, wo sie lagen, zu finden, da die Barbaren, die dort wohnten, grausam und unzugänglich waren. Doch bemächtigte sich Kimon der Insel und vom ehrgeizigen Wunsche beseelt, die Gebeine des Helden wiederzufinden, sah er, wie man sagt, einen Adler mit dem Schnabel einen erhabenen Ort, aufhacken und mit den Krallen darin scharren. Da dachte er, es wäre ein göttlicher Fingerzeig, ließ dort nachgraben und man fand einen großen Körper und daneben die Spitze eines kupfernen Lanzenschaftes und ein Schwert. Als Kimon diese Gegenstände auf einer dreiruderigen Galeere nach Athen brachte, empfingen sie die hocherfreuten Athener mit glänzender Pracht und Festopfern, als ob Theseus in Person heimgekehrt wäre, und legten sie mitten in der Stadt neben jener Stelle nieder, wo heute das Gymnasium steht. Und dieser Ort ist die Zufluchtsstätte der Sklaven und aller Leute niederen Standes, welche die Stärke der Mächtigern fürchten, als ob noch Theseus selbst sie beschütze und ihnen beistehe und den Bitten der Elendesten ein geneigtes Gehör schenke. Auch bringen sie ihm den achten des Monates Pyanepsion ein großes Opfer, an welchem Tage er mit den Jünglingen aus Kreta zurückgekehrt war. Ueberdies feiern sie sein Andenken am achten jedes andern Monates."

Drei historische Wahrheiten lassen sich aus dieser Stelle des Biographen des Theseus ableiten:

1. Daß Kimon den Körper des Theseus auffuchte, ausgrub und nach Athen brachte, damit ihm dort eine ehrenvolle Grabstätte und die wohlverdiente Apotheose zu Theil werde;

2. Daß dieser Tempel in der Nähe des Gymnasiums stand. Dies wird durch eine Stelle des Pausanias bestät-

Digitized by Google

tigt im 27. Capitel der Attika: „Neben dem Gymnasium ist der Tempel des Theseus.“ Der Tempel des Theseus kann daher als ein bestimmter und gewisser Punct angesehen werden, um in der Topographie von Athen die Stelle des Gymnasiums des Ptolomäos, jene der Stoa Pökile und jene der Agora zu bestimmen;

3. Daß zu Ehren des Theseus Opfer und Feste eingeführt wurden. Diese Thatsache beleuchtet jene nicht minder wichtige des Wettstreites, der bei einem der theseischen Feste zwischen Aeschylos und Sophokles stattfand, worin Aeschylos den Kürzern zog, und sich selbst verbannte. Dies geschah, nach Plutarch's Angabe, unter dem Archontat des Apheps ion, vierzig Jahre vor dem Tode des Perikles, d. i. 467 J. vor Christus.

Nun wollen wir unsere Aufmerksamkeit dem Denkmale selbst zuwenden, zu dessen genauem Verständniß uns diese Abschweifung in das Gebiet der Geschichte und Mythologie nothwendig schien.

Der Tempel des Theseus ist eines der prächtigsten, großartigsten und wohlerhaltesten Monumente aus der classischen Zeit. Er gehört zur Gattung der Peripteros (mit Säulen umgebenes Gebäude), ist von attischem Marmor aus den Brüchen von Pentele, in sehr edlen Verhältnissen und mit reichen Verzierungen erbaut. Die eine Façade sieht nach Osten, die andere nach Westen. Die Giebelfläche der nach Osten gekehrten Hauptfaçade war, gleich jener des Parthenon, mit Statuen geschmückt.

Jede Façade und jede Seite enthält in den Metopen einige Basreliefs von guter Zeichnung und schönem Effekt, welche die Hauptthaten des Hercules und des Theseus darstellen. In den Metopen der östlichen Façade sieht man 10 Thaten des Hercules und den nemeischen Löwen; Hercules und Jole mit der Hydra; Hercules und die arkadische Schlange; Hercules und der kretensische Stier; Hercules und die Pferde des Diomedes; Hercules und Cerberus; Hercules mit dem Gürtel des Hippolyt; Hercules und die Aepfel aus den Gärten der Hesperiden. Die Sculptur der übrigen zwei Metopen (der 8. und 10.) ist derart verwischt, daß man den Gegenstand derselben nicht erkennen kann. In den Metopen der nördlichen Seiten sieht man den Theseus, wie er den König von Theben tödtet; dann Hercules wie er den Antäos umbringt, ferner Theseus als Besieger des Sikron, und Theseus, wie er den Eber des Erimanthus erlegt. Auf der südlichen Seite ist Theseus als Besieger des Minotaurus und des marathonischen Stieres abgebildet; die übrigen Sculpturen sind gänzlich verwittert. An der Halle der vorderen Fronte steht man eine große Schlacht dargestellt, an welcher sich einige Götter betheiligen, unter diesen Jupiter, Juno und Minerva; ferner befindet sich daselbst eine Gruppe von andern drei Gottheiten, die jedoch nicht mehr zu erkennen sind. Die hervorragendste Gestalt im ganzen Bilde ist ein Held von riesenhaften Formen, der mit wunderbarer Kraft einen ungeheueren Stein auf seine Gegner schleudert. Stuart meinte, es könnte der Schatten des Theseus in der furchtbaren Schlacht von Marathon sein.

Auf den vier Bildern an der Halle der hinteren Fronte ist der Kampf der Centauren und Lapithen dargestellt, unter denen Theseus sich bemerkbar macht und Geneus der Unverwundbare, auf welchen zwei Centauren ein großes Felsstück wälzen.

Es darf nicht befremden in den Basreliefs dieses herrlichen Tempels einige Thaten des Theseus mit denen des Hercules zusammengestellt zu sehen, wenn man bedenkt, welche Verehrung Theseus dem Hercules zollte, und was in der oben angeführten Stelle des Plutarch gesagt wird.

Was den Grundriß des Tempels betrifft, so genügt es zu sagen, daß er der vollkommene Peripteros des Vitruvius ist. An jeder Fronte eine Halle mit sechs Säulen, an jeder Seite eine Reihe von 11 Säulen, die an den Winkeln nicht indegriffen. Der Raum, der zwischen den Säulen der Seiten und den Mauern des innern Gebäudes sich befindet, vereinigt sich mit den Hallen der Façaden zu einer gedeckten Wandelbahn, die rings um jenes herum läuft.

Der Tempel des Theseus ist das einzige architektonische Denkmal Athen's, welches vor Perikles entstand. Was ließe sich über die Veranlassung zu dessen Bau sagen? Daß das athenien sische Volk, das undankbarste gegen seine verdienten Mitbürger und schon vor dem goldenen Zeitalter des classischen Griechenlands verderbt war, und daß, ungeachtet der Wohlthaten des Theseus, weder Kimon seine Asche aufgesucht, noch Athen ein so prachtvolles Kunstwerk erbaut hätte, wenn er nicht als Gespenst auf dem Schlachtfelde von Marathon erschienen wäre und das Orakel es ihnen nicht befohlen hätte.

Ein Gedenkblatt für Henrik Steffens.

Von M. Rosenheyn.

Ich stand an einem Winternachmittage unter der großen Normaluhr inmitten des Berliner Universitätsgebäudes. Es schlug 4 Uhr, und beim letzten Glockenschlage öffneten sich die Thüren der zahlreichen Hörsäle, herausströmten von rechts und links den Gang entlang und die steinerne Flügeltreppe herunter die Professoren aller Facultäten, und hinterdrein die treue Schaar ihrer Jünger, sich meist wieder in neue Auditoria verlierend.

Wenige Minuten, und der Schwarm war fort, nach dem lautesten Lärme tiefe Stille im Hausflure. Da trat aus dem Senatszimmer noch ein schon betagter Mann heraus, von hoher, stattlicher Figur, schritt langsam, etwas gebückten, doch würdevollen Ganges an mir vorüber, ein kleines Hütchen auf dem grauen Kopfe, in einen langen, dunkeln Ueberziehrock gekleidet, dem schmalen Auditoriengange zu. Wohin er kam, überall grüßte man ehrerbietigst und er dankte, sein ergrautes Haupt entblößend, mit dem freundlichsten Gegengruße, freundlich lächelnd. Unwiderstehlich zog mich's ihm nach.

Ein volles Auditorium empfing mich. Da saßen Studenten, die Feder in der Hand, voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Officiere mit Sternen auf der Brust,

Digitized by Google

Männer mit Ordensbändern, alle in sinnender Schweigsamkeit dem Eintretenden entgegenharrend. Mehre der vornsitzenden Studenten erhoben sich und drängten sich vor, ihrem geliebten Lehrer beim Ablegen des Ueberrocks behülflich zu sein, während andere ihm das Hütchen vom Kopfe nahmen und es sein behutsam auf den Katheder-tisch stellten. Der Professor dankte freundlich, setzte sich auf den Lehrstuhl, neigte, die Hände faltend, sein Haupt als uns zum Gruße, strich sich lächelnd das halb erblichene, lustig über die Stirne hängende Haar in die Höhe und begann. Es war ein philosophisches Collegium, Anthropologie. Er sprach davon, daß der Mensch die letzterschlossene Blüthe der Erde, ihr Erlöser, sei, und ich erfah's, es war Steffens, der Gefeierte, der vor mir sprach, ebenso groß als Naturforscher, wie als Dichter.

In würdevoll gebieterischer Stellung saß er da im braunen Fracke, das eiserne Kreuz (von seinen vielen Orden allein) an der Brust, eine kräftig männliche Gestalt trotz des grauen Haares, das zwar gescheitelt, doch in struppiger Fülle aufrecht stand, ein Mann des Nordens, den plastisch geformten Kopf etwas nach vorn, das Gesicht blaß, mit scharfmarkirten, feinen Zügen, spitz die Nase, der Mund fein geschnitten und überaus lieblich — die genialsten Gedanken lagen gefesselt an diesen lächelnden Lippen. Und ähnlichen Zauber übte sein Auge aus, das unter der hohen Stirn frei hervorschaute und die volle Tiefe eines klardenkenden, hochbegabten Geistes ausströmte. Steffens' lächelndes Angesicht war ein freundlich-liebendes Dichterantlitz, in das man nur hinein zu blicken brauchte, um selbst dichterisch beseelt zu werden.

Wer Steffens zum erstenmale hörte, empfand gewiß einen seltsamen Eindruck. Seine Sprache war rauh, die Consonanten klebten ihm am Gaumen und besonders stark tönten die Zischlaute hervor. Dabei war der Gang seiner Rede polternd, er stockte mitunter und nur mit sichtbarer Anstrengung gelang es ihm dann, die Fülle seiner Gedanken und den Wechsel seiner Stimmungen unter den lebhaftesten Gesticulationen zu verdeutlichen, so daß Kopf und Arme in Bewegung geriethen, und er in jeder Minute ein Anderer zu sein schien. Dazu kam, daß er nicht einmal richtig deutsch sprach. Wer Steffens nur anhörte, wurde zum Lachen versucht, wer aber tiefer hinhörte, wer einging in den Strom der begeisterten Worte, fand die mitunter an's Lächerliche grenzende Beweglichkeit nur angemessen der liebenswürdigen Eigenthümlichkeit dieses Mannes. Dies hatten die Herren Studiosi denn auch längst abgemerkt. Sie wußten es, was an dem hohen, polternden Professor war, und kümmerten sich nicht um dessen nordisch rauhe Mundart und deren Sprachschnitzer. Sie wußten es, daß er ein Norweger sei, den glühende Liebe zu deutscher Wissenschaft ihnen zuführte, und erfuhren es täglich aufs neue, wie kernig gediegen der Inhalt seiner Vorlesungen und wie belebend sein Wort war. So kam es, daß, wenn Steffens in's Auditorium trat, das Katheder bestieg und anhob: „Meine Herren!“ es dann eine heilige Stille ward, und selbst die lustigsten Burschen achtsam hinlauschten, den wißbegierigen Blick auf das leuchtende Auge ihres Meisters geheftet und in dessen begeistertem Auge den zündenden Blitz der Wahrheit suchend. — Aber in der That, man mußte Steffens ansehen, wenn er sprach, wie sein Antlitz, von hoher Begeisterung verklärt, den tiefen Strom seines Innern abspiegelte, einen Reichthum von Gedanken, die wie lichte Wolken durch seine Seele zogen und wieder zerflossen. Bald strahlte sein Auge im Ausdrucke ernster Hoheit, bald in lachender Harmlosigkeit, zuweilen in ironischer Schalkheit oder wohl gar, wenn die Brauen sich zusammenzogen, in dämonischer Unheimlichkeit. Das ganze Steffens'sche Wesen, wie es vor uns liegt in seinen norwegischen Novellen, spiegelte treu sich ab in diesen Augen. Sie zogen an und stießen ab, bald sanft wie ein Frühlingshimmel, bald ernst drohend, daß einem das Herz schauerte. Blickte man dann fort und wieder zurück zu ihm — im Augenblicke! — und jene finstere Wolke war zerronnen und das alte, so wohlthuende Lächeln schwebte über seinem Munde, so kindlich hingebend, daß es mir vorgekommen, als sei der Mann in seinen grauen Haaren wieder Jüngling geworden. Gewöhnlich gesticulirte er mit einem silbernen Bleistifte in der Hand. Wenn er, in Gedanken versunken, denselben durch die Luft bewegte, kam er mir vor, wie ein Zauberer, der mit dem Zauberstabe goldene Schätze uns erschloß. Mitunter fuhr er mit der Hand leise über das Gesicht hin. Er schien so gleichsam eine neue Saite seiner Seele aufzuziehn, an der er neue Ideen herableitete von der Stirn zur Lippe. Ein Hauch der Seelenfrische wehte uns an aus seinem Wesen. Alles lächelte jugendlich frisch an diesem Kopfe, nur das Haar nicht, das aus Aerger darüber bleich geworden schien und grämlich sich dazwischen drängte. Wenn er in der geologischen Anthropologie von den Epochen der Erde und den in ihr offen liegenden Annalen der Geschichte sprach, kam er mir selbst wie ein norwegischer Granitfels vor, der in innerlicher Kraft dem Strome der Zeit sich entgegenstellt, das altergraue Haupt über die Trümmer der Zeit erhebend.

Er sprach meistens nur in kurzen Sätzen. Auch fiel es ihm bei der innern Bewegtheit und Gedankenfülle schwer, einen bestimmten Gedanken lange festzuhalten. Er schweifte vielmehr oft vom Thema ab und verband auf diese Art zwar manche überraschende Nebenwendung, störte aber dadurch leicht den Nachweis des Zusammenhanges. Wenn er aus Folgerungen einen Schluß zog, mußte man dies Gesicht betrachten, wie es anfangs ironisch lächelte, dann geheimnißvoll sich zusammenzog, wie der Mund sich schwelgend nun schloß, während die schelmischen Augen sich mehr und mehr öffneten und zuletzt schalkhaft darein lachten, als wollten sie den Mund verhöhnen, daß er den Schweigsamen spielen müsse, über etwas, was ihnen längst klar war. Und wenn nun endlich der Ausspruch gethan wurde, zogen die Züge sich wieder heiter auseinander, die Freundlichkeit seiner Seele blitzte durch, und Mund und Auge lachten in kindlicher Herrlichkeit ob des nun zwischen ihnen geschlossenen Friedensbundes.

Steffens war anregend wie selten Einer. Das belebende Wort strömte hervor aus seinem begeisterten Munde. Es war die belebende Naturkraft, der Hauch Gottes in ihm, der ewig anregende Dichtergeist, der ihn zu einem der bedeutendsten Männer unserer Zeit gemacht hatte! Steffens besaß — man erlaube mir den Ausdruck — ein elektromagnetisches Wesen; denn wenn man sagen darf, daß die Elektricität sucht, der Magnetismus, in einer Richtung beharrlich findet, könnte man annehmen, daß jeder forschende Geist die Pole des Suchens und Findens in sich vereinigt trägt. Aber auf

Digitized by Google

ganz ungewöhnliche Weise war dies der Fall mit dem seltenen Geiste, den wir Steffens nannten. Redlich und tief wie Wenige, hatte er geforscht in dem Gebiete der Naturwissenschaften, als Philosoph und Theolog, und dennoch war's ihm nicht genug, nie genug. Albrecht Haller hatte gegen 10,000 Recensionen über Bücher aus allen Fächern der Wissenschaft geliefert, ausgenommen die Jurisprudenz. So war auch unserm Steffens von allen Wissenschaften keine fremd, als nur die positive Rechtslehre. Auf dem Gebiete des positiven Rechts stößt jeder Schritt auf künstliche Grenzen, an die Abpfählungen des Mein und Dein, an die von Postag zu Postag variirenden Satzungen, die Gesetze genannt werden. Der Naturforscher aber hat Sehnsucht nach der Erkenntniß ewiger Gesetze, nach dem, was wahr ist, im Himmel und auf Erden. Der Philosoph möchte wissen, wie das Fleisch sich erhob zum Worte; muß also auch dem Theologen begegnen, der da weiß, daß der Logos Fleisch geworden. Und Steffens war nicht allein mit dem Siegelringe der Wissenschaft versehen, sondern auch geschmückt mit des Dichters priesterlicher Binde. Können daher Manche seine Vielseitigkeit nicht verstehen, und sind sie geneigt, ihn der Inconsequenz zu beschuldigen, so hat die Sache wohl ihren tieferen Grund.

Wie Steffens sich hinreißen ließ von seiner Begeisterung, dafür zeugt folgender Vorfall, den ich an dem oben genannten Abende selbst erlebt habe. Er sprach über die Vorzüge des Ohres und stellte den physiologischen Umstand auf, daß die Natur selbst deutlich bemüht sei, dies wichtige Seelenorgan zu schützen und als Heiligthum zu bewahren; es bilde sich von allen Sinneswerkzeugen zuerst im Embryo und lage verborgen und vergraben im sichern Felsenbeine des Schädels; eben deshalb wirke es denn auch so tief ein auf unser Inneres. Der Knochen selbst, das Tobte im Leibe, erzittere beim Schalle des Tones und werde lebendig durch Musik; geht doch das Schmettern der Trompete durch Mark und Bein. Daher seien auch von hoher Bedeutung jene Worte der heiligen Schrift, daß am jüngsten Tage die Posaune des Weltgerichts erschallen werde. „Nicht riechen, nicht schmecken oder sehen werden wir am Auferstehungsmorgen," rief er begeistert, „aber hören werden wir, hören den Klang der Himmelsposaune, und die Gräber thun sich auf und unsere Gebeine werden lebendig!" — Da ertönte draußen unfern dem Lehrsaale die gewaltige Stimme der Normaluhr in fünf lauthallenden Hammerschlägen. Das Auditorium fuhr zusammen, wunderbar ergriffen. Die Stunde der Auferstehung, der Ruf der Posaune schien gekommen. Steffens aber gerieth in eine solche Erregtheit, daß er im Eifer seines Vortrags sich und sein Auditorium vergaß und mitten im Sprechen seinen Hut auf den Kopf stülpte, als sei es sein Todtenkopf, den er belebt vom Posaunenschalle des Himmels sich aufsetzte. Erst im Hinausgehen gewahrte er seine Zerstreutheit. Er blieb an der Thüre stehen, zog lächelnd den Hut ab und suchte sich zu entschuldigen. — Nun erst lachten wir.

Ich sagte früher, Steffens sei ein freundlich liebes Dichterantlitz gewesen, in welches man nur hineinzublicken brauche, um selbst dichterisch beseelt zu werden. Dafür nachfolgende Begebenheit.

In einer seiner Vorlesungen sprach er über das Studium der Natur im Allgemeinen, und wies nach, wie sehr alle Diejenigen irren, welche die Natur für ein bloßes Beinhaus halten, in welchem man deren innerstes Wesen schon durch Messerschnitte erforschen könne; nicht minder Jene, welche lediglich bestrebt seien, die Producte ihrer russigen Küche überall in den Schmuck der Natur einzuschwärzen und das, was die Natur in ihren geheimen Laboratorien bilde, ebenso und wohl gar besser nachbilden zu können vermeinen: wie denn endlich auch Jene irren, die über ihre berechnende Handlungsweise die schöne, Tiefsinn und Phantasie verlangende Natur fast förmlich von Gott absondern, indem sie in der meßbaren Welt die unmeßbare mitbegreifend, das Wesen der Schöpfung und das Walten Gottes rein zu einem Gegenstande ihres Rechenbretes und Winkelmaßes erniedrigen. Er halte es mit Novalis: wer den Geist der Natur recht erfassen wolle, gehe in die Gesellschaft der Dichter: denn nur in dieser Herz ergieße sie sich wahr und offen; wer sie aber nur zu erfahren wünsche, der besuche fleißig ihr Bein- und Treibhaus. Und Naturforscher der Art habe unser Vaterland genug aufzuweisen, Auserwählte, deren Riesengeist uns einem bleiernen Materialismus entreiße, und die Theile des Weltorganismus zur Erfassung eines lebendigen Ganzen und zum Verständnisse der göttlichen Idee in der Schöpfung vereinige. Wenn es die Naturforscher des Auslandes verdienen, unter denen zuerst genannt zu werden, welche die äußern Mauern des Tempels der Natur aufgebaut und symmetrisch geordnet haben, so gebühre dagegen den Arbeitern im Innern dieses Gotteshauses, den deutschen Naturphilosophen, der Lorbeer. „Sie haben Licht gebracht in das todte Aggregat von Erfahrungen! ihre Einbildungskraft hat Form, Glanz, Farbenschmuck und Ausdruck hineingeworfen; sie haben das Leben im Zusammenhange mit seiner Quelle belauscht und frei und lebendig schwebt ihr Geist über dem Universo und dessen Geschichte, wie der Geist Gottes über den Wassern. Und viel läßt sich noch von der Zukunft hoffen: denn der Arbeiter sind viele und die meisten derselben fühlen Kraft genug, das begonnene Bauwerk der Meister fortzusetzen und mit einer himmelanstrebenden Kuppel zu krönen."

Er schloß die Vorlesung. Ich ging mit vielen Musensöhnen zusammen nach Hause. Unterwegs ward Halt gemacht nur wir beschlossen, Jeder von uns solle Steffens, den geliebten, begeisterten Lehrer zum Gegenstande eigener Begeisterung machen. Es geschah, und Steffens erhielt folgendes Gedicht:

Glückauf, Glückauf, ihr Scandinavia's Sohne,
Der in den Schacht der Forschung eingedrungen,
Bis eine goldne Ader angeklungen,
Dem sauern Schweiß des Forschenden zum Lohne.
Die Nebelgeister bannst du ohne Schone,
Die in der Dämmerung den Schatz umrungen;
Den Stein der Weisen hast du ihr errungen,
Zum Schmuck der Wahrheit und des Glaubens Krone,
Drum sieht man uns mit innigem Verlangen
An deiner Lippe goldner Rede hangen
Und achtsam lauschen auf dein theures Wort.
O mach uns frei! o führ uns weiter fort,
Daß wir in deinem Sinne vorwärts dringen
Und das ersehnte Ziel gleich dir erringen.

Tags darauf, als er wieder ins Auditorium gekommen und seinen Platz auf dem Katheder genommen hatte, hielt er eine Weile an, und blickte lächelnd um sich, die Reihe sei-

Digitized by Google

ner Zuhörer durchmusternd. „Ich suche einen Sonnettendichter,“ begann er; „da mir es aber schwer fällt, unter den vielen poetischen Gesichtern vor mir ihn herauszufinden, so drücke ich im Geiste wenigstens ihm herzlichst die liebe Hand, die ein für mich so werthvolles Sonnett geschrieben.“

Es läßt sich nicht läugnen, daß Steffens trotz seiner schrankenlosen Phantasie als Philosoph am freiesten von allen Extremen sich gezeigt hat. Er kommt als solcher am würdigsten neben Schelling zu stehen, war aber frischer, als dieser. Er umfaßte Natur und Geschichte mit gleicher Kraft und ward an Mannichfaltigkeit der Arbeiten an Glanz und Schönheit der Sprache von keinem aus der Schelling'schen Schule, ja von Schelling selbst nicht übertroffen. Wenn bei Troxler die Erkenntniß des Erkennens, bei Wagner die mathematische Methode, bei Scheiver die Botanik, bei Oken die Zoologie, bei Schubert das Träumerisch-Mysteriöse, bei Windischmann die Weisheit einer Urwelt, bei Franz von Baader die naturphilosophische Construction der kirchlichen Dogmatik, bei Eschenmayer Bibelglaube und somnambule Ahnungen, bei Görres Mythologie und Politik eigenthümliche Färbungen hervorbringen, so darf man behaupten, daß Steffens mit voller Theilnahme alle diese so verschiedenen Tendenzen getheilt und sich nichts destoweniger ein eigenthümliches Gebiet erhalten hatte. Dies war, wenn man es mit wenigen Worten nennen soll, die Verschwisterung des Naturlebens mit der Geschichte des Menschen. Um Steffens zu charakterisiren, dürfte die Erinnerung an Herder's Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit fruchtbar werden, denn dies Thema eben, welches Herder beschäftigte, das Zusammenleben des Geistes mit der Natur, ist auch der innerste Kern von Steffens Arbeiten. Seine Carricaturen des Heiligsten, seine Geschichte der neuern Zeit, endlich seine Anthropologie können als Fortsetzungen Herder'scher Speculationen betrachtet werden. Bei solchem Triebe, Alles, Natur und Geschichte, mit gleicher Inbrunst zu umfassen, darf es uns wundern, wenn Steffens nicht durch einzelne Entdeckungen, Berechnungen und mühsame Detailforschungen berühmt geworden? Soll der großartige Sinn, der immer auf das Ganze geht, soll die Vielseitigkeit, die nicht hohle Zerstreuungssucht, sondern tiefdringendes, immer neues Interesse ist, sollen sie nicht als ein Verdienst gepriesen werden? Ist die geistreiche Verknüpfung der empirischen Daten zu einem lebensvollen Ganzen kein Bedürfniß der Wissenschaft? Durch seine dichterischen Werke hat Steffens seine Ansichten selbst unter einem Publicum verbreitet, welches solchen Regionen sonst fremd zu bleiben pflegt. Ueberall, wo er lebte, hat er Bedeutendes gewirkt, in Halle, Dänemark, im Befreiungskriege, in Breslau. Auch in Berlin sollte er in ähnlicher Weise wirken. Eine große, lange Zeit war vor ihm abgelaufen. Hier in Berlin stand er nur noch als eine Ruine, aber als eine großartig schöne Ruine da, als eine Marmorsäule, welche ihre wunderbaren Klänge von sich giebt. Er vertrug den Schmerz, daß seine Naturphilosophie nicht gesiegt, daß sie nur angeregt hatte; er beschied sich selbst, indem er gewahrte, daß er anstatt an der Spitze einer herrschenden Ideengewalt nur noch an der Spitze einer Opposition stand. Er vertrug sich freundlich mit denen, die seine Gegner waren, so in den Naturwissenschaften, wie in der Philosophie. Seine Milde ging, wie Hauff sagt, in Demuth über, indem er sich zu Schelling's Füßen niedersetzte, und von diesem Meister erwartete, was er zu erringen gehofft hatte. Aber wenn ihm hier zu viel Potenzen entgegenstanden, die der nordische Bergstrom nicht mit sich fortreißen konnte, so hätte man doch von Seiten derer, die ihn hinberufen hatten, Alles thun sollen, um ihn zu heben. Was ist nicht alles für Schelling gethan worden, freilich ohne daß er das wirkte, was man erwartete. Steffens ging in die Gruft, selbst ohne den Orden pour le mérite.

Doch die letzte Ehre, die ihm zu Theil ward, entsprach der hohen Bedeutung des Mannes. Kurz vor seinem Dahinscheiden hatte trotz des Februarmonates ein mildes Frühlingswetter sich angelassen. Da trat plötzlich bei seinem Begräbnißtage wieder ein rauher Wintertag ein, Schneeflocken wirbelten wieder auf seine offene Gruft, in welcher er in der Nähe seines Freundes Schleiermacher ruhen sollte. In dem Momente aber, als der Sarg mit der theuern Hülle des Verblichenen eingesenkt werden sollte, brach die helle Mittagssonne goldig durch das Nebelgewölk, und schien lächelnd herab auf das Grab des edelsten Geistes, der den Norden verlassen hatte, um in deutscher Erde zu ruhen.

Gedichte.

Auf Helgoland.

(Aus einem Cyklus von Sonnetten.)

Von

Anastasius Grün.

I.

Oed' ist dies Eiland, baumlos, windversengt,
Die starre Burg und Warte der Orkane;
Bleifarbig um die morschen Zinnen hängt
Das Nordgewölk, wie eine graue Fahne.

Lenzschwalbe flieht, aus ihrem Nest verdrängt,
Der tolle Bube Sturm wark's vom Altane,
Er brach die jungen Wipfel und versprengt
Zerpflückte Blumen über'm Ozeane.

Wild ist dies Meer, unwirthbar, unbezwinglich;
Schiffstrümpfe schwanken auf dem unruhvollen,
Maßlos und schwarz, gleich sortgeschwemmten Särgen.

Es rauscht empor, wie Wände undurchdringlich;
Als dunkler Vorhang muß die Woge rollen,
Der Tiefen Grauenvollstes zu verbergen.

Digitized by Google

II.

Doch wenn einmal verbeauſt des Sturmes Schwinge
Und Ruh', ſo tiefe, ſeine Ruh' im Alle,
Daß ſtörend dir der eigne Athem walle,
Und daß dir bangt vor jedem Schmetterlinge;

Wenn klar und rein und glatt im weiten Ringe
Das Meer, wie eine Scheibe von Kriſtalle,
Daß du am Grunde zählſt die Steinlein alle,
Dann ſteig' in's Boot, ſeewärts dein Ruder ſchwinge!

Die Sage führt dich an die heil'ge Stelle
Im Meer weit draußen, dort zur Tiefe ſchaue:
Du ſiehſt, o Wunder, Wald und grüne Wieſe,

Prachtvolle Blumen, bunte Blüthenbälle
Und Palmen, fächelnd über goldner Aue,
Ein wonnig Stück verſunkner Paradieſe.

III.

Ob dir die Bruſt unſtät und ſtürmiſch ſchwelle
Gleich jenem Meer im rauhen Nordenſunde,
Wohl kommt auch dir einſt ſolche gute Stunde,
Wohl blüht auch dir noch jene heil'ge Stelle.

Verbrauſen laß der Leidenſchaften Welle,
Was ſie verdeckt, wird dir zu neuem Funde,
Ein mild Vergeſſen ſchließe deine Wunde,
Und Liebe dein Umwölktes dir erhelle.

Laß ſtill in dir, ſo ſtill und klar es werden,
Daß bis zum Grund der Seele du kannſt ſehen,
Dann ſenke dich in deiner Bruſt Verliefe!

Es iſt kein Herz ſo krank und arm auf Erden,
Dem dort nicht Palmen noch des Friedens ſtehen
Und Stücke blühn verſunkner Paradieſe.

Romanze.

Von

Emanuel Geibel.

Die mit dem Reiz der braunen Glieder
Im Tanz bezaubert jeden Sinn,
Sie ſchwingt das Tamburin nicht wieder,
Flamenca die Zigeunerin.

Sie trug das Haar im Purpurnetze,
Den blanken Fuß im Seidenſchuh;
Nun deckt der ſchattigſte der Plätze
Den Schlaf des ſchönen Wildlings zu.

O raſtet nicht am Maulbeerſtamme
Ihr Knaben, ſeid auf eurer Hut,
Es ſpielt im Dunkeln eine Flamme
Empor vom Boden, wo ſie ruht.

Und oft, beim Duft der Nachtviole,
Sagt man, daß ſie den Raſen ſprengt,
Und mit langſamem Blick zur Kohle
Dem, der ſie ſchaut, das Herz verſengt.

Erklärung der Stahlſtiche.

1. Gretchen im Gebet.

(Nach Goethe's Fauſt.)

Gemalt von A. Roack.

Mephiſtopheles, — „der Geiſt, der ſtets verneint" — der Teufel, welcher Fauſt die böſen Gedanken eingab, hatte ihn auch zur Verführung Gretchen's verleitet. Der Künſtler vergegenwärtigt uns den ergreifenden Moment, wo das arme, verführte Mädchen, gepeinigt von Gewiſſensbiſſen, ihre Zuflucht zur Gnadenmutter nimmt und Troſt mit den Worten erfleht:

„Ach, neige du Schmerzensreiche
„Dein Antlitz gnädig meiner Noth!"

2. Columbus.

Gemalt von N. de Keyzer.

Als Columbus zu Barcellona mit Feuer ſeinen Plan vortrug, den „Oſten durch den Weſten zu ſuchen," ſo hatte er nicht nur den heftigſten Widerſtand gefunden, ſondern alle Gemüther der hierüber Aburtheilenden ſo ſehr in Aufruhr gebracht, daß man ihn gerade zu für einen Narren erklärte und aus der Stadt verbannte. — Columbus geht, auf ſeinen Sohn Fernando geſtützt, aus den Thoren der Stadt. Finſterer Ernſt lagert auf dem Antlitze des Verbannten, während der Knabe mit eben ſo viel Stolz als Grimm auf den Pöbel ſieht, der mit Hohnlächeln den wahnſinnigen Genueſer verſpottet. (Ferneres ſehe man im Text oben.)

3. Der Theſeus-Tempel zu Athen.

Nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Die unerschöpfliche Quelle für Touristen-Anschauungen und gelehrte Forschungen, für Reisebeschreibungen aller Art und Studien jeder Richtung, hat einmal wieder den Stoff zu einem Buche geliefert, das wir heute an die Spitze unserer Rundschau stellen, weil es mit Recht einen Ehrenplatz verdient. Es heißt:

„Figuren, Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Von Ferdinand Gregorovius (Leipzig 1856).“

Der Verfasser hält sich seit mehren Jahren in Italien auf, und zeigt in den Schilderungen einzelner Seiten des italiänischen Landes und Lebens eine gründliche historische Bildung, verbunden mit großem Talente für gestreifte, heiter-anmuthige Darstellung. Jener heitre Sinn, der in der sonnigen Luft Parthenope's den aus dem Norden kommenden Wanderer anweht, daß ihm ist, als habe er alle die hyperboräischen Sorgen und den bedrängenden Dust des Alltaglebens hinter den Alpen zurück gelassen, herrscht auch in diesen anziehenden Bildern, die deshalb doppelt mächtig ân den Süden gemahnen und dahin versetzen.

Es sind fünf ausführlich behandelte Bilder, welche der Verfasser unter dem nicht ganz glücklich gewählten Titel: „Figuren“ zusammengestellt hat — ein sechstes: „Idyllen vom baltischen Ufer“, ist des Contrasted wegen dazwischen geschoben. Zuerst werden wir nach Elba geführt, wo als Staffage des landschaftlichen Gemäldes die Erinnerungen an Napoleon dienen, deren Gregorovius eine reiche Fülle mittheilt. Historische Erinnerungen sind es auch, welche dem zweiten Abschnitte unsres Buchs: „Der Ghetto und die Juden in Rom“ vornehmlich sein Interesse verleihen, da hier eine kurze und anziehende Geschichte der Schicksale gegeben wird, welche das auserwählte Volk in der ewigen Stadt erlebte; von den Zeiten, wo die jüdische Prinzessin Veronika oder Berenice nach der Zerstörung Jerusalems in dem Hause des Titus als dessen Geliebte lebte, bis auf unsere Tage hinab, in welchen Pio Nono endlich die Ghetto-Schranken niederzureißen erlaubte. Neben das düstre Bild des Judenviertels, das so bezeichnend an die Piazza del Pianto stößt, treten dann die heitren „Idyllen vom lateinischen Ufer“, die uns einen Ausenthalt in Porto d'Anzo schildern, und, damit auch hier nicht ein historischer, das Ganze mit einer ernsteren Bedeutsamkeit umkleidender Hintergrund fehle, zugleich das naheliegende Astura in ihren Rahmen aufnehmen; jenes Astura, das in so eigenthümlicher Weise dem Walten eines dösen Verhängnisses verfallen scheint. Denn von hier aus, auf seiner Villa bei Astura flüchtete Cicero, um bald darauf unter den Todesstreichen verfolgender Reiter zu verbluten; in Astura bolte Octavianus Augustus den Todeskeim, in Astura verfiel Tiber in jene Krankheit, von welcher man ihn nicht genesen ließ, und ebendaselbst ward, wie Plinius erzählt, dem Caligula ein todkündendes Omen gesandt; wie sich dann an Astura Conradin's Untergang, das Ende des glorreichsten deutschen Kaisergeschlechts knüpft, ist bekannt genug. In dem Abschnitt: „Römische Figuren“ geht darauf ein bunt bewegtes, fesselndes Leben wie ein Carnevalgetriebe an uns vorüber. Der Verfasser schweigt hier förmlich im Improvisiren flüchtiger, gestreifter Skizzen, die uns bald in die unterirdischen Grüfte der Katakomben, bald in die Marionettentheater, bald auf das Paradebett eines todten Cardinals blicken lassen. Wohin wir aber im Geiste auch unserem Erzähler folgen mögen, nirgends in Rom können wir irgend einer Störung durch Graffo Lucido entrinnen. Ueberall, so versichert Gregorovius, bringt er sich uns in's Gedächtniß. „Eine Volksgruppe steht auf irgend einer Straße; eine declamirende Stimme schallt ihren Kreise. Wie eilen herbei. Was giebt es hier? Il legitimo Grasso Lucido. Wir stehen im Kaffé Ruspoli — ein Zettelträger vertheilt Zettel; — was giebt es hier? Il legitimo Grasso Lucido. Dieser legitime Graffo Lucido hat also auch ein unbestrittenes Recht, die Augen aller Welt auf sich zu ziehen, ja, er ist nichts Geringeres, als die im Jahre 1850 nach Christi Geburt mit einer silbernen Medaille patentirte Glanzwichse, welche gar keine corrosiven Zumischungen von Vitriol oder anderen Säuren enthält, sondern jedes beliebige Leder nicht allein im höchsten Maße geschmeidig, sondern auch in einer ganz wunderbaren und unglaublichen Weise dauerhaft macht. Man sehe also einer solchen Vorstellung des Graffo Lucido unter dem Obelisk vor dem Pantheon zu. Dort stehen neben einem Tisch, welcher mit blechernen Wichsbüchschen überladen ist, zwei dieser Straßenspitzbuben und sprechen sundenlang in nie endendem Redefluß über die Vortrefflichkeit des Graffo Lucido. Sollte man dem größten Philosophen die Aufgabe stellen, etwas zum Lobe einer Glanzwichse zu sagen, so würde er in ein paar Sätzen damit zu Ende sein; aber dieser Mann dort, in einem schmierigen Rocke und in einer langen Sammtweste, welche beide gleichsam mit Glanzwichse überzogen sind, spricht über die Materie des Graffo Lucido ohne Ruhdeen mehre Stunden fort, immer zur Sache und immer mit ganz neuen Gedanken und genialen Ansichten von dem, was eigentlich der Graffo Lucido sei und was er für ein Verhältniß zur Oekonomie, zur menschlichen Gesellschaft, zum verschiedenartigsten Leder, zur Cultur, zur Witterung, zur Sonne und zu den Sternen habe, und welches sein Einfluß auf das menschliche Gemüth sei. In der ersten halben Stunde fallen dem Zuhörer die Schuppen von den Augen, er wird von der Vortrefflichkeit des Graffo Lucido beinahe überzeugt; allmählig aber beginnt er die Einzigkeit und die ungeheure Wichtigkeit des Graffo Lucido zu begreifen, und geräth in Verwunderung wie er bisher ohne den Graffo Lucido nur habe existiren können. Immerhin aber perorirt der Sophist vor dem Pantheon. Gorgias, Protagoras und Karneades sprachen nie schöner über die Vereckigkeit, als dieser Mann über den Graffo Lucido. Er verbeißt, daß man ihm in Padua ein eigenes Katheder über den Graffo Lucido stifte; er selbst nennt sich bereits Professor und wahrscheinlich auch Mitglied mehrer gelehrten Akademien und seinen Collegen desgleichen; denn, sagt er, seht diesen Professore, er hat elf Bände über den Graffo Lucido geschrieben. „Nicht wahr, Professore, daß du es nicht in deinem zehnten Bande auseinandergesetzt, daß dieser echte und in ganz Europa einzige Graffo Lucido eine so wunderbare Eigenschaft habe, daß er selbst das härteste Ochsenleder durchdringt, und so weich macht, wie ein Stückchen Sammet?“ Der Professore besaht es, daß er dies im zehnten Bande von dem Graffo Lucido geschrieben habe, und ergötzt sich nun, da jener heiser geworden ist, von neuem in das Lob dieses erstaunlichen Products. Er demonstrirt zuerst, was der Graffo Lucido an sich sei. Man will bedauten, sagt er, daß in diesem Graffo Lucido vernichtende Säuren und corrosive Substanzen enthalten seien; ich frage Euch nun, kann ein lebendiger Mensch Vitriol verschlucken? Glaubt Ihr wirklich, daß es einen Magen gebe, der sich mit Schwefelsäure anfüllen kann? Seht her, ich will Euch den Beweis geben, denn ich will vor Euren Augen diesen Graffo Lucido essen und er wird mir weder den Tod geben, noch die Uebelkeit erregen, sondern einen solchen Wohlgeschmack, als wäre es die allerfeinste Polenta. Hiecauf verschlingt der Professore vor Aller Augen eine ziemliche Quantität von Graffo Lucido, die Zuhörer sind aber bis in die Eingeweide hinein überzeugt, daß in diesem Graffo Lucido kein Vitriol enthalten sei. Kauft also, ruft der großherzige Professore, proftirt von diesem höchst ökonomischen, genießbaren, unschuldigen und einzigen Graffo Lucido, das Schächtelchen nur zu 13 Bajocchi. Sagte ich 13? Nein, nehmt es für 12. Sagte ich 12? Seht, ich gebe es für 10! — Um nun zu beweisen, daß der Graffo

Digitized by Google

lueido alle lebernen Dinge blank mache, und zwar ohne Anstrengung, nimmt er zuerst ein Stück Papier und wichst dasselbe mit der äußerst gemächlichkeit und mit einem Lächeln des Wohlbehagens; dann ergreift er einen Jungen und wichst ihm unter beständigem Declamiren einen Stiefel. Der Junge strahlt im Antlitz vor Freude, denn es ist ihm noch nicht passiet, daß ihm Jemand die Stiefel gewichst hat, noch hat er überhaupt, so lange er lebt, gewichste Stiefel geteagen. Seht, sagt der Professore, dieser Stiefel war eben erst gleichsam der Stiefel eines Schweins und jetzt erglänzt er wie das reinste Silber, ein kaum geborenes Kind konnte ihn mit leichtester Mühe blank machen. Der Junge geht nun mit einem gewichsten und einem ungewichsten Stiefel von seinem und drei Straßen entlang läßt er kein Auge von seinem gewichsten Stiefel und scheint sich und sein Glück darin zu spiegeln." —

Wie haben dies kleine Lebensbild ausgehoben, um zu zeigen, wie sehr der Verfasser Meister des Tones ist, in welchem solche charakteristisch-italiänische Volksscenen wiedergegeben sein wollen. Die letzte Abtheilung seines anziehenden Buches ist eine Schilderung der Insel Capri, durchflochten von den hier sich aufdrängenden Erinnerungen an Tiberius — il Timberio, wie die Insulaner sagen.

„Wanderungen nach Südosten. Herausgegeben von Aug. Theod. von Grimm. Erster Theil. Die Taurische Halbinsel (Berlin 1855)."

Diese Beschreibung einer Fahrt durch die Krimm rühet von einem Deutsch-Russen her, der noch vor dem Kriege die Reise im Gefolge des Großfürsten Konstantin machte, welchem Prinzen das Buch auch gewidmet ist — ein Buch, das wir allen angehenden deutschen Schriftstellern als ein wahres Stylmuster empfehlen möchten; denn es ist nicht möglich eleganter, klarer und besser zu schreiben, wie Herr von Grimm es verstehe. Seine Diction geht ihrem raschen Fluß, ihren geistreichen Pointen, ihren anmuthigen Wendungen, ist durchflichtig, wie reinee Krstall. Sie verräth freilich jene französische Schule, in welcher die russische prosaische Literatur ihre geistreiche, pikante, kurzgeschürzte Art und Weise der Darstellung gelernt hat; aber wir wollen daraus keinen Vorwurf machen; haben doch zahlreiche andree deutsche Autoren das Geheimniß der Form den Franzosen abgelauscht oder gar erst „in Paris deutsch schreiben gelernt". Bei dem Buche Grimm's aber, das uns nun einmal über russische Dinge nachdenken läßt, ist es unmöglich, sich des Gedankens an den eigentlichen Grund der russischen Stylvollendung und Eleganz zu erwehren. Gewiß wäre die Form bei einer vergleichsweise noch so jungen Literaatur nicht so easch, so abgeschliffen, so pikant, so ausgebildet geworden, wenn sie für den Inhalt deutschen Ideenreichthums und deutscher Gedankenfreiheit geschaffen worden wäre. Wo das Was so engumzogene Schranken hat, muß man eben durch das Wie interessant zu werden suchen. Dies hat denn auch seine volle Anwendung auf das deutsche Buch, welches uns hier beschäftigt: das Was darin ist unendlich weniger angiehend, als die Form; es scheint auch unter russischer Censur geschrieben. Herr von Grimm schildeet nur die Physiognomie des Landes und den äußeren Schein, in dem die verschiedenen Stämme, welche die Bevölkerung des Taurischen Halbinsel bilden, vor ihn treten. Dieser eingehende Erörterungen werden uns nicht geboten. Freilich ergab sich zu diesem auch wohl wenig Gelegenheit für einen Reisenden, der sich im Gefolge eines Großfürsten befand, welchem Alles in der Galla-Uniform und ün Sonntagsputz entgegentritt.

Glanzpunete der Schilderung, welche aus der Reihe dieser taurischen Scenerien besondeeş hervortreten, sind die Beschreibungen der Villen am Ufer des Pontus, wie z. B. von Oelanda, der Villa der verwitweten Kaiseein von Rußland, oder Alupka, dem Landsitz des Fürsten Woronzow. Von dort gelangt der Verfasser zu den Ruinen des alten Ebesonesus, in dessen Nähe das Christenthum ein Denkmal zurückgelassen hat, welches nach Grimm's Behauptung „das geofzartigste und ehrwürdigste ist, das Europa aus der ältesten christlichen Zeit besitzt. Ich möchte," sagt er, „die Einfachheit der Apostel und die Kraft eines Luther in meiner Feder besitzen, um dasselbe würdig zu beschreiben. Dies christliche Alterthum trägt heute den tatarischen Namen: In-Kermen, Höhlenburg, und seit dem vorigen Jahre ist es durch eine blutige Schlacht dem Publicum unter dem Namen Inkerman bekannt. Oberhalb der Feste Sebastopol läuft ein Kalkrücken mit steilen Wänden in das Land hinein und erstaunt durch seinen seltsamen Anblick selbst den gedankenlosesten Wanderer — denn die eine abschüssige Seite ist mit viereckigen Oeffnungen von menschlicher Hand durchbrochen, die, in kleinen Entfernungen betrachtet, wie die leeren Fensterhöhlen eines Palastes aussehen. Sie sind aber nicht von gleicher Größe, auch nicht in gleicher Linie neben einander, nehmen aber die ganze Länge des Felsens und den obern Theil in vier bis fünf verschiedenen Lagen über einander ein. In einer gewissen Entfernung sieht der Fels aus, wie ein wurmstichiges Stück Holz. Einige Höhlen sind in gerader Linie neben einander, die Zwischenräume oft nur eine halbe Elle breit; solcher sind indeß nie über fünf beisammen. Auf einem schmalen, bedenklichen Randpfade steigt man etwa zweihundert Fuß hoch bis an die erste dieser Höhlen. Oft ist ein Stück des Weges ausgebrochen, einzelne Stücke des Zwischenraumes der Etagen sind herabgerollt, und nicht ohne Mühe und Gefahe steigt man bis auf das Dach hinan. Ein einziger Blick in die ersten Höhlen überzeugt, daß die menschliche Hand sie zu nothdürftigen Wohnungen ausgehauen hat und zwei in den lebendigen Felsen hineingemeißelte Kirchen beweisen den christlichen Ursprung derselben. Jede Zelle ist im Innern etwas geräumiger als der Eingang, jedoch nicht genug, um mehre Personen aufzunehmen. Es ist also die Größe der Mönchszellen auf dem Berge Athos. Jedenfalls zählt der Felsen noch jetzt mehre hundert derselben, die mit den Vorsprüngen herausstützen nicht mitzurechnen. Die beiden Kirchen sind Meisterwerke der Baukunst neben diesen einfachen Zellen. Sie sind gewölbt, und jede von ihnen enthält drei Schiffe, einen Altar, mehre Seitennischen und Sarkophage, in denen man im vorigen Jahrhundert noch Knochen fand. Und dies ganze Gebäude aus einem Stück, oder richtiger in ein Stück eingehaun, ohne eine Linie zu verfehlen! Beim Altar erblickt man noch ein Heiligenbild in Mosaik eingelegt, das man unbedingt zu den merkwürdigsten Erzeugnissen der christlichen Kunst rechnen muß. Auf der Höhe stand im Mittelalter eine Burg, die man den Genuesen zuschreibt und deren Trümmer noch jetzt verachtend auf diese Zellen heabschauen. Die Frage übee die Zeit und den Grund des Entstehens dieser Höhlenburg setzt den größten Geschichtschreibee in Verlegenheit, um so mehr einen harmlosen Reisenden. Doch ist es am wahrscheinlichsten, daß der Ursprung diesee Höhlen in die erste Zeit des Mönchslebens zu sehen, in das dritte oder vierte Jahrhundeet unsree Zeitrechnung." — Uebrigens haben diese Krimm'schen Felskapellen und Zellen etwas wie ein Seitenstück im Norden Deutschlands, in den eigenthümlichen Felskapellen der „Externsteine" im Fürstenthum Lippe-Detmold, deren Ursprung sich freilich leichter deuten läßt.

Das Erfreulichste berichtet unser Autor über die deutschen Colonien, welche auf dem Wege von Berdiansk nach Perekop mitten in der negaischen Steppe liegen: einundzwanzig deutsche Ortschaften mit gegen 95,000 Einwohnern (i. J. 1845). Sie gewähren ein Bild des Wohlstandes, der Reinlichkeit, unverdorbenee Sitteneinfalt; „auch ist," sagt der Verfasser, „mit kein Land Europa's vorgekommen, wo sich eine Menge gleichblühender Ortschaften auf einee kleinen Spanne Landes vereinigt hätte, wie hier. Die Aufgabe, zu welchee sie vor etwa 60 Jaheen in die Steppen zogen, ist gelöst; Kornfelder, Fruchtbäume, ja, kleine Tannenwäldee, steinerne Häuser, in gerader Linie zu schönen Straßen aneinandee gereiht, beweisen die Macht des menschlichen, und vor Allem des deutschen Fleißes; der schöne Traum, den einst Potemkin der Kaiserin Kathaeina vorspiegelte, ist jetzt Wirklichkeit geworden." In wiefern bei dieser Schilderung des Verfassers heiteree Optimismus, russischen Zuständen gegenüber, vergoldend mitgewirkt hat, wissen wir natürlich nicht zu beurtheilen, und noch weniger, wie heute in Folge des Krieges das Loos unsrer deutschen

Digitized by Google

Landsleute im fernen Steppenlande sich gestaltet hat. — Wir scheiden von dem Grimm'schen Buche mit der Bemerkung, daß es für diejenigen, welche etwa Orientirungen und Nachrichten über den Kriegsschauplatz darin suchen, nicht geschrieben ist. So ist z. B. über Sebastopol selbst mit diplomatischer Zurückhaltung so viel wie nichts gesagt. Aber vielleicht ist die Schrift andern Lesern, die darüber hinlänglich sich durch die Tagespresse orientirt glauben, desto willkommener!

Von Romanen haben wir drei zu registriren, deren erster den Titel hat:

„Narren des Glücks. Historischer Roman von Edmund Lobedanz. Drei Theile (Leipzig 1856)."

Soviel wir wissen, ist dies der erste Versuch des Verfassers auf dem Gebiete der Erzählung und zwar ein viel versheißender. Er führt in lebhaft bewegten Bildern jenen benahe übergrossen Reichthum von Gestalten, Charakteren und Ereignissen an uns vorüber, welcher sich gewöhnlich in den Erstlingswerken der Schriftsteller geltend macht. Diese Charaktere sowohl, wie die Geschichte sie bot, als die Scenerien, die der Handlung zum Hintergrunde dienen, sind mit der markigen Frische des noch jugendlich treibenden Talents ausgemalt — freilich auch mit der Liebhaberei für grelle Farben und rohe Contouren, welche dem noch unausgebildeten Geschmack eigen ist. — O! wo kommt so kraft- und saftvoll Shakespeare aus; als einen andern „Narren des Glücks" stellt unser Roman die Gestalt des dänischen Ministers Struensee hin, jenen durch Michel Beer und Heinrich Laube dramatisch illustrirten Charakter, der sich jedoch auch als Mittelpunct eines Romans einem Erzählertalente aufdringen mußte, welches aus eigener Anschauung mit dem Schauplatz bekannt ist, auf welchem Struensee lebte, wirkte und litt. Edmund Lobedanz, der in Kopenhagen weilt, ist dies in hohem Grade; er kennt auch Norwegen, und mit der Schilderung einer norwegischen Alpenfeenerie eröffnet er sein Buch, wie sinden hier den Helden, Paul Olsen, als Knaben in einer verlassenen Sennhütte; er ist ein schüchternes, von rohen Menschen aufgezogenes Kind, gebheimnißvoller Herkunft, das bald, durch den Tod seiner Pflegeeltern aus seinem bisherigen Asyle getrieben, einem abenteuernden Bagabundenleben anheimfällt, und dabei in Berührung geräth mit drei, Norwegen durchwandernden Touristen — mit dem Admiral de Brahe, dessen Sohn Eugen, der gleichen Alters mit Paul, aber ihm an Intelligenz unendlich überlegen ist, und dem deutschen Arzte Struensee. Eugen fühlt sich eigenthümlich zu dem verlassen umherschweifenden Knaben hingezogen und will ihn zu sich nehmen; der Admiral aber erkennt in Paul sein eigenes Kind und scheucht ihn durch Drohungen fort. Der arme kleine Vagabunde vertraut sich deshalb auf's Neue den norwegischen Wildnissen an, bis er sich endlich nach Christiania durchbettelt und hier das Herz einer Mitwe rührt, die ihn zu sich nimmt, um ihn erziehen zu lassen. So über sein Schicksal beruhigt, können wir im zweiten Theile des Romans uns von dem Verfasser nach Kopenhagen führen lassen, wo Struensee indeß Günstling des Königs, Geliebter der Königin und allmächtiger Minister geworden ist. Das Verhältniß Struensee's zur Königin Mathilde deutet der Verfasser als eine Leidenschaft im Herzen der unglücklichen Frau, die Struensee mit kaltem Egoismus zur Erreichung seiner Zwecke ausbeutet. Das ganze Hofgetriebe, das Intriguenspiel, welches den Minister und die Königin umgarnt, alle bekannten und berühmten Namen der dänischen Hauptstadt in jener Zeit gehen dann in raschen Bildern an uns vorüber, und dazwischen schlingen sich die Charaktere der Romanfabel, unter denen Eugen de Brahe und Paul Olsen den vorderstein Rang behaupten, ihre Abenteuer, Erlebnisse und Katastrophen. Das Ganze fesselt, wenn auch, wie gesagt, die Darstellung mitunter grelle Farben trägt, und die zuweilen etwas banale Erfindung noch das Gepräge eines unausgebildeten Geschmacks abzulegen hat, bevor wir in dem Verfasser eine eben so bedeutungsvolle Vermehrung schaffender Literaturkräfte begrüßen können, wie sie jetzt schon eine vorheißungsvolle ist.

„Elise. Novelle von Sophie Verena (Berlin 1856)" ist, obwohl ebenfalls ein Erstlingswerk, eine den „Narren des Glücks" diametral entgegengesetzte Arbeit. Lobedanz erzählt wie ein etwas ungeschlachter Nordlandsmann, der gerne aus dem Groben und Vollen haut, und bei dem bei allen Seelenthätigkeiten die Einbildungskraft die ist, welche am kräftigsten und üppigsten in ihm arbeitet. Die pseudonyme Sophie Verena aber erzählt, wie eine junge Dame, deren reich ausgeschossene Illusionen noch nicht vom Leben rauh berührt und geknickt sind, deren Herzenswärme auf gleichem Niveau steht, mit demjenigen Grade feiner, geistiger Ausbildung, den man sich aneignen kann, ohne je in der Schule der Wirklichkeit gewesen zu sein. Daher kommt es, daß die Verfasserin in fließender, anmuthiger Form erzählt; daher, daß sie einfach durch das Herzens- und Seelenleben ihrer Charaktere anziehend zu werden strebt und den Apparat äußerer Ereignisse und Abenteuer verschmäht; daher aber auch, daß sie uns eine Welt zeichnet, die so lieb und rein und unschuldig ist, daß man, um an sie zu glauben, noch den edlen Schwärmergeist eines jungen Mädchenherzens haben muß. Das kleine Buch ist Charles Dickens zugeeignet: weßhalb, wenn nicht etwa persönliche Bezüge die Erklärung enthalten, ist schwer zu fassen; denn selten sind zwei Geister weiter auseinander, als bei der realistische Engländer und die idealistische Deutsche. Der Inhalt unsrer Novelle ist leicht angedeutet. Elise ist ein Kind, ein junger Seraph in einer Bauernhütte; ihr Gespiele ist Conrad, der Sohn des Nachbars, und dieser Gespiele liebt Else, so lange er denken kann; doch entreißt ein grausames Schicksal sehr bald die reizende kleine Else seinen idyllischen und rührenden Huldigungen, denn eine reiche vornehme Familie, die im nahen Schlosse zum Besuch ist, adoptirt Else und entführt sie dem Dorfe. Die kleine Landschönheit fühlt sich in der für sie so neuen Umgebung voll Glanz und Luxus „merveilleusement à son aise"; wie eine geborene Prinzessin bewegt sie sich in den neuen Salons, und erobert durch sämmtliche glänzende Eigenschaften, welche ein weibliches Wesen unwiderstehlich machen können, Aller Herzen. Das übrige aber schenkt sie dem Prinzen Reinhold. Ihm gewährt sie ihre Hand, ihm auch folgt sie, nicht als Gattin, da der Standesunterschied eine solche Verbindung nicht zuläßt, sondern als Geliebte. Aergerniß zu nehmen an diesem von strengen Sittenrichtern allerdings nicht gutgeheißenen Compromiß zwischen Liebe und Unebenbürtigkeit, darf uns nicht einfallen, wollen wir uns nicht von der Verfasserin den Vorwurf zuzuziehen, ihre, einer überlegenen und poetischen Lebensanschauung entquollenen Intentionen vollständig mißverstanden zu haben. Zur Beruhigung scrupulöser Gemüther nimmt jedoch der schöne Traum ein tragisches Ende. Reinhold muß sich um seiner getreuen Unterthanen und seines Landes willen zu einer standesmäßigen Ehe entschließen, und nun trennt sich Else von ihm, sie flüchtet in arm und entblößt, wie sie ihr Dorf verlassen hat, in die ländliche Heimath zurück, wo sie in später Nacht mit gebrochener Kraft auf der Schwelle eines Hauses zusammensinkt. In diesem Hause hatte aber Conrad, der jetzt der Arzt des Ortes ist, seit Jahren ein trauliches Stübchen, immer erleuchtet und immer erwärmt, hergerichtet gehalten, in der bestimmten Ahnung, wie es mit Else über kurz oder lang kommen werde. Und so ist es denn auch gekommen, und Else findet ein schützendes Asyl, aus welchem jedoch der Tod sie bald abzuholen kommt. Das ist der Inhalt der Geschichte, welche die Verfasserin uns geistreich und elegant erzählt. Einem unbestreitbaren Talent, wie dem ihren, kann man nur zurufen, was Goethe in seinem Vermächtniß an die jüngere Nachwelt sagt:

„Erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben!"

„Auf dem Hradschin, oder Kaiser Rudolph II. und seine Zeit. Historisch-romantisches Gemälde von Eduard Maria Oettinger. Vier Bände (Prag 1856)."

Zunächst fällt in diesem Buche die Verbindung zweier, sonst selten zusammen angetroffener Eigenschaften auf, nämlich einer gründlichen Gelehrsamkeit, welche die historische Seite

Digitized by Google

des Stoffs souverän beherrscht und alles Detail des betreffenden Zeitraums, besonders der Gelehrtengeschichte desselben „am Schnürchen hat", — mit einer ganz Feuilletonartigen Form und Behandlung. Es ist wahr, diese beiden Eigenschaften scheinen durchaus unverträglich mit einander zu sein, aber mit der Genialität des: „Reim dich oder ich fress dich!" hat der Verfasser sie gelehrt, sich zusammen zu vertragen, und was die Kritik gegen solche Behandlung einwenden mag, er hat eine anziehende, fesselnde Lectüre geschaffen, trotz der Flüchtigkeit und des burschikosen Tons, in dem sein Zeit- und Sittengemälde gehalten ist. Es ist nur Schade, daß es ihm trotz aller Gelehrsamkeit doch an Intuition für das, was man im weiteren Sinne das Costume einer historischen Schilderung nennt, gebricht. Seine Charaktere reden gar zu oft in einer Weise und einem Tone, der gar zu derb die Illusion stört. Aber wie gesagt, den Zweck zu unterhalten hat der Verfasser in hohem Grade erreicht, und daneben denn auch ein in seiner Weise belehrendes Werk geboten.

So viel von neuesten Erscheinungen im Fache des Romans — zum Schlusse der Reihe dürfen wir wohl noch ein Buch nennen, über das uns freilich kein Urtheil zusteht; es heißt:

„Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Luise von Gall. Zwei Theile (Leipzig 1856)."

Wir beschränken uns als Herausgeber desselben auf die Andeutung, daß es eine Sammlung dessen ist, was wir für die reifsten und vollendetsten Arbeiten eines Erzählertalentes hielten, von welchem einzelne Hervorbringungen, wie z. B. „Eine fromme Lüge" auch von den Lesern des Familienbuchs mit großem Wohlwollen aufgenommen sind.

„Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. Von Alexander Jung (Leipzig 1856)"

heißt eine kleine Schrift, die mit eben so viel Muth als Enthusiasmus ein Gegengewicht gegen die Angriffe, welche die Ritter vom Geiste erfahren haben, in die Wagschale wirft. Ueber den großen Roman Gutzkow's läßt sich außerordentlich viel sagen, wie das so auch reichlich geschehen ist; wenn man unparteiisch — wird man am Ende zugeben müssen, daß darin ein Zeitbild von einem Werthe und einer Tragweite gegeben ist, dem unsre jüngste Romanliteratur nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat. Darum soll uns eine Schrift eines geistreichen Autors, die es sich zur Aufgabe macht, absänftig verneinender Kritik gegenüber die Bedeutung und den umfassenden Gehalt des Gutzkow'schen Buches in's rechte Licht zu stellen, durchaus willkommen sein. Nur würden wir, um des Autors kritischen Beruf gewährleistet zu sehen, gewünscht haben, er hätte die Absicht, ausschließlich das Rühmenswerthe in's Auge zu fassen, geradezu ausgesprochen; oder er hätte nicht blos mit lauter Lichtfarben gemalt, sondern auch den Schatten wahrgenommen — seine Schwächen hat doch am Ende jedes Werk menschlicher Hände! — aber der Verfasser ist, wie er selbst sagt, ein enthusiastisches Gemüth voll optimistischer Weltanschauung, dem die Hingabe an große schöpferische Kräfte ein Seelenbedürfniß. Und wie jetzt an Gutzkow's Gestalten- und Ideenreiche Dichtung hat er früher, in seinem Buche: „Friedrich Hölderlin und seine Werke (Stuttgart 1848)" und in einem andern: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts (Mainz 1854)", diese Geisterrichtung bethätigt.

Von den poetischen Blättern, Blüthen, Ranken und Gewinden liegt heute ein ganzes Häufleln vor uns — alles Miniatur, alles Goldschnitt, alles gepreßter oder mit zierlichem Arabeskenwerk aufgeputzter Deckel — lauter Nippistchkrlk, die uns nur nur das Verlangen nach dem endlichen Aufkanchen eines tüchtigen frischen Octavdichters erweckt, ja im Stande ist, uns einen handhaften Quartbandpoeten ersehnen zu lassen! Unsre Nachkommen werden uns für eigenthümlich poesiedurstige Menschen halten, wenn sie, wie nicht anders möglich, aus der Kleinheit dieser zarten Bändchen auf unser Bedürfniß schließen, stets ein Dutzend davon in der Rocktasche zu führen! — Wir nennen nur das Beachtenswertheste aus der Menge: zwei Uebersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen dramatischer Dichtungen, aus der Feder desselben Edmund Lobedanz, welchen wir oben als Romanschriftsteller kennen lernten.

Romeo und Julia, Tragödie des Shakespeare," heißt die eine, „Antigone, Tragödie des Sophokles" die andere. Der Verfasser hat von vorn herein darauf verzichtet, mit den Uebersetzungen berühmter Interpreten und Gelehrten zu wetteifern, es ist ihm darum zu thun, durch eine Nachdichtung der genannten Meisterwerke einem gebildeten Lesekreise einen reinen, von allem Schwerverständlichen, Gezwungenen und Holperigen, des Ausdrucks ungetrübten Genuß zu vermitteln. Die eigentliche Uebersetzung, auch die beste, wird das freilich nicht immer erreichen; viel ist jedoch in dieser Beziehung bei Shakespeare jedenfalls bereits erreicht, und wer damit noch nicht zufrieden ist, der muß eben — Englisch lernen! Dagegen scheint uns den alten Tragikern gegenüber eine Arbeit, wie die von Lobedanz, sehr verdienstlich; für einen großen Theil des Publicums ist es ein Bedürfniß, den durch seine Gewandung und seine Natur so fremdartigen Stoff durch eine Hand vermittelt zu erhalten, welche auf der einen Seite der deutschen Sprache und dichterischem Ausdruck gerecht zu werden sucht, auf der andern jedoch voll Pietät dem Originale gerecht zu bleiben sich bestrebt. Zwei, der „Antigone" angehängte, Briefe haben sich die Aufgabe gestellt, das Verständniß des Meisterwerks, das nach Hegel's Urtheil „das vortrefflichste, bestehlgendste Kunstwerk von allem Herrlichen der alten und modernen Welt" ist, zu fördern. Der Bearbeiter hat früher eine sehr beifällig aufgenommene Bearbeitung der „Sakuntala" veröffentlicht.

„Epheurranken. Gedichte von Friedrich Biedermann (Bremen 1855)."

verrathen ein entschiedenes Talent, das nur noch nach einer eigenthümlicheren, das Gepräge des Selbsterschaffenen tragenden Form zu ringen hat. Wir lassen den Dichter sich selbst empfehlen, durch ein Sonnett, das „Dschebel Nakus" überschrieben ist:

Vom Horeb abwärts nach dem rothen Meere
Ist Dschebel Nakus, Glockenberg, gelegen,
Den fromme Pilger zu ersteigen pflegen,
Wenn sie besucht des Sinai Altäre;

Und wie im Wandern nun ihr Tritt, der schwere,
Den losen Sandgrund lockernd macht sich regen,
Tönt ihnen Glockenklang daraus entgegen,
Als ob ein Kloster dort verschüttet wäre.

So wandern oft gleich Pilgern die Gedanken,
Die gern sich um der Jugend Festzeit ranken,
Die lock're Sandspur der Erinnerung,

Aus deren Tiefen in beseeltem Schwung
Aufklingen schmerzlich süße Klagetöne,
Als sei zu Grab getragen alles Schöne!

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Köbler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Neuntes Heft.

Die Ahnfrau.

Novelle von Albert Reinhold.

An der table d'hôte im Bade zu F. ging's sehr lebendig zu. Die Tafel war zahlreich besetzt und die Gesellschaft eine gewählte. Man befand sich beim Dessert, und einzelne Herren griffen nach den neuen Zeitungen und Journalen, die eben gebracht worden waren. Zuweilen machten die Lesenden ihrer nächsten Umgebung kleine Mittheilungen von dem, was ihnen besonders bemerkenswerth erschien, oder lasen einige Sätze vor, und so geschah es denn, daß der laute Vortrag einer Annonce die Aufmerksamkeit einer jungen, schönen Dame erregte, welche sich bisher mit einem ältern Herrn lebhaft unterhalten hatte. Der Anfang war ihr allerdings entgangen, und sie vernahm jetzt nur, daß die Redaction einer Zeitschrift eine Preisbewerbung für die beste Novelle ausgeschrieben, und die Schriftsteller Deutschlands zur Betheiligung eingeladen waren.

„Nun, Herr Doctor, wie wär's?" fragte die junge Dame ihren Nachbar, der ebenfalls der Mittheilung seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte.

„Man wird ja sehen, wenn erst die Kur beendet ist," versetzte dieser. „Aber sollte es denn Ihnen nicht passen, mein gnädiges Fräulein?" fuhr er fort, und sein großes Auge ruhte freundlich auf dem blühenden Antlitz des schönen Mädchens. „Sie sind geistreich, Ihre Rede ist gewandt und sonach wird's auch die Feder sein, und gerade Sie dürften sich dazu eignen, durch Reichhaltigkeit der Darstellung und den Wechsel der Situation den Ihrem Geschlecht so oft gemachten Vorwurf des Mangels an Erfindungsgabe glänzend zu widerlegen."

„O wie Sie spotten!" sagte die junge Dame nicht ohne Empfindlichkeit. „Und doch," fuhr sie, den Blick sinnend vor sich hingerichtet, fort, „und dennoch käm's auf den Versuch an." —

Sie warf jetzt den Kopf rasch zur Seite und schaute ihren Nachbar an, dessen Mund ein sarkastisches Lächeln zu umspielen schien. Dieses Lächeln wurde für sie entscheidend. Sie richtete sich auf ihrem Sitze empor, heftete die schwarzen, herrlich emaillirten Augen fest auf den ältlichen Herrn und sprach: „Herr Doctor Heinrich, ich werde eine Preisnovelle schreiben, und morgen sollen Sie das Sujet erfahren." Sie erhob sich rasch, verbeugte sich anmuthig und entfernte sich schnellen Schrittes.

Der Doctor schüttelte leicht den Kopf und sein Auge ruhte freundlich auf der Davonellenden. Dann leerte er den Weinrest in seinem Glase und verließ mit der jetzt allgemein aufbrechenden Gesellschaft den Saal.

Wir finden kurz darauf die junge Dame in den wildromantischen, entfernten Partien wieder, welche zum Bereich des Bades gehören. Bald wandelt sie gesenkten Hauptes in den schlecht cultivirten Gängen dahin, bald lehnt sie sich, in träumerisches Hinbrüten versunken, an einen Baumstamm und schaut in die klare Fluth des vorbeiströmenden Flüßchens hinab, bald wirft sie sich auf eine Moosbank und zeichnet mit dem Stabe ihres Sonnenschirmes allerhand Figuren in den Sand, während der Kopf in ihrer Linken ruht. Sie grübelte über das Sujet zur Preisnovelle nach, ohne es indessen finden zu können.

Wirr und bunt tanzten Gestalten aller Art an ihrem Geiste vorüber — und immer neue drängten sich nach und nahmen die Stelle der vorigen ein, um eben so schnell andern wieder Platz zu machen. Sie vermochte indessen diese Gebilde in keine wechselseitigen Beziehungen zu bringen — sie blieben einander fremd und glotzten sich starr und theilnahmslos an.

Sie hatte noch nie eine Novelle geschrieben und die Arbeit für leichter gehalten. Aergerlich über die unerwarteten Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, stampfte sie mit dem kleinen Fuße den Boden, als wollte sie helfende Geister heranstampfen, und versank in immer tieferes Hinbrüten. Gewohnt, Alles, was ihren lebhaften Geist erfaßt hatte, wenn auch nicht auszuführen, so doch in Angriff zu nehmen, gürtete sie mit sich selbst. Der schöne, junge Jäger, der den Forst durchzog, sollte zu einem der reizenden Mädchen in Beziehung treten, die im Nachen, die Cither im Arm, in herrlicher Mondscheinnacht auf dem spiegelhellen See schwammen, und der blasse Dichter, der in der einsamen Studirstube bei trübem Lampenschein über seiner Arbeit saß, mußte ein Wort mit drein zu reden haben, die blanken Officiere im glänzend erleuchteten Ballsaale nicht zu vergessen. Aber der Waidmann blickte vom hohen Felsen gleichgültig auf den See hinab und verschwand im Gebüsche, die Lieder der jungen Mädchen verhallten ungehört im Schiffe am Ufer, der Dichter schrieb unbekümmert weiter, und die

Digitized by Google

Söhne des Mars traten eben nur zu neuen Tänzen wieder an. In ähnlicher Weise erging es allen andern Gestalten, die sie vor ihren Geist gerufen — sie blieben, weil ihnen das wahre Leben und die innere Wärme fehlte, todte Marionetten.

Im höchsten Grade verstimmt und mit sich zerfallen, trat endlich die unglückliche Dichterin den Heimweg wieder an, und stieß im belebtern Theile der Promenade auf den Doctor Heinrich, der mit einigen seiner Freunde dort lustwandelte. Dieser mochte auf ihrem Antlitz lesen, was in ihrer Seele vorging, denn er grüßte sie mit einem feinen Lächeln, sie aber dankte mit einem bittersüßen Gesicht und rief ihm das Wörtchen: „morgen!“ zu. Er verbeugte sich stumm und sie eilte ohne Weiteres ihrer Wohnung zu, um, auf das Sopha hingestreckt, den herrlichen Abend im Zimmer zu verbringen. Die Gestalten, welche ihr Geist an das Licht des Tages beschworen, umringten im Chor auch ihr Lager und raubten ihr die süße Ruhe der Nacht, bis gegen Morgen ein fast fieberhafter Schlummer auf kurze Zeit ihre brennenden Augenlieder schloß.

Doctor Heinrich war dem angekündigten Besuche der jungen Dame galant zuvorgekommen und hatte sich durch deren Zofe bei ihr anmelden lassen. Er wurde sofort angenommen und fand das schöne Mädchen blaß und angegriffen, ja es schien ihm fast, als ob es geweint haben müßte.

Nach den ersten Begrüßungen gestand Laura ganz offen, daß sie trotz alles Grübelns und Sinnens ein Sujet zur Novelle nicht habe finden können, was ihr ganz unbegreiflich vorkomme. Er, der Doctor als von ganz Deutschland gekannter Dichter und Schöngeist, solle ihr über diese Erscheinung Aufschluß geben, und wo möglich den Trost damit verbinden, daß der gestrige Tag ein vorzugsweise unglücklicher für sie gewesen.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sprach Heinrich, „Sie verlangen doch wohl Wahrheit von mir? Nun gut, Sie sollen sie haben. Sie werden nach meiner Ueberzeugung noch manchen vorzugsweise unglücklichen Tag verleben, wenn sie ihn unter Beschäftigungen wie den gestrigen verbringen. — Bitte, lassen Sie mich ausreden, meine Gnädige,“ fuhr er mit Eifer fort, und Laura schloß den zur Gegenrede schon geöffneten Mund wieder. „Meine Worte sollen Sie nicht verletzen, und wenn ich Ihnen sage, Sie haben keinen Beruf zur Dichterin, so darf Sie das nicht verstimmen. Dabei fällt mir nicht entfernt ein, Ihren geistigen Eigenschaften zu nahe zu treten; ich lasse denselben im Gegentheil alle Gerechtigkeit widerfahren. Sie sind eine sehr gebildete, geistreiche und liebenswürdige Dame, aber eben nur keine Dichterin, das ist Alles.“

„Das war — hart von Ihnen,“ sagte das Mädchen kleinlaut und blickte sinnend zu Boden.

„Die Arznei ist bitter, aber ihre Wirkung gut,“ sprach Heinrich. Er hielt einen Augenblick inne, erhob sich vom Sitze, ergriff die Hand des Mädchens und fuhr mit herzgewinnendem Tone also fort:

„Ich habe zwar kein Recht an Sie, mein Fräulein, und unsere Bekanntschaft ist eine nur flüchtige, wie sie das Badeleben erzeugt, und datirt erst seit Wochen; dessen ungeachtet hat mich die freiere und ungezwungenere Bewegung im geselligen Zusammensein tiefere Blicke in Ihr Herz und Ihre geistige Individualität thun lassen, als dies vielleicht bei längerer Bekanntschaft anderswo der Fall gewesen sein würde. Ich habe Interesse für Sie gewonnen, und bitte Sie auf einige Minuten um die Vergünstigung als wohlwollender, väterlicher Freund zu Ihnen zu sprechen. Sie besitzen ein außerordentlich reizbares Temperament und eine sehr rege Phantasie, die Sie unausgesetzt zu einem Haschen nach Phantomen anspornt, welche Ihnen als Ideale vorschweben. Dies führt natürlich zu Enttäuschungen, und hinterläßt im Gemüthe jene Leere, die aus einem unbefriedigten Streben entspringt. Sie sind deshalb nie ganz glücklich, liebes Fräulein, und der Besitz äußerer Güter vermag Sie dafür nicht schadlos zu halten. Die großen Vorzüge Ihres Geistes würden erst ihre volle Geltung erhalten, wenn Sie aus der eingebildeten Welt herabstiegen und sich der Wirklichkeit mehr zuwendeten. Ich will jetzt nur einen einzelnen Fall in Betracht ziehen, der uns am nächsten liegt. Wie in aller Welt haben Sie auf den Gedanken kommen können, eine Preisnovelle zu schreiben, nachdem Sie nie zuvor mit Belletristik sich beschäftigt! Sie sind dadurch in eine ungewöhnliche Aufregung versetzt worden, die nur schädlich auf Sie einwirken kann, weil die erschlaffende Entmuthigung der Enttäuschung stets auf dem Fuße folgt. Ueberschätzen Sie sich daher nie und hüten Sie sich besonders vor der modernen Emancipation, und Sie werden glücklicher sein.“

Doctor Heinrich schwieg jetzt und nahm seinen Sitz wieder ein. Laura aber, die mit großem Ernste dessen Worten gelauscht hatte, sprach, sichtlich ergriffen: „Ich danke Ihnen, mein lieber, mein väterlicher Freund! Sie haben, wie ich nicht läugnen mag, einen tiefen Blick in mein Inneres gethan, und Ihre Rede soll keine vergebliche gewesen sein. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre so uneigennützige als herzliche Freimüthigkeit und behalte es mir vor, Ihnen später das Ergebniß der strengen Selbstprüfung mitzutheilen, die ich über mich ergehen zu lassen gedenke. Um Ihnen indessen den ersten Beweis meines kindlichen Gehorsams zu geben,“ fuhr sie lächelnd fort, „soll das Blatt, welches den ersten wirren Entwurf zur unglückseligen Preisnovelle enthält und der vor kaum einer Stunde meiner Feder entflossen, der augenblicklichen Vernichtung anheimfallen.“

„O nicht doch!“ bat Heinrich, als das junge Mädchen im Begriffe war, das Papier, welches sie mit einer raschen Handbewegung ihrem Schreibtische entnommen, zu zerreißen. „Einen Blick in dieses Blatt müssen und werden Sie mir gestatten.“

„Es sei,“ sagte Laura nach kurzem Besinnen, „wäre es auch nur, um meine Beschämung vollkommen zu machen.“

Und sie reichte erröthend dem Doctor den feinen Bogen, den dieser mit einer stummen Verbeugung hinnahm, um sich sofort der Lectüre desselben zu überlassen.

„Es ist aber kein Sujet,“ sprach jene, indem sie an ein Fenster trat, „ich habe nur Personen in gewissen Situationen hingestellt, ohne im Stande zu sein, dieselben in wechselseitige Beziehungen zu bringen. Ich hoffte freilich,“ setzte sie etwas zögernd hinzu, „Sie würden mir dabei an die Hand gehen.“

Doctor Heinrich entgegnete nichts, denn er hatte bereits zu lesen begonnen. Der feine, sarkastische Zug, der, ihm

Digitized by Google

unbewußt, seinen Mund umspielte, verschwand indessen bald, und machte dem Ernst Platz. Je weiter er aber las, desto größere Bewegung sprach sich in seinen Zügen aus, die sogar so weit ging, daß er zu einzelnen halblauten Ausrufungen fortgerissen wurde.

Laura, die den Lesenden beobachtete, entging dies natürlich nicht, und mit großer Spannung sah sie der Beendigung der Lectüre entgegen.

„Mein gnädiges Fräulein," sprach Heinrich endlich, und faltete das Blatt wieder zusammen, „Sie sehen mich seltsam erregt, und ich mag dies auch gar nicht bergen. In Ihren Zeilen ist mir Eigenthümliches begegnet. Sie müssen mir dieses Papier hier schon überlassen, ich werde es Ihnen seiner Zeit dankend wieder zustellen. Richten Sie aber jetzt keine Fragen an mich, ich muß mir erst selbst klar werden."

Er schob das Blatt in die Brusttasche seines Fracks und verschwand nach einer raschen Verbeugung und ließ das erstaunte junge Mädchen allein im Zimmer zurück.

Derselbe Vormittag sollte auch Lisetten, Laura's Zofe, ein kleines Ereigniß bringen. Sie schlenderte im Badegarten herum, als plötzlich ein Herr in den mittleren Jahren mit einem runden, gutmüthigen Gesicht mit den Worten auf sie zueilte:

„Berge und Thäler kommen nicht zusammen, aber Menschen. Wie freut's mich, Sie, alte Freundin, einmal wieder zu sehen!"

Das Kammermädchen aber rief: „So sind Sie's denn wirklich, Werner, und nicht Ihr Geist! Wann sahen wir uns denn zuletzt und wo kommen Sie jetzt her?"

„Das sollen Sie sofort erfahren, meine Beste," versetzte dieser. „Wier Jahre mögen's etwa sein, seitdem wir uns nicht wieder erblickt, ich aber gehe hier durch nach dem etwa drei Stunden entfernten Städtchen am Fuße des Gebirges und meine Leute sind schon voraus."

„Also noch immer Theaterdirector?" fragte Lisette.

„Und ob," versetzte Werner. „Das Theater und ich sind so zusammen verwachsen, daß ich uns getrennt gar nicht denken kann, ja, ich darf behaupten, daß ich ohne Theater auf der Welt gar nicht zu existiren vermöchte, es ist mir die Luft des Lebens, die Sonne des Daseins, Brod und Salz. Doch im Ernst zu reden, muß ich Ihnen sagen, daß es mir materiell eigentlich nicht gut geht. Es hat mich in der letzten Zeit manches Unglück betroffen und meine vor Kurzem noch zahlreiche Gesellschaft ist sehr zusammengeschmolzen. Das aber ist das Loos des Schönen auf der Erde."

„Das muß schmerzen," meinte Lisette.

„Und wie!" versetzte der Director. „Ein Trost ist mir indessen noch geblieben, nämlich die Crême der Gesellschaft. Der leichtere Schaum ist davon geflossen, während die Besseren ihres Jahrhunderts treu zu meiner Fahne halten. Sie sind, Herren wie Damen, sehr solid, und ich kann mich mit diesen Truppen selbst auf das klassische Gebiet wagen. — Doch nun, liebe Lisette, ist die Reihe an Ihnen, mir zu erzählen, wie es Ihnen ergangen ist."

„Sehr gut," nahm nun die Zofe das Wort, „das heißt, so lange ich bei der jetzigen Herrschaft bin, was an die drei Jahre her ist. Meine junge Gebieterin behandelt mich mit ausnehmender Güte, und wenn sie auch einige Eigenheiten hat, so treffen diese doch mich nicht. Sie ist nämlich, mit einem Worte zu sagen, ein verzogenes Kind. Der Vater, steinreicher Rittergutsbesitzer von altem Adel, der vor etwa zwei Jahren das Zeitliche segnete, trug sein einziges Kind auf den Händen und ließ ihm allen Willen. Mit der Mutter war's und ist's nicht besser. Besäße die junge Dame nicht ein so engelgutes Herz und tiefes Gemüth, und hätte sie — namentlich hier — mich nicht, ich wüßte nicht, wie es bei der unglaublichen Lebhaftigkeit ihres Temperaments, ihres flatterhaften Wesens, das zuweilen in Leichtsinn ausartet, ihrem Hange zum Romantischen und ihren oft barocken Neigungen, die sie mit trotzigem Eigensinn zu befriedigen weiß, werden sollte. So ist sie zum Beispiel von einer, ich möchte fast sagen, krankhaften Wuth für's Theater befallen, und ihr höchster Wunsch ist, einmal, und wenn nicht anders, nur ein einzigesmal die Bretter selbst zu betreten, um ihr Talent, wie sie lachend zu sagen pflegt, einmal leuchten zu lassen. Hier, aber auch nur hier, ist diesem Verlangen von Seiten der Eltern mit solcher Entschiedenheit entgegen getreten worden, daß es stets im Keime ersticken mußte und sie später alle Versuche, ihre Lieblingsidee zu befriedigen aufgegeben zu haben scheint."

„Ei der Tausend, das wäre eine Acquisition für mich!" rief der Theaterdirector aus, und wischte sich mit der Hand den Mund. „Reich, schön, gebildet und für die edle Kunst glühend, müßte die junge Dame die Zierde, ja der Stolz jeder Bühne werden. O wie jammerschade, daß diese Perle auf dem Meeresgrunde der Alltäglichkeit unerkannt und unbewundert liegen bleiben muß, während sie die Augen vieler Tausende mit ihrem Glanze zu blenden die Bestimmung hat. Könnte doch nureinmer einmal einen solchen Schatz aus der Tiefe an's Tageslicht ziehen!"

„Die Reise hierher hat der kleine liebe Eigensinn, für den ich übrigens mein Leben lasse, auch ertrotzt," nahm Lisette wieder das Wort. „Sie hatte sich nun einmal auf den Besuch eines deutschen Bades versteift und setzte alle Hebel in Bewegung und ließ alle Minen springen, den Einfall durchzusetzen. Es ging, und an die Stelle der zur Zeit der Abreise just kränkelnden Mutter, welche die kerngesunde Tochter nicht begleiten konnte, wurde ich zum schwierigen Posten einer Kammerjungfer, Ehrendame und Gouvernante, wie's gerade kommt, ernannt, und mit umfassenden Vollmachten versehen. So sind wir denn vor etwa drei Wochen hier angekommen, wo meine Gebieterin durch ihren Geist und ihre Schönheit bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Bis jetzt ist nun Alles über Erwarten gut gegangen, und der von mir gefürchtete Popanz, die Liebe, hat mich noch nicht erschreckt, denn keiner der hiesigen jungen Männer vermochte auf das stolze Herz meiner Dame Eindruck zu machen, worüber ich mich über die Maßen freue."

„Nur nicht vor der Zeit gejubelt," warnte Werner. „Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben, denn —"

Er wurde durch die Stimme Laura's, die nach Lisetten rief, unterbrochen. Das junge Mädchen befand sich in ziemlicher Nähe der Beiden und der Theaterdirector, der ehrerbietig sich verbeugte, flüsterte seiner Nachbarin zu, eine solche Schönheit sei ihm kaum je vorgekommen, worauf diese lächelnd nickte und nach flüchtigem Gruße, die Hoffnung des Wiedersehens in Aussicht stellend, auf ihre Gebieterin zueilte.

*

Digitized by Google

Werner blickte der Davongehenden lange nach, dann zuckte er die Achseln, als hätte er sagen wollen: was hilft's Nachsehen! und verließ gleichfalls den Garten. —

Als am folgenden Morgen Lisette eben das reiche Haar ihrer Herrin kunstgerecht bearbeitete, sprang diese plötzlich von ihrem Sitze auf, ergriff die Hände der Zofe, sah ihr fest in's Gesicht und sprach:

„Nein, ich trag's nicht länger und du mußt es jetzt erfahren. Ich habe nämlich einen Plan, einen herrlichen, einen himmlischen Plan, und du, Lisette, mußt mich bei der Ausführung desselben unterstützen. Du erzähltest mir doch gestern von deinem Jugendgespielen, dem hübschen, freundlichen Manne, dem Theaterdirector." —

Sie theilt jetzt ihre und legte das weiße Händchen auf den geöffneten Mund der Zofe, sie am Sprechen zu verhindern. Diese blieb denn auch stumm und begnügte sich mit einem klagenden Blicke, während ihrer Brust sich ein Seufzer entrann.

„Höre mich ruhig an, fuhr Laura fort, dann will ich deine Meinung vernehmen."

Sie warf sich wieder auf den Stuhl, verschränkte die Arme und sagte mit nicht ganz sicherer Stimme: „Du kennst meine Passion für's Theater, weißt aber auch, daß mein sehnlicher Wunsch, nur einmal wenigstens die Bretter zu betreten, bisher unerfüllt geblieben ist. Jetzt winkt mir die Befriedigung desselben — und ich will mir die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen," setzte sie mit Entschlossenheit hinzu.

„Dacht' ich's doch, o ich Unvorsichtige!" tönte es leise über die Lippen der Zofe, die schöne Herrin aber fuhr unbeirrt also weiter fort:

„Höre nun meinen Plan, Lisette. Du nimmst morgen einen Wagen und fährst zu deinem Freunde, dem du, was mich betrifft, reinen Wein einschenken darfst und sollst. Ich habe allen Grund auf des Mannes Verschwiegenheit zu rechnen, weil ich sie nicht unbelohnt lassen werde. Nun sagst du ihm, ich beabsichtige auf seinem Theater zu gastiren und er solle mich für irgendwelche Dilettantin, und dich für meine Mutter ausgeben. Kein Mensch im Städtchen, selbst nicht die Mitglieder seiner Gesellschaft, dürfe erfahren, wer ich wirklich bin, du selbst aber wirst bei den Proben und der Aufführung des Stückes stets zugegen sein. Wenn es möglich sei, sollte er Grillparzer's „Ahnfrau"" zur Darstellung bringen, ich wolle die „Bertha"" spielen, deren Rolle ich bereits auswendig wisse. Alles weitere werde sich schon machen, wenn er nur seine Einwilligung dazu gebe. — Sieh, meine liebe Lisette, so ungefähr ist mein Plan, und er wird, er muß gelingen. Wenn dir aber irgend Bedenken beigehen sollten, so erinnere dich an den Ausspruch der Wahrsagerin, die mir verheißen, die Bühne werde mir mein Lebensglück bringen. Das ist nun freilich dummes Zeug, wenn du es aber zur Beruhigung deines Gewissens brauchen kannst, so beschwichtige es immerhin damit. Uebrigens verantworte ich Alles vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit, und was die Leute hier im Bade betrifft, so wird ihnen ein X für ein U gemacht, wenn wir uns auf unsere kleinen Kunstreisen begeben. — Jetzt Lisette gestatte ich dir zu sprechen."

Es fand nun eine längere Unterredung zwischen der Herrin und der Dienerin statt, und das Ergebniß derselben war, daß am folgenden Tage Lisette in einem Wagen nach dem Städtchen dahinrollte, wo der Theaterdirector seinen Musentempel aufgerichtet hatte, um diesem sein Glück zu verkünden.

Zehn Tage später wanderten drei junge Männer dem Städtlein zu, das Werner's Theater-Gesellschaft in seinen Mauern zu beherbergen augenblicklich das Glück hatte. Sie zeigten sich als elegante Fußreisende und es war ihnen anzusehen, daß eben nur die Lust am Gehen ihre Beine in Bewegung gesetzt hatte. Sie trugen feine gestickte Wandertaschen über den Schultern, deren mageres Aussehen zu dem Schlusse berechtigte, daß sie den Reise- oder Postwagen nur verlassen, um den herrlichen Abend freier und ungezwungener genießen zu können. Unter heitern Plaudereien schritten sie dahin und hatten jetzt, als sie eben einen Hügel erstiegen, das Städtchen vor sich liegen.

„Hier also werden wir uns vor der Hand trennen, Adolf," — sagte der eine der Drei, „und du ziehst allein weiter."

Dieser ein herrlich gewachsener junger Mann mit blühendem Gesicht, versetzte lachend:

„Grüßet mir nur unbekannter Weise den Onkel oben im Gebirge und sagt ihm, ein passenderes Kleeblatt als wir habe's noch nie auf Reisen gegeben. — Ist's aber nicht wahr," fuhr er stehen bleibend fort, „daß man so an achtzig Meilen von der Scholle entfernt, die der Familienvater häuslichen Heerd nennt, ein ganz anderer Mensch wird? Was würden die gerichtsbefohlenen Bauern daheim sagen, wenn sie ihren gestrengen Referendar sähen, wie er allerhand Allotria treibt, und anmuthige Kurzweil? Ha, welche Lust gewährt doch das Reisen! das Herz geht einem auf und die kleinlichen Sorgen des Lebens liegen daheim in der Rumpelkammer. Immer frisch vorwärts; jeden Schritt ein neuer Gedanke, von jedem Hügel ein anderes Bild! Kinder ich sage Euch, heute wäre ich zum tollsten Streiche fähig, soweit er sich einigermaßen mit Anstand ausführen läßt, und ich könnte nebenbei die ganze Welt an's Herz drücken."

Des eifrigen Redners Reisegefährten stimmten lachend mit ein, man zündete sich frische Cigarren an und gelangte nach einer Viertelstunde gemüthlichen Wanderns am Stadtthore an, von welchem herab ein großer bedruckter Zettel weithin erglänzte.

„Was? Ahnfrau!" rief Adolf, dessen Falkenaugen auf der Schrift hafteten, und sprang den Andern voraus. „Ich hatte richtig gelesen," sprach er eine halbe Minute später, „man giebt heute Abend hier die „Ahnfrau"" und ich kann mich vor Freude darüber nicht fassen. Habe ich doch selbst vor kaum drei Wochen auf unserm heimischen Liebhabertheater in eben diesem Stücke den „Jaromir"" gespielt und unverwelkliche Lorbeeren mir errungen! Das ist ja herrlich, das ist göttlich, und wir können den Abend gar nicht angenehmer verbringen, als im Tempel Thaliens!"

Die Andern stimmten dem kunstbegeisterten Freunde bei und man beschloß, in einem Gasthause schnell einige Erfrischungen einzunehmen, um dann sofort nach dem Theater sich zu begeben, denn es fing bereits an zu dunkeln.

Der Director Werner, der sich in der Wirthsstube des Gasthofes „zum goldenen Löwen" befand, zählte als umsich-

Digitized by Google

tiger Geschäftsmann drei Billets ersten Ranges, oder vielmehr deren Ertrag seiner Kasse zu, als die jungen Männer eintraten und Nachtlager bestellten. Während diese nun an einem Tische Platz nahmen, trippelte Liseltens Jugendfreund im Zimmer herum, rieb sich die Hände und trank zuweilen aus einem großen Glase einen Schluck Zuckerwasser. Er befand sich augenscheinlich in ungewöhnlicher Erregung, er sah purpurroth aus, seine Augen leuchteten, große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. Die Beweglichkeit des Mannes ergötzte unsere Wanderer höchlich, die vom Wirth den Stand desselben erfahren, und Adolf ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Da erfuhr er denn sofort, daß eine fremde Künstlerin von einem Hoftheater es sich zum Vergnügen mache, diesen Abend in der Rolle der „Bertha" aufzutreten und daß Seiten der Direction außerordentliche Veranstaltungen getroffen worden seien, die Vorstellung zur gelungensten und genußreichsten zu machen. Er war eben im besten Zuge als ein Knabe eintrat und ihm einige Worte in's Ohr sagte. Er zuckte zusammen, Leichenblässe überzog seine im Moment vorher noch hochrothen Wangen, und mit den Worten: „nicht möglich, nicht möglich!" stürzte er zum Zimmer hinaus. Der Knabe folgte ihm.

Die jungen Männer schauten dem so plötzlich Umgewandelten verwundert nach, der Wirth aber meinte, es würde nicht viel sein, die Herren Künstler hätten sämmtlich einen Sporn zu viel und kämen bei der geringsten Kleinigkeit aus dem Häuschen.

Draußen auf der Straße begann es indessen lebendiger zu werden. Knaben trieben sich auf derselben herum und durch das Thor des Gasthofes schlüpften kleine Trupps von Leuten, welche der dienenden Classe angehörten. Es nahte nämlich die Zeit der Cassaeröffnung heran, und da das Theater in einem Saale des Gasthofes sich befand, war das eben Mitgetheilte sehr begreiflich.

Während Adolf nach aufgehobener Tafel in die Lectüre des Theaterzettels sich versenkt hatte, waren dessen beide Reisegefährten auf die Gasse hinausgegangen, um sich ein wenig umzusehen. Jener war eben im Begriff ihnen zu folgen, als Werner in einem Zustande wahrhafter Vernichtung in's Zimmer stürzte. Sein Antlitz war ganz verzerrt, seine Augen glühten, er zitterte am ganzen Leibe.

„O ich unglücklicher, ich geschlagener Mann!" jammerte er händeringend, und rannte wie besessen in der Stube herum. „Bin ich nicht gezeichnet vom Schicksal, daß mich ein Schlag solcher Art treffen muß, nachdem der Stern meines Glückes auf kurze Zeit rein und klar am Himmel meines elenden Lebens gestanden! Nein, es ist entsetzlich, es ist empörend, die Welt hat so etwas noch nicht gesehen!"

In solchen und ähnlichen Ausrufungen erging sich der Theaterdirector, bis es endlich dem Wirth, im Verein mit einigen Bürgern aus der Stadt, die hinzugekommen, gelang, ihn zur Mittheilung des Vorgefallenen zu bewegen.

„Wissen Sie, meine Herren," begann er, „welchen Aufwand mir die heutige Vorstellung verursacht hat? Kennen Sie die unsäglichen Mühen, welche mir die Einstudirung des Stückes, das diesen Abend über die Bretter gehen sollte, ich sage sollte, gekostet? Nein, Sie vermögen das nicht einzusehen. Aber bekannt muß es Ihnen sein, daß die ganze Stadt sammt Umgebung mit der größten Spannung der Aufführung des Trauerspiels aller Trauerspiele entgegen sieht, die indessen — o über den Fluch des Schicksals! — unterbleiben muß."

„Was, keine „Ahnfrau" heute?" riefen einige Stimmen verwundert durcheinander.

„Keine," versetzte der Director mit fast tonlosem Ausdrucke, und starrte vor sich nieder. „Vernehmen Sie's denn, meine Herren," fuhr er mit vor Zorn bebender Stimme fort, „und gestehen Sie, daß es keinen unglücklicheren Theaterdirector geben kann, als mich: oben — in seinem Zimmer — hingegossen in die weichen Kissen des Sopha's — eine recht malerische Stellung — liegt „Jaromir" — sinnlos betrunken."

Werner hatte die letzten Worte nur noch in Fisteltönen hervorstoßen können, so sehr preßte die Wuth seine Kehle zusammen, die Anwesenden aber gaben durch einzelne Ausrufungen ihre Theilnahme zu erkennen und der Wirth sprach von schwarzem Kaffee.

Der unglückliche Director vermochte in einem Anfalle von Erschöpfung, die just über ihn gekommen, nur mit dem Kopfe zu schütteln, ein Gast aber sagte ganz gutmüthig: „So spielen Sie doch den „Jaromir", Herr Werner."

Dieser maß den Mann mit einem langen Blicke, dann sprach er: „Wäre Ihr Rath nicht gar zu kindlich, ich wäre versucht, ihn verteufelt bitter zu nennen." Er wendete ihm verächtlich den Rücken zu und schritt nach der Thür hin, während der wieder ausbrechende Jammer ihn die Worte herausstoßen ließ: „So ist denn Alles verloren und die Vorstellung hin, denn wo ist ein „Jaromir"?"

„Hier!" rief eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers.

Wenn in der Wirthsstube in dem nämlichen Augenblicke eine Bombe geplatzt wäre, würde dies kaum einen größern Eindruck auf die Anwesenden gemacht haben, als dies einzige, von Adolf gesprochene Wörtchen, der sich gleichzeitig vom Stuhle erhoben hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, mit offenem Munde aber starrte der Director ihn an, ohne nur eine Silbe hervorbringen zu können.

Der junge Mann schritt nun, während Todtenstille im Zimmer herrschte, auf Werner zu, stellte sich hoch aufgerichtet vor ihn hin und declamirte mit Pathos und entsprechender Mimik:

„Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt;
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir!"

„Mein Herr — was soll das?" stammelte der Director und befühlte sich den Kopf, denn er wußte nicht recht, ob er wache oder träume.

Adolph aber sprach: „Jetzt Scherz bei Seite, mein Herr, ich will den „Jaromir" spielen, dafern Sie es mir gestatten, und die Ehre Ihres Theaters soll gerettet sein. Jetzt aber folgen Sie mir."

Er faßte den ganz verblüfften Mann am Arme und zog ihn mit sich in ein kleines Nebenzimmer, in welchem sich Niemand befand, und sprach: „Ich bin Referendar und wohne achtzig Meilen von hier, wie Sie aus meinem Paß ersehen mögen."

Nach diesen Worten hielt er Werner ein Papier vor das Gesicht und dieser nickte mit dem Kopfe, nachdem er

Digitized by Google

einen Blick in dasselbe geworfen. Adolf aber ließ sich also weiter vernehmen:

„Vor drei Wochen etwa habe ich, und ich darf sagen nicht ohne Beifall, auf einem Liebhabertheater den „Jaromir“ gespielt, dessen Rolle ich Wort für Wort auswendig weiß. Theils aus Nächstenliebe, um Ihnen in Ihrer großen Noth beizustehen, theils durch das Hochromantische des Falles im höchsten Grade angezogen, kam der Ihnen bekannte Entschluß in mir zur Reife. Es kann gehen und es wird gehen, wenn Ihre Leute Routine besitzen. „Jaromir“ hat wenig zu spielen, aber viel zu declamiren, so daß nach meiner Ansicht auch ohne Probe die Darstellung von einigem Erfolge sein kann. Ihre Garderobe wird hoffentlich das Kostüm liefern, und alles Weitere mögen Sie getrost der Gunst des Schicksals überlassen. Ich habe nur eine Bedingung an Sie zu stellen, nämlich das unverbrüchliche Stillschweigen über meinen wahren Namen und Stand gegen Jedermann zu beobachten. Geben Sie mich Ihren Leuten gegenüber für einen Schauspieler aus, der aus Ihnen unbekannten Gründen sein Incognito zu bewahren wünsche, und nur aus Theilnahme für Ihr Mißgeschick die Bretter betrete. Und nun nehmen Sie mich hin und verfügen Sie über mich.“

„Jetzt erst kam in Werner wieder Leben. Das Erbieten des jungen schönen Mannes war so originell und ihm dermaßen überraschend gekommen, daß es einiger Zeit bedurft hatte, ehe er seine Fassung wieder gewonnen. Nun aber, nachdem es ihm klar geworden, daß man nicht mit ihm scherze, sondern der Retter in der Noth leibhaftig vor ihm stehe, überließ sich der seiner schweren Sorgenbürde plötzlich entledigte Theaterdirector seinem vor Freude überströmenden Gefühle. Er hüpfte wie ein Kind in dem kleinen Zimmer herum, nannte einmal über das anderemal den jungen Mann seinen Erretter, seinen guten Genius, und was dergleichen Dinge mehr waren, und versprach endlich bei allem, was ihm theuer war, das tiefste Stillschweigen. Nachdem Adolf seine Freunde, welche mittlerweile von ihrem Gange wieder zurückgekehrt waren, von seinem romantischen Entschlusse in Kenntniß gesetzt hatte, den diese mit Jubel vernahmen, verließ er mit dem überseligen Theaterdirector das Gastzimmer, um sich zunächst zu costümiren, denn es war keine Zeit mehr zu verlieren.

Durch die Stadt aber verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Kunde von dem so rasch übernommenen Gastspiele des fremden jungen Mannes.

Werner führte seinen Retter in der höchsten Noth in ein Zimmer des ersten Stockes, in dem ein junger Mann auf einem Sopha in einem todtenähnlichen Schlummer lag.

„Sehen Sie hier,“ sprach der Director, auf den Schlafenden deutend, „das Ungeheuer in Menschengestalt, das über sich vermocht hat, sich sinnlos zu betrinken, während ihm diesen Abend die Rolle des „Jaromir“ zu spielen oblag. Er muß morgen springen, so wahr ich Werner heiße. Jetzt aber lassen Sie uns sehen, wie der Anzug passen wird.“

Die nagelneuen Garderobestücke, die der Director für den Darsteller des „Jaromir“ besonders hatte fertigen lassen, lagen in schönster Ordnung auf einem Tische ausgebreitet und waren sehr sauber und geschmackvoll gearbeitet.

Unter Werner's geschickter Mithülfe ward die Metamorphose an Adolf schnell vollbracht, die um so leichter sich bewerkstelligen ließ, da der Zufall es gewollt hatte, daß die beiden jungen Männer einer Größe waren.

Werner klatschte vor Freude in die Hände, als der prächtigste „Jaromir“, der ihm je vorgekommen, vor ihm stand, und versicherte dem so jäh zum Schauspieler umgewandelten Referendar, die sämmtlichen Damen würden bei seinem Anblick kein weg sein. Nachdem er sich satt gesehen, verließ er den sehr ehrenwerthen Gast, wie er Adolf nannte, um sein Personal von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen und sonst einmal nachzusehen, denn die Casse war bereits geöffnet.

Als Adolf sich allein befand, fing ihm denn doch fast vor seinem im kecken Jugendmuthe gefaßten Entschlusse an zu bangen, denn es erschien ihm in der That mehr als gewagt, als erster Held und Liebhaber in einem großen Trauerspiele aufzutreten, ohne die übrigen Darsteller auch nur gesehen zu haben. Er faßte sich indessen schnell wieder, es mußte ja gehen, denn er durfte sich auf sein gutes Gedächtniß verlassen, und was das Zusammenspiel betraf, nun da war ja auf die Gunst des Augenblicks zu rechnen, und seiner Gewandtheit konnte er auch etwas zutrauen. Das Hochromantische seiner Situation und der Gedanke an die achtzig Meilen Entfernung von seinem Wohnort trugen auch noch wesentlich zur Beseitigung etwaiger weiterer Scrupel bei, und als der Director kurz darauf mit strahlendem Gesicht wieder in's Zimmer trat, fand dieser seinen „Jaromir“ in der würdigen Haltung und Ruhe des echten Künstlers.

„Kommen Sie jetzt,“ sprach Werner mit Hast, „es wird sich herrlich machen. Ich habe den sämmtlichen Mitgliedern meiner Gesellschaft streng untersagt, Sie durch Fragen zu belästigen, die auf Ihr Incognito sich beziehen, und Sie haben in dieser Hinsicht nichts zu fürchten. Spielen Sie nur ruhig, Sie müssen ja gefallen, und schauen Sie meiner „Bertha“ nicht zu tief in die Augen,“ setzte er mit dem Zeigefinger schelmisch drohend hinzu, „denn die junge Dame ist geradezu ein verkörperter Engel. Sie befindet sich gleichfalls incognito hier, doch mit dem Unterschiede, daß sie wirklich der Kunst angehört.“

Als der Director die letzten Worte sprach, nahm sein Gesicht einen unbeschreiblich pfiffigen Ausdruck an und er konnte sich nicht enthalten, sich vor innerem Behagen die Hände zu reiben. Adolf entging dies indessen, und auf Werners Bitte, ihm zu folgen, schritt er, mit der Rolle des „Jaromir“ für alle Fälle versehen, aus dem Zimmer, nachdem jener noch den trunkenen Schläfer auf dem Sopha mit einem Blicke der tiefsten Verachtung bedacht hatte.

Indem die Beiden einen Gang durchwanderten, sprach Werner sich sehr belobend über die Localität des Gebäudes aus, das Herren- und Damen-Garderobezimmer enthalte und sogar noch ein besonderes Stübchen für „Bertha“ abgeworfen habe, und blieb endlich vor einer Thür stehen.

„Wir sind am Ziele,“ sagte er, und blickte, die Hand am Drücker, Adolf fragend an. Dieser nickte mit dem Kopfe, die Angeln drehten sich — sie betraten die Bühne.

Bei aller seiner Keckheit überkam den Referendar doch ein Gefühl von Beklommenheit, als die Blicke der bereits costümirten Darsteller der Grillparzer'schen „Ahnfrau“ neugierig und forschend auf ihm hafteten. Der Director stellte den Gast kurzweg als „Jaromir“ vor, und dieser nahm Gelegenheit, seiner originellen Situation zu gedenken. Man

Digitized by Google

verhieß ihm die möglichste Unterstützung, und bei dem Gespräche, das sich nun über das aufzuführende Stück entspann, nahm er mit Vergnügen wahr, daß er es mit recht gebildeten Leuten zu thun habe. Dann machte man ihn mit der Oertlichkeit des Theaters bekannt, und namentlich ließ es sich „Borotin“ sehr angelegen sein, ihn auf der Bühne heimisch zu machen. Bei diesem Geschäft späheten Adolf's Augen nach der ihn am meisten interessirenden Persönlichkeit, nach „Bertha“, vergeblich umher, statt ihrer erschien aber der Director wieder, der eine Zeitlang abwesend gewesen war, eine Champagnerflasche in der Hand haltend.

„Es geht Alles ganz vortrefflich,“ stieß er athemlos heraus, „das Haus wird trotz der doppelten Preise zum Erdrücken voll und man reißt sich selbst um die Plätze auf den Gallerien. Geht das Stück, so wie ich hoffe, so wird dieser Abend zu einem der glücklichsten meines Lebens.“

Und auf dem Souffleurkasten entpfropfte er die Flasche, deren Kork knallend bis an die Decke flog, und schenkte die Gläser voll, die ein dienendes Individuum ihm nachgetragen. Man leerte sie auf das Gelingen der Vorstellung, und als die Flasche die Nagelprobe bestanden, verschwand Werner wieder von der Bühne, Adolf aber benutzte die Muße, die ihm just ward, um durch ein Loch in der Gardine das Publicum zu überschauen.

Die Plätze waren gedrängt voll und er erkannte in den vordersten Reihen seine beiden Freunde, die der rosigsten Laune zu sein schienen und mit ihrer Nachbarschaft angelegentlich verkehrten. Als er sich aber wieder umwendete, schritt eben der Director mit einer jungen Dame an der Hand auf die Bühne — es war „Bertha.“ Eine ältere Dame folgte ihr auf dem Fuß. Das Mädchen war in der That hinreißend schön. Ein weißes Kleid umschloß die herrlich geformten Glieder und ein Schleier von derselben Farbe wallte von dem Haupte bis zur Taille herab, die von bewunderungswürdiger Feinheit war. Das in reichen Locken bis zum Nacken herabfallende Haar hüllte den weißen Schwanenhals und die weiten geschlitzten Aermel ließen die vollen blendenden Arme sehen, die reiche Goldspangen zierten. Auf dem süßen Antlitz aber lagerte die Anmuth, die großen dunklen Augen glänzten, noch gehoben durch das Incarnat der Schminke, wie Sonnen und um den kleinen rosigen Mund zuckte es leise wie schalkhafter Uebermuth, der im Kampfe mit der Befangenheit den Sieg davongetragen hatte. Ihre Verbeugung war leicht, aber voll unbeschreiblicher Grazie, als der Director ihr „Jaromir“ vorstellte, der, in das Anschauen des schönen Mädchens versunken, sprachlos dastand und fast vergessen hätte Lisette zu grüßen, die ihm als „Bertha's“ Mutter bezeichnet ward. Werner's Geplapper und Hinzutritt der Schauspieler, welche die junge Künstlerin begrüßten, ließen Adolf indessen Zeit, sich zu fassen, und er vermochte endlich eine Unterhaltung mit Laura anzuknüpfen, die, wie natürlich, das aufzuführende Stück zum Gegenstand hatte.

Das Mädchen ihrerseits war überselig. Alles hatte sich nach ihrem Wunsche gemacht, ihr Incognito war gewahrt und die achtungsvollste Aufmerksamkeit von Seiten der Werner'schen Schauspielergesellschaft ihr zu Theil geworden. Die Proben hatten ohne Störung stattgefunden und die Mitspielenden zur lauten Bewunderung ihres Talents hingerissen. Und so war denn der ersehnte Abend gekommen, und zitternd vor innerer Bewegung sah das begeisterte junge Mädchen dem Aufrollen der Gardine entgegen.

Adolf's äußere Erscheinung hatte unverkennbar Eindruck auf sie gemacht; ihr Herz aber empfand nichts dabei, da sie in ihm nur den Schauspieler sah und ihr Stolz bei dem Gedanken sich empörte, für einen Künstler, und wenn er selbst einer Hofbühne angehörte, eine auch nur vorübergehende Neigung zu fassen. Uebrigens zweifelte sie nicht am Gelingen der Vorstellung, und man bemühte sich, sie von allen Seiten in diesem Glauben zu bestärken.

Da begann unten im gutbesetzten Orchester eine Symphonie zu ertönen und die süßen Schauer der Erwartung durchbebten Laura's Brust: war doch nun der Moment nahe, der ihr die Befriedigung ihrer lang genährten Wünsche bringen sollte.

Werner war jetzt ganz Feuer und Leben und jeder Zoll an ihm ein Theaterdirector. Er rannte schweißtriefend umher, hatte da etwas zu sagen, dort etwas zu ordnen und erschien wie allgegenwärtig. Auf seinen Wink stieg der Souffleur in seinen Kasten hinab, sämmtliche Lichter flammten, das Personal verließ, mit Ausnahme des „Borotin“ und „Bertha,“ die Bühne, um die zugetheilten Posten in den Coulissen einzunehmen. Der alte Graf setzte sich, den Brief in der Hand, an den Tisch, und seine schöne Tochter nahm hochklopfenden Herzens am Fenster Platz. Der Director flüsterte ihr noch einige Worte zu und sie nickte lächelnd mit dem Kopfe. Da schwieg die Musik. Werner warf noch einen prüfenden Blick umher und schöpfte tief Odem. Unten im Publicum aber war es todtenstill, die Spannung der Erwartung ruhte auf der Versammlung. Da gab der Director das Zeichen, die Klingel des Souffleurs ertönte — und der Vorhang rauschte empor.

Ein leiser Ausruf des Staunens flog durch die gedrängten Reihen der Zuschauer, als sie das bildschöne Mädchen in dem reizenden Costüm, vom Lichtschimmer umstrahlt erblickten und ein freudiges Murmeln durchlief den Saal.

„Borotin's“ erste Worte verhallten in dem Applaus, der jetzt ertönte, und Laura bedurfte ihrer ganzen Standhaftigkeit, um nicht dem Uebermaß ihrer Gefühle zu erliegen. Ihre Stimme war, so sehr sie sich auch mühte ihr Festigkeit zu geben, im Anfang ihrer Rede unsicher, doch gab sich dies bald. Der Moment rief sie hin, ihr Spiel ward feurig, ihre Stimme glockenrein, und als sie den schlummernden Vater verließ, um auf dem Söller des Hauses nach dem Geliebten auszuschauen, tönte nicht enden wollender Jubel ihr nach.

Adolf hatte von der Coulisse aus keinen Blick von dem reizenden Mädchen verwendet und sein ganzes Sein war in Auge und Ohr getreten. Als aber die Gefeierte an ihm vorüberschwebte, um, von ihrem Glück überwältigt, ihrer Mutter in die Arme zu sinken, klopfte ihm das Herz hörbar in der Brust. Der Director wäre für das Leben gern seiner „Bertha“ zu Füßen gesunken, wenn sich dies nur irgend geschickt hätte, und ihm in diesem Augenblicke nicht obgelegen, es acht Uhr schlagen zu lassen, wie es das Stück vorschreibt. Nachdem dies geschehen, hatte er die nöthige Versinsterung zu leiten, und dann das Instrument zu handhaben, auf welchem er das „fellsame Geräusch“ beim Erscheinen der „Ahnfrau“ hervorbringen mußte. Diese zeigte sich denn auch, freilich „Bertha“ kaum mehr als durch die Klei-

Digitized by Google

dung ähnlich, und die Vorstellung nahm ungestört ihren Fortgang.

Endlich — und zwar viel zu lange für seine Ungeduld, die Begleiterin der Bangigkeit, die den kecken jungen Mann denn doch zu beschleichen begonnen — endlich war der Moment gekommen, wo „Jaromir", den zerbrochenen Degen in der Rechten, auf die Bühne stürzen mußte. Es geschah, und ein rauschender Beifallssturm empfing den gefälligen Künstler. Dies war ein Glück für ihn, denn er fühlte es, wie ihm das Blut nach dem Herzen strömte und eine fremde Gewalt ihm die Kehle zuschnürte.

„Bis hierher; — ich kann nicht weiter!
Wankend brechen meine Kniee,
Es ist aus! ich kann nicht weiter!"

Obige Worte hatte er zu sagen, und er sprach sie — freilich ohne Verdienst — mit solcher Wahrheit, daß das Publicum davon ganz ergriffen wurde. Während nun der nachgekommene „Günther" zu ihm redete, erhielt er seine Fassung wieder, und da er seine Rolle wörtlich auswendig wußte, ging's ganz gut weiter.

Als aber später auch „Bertha" wieder auf der Bühne erschien, und das schöne Paar, umstrahlt vom Glanze der Lichter, nun seine Gefühle austauschte, durchlief das leise Gemurmel der Bewunderung die Reihen der Zuschauer, die sich an ihm nicht satt sehen konnten. Beider Spiel wurde immer sicherer, je mehr sie sich überzeugten, daß ein Erfolg ohne eine einzige vorhergegangene Probe in der That möglich war, und der Genuß für das Publicum ein immer größerer. Nachdem aber „Jaromir" beim Ende des Actes in den Vordergrund der Bühne getreten und mit Begeisterung und voll tiefen Gefühls die trefflichen Schlußworte gesprochen, fiel unter dem Beifallssturm der hingerissenen Zuschauer der Vorhang.

Die Thränen der Freude in den Augen, stürzte Werner auf Adolf zu und preßte dessen Hände krampfhaft in die seinigen. „Mein Herr," flüsterte er ihm zu, „wie soll ich Ihnen danken!"

„Hat nichts zu sagen," versetzte dieser lachend, und hielt dem rebfelligen Manne den Mund zu, denn eben strichen einige Personen an ihnen vorüber. Gleich darauf wurde der Director vom Souffleur in Anspruch genommen, der Referendar aber wendete sich dem Theile der Bühne zu, wo Laura an Lisettens Seite saß und, den Himmel in der Brust, die Glückwünsche der Schauspieler und Schauspielerinnen über ihre ganz vorzüglichen Leistungen in Empfang nahm. Es entspann sich nun zwischen den beiden Trägern des Stückes eine kurze aber sehr anziehende Unterhaltung, denn es mußten noch einige Besprechungen hinsichtlich des zweiten Actes mit dem Director gepflogen werden.

Adolf's Freunde blieben indessen ihrerseits auch nicht müßig. Ihres Reisegefährten kekes Wagstück ergötzte sie höchlichst, und sie hätten in ihrer rosigen Laune für's Leben gern der Bühne einen Besuch abgestattet, wenn dies nicht streng verboten gewesen wäre, um die schöne „Bertha" ganz in der Nähe zu bewundern. Um nun aber auch ihren Theil an der lustigen Intrigue zu haben, ließen sie ganz im Vertrauen gegen ihre nächste Umgebung die Aeußerung fallen, der Darsteller des „Jaromir" könne kein anderer, als der berühmte Hofschauspieler Emil Devrient aus Dresden sein, und was die „Bertha" betreffe, so gleiche sie auf ein Haar der gefeierten Beier-Bürk, eben daher. Die guten Leute schlugen in ihrer Einfalt vor Verwunderung die Hände zusammen, denn die beiden Künstlergrößen waren ihnen nur dem Namen nach bekannt, und hatten nichts Eiligeres zu thun, als die fabelhaft klingende Mähre weiter zu verkünden. Je seltsamer sie erschien, je gläubigere Hörer fand sie, denn Jedermann gefiel sich in dem Gedanken, das Gehörte sei wirklich wahr, ohne lange zu grübeln, ob es wahrscheinlich sei oder nicht, denn was man gern mag, glaubt man bekanntlich gern. Als aber die Gardine aufrollte und der zweite Act des Trauerspiels begann, nahm mindestend der vierte Theil der Versammelten Gift darauf, die in Rede stehenden Personen selen wirklich Emil Devrient und die Beier-Bürk aus Dresden.

Der zweite Act erfreute sich desselben Erfolges wie der erste, und als er zu Ende war, stürzte Werner wieder auf Adolf zu, zog ihn in einen Winkel und sprach mit verhaltener, aber heftiger Stimme: „Denken Sie nur, Herr Referendar, eben hat man mir mitgetheilt, daß sich im Publicum das Gerücht verbreitet, Sie wären Emil Devrient aus Dresden, während man „Bertha" für die Beier-Bürk hält. Nun soll man schon ernstlich mit dem Gedanken umgehen, es nach dem Theater zu einer Demonstration kommen zu lassen, denn die Begeisterung der Leute kennt bereits keine Grenzen mehr. Ich aber hielt es für meine Schuldigkeit, Sie von den überaus wohlgemeinten Absichten Ihrer Verehrer in Kenntniß zu setzen, die Ihnen möglicher Weise denn doch nicht ganz willkommen sein möchten."

Adolf mußte über die Leichtgläubigkeit des gutmüthigen Publicums laut auflachen und meinte, so weit dürfte er es allerdings nicht kommen lassen. Er schrieb zur Stelle mit Bleistift einige Zeilen an das Postamt, in welchem er um Wagen und Pferde, die in einer Stunde bereit zu halten seien, bat, und ersuchte den Director um die Bestellung derselben, die dieser zusagte.

Laura befand sich in einem an Verzückung grenzenden Zustande. Einen solchen Erfolg ihres Spieles hatte sie nicht erwartet, denn er überstieg ihre kühnsten Hoffnungen, und Lisette wandelte wie im Traume umher. Als Mutter der gefeierten „Bertha" wurden ihr so schöne Sachen gesagt, wie noch nie in ihrem Leben, und sie hatte alle Mühe aufzuwenden, um nicht aus der übernommenen Rolle zu fallen. Werner aber entwickelte an diesem Abend eine wahrhaft großartige Geschäftsthätigkeit. Nichts entging seinen Augen, weder das Kleinste noch das Größte. Kein herabgebranntes Licht blieb von ihm ungeputzt, kein Fältchen in den Decorationen unbemerkt, und seine Schauspieler dirigirte er, wie an einem Schnürchen, da er das Stück fast ganz auswendig wußte. Er befand sich eben einmal an der Casse, als die Mitglieder eines Billard- und eines Scatvereines angestürmt kamen, die dringend um Einlaß baten und dreifache Preise boten. Da das überfüllte Haus kaum eine Person mehr fassen konnte, vermochte Werner durch Bitten und die Verheißung dreier Gratisvorstellungen eine Anzahl Knaben sich von der Gallerie zu entfernen, um ihre Stehplätze den Neuangekommenen zu überlassen. Ganz in Schweiß gebadet kam der übersetzte Director wieder auf der Bühne an, wo man seiner wartete, denn der dritte Act sollte beginnen. Er verlief ebenso wie seine Vorgänger, und die Begeisterung des Publicums blieb sich gleich. Dasselbe war beim vierten

Digitized by Google

Aufzuge der Fall, und viele Augen schwammen in Thränen, als am Schlusse desselben „Bertha“ mit meisterhafter Grazie zu Boden sank, nachdem sie den vorhergehenden Monolog mit tiefergreifender Wahrheit gesprochen. Als aber die Gardine gesunken war, mußte sie, auf den Arm ihrer Mutter gestützt, die Bühne verlassen, um in ihrem Ankleidezimmer sich etwas zu erholen, so angegriffen fühlte sie sich.

Adolf sah dem schönen Mädchen sinnend nach, dann legte er die Hand auf's klopfende Herz, als wollte er dessen Schläge beschwichtigen und sah verwundert auf, als eine unbekannte Gestalt mit bekannter Stimme ihn anredete. Es war der Director im Costüm des „Boleslaw.“ Der Recensendent konnte sich nicht enthalten laut zu lachen, denn das Männlein gewährte in der That einen possirlichen Anblick. Sein Gesicht war in einem ungeheuren Bartgebüsche förmlich vergraben und die Züge seines Antlitzes hatte er mit Tonsche dergestalt übertüncht, daß sie rein nicht mehr erkannt werden konnten. Der Anzug war der übrigen Erscheinung entsprechend und nur die überaus gutmüthigen blauen Augen standen damit im schroffsten Gegensatze. Er empfahl sich als Pseudo-Vater der Gunst des Sohnes.

Nun war nur noch der letzte Akt übrig, die für „Jaromir“ angreifendste, aber lohnendste Partie. Er führte sie glücklich durch, auch kannte jetzt der Enthusiasmus des Publikums keine Grenzen mehr. Die Schlußscene war aber auch zu reizend gewesen und „Bertha“ im Sarge hatte ausgesehen wie ein entschlafener Engel.

Nun dröhnte der Saal von dem Geklatsche und dem Beifallsjauchzen der Menge und „Jaromir“ und „Bertha“ wurden stürmisch gerufen.

Werner war ganz außer sich über den Erfolg einer Vorstellung, die unter zweifelhaften Auspicien begonnen und ein Ergebniß geliefert, wie er in seinem langen Theaterleben kein zweites aufzuweisen hatte. Er versah selbst „Bertha's“ wachsbleiche Wangen mit frischem Roth, denn das Publicum sollte die Lebende und nicht die Todte schauen. Laura ließ es willig geschehen, sie war ihrer selbst nicht mehr ganz mächtig, die Eindrücke dieses Abends hatten zu gewaltig auf sie eingewirkt. Sie zitterte und vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten. Als aber auf des Directors Wink die Gardine noch einmal aufflog und „Jaromir“ ihre Hand ergriff, durchzuckte sie neues Leben, ihre Augen leuchteten, ein graziöses Lächeln umspielte den feinen Mund und ihre Gestalt richtete sich stolz empor. Festen Trittes schritt sie an der Seite des blühenden jungen Mannes auf die Bühne und verbeugte sich mit dem Anstand einer Königin. In diesem Augenblicke fiel ein wahrer Regen von Kränzen und Blumen zu ihren Füßen nieder und Adolf konnte nicht genug Zeichen der Anerkennung ausheben. Nun wurde auch das übrige Personal gerufen, selbst die „Ahnfrau“ durfte nicht fehlen. Werner als „Boleslaw“ sah das entzückte Publicum unten nur wie durch einen Schleier, denn seine Augen waren von Freudenthränen umdunkelt. Endlich gab er das Zeichen zum Niederfallen der Gardine und als sie herabgerollt, führte „Jaromir“, seiner Gefühle nicht mehr Herr, mit einer raschen Bewegung „Bertha's“ weiße Hand an seine Lippen. Sie zitterte, und das Mädchen entzog sie ihm nur langsam.

„Werden wir uns je in diesem Leben einmal wiedersehen?“ flüsterte der junge Mann Laura zu.

Diese schüttelte das Köpfchen und um ihren Mund zuckte es wie schmerzhaftes Lächeln.

„Komm'es, wie es komme,“ fuhr jener mit Feuer fort, „so werde ich doch die Erinnerung an diesen Abend zu den schönsten meines Lebens zählen.“

Laura blickte zu dem Sprecher empor und ihre Augen ruhten einen Moment mit Theilnahme auf dessen Antlitz. Dann sagte sie: „Leben Sie wohl, recht wohl und bleiben Sie glücklich, die Künstlerbahn ist oft rauh.“

Sie verneigte sich anmuthig und verschwand am Arme ihrer Mutter von der Bühne. Der Director folgte ihr und brachte einige Minuten darauf dem noch versammelten Personal die Scheidegrüße der Künstlerin.

Eine Viertelstunde später rollte ein Wagen durch die Straßen der Stadt und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß dieser die gefeierte „Bertha“ barg, die List und Zufall ihren Bewunderern glücklich hatten entkommen lassen.

Mit Werner's Hülfe hatte Adolf auf des noch immer im tiefsten Schlafe liegenden Schauspielers Zimmer schnell den Kleiderwechsel vollbracht, einen Zettel an seine Reisegefährten geschrieben, und folgte nun, in einen Mantel gehüllt, dem vorauseilenden Jünger Thaliens, der ihn über Gänge und Böden einer Treppe zuführte, die in ein enges Seitengäßchen ausmündete.

Während nun der Eingang zum Gasthofe und dieser selbst von begeisterten Theaterbesuchern wimmelte, die unverdrossen des Momentes harrten, der ihnen gestattete dem berühmten Künstlerpaare ihre fernern Huldigungen darzubringen, gelangten die beiden nächtlichen Wanderer unbemerkt zum Posthause, vor welchem der bespannte Wagen bereits hielt. Der Abschied Adolf's vom wackern Director war kurz, aber herzlich, und dessen Dank der aufrichtigste. Jener warf sich in den Wagen und rollte davon, dieser aber eilte zum Gasthause zurück, um den Kunstentlustasten die bereits erfolgte Abreise der beiden Debutanten zu verkünden.

Am Vormittag des nächsten Tages saß Laura, in süße Träumereien versunken, in ihrem Zimmer. Sie gedachte der wechselvollen Ereignisse des vergangenen Tages und des Glückes, das sie in vollen Zügen genossen. Im Vordergrunde ihrer Erinnerungen aber blieb „Jaromir's“ Bild, und sie suchte sich dies erröthend ganz natürlich zu erklären, denn der junge Künstler war ja zu eng mit ihren eignen Erlebnissen verkettet, als daß er ihr nicht hätte oft vor das geistige Auge treten sollen.

Da brachte ihr Lisette ein mit ihrer Adresse versehenes versiegeltes Päckchen und entfernte sich wieder. Die junge Dame erbrach es, und ein Brief des Dr. Heinrich fiel ihr zunächst in die Hände. Er bedauerte, sie mehre Tage nicht gesehen zu haben, weil ihn Unwohlsein an's Zimmer gefesselt, und sandte ihr das Sujet zur Preisnovelle zurück. Dann hieß es in dem Schreiben wörtlich weiter:

„Ich bin Ihnen nun noch Erklärungen über mein neulich Benehmen schuldig, meine Gnädige, und Sie sollen sie hier haben. Der Zufall hatte es gewollt, daß einige Stellen in Ihrem Sujet an längst begrabene Zeiten aus schönern Tagen meines eignen Lebens mich erinnerten, und den Entschluß, mit dem ich oft schon umgegangen, zur Reise brachten,

Digitized by Google

eben diesen Theil meiner Erlebnisse in novellistische Form zu bringen, und ich erlaube mir Ihnen das betreffende Manuscript anbei zu übersenden. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß die in der Erzählung vorkommenden Namen und Orte sämmtlich fingirte sind, worüber Sie mir wohl nicht zürnen werden."

So lautete die dem Manuscript zur Erläuterung beigegebene Stelle des Briefes.

Laura durchblätterte kopfschüttelnd die sauber geschriebenen Bogen, überflog hier und da einige Zeilen und legte endlich das Heft auf ihren Schreibtisch, denn sie fühlte sich im Augenblicke zum Lesen durchaus nicht aufgelegt. Es drängte sie hinaus in's Freie, in den entferntern einsamen Partien der zum Bade gehörigen Anlagen ihren Träumereien nachzuhängen, und so huschte sie denn, im reizenden Morgengewande, durch den nur Wenigen zugänglichen Privatgarten des Wirths und über einige Wiesen ihrem Ziele zu — und bald befand sie sich in den verfallenen Sandgängen, über welchen sich das grüne Laubdach der Bäume zur undurchbrechlichen Phalanx gegen das Eindringen der Sonnenstrahlen wölbte.

Das Köpfchen zu Boden gesenkt, wandelte sie langsamen Schrittes dahin und ließ sich endlich auf eine Moosbank nieder.

Mit halb geschlossenen Augen lehnte sie auf dem grünen Sitze und vor ihren geistigen Blicken zogen die Erlebnisse der jüngstvergangenen Zeit vorüber. Sie befand sich auf der Bühne. Die Kerzen flammten, die Gardine war aufgerollt und unten lauschte das dichtgedrängte Publicum in athemloser Spannung ihren Worten. Dann rauschender Beifallssturm. Hörbar klopfte ihr die Brust, hohe Röthe übergoß ihre Wangen, ihr ganzer Körper bebte leis in den süßen Schauern der Erinnerung.

Jetzt betrat „Jaromir" die Bühne. Wie war der junge Mann doch schön, welch Feuer glühte in seinen Augen, wie herrlich tönte seine sonore Stimme durch die stillen Räume. Sie selbst war von seinem Spiele tief ergriffen, sie fühlte, wie sie mit fortgerissen wurde und ihre Hände zitterten wiederum, als sie dem Geliebten die reich gestickte Schärpe umband und unwillkührlich entschlüpften ihr „Bertha's" Worte: „Ich will dir die Flügel binden."

Sie schaute just in des Jünglings leuchtendes Antlitz, da vernahm sie Männertritte in ihrer Nähe. Ohne ihre Stellung zu verändern, hob sie langsam die großen Augen empor, um gleichgültig nach dem Ankommenden hinüber zu blicken; doch in demselben Moment wurden sie von starrem Staunen gefesselt und sie vermochte kein Glied zu regen, denn — „Jaromir" stand vor ihr. Aber auch diesen packte die Ueberraschung dermaßen, daß er jäh die Schritte hemmte und wie in den Boden gewurzelt dastand. Es währte mehre Secunden, ehe der elegant gekleidete junge Mann den Hut zu ziehen und im Tone der höchsten Verwunderung zu sagen vermochte: „Sie hier mein Fräulein?"

„Das — trifft sich ja seltsam," stammelte Laura, und während sie sich erhob, fühlte sie, wie ihr das Blut siedendheiß nach dem Herzen strömte.

„Ja wahrhaftig," sagte jener mit gepreßter Stimme, und ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Er vermochte nicht die Augen von dem reizenden Mädchen abzuwenden, das die Verwirrung nur noch schöner machte, und setzte stockend hinzu: „Sie befinden sich hier im Bade?"

„Seit Kurzem, ja," entgegnete Laura, die es fühlte, wie die Lüge ihre Wangen röthete.

„Und Sie mein Herr?" fragte sie nach einer kleinen Pause, und ihre Augen hingen, der Antwort gewärtig, an Adolf's Lippen.

„Ich gedenke einige Tage hier zu bleiben und darf wohl hoffen, Sie wiederzusehen?" sprach dieser.

Laura's Wangen wurden blaß bei dieser Frage, sie senkte den Kopf und es war ihr unschwer anzusehen, daß ihr die Antwort einen Kampf kostete.

„Mein Herr," sprach sie mit etwas schwankender Stimme, ohne vom Boden aufzublicken, „ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir, so hoff' ich's, auch ohne weitere Erklärung gewähren werden: Sie dürfen mich hier nicht kennen."

„Aber mein Fräulein," rief Adolf unter einer Geberde des Staunens, „was berechtigt Sie zu dieser Grausamkeit!"

Laura legte ohne ihre Stellung zu verändern die kleine Rechte auf die Stirn und sprach halblaut vor sich hin: „Nein, so geht's nicht!"

Sie ging nachdenklich ganz langsam einige Schritte und blieb dann einen Moment stehen. Darauf drehte sie sich rasch um und trat mit entschlossener Haltung auf den jungen Mann zu. Sie war blaß geworden, um den reizenden Mund hatte sich ein Zug von Unwillen oder Schmerz gelegt und in ihrem Auge zitterte eine Thräne.

„Mein Herr," sprach sie mit fester Stimme, „der Zufall hat uns wunderbar zusammengeführt und es scheint der Wille des Geschicks zu sein, daß unsere Wege, sei auch die Strecke eine ganz kurze, sich noch berühren, um dann wahrscheinlich für immer auseinander zu laufen. Dies zwingt mich, Sie zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen, das nur noch zwei Menschen mit mir theilen. Ich war so thöricht zu hoffen, der Schleier, den ich darüber gebreitet, werde nimmer zerreißen, und bin doch jetzt genöthigt, ihn selbst zu lüften. Das ist bitter — aber ich habe es vielleicht verdient," setzte sie mit sallender Stimme hinzu.

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „So hören Sie denn, mein Herr," und ließ sich auf der Moosbank nieder, während ein Wink ihrer Hand auch Adolf zum Sitzen einlud. Er that es, und Laura begann nun die Geschichte ihrer dramatischen Irrfahrt im Anfang zaghaft, später aber gewürzt vom liebenswürdigsten Humor und vom Duft echter Weiblichkeit durchweht, in so hinreißender Weise zu erzählen, daß der junge Mann vom freudigsten Staunen ergriffen wurde. Er war längst von seinem Sitze aufgesprungen und seine Augen schwelgten in dem unendlichen Liebreiz des schönen Mädchens und klopfenden Herzens vernahm er dessen Bekenntnisse. Als aber Laura, wie zur eigenen Rechtfertigung, des Ausspruches der Wahrsagerin gedachte, fühlte er, daß das Blut ihm siedendheiß nach dem Kopfe stieg.

„Hier haben Sie die Geschichte meiner kurzen Kunstfahrt," schloß jene endlich ihren Bericht, und in den großen seelenvollen Augen, die eben auf ihm ruhten, konnte Adolf deutlich lesen, daß sie die Wahrheit und nur die Wahrheit gesprochen. „Ich werde sicher keine zweite Reise nach Thaliens Tempel unternehmen, um mir dort Lorbeeren zu pflücken," fuhr sie mit feinem Lächeln fort und erhob sich, „denn der scheinbar harmlose Schritt von der Bahn der Offenheit und Wahrheit könnte sich doch rächen, und ich möchte nicht immer so glücklich sein, einen zweiten Jaromir zu finden."

Digitized by Google

Der junge Mann verbeugte sich lächelnd und legte die Hand betheuernd auf das Herz. Er war im Begriff gewesen nun auch seinerseits der wirklich fabelhaften Laune des Schicksals zu gedenken, das ihn plötzlich zur Uebernahme der Rolle des „Jaromir“ gedrängt, um dann auch in der Kürze über seine persönlichen Verhältnisse Auskunft zu geben. Der Kopf wirbelte ihm förmlich bei dem Gedanken, daß er jetzt noch dem Mädchen als Schauspieler von Fach gegenüberstand, während es doch in seiner Hand lag, sofort die Entwickelung der seltsamen Intrigue, in die sie sich beide verwickelt, herbeizuführen. Er fand indessen im Augenblicke eine geheime Lust daran, seine Rolle noch fortzuspielen und ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß es jetzt noch nicht an der Zeit sei, seine Maske abzuwerfen.

„Leben Sie wohl, mein Herr,“ sagte Laura und verbeugte sich leicht. „Sie werden begreifen, daß ich jetzt unmöglich länger hier verweilen kann und der dringenden Bitte eines Mädchens nachkommen, das vertrauungsvoll ihren Ruf in Ihre Hände legt.“

Adolf erging sich mit solchem Feuer in einer Masse von Betheuerungen, daß Laura fast darüber erschrack und nun raschen Schrittes den Rückweg antrat.

Der junge Mann schaute ihr unverwandt so lange nach, bis eine Krümmung des Weges sie seinen Blicken entzog, und sprach darauf vor sich hin: „Sollte dies Alles Zufall und nur Zufall gewesen sein!“

Dann ging er, in tiefe Gedanken versunken, langsam auf dem Pfade wieder zurück, den er gekommen.

Am Abend desselben Tages ging es lebendiger als gewöhnlich in den Zimmern des Gasthofes zu, die Laura bewohnte. Ein Diener packte Koffer und Kisten auf und eine fremde Zofe lief geschäftig hin und her: der unerwartete Besuch, die Mutter der jungen Dame, war eben angekommen und viele Hände regten sich, es dem Gaste bequem zu machen. Laura hatte, nachdem sie von ihrem Morgenspaziergange zurückgekehrt, das Haus nicht wieder verlassen und dadurch die Freude gehabt, die theure Mutter sofort empfangen zu können. Das Befinden der Letztern war in der jüngsten Zeit ein überraschend gutes gewesen und hatte diese zur Reise in's Bad hierher veranlaßt, um die Tochter selbst heimzuholen.

Nachdem die ersten stürmischen Scenen des Wiedersehens vorüber waren und eine ruhigere Stimmung Platz gegriffen hatte, entging dem Mutterauge die eigenthümliche Unruhe nicht, von welcher die Tochter erfaßt zu sein schien und sie drang in sie, ihr die Ursache derselben mitzutheilen. Die Matrone hatte sich allerdings nicht getäuscht, denn auf des Mädchens Herzen lastete wie ein Alp ihre geheimnißvolle Künstlerfahrt und es drängte sie, die Erzählung des Abenteuers in den Busen der Mutter niederzulegen, um dann für ihren allerdings nicht ganz zu rechtfertigenden leichtsinnigen Uebermuth deren Verzeihung sich zu erbitten. Und so geschah es denn auch.

Laura erzählte wahrheitgetreu alle Erlebnisse ihres kurzen Bühnenlebens, zuerst unter Thränen, später aber, von ihren Gefühlen überwältigt, mit Feuer, und konnte es nicht unterlassen der ihr zu Theil gewordenen Triumphe zu gedenken. Als sie aber mit ihren Bekenntnissen zu Ende war und ihre Lippen Verzeihung flehend auf der Rechten der Mutter ruhten, konnte diese, die zuweilen die Stirn in strafende Falten gezogen und unmuthig das Haupt geschüttelt hatte, nicht länger mehr zürnen. Sie drückte die schöne, reuige Sünderin an ihr Herz, nachdem sie ihr das Versprechen abgenommen, daß etwas Aehnliches nie und unter keinerlei Umständen wieder vorkommen solle.

Lisette, die nun herbeigerufen wurde, erhielt eine derbe Strafpredigt, die sie mit innerer Zerknirschung hinnahm, wohl wissend, daß sich auf diese Weise bei der schwachen Dame am leichtesten wegkommen lasse.

Kurz darauf begab sich die Matrone zu Bett und verlangte nach alter Gewohnheit von Laura etwas zu lesen, und diese begab sich zu diesem Zwecke in ihr Zimmer. Dort fiel ihr sofort das saubere Manuscript des Dr. Heinrich in die Augen, das auf dem Schreibtische liegen geblieben war, und sie wählte es zur Lectüre für ihre Mutter und ging wieder zu ihr. Kaum aber hatte diese einen Blick in das Heft geworfen, als sie mit Hast nach dem Verfasser desselben fragte, worauf Laura Heinrichs Namen nannte. Dies genügte indessen der plötzlich sehr wißbegierig gewordenen Fragstellerin nicht und die Tochter mußte ihr, während jene in dem Manuscript herumblätterte, die Geschichte desselben erzählen.

Die Matrone hörte schweigend zu, doch that sie sich unverkennbar Zwang dabei an, denn sie öffnete mehrmals den Mund zum Sprechen, um ihn indessen sofort wieder zu schließen.

Auf ihren Wink entfernte sich die Tochter, nachdem sie der Mutter zärtlich gute Nacht gewünscht, und diese begann nun die Lectüre des Heftes, die, nach der Mimik der Lesenden zu urtheilen, höchst interessant sein mußte. Als sie damit zu Ende war, floh der Schlaf noch lange, lange ihr Lager, während im anstoßenden Zimmer Laura schon längst dem festen Schlummer der Jugend und Gesundheit in die Arme gesunken war, um von der bleichen „Ahnfrau“ zu träumen, vom Räuber „Boleslaw“ und von „Jaromir“.

Am Vormittag des nächsten Tages meldete Lisette mit einem eigenthümlich pfiffigen Gesicht den Dr. Heinrich bei ihrer Gebieterin an, und diese begab sich aus dem Zimmer, in welchem sie sich mit ihrer Mutter befand, in ein Nebengemach, den Harrenden zu empfangen. Gleich darauf öffnete sich die Thür und durch dieselbe schritt — „Jaromir.“

„Mein Herr, was soll das heißen!“ rief diesem das junge Mädchen halb zürnend, halb verwundert entgegen.

Adolf verbeugte sich, trat einige Schritte näher und sprach mit steifer Haltung und Förmlichkeit: „Referendar und Doctor philosophiae Heinrich, meine Gnädige, Sohn des zur Zeit hier weilenden Schriftstellers Dr. Heinrich.“

„Sie wären — nicht dramatischer Künstler?“ sprach Laura im Tone des höchsten Erstaunens und ihre Augen maßen mit eigenthümlichem Ausdrucke den elegant gekleideten, wunderhübschen jungen Mann, dessen Mundwinkel ein Lächeln zu umspielen begann, das er vergebens zu unterdrücken suchte.

„So wenig, mein gnädiges Fräulein, als Sie selbst diesem Stand angehört haben,“ versetzte der Referendar in der obigen Weise.

*

Digitized by Google

Laura wurde dunkelroth und wollte eben etwas erwiedern, als Doctor Heinrich, Vater, eintrat und sofort das Wort nahm. „Verzeihen Sie dem Sausewind, meinem Sohne," sprach er, „daß er sich unter meinem Namen und Stand bei Ihnen eingeführt hat. Er konnte freilich nicht anders; Sie wurden aber immerhin getäuscht, denn Sie mußten glauben, ich habe die Ehre vor Ihnen zu erscheinen. Um Ihnen indessen über die Identität dieses Menschen jeden Zweifel zu benehmen, stelle ich Ihnen denselben als meinen Sohn, mein liebes, einziges Kind vor, und Sie werden gestehen müssen, daß ich glücklicher bin, als Graf „Borotin" es war."

„Sie sind — recht boshaft," sagte die junge Dame in reizender Verwirrung, denn es war ihr durch die Anspielung auf die „Ahnfrau" klar geworden, daß der Vater Adolf's ihre dramatischen Abenteuer kannte. Um nun für den Augenblick aus der Verlegenheit zu kommen, sprach sie: „Meine Mutter, die, wie Ihnen vielleicht bereits bekannt ist, gestern hier angekommen, wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Doctor, und wenn Sie mir es gestatten, melde ich Sie bei ihr an."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie im Nebengemache, um im nächsten Augenblicke in der geöffneten Thür mit den Worten: „sehr angenehm," wieder zu erscheinen.

Doctor Heinrich trat nun in das Zimmer, das Laura verließ, um den Regeln des Anstandes zufolge Adolf Gesellschaft zu leisten.

Nun war an Adolf die Reihe, zu erzählen, wie er zur Rolle des „Jaromir" gekommen und was weiter Alles geschehen. Er that es in der liebenswürdigsten Weise und fand an dem schönen Mädchen eine sehr aufmerksame Zuhörerin. Als er aber zu Ende war, kamen die beiden jungen Leute in's Plaudern, das so lange anhielt, bis die Thüre des Nebenzimmers aufging und Doctor Heinrich mit Laura's Mutter an der Hand hereintrat. Diese Rührung lagerte auf Beider Antlitz und in den Augen der Matrone glänzten Thränen.

„Wunderbar hat das Schicksal gewaltet," sprach Adolf's Vater mit bewegter Stimme. „Es führte zwei Menschen nach langjähriger Trennung wieder zusammen, die kaum mehr in diesem Leben sich zu begegnen hoffen durften. Ihre Mutter, mein Fräulein, erkennt in dem Manuscript, das Sie ihr zur Lectüre gereicht, meine Handschrift und liest die Geschichte unserer unglücklichen Liebe. Seit Jahren war ihr keine Kunde von mir geworden, denn das Schicksal hatte uns weit, weit von einander geführt und ich noch obendrein durch Adoption meinen Namen geändert. Da gefiel es der Vorsehung, uns wieder nahe zu bringen, und durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen geschah es, daß die vergangene Stunde Zeuge eines Wiedersehens war, dessen Weihe zu schildern man mir wohl erlassen wird. Die Liebe sollte uns nicht vereinen im Leben, denn die Kränze, welche sie uns flocht, verwelkten gar bald, vom Pesthauche des Vorurtheils getroffen."

Er hielt jetzt, vom Gefühle bewältigt, inne, und in seinen Augen zitterten zwei große Thränen. Laura's Mutter aber war auf einen Sessel niedergesunken und barg ihr Gesicht in ihr Taschentuch.

„Da wollte es das Geschick," fuhr Doctor Heinrich nach kurzer Pause fort, „daß auf dem Grabe unserer Liebe, welches die schnell erstorbenen Rosen unseres Lenzes birgt, die herbstlichen Astern der Freundschaft erblühten, und die Kränze, welche die Letztere uns auf's Haupt gedrückt, werden, so es Gott gefällt, nur mit unserm Leben verwelken."

Hier brach ihm die Stimme und er führte die Hand der schluchzenden Matrone mit Innigkeit an seine Lippen. Adolf und Laura aber sanken, hingerissen von ihren Gefühlen, Vater und Mutter an die Brust.

Einige Stunden später saßen die vier Glücklichen in einer einsamen Laube des Badegartens beim Mittagsmahle. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, und namentlich hatte sich das ältere Paar viel zu sagen. Adolf und Laura verkehrten immer ungezwungener mit einander, und es konnte dem freudestrahlenden Vater- und Mutterauge nicht entgehen, daß die beiden jungen Leute ein mehr als flüchtiges Interesse an einander nahmen. Beim Dessert wechselte Doctor Heinrich mit des Mädchens Mutter einige bedeutsame Blicke, denen einige zugeflüsterte Worte folgten, und die Matrone nickte freundlich lächelnd mit dem Kopfe. Da erhob sich Adolf's Vater, das gefüllte Champagnerglas in der Hand, und sprach:

„Wie wär's, meine Lieben, wenn ich der Novelle, die wunderbar in unser Schicksal eingegriffen, und jetzt noch des Schlusses entbehrt, nach Jahresfrist etwa die Worte hinzufügen könnte: in der Vereinigung ihrer Kinder durch das Band der Liebe finden die lang Getrennten im Herbst ihres Lebens das Glück wieder, das der Lenz ihnen geraubt und es wurde noch einmal Frühling in ihren Herzen."

„Vater! Mutter!" tönte es aus dem Munde der beiden Glücklichen — und Sohn und Tochter lagen in den Armen der tief ergriffenen Eltern.

Der einzige Zeuge dieser Scene war von fern ein Herr in den mittleren Jahren, mit behäbigem, gutmüthigem Gesicht, der seit einiger Zeit die Laube umkreist hatte. Er zeigte sich in einem schwarzen, etwas altmodischen Frack, die Leibwäsche erschien von blendender Weiße und sein ganzer Anzug zeugte von Sauberkeit und Ordnungsliebe.

Eben huschte Lisette durch den Garten, doch den Fremden gewahrend, blieb sie einen Augenblick stehen und eilte gleich nachher auf ihn zu.

„Werner, ist's möglich, Sie hier!" rief sie verwundert aus, und reichte dem Director die Hand. Dieser aber sprach:

„Ich konnt's nicht mehr aushalten, und muß wissen, wie's hier geht und ob dem Fräulein die Partie bekommen ist."

„Vortrefflich," versetzte die Zofe. „Jetzt muß ich aber zur Herrschaft, ich hoffe indessen, gleich wieder hier zu sein."

Sie eilte davon, statt ihrer aber stürmte kurz darauf der Referendar aus der Laube auf Werner mit den Worten zu: „Das ist ja prächtig, mein wackerer Director! kommen Sie, Sie sollen glückliche Menschen sehen, denen unser Absteher, welchen wir auf dem Pfade der dramatischen Kunst gemacht, kein Geheimniß mehr ist, und Sie brauchen sich deshalb ganz und gar nicht zu geniren."

Digitized by Google

Und er zog den gelind sich Sträubenden, der ihn verwundert von der Seite ansah, mit sich fort und zu der kleinen Gesellschaft hin. Werner betrat nach Art der Leute seines Standes mit tiefen Bücklingen die Laube, wo ihn besonders Laura freundlichst begrüßte, und sprach dann:

„Verzeihen Sie mir's, gnädigstes Fräulein, aber es ließ mir keine Ruhe mehr, und ich mußte sehen, wie es Ihnen geht. So benutzte ich denn den theaterfreien Abend und machte mich auf den Weg hierher, in der Hoffnung, durch meine Jugendfreundin Lisette von Ihnen zu hören. Da wird mir das Glück zu Theil, Sie selbst zu sehen und zu sprechen."

Nun nahm auch Adolf's Vater am Gespräche Theil, und dankte dem Theaterdirector für sein rücksichtsvolles und aufmerksames Benehmen gegen die junge Dame und namentlich für seine Verschwiegenheit. Als aber der gute Mann vernahm, „Zaromir" und „Bertha" seien seit wenigen Minuten Verlobte, da leuchteten seine Augen, die Wangen überzog das dunkelste Roth, und die stämmige runde Figur richtete sich kerzengrad empor. Er hat um die Erlaubniß, einen Toast ausbringen, die man ihm gern ertheilte, und so ergriff er denn das schäumende Champagnerglas und sprach mit theatralischem Pathos:

„Dem würdigsten Paare, das jemals meine Bretter, die für mich die Welt sind, betreten, meine innigsten, meine feurigsten Glückwünsche. Heil und Segen aber auch dem edlen Dichtergreise, dessen Genius ein Werk geschaffen, das sich so viele Jahre die hohe Gunst des Publicums erhalten und ihn noch lange überleben wird: — ein Hoch dem Verfasser der „Ahnfrau!"

Die Gläser erklangen gar lieblich und hell, und als der wackere Jünger Thaliens das seinige geleert, trat er beschieden zurück, und in seinem Auge schimmerte eine Thräne.

Hand in Hand aber standen Adolf und Laura im Hintergrunde der grünen Laube und schauten sich selig lächelnd an. Und leise schlang der junge Mann die Rechte um des Mädchens schlanken Wuchs, zog die Erglühende an sich, und ihre Lippen begegneten sich zum ersten Kusse.

Die glücklichen Eltern aber blickten unter Thränen lächelnd hinüber nach den theuren Kindern, über deren, vom rosigen Strahle der untergehenden Sonne verklärten Häuptern die wonnigste Minute ihres Lebens dahinzog, und Heinrich, der Vater, lispelte, indem er die Hand der Matrone an seine Lippen führte, ein der Tiefe seines Innern entquollenes: Amen.

Director Werner aber schlich sich, von einem richtigen Gefühl geleitet, sacht davon und murmelte im Gehen:

„Das muß ich dem Grillparzer nach Wien schreiben!"

Ein Jahr später vereinigte der Segen der Kirche die beiden Liebenden; die nun beendete Novelle aber ruht, von einem Prachteinbande umschlossen, nebst einem reichverzierten Exemplare der „Ahnfrau" in einer eigens dazu gefertigten Truhe zum bleibenden Gedächtniß für Kinder und Kindeskinder.

Ein König der Thiere.

Ein Lebensbild von **Karl Wartenburg.**

Es ist nicht der Löwe, der Schrecken der afrikanischen Wüsten und der Urwälder Ostindiens, von welchem wir in diesen Zeilen sprechen wollen, nicht jener mähneschüttelnde Wüstenkönig, dessen Nachtritt auf dem Rücken der Giraffe durch den glühenden Sand der Sahara einer unserer deutschen Dichter so poetisch geschildert hat, sondern ein Mann aus den grünen Wäldern des americanischen Westens, ein Mann aus dem waldigen und gebirgigen Kentucky, zu dessen Füßen sich selbst der gewaltige Löwe demüthig niederlegte, ihn furchtsam und unterwürfig anblickend und als seinen Herrn und Meister anerkennend.

Der Name dieses Mannes ist in Europa und America wohlbekannt, und obgleich weder ein Gelehrter, Schriftsteller, Künstler, Staatsmann oder Feldherr, sondern nur ein Thierbändiger, hat er sich doch einen großen und bedeutenden Ruf erworben. Oder wer erinnert sich nicht, wenn er auf den Plätzen der Volksfeste und Messen, an den Schaubuden vorübergeht und vor den Menagerien jene ausgehängten, grob und phantastisch gemalten Bilder erblickt, auf welchen Löwe, Tiger, Bär und Wolf in demüthiger Unterwürfigkeit und Eintracht zu den Füßen eines starken, langhaarigen Mannes liegen, wer erinnert sich dann nicht an den Namen van Amburgh? —

Es knüpfen sich eine Menge Geschichten und Sagen an den Namen dieses Mannes und sein abenteuerliches Leben hat selbst den Romandichtern pikanten Stoff geliefert. Wer Eugen Sue's „Juif errant" gelesen hat, erinnert sich gewiß noch jener Scene im Theater der Porte Saint Martin, wo der Thierbändiger Morok mit dem schwarzen Panther von Java, dem „Tod", kämpft und ein magerer, kahlköpfiger Engländer mit runden, grünen Augen in einer der vordersten Logen sitzt, geduldig den Augenblick erwartend, in welchem Morok von den wilden Bestien zerfleischt wird. Dieser Engländer hatte bekanntlich, wie Sue erzählt, um eine ungeheure Summe gewettet, daß der Thierbändiger in seiner Gegenwart, während einer seiner Vorstellungen, von den wilden Thieren zerrissen werde, er reiste deshalb stets der Menagerie nach, versäumte keine Vorstellung, und erwartete ruhig und geduldig den verhängnißvollen Moment. Den Stoff zu dieser Episode hat der französische Romandichter dem Leben van Amburgh's entlehnt, welches überdies so reich an eigenthümlichen Zügen ist, daß eine kurze Schilderung desselben, gewiß nicht ohne einiges Interesse gelesen werden wird.

Isaak van Amburgh wurde im Monat Juli des Jahres 1811 im Staat Kentucky geboren. In seinen Adern mischte sich das Blut der indianischen Rothhaut mit dem des weißen Gesichts, wie die kupferfarbigen Urbewohner der americanischen Wälder die Ente der kaukasischen Race nennen. Van Amburg's Großvater war ein berühmter Sachem oder Häuptling des einst so mächtigen Stammes der Tuscarora-

Digitized by Google

Indianer, einer Völkerschaft der bekannten Sechs-Nationen, die in dem americanischen Unabhängigkeits-Kriege eine so wichtige Rolle gespielt haben. Nach beendigtem Kampfe trieb der große König der Wälder, so wurde van Amburg's Großvater von den Leuten seines Stammes genannt, einen Handel mit Fellen von ihm erjagter, wilder Thiere und bei einem dieser Jagdzüge traf er in den Wäldern von Kentucky auf einen weißen Ansiedler, der mit dem letzten Rest seiner Kräfte gegen einen großen, wüthenden Jaguar kämpfte. Der König der Wälder eilte dem weißen Mann zu Hülfe, erlegte das Thier und nahm dann zur Erinnerung an diese That den Namen des von ihm geretteten Colonisten: van Amburgh an. Später wurde er des wilden, herumstreifenden Lebens überdrüssig und heirathete eine junge Weiße, nachdem er zuvor dem Glauben seiner Väter entsagt und die Taufe als Christ erhalten hatte. Aus dieser Verbindung des ehemaligen Indianerhäuptlings mit der jungen, weißen Frau ging ein einziger Sohn hervor und dieser Sohn ist der Vater des berühmten Thierbändigers: Isaak van Amburgh.

Die Natur hat seltsame Launen! Es ist bekannt, daß Jacob I. von England, Sohn der unglücklichen Maria Stuart, und Heinrich Darnley's, bei dem Anblick eines blanken Degen's oder Dolches in heftigen Schreck gerieth und nervöse Zuckungen bekam, trotzdem, daß er der Sprößling eines tapferen, ritterlichen Vaters war. So empfand auch der Sohn des ehemaligen großen Königs der Wälder, der Vater unseres Isaak van Amburgh, eine außerordentliche und unüberwindliche Furcht vor wilden Thieren. Der Sohn des Mannes, welcher in den Urwäldern mit Bär, Wolf und Jaguar gekämpft hatte, gerieth in Entsetzen, wenn er in seiner Ansiedlung, wo er als friedlicher Ackerbauer lebte, bei dunkler Nacht, von dem Walde her das Gebrüll des Jaguars und das Heulen der Wölfe hörte; und als er eines Tages in den Straßen von Levistown um eine Ecke bog, und plötzlich dicht vor sich an die Mauer gelehnt, ein Gasthofsschild mit einem darauf gemalten, wilden Eber erblickte, befiel ihn ein Nervenschlag, der seinem Leben, nach kurzer Krankheit, ein Ende machte.

Horaz nennt die filii heroum Schwächlinge, bei Isaak van Amburgh war es umgekehrt; er, der Sohn eines Schwächlings, war ein Heros, wenn auch nur ein Heros gegen die wilden Bewohner der Wälder. So furchtsam sein Vater gewesen, so beherzt und muthig war der kleine Isaak, der schon als siebenjähriger Knabe Ratten, Mäuse, Iltisse und Eidechsen fing und zähmte, und sie in einem leeren Schoppen auf dem Hofe seiner Eltern durch einen Pfiff um sich versammelte, wo er ihnen dann mit kindlicher, pofslicher Gravität Befehle ertheilte und sie mit allerlei Leckerbissen, die er für seine vierfüßigen Unterthanen gesammelt, tractirte. — Den Spielen seiner jugendlichen Kameraden blieb er meistens fern und kümmerte sich überhaupt wenig um derlei knabenhafte Ergötzlichkeiten, galt es aber in einem alten, zerfallenen Gemäuer einem räuberischen Iltis aufzulauern, der diebisch in die Maierhöfe der Ansiedler eindrach und Tauben und Hühner würgte, dann war der kleine Isaak unermüdlich und lag Tag und Nacht auf der Lauer, bis er den Räuber gefangen. Er tödtete übrigens niemals eines dieser von ihm gefangenen Thiere und zähmte sie nur, und auch in seinem spätern Leben hat er nie das Blut der Thiere vergossen.

Die religiöse Erziehung der Americaner ist bekannt; die Bibel ist vor Allem das Buch, welches der Jugend in die Hände gegeben wird, und aus ihr schöpft diese die erste Summe ihres Wissens. Auch der junge Isaak mußte häufig seiner Mutter Kapitel aus der h. Schrift vorlesen. Amburgh's Mutter mochte übrigens dabei noch einen geheimen Beweggrund haben. Durch den plötzlichen, seltsamen Tod ihres Mannes nämlich, war sie von einer gewissen religiösen Furcht befallen worden, und sie hoffte durch häufiges Bibellesen ihren Sohn am ehesten von seinem wunderlichen Umgang und Verkehr mit Thieren, welcher für die einfache Frau etwas zauberhaft-unheimliches hatte, und den sie für eine Art Erbstück des indianischen, früher heidnischen Großvaters ihres Sohnes hielt, abzubringen. Aber sie sollte dadurch gerade das Gegentheil bewecken.

Isaak van Amburgh war ungefähr 16 Jahre alt, als sich Nachfolgendes ereignete:

Es war in einer jener langen, kalten, dunklen Winternächte, die für die Ansiedler in den Wäldern so traurig, düster und unheimlich sind, als der junge, sechzehnjährige Isaak naß, schwitzend und erschöpft aus dem Wald, wo er einen silbergrauen Fuchs vergeblich verfolgt, um ihn einzufangen, in sein Haus am Waldesraum zurückkehrte. Zu aufgeregt von der Jagd, um schon schlafen gehen zu können, griff er nach seiner gewöhnlichen Lectüre: der Bibel, und die ersten Worte, welche ihm heute in die Augen fielen, waren jene der Verheißung in der Schöpfungs-Geschichte: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das und gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meere und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriechet."

Der junge Isaak hatte vielleicht schon zwanzigmal diesen Vers in der Genesis gelesen, aber noch niemals hatte er einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, als in dieser nächtlichen Stunde, wo seine Phantasie durch die Jagd im Walde mächtig aufgeregt worden war. Er hing den Gedanken, die die Worte in ihm wach gernfen, Tag und Nacht nach, und bildete sich eine systematische Lehre zur Bewältigung wilder Thiere aus.

Mit dem festen Entschlusse, sich jene verheißene Herrschaft über die Thiere zu erringen, begab er sich in die dichten Wälder von Kentucky, mit keinen andern Waffen, als mit einem dicken Eisenstab, seinem Muth und dem in einer Art religiöser Ueberzeugung wurzelnden Glauben von der Ueberlegenheit des Menschen über alle Thiere, seien es auch die wildesten und stärksten. Dazu trat dann allerdings eine nicht gewöhnliche Körperkraft und eine Gewandtheit, die ihm schon als zwölfjährigen Knaben die wildesten Pferde in ganz Kentucky bändigen half, wesßhalb er denn auch einige Zeit aus der Kunst des Pferdebändigens einen förmlichen Erwerbszweig machte.

Van Amburgh ging also, wie wir erzählten, in die Wälder. Die Geschichten, welche die Ansiedler von diesem seinem Waldleben erzählen, sind ganz wunderlicher, felsfamer Art, und erinnern in manchen Zügen lebhaft an jene unvergleichlichen Schilderungen americanischen Waldlebens, wie sie uns der große Romandichter James Fenimoore Cooper in seinem „Hirschtödter", „Pfadfinder", „Letztem Mohikan" gegeben hat. Der junge Isaak jagte den Wolf, den Bär,

Digitized by Google

die Hyäne, den Jaguar, den Büffel, den Eber, den Hirsch. Aber wie jagte er diese Thiere? Nicht mit dem fernhintreffenden Blei, aus sicherem Hinterhalt sie feig erlegend mit der Büchse — wir haben schon einmal erwähnt, daß van Amburgh seine Hände nicht mit dem Blute der Thiere färbte — nein! in ihren eigenen Höhlen, in ihren Schlupfwinkeln, so zu sagen in ihren Burgen überfiel er sie, zähmte sie und machte sie sich unterwürfig. Die Art und Weise ist zum Theil sein Geheimniß geblieben. Gewiß ist aber, daß er, wenn die Thiere zu widerspenstig und unbändig waren, sie mit seinem Eisenstab auf einen gewissen Theil des Rückgrats schlug, ohne sie jedoch zu verwunden. Den gewaltigsten Einfluß auf sie aber und die größte Gewalt über sie gaben ihm seine Augen.

Diese Augen sollen einen wunderbaren Ausdruck gehabt haben. Während sein Gesicht eine angenehme, fast mädchenhafte Weichheit zeigte — ein eigenthümlicher Gegensatz zu seinem starken, knochigen Gliederbau — hatten seine Augen, wenn er sie starr auf einen Gegenstand, auf ein lebendiges Wesen richtete, einen Ausdruck, welcher selbst einem muthigen Mann ein gewisses Grauen einflößen konnte. Diese Augen, sagt Jemand, der ihn gesehen, werfen keine flammenden Blitze, sie leuchten und funkeln nicht, es ist nicht das sprühende Feuer des Zornes, welches die Thiere der Wildniß unter seinem Blicke erzittern und sich demüthig in den Staub legen läßt, aber kein Thier kann den Blick dieser hervortretenden Augensterne, die etwas Kaltes, Weißliches haben, so daß sie fast denen eines Leichnams gleichen, und die nur durch die schnell rollende Bewegung, welche ihnen gestattet links und rechts zu sehen, ohne den Kopf zu bewegen, das Leben zeigen — kein Thier kann den Blick dieser Augen auch nur eine Minute lang ertragen. Diese Augen sagen dem Thier: du mußt mir unterthänig sein, denn ich will es. — „Ich will es!“ Darin, in diesem festen, entschlossenen Willen liegt mit das Geheimniß van Amburgh's und dieser feste Wille ist eine nur dem menschlichen Geiste eigene Eigenschaft.

Es ist eine Anschauung einiger der neuesten Naturforscher und Philosophen, die Alles und Jedes auf die Materie zurückführen und aus ihr erklären wollen, die den Geist und das Denken ein Product der Thätigkeit von Blut und Gehirnnerven nennen, das Spirituelle im Menschen also für ein Resultat der festen und flüssigen Masse unseres Körpers halten und die höhere, geistige Befähigung des Menschen aus der vollkommeneren, physischen Organisation herleiten, es ist eine Anschauung dieser Gelehrten, daß des Menschen Seele nichts als eine potenzirte Thierseele, eine Thierseele in zweiter oder dritter Potenz sei. Ob eine solche potenzirte Thierseele wirklich fähig wäre, eine derartige Willenskraft einem weniger vollkommen organisirten Thier gegenüber zu entwickeln? Ueberhaupt zeigt die ganze Art und Weise, wie Amburgh den Thieren gegenüber auftritt, zeigt uns die Einfachheit seiner, meist nur physischen Mittel: eine Superiorität menschlicher Intelligenz und menschlicher Psyche überhaupt, daß man nicht wohl an jene potenzirte Thierseele glauben kann, wenn wir auch sonst der Materie und ihrem Einfluß Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen.

Doch wir kehren zu van Amburgh's Leben in den Wäldern zurück. Bald hatte er eine ausgebreitete Bekanntschaft unter den wilden Thieren, und sein Einfluß auf dieselben soll so außerordentlich gewesen sein, daß er einst einen Eber, welcher die Meierhöfe der Colonisten verwüstete, die Pflanzungen umwühlte und trotz aller auf ihn gemachten Jagden durch keine Kugel zu treffen war, binnen acht Tagen so zähmte, daß mit einemmale die Verwüstungen aufhörten. Das, was man sich in den Ansiedlungen überhaupt von seinem Einfluß auf die wilden Thiere erzählte, ist so seltsamer und wunderbarer Natur, daß man versucht würde diese Geschichten für nicht übel erfundene Märchen oder Puffs zu halten, wenn er nicht später öffentlich jene Erzählungen durch die That vor den Augen des europäischen Publicums bewährt hätte.

Eine dieser Erzählungen verdient indessen hier angeführt zu werden, weil die Umstände, denen sie ihre Entstehung verdankt, die Ursache waren, daß van Amburgh sein Vaterland verlassen mußte.

Die schwärmerische Neigung der Bären für Honigwaben ist bekannt. Der Chinese liebt nicht leidenschaftlicher das Opium, der Hindu den Betel und der Indianer das Feuerwasser, als der Bär den Honig. Dieser Leidenschaft nun, welcher die Bären eben so wenig widerstehen können, als die Trunkenbolde dem Branntweine, hatte einen dieser braunen Bewohner der Wildniß verleitet, die Bienenstöcke eines Ansiedlers der Gegend, in welcher sich Amburgh aufhielt, rein auszuplündern. Van Amburgh, welcher in dem Augenblick vor dem Gehöfte des Farmers vorüberging, wo dieser den Raub entdeckt hatte und sein Lamento über den dreisten Einbruch erhob, trat hinzu und erkannte nach kurzer Untersuchung, daß der Räuber einer seiner Schüler war, ein Bär, den er besonders gern hatte und vor den andern bevorzugte. Van Amburgh, gleichfalls ärgerlich über diese Raxzia, versprach dem Bestohlenen, den Bär durch Schläge tüchtig zu züchtigen, ließ sich aber dagegen das Versprechen von dem Farmer geben, daß dem Thiere weiter nichts zugefügt werde und zeigte ihm unter dieser Bedingung die Höhle des Bären. Die Züchtigung wollte van Amburgh am andern Tag in Gegenwart des Ansiedlers vollziehen. Mit dieser Verabredung trennte man sich. Van Amburgh hatte jedoch kaum das Gehöfte verlassen, als der Ansiedler mit drei, mit Flinten bewaffneten Männern aufbrach, die Höhle des Bären umzingelte und das Thier durch Flintenschüsse tödtete. Dem todten Räuber wurden die Tatzen abgehauen und mit dieser Siegesbeute kehrte man nach Hause zurück. Unglücklicherweise begegnete ihnen auf dem Rückweg van Amburgh, der, empört über die Tödtung seines Lieblingsbären den Männern die heftigsten Vorwürfe machte. Diese wollten sich das am Ende nicht gefallen lassen, scharfe, beißende Worte flogen herüber und hinüber, van Amburgh's Blut wallte auf, und als ihm der Ansiedler mit dem Flintenkolben drohte, ergrimmte Amburgh so heftig, daß er ihm einen Faustschlag versetzte. Wüthend fielen die vier Männer jetzt über ihn her, doch er vertheidigte sich mit seinem Eisenstabe so tapfer, daß er den Ansiedler und einen seiner Begleiter zu Boden schlug, während die beiden Andern die Flucht ergriffen. Aber auch van Amburgh, in der Furcht, die beiden Männer, die er zu Boden geschlagen, getödtet zu haben, hielt sich im Kentucky-Land nicht mehr für sicher, und nach einem flüchtigen, schmerzlichen Abschied von seiner Mutter, die er innig liebte, eilte er nach einem der nächsten Hafenplätze, wo er sich auf gut Glück auf dem ersten, segelfertigen Schiff, das er fand, einschiffte. Dieses Schiff war ein englischer Dreimaster, der

Digitized by Google

nach Bombay in Ostindien bestimmt war. Ein ungünstiger Wind, der das Schiff lange zurückhielt, nöthigte den Capitän während der Ueberfahrt in einen Hafen einzulaufen, in welchem er sich mit frischem Wasser, das ihm ausgegangen war, versorgen konnte. Van Amburgh, dem das Einerlei des Schiffslebens ohnedies überdrüßig geworden und der sich deshalb nach Abwechslung sehnte, benutzte diese Gelegenheit und drang einige Meilen tiefer in's Land ein. Es vergingen zwei, drei Tage — van Amburgh kam nicht wieder. Schon wollte der Capitän, der nicht länger warten konnte, wenn er zu rechter Zeit in Bombay eintreffen wollte, ohne ihn die Anker lichten, als sein verloren geglaubter Passagier mit einem großen, schwarzbraunen Bären, den er gefangen, erschien, und so sein Ausbleiben erklärte. Dieser Bär, dem er den Namen „Hiob“ gab, und welchen er binnen acht Tagen so folgsam machte, daß er ihm auf den leisesten Wink seiner Augen gehorchte, erzeigte ihm während dieser Seereise bei einer kritischen Gelegenheit einen sehr großen Dienst. Nicht zufrieden nämlich mit seinen Erziehungsresultaten bei den Vierfüßlern, wollte van Amburgh seine Grundsätze über Zähmung und Bildung der Thiere auch an den Bewohnern des Meeres erproben, und nachdem er einige glückliche Erfolge bei den Seekälbern (Robben) erzielt hatte, kam er auf die Idee, es auch mit den Fischen zu versuchen, und der erste Schüler, den er sich dazu erwählte, war ein — Haifisch. Vergebens versuchten der Capitän und die übrige Mannschaft des Schiffes ihn von dem tollkühnen Vorhaben abzubringen, van Amburgh wies alle Abmahnungen zurück, und meinte, daß er und Hiob, sein Bär, dem er unter Anderem auch gelehrt hatte, auf einen Wink von ihm in's Wasser zu springen und hier allerlei Evolutionen auszuführen, auch den größten und gefräßigsten Hai besiegen würden. Es war wenige Tage nach diesem Gespräch, als eine ganz besondere Gelegenheit van Amburgh veranlaßte, dem Capitän und der Mannschaft zu beweisen, daß seine Behauptung keine leere Prahlerei sei. Unter den Cajüten-Passagieren des Schiffes befand sich eine junge englische Dame, Gemahlin eines hohen Beamten der Ostindischen Compagnie, die ein reizendes, sechsjähriges Mädchen, Fanny mit Namen, hatte; einen kleinen, blondhaarigen Engel mit blauen Vergiß-mein-nicht-Augen, der Liebling der ganzen Mannschaft. An einem prächtigen, sonnigen und windstillen Nachmittag befindet sich die kleine Fanny mit ihrer Mutter und ihrer Bonne auf dem Verdeck und ergötzt sich, dabei in die kleinen Hände klatschend an den fliegenden Fischen, die sich aus dem Wasser emporschnellen, um dann wieder hinein zu stürzen. Mit einemmale zerreißt ein jäher Angstschrei die Luft. — Fanny hat sich zu weit über das Geländer des Verdecks geneigt und ist in's Meer gestürzt. Die junge Mutter rang wie eine Wahnsinnige die Hände und Jedermann stand wie erstarrt, nur ein junger Matrose, der dem Kind besonders gewogen gewesen, war ihm gleich nachgestürzt und hatte die Kleine, deren weite, saltige Kleider sie einen Augenblick über dem Wasser hielten, glücklich erfaßt. Ein Jubelschrei tönte durch das ganze Schiff und lockte auch van Amburgh, der unten in seiner Coje seinem Hiob Unterricht ertheilte, sammt diesem auf das Deck. Der junge Matrose schwamm mit dem Kind im Arm eben an die Schiffsseite heran und schrie, daß man ihm ein Tau zuwerfen sollte, als plötzlich ein großer Hai, der dem Schiffe schon einige Tage gefolgt war, hinter dem jungen Matrosen auftauchte und auf die willkommene Beute hastig zuschwamm. Bei dieser neuen Gefahr erstarrten alle Herzen, und wie gelähmt erwartete Jeder am Bord den entsetzlichen Ausgang.

Nur Einer war von der Gefahr nicht betäubt. Es war van Amburgh, der, ohne eigentlich zu wissen, was vorgegangen, in diesem Moment an den Rand des Decks trat. Wie er den Hai erblickt, stößt er einen hellen, scharfen Freudenschrei aus, faßt seine Eisenstange und springt ins Meer, dicht vor den Hai hin. Sogleich wendete sich dieser gegen den kühnen Thierbändiger, in welchem er den gefährlichen Gegner zu wittern schien, und gab dadurch dem Matrosen Zeit, sich an einem indessen herabgeworfenen Rettungstau mit dem Kind in die Höhe zu schwingen und sicher das Schiff zu erreichen, wo er die kleine Fanny in die Arme ihrer nun vor Freuden fast närrischen Mutter legte. — Unterdessen hatte sich van Amburgh, auf welchen sich alle Blicke der Schiffsmannschaft richteten, dem Hai so weit genähert, daß er das Fischungeheuer mit seiner Eisenstange erreichen konnte. Durch eine falsche Bewegung van Amburgh's aber gelang es jedoch dem Hai, die Eisenstange zu fassen, und nach einem vergeblichen Versuche, sie den Zähnen des Thieres wieder zu entreißen, mußte er seine Waffe dem Seeungeheuer überlassen. Der Augenblick war kritisch. Nur ein schnelles Untertauchen rettete ihn, und als er wieder in die Höhe kam, schrie er: man möge ihm eine Harpune zuwerfen. Man warf ihm eine solche, an einem langen Tau befestigt, zu. Kaum hatte er sie gefaßt, als auch der Hai schon wieder zum Angriff herbeischwamm. Da traf ihn van Amburgh's Harpune in den Rücken und zugleich warf dieser das Ende des Tau's nach dem Schiff empor, wo es die Matrosen erfaßten und sich bemühten, den Hai aus dem Wasser herauf zu ziehen. Nun pfiff van Amburgh seinem Bären Hiob, der sogleich in's Wasser stürzte und von van Amburgh geleitet, mit seinen mächtigen Tatzen bald das verwundete und blutende Fischungeheuer erwürgte.

Diese Geschichte ist kein Schiffermährchen, sondern einem später in Bezug auf diesen Vorfall gerichtlich aufgenommenen Protokoll entnommen. Van Amburgh war noch keinen Monat in Bombay, als er aus seiner Heimath die frohe Kunde bekam, daß die von ihm in jenem Handgemenge zu Boden Geschlagenen, welche er in der ersten Bestürzung, die der hastigen That gefolgt, für todt gehalten, unversehrt und am Leben wären.

Er schiffte sich sogleich auf einem nach America abgehenden Schiffe ein und langte glücklich in Kentucky an. Sein Name hatte nun schon einige Berühmtheit, und Titus, der damalige Besitzer der größten americanischen Menagerie, nahm van Amburgh in seine Dienste. Hier war es, wo er drei Tage, nachdem der Löwe seinen Wärter zerrissen, mit erstaunten und zitternd-bewundernden Publicum diesen Löwen zu seinen Füßen liegend zeigte und ihm dann seinen Kopf in den Rachen steckte.

Von da an datirt sich sein außerordentlicher Ruf.

In England, wohin er später — im Jahre 1839 — kam, überhäuften ihn die vornehmsten Herren und Damen mit den größten Auszeichnungen, und der Thierbändiger aus Kentucky war der „Löwe der Saison“, den selbst die Königin Victoria mit ihrem Besuch beehrte.

Digitized by Google

„Jeder Mensch hat Gaben“ sagt Hawk-eye, jener alte, wettergebräunte und erfahrene Jäger aus den Wäldern des Westens, dessen einzig gezeichnete, einfach biedere Gestalt uns überall in diesen Cooper'schen Dichtungen von americanischer Urwaldseinsamkeit wie ein lieber, trauter Bekannter entgegentritt und mit diesen einfachen Worten hat der Pfadfinder uns zugleich auch das Geheimniß von van Amburgh's Herrschaft über die wilden Thiere und der in Folge dieser Herrschaft bewirkten Zähmung erklärt. Aber van Amburgh selbst spricht diesen Gedanken aus, wenn er behauptet, daß jeder Mensch seine „*Specialität*“ habe, deren Grenzen er nicht ungestraft überschreiten dürfte.

Was er unter dieser *Specialität* verstand, wird ein Beispiel erklären. Eine so große Zuneigung, wie wollen sagen: *Sympathie*, van Amburgh *für* die wilden Säugethiere hegte, eine ebenso große Abneigung oder Antipathie empfand er *gegen* die Amphibien; und die Schlangen flößten ihm, dem Beherrscher und Bändiger der Löwen, Tiger und Panther den heftigsten Ekel, Widerwillen, ja Entsetzen ein. Er besaßte sich auch nie mit ihnen, und als er nach seiner Rückkehr aus Ostindien sich von dem berühmten americanischen Menageriebesitzer Titus engagiren ließ: stipulirte er ausdrücklich, daß er von der Pflege und Wartung der Schlangen befreit sei, welches Amt denn auch einem Indianer, einem Irokesen, übertragen wurde. Und merkwürdig! Dieser Irokese, derselbe Indianer, welcher mit der Klapperschlange, welcher der Giftzahn noch nicht ausgebrochen war, aus einer Schüssel Milchsuppe aß, der sich von der ceylonesischen Abgottsschlange (Boa constrictor) umschlingen ließ und seinen Kopf zwischen ihre ungeheueren Kiefer steckte, derselbe Indianer, der die giftige Cobra zwang, sich nach dem Tact eines Tanzes, den er mit einem Tambourin spielte, empor zu richten und zu tanzen, derselbe Mann fürchtete sich wie ein Kind vor dem Brüllen der Löwen und dem Knurren der Tiger und van Amburgh erklärte dies eben aus der „*Specialität*“, die dem Einen Gewalt über die Schlangen, dem Anderen Macht über die Tiger und Löwen gäbe. Wenn indessen, nach van Amburgh's Ansicht, in dieser „Specialität“ Andere würden dafür, sich gelehrter ausdrückend, vielleicht: *Idiosynkrasie* sagen) auch ein großer Theil von seinem Einfluß über die wilden Thiere begründet sein mag — und das Wesen dieser Specialität wird man sich, nachdem wir das Wort „Idiosynkrasie“ genannt haben, leicht und natürlich erklären können — so verschmähte er gewiß doch auch andere Erziehungskünste nicht, um sich die Bewohner der Wüste und Urwälder unterwürfig und gelehrig zu machen und die Anschauungen, die er bei seinen Erziehungsversuchen gewann, die Einblicke, die er dabei in den individuellen Charakter seiner wilden Zöglinge that, beweisen, daß er mit nicht gewöhnlichem psychologischen Scharfsinn ihre Eigenthümlichkeiten auffaßte. — So ist es zum Beispiel eine traditionelle Annahme, daß die wilden Thiere gefräßiger Natur sind und die Meisten nehmen diesen Satz auf Treu und Glauben hin. Van Amburgh stellt die Genichelen in Abrede. „Die wilden Thiere“, sagt er, „sind vielmehr Friands, d. h. Feinschmecker, als Vielfraße und ich habe beobachtet, daß mein Löwe einen guten, ausgesuchten Bissen fastigen Fleisches einem ungleich größeren Stück von schlechterer Qualität vorzog und ich konnte niemals auf größere Gelehrigkeit und exemplarische Folgsamkeit rechnen, als wenn ich meine wilden Schüler mit einigen Delicatessen ihrer Art tractirte.“ Dabei verschmähte jedoch van Amburgh jenen ziemlich bekannten Kunstgriff vieler Thierbändiger: die Thiere vor der Vorstellung voll zu füttern und mit Fleisch zu überstopfen, um dadurch die ursprüngliche Wildheit und das Feuer ihres Charakters zu dämpfen und sie vermittelst der Schwerfälligkeit während des Verdauungsstadiums zu einer Folgsamkeit und Gelehrigkeit zu zwingen, deren Grund nicht in der Erziehungskunst oder Dressur des Thierbändigers, sondern in dem durch die Ueberfütterung herbeigeführten, quaß leidenden Zustand der Thiere zu suchen ist. Van Amburgh nannte dies Charlatanerie, ganz in dieselbe Kathegorie gehörend, wie die bei den Hahnenkämpfen gebräuchliche, wo man, um den Muth der armen Thiere zu erhöhen, sie mit Körnern fütterte, die vorher in einer gewissen, spirituösen Flüssigkeit aufgequollen waren. — Wir haben schon früher erwähnt, daß van Amburgh, so offen er sich sonst über das Eigenthümliche seiner Kunst aussprach, doch die Grundzüge seiner Methode, die Hauptmaximen seiner Erziehungs- und Zähmungskunst geheim hielt und vor Allem seiner Specialität den Grund seiner Superiorität über die wilden Thiere zuschrieb. Indessen errathen wir die Grundsätze, von denen er bei seinen Erziehungsversuchen Gebrauch machte vielleicht aus den Vorwürfen, die er den meisten Menschen und insbesondere denen, welche sich mit der Zähmung der wilden Thiere besaßten, in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Thieren machte.

„Ihr kennt“ sagt er „den Charakter eurer wilden Zöglinge auch nicht im Entferntesten und wollt es versuchen sie zu unterrichten, zu bilden, zu zähmen? Woher habt ihr euer Urtheil über sie? Aus vulgären Vorurtheilen, aus der Meinung der schlecht unterrichteten Menge. Und ohne besondere Charakterkenntniß dieser Thiere, die euch an physischer Kraft weit überlegen und die Ihr nur durch physische Ueberlegenheit bändigen könnt, wollt Ihr es unternehmen, sie Euch unterwürfig zu machen? Vergebliches Beginnen!“ In diesen Worten liegt ein Theil der großen Kunst van Amburgh's unserer Meinung nach klar ausgesprochen. Van Amburgh studirte den Charakter jeder einzelnen Thiergattung, er abstrahirte von den gewöhnlichen, über sie verbreiteten, traditionellen Anschauungen, und indem er sich nur auf eigenes Urtheil, nur auf seine eigenen Beobachtungen verließ, bekam er auch ganz andere Endresultate über den Charakter der wilden Thiere. Während diejenigen, welche sich mit der Zähmung oder Erziehung der Thiere besaßen, in der Regel mit einer gewissen Voreingenommenheit zu ihren wilden Schoolaren treten und durchaus kein Urtheil über den Charakter und die Anlagen ihrer neuen Zöglinge besitzen, oder, was noch schlimmer ist, ihr Urtheil sich aus den gewöhnlichen Anschauungen und Vorurtheilen der Menge gebildet haben, studirt van Amburgh zuvor den Charakter des Thieres, welches er bändigen will, und er besitzt in dieser Kunst: die Eigenthümlichkeiten jedes Thier-Charakters*) schnell und bestimmt herauszufinden, eine solche Gewandtheit, daß man billig über solchen Scharfblick staunen muß! So hat van Amburgh, um hier nur ein Beispiel anzuführen, von den *Wölfen* eine ganz andere Meinung, als die, welche sonst

*) Allerdings sind auch die Thiercharaktere in Folge des einförmigeren Thierlebens einfacher, weniger complicirterer Natur und deßhalb leicht erkennbarer.

Digitized by Google

im Publicum über diese Thiere ganz und gebe ist. Fabeldichter und Hirten, denen ein hungeriger Wolf mitunter ein Lamm gestohlen, haben dieses Thier in einen Mißcredit gebracht, von welchem es sich schwerlich in dieser Culturperiode unseres Erdballs wieder befreien wird, und doch sind die Wölfe, nach van Amburgh, die gutmüthigsten und klügsten Thiere, wenn man sie nur anders richtig und verständig zu behandeln versteht. „Die indianischen Völkerstämme in den Wäldern des Westens," so erzählt er, „bedienen sich der Wölfe, wie wir der Hunde, und ich habe, gleich wie man es von mehren Hunden und von dem Pferde eines französischen Dragoners erzählt, einen Wolf auf dem Grabe seines Herrn, eines im Kampfe gefallenen Indianer-Häuptlings, aus Kummer über den Tod seines Gebieters entsetzlich heulen hören und vor Schmerz sterben sehen. Allerdings," setzte er hinzu, als er einige ungläubige Mienen erblickte, „allerdings ist es etwas anderes mit einem hungerigen Wolf; und ich würde mich sehr hüten, unter eine Schaar hungeriger Wölfe zu gerathen. Aber ein hungeriger Wolf ist auch nicht mehr in seinem normalen Zustand, ein hungeriger Wolf ist wie ein toller, dem man aus dem Wege gehen muß und der nichts weiter kennt, als die Befriedigung seines Hungers. Aber geschieht es nicht auch," bemerkte van Amburgh mit einem gewissen Lächeln, „daß ein Mensch, gepeinigt und gestachelt von wüthendem Hunger seinen Nebenmenschen auf offener Straße anfällt und ihm sein Brod oder seinen Beutel entreißt?"

Wir müssen natürlich van Amburgh die Verantwortlichkeit dieser Anschauung über die Wölfe überlassen, indessen kann er, der Mann von vieljähriger Erfahrung, dessen ganzes Wesen von Humbug und Aufschneiderei entfernt ist, in dieser Beziehung wohl ebenso gut als eine Autorität betrachtet werden, wie mancher Stubengelehrte, der eine Naturgeschichte oder Abhandlung über eine Thiergattung schreibt, ohne je nur den Schweif eines der von ihm geschilderten Thiere gesehen zu haben. — Ein sehr schiechtes Urtheil fällte er über die Hyänen, vor denen sich manche Leute ganz ungegründeter Weise übertrieben fürchten. Er nannte diese Leichenräuber unter den Thieren — bekanntlich kratzen die Hyänen, die das in Fäulniß übergegangene Fleisch fast mehr als das frische lieben, begrabene Leichname aus der Erde — ciende, feige Thiere, von denen er fünfzig nicht fürchte, wenn er eine Mauer im Rücken habe, so daß sie ihn nicht von hinten angreifen könnten.

Schließlich wird es gewiß nicht ganz uninteressant sein, zu erfahren, welches Thier van Amburgh unter den gröberen Säugethieren für das dümmste und der Dressur am schwersten zugänglichste hielt. Es ist das Rhinoceros, welches vermöge seiner Stupidität den Erziehungsversuchen den hartnäckigsten Widerstand entgegen zu setzen vermag; indessen glaubte van Amburgh auch dieses Thier durch eine richtige Methode gelehrig und fügsam machen zu können.

Unstreitig stehen die Thiere nicht auf jener niedrigen Stufe geistiger Organisation, die wir ihnen in der Regel zu Theil werden lassen. Wir wollen nicht von den Lastern der Thiere sprechen, wir wollen nicht erwähnen, wie Kean's, des berühmten Londoner Schauspieters Löwe und Lord Byron's Bär sich dem Laster der Trunksucht ergeben hatten und um die Wette Franzbranntwein soffen; wir wollen, wiederholen wir, nicht von dieser Annahme menschlicher Laster sprechen, obschon sie die „Theorie von dem Instinct der Thiere" bedeutend erschüttert, denn der Instinct schließt sowohl Laster wie Tugend aus, aber darauf möchten wir unsere Leser aufmerksam machen, daß sie den physischen Momenten des Thierlebens eine größere Aufmerksamkeit schenken und dadurch vielleicht dazu beitragen, das Loos der Thiere, dieser uns so nützlichen Geschöpfe, erträglicher zu machen, als es bis jetzt trotz der Menge von Anti-Thierquälervereinen geschehen ist.

Die Stadt Raab und ihre Umgebung.

Hierzu ein Stahlstich.

Raab (Nagy Györ, Jaurinum) bei den Römern Arrabona, ein Waffenplatz erster Größe und der Sitz der 1ten Hilfs-Legion, war von jeher ein wichtiger Punct des Landes und langehin als der Schlüssel des römischen Reiches bekannt. In alten Schriften und auf Münzen wird es auch Jaurum Javarinum genannt.

Als am Schlusse des 9ten Jahrhunderts Kaiser Karl der Große in einem blutigen Treffen die Avaren auf das Haupt schlug und die für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen der alten Arrabona erstürmte, war dessen erste Sorge, sofort christliche Glaubensboten in diese verwahrlosten Länder zu senden, um die in tiefe Barbarei versunkenen Völker der christlichen Religion und menschlicher Gesittung zu gewinnen.

Doch die wohlgemeinten Absichten des großen Kaisers sollten, nach dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung erst dann sich verwirklichen, nachdem das von so vielen Völkerströmungen durchzogene Land in den bleibenden Sitz der heidenmüthigen ungrischen Nation gelangt war. Ungarn's erster König, der h. Stephan, war zugleich Ungarn's größter und eifrigster Glaubensapostel. Diesem großen Monarchen, dem gottseligen Stifter der kirchlichen und politischen Verfassung Ungarn's, hat auch Raab seine Wiedergeburt zu verdanken. Durch ihn wurde es zum Hauptorte des Bezirks, zum Sitze eines Bisthums bestimmt und durch eine auf königliche Kosten erbaute Dom-Kirche verherrlicht. Raab's Bewohner erwiesen sich dieser Auszeichnung nicht unwürdig; dem Christenthume treu ergeben, wandelten sie den Pfad der Gerechtigkeit. Die Könige: Andreas II., Ludwig der Große, Sigmund, und der ruhmvolle Corvinus rühmen in ihren königlichen Decreten die bewährte Treue der Bewohner dieses Ortes und ertheilen denselben namhafte Privilegien. Auch diese königliche Huld war an keine Undankbaren verschwendet; denn inmitten des großen National-

Digitized by Google

unglückes, der politischen Zerwürfnisse und der schreckbar verheerenden Türkenkriege blieb Raab seinen rechtmäßigen Monarchen treu ergeben und scheute kein Opfer, wenn es galt, den Erfolg der gerechten Sache zu fördern. Dafür wurden auch die bereits schon erhaltenen Privilegien durch die Könige Rudolph, Mathias II, Ferdinand II. und III., Leopold I. und Karl III. theils bestätigt theils noch vermehrt. Außerdem bemühten sich die Könige Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolph II. aus Raab eine haltbare Festung zu machen, wozu auch der Raab-Fluß von Weitem her im Jahre 1586 eigens an den Festungs-Wällen vorbeigeleitet wurde.

Raab gehörte einstens als Grundeigenthum dem dortigen Dom-Capitel und zwar bis zum Jahre 1742. Da brachten dessen Bewohner ihre bescheidene Bitte an den Allerhöchsten Thron, worin sie um die gnädige Aufnahme in die Reihe der königlichen Freistädte flehten. Von Seite der Grundherrschaft wurden ihren Wünschen keine Hindernisse in den Weg gelegt; gegen Erlegung der geringen Summe von 17000 Gulden entsagte das löbliche Capitel für immer allen Herrschaftsrechten über das gesammte Stadtgebiet und behielt sich nur einen kleinen Raum, den sogenannten Capitelberg, zu Privatwohnungen für die einzelnen Domherren vor. Diese Uebereinkunft wurde von der großen Kaiserin Maria Theresia genehmigt und Raab am 6. März 1743 als eine königliche Freistadt feierlich erklärt. Die betreffende Allerhöchste Entschließung wurde sodann auf dem Reichstage des Jahres 1751 zur Gesetzeskraft erhoben und die neue Freistadt dem gesetzgebenden Körper verbleibt.

In der Geschichte knüpfen sich an diese Stadt die Erinnerungen wichtiger Begebenheiten, Schlachten und Siege, und oft wurden die Wellen der Flüsse, die sich an diesem Puncte vereinigen, von Menschenblut gefärbt. — In dieser Gegend soll 1045 der Gegenkönig Samuel Aba, Gemahl der Schwester Stephan's des Heiligen, der Peter den Deutschen vertrieb, durch Heinrich III. geschlagen, gefangen und enthauptet worden sein. Diese Stadt war zu wiederholten Malen der Wohnort hochgestellter und merkwürdiger Personen. So z. B. wohnte hier einige Zeit hindurch Elisabeth, Witwe des Königs Albert, und starb daselbst 1442. Unter dem Könige Ladislaus Posthumus 1453 wurde hier der Landtag abgehalten, bei welcher Gelegenheit auch der berühmte Joannes Capistranus zugegen war. — Im Jahre 1527 wurde Raab von Joh. Zápolya, der Ferdinand I. die ungrische Krone streitig machen wollte, erobert. 1594 fiel es in die Gewalt der Türken.

Durch vier Jahre behaupteten die Türken die Stadt, aber 1598 wurde sie ihnen von den tapfern Feldherren Schwarzenberg und Pálffi durch einen kühnen Ueberfall*) entrissen, von welchem Siege auch das fürstliche Haus Schwarzenberg noch heute einen Raben in seinem Wappen führt. Im J. 1645 wurde während der Rakoczi'schen Wirren Sicherheits wegen die Reichskrone hieher gebracht und durch 2 Jahre daselbst aufbewahrt. Am 14ten Juni 1809 erfochten die Franzosen unter dem Prinzen Eugen bei Raab einen Sieg über die von den Erzherzogen Johann und Joseph Palatin befehligte österreichische Armee und belagerten hierauf die Stadt, die nach einer 3tägigen Beschießung am 23ten Juni capitulieren mußte. Die Basteien wurden durch den Feind geschleift und auf diese Weise ist Raab aus der Reihe der festen Städte getreten, um in die Zahl der schöneren Städte des Reichs aufgenommen zu werden. Die Ruinen sind allmählich verschwunden, die Wälle geebnet, die Gift hauchenden Sümpfe ausgetrocknet, neue Gassen, die Franzens- und Ferdinandsstadt, mit stattlichen Häuserreihen geschmückt, sind entstanden, bei deren Anblicke wohl nur Wenige sich erinnern mögen, daß gerade in jenen kriegerischen Zerstörungen zugleich der erste Keim dieser neuen Schöpfungen mit enthalten war. Auch in den unglücksvollen Tagen der neuesten Zeit wurde Raab gleichsam als Mittelpunct der beiderseits streitenden Heere nicht wenig bedrängt und hergenommen. Gegen Ende des Jahres 1848 gaben sich die Insurgenten-Führer alle Mühe, durch großartige Verschanzungen und Abschneiden der Wege, durch Brückenverwüstungen, Truppen- und Victuallen-Sammlungen aus Raab einen festen Widerstandspunct zu machen; doch als die kais. Armee unter der Führung des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz immer näher rückte, fand man es rathsam, in der Nacht des 26ten Decembers in aller Stille die Stadt zu verlassen und weiter abwärts zu ziehen. Morgens darauf rückten die kaiserlichen Truppen muthig und schlagfertig heran und zogen ungehindert in die schwer bedrohte Stadt mit noch glimmenden Lunten und mit der Aeußerung ein: „Es wäre doch Schade gewesen, die schöne Stadt über den Haufen zu schießen". Im darauffolgenden Jahre, als die kaiserliche Armee sich zurückzog, wiederholten sich abermal die schon erwähnten Vorgänge, bis endlich am 28. Juni die Kaiserlichen, unter persönlicher Anführung des ritterlichen Kaisers Franz Joseph die Insurgenten nach geringem Widerstand zurückdrängten und die Stadt besetzten.

Raab, schon seit den Zeiten des h. Stephan der Sitz eines Bischofs und eines Dom-Capitels, auch der Hauptort des Comitats gleichen Namens, nunmehr eine kön. Freistadt, liegt — 18 Meilen von Wien und ebensoweit von Pest und Ofen entfernt — in einer Ebene, wo sich die Flüsse Raab und Rabnitz mit der kleinen Donau, d. i. einem Arm der großen Donau, knapp an der Mauer des bischöflichen Schlosses vereinigen. Die Stadt ist lebhaft und angenehm, hat bei 2000 Häuser und zählt 15260 Seelen, worunter 11786 der katholischen, 2605 der lutherischen und 525 der reformirten Religion angehören, 85 nicht unirte Griechen und 260 Israelitten. Die herrschende Sprache ist im Allgemeinen die ungrische, jedoch spricht man in vielen Häusern nebstbei auch deutsch. Die Stadt wird eingetheilt in die innere Stadt, Franzens- und Ferdinandsstadt dazu gerechnet, mit 6318 Einwohnern, und in die Vorstadt sammt den Mauerhöfen. Nahe dabei liegt über der Rabnitz: Raab Szigeth, eine bischöfliche Ortschaft, und über der Donau, am entgegengesetzten Ufer, liegen die Dörfer Réfalu und Batahája, beide schon zur Graner Erzdiöcese gehörig.

Die Gassen der inneren Stadt sind regelmäßig und in gerader Linie angelegt, durchgehends gepflastert, und haben an den Häusern größtentheils schon Trottoirs.

Der große Platz, in der Mitte der Stadt, bildet ein reguläres Viereck, dessen 4 Fronten in dem beigegebenen Stahlstich naturgetreu dargestellt sind, aus welchem 4 Hauptgassen: 2 gegen Morgen und ebensoviele gegen Abend aus-

*) Hierüber in der Folge die näheren Details

Digitized by Google

gehen, einige unbedeutendere aber führen gegen Mittag und Mitternacht zu. Die merkwürdigsten Kirchen sind:

1. Die Domkirche mit dem Hochaltarbilde der Himmelfahrt Mariä; sie hat eine Schlag-Uhr im zierlichen Thurme, zu dessen Befestigung im Jahre 1822 ein schönes Frontispicium erbaut wurde mit der lateinischen Inschrift: „Zur Stütze des Thurmes und zur Zierde der Kirche."

Was die Erbauung der Raaber Cathedralkirche anbelangt, so ist bemerkenswerth, daß in der Geschichte gelesen wird, schon Kaiser Karl der Große habe zu Raab nach einem errungenen Siege eine Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau erbaut. Doch wahrscheinlich ging dieselbe in Folge der Verwüstungen der Zeit zu Grunde. Ein neuerer Gründer der Raaber Cathedrale war König Stephan der Heilige, wie dies unter Anderem eine an der äußern Nord-Wand der Kirche angebrachte kupferne Tafel beweist, worauf der heil. König der im Himmel thronenden Jungfrau kniend die Kirche widmet, mit der Jahreszahl MXXXIII. Im 16ten Jahrhundert wurde diese Kirche unter den Türken theils verwüstet, theils zu profanen Zwecken verwendet. Nach dem Abzuge der Ottomanen wurde dieselbe zeitweise zu militärischen Zwecken benützt; da geschah es, daß der vordere Theil, mit Pulver angefüllt, durch einen Blitz entzündet in die Luft gesprengt wurde. So lag dann die Kirche längere Zeit hindurch in Ruinen, bis endlich die Bischöfe Pethe und Naprágyi dieselbe wieder zum gottesdienstlichen Gebrauche einrichten ließen. Später, 1660 nämlich, ließ der Bischof Georg Széchényi diese Kirche restauriren und verschönern, bis endlich der Bischof Graf Franz Zichy sie mit jener Pracht und jenem großartigen innern Glanze ausstattete, womit sie jetzt gewiß jeder Kirche im Lande an die Seite gestellt werden kann.

Sehenswerth ist in dieser Kirche die Hirnschale des h. Ladislaus, auf einem der Seitenaltäre in einer großen werthvollen silbernen Büste aufgestellt. Dieselbe wird am Gedächtnißtage des heiligen Königs in feierlicher Prozession, seit dem Jahre 1763, in welchem am 28. Juni zu Raab, Komorn und auch an anderen Orten im Lande große Verwüstungen durch das Erdbeben stattfanden, zur gnädigen Abwendung dieses Unglückes, in Folge eines frommen Gelübdes der Bürgerschaft jährlich durch die Stadt getragen; sodann das einstmalige Weiffenburger Thor, welches, als Raab im Jahre 1598 den Türken entrissen wurde, durch eine Petarde in die Stadt hineingeschleudert wurde.

Nicht minder sehenswerth ist das Capitel-Archiv, worin, nebst mehren Raritäten, werthvolle Kirchen-Apparate sich befinden; unter Anderm ein Ornat, von der großen Kaiserin Maria Theresia eigenhändig gestickt, womit der selige Zichy, als er 1774 sein Priester-Jubiläum feierte, beschenkt wurde.

Ferner befinden sich hier die Büdnisse der Befreier dieser Stadt aus den Händen der Türken, des Grafen Nicolaus Pálffi und des Fürsten Adolph Schwarzenberg, sammt einer Denkmünze, die damals zur Erinnerung an diese Begebenheit geprägt wurde.

Jährlich wurde bisher aus dieser Kirche am Ostermontag eine Prozession zur feierlichen Begehung jenes freudenvollen Ereignisses im Beisein des ganzen Capitels, der sämmtlichen Geistlichkeit wie auch aller Zünfte, der Schuljugend ꝛc. durch die Stadt abgehalten, nach welcher eine Predigt in ungarischer Sprache im Dome, in deutscher Sprache aber in der Benedictinerkirche abgehalten wurde, hier mit Ausstellung des Schwarzenbergischen, dort des Pálffischen Portraits. Im Jahre 1717 erhielt Prinz Eugen, nach der Schlacht bei Belgrad, von dem damaligen Papste Hut und Degen zum Geschenke und wurde damit in dieser Kirche feierlich decorirt.

2. Die Benedictiner-, ehemals Jesuiten-Kirche, mit 2 schönen Thürmen und einer Schlag-Uhr nebst einem großen harmonischen Glockenspiel. Die Väter der Gesellschaft Jesu, die hier 1627 von dem damaligen Bischof Dallos eingeführt, durch eben denselben und durch König Ferdinand II. dotirt und durch die Bischöfe Draskowits und Széchényi großartig unterstützt wurden, hatten hier ein ansehnliches Collegium und Gymnasium. Auch befindet sich vor dieser Kirche am Platze, nach der Lieblingsidee der Jesuiten, eine schöne 8 Klafter hohe Bildsäule der unbefleckten Empfängniß Mariä, im Jahre 1686 durch den Bischof und Grafen Kollonitsch errichtet.

3. Die Karmeliter-Kirche, mit einem schlanken Thurme, ist hoch gewölbt, nach dem Modell der Ordenskirche zu Rom erbaut durch den Graner Erzbischof Georg Szelepcsényi im Jahre 1724.

4. Die nette Ursulinernonnen-Kirche sammt dem Kloster, worin in 5 Classen die weibliche Jugend unentgeltlich unterrichtet und in allen weiblichen Handarbeiten bestens geübt wird. (Außer dieser öffentlichen Mädchenschule bestehen hier zur Erziehung und Ausbildung der Mädchen auch noch 4 andere Lehranstalten, den Allerhöchsten Verordnungen gemäß bestellt und eingerichtet.)

5. Bestunden sich hier 2 bürgerliche Hospitale für verarmte, gebrechliche Bürger und Bürgerinnen, das eine für die ungarische, das andere für die deutsche Nation, jedes für zwölf Individuen; sowohl dem einen als dem andern ist eine kleine Kirche angebaut.

Erwähnungswerth ist noch in der inneren Stadt das bischöfliche Schloß, einstens zur Festung gehörig. Es stellt ein Dreieck vor. Bischof Graf Zichy kaufte dasselbe vom königlichen Aerarium zu Zeiten der Kaiserin M. Theresia und ließ es zu seiner Residenz umbauen und einrichten. Es ist mit einer Kapelle und mit einem, seit der französischen Beschießung seiner Spitze beraubten Thurme versehen, und hat nach drei Seiten eine herrliche Fernsicht. — Sodann der Stadt- oder sogenannte Feuerthurm, über einem Schwibbogen in gefälliger Form gebaut, 30 Klafter hoch, mit einer Gallerie umgeben. Es befindet sich darin das städtische Waisen-Knaben-Stift für 12 Individuen nebst den Wohnungen der zur Anzeige der Feuersbrünste bestimmten Thurmwächter.

In dieser Stadt bestand ehedem eine größtentheils durch den Bischof und Grafen Zichy im Jahre 1750 dotirte und bis zum Jahre 1849 zahlreich besuchte königliche Academie. In derselben trugen auch die Jesuiten, bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1773, alle wissenschaftlichen Lehrgegenstände vor. Später, im Jahre 1775, verordnete die Kaiserin Maria Theresia, in Folge des neuen Studien-Systems, daß hinführo in dieser königlichen Academie die theologischen, surbizchen und philosophischen Wissenschaften fortwährend vorzutragen seien. Im Jahre 1802 wurde die Academie zwar nach Fünfkirchen übertragen, nach sieben Jahren aber wieder hieher zurückverlegt und sowohl die

Digitized by Google

Gymnasial-Classen, als auch später im Jahre 1816 die philosophischen Studien dem Benedictiner-Orden anvertraut.

Gegenwärtig bestehen zu Raab: ein öffentliches Obergymnasium mit 8 Classen, worin Benedictiner-Priester die vorgeschriebenen Lehrgegenstände vortragen; ferner seit neuerer Zeit eine öffentliche Präparanden-Schule, die in 2 Classen jährlich über 80 Schüler zählt; dann eine Normal- mit 3, und eine Realschule ebenfalls mit 3 Classen und einer Zeichenschule. Die theologischen Wissenschaften werden im bischöflichen Lyceum durch 4 Diözesan-Priester als königliche Professoren der Theologie docirt. Außer dem Comitats-Hause, welches aus dem einstmaligen Franciscaner-Kloster erbaut wurde, sind noch mehre in der Neuzeit in eleganter Bauart aufgeführte Häuser bemerkbar. Raab besitzt ferner zwei Kasernen, deren eine ziemlich geräumig und mit einem sehr großen Hofe versehen ist.

Weder in der inneren Stadt noch in den Vorstädten hat man trinkbares Wasser, einige Brunnen ausgenommen, die jedoch ein süßliches Wasser liefern, weßhalb man es allgemein vorzieht, Donauwasser zu trinken. Man trachtete dem Uebelstande durch Errichtung eines artesischen Brunnens abzuhelfen, das Unternehmen gelang aber nicht.

Außer den gewöhnlichen Comitats- und Stadtbehörden befinden sich hier auch ein k. k. Comitats-Gericht und eine k. k. Finanz-Bezirks-Direction sammt den subordinirten Branchen; ferner ein Armeninstitut, eine auf Actien gegründete Sparkasse, dann eine Buchdruckerei, eine Buch- und Kunsthandlung, eine Leihbibliothek mit 2000 Bänden.

Raab trieb von jeher einen lebhaften Handel mit Getreide und Borstenvieh; eine große Anzahl von Fruchtschiffen pflegt hier zu überwintern. Die Stadt ist insbesondere ein bedeutender Spedition[s]platz für Oesterreich und Steiermark. Zur Hebung dieses Emporiums trug in neuerer Zeit der regelmäßige Verkehr mittelst der täglich hier einlaufenden und abgehenden Dampfboote nicht wenig bei, der in Zukunft durch die Verbindung der Donau mit der ihrer Vollendung nahen Raaber Eisenbahn noch größeren Aufschwung nehmen wird.

Zwischen der inneren Stadt und der Vorstadt ist auf einer kleinen Insel eine recht hübsche Promenade angelegt, mit dem städtischen Theater, worin im Winter gewöhnlich ungarische, im Sommer aber deutsche Vorstellungen gegeben werden.

Die Raaber Gegend ist in Folge ihrer drei Flüsse den Wassergefahren nicht wenig ausgesetzt, doch bringt die Ueberschwemmung nie bis in die innere Stadt selbst. Die Luft ist weich und das Klima eben nicht ungesund zu nennen. An Erheiterungs-Plätzen und Spaziergängen giebt es gerade keinen großen Ueberfluß, jedoch fehlen auch diese nicht. Außer den weiteren Ausflügen in das beiläufig 1 Stunde entfernte Gebirg, an welchem mehre Bewohner von Raab hübsche Landhäuser haben, kann man auch in der Nähe Spaziergänge unternehmen: auf die Stadtwiese, zum sogenannten Brühl; in den Prater; auf die Bischofswiese an der Donau; in mehre Gärten; im Sommer zu Wasser nach Fischerdörfel; in den Bischofswald; in Zukunft auch zur Eisenbahn u. s. w.

Die Vorstadt oder sogenannte Ujváros, liegt zwischen den Flüssen Raab und Rabnitz. Die große, sehr lange Gasse wird die eigentliche Vorstadt, die kleinere aber Raizenstadt genannt. Diese beiden Gassen zusammen, das Zigeunerthal mit seinen ziemlich zahlreichen Bewohnern dazu gerechnet, sind beinahe so stark bevölkert, als die innere Stadt selbst, denn die Seelenzahl beträgt darin 5130 in mehr als 600 Häusern. Hier befinden sich 2 katholische Kirchen, nämlich die neue Pfarrkirche, an der Stelle der eingegangenen alten im Jahre 1841 in elegantem Styl gebaut, mit einem hübschen Thurme; dann die Spitalkirche, die bis zum eben genannten Jahr zugleich als Pfarrkirche, diente. Dazu gehört das städtische Krankenspital, von einem Arzte Namens Mollarz 1771 gestiftet. In diese wohlthätige Anstalt werden alle unbemittelten Kranken, ohne Unterschied der Religion und Nation, aufgenommen und unentgeltlich gepflegt. Nahe an der Brücke über der Rabnitz steht eine recht nette Kapelle zu Ehren des h. Johann von Nepomuck, welche, bei der Beschießung der Stadt am 28. Juni 1849 durch eine Bombe angezündet, abbrannte und seitdem durch eine Wohlthäterin mit bedeutenden Kosten restaurirt und verschönert wurde. — Die Evangelischen und Reformirten haben in dieser Vorstadt ebenfalls ihre Kirchen und jene auch ein großes Collegium in einem hübschen Gebäude. Auch haben die nicht unirten Griechen hier ihre Kirche mit einem Thurme. Die griechische Gemeinde besteht jedoch nur aus einigen Familien.

Die Maierhöfe. In diese Vorstadt gelangt man über den großen Marktplatz, der von der Eisenbahn durchschnitten ist und worauf der Bahnhof selbst sammt den dazu gehörigen Gebäuden großartig ausgeführt steht. Es existirt hier nebst der Pfarrkirche, welche einstens durch die aus Rom berufenen Karmeliter-Mönche erbaut wurde, auch ein hübscher Kalvarienberg mit 3 Kapellen und 7 Stationen, dessen Bau aus milden Beiträgen i. J. 1713 begonnen wurde. Mehre Gärten, eine Essigsiederei und Branntweinbrennerei und eine Dampfmühle befinden sich in dieser Vorstadt. Zwischen den Maierhöfen und der Stadt, nahe an der Bahn, liegt der hübsche, mit vielen Grabmälern und einer schönen neuen Kapelle gezierte, mit Mauern umgebene städtische Friedhof.

Ueber die Rabnitz führt eine Brücke nach der anliegenden bischöflichen Ortschaft Szigeth, die ihrem Namen ganz entspricht, indem nämlich der ganze Ort eine zwischen der Rabnitz und Donau gelegene Insel und daher oftmaligen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Die Bewohner, 3878 an der Zahl, treiben Handwerke und Gärtnerei. Es besteht hier eine eigene katholische Pfarre mit einer Kirche; die vorherrschende Sprache ist die deutsche. Die Israeliten, 1255 Seelen, leben vom Handel, haben ihre Synagoge und eine Oelfabrik.

Einen lohnenden Ercursionspunct bildet das 2 Meilen weit entfernte Benedictiner-Stift Sanct Martinsberg. (Siehe Abbildung.) Diese Erz-Abtei wurde im Jahre 997 von dem Maggyarenfürsten Geiza gegründet und ein Theil des Klosters auch durch denselben erbaut, vollendet aber und förmlich dotirt wurde es von dessen Sohne, dem heiligen König Stephan. Der jeweilige Erz-Abt steht unmittelbar unter dem Papste. Die Erz-Abtei, bestehend aus dem eigentlichen Kloster, der später erbauten Residenz des Erz-Abtes oder sogenannten Prälatur, dem Bibliothek-Gebäude und dem Thurme, liegt über dem gleichnamigen Marktflecken

Digitized by Google

auf einem ziemlich hohen und steilen Berge. Besonders schön und von sehr zierlicher Bauart ist der hohe Thurm, der 1834 vollendet wurde. Der untere Theil desselben ist quadratförmig gebaut, der obere Theil aber bildet eine schöne mit Säulen verzierte Rotunde, die mit einer großen gefälligen Kuppel gekrönt ist, woraus man eine prächtige Fernsicht hat. Die Klosterkirche ist in länglicher, alterthümlicher Form gebaut, zum Sanctuarium führen viele Stufen hinauf; unter der Kirche befindet sich die Katakombe oder Kapelle des h. Stephan, worin ein Lehnstuhl aus massivem rothem Marmor aufbewahrt steht, von dem es heißt, der h. König sei öfters darin gesessen. Das Stift hat eine reiche Bibliothek, bei 100,000 Bände stark, worunter viele merkwürdige Manuscripte sich befinden, ein interessantes Archiv, werthvolle Münz- und Mineralien-Sammlungen, auch ein Herbarium von 1200 Species. Großartig und prachtvoll ist der neue Bibliothekssaal, in welchem 20 schöne Säulen eine Gallerie tragen, worauf die Statuen Stephans des Heiligen und Franz des I. sich befinden. Auch ist der anliegende Stiftsgarten erwähnungswerth, worin viele seltene Pflanzen und geschmackvolle Obstgattungen cultivirt werden. Die Ordensglieder dieses Stiftes haben sich von jeher durch Solidität, Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet.

Der Phosphor.

Von

Dr. Theodor Poleck.

Das geistige Drängen und Treiben der Gegenwart ist eine Thatsache, welche zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Welcher wissenschaftlichen Sphäre wir unsere Blicke zuwenden mögen, überall sehen wir ein frisches kräftiges Leben pulsiren, überall mehrt sich die Fülle der Thatsachen, neue Ideen entwickeln sich, welche wiederum das vorhandene Material befruchten und Keime zur Entwickelung bringen, welche in mächtiger Entfaltung sich zu neuen Wissenschaften gestalten und dem menschlichen Geiste neue Bahnen seiner Thätigkeit eröffnen. In diesem Drange nach Erweiterung des Wissens sind allmählig die Schranken gefallen, welche die Wissenschaften in ihrer Vereinzelung zwischen sich aufgerichtet hatten; nicht mehr theilnahmslos gehen sie nebeneinander her, sondern immer mehr hat sich in ihnen die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß selbst die nächste Aufgabe einer Disciplin nicht mehr einseitig innerhalb der Grenzen derselben gelöst werden könne. Die vom wahrhaft philosophischen Geiste beseelte Wissenschaft kennt nur ein Ziel. Die Naturwissenschaften streben als ein geschlossenes Ganzes diesem Ziele zu. Sie sind nicht mehr ein loses Aggregat einzelner Disciplinen, sie wissen sich als ein Organismus, dessen einzelne Theile in harmonischer Gliederung sich gegenseitig ergänzen und durchdringen. Wer die innigen Beziehungen in der chemischen Zusammensetzung der Körper und deren physicalischen Eigenschaften der Krystallform, in dem specifischen Gewicht, der Wärme, der Electricität und dem Licht in's Auge faßt, der sieht in der Trennung der beiden Grundwissenschaften der Natur, der Physik und Chemie, eben nichts weiter als eine Theilung der Arbeit.

Das organische Leben scheint eine wesentliche andere Betrachtung zu beanspruchen und Niemand wird die Kluft läugnen, die hier noch zu überbrücken ist. Und doch finden wir auch in den Organismen dieselben wohlerkannten chemischen und physikalischen Kräfte wieder, nur werden sie hier durch eine charakteristische Form vermittelt, durch diese bedingt und in ihrer Richtung bestimmt. Diese Form ist die Zelle, das Individuum in seiner einfachsten Gestalt. Aus ihr entstehen durch Vermehrung, Aneinanderreihung und Umwandlung die Pflanzen und Thierorganismen — alle noch so verschieden gestalteten Theile derselben lassen sich in ihrer ersten Entwickelung auf ein hohles, mit Flüssigkeit gefülltes Bläschen, die Zelle zurückführen. Der Physiker, der Chemiker, der Physiologe verfolgt die organischen Lebenserscheinungen von den ersten Anfängen eines Individuums durch alle Phasen der Entwickelung, der Stoffvermehrung und Stoffanschleidung bis in die feinsten Verzweigungen des Nervensystems und ist erstaunt, die Lebensprocesse, so weit er sie bis jetzt zu enträthseln im Stande war, an die Thätigkeits-Aeußerungen der Materie sich anknüpfen zu sehen, welche er schon außerhalb der Organismen an ihr beobachtete. Und so darf es uns nicht wundern, wenn einzelne Vertreter der chemisch-physiologischen Schule das Problem des Lebens bereits als gelöst betrachten und von wenigen Prämissen aus bis an die äußersten Grenzen der Consequenz vordringend, in himmelstürmerischer Weise aus den Trümmern der sittlichen Welt eine Brücke über die Kluft zwischen Materie und Geist bauen, um von ihr die ideale Welt in den Abgrund zu stürzen. Dieser innige Zusammenhang und die gegenseitige Abhängigkeit der Naturwissenschaften, so wie ihre Beziehungen zu unserm Gesammtwissen treten uns als nothwendig entgegen, wenn wir uns von der Betrachtung der einzelnen Theile der Natur zum Verständniß des Natur-Ganzen emporschwingen. Wenn wir in der Vertheilung der Massen im Weltraum, der Gliederung derselben zu einzelnen Systemen, in der Entwickelungsgeschichte unserer Erde und deren pflanzlichen und thierischen Bedeckung das Walten großer Gesetze erkennen und aus der Fülle der einzelnen Erscheinungen eine einheitliche Bildungsidee herausschälen, dann wird uns dies nur gelingen, wenn wir alle wissenschaftlichen Resultate in einen Brennpunct zusammenfassen. Jede einzelne Erscheinung, jede Thatsache sendet ihre Strahlen dahin, jede empfängt aber auch von dort neues Licht und in dieser gegenseitigen Bedingtheit wird das erhellt, was noch dunkel und unerörtert unserm Forschen sich verhüllt. Kaum werden wir besser diese gegenseitige Bedingtheit und die Bedeutung einer wissenschaftlichen Disciplin für das große Ganze entwickeln

Digitized by Google

können, als wenn wir eine charakteristische Thatsache herausgreifen und diese in ihrem Einfluß durch die verschiedenen Gebiete des Wissens hindurch verfolgen. Wir wollen in der folgenden Abhandlung den interessanten Körper, den der Chemiker Phosphor nennt, zum Anhaltspunct wählen, um diese Bedeutung der Chemie zu charakterisiren. Indem wir seine Eigenschaften genau studiren und seine Eigenthümlichkeiten nach allen Seiten hin entwickeln, werden wir ein Bild von der Art und Weise erhalten, wie die Chemie ihre Gegenstände behandelt und indem wir diesen Stoff auf seinen Wanderungen durch die gesammte Körperwelt, die Pflanzen- und Thierwelt verfolgen, werden wir endlich zu dem materiellen Substrat gelangen, an welchem der Geist zur Erscheinung kommt oder, wie Einige wollen, zu jenen Stoffen, die den Geist aus sich hervorbringen, und so werden wir uns allmählig aus dem Staube bis zu jenen Höhen erheben, deren Beherrschung bis jetzt allein der Philosophie zufiel.

Die Entdeckung des Phosphor fällt in das Jahrhundert, in dem ein neues Leben in den Naturwissenschaften sich zu regen begann, in das 17te Jahrhundert, an dessen Anfang am Himmel des astronomischen und physikalischen Wissens Keppler und Gallilei als Sterne erster Größe glänzten und an dessen Ende Newton den Geist der Gesetze schrieb, welche jene Männer entdeckt hatten. Die Astrologie war allmählig zur Astronomie geworden und an die Stelle der phantastischen Gebilde, welche man sich bis dahin über die Beziehungen der Sternenwelt zum Erdenleben geschaffen hatte, waren die bewunderungswürdigen Gesetze getreten, welche der Astronomie eine glänzende Zukunft verbürgten. Die Chemie folgte nur langsam dem neuen gewaltigen Aufschwunge der physikalischen Wissenschaften, sie war als Wissenschaft kaum vorhanden, sie kannte kein Gesetz und diente allein fremden Zwecken. Die Idee des Steins der Weisen, welche in Verbindung mit der Astrologie durch mehr als Tausend Jahre alle Kräfte und Bestrebungen der besten und ausgezeichnetsten Köpfe eben so sehr in Anspruch genommen und beherrscht hatte, als sie in den Händen niedriger Betrüger als Quelle reichen Gewinnes ausgebeutet worden war, übte in doppelter Beziehung ihren Einfluß auf die damalige Gestaltung des chemischen Wissens aus. Der Stein der Weisen besaß nämlich, wie man glaubte, nicht bloß die Kraft, unedle Metalle in edle, in Gold zu verwandeln, er war auch die Universalarznei, deren Besitz Gesundheit und langes Leben verbürgte und so wurde das Problem seiner Darstellung der Mittelpunct, um welchen das gesammte chemische und medicinische Wissen langer Jahrhunderte sich gruppirte. Das Bestreben die materia prima, die jungfräuliche Erde aufzufinden, deren Besitz als die nothwendige Grundlage aller weiteren Operationen angesehen wurde, trieb eben sowohl die Männer der Wissenschaft als Abenteuerer jeder Art zur Durchsuchung aller möglichen Dinge. Geleitet von den oft wunderlichen Ideen jener Zeiten, denen allerdings ein gesunder Kern in einzelnen richtig beobachteten Thatsachen nicht fehlte, durchforschte man die feste Erdrinde, die Luft, den Pflanzen- und Thierkörper, und da stets von Einzelnen die für jene Zeit unwiderleglichen Beweise beigebracht wurden, daß das große Werk wirklich gelungen sei, so konnte nichts dieses Forschen ermüden. Wenn nun auch das Resultat dieser Arbeiten in keinem Falle zu dem heiß ersehnten Ziele führte so war es doch in anderer Beziehung von der höchsten Bedeutung. Die Alchymisten und die Schüler des Paracelsus, jenes durch seine Epoche machenden Ansichten wie durch seine Wunderlichkeiten gleich ausgezeichneten Mannes, bereicherten in reicher Fülle die Thatsachen auf, welche in späterer Zeit die Grundlage wurden, auf welcher die wissenschaftliche Chemie ihr festes Gebäude aufführte und ihre bewunderungswürdig einfachen Gesetze, allerdings erst am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts entwickelte.

Von allen chemisch interessanten Stoffen muß vor Allem der Phosphor ein Kind der Alchemie genannt werden. Seine Entdeckung fällt den alchimistischen Bestrebungen zu, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geltend machten. Es war damals noch eine vielfach verbreitete Ansicht, daß die erwähnte jungfräuliche Erde in Produkten des menschlichen Körpers zu suchen sei. Eine so edle Substanz, meinte man, könne nur durch die Alles veredelnde Kraft des menschlichen Körpers, der unedle Nahrungsmittel in Theile des edlen Organismus verwandle, erzeugt werden. Dies veranlaßte unter andern auch einen Hamburger Alchemisten, der sich Doctor Brand nennen ließ, nach diesem Princip zu arbeiten und so gelang es ihm im Jahre 1674 einen Körper darzustellen der wunderbare und bis dahin völlig unbekannte Eigenschaften besaß.

Er leuchtete beständig im Dunklen, entzündete sich bei wenig erhöhter Temperatur von selbst und verbrannte mit glänzendem Lichte. Brand verkaufte das Geheimniß seiner Bereitung für 200 Rthlr. an einen gewissen Kraft und machte auch theilweise einen berühmten Chemiker jener Zeit, Kunkel von Löwenstern, mit seiner Entdeckung bekannt. Kunkel versuchte ebenfalls mit Glück die Bereitung des Phosphors und publicirte 1678 eine „öffentliche Zuschrift vom Phosphoro mirabili und dessen leuchtenden Wunderpilulen", nachdem schon zwei Jahre früher Professor Kirchmeyer in einer Dissertation diese merkwürdige Substanz beschrieben hatte. Diese erregte in der That die allgemeinste Aufmerksamkeit. Ihre Besitzer präsentirten sich damit vor hohen Personen; so zeigte Krafft 1676 den Phosphor dem Kurfürsten von Brandenburg und experimentirte mit demselben ein Jahr später vor Karl II. von England, bei welcher Gelegenheit die englischen Chemiker mit diesem Körper bekannt gemacht wurden. Zehn Jahre später entdeckte man seine Bereitung aus der Kohle des Senfs und der Kresse, aber erst 100 Jahre später wurde von Scheele und Gahn der phosphorsaure Kalk der Knochen und noch später sein Vorkommen im Mineralreich nachgewiesen.

Wir übergehen die weitere Geschichte des Phosphors und heben nur noch das interessante Moment heraus, daß es Versuche über sein Verbrennen waren, an denen vorzugsweise Lavoisier in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine neue Theorie der Verbrennung erörterte. Mit dieser Thorie aber wird die Chemie zur Wissenschaft und beugt sich zum erstenmale dem Gesetz. Die Herrschaft der Wage beginnt.

Um diese Bedeutung des Phosphors zu verstehen und um ihn unter allen Verhältnissen wieder erkennen zu können, müssen wir seine Eigenschaften beleuchten. Und wie wunderbar sind diese! Ein farblos durchsichtiger Körper von Wachskonsistenz, der nur unter Wasser und hier kaum un-

Digitized by Google

verändert aufbewahrt werden kann, fängt sofort an zu rauchen, wenn er mit Luft im Berührung kommt. Dieser Rauch leuchtet im Dunkeln mit eigenthümlich blaulich-weißem Lichte und ist nur das Vorspiel dessen, was eintritt, wenn diese merkwürdige Substanz mit einem warmen Körper berührt wird. Sie bricht sofort in Flammen aus und verbrennt mit einem glänzenden Lichte und unter starkem weißen Rauche, der sich zu weißen Flocken verdichtet niederschlägt, wenn der Versuch in einem Ballon mit trockener Luft angestellt worden war. Aber unter Umständen bedarf es sogar nicht einmal der erhöhten Temperatur, um ihn zu entzünden.

Feine Zertheilung, Druck oder geringe Reibung mit rauhem Löschpapier sind hinreichend um ihn zu entflammen und der Chemiker weiß häufig genug von den schmerzhaften Brandwunden zu erzählen, die er bei solchen unvorhergesehenen Entzündungen davon trug. Wollen wir daher sein Verhalten in erhöhter Temperatur kennen lernen, so müssen wir bei Ausschluß der atmosphärischen Luft mit ihm operiren und auf diese Weise hat man gefunden, daß er schon bei einer Temperatur schmilzt, welche noch nicht halb so hoch ist wie jene des siedenden Wassers, daß er zwar bei allen Temperaturen verdampft, jedoch erst bei einer Temperatur, die fast dreimal die Siedhitze des Wassers übersteigt, zu kochen beginnt und sich in einen farblosen Dampf verwandelt, der sich bei der Abkühlung zu festem Phosphor verdichtet. In Wasser ist er völlig unlöslich, dagegen löst er sich in großer Menge in einer unangenehm riechenden Flüssigkeit, dem Schwefelkohlenstoff, der ihn beim langsamen Verdunsten in schönen regelmäßigen Krystallen zurücklässt. — Durch den Einfluß des Sonnenlichtes erleidet der Phosphor in kürzerer oder längerer Zeit eine totale Aenderung in seinen Eigenschaften und diese tritt ein, wir mögen ihn im lufterleeren oder lufterfüllten Raume, im trocknen Zustande oder unter Wasser, ja selbst in seiner Lösung in Schwefelkohlenstoff dem Licht aussetzen. Rascher und leichter wird sie erzielt, wenn wir ihn bei Ausschluß der Luft einige Zeit bis auf eine Temperatur von 240—250° erhitzen. Der vorher farblose Phosphor wird entweder in ein schön scharlach oder karminrothes Pulver oder in eine feste braunrothe Masse verwandelt, die im Bruch fast eisenschwarz und spröde ist. Seine Eigenschaft im Dunklen zu leuchten, hat er vollständig verloren, er ist an der Luft unveränderlich, schmilzt nicht mehr im siedenden Wasser, ja er kann an der Luft noch einmal so hoch und darüber erhitzt werden, ohne sich zu entzünden. Er ist dichter geworden und hat seine Löslichkeit in Schwefelkohlenstoff und andern Lösungsmitteln vollständig eingebüßt, ja noch mehr, während der gewöhnliche farblose Phosphor innerlich genommen ein heftiges Gift ist, — er hat als Ratten und Mäusegift das Arsenik und mit Recht vollständig verdrängt — wirkt der rothe Phosphor in denselben Dosen gar nicht auf den thierischen Organismus. — Die sorgfältigsten und genauesten Versuche haben bewiesen, daß der Phosphor bei dieser radicalen Aenderung seiner Eigenschaften weder etwas Materielles aufnimmt noch abgiebt, daß er sowohl an Gewicht als auch in seiner Substanz völlig unverändert bleibt und daß eine schwache Glühhitze ihm alle seine früheren Eigenschaften zurückgiebt und ihn wieder in gewöhnlichen Phosphor verwandelt. In verschlossenen Röhren kann man dieselbe Menge Phosphor beliebig dieser Metamorphose vor- und rückwärts unterwerfen.

Für das praktische Leben wird der rothe Phosphor vom segensreichsten Einfluß werden. Der Verbrauch an Phosphor ist ungeheuer, seitdem die Streichzündhölzer alle andern Mittel zur Feuerbereitung verdrängt haben. Bei ihrer Darstellung muß schmelzender Phosphor mit Gummi, Salpeter, Braunstein oder Mennige, wohl auch chlorsaurem Kali und Wasser zu einem Brei verdickt werden, in den man die bereits mit Schwefel überzogenen Hölzer eintaucht. Aus der warmen Masse entwickeln sich beständig Phosphordämpfe, welche den verderblichsten Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter ausüben und eine furchtbare Krankheit, die Nekrosis (Beinfraß) erzeugen, die mit heftigen Zahn- und Gesichtsschmerzen beginnt und mit Zerstörung der Kinnbackenknochen endigt. Da der rothe Phosphor zu demselben Zweck verwendet werden kann und keine Dämpfe entwickelt, so hat sich Professor Schrötter, der Entdecker dieses merkwürdigen Körpers, durch die Angabe seiner fabrikmäßigen Darstellung, die ihn nur wenig theurer liefert als den gewöhnlichen Phosphor, um die Menschheit sehr verdient gemacht.

Es ist schwer, eine dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft entsprechende, befriedigende Erklärung dieser merkwürdigen Verhaltens zu geben. Unzweifelhaft hängt es mit einer veränderten Lagerung der kleinsten Theilchen des Phosphors zusammen, mit einer Thätigkeit seiner Moleküle, die durch das Licht und eine gewisse Temperatur angeregt, sich in so eigenthümlicher Weise äußert, die aber durch erhöhte Temperatur wieder in die alte Bahn zurück gelenkt wird.

Dieselbe Umlagerung der Moleküle findet statt, wenn durch den galvanischen Strom die schwarze Kohle in den durchsichtigen Diamant, das zähe Schmiedeeisen durch anhaltende Erschütterungen in das krystallinische spröde Eisen verwandelt wird, welches in der Geschichte der Eisenbahnen durch die Arenbrüche eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Es ist die von einer gewissen Seite oft bespöttelte naturwissenschaftliche Ansicht von der begrenzten Theilbarkeit der Materie und der Thätigkeitsäußerungen ihrer kleinsten Theile, die uns nicht blos hier Auskunft verspricht, sondern welche überhaupt die Grundlage unserer chemischen und physikalischen Wissens ausmacht. Auch für unsere gegenwärtige Erörterung, die ja den Phosphor bis in den Kreis der Lebenserscheinungen verfolgen will, ist sie die nothwendige Voraussetzung und um unsere Aufgabe zu lösen, müssen wir auf einige Augenblicke die bisweilen dornigen Pfade allgemeiner und specieller naturwissenschaftlicher Begriffsbestimmungen betreten; wir werden jedoch stets die kürzesten Wege wählen.

Wir kennen die Bewegung als die ursprüngliche und allgemeinste Thätigkeit in der uns umgebenden Welt. Die mechanischen Eindrücke, die chemischen Processe, die organischen Verrichtungen, die geistige Thätigkeit sind ohne Bewegung nicht zu fassen. Alle Ruhe in der Natur ist scheinbar und entsteht nur, wenn Bewegungen in entgegengesetzten Richtungen sich im Gleichgewicht halten. Den Grund dieser Bewegungen suchen wir in den Kräften oder nennen wir wenigstens Kräfte und bestimmen solche als Thätigkeitsäußerungen der Materie. Die Untersuchung was Materie und Kraft an sich sei, müssen wir einem anderen Gebiete überlassen; für unsern Zweck reicht die Thatsache aus, daß es uns unmöglich ist, Kraft und Materie gesondert zu begreifen,

Digitized by Google

die eine kann nicht ohne die andere gedacht werden. Versuchen wir ernstlich eine Trennung, so gerathen wir in unentwirrbare Widersprüche. Die Materie besteht für uns nur durch ihre Eigenschaften und diese stellen sich in den mannigfaltigsten Thätigkeits-Aeußerungen dar, die wir als Schwere, Kohäsion, chemische Anziehung, Wärme, Licht, Electricität ꝛc. kennen. Diese Eigenschaften sind so alt wie die Materie und jene Annahme, als ob zeitweise an die Materie von außen her neue Eigenschaften herantreten könnten, die sie vorher nicht besessen und die ihr wieder verloren gehen könnten, läßt die Kraft der Materie gegenüber ein unabhängiges Dasein führen. „Die Materie ist aber, nach Dubois Raymonds geistreicher Darstellung, nicht wie ein Zuhrwerk, davor die Kräfte als Pferde nach Belieben nur angespannt, dann wieder abgeschirrt werden können. Ein Eisentheilchen ist und bleibt zweerläßig ein und dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorstein den Weltkreis durchzieht, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahingeschmettert oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnt. So wenig, als in dem Mechanismus von Menschenhand, ist in dem letzteren Falle irgend etwas hinzugetreten zu den Eigenschaften jenes Theilchens, irgend etwas davon entfernt worden. Diese Eigenschaften sind von Ewigkeit, sie sind unveräußerlich, unübertragbar." Man hat die Thätigkeits-Aeußerungen der Materie gruppirt und jene Kräfte, welche zwischen den kleinsten gleichartigen Theilen eines Körpers thätig sind, welche dessen Aggregatzustand, Form, Härte ꝛc. bestimmen, Molekülarkräfte genannt. Unter Molekülen verstehen wir die kleinsten materiellen Theilchen eines Körpers, die gegen einander in Wirkung treten und die wir aus den gewichtigsten physikalischen und chemischen Gründen für nicht weiter theilbar ansehen. Wir kennen jedoch die Materie nicht als gleichartig und indem wir ihre stoffliche Verschiedenheit in's Auge fassen, betreten wir das eigentliche Gebiet der Chemie. Der Chemiker gelangte bei seinen Versuchen, die Körper in ihre Bestandtheile zu zerlegen, endlich auf Stoffe, die aller Anstrengung einer weiteren Zerlegung spotteten. Er nennt diese chemisch einfache Körper und kennt deren ungefähr 63, ohne damit behaupten zu wollen, daß spätere Entdeckungen ihre Zahl nicht wesentlich einschränken könnten. Alle Metalle gehören zu ihnen und außerdem noch eine Anzahl von Stoffen, wie der Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und nebst mehren andern auch der Phosphor. Aus ihnen baut sich die Welt auf, soweit wir sie kennen.

Die Zusammensetzung der Meteorsteine, in denen fast immer auch der Phosphor enthalten ist, macht es nicht unwahrscheinlich, falls ihre planetarische Natur erwiesen ist, daß die Körperwelt unseres Sonnensystems aus denselben Stoffen besteht, welche unsere feste Erdrinde bilden. In dieser finden sich alle chemischen Elemente ohne Ausnahme vor, während die sie bedeckende Thier- und Pflanzenwelt nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl derselben enthält. Jene Thätigkeit oder Kraft, durch welche die einfachen Stoffe sich aufbauen zu der zahllosen Menge von Körpern, die wir durch unsere Sinne als verschiedenartige kennen, nennen wir chemische Anziehung. Sie unterscheidet sich wesentlich von allen anziehenden Kräften dadurch, daß sie ungleichartige Theile zu einem gleichartigen Ganzen vereinigt. In einem Stück Zucker sind die kleinsten Massentheilchen des Zuckers, die Zuckermoleküle, durch die Kohäsion zusammen gehalten. Der Zucker besteht aber aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Er ist die chemische Anziehung, welche in dem Zuckermolekül den Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zu einem gleichartigen Ganzen vereinigt. Die einfachen Moleküle des Kohlenstoffes, Wasserstoffes und Sauerstoffes durchdringen sich aber nicht in dem zusammengesetzten Zuckermolekül, sondern sind mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften neben einander gelagert, die sofort zum Vorschein kommen, wenn die chemische Anziehung zwischen ihnen durch mächtigere Thätigkeiten z. B. durch die Wärme in den Hintergrund gedrängt wird. Ihre begrenzte Theilbarkeit und der Gedanke, daß den Ort, wo ein materielles Theilchen sich befindet, nicht noch ein zweites einnehmen könne, läßt ihre Nebeneinanderlagerung als Nothwendigkeit erscheinen. Sie verlieren aber auch nichts an ihrem Gewicht, indem sie sich zu einem Zuckertheilchen verbinden. Das hat die Chemie bewiesen, denn sie steht den Grundpfeiler ihrer Wissenschaft in der Thatsache, daß die chemische Anziehung stets nur in festen, unveränderlichen und sehr einfachen Gewichtsverhältnissen die Körper mit einander in Verbindung treten läßt. Der Chemiker hat mit großer Schärfe die meisten dieser Verhältnisse auf feste Gewichtsgrößen zurückgeführt und von der Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit der Grundstoffe überzeugt, klammert er sich mit der Wage an sie und verfolgt sie auf ihren Wanderungen durch die gesammte Körperwelt. Er weiß es, daß im Zucker stets dieselbe Gewichtsmenge, Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff enthalten ist, er mag aus dem Zuckerrohr, der Runkelrübe oder dem Ahorn gewonnen worden sein. Das Wasser enthält stets auf 1 Gewichtstheil Wasserstoff, acht Gewichtstheile Sauerstoff und die Kohlensäure stets auf 6 Gewichtstheile Kohlenstoff 16 Gewichtstheile Sauerstoff, mag sie brausend aus unsern Champagnergläsern sich entwickeln oder in unseren Oefen durch Verbrennung erzeugt worden sein oder durch vulkanische Spalten aus der Erde dringen. Und in der Phosphorsäure findet er stets mit 32 Gewichtstheilen Phosphor 40 Gewichtstheile Sauerstoff vereinigt, er mag dieselbe aus dem Grünbleierz, dem Wetzenkorn oder dem Gehirn abgeschieden haben. Diese feste unveränderliche Zusammensetzung ist der Hauptcharakter einer chemischen Verbindung: sie ist ein allgemeines, durch die gesammte Körperwelt hindurch gehendes Gesetz, welches keine Ausnahme erleidet, durch jede neue Entdeckung wiederum bestätigt wird und in seiner thatsächlichen Bestimmtheit unabhängig ist von jeder theoretischen Ansicht, welche man über die Natur und Materie haben mag.

Wir haben die Eigenschaften des Phosphors einer ausführlichen Erörterung unterworfen, aber noch wenig über sein chemisches Verhalten gesagt. Dieses ist vorzugsweise charakterisirt durch seine chemische Anziehung zum Sauerstoff. Er verbindet sich mit demselben bei jeder Temperatur. Eine Stange Phosphor raucht an der Luft und verschwindet allmählig, indem sie sich in eine sehr saure Flüssigkeit verwandelt. Im Dunklen sieht das Auge die Lichtentwicklung, welche diese langsame Verbrennung begleitet. Dieser saure Syrup besteht größtentheils aus Wasser, welches aus der Feuchtigkeit der Luft stammt, und aus einer Sauerstoffverbindung des Phosphors, welche auf 32 Theile Phosphor 24 Theile Sauerstoff enthält. Wird dagegen der Phosphor an der

Digitized by Google

Luft oder gar in reinem Sauerstoffgas entzündet, so verbrennt er unter einer prachtvollen blendenden Feuererscheinung, deren Resultat weiße, schneeartige, an feuchter Luft rasch zerfließende Flocken sind, die wir bereits als Phosphorsäure kennen gelernt haben. In ihr ist die größte Menge Sauerstoff enthalten, welche überhaupt der Phosphor aufzunehmen vermag. Ueberall, wo der Phosphor in Luft mit Flamme verbrennt, entsteht diese Verbindung, auch bei der Entzündung unserer Streichfeuerzeuge; hier wird aber der zur Verbrennung nöthige Sauerstoff theilweise vom Salpeter oder dem chlorsauren Kali geliefert. Letzteres giebt seinen Sauerstoff mit solcher Leichtigkeit an den Phosphor ab, daß beide sich unter heftigem Knall mit einander vereinigen, wenn man ein trockenes Gemenge beider Substanzen auf dem Amboß mit dem Hammer schlägt. Die Phosphorsäure löst sich leicht im Wasser, schmeckt rein sauer, ist ohne alle nachtheilige Wirkung auf den Organismus und erinnert auch nicht in einer ihrer Eigenschaften an den Phosphor und Sauerstoff, aus denen sie entstanden ist. Sie gehört zu jener großen Klasse von Körpern, die wir Säuren nennen und zu denen wir unter andern die Schwefelsäure, Salpetersäure, Essigsäure rechnen.

Wir kennen aber eine eben so große Klasse von chemischen Verbindungen, die Basen, die in ihren Eigenschaften den Säuren vollständig entgegengesetzt sind, in ihrem Zusammentreffen mit denselben deren saure Eigenschaften vollständig aufheben und dabei neue Körper bilden, welche der Chemiker Salze nennt. Zu den Basen wird eine große Anzahl von Sauerstoffverbindungen der Metalle gerechnet, unter andern das Kali, Natron, der Kalk, das Eisenoxidul, und gerade die Verbindungen der Phosphorsäure mit diesen Basen, die phosphorsauren Salze, müssen wir ins Auge fassen, wenn wir den Phosphor in der Natur verfolgen wollen. Seine Eigenschaften machen sein Vorkommen im freien Zustande unmöglich, nur eine sauerstoffreie Atmosphäre würde dies gestatten; aber auch unverbundene Phosphorsäure kommt nicht in der Natur vor; wir stellen sie nur künstlich aus den phosphorsauren Salzen dar und diese sind auch das Material zur Bereitung des Phosphors, den wir dadurch erhalten, daß wir der Phosphorsäure der Knochen in hoher Temperatur durch Kohlenstoff den Sauerstoff entziehen. Dieser verbindet sich mit dem Kohlenstoff zu Kohlensäure und der Phosphor wird in farblosen Dämpfen frei, die in geeigneten Apparaten aufgefangen werden und sich hier verdichten.

Die phosphorsauren Salze bieten dem Laien wenig Merkwürdiges in ihren Eigenschaften, für den Chemiker sind sie aber von dem äußersten Interesse, weil die Phosphorsäure in ihren Verbindungen mit den Basen eine Beweglichkeit und Vielseitigkeit entfaltet, wie keine andere Säure und weil diese Salze durch ihr Verhalten zu den organisirten pflanzlichen und thierischen Stoffen die bedeutendste Rolle im Organismus spielen.

Der Phosphor verbindet sich nun nicht blos mit dem Sauerstoff, sondern mit allen chemischen Elementen und diese Verbindungen finden oft unter Explosion und prächtigen Feuererscheinungen statt. Aus allen diesen zahlreichen Verbindungen hebe ich nur noch eine heraus, jene mit dem Wasserstoff, den Phosphorwasserstoff, welcher die nur wenigen Gasen eigenthümliche Eigenschaft besitzt, sich sofort zu entzünden, und mit glänzendem Licht zu verbrennen, wenn er mit der Luft in Berührung kommt. In geringen Mengen andern brennbaren Gasen beigemischt, theilt er auch diesen die Eigenschaft mit, sich von selbst an der Luft zu entzünden. Wir begegnen diesem Phosphorwasserstoff, der sich durch seinen unerträglichen Geruch nach faulen Fischen auszeichnet, wahrscheinlich in den sogenannten Irrlichtern, die mit ihrer neckenden Erscheinung nicht blos den ermüdeten und verirrten Wanderer äffen und in den Sumpf locken, sondern die auch dem Naturforscher nicht Stand halten wollen, dafür aber von ihm in ihrer Existenz bedroht werden, die er in neuester Zeit überhaupt nicht für bewiesen hält.

Das chemische Verhalten des Phosphors hat uns allerdings nur in leichten Umrissen ein Bild des Wirkens der chemischen Kräfte gegeben. Aber die Materie ist niemals nur nach einer Richtung hin thätig, stets vereinigen sich die verschiedensten Thätigkeiten, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Kein chemischer Prozeß, ohne daß eine Aenderung in den Kohäsions-, Temperatur- und electrischen Verhältnissen der in Vereinigung tretenden Körper vor sich geht. Electricität von bedeutender Spannung, der electrische Funke veranlaßt die plötzliche Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff zu Wasser; bedeutende Quantitäten bewegter Electricität, der galvanische Strom, zerlegen das Wasser rasch in seine beiden Bestandtheile und so werden alle chemischen Verbindungen durch den galvanischen Strom zersetzt und in den meisten chemischen Processen können wir galvanische Ströme durch unsere Instrumente mit Evidenz nachweisen. Wir sind daher vollständig zu der Annahme berechtigt, daß überall, wo eine chemische Verbindung und Zersetzung stattfindet, die electrischen Verhältnisse der Körper verändert werden. Erst seit wenigen Jahren wissen wir durch das Experiment, daß zahllose galvanische Ströme unsere Körper nach allen Richtungen durchkreisen als Zeugen seiner beständigen Thätigkeit, der ununterbrochenen Aenderung in seiner Zusammensetzung. Ihr Erscheinen in der bewegten und angestrengten Muskelfaser läßt uns schließen, daß auch in den Nervengebilden beständige stoffliche Aenderungen vor sich gehen müssen und daß diese Reize als stoffliche Bewegungen sich zum Gehirn fortpflanzen. Ein gleiches gilt von der Wärme. In allen chemischen Processen wird Wärme frei oder gebunden. Durch solche frei gewordene Wärme heizen wir unsere Zimmer, kochen wir unsere Speisen und erhalten uns selbst eine in allen Klimaten unveränderliche Körpertemperatur. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die verschiedensten Thätigkeits-Aeußerungen der Materie innerhalb des chemischen Processes noch weiter verfolgen wollten — sind doch selbst die optischen Verhältnisse in eine bestimmte Beziehung zur chemischen Gruppirung der Molekule getreten und haben zu neuen, ungeahnten Aufschlüssen über die Natur vieler Körper geführt.

So greifen überall die verschiedensten Thätigkeiten in einander und da sich ihre Resultate durch Maaß und Gewicht ausdrücken lassen, so können wir mit der Wage in der Hand den Stoff auf seinen Wanderungen verfolgen. Sie lehrt uns, daß kein Grundstoff sich in einen andern verwandeln läßt, daß das Gewicht einer chemischen Verbindung genau entspricht der Summe der Gewichte ihrer Bestandtheile; sie beweist und endlich, daß in der Natur nichts verloren gehen kann, daß der Vorrath des Stoffs sich weder vermehrt noch vermindert, denn, wie Moleschott aus Georg Forster citirt „in einem System, wo alles wechselseitig anzieht und

Digitized by Google

angezogen wird, kann nichts verloren gehen, die Menge des vorhandenen Stoffs bleibt immer dieselbe.“ Das hat die Chemie mit entscheidender Gewißheit für die gesammte nicht organisirte Natur nachgewiesen, sie folgt mit der Wage Schritt vor Schritt den Einwirkungen, durch welche Luft, Kohlensäure und Wasser unsere Gebirge zerstören, den Granit und Gneus in neue Verbindungen überführen; sie läßt und den Zahn der Zeit in neuem Lichte erscheinen durch den Nachweis, daß er das Zernagte nur zu neuen Verbindungen verarbeitet und sie gewährt dem menschlichen Fleiße reiche Belohnung, wenn er den Wanderungen des Stoffs zu folgen und auch das Unscheinbarste zu verwerthen versteht. Unsere gesammte Industrie, alle Thätigkeit in unsren Soda-, Schwefelsäure- und Porzellanfabriken beruht auf der Unzerstörbarkeit des Stoffs, ihre Producte sind nur neue Combinationen in der Verbindung der Grundstoffe, Aenderungen in der Lagerung ihrer kleinsten Theile.

Ist es aber bereits der Chemie gelungen diesen Beweis mit gleicher Gewißheit auch auf dem Gebiete des organischen Lebens zu führen? Als diese Wissenschaft anfing sich mit der materiellen Beschaffenheit der Organismen zu beschäftigen, da war das erste Resultat die überraschende Thatsache, daß die Organismen aus denselben Stoffen bestehen, welche sie bereits in der festen Erdrinde kennen gelehrt hatte. Die Holzfaser, das Stärkemehl, der Zucker bestehen aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff; das Eiweiß, die Muskelfaser, die Nerven- und Gehirnsubstanz enthalten außer Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff noch Stickstoff und zum Theil noch Schwefel und Phosphor. Der nie fehlende Bestandtheil aller organischen Substanzen ist der Kohlenstoff.— Eine zweite gleichwichtige Thatsache war die Entdeckung, daß die materielle Anziehung und speciell die chemische Thätigkeit in den Organismen genau von denselben Gesetzen beherrscht wird, welche außerhalb derselben zur Geltung kommen. Die Chemie der Organismen ist die jüngste der Wissenschaften; das Interesse jedoch, welches von jeher sich an die Erforschung der Lebenserscheinungen geknüpft hat, hat ihr eine solche Menge von fähigen und geistreichen Bearbeitern zugeführt, daß in wenigen Jahrzehnten ein bedeutendes wissenschaftliches Material geschaffen worden ist, welches jene Thatsachen bewahrheitet hat. Wir wissen mit positiver Gewißheit, daß die Organismen alle Stoffe, die sie in ihrem Lebensproceß verbrauchen, von Außen aufnehmen, daß sie die chemischen Grundstoffe nicht verändern, daß sie also nichts in sich erzeugen, was nicht schon materiell vorhanden war. Fehlt den Organismen der eine oder andere zur Entwickelung nothwendige Grundstoff, dann wird diese gelähmt. Entziehen wir den Hühnern den Kalk in ihrer Nahrung, dann werden ihre Knochen zerbrechlich und sie legen Eier ohne Schale. Bei Mangel an phosphorsaurem Kalk werden, wie in der angebildeten englischen Krankheit, die Knochen biegsam. Blätter welken, wenn ihnen die nothwendigen Salze fehlen und Vögel sterben, wenn man ihnen die Kieselerde, einen Bestandtheil ihres Gefieders, entzieht. Unsere Zähne enthalten eine geringe Menge Fluor; er wird dem Säugling in der Milch, uns im Getreide zugeführt.

Mit der Wage in der Hand können wir alle Veränderungen verfolgen, die der Stoff von seinem Eintritt in den Organismus bis zur Bildung der complicirtesten Verbindungen der Blutkörperchen und des Gehirns erfährt und wenn wir auch lange nicht alle Glieder, vielmehr erst die Anfangspuncte und kaum die letzten Glieder dieser großen Kette kennen, und die Art und Weise, wie das eine aus dem andern entsteht, so rücken wir doch mit jeder Entdeckung diesem Ziele näher und die Lücken in unsern Kenntnissen sind durchaus nicht von der Art, daß ihre spätere Ausfüllung unser gegenwärtiges Wissen in seinen Grundlinien gefährden könnte. Versuche, Producte der Lebensthätigkeit auch außerhalb des Organismus in Tiegeln und Retorten zu erzeugen, sind vom schönsten Erfolge gekrönt worden und Nichts steht der Behauptung entgegen, daß es uns einmal gelingen werde, alle Substanzen des Thier- und Pflanzenkörpers aus ihren Grundstoffen künstlich darzustellen. Diejenigen, welche solche Bestrebungen der Chemie belächeln, sie als ohnmächtige Versuche, dem Leben ins Handwerk zu pfuschen, ansehen, bekennen damit nur ihre Unbekanntschaft mit den schon gewonnenen Resultaten und der ganzen Verfahrungsweise der Chemie. Allerdings zerstört zunächst der Chemiker, er reißt das Gebäude des Organismus ein, aber nur um sein inneres Gefüge kennen zu lernen, um die Bausteine zu sondern und dann aus eigner Kraft den Neuban zu versuchen. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß es der Naturforschung und speciell der Chemie je einfallen werde einen lebendigen Organismus, etwa den homunculus der Alchymisten, erzeugen zu wollen; sie kennt die Erzeugung einer lebendigen Zelle als die Klippe, an der zunächst alle Bemühungen der Art scheitern müssen. Aber für die Naturforschung handelt es sich um das Verständniß der organischen Thätigkeiten und die künstliche Darstellung der organischen Substanzen wird die endliche Probe für die Richtigkeit dieses Verständnisses sein.

Was haben denn jene zur Erklärung der Lebenserscheinungen beigetragen, denen der Stoff und die Ungleichartigkeit desselben gleichgültig erschien?

Nichts als eine Menge neuer Namen, unmögliche Theorien, aber kaum eine Thatsache, welche den Vorgang im Innern des Organismus nur irgendwie aufgehellt hätte!— Der Chemiker führt künstlich die Bedingungen herbei, unter denen er die complicirten Substanzen des Organismus in immer einfachern Verbindungen zerfallen sieht. Durch Einwirkung von Sauerstoff auf die Hauptbestandtheile des Blutes, auf Eiweiß und Faserstoff hat er künstlich eine ganze Reihe von flüchtigen Fettsäuren dargestellt, die er bereits als Bestandtheile des Organismus und seiner Sekretionsprodukte kannte, und wiederum hat er in seinem Laboratorium aus organischen Substanzen neue Stoffe bereitet, die er dann erst im Organismus auffuchte, und deren glückliche Auffindung in den meisten Fällen zugleich die Erklärung ihrer Entstehungsweise war. Der Chemiker erzeugt durch Einwirkung von verdünnten Säuren aus Holz und Stärkemehl Zucker und sieht in den reifenden Früchten das Stärkemehl und die Pflanzensäuren verschwinden und den Zuckergehalt zunehmen; er erzeugt aus dem Zucker die fette Säure der Butter und der Proceß der Fettbildung im Thierkörper ist erklärt.

Kaum bedarf es weiterer Worte, um der Chemie ihr volles Recht in der Deutung der Lebenserscheinungen zu sichern, es wird uns unantastbar erscheinen, wenn wir untersuchen, auf welche Weise die chemischen Grundstoffe in den Kreis der Lebenserscheinungen hineingetrieben wurden und welche Rolle in demselben der Phosphor spielt.

Digitized by Google

Wir haben die Bausteine des Organismus bereits kennen gelernt, den Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, aber das Wort des Dichters:

„Vier Elemente
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt." —

hat doch nur eine bedingte Geltung, da der zierliche Bau des Organismus nur auf der soliden Grundlage einiger Bestandtheile der festen Erdrinde gelingt, welche gewissermaßen zugleich als der Mörtel anzusehen sind, der die luftigen Stoffe der Atmosphäre zusammenkittet. Das pflanzliche Leben ist nach Allem, was wir darüber wissen, entschieden dem thierischen vorangegangen und die Pflanzenzelle ist so in der That die äußere Erscheinung der organisatorischen Thätigkeit in der Natur.

Wenn wir ein Samenkorn der Erde anvertrauen, so bemerken wir, daß nach kurzer Zeit seine Hüllen gesprengt werden, die ersten Keimblätter zum Vorschein kommen und es als Pflanze in allmähliger Entwickelung alle jene Phasen durchläuft, die wir durch Knospen- und Fruchtbildung begränzen. Es findet also eine Stoffzunahme statt, die ursprüngliche Menge desselben im Samenkorn vervielfacht sich und diese Zunahme erreicht unter Umständen die riesige Größe der Affenbrodtbäume, bei welchen der kaum ein Quentchen schwere Saame sich zu Stämmen entwickelt, deren Entstehung in die Pyramidenzeit hinaufreicht und die in ihrem hohlen Innern ganzen Negerstämmen zum Versammlungsort dienen. Woher kommt der Stoff? Ist es die Lebenskraft, welche ihn in den Pflanzen selbst erzeugt oder wird er von außen zugeführt?

Das erstere wird im Ernst wohl Niemand mehr behaupten wollen. Er kommt also von außen in die Pflanze hinein und somit muß die Pflanze während ihrer Lebensdauer in eine beständige Wechselwirkung mit den sie umgebenden Medien, der Luft und der Erde treten. Es ist gelungen den Vegetationsproceß der Pflanzen in sehr einfachen Formen darzustellen und wir wissen mit ziemlicher Gewißheit, daß die Pflanze zu ihrer Entwickelung und weitern Ernährung nur einige luftförmige Körper, die Kohlensäure, das Wasser und das Ammoniak und gewisse mineralische Bestandtheile der festen Erdrinde, namentlich phosphorsaure Salze bedürfe. Luft und Erde führen also der Pflanzenwelt die Grundstoffe in der Form von sehr einfachen chemischen Verbindungen zu, den Kohlenstoff als Kohlensäure, den Wasserstoff als Wasser, und den Stickstoff als Ammoniak. Letztere Verbindung besteht aus Stickstoff und Wasserstoff und ist im Wasser aufgelöst als Salmiakgeist wohl bekannt.

Es tritt uns zunächst als ein bedeutungsvolles Moment entgegen, daß die Pflanze keinen chemischen Grundstoff als solchen aufzunehmen im Stande ist.

Wenn auch in Betreff des Stickstoffs die Ansichten noch getheilt sind, so fällt doch die größte Wahrscheinlichkeit und das Resultat der genauesten Versuche der eben ausgesprochenen Ansicht zu. Die Moleküle der Grundstoffe müssen sich schon in chemischer Bewegung befinden, ehe sie von der organisatorischen Thätigkeit der Pflanzenzelle verwerthet werden können. Die Luft ist ein Gemenge von $^1/_5$ Sauerstoff und $^4/_5$ Stickstoff, sie enthält wechselnde oft bedeutende Mengen von Wasserdampf, der verdichtet als Regen und Schnee zur Erde fällt, ungefähr ein Tausendtheil Kohlensäure und eine noch weit geringe Menge Ammoniak. Die Ackererde ist das Resultat der mechanischen Zertrümmerung und allmähligen chemischen Zersetzung der Gebirgsmassen, des Granits, Gneus, Thonschiefers und andere und enthält mehr oder weniger alle Bestandtheile dieser Gesteine und außerdem noch verwesende Pflanzen- und Thierstoffe, die den sogenannten Humus bilden. Alle chemischen Zersetzungsproducte der Gebirgsmassen, welche in der fruchtbaren Erde den Vegetationsproceß der Pflanzen bedingen, sind in kohlensaurem Wasser löslich. Neben dem kieselsauren Kali und Natron, den schwefel- und kohlensauren Salzen und den Chlormetallen fesselt und vor allen das Vorhandensein des phosphorsauren Kalks. Dieser findet sich in allen Gebirgsformationen und fehlt in keiner Ackererde, er ist im Meerwasser und in allen Quellen enthalten, aber er kommt stets nur in geringer Menge vor, erst in neuester Zeit hat man in Estremadura ganze Hügel und in der Wetterau reiche Adern dieses Minerals entdeckt. Der Agatil, wie dieses schon kristallisirende Mineral genannt wird, enthält aber außer dem phosphorsauren Kalk noch Chlor und Fluor. Beide Grundstoffe kennen wir als nothwendige Bausteine des Organismus. Die faulenden und verwesenden Stoffe der Ackererde, der Humus, dienen als solche kaum zur Nahrung der Pflanze, und allen jenen, welche in ihnen die einzige oder wenigstens vorzüglichste Pflanzennahrung sehen, denen möge die einzige Frage entgegengehalten werden, „wo war der Humus, als die ersten Pflanzen entstanden?

Als diese auf der Erde erschienen, und die Geologie weiß diesen Zeitpunct ziemlich genau zu bestimmen, da konnten noch keine verwesenden Pflanzenstoffe zur Nahrung für die neu aufsteimende Vegetation vorhanden sein, wohl aber wissen wir, daß die Atmosphäre zur Zeit der ersten Wasserbedeckung der Erde reich an Kohlensäure, Wasserdämpfen und verhältnißmäßig auch an Ammoniak war, welches noch jetzt unter den Exhalationen der Vulkane sich befindet und daß die für die Pflanzen nothwendigen mineralischen Bestandtheile, also auch der phosphorsaure Kalk in allen Gesteinen jener Zeit vorhanden waren, haben unzählige chemische Analysen gelehrt.

Die Pflanze ist durch ihre Organisation befähigt mit diesen Stoffen in eine beständige Wechselwirkung zu treten. Durch die feinsten Spitzen ihrer Wurzelfasern, die kleinen Schwämmchen gleichen, dringen die in kohlensaurem Wasser löslichen mineralischen Bestandtheile und die Ammoniaksalze in die Pflanze und gelangen durch das Zellgewebe in alle Theile derselben. Mit der Luft steht die Pflanze durch zahlreiche nur durch das Mikroskop erkennbare Oeffnungen, die Spaltöffnungen in Verbindung, welche alle ihre grün gefärbten Theile bedecken. Sie vermitteln den Uebergang der Kohlensäure und des Sauerstoffs der Luft in das Zellgewebe, hier treffen diese Gase mit den durch die Wurzel aufgenommenen Stoffen zusammen und nun vollziehen sich jene Processe, durch welche die Pflanzen ihre Zunahme an Masse erhalten, es beginnt unter Einfluß von Wärme und Licht ein Neubildungsproceß, der, was seine Form anlangt, sich stets in der Bildung von neuen Zellen äußert. Nur den allgemeinsten Umrissen desselben können wir folgen. Wir wissen, daß die Kohlensäure die sauerstoffreichste Verbindung des Kohlen-

Digitized by Google

stoffes ist. Verbindungen des Kohlenstoffs, welche weniger Sauerstoff enthalten, können aus ihr nur unter Abgabe von Sauerstoff entstehen. Wenn daher die Pflanze aus Kohlensäure und Wasser ihr Zellengerüst aufbaut, in ihm Stärkemehl und zuckerreiche Säfte bildet, so ist dieß nur unter Abscheidung von Sauerstoff möglich. Ein Gleiches findet statt bei der Bildung aller übrigen stickstofffreien Producte der Pflanzenwelt, die wie die Pflanzensäuren, die Pflanzengallert, die Fette und viele andere Stoffe nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen. Zur Bildung der Stickstoffhaltigen Bestandtheile des Eiweißes und des Klebers, welche die innere Zellenwand auskleiden und vorzugsweise in den Samen aufgehäuft sind, verwendet die Pflanze außer Kohlensäure und Wasser noch den Stickstoff des Ammoniaks. Auch ihre Bildung ist nur unter Abscheidung von Sauerstoff möglich. Und diese durch die Theorie gebotene Sauerstoffabscheidung findet in der That auch im größten Maaßstabe statt. Das Zellgewebe aller grünen Pflanzentheile zersetzt unter dem Einfluß des Sonnenlichts die Kohlensäure der Luft und scheidet reines Sauerstoffgas ab. Wenn man einen blätterreichen grünen Zweig unter einer mit Kohlensäure gefüllten Glasglocke dem Sonnenlichte aussetzt, so ist binnen kurzer Zeit die Kohlensäure verschwunden und an ihre Stelle nahe ein gleiches Volumen Sauerstoff getreten. Zur Bereitung der Holzfaser, der Pflanzensäuren, überhaupt aller Stoffe, welche die Bildung der Zellen vermitteln, bedarf die Pflanze nothwendig der mineralischen Bodenbestandtheile; die Erzeugung des Eiweißes und Klebers, der für uns nahrhaftesten Stoffe, ist an die Gegenwart der phosphorsauren Salze geknüpft, ohne deren Anwesenheit im ernährenden Boden Saamenbildung nie stattfindet. Das Experiment hat auch dies vollständig bewiesen. Man ließ Samen in reinem Sande, welcher keine Spur von den erwähnten mineralischen Bestandtheilen enthielt, keimen und begoß sie nur mit destillirtem Wasser. Die Pflanzen entwickelten sich, gelangten aber nicht zur Blüthen- und Fruchtbildung, weil die im keimenden Samen schon vorhandenen mineralischen Stoffe dazu nicht ausreichten. In welcher Weise diese Bodenbestandtheile wirken oder vielmehr welche chemischen Verbindungen sie mit den Bestandtheilen der Pflanze eingehen, darüber läßt sich zur Zeit noch kein entscheidendes Urtheil abgeben. Der Schwefel der schwefelsauren Salze geht sicher und ein Theil des Phosphor der phosphorsauren Salze wahrscheinlich als solcher in die Zusammensetzung des Eiweißes und Klebers ein. Diese Stoffe enthalten aber auch stets phosphorsauren Kalk und andere phosphorsaure Salze in chemischer Verbindung. So viel wenigstens wissen wir mit Gewißheit, daß das letzte Ziel des pflanzlichen Vegetationsprocesses, die Saamenbildung, nur unter Mitwirkung der phosphorsauren Salze erreicht wird.

Die Asche unsrer vorzüglichsten Nahrungsmittel, der Linsen, Bohnen, Erbsen, der Getreidesamen besteht fast nur aus phosphorsauren Salzen. Einen andern Theil bei aus dem Boden aufgenommenen Kalis, Natrons und Kalks finden wir in der Pflanze mit Pflanzensäuren verbunden wieder, mit Apfelsäure, Citronensäure abgelagert in den Halmen der Gräser, daher die Nautzigkeit derselben. Eine weitere Erörterung dieser Verhältnisse, so interessant sie an und für sich sind, würde ermüden, wir finden sie aber praktisch benutzt in der Landwirthschaft, lange bevor die Wissenschaft uns die Aufklärung ihrer Operationen geben konnte und hier tritt die Bedeutung der phosphorsauren Salze in ihr volles Licht.

Die Landwirthschaft stellt sich die Aufgabe den Ertrag eines Feldes möglichst groß zu erzielen, sie muß zu dem Zweck die Bedingungen für das üppigste Gedeihen der Pflanze herbeiführen. Kohlensäure, Wasserdampf und Ammoniak sind zufolge der leichten Beweglichkeit ihrer Theile durch die ganze Atmosphäre verbreitet, das Lustmeer ist in beständiger Bewegung und führt der Pflanze stets aufs Neue diese Verbindungen zu. Die mineralischen Bodenbestandtheile aber sind an den Ort gefesselt. Die Pflanze kann nur gedeihen, wenn sie diese in der gehörigen Menge und in der Form vorfindet, in welcher sie von ihr aufgenommen werden können. Aber die verschiedenen Pflanzen bedürfen verschiedener Bodenbestandtheile; die einen, wie unsere Getreidearten vorzugsweise phosphorsaurer Salze, andere vorzugsweise Alkalien, wieder andere vorzugsweise Kalksalze. Alle landwirthschaftlichen Operationen beruhen nur darauf, einmal die Bodenbestandtheile in die Form überzuführen, in denen sie von der Pflanze aufgenommen werden können und dann dem Boden die durch die Kultur entzogenen Bestandtheile wieder zurück zu geben. Das erstere geschieht durch den Pflug, der den Boden nicht bloß auflockert, sondern seine Theile auch in innige Berührung mit dem Sauerstoff und der Kohlensäure der Luft bringt, welche im Verein mit dem Wasser in dem unlöslichen Granit, Thonschiefer und woraus immer der Boden bestehen mag, kieselsaure Alkalien, phosphorsauren Kalk und andere Salze löslich machen und da hierzu eine gewisse Zeit gehört, so erhellt hieraus die Bedeutung des Stürzens der Felder und auch des Brachliegens. Das Bestreuen der Felder mit Kalk unterstützt ebenfalls diesen Proceß.

Im Dünger werden dem Boden dieselben mineralischen Bestandtheile zurückgegeben, die ihm durch die Kultur entzogen worden sind; der Dünger lockert den Boden auf, wirkt aber vorzugsweise nur durch seine Salze und Ammoniakverbindungen.

Das Bestreuen der Felder mit Knochenasche, mit Guano geschieht aus demselben Grunde; es gelangen hier die phosphorsauren Salze beider Körper zur Wirkung. Durch das Ueberführen der Felder mit Gyps fesseln wir das flüchtige kohlensaure Ammoniak und machen es den Pflanzen in anderer Form zugänglich. Das Brache liegen wird in enge Grenzen gebracht durch einen rationellen Fruchtwechsel, indem nach einander Pflanzen gebaut werden, die nicht dieselben Bodenbestandtheile in gleicher Menge bedürfen, der Boden also Zeit gewinnt, die verbrauchten Stoffe selbst wieder zu ersetzen. Wir handeln nach denselben Principien, wenn wir in unserer Zimmerkultur die Topfgewächse von Zeit zu Zeit umsetzen und ihnen neue Erde geben und auch die Natur schafft mit keinen andern Mitteln die üppige Vegetation der Tropen, aber sie entfaltet hier die günstigsten Bedingungen. Durch die hohe Temperatur und die beständig große Feuchtigkeit der Luft wird die der Vegetation förderliche chemische Veränderung des Bodens in weit kürzerer Zeit als bei uns erzielt, während dieselben Ursachen die Lebensthätigkeit der Pflanze in der Verarbeitung der Kohlensäure und des Ammoniaks wesentlich erhöhen. Die Massenhaftigkeit der Steinkohlenwälder im Jugendalter unsers Planeten entwickelte sich unter keinen andern Bedingungen und ein ein-

Digitized by Google

seitliches Band verknüpft ihre Organisation eben so wie ihre Lebensthätigkeit mit der Pflanzenwelt der Gegenwart.

Und so tritt uns denn das durch seine Einfachheit imposante Resultat entgegen, daß die Pflanzenwelt auf der festen Grundlage einiger mineralischen Stoffe und vorzugsweise der phosphorsauren Salze sich nur aus Kohlensäure, Wasser und Ammoniak aufbaut, daß sie also Luft und Erde in organisirten Stoff verwandelt. Sie weckte zuerst den prometheischen Funken des Lebens in der unorganischen Masse und sie haucht den Feuergeist, den Sauerstoff aus, an welchem sich das thierische Leben entzündet. Denn der Lebensproceß der Thiere und auch des Menschen spricht sich in der beständigen Wechselwirkung zwischen dem Sauerstoffe der Luft und dem thierischen Körper aus, diese ist es, welche die Lebensthätigkeit desselben bedingt und regelt. Das Thier vermag nicht von so luftigen Stoffen zu leben, wie die Pflanze, die Thierwelt ist in ihrer Nahrung ganz auf die Pflanzenwelt angewiesen, sie bedarf des schon organisirten Stoffs. Pflanzeneiweiß, Stärke, Zucker und Fett werden von dem Thier in Fleisch und Blut, in Nerven und Gehirnsubstanz verwandelt. Mit den stickstoffhaltigen Bestandtheilen der Pflanze, dem Eiweiß und Kleber und auf keine andere Weise, also in organischer Verbindung gelangen die phosphorsauren Salze in den Thierkörper. Sie durchdringen im Blut den gesammten Organismus, sie sind in dem Knochengerüst und den Zähnen als phosphorsaurer Kalk abgelagert und bedingen den Bau der Muskelfaser eben so nothwendig, als ihr Phosphor in so großer Menge und auf eigenthümliche Weise sich in den Nerven und dem Gehirn mit dem organisirten Stoff vereinigt findet. „Ohne Phosphor kein Gedanke“ ruft Moleschott aus, und wir müssen ihm völlig Recht geben, denn die Thätigkeit des Gehirns ist wesentlich an diesen Phosphorgehalt geknüpft. Und ebenso hat Moleschott in seiner Weise Recht, wenn er begeistert meint: „Der Bergmann, der in der Wetterau oder in Estremadura dereinst nach phosphorsauren Kalk gräbt, sucht mehr als Gold, er gräbt nach Weizen, gräbt nach Menschen; er weiß nicht, ob nicht der Stoff des besten Kopfs durch seine Hände gleitet. Er setzt mit seiner verborgenen Arbeit vielleicht Jahrhunderte in Bewegung.“

Durch den Athmungsproceß gelangt ein Strom Sauerstoff in den Körper; hier leitet er die Thätigkeiten und Veränderungen ein, die wir in ihrer Gesammtheit als den Lebensproceß der thierischen Welt und als dessen letzte Producte wir die Kohlensäure, das Wasser und das Ammoniak anzusehen haben, welche durch die Lunge, die Haut und die Nieren abgeschieden werden. Auch die letzten Produkte der Verbrennung und Verwesung der Thier- und Pflanzenwelt sind Kohlensäure, Wasser und Ammoniak.

Das ist der große Kreislauf des unzerstörbaren Stoffs — das ewige Wiederkauen des Universums, wie unlängst in einer Kritik spöttisch bemerkt wurde. Der Wald, das Getreidefeld, die Wiese, sie verwandeln den Kohlenstoff der Kohlensäure mit den Elementen des Wassers und des Ammoniaks in Holzfaser, Stärkemehl, Zucker, Fett, Eiweiß, sie entziehen dem Boden die dazu nothwendigen phosphorsauren Salze und hauchen den Sauerstoff aus, der als nothwendige Bedingung des thierischen Lebens auf diese Weise immer wieder aufs Neue der Atmosphäre zurückgegeben wird. Die Thiere leben nur von den Pflanzen und führen im Athmungsproceß den ihnen gebotenen organischen Stoff allmählig wieder in die einfachen Verbindungen zurück, in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, aus welchen die Pflanze sich aufgebaut hat. Der Phosphor lehrt mit den übrigen mineralischen Substanzen durch die thierischen Sekrete in demselben Zustande in den Boden zurück, in welchem dieser ihn der belebenden Pflanzenzelle geliefert hatte. Diesen großen Kreislauf in der Natur, der hier nur in flüchtiger Skizze gezeichnet worden ist, nennen wir Stoffwechsel. Es ist keine Veränderung der Grundstoffe, sondern nur eine Wanderung derselben durch unzählige chemische Processe, es sind ihre mannigfaltigsten Thätigkeits-Aeußerungen, die zur Geltung kommen, es ist die Bewegung des Stoffs, die wir in seinen Metamorphosen anstaunen und bewundern, die wir auch in unserm Gehirn voraussetzen müssen, wenn eine neue Gedankenmacht aus ihm herauswächst!

Bringt aber die Bewegung des Gehirnstoffes die neue Gedankenmacht aus sich hervor oder zwingt vielmehr der Geist, die Idee, der Wille den Gedanken hervorzubringen, oder wie wir es immer nennen wollen, das Gehirn zu seiner bestimmten Thätigkeit, den Stoff zur Bewegung?

Diese Frage berührt die höchsten Probleme der Philosophie, in ihren Consequenzen die heiligsten Interessen der Menschheit; sie führt uns mitten hinein in den großen Kampf der schneidenden Gegensätze, der die Gegenwart in seinen Grundfesten erschüttert und der kaum eine Vermittlung zuzulassen scheint. Wir halten uns weder für berufen noch für hinlänglich dazu befähigt, hierüber eine eigene Meinung auszusprechen. Ueberdieß wird ein jeder von seinem Standpunkte aus die Lösung jener Frage anders versuchen. Eine Bemerkung aber können wir nicht zurückdrängen, jene, daß nicht die Resultate der Wissenschaften unsere ideale Welt gefährden, sondern nur die einseitige Behandlung derselben und der Drang innerhalb einzelner Disciplinen endgültig über Principien entscheiden zu wollen, welche als letzte Consequenzen nur aus unserm Gesammtwissen fließen können. Die verschiedenen Wissenschaften, so weit auch ihre Wege auseinander zu gehen scheinen, können doch nur einem gemeinsamen Ziele zustreben und die Ueberzeugung, daß endlich eine Versöhnung aller Widersprüche gefunden werden muß, ist der Kitt, der sie zusammenhält.

Digitized by Google

Gedichte.

Des Priesters Grab.

Von

Julie Burow.

Es ragret, ob des Kirchhofs stiller Pforte
Ein Christusbild im moos'gen Heil'geuschrein;
Mit gold'nen Lettern laden sanfte Worte
Zu frommem Nah'n den flücht'gen Wand'rer ein.

Weich wogt das Gras um längst versunk'ne Hügel,
Ein bunter Kranz verwelkt am frischen Grab.
Vergessenheit deckt still ihr graues Siegel
In mancher ausgelöschten Inschrift ab.

Die Sonne schaut mit milden Engelsaugen
Hernieder auf den moosig stillen Ort,
Mag sie wie Thau hier Kummerthränen saugen,
Sie blickt nicht hart von Schmerz und Thränen fort.

Es gleichen alle sich die kleinen Kreuze
Vom Zimmermann mit rauher Hand gefügt.
Gemalt vom Dorfpoet mit schwarzer Beize,
D'rauf Worte, die er kühn in Reime biegt.

Nur einen Ort umgiebt ein feines Gitter,
Wo Sommerblumen blüh'n auf geänem Grund,
Und einer Trauerweide Blattgezitter
Sich neigt zu Malw' und Georgine bunt.

Hier schläft der Priester, welcher vierzig Jahre
Im Kirchlein, das Hochwürdigste erhöht,
Der sanft an Brautbett, Wieg' und Todtenbahre
Das Segenswort des Glaubens ausgesät.

Ein Kreuz mit gold'ner Schrift nennt seinen Namen
Und seines Wirkens lange, stille Zeit,
Es sagt: daß viel Bedrückte zu ihm kamen,
Die Trost bei ihm gefunden für ihr Leid.

Doch schläft er nicht allein in diesem Gitter,
Ein Sandsteinwürfel deckt ein zweites Grab,
Und d'runter liegt die zärtlichste der Mütter,
Die dem Verblich'nen einst das Leben gab.

Die bei ihm war, bis sie dahin gegangen,
Wohin er ihr gefolgt nach manchem Jahr.
Wohin ihn zog sein sehnlichstes Verlangen,
Seit er verlassen von ihr einsam war.

Das Kirchlein hier, das Pfarrhaus gleich daneben,
Der Weg, der nah' sich um den Grabstein biegt,
Sie wollen still wie jetzt ein Zeugniß geben,
Was der gelitten, der hier schlummernd liegt.

Der von der Welt verlassen und vergessen,
Nur eines Mutterherzens Schlag gefühlt,
Der nie der Liebe Seligkeit besessen,
In keines Kindes Lockenhaar gespielt.

Auch sein Herz hat in dumpfen schweren Schlägen,
Wie meines, in der Einsamkeit gebebt.
Er hat der Sehnsucht immer neues Regen,
Wie ich, bei jedem Morgengrau'n erlebt.

Er hat — — o still! ich will mich niederbeugen,
Still betend vor dem Kreuz, so nah der Gruft.
Und flüstert Mest leis' in der Weide Zweigen,
Ist's seine Geisterstimme, die mich ruft.

Das Scepter Rudolf's von Habsburg.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Vorbei ist die kaiserlose Zeit,
Graf Habsburg soll alle versöhnen,
Ihn wählte zu Frankfurt der Fürstengeleit,
Sie wollen zu Aachen ihn krönen.

Und als sie zogen am rheinischen Strom,
Da hallten viel Grüße wieder;
Und als sie betraten den Kaiserdom,
Da klangen Glocken und Lieder.

Der Kurfürst von Mainz, der Primas vom Reich
Spoach betend die Litaneien,
Er nahm das heilige Salböl gleich,
Des Kaisers Scheitel zu weihen.

Er faßte die Krone nach altem Brauch,
Auf's heilige Haupt sie zu pressen;
Schon griff er nach dem Scepter auch,
Doch war der Scepter vergessen.

Bedeutet das neues Wirrsal nicht?
Man sieht rings Manchen erbleichen.
Doch Rudolf von Habsburg lächelnd spricht:
Das sei uns ein gutes Zeichen!

Das gold'ne Kruzifix vom Altar
Nehm ich als Scepter zu Händen,
Mit solchem Scepter hochheilig und wahr,
Will ich beginnen und enden.

Mir sei, der starb für das Menschengeschlecht,
Der Weg, die Wahrheit, das Leben!

Digitized by Google

Er verleihe mir, Allen gleiches Recht
Und gleiche Liebe zu geben!

Laut durch den Dom ein Jubel brach,
Es jauchzten die Jungen und Alten,
Und was der edle Kaiser versprach,
Das hat er in Treue gehalten.

Die Freundschaft.

Von

S. Steinhard.

Es schuf die ew'ge Liebe das Menschenherz,
Und dem Gefühl wies sie es zur Wohnung an,
Der schönsten von der Gottheit Töchtern,
Mutter zu werden von vielen Kindern.

Von vielen Kindern ward das Gefühl nun bald
Entbunden; doch sie trennten sich feindlich wild
In zwei Partei'n, um's Menschenherz sich
Streitend, und ach! es ward selbst ihr Kampfplatz.

Dem Menschen wohlgesinnt ist der eine Theil
Und will sein Leben schmücken mit Freudenglanz;
Doch feindlich ihm und seinem Glücke,
Strebet der andere wild entgegen.

Was Wunder, wenn das menschliche Herz nun hart
Gefoltert wird von Schmerzen und herbem Leid?
Was Wunder, wenn es bricht, das arme,
In der Empfindungen heißem Zwiespalt?

Doch Dank dir, Freundschaft! lieblichste Tochter des
Gefühls! — Wenn deine wildern Geschwister schwer
Das Herz der Sterblichen verwunden,
Träufelst du mild in die Wunde Balsam.

März-Lüfte.

Von

Robert Waldmüller.

Es wird so lau, es wird so linde,
So heimlich plaudern Bach und Quell,
So flüsternd rauscht das Schilf im Winde,—
Es wird so sanft, so hold, so hell!

Verklung'ne Kinderträume tauchen
Aus Nacht und Trümmerschutt empor,
Umgaukeln dein Gemüth und hauchen
Vergess'ne Laute dir in's Ohr.

Die lieben Todten kommen leise
Mit trautem Gruß an dich heran,
Und reden dich in ihrer Weise,
Mit ihren lieben Stimmen an.

Die Rinde schmilzt, die du getragen,
Dein Herz wird wieder kleines Kind, —
Und weißt doch selber nicht zu sagen,
Warum so heiß die Thräne rinnt.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Wandernde Musikanten.

Gemalt von Stürmer.

Es ist ein kalter Wintertag, an welchem unsere drei Musikanten sich auf der Wanderung befunden. Der Wind muß scharf blasen, denn Ohren und Hände sind bei allen Dreien wohl gegen die Kälte verwahrt, während die ermüdeten Füße in den reichlich gefallenen Schnee versinken, und auf einen lang gewährten Marsch deuten. Selbst das Hündlein vorne am Strick scheint nicht mehr recht vorwärts zu können und nur mit Scheu die Pfoten in den Schnee zu senken. Das Bild versinnlicht uns vortrefflich einen recht schaurigen, trüben Wintertag, an welchem das Ziel der Wanderung mit großer Sehnsucht herbei gewünscht wird.

2. Wallenstein und Seni.

Gemalt von Kohl.

Wallenstein, der Herzog von Friedland, befindet sich in später Nacht im Cabinet seines Astrologen Seni, welchen er aus Padua hatte kommen lassen, nachdem sein Hofastrolog Keppler ihm erklärt hatte, sich nur gezwungen auf das Nativitätstellen einzulassen. Seni theilt dem Fürsten eben den Einfluß der Gestirne auf sein künftiges Leben mit, und wenn der gelehrte Italiäner auch nicht die Ermordung zu Eger voraussagte, so scheint die Nachricht doch keineswegs angenehm zu sein, denn Wallenstein's Stirn ist finster und nachdenkend, während die linke Hand krampfhaft den Degenknauf umfaßt hält.

Das Originalgemälde, prächtig im Farbenton, die doppelte Beleuchtung des Mond- und Lampenlichtes wiedergebend, befindet sich im Museum zu Stuttgart, und eine kleinere Wiederholung desselben Gegenstandes im Privatbesitze zu Nürnberg.

3. Nach an der Donau.

Tableaux nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Goethe schrieb einst an Jacobi: „Ich habe eine solche Abneigung vor allen literarischen Händeln, daß Rafael mit einen malen und Shakespeare ihn dramatisiren könnte und ich würde mich kaum daran ergötzen, was Alles gesagt ist.“ Eine solche Abneigung wird gewiß von den Meisten getheilt, doch überwinden wir sie, um nicht das, was das literarische Hauptereigniß der verflossenen Monate ist, in unserm Monatbericht mit Stillschweigen zu übergehen. Der Handel um den „Fechter von Ravenna“ scheint uns nur wichtig, um des Nachhalls willen, den er gefunden hat. Die Angelegenheit selbst verschwindet gegen die Thatsache, daß einmal ganz Deutschland in Bewegung gekommen ist um eines Literatur-Interesses willen, daß man sich um Halm, Bacherl und Thumelicus in allen buntesten Kreisen in lebhafteren Debatten ergangen hat, als um die Geburt eines enfant de France und beinah' auch um den Frieden vom 30 März! Es fehlte nur noch, daß der Streit eine ganze eigene Literatur hervorgerufen hätte, wie weiland in Paris die Dumas-Macquerie Angelegenheit und die Enthüllung des innern Organismus der Dumas'schen Romanfabrik, um zu zeigen, daß bloße literarische Interessen nachgerade doch zu eine erregenden und zündenden Macht auch bei uns werden können. Aber auch andere Schlußfolgerungen knüpfen sich an die Thatsache, daß dieser Streit so heftig über alle deutschen Gauen entbrennen konnte; sie beweist nämlich, wie scrupulöse Rechtsnaturen wir sind, daß wir (vorausgesetzt, der Autor des „Fechters“ hätte das vielbesprochene Manuscript benutzt) einen Dieb in flagranti ertappt zu haben glauben, wenn ein Dichter ein Paar glückliche Züge, nicht einer geschichtlichen Erzählung entlehnt oder der Natur nachcopirt, sondern aus einem Ding benutzt, welches doch am Ende auch nur ein rohes Naturproduct ist. Jenes ist erlaubt— dieses soll ein Verbrechen sein — in der That, solche haarscharfe Unterscheidung scheint uns nicht ganz logisch. Es ist eine seltsame Forderung an einen Dichter, wenn er im Geiste eine dramatische Handlung, die er der Geschichte entlehnt, gruppirt und ordnet, sich sagen zu sollen: hier, in dieser Scene müßte nun dieses oder jenes Motiv benutzt werden, dieses oder jenes Schlagwort wirken, unglücklicher Weise ist das eine Reminiscenz aus einer kindischen Stoffsammlung, die du unlängst lasest; du darfst das Motiv also nicht verwenden, denn dein Genossen würde dir bis an dein selig Ende die schwarze That vorhalten, daß du einen Gedanken zu künstlerischer Wirkung, zu voller ersch ütternder Macht über deiner Hörer Herz und Sinn gebracht, der unter barockem Wust und lächerlichem Gallmathias für alle Zeit verloren im Pulte eines Dorfschulmeisterleins ruht. Hättest du ihn von einem Geschichtschreiber in deinen alten Quellen verzeichnet gefunden, so dürftest du ihn benützen, und das Publicum, welches deine alten Quellen nicht kennt, würde dir alles Lob der Erfindung spenden; jetzt aber ist es in einem verlegenen Manuscript verzeichnet, es ist „Privateigenthum“, du mußt bedauk den Stück um eine wirksame Wendung, um ein gutes Motiv ärmer machen. Eine solche Gewissenhaftigkeit kann doch wohl der strengste Casuist nicht verlangen — Molière hat mit seinem „je prends mon bien où je le trouve!“ schon längst sein juristisches Gutachten darüber abgegeben und uns erinnert der ganze Streit an die Klage, welche einst ein Freund über die Gottlosigkeit H. Heine's in unsern theilnehmenden Busen ausschüttete. In einer neu erschienenen Schrift Heine's hatte besagter Freund eine ganze Stelle aus einem seiner eigenen unsterblichen Werke wieder gefunden. Empört darüber hatte er Heine zur Rede gestellt und mit Veröffentlichung solch ungerechtfertigten Verfahrens gedroht. „Sie haben Recht,“ antwortete Heine lachend, „aber erzählen Sie es immerhin, es glaubt's Ihnen doch Niemand!“ — Im Uebrigen sind wir weit entfernt, das Verdienst literarischer Gewissenhaftigkeit verkleinern zu wollen, wir wünschten nur, daß sie sich bei uns immer so rigorös zeigte, wo Einer des Andern Thaten, Bestrebungen und Arbeiten auf die Wage seiner kritischen Prüfung legt, und dabei die Scala seines Gewichtssystems, als die von dem einzig richtigen Geschmad mit dem Stempel der Unfehlbarkeit geaichten, proclamirt. Wie oft ist dabei schonungslos abgesprochen, jahrelanges Mühen verhöhnt, wahres Verdienst um seinen Lohn gebracht, nichtig gehaltloser Stoff bis zu den Wolken erhoben worden, ohne daß hierbei unser reizbares Gerechtigkeitsgefühl an einen Protest auch nur gedacht hätte! Uns scheint deshalb, es thut uns ein Pönaleder und ein öffentlicher Ankläger wirder literarische Ehrendiebe weit mehr Noth als einer wider Gedankendiebe.

Die neueste bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete des Romans ist:

„Dorothe. Ein Roman aus der brandenburgischen Geschichte. Von W. Alexis (W. Häring). Drei Theile (Berlin 1856),

eines jener vaterländischen Zeit- und Sittengemälde des Verfassers, welche unsrer Haupt-Inventarstücke im Fache des historischen Romans bilden. Der Mittelpunct der Schilderung ist diesesmal der Hof des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg; die hervorragendste Gestalt ist die zweite Gemahlin des letzteren, Dorothea von Holstein-Glücksburg, jene Frau von zweifelhaftem, vielangegriffenem Charakter, in Beziehung auf welche Friedrich der Große in seinen Memoiren zur Geschichte Brandenburg's schrieb: „der große Kurfürst hatte keine Schwächen als den Wein und seine Gemahlin“. Und doch läßt sich eigentlich keine bestimmte Anklage wider sie erheben, als daß sie eine überaus wirthliche Frau war, die durch Speculationen von sehr bürgerlichem Charakter das Erbe ihrer nachgeborenen Kinder zu vergrößern und zum Nachtheil der andern für diese letzteren zu sorgen suchte. Sie legte auf einem ihr zugehörigen Vorwerke die Dorotheenstadt bei Berlin an, um die Häuser zu vermiethen, errichtete einen Wein- und Bierschank, ein Fuhrmannsgasthaus u. dgl. m. und wurde dafür von der in ihrer bürgerlichen Nahrung beeinträchtigten Population Gift mischerin genannt, als der älteste Prinz des Kurfürsten, Karl Emil, in Straßburg eines plötzlichen Todes starb, und der zweite, spätere erste König einst nach dem Genuß von Kaffee bei seiner Stiefmutter von heftiger Kolik befallen wurde, worauf doch ein Aderlaß rasche Heilung brachte. Der Tod theilt übrigens im Hause des großen Kurfürsten gerade so häufige Einkehr, wie er es im Hause des „großen Monarchen“ von Frankreich in jener Zeit hielt, und so war es kein Wunder, daß, wie in Saint-Germain und Versailles, sich in Berlin dunkle Gerüchte erhoben und Glauben fanden. W. Häring, welcher mit so großer Meisterschaft das Bild einer Giftmischerin, der Ursinus, in seinem „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ gezeichnet hat, hat es mit Recht verschmäht, unerwiesenes Gerede wider einen historischen Charakter auszubeuten, um hier eine ähnliche Charakterzeichnung zu geben und seinen Roman damit pikanter zu machen. Er bedurfte auch solcher Hülfsmittel nicht, er hat ohne sie in der Kurfürstin Dorothe ein psychologisches Gemälde vom höchsten Interesse, von ergreifender Wahrheit geliefert. Seine Heldin ist ein merkwürdiger Typus eines Frauencharakters, eines jener schwer zu fassenden und schwer zu beurtheilenden Wesen, die man aus ihrer eigenen Individualität heraus beurtheilen muß, um nicht ungerecht gegen sie zu werden. Das aber, aus ihrer eigenen Individualität heraus seine Gestalten zu entwickeln und sich bewegen zu lassen, versteht Häring mit großem Geschick — er läßt nicht, wie Albertus Magnus, mit dem Zauberstab durch ein Machtwort seine Gebilde in Blätter und Blüthen ausschlagen, sondern seine Gedanken durchziehen Stamm und Aeste

Digitized by Google

und treiben aus ihnen langsam von innen heraus, was von Laubart und Früchten in ihnen steckt. Die Kurfürstin Dorothe ist an den Berliner Hof gekommen, eine arme Prinzessin, weder anmuthig, noch schön, noch geistreich, wie die erste Gemahlin Friedrich Wilhelms, die bewunderte und geliebte Louise von Oranien; die Vergleiche mit dieser, denen sie fortwährend ausgesetzt ist und die nicht zu ihrem Vortheil ausfallen, erbittern sie. Sie fühlt sich ohne Freunde, ohne Sympathien an diesem Hofe. Dazu kommt bald der schmachvolle Verdacht, gegen den sie sich nicht kämpfen kann, weil es schon eine Erniedrigung wäre, einzurämen, daß er überhaupt vorhanden sein könne. Ist es anderd als natürlich, daß sie alle Wärme ihres Herzens ihren Kindern zuwendet, daß endlich nur diese ihr etwas gelten und daß sie als Nächstichen für diejenigen, aus deren Augen sie Kälte, Verdacht, Feindschaft gegen sich strahlen sieht, hintansetzt, um des Looses derer willen, für die sie lebt und athmet? Das ist nur menschlich, nur weiblich gefühlt, und der Dichter hat, indem er so den historischen Charakter Dorotheen's von Holstein erklärt, durch die sinnige, geistvolle Ausführung seiner Auffassung zugleich, wie gesagt, ein hervorragendes psychologisches Gemälde geliefert. Im übrigen ist der Roman „Dorothe" eine Art Lückenbüßer, ein Bild, bestimmt, einen noch leer gelassenen Raum zwischen den andern historischen Schilderungen des Verfassers und der brandenburgischen Geschichte auszufüllen. Das Ganze hat keinen großen historischen Moment, um den es sich's dreht, zum Mittelpunct, es spiegelt eine Zeit, in welcher der starke Geist und der mächtige Wille, der Brandenburg groß gemacht, gebrochen ist und erschlafft seinem Ende zusieht; die Zeit, wo die heroischen Entschlüsse, die kriegerischen Thaten, das organisirende Schaffen und Gestalten zu Ende sind, und die Diplomaten mit ihren Intriguen, die Abenteurer und Goldmacher mit ihren Projecten den alternden Herrscher umgeben. Unser Roman hat deshalb auch eigentlich wenig zu erzählen, desto mehr zu schildern; das Bild, welches beim Schaffen vor des Dichters innerem Sinnen stand und das er copirte, wird durch einen raschen Fortgang äußerer Erscheinungen nicht bewegt und ließ sich gedulbig, ruhig von dem nachzeichnenden Maler siriren. Dabei ist denn der letztere freilich in eine gewisse Manier, in ein träumerisches Wesen verfallen, in das was man „tüfteln" nennt. Diese Manier erinnert uns an die Heinrich Koenig's. Beide Schriftsteller beginnen an einer zu großen Bildung zu leiden. Wie der Schauspieler durch zu viel Reflexion seine Rollen verdirbt, verdirbt der Romandichter sein Werk, wenn ihn seine eigene Bildung nur noch darauf leitet, über Menschendasein und Menschenschicksal zu philosophiren, und dabei die eigentliche Erzählung als etwas Untergeordnetes zu betrachten. Das Erzählen bleibt doch immer die erste Aufgabe. Die Manier des Reflectirens und sinnigen Andeutens und Betrachtens ist uns bei Häring's Werken nie so stark, wie gerade bei dem vorliegenden, aufgefallen. Er behandelt seine Gestalten nicht wie ein Dichter, sondern wie ein Anthropolog, ja beinahe wie Gegenstände eines pathologischen Interesses und taucht sie sammt und sonders in eine krankhaft gedrückte Stimmung, aus der uns beständig der Refrain: la vida es sueno, das Leben ist ein Traum, entgegentritt.

Das aber ist der einzige Vorwurf, den wir ihm machen und wir haben demselben gleich eine glänzende Seite seiner Arbeit entgegenzustellen: die vollständige künstlerische Bewältigung seines Stoffes, die Art und Weise, wie er den letzteren in sich aufgenommen hat, um ihn dann frei wieder aus sich heraus zu reproduciren und zu gestalten. Das ist eben der Vorzug, den beim historischen Roman nur der Dichter erreicht, welcher einen vaterländischen, auf dem Boden seiner Heimath gewachsenen Stoff erwählt, Gestalten, welche schon in der Jugend seine Phantasie beseelt haben, Scenerien, in denen schon der Fuß des Kindes heimisch gewesen ist; daraus geht diese bestimmte, treue, wahre Darstellung hervor, die sich mit allen Lebensbedingungen und Voraussetzungen einer Periode der Vorzeit vertraut zeigt; daraus das Gefühl der Herrschaft über den Stoff, die denselben mit voller Unbefangenheit angreifen läßt, wie er angegriffen sein will und muß. — In das Detail des Häring'schen Roman's können wir uns hier nicht vertiefen, wir erwähnen nur, daß das, dem Zeit- und Sittenbilde zugegebene eigentliche Roman-Element in dem Buche sehr wenig Raum einnimmt — ja, daß eine Liebes-Intrigue völlig fehlt. Von den zahlreichen Gestalten ist nur eine, welche uns mißinnen scheint, von der wir nicht begreifen, was der Autor mit ihr gewollt hat. Dies ist der italienische Graf Balsamo, Alchymist, Thaumaturg und Emissär geheimnißvoller Mächte, in deren Auftrag oder Interesse derselbe einen Prinzen verglftet. — Balsamo wird anfangs in höchst spannender Weise eingeführt und dann läßt der Autor ihn beinahe ganz fallen und verschwinden — bis er am Ende wieder vorgezogen wird, um jenen Mord zu begehen. Diese Wendung den Dingen zu geben ist doch, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen, gar zu naiv patristisch. Wenn am Hofe des großen Kurfürsten Gistmorde stattfanden, dann hat sie doch sicherlich nicht ein Sendling der Jesuiten oder ultramontaner Gewalten begangen — und am allerwenigsten Graf Balsamo, jener albekannte Abenteurer, der erst 1743 geboren wurde!!

„Der letzte Hohenstaufe. Historischer Roman von Louise Pichler. Drei Bände (Leipzig 1855)."

Der arme Konradin von Schwaben hat einmal wieder ein sympathetisches Herz bewegt, das sich gedrungen gefühlt hat, ihm durch den Kranz einer poetischen Verherrlichung die jugendliche Märtyrerstirn zu kränzen. Gottlob, es ist nicht abermals in fünf Acten und fünffüßigen Jamben geschehen, sondern einfach durch eine historisch-romantische Erzählung, die einzige Form der Behandlung, wozu der Stoff sich eignet. Louise Pichler erzählt gut, hat ihren Vorwurf wohl gegliedert, und mit ausreichender Phantasie die nöthige romantische Verbrämung dazu erfunden, mit weiblichem Geschick diese Verbrämung dem historischen Stoffe eingeschlungen. Ihr Werk ist daher als Lectüre, besonders der reiferen Jugend zu empfehlen. Einen höheren Werth aber hat es nicht. Der Verfasserin Charakterzeichnung geht über die gewöhnliche Romanschablone nicht hinaus, ihre historische Auffassung bleibt an den gang und gäben Geschichtspuncten kleben und ihre Kenntniß des Mittelalters reicht nicht aus, um ein großes Gemälde eines Zeitraums desselben aufzurollen, welches den Geschichtskundigen befriedigen könnte. Sie weiß nicht einmal durch Beobachtungen des Costüme's die Illusionen zu erhalten. Sie läßt Prälaten (I. 117) mit Inful und Krummstab spazieren gehn, läßt im 13. Jahrhundert die Könige mit „Majestät" anreden und den Herzog von Bayern Boten in alle Kaiserlande senden, um die Ritterschaft zu einem großen Turnier zu laden — und acht Tage nachher dies Turnier feierlich abhalten! Unsere Dichterin ahnt also nicht, daß dazumal so etwas denn doch längere Vorbereitungen forderte, daß ein Bischof von Osnabrück z. B. ein Jahr Zeit gebrauchte, um zum Reichstag nach Worms zu gelangen, die Wege gen München werden wohl nicht um vieles besser gewesen sein. Um einen historischen Roman aus der Hohenstaufen-Zeit zu schreiben, reicht es überhaupt nicht hin, das Werk Friedrich von Raumers zu kennen — es gehört dazu eine wissenschaftliche und geschichtliche Bildung von einem Umfang, deren sich eine Frau, man darf wohl sagen, gar nicht bemächtigen kann; dichtende Frauen sollen sich bescheiden auf das zu beschränken wissen, was innerhalb ihrer Sphäre liegt, auf die Darstellung des Seelen und der Leidenschaft. Wo in einem weiblichen Gemüthe ausnahmsweise der wissenschaftliche Sinn und Geist so geweckt ist, daß er die Postulate, mit denen ein großer historischer Stoff wie mit abwehrenden Schranken sich umgiebt, erfüllen kann — und solche weibliche Intelligenzen giebt es sicherlich, wie die Talvi, die Mirk Martineau noch in neuester Zeit bewiesen haben — da fehlt doch wieder die schaffende Einbildungskraft, die poetische Ader.

„Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Berlin 1856. Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Vier Bände. (Braunschweig 1854—1855)."

Mit einer eigenthümlichen Langsamkeit des Produzirens bricht sich der Name Gottfried Keller's in unserer Literatur

Digitized by Google

Bahn — eines der begabtesten und doch vielleicht noch wenigst bekannten Talente, die aus den Thälern Helvetiens wie ein frischer Bergquell je in die Fluth der deutschen Geistesströmung eingemündet sind. Es ist sicher ein Jahrzehnt verflossen, seit ein kleiner Band lyrischer Gedichte auf diesen Namen aufmerksam machte. Seitdem erschienen in jahrelangen Pausen die einzelnen Publicationen des Romans „Der grüne Heinrich". Sicherlich hat dies der Verbreitung dieses Buches geschadet, das weit davon entfernt ist, die Popularität gefunden zu haben, welche es verdient. Keller's Roman hat nämlich Seiten, die ihn den bedeutendsten classischen Schöpfungen, an welche er erinnert, zur Seite stellen. Es ist etwas von Wilhelm Meister, auch etwas von Rossean's Confessionen in ihm. Von den letzteren, weil er ebenfalls das ungeschminkte, nichtsverschweigende oder umhüllende Bild einer Existenz mit der Offenlegung der geheimsten Herzensfasern und der vollständigsten Freiheit von persönlicher Befangenheit über sich selbst giebt, das Bild einer Existenz, welche zwar nicht den Ernst und die Leidenschaft Rosseau's entwickelt, aber auch nichts von seiner Unwahrheit und Affectation hat. „Der grüne Heinrich" ist, er kann wesentlich nichts anderes sein, als eine Autobiographie; er zeichnet uns das Leben eines Knaben, bürgerlicher Leute Kind, das in einer Schweizerstadt aufwächst, zeitweilige Besuche bei Verwandten auf dem Lande macht, sich zum Maler berufen glaubt, die Akademie zu München besucht, weil er jedoch entdeckt, daß er kein Talent hat, arm und ohne Zukunft in die Heimath zurückkehrt. Niemand wird das zum Stoff von vier starken Bänden machen, wenn er sich nicht bewußt ist, diese dürftigen Grundlinien einer Geschichte umkleiden zu können mit allem Reichthum des Selbsterlebten, Selbstempfundenen, Selbstgeschauten und Gedachten. Das ist denn auch von Gottfried Keller geschehen, und die aufrichtig einfache Weise, die maßvolle Objectivität, womit er es thut, giebt seinem Werke neben dem Reiz, den der Inhalt übt, den Vorzug, den eine feinfühlende, gebildete Künstlernatur durch das Ebenmaß der Form gewinnt. Romanleser, die starke Leidenschaften oder spannende Ereignisse, mit starken Farben aufgetragene Charaktere oder feste Gestalten von ihrer Lectüre verlangen, wird das Buch nicht unterhalten; aber desto fesselnder wird es für diejenigen sein, welche selbst ein innerliches Leben kennen und den Spiegel eines solchen, der zugleich der Spiegel der eigenen Individualität sein wird — unsre Seelen sind ja alle nach einem und demselben Ebenbilde geschaffen — zu schätzen wissen. In jedem Menschen, der nach Klarheit über sich selber ringt, steigt zuweilen der Wunsch auf, einmal ganz offen und unverhüllt die Seele eines Andern schauen zu können, den Kern seines Glaubens und seines Denkens zu kennen, — wenn auch nur um zu wissen, ob, was in uns lebt und vorgeht, exceptioneller Natur oder etwas sei, was wir mit Andren, mit Vielen theilen. Nun wohl, dieser „grüne Heinrich", der in seiner naiven Grünheit ein Buch wie eine Gewissenserforschung vor uns hinlegt, erfüllt diesen Wunsch. Hier ist der letzte Schleier von einem jugendlichen Menschenleben mit seiner Gottesfurcht und seiner Frivolität, seinen verzeihlichen Schwächen und seinen verdienstlosen Tugenden weggezogen. Wir haben es freilich nur mit einem Abschnitt des Lebens, mit einer Jugend zu thun; aber wir erblicken ein Gemüth, das desto mehr typisch ist, desto mehr für die Mehrzahl der Sterblichen als Spiegel des eigenen Ich dienen kann, weil es ohne große Schicksale, ohne großes Streben und ohne Leidenschaft ist.

Wir werden länger bei diesem merkwürdigen Roman verweilen, wenn wir uns nicht erinnerten, daß es Seiten hat, die uns abhalten müssen, es dem Leserkreis eines „Familienbuchs zu empfehlen! und wir eilen deshalb, zu einem Buche überzugehen, welches eine solche Empfehlung um desto mehr verdient. Dies ist eine ganz hervorragende Schrift auf dem Gebiete der Ethnographie, nämlich die

„Transkaukasia. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere. Von August Freiherrn von Harthausen. Erster Theil, mit Lithographien und zahlreichen Holzschnitten (Leipzig 1856)."

Der Freiherr von Harthausen ist bekanntlich der Erste gewesen, welcher in seinem in französischer und deutscher Ausgabe erschienenen Werke über das Gemeindeleben und die Agrarverhältnisse Rußlands nicht allein dem „weltmächtlichen" Publicum, sondern vielen Russen selber Klarheit gegeben hat über das Element Rußlands, was als letzte Basis der Träger des staatlichen Volkslebens ist. Auf der Reise, welche ihn zum Zwecke jenes ersten Werkes in das Innere Rußlands führte, besuchte er auch die transkaukasischen Provinzen, und die Erinnerungen und Aufzeichnungen, welche er in diesen merkwürdigen Landstrichen machte, liegen jetzt in dieser „Transkaukasia" vor, die bereits vor einiger Zeit in englischer Ausgabe in London erschien. Die Gegenden am Kur und Araxes, die Völkerschaften und Städte zwischen Giburus und Araxat sind in neuerer Zeit selten besucht und oft geschildert worden; aber fast immer gingen die Reisenden dabei naturwissenschaftlichen Zwecken nach: desto willkommener muß uns ein Tourist sein, der mit einer ganz umfassenden, geschichtlich-philosophischen Bildung tief und der unübersehbaren Bedeutung durchdrungen ist, welche für die Geschichte der Menschheit diese Länder zwischen dem schwarzen und dem caspischen Meere haben, und der nun den Urkunden, die in ihrem Schooße aufbewahrt werden, den Traditionen, Denkmalen, dem Geiste ihrer Sitten und Institutionen seine Nachforschungen widmet. Das Buch des Herrn von Harthausen ist eine wahre Fundgrube von Thatsachen, von Aufschlüssen, von Ideen, von anregenden Fragen, und wir haben bis heute unsern Lesern kein ethnographisches Werk empfehlen können, welches ihm nur entfernt an die Seite zu setzen wäre. Es ist das wahre Widerspiel des Buches von A. von Grimm, über den taurischen Chersonnes, mit dem wir uns in unserm letzten Bericht beschäftigten. Dort die krystallklare Form ohne Inhalt, hier der strotzende Reichthum an Inhalt, der über die Form hinauswächst, das diese, wie in der Verzweiflung, ihn bewältigen zu können, mitunter nachlässig zusammensinkt — genug so wie wir selbst vor der Aufgabe dem Verfasser durch sein Werk zu folgen und eine Skizze seiner Ideen und Anschauungen zu geben verzweifeln müssen. Wir heben deshalb nur Einzelnes aus.

Herr von Harthausen machte die Reise im Sommer 1843 mit drei Liviändern von Kertsch aus; auf einem russischen Kriegsdampfer besuchte er zuerst die Festungslinie an der Ostküste des schwarzen Meeres. Im Hafen von Bambor fand man ein kleines türkisches Schmuggelschiff aufgebracht, in dem sich unter andern ein tscherkessischer Fürst, eine junge Frau und sechs tscherkessische Mädchen befanden; der russische General von Budberg ließ allen die Freiheit ankündigen, den Mädchen mit den Worten: „indem er ihnen die Freiheit schenke, könne er dies auf verschiedene Art thun, er könne sie mit dem Fürsten ihres Stammes in ihre Heimath zu den Ihrigen schicken, oder sie könnten Russen oder Kosaken heirathen nach freier Wahl, oder sie könnten mit Herrn von Harthausen in das Germanskiland ziehen, wo alle Frauen frei wären, oder endlich, sie könnten auch mit dem türkischen Schiffer ziehen, der sie dann aber in Konstantinopel auf dem Sclavenmarkt verkaufen würde. Man rathe nun, was sie wollten! Einstimmig und ohne sich im Mindesten zu besinnen: Nach Konstantinopel! Um verkauft zu werden! — Der Kauf ist eben die allgemeine Sitte, wie der Tscherkesse sein Weib gewinnt: Dies muß eine solche Erscheinung bei einem so freiheitliebenden Volke erklären. Das Verbot des Menschenhandels durch die Russen hat ja auch nur die Folge gehabt, daß dieser Handel jetzt während des Winters betrieben wird, sobald die russischen Kriegsschiffe die See nicht mehr halten können, wobei freilich das sechste oder siebente Schiff mit seiner ganzen Mädchenladung untergeht!

Herr von Harthausen machte dann die Reise von Redut-Kalé in's Land hinein, durch Mingrelien, wo er die Residenz des Dadian oder russischen Vasallenfürsten besuchte, Imeretien, Grusien nach Tiflis, wo ein längerer Aufenthalt genommen

Digitized by Google

wurde, um auf mannigfaltigen Ausflügen, von dort aus Studien über das Leben und die Sitten, die Verfassungen und die historischen Verhältnisse der umgebenden Völkerschaften zu machen. Alle einst Bodenstedt seinen trefflichen Mirza-Schaffi, fand unser Reisender in Tiflis ein andres für ihn unschätzbares Original einen deutschen Schuster, Peter Neu, der aus Würtemberg gekommen war, um sich zuerst bei Odessa, dann in einem deutschen Colonistendorf bei Tiflis anzusiedeln, von dort aber, dem Abenteuerdrange seiner unruhigen Seele gehorchend, einen großen Theil von Asien durchzogen hatte. Er kannte ein Dutzend Sprachen und vereinte ein ungeheures Gedächtniß mit einer starken poetischen Auffassungsgabe, so daß er einen unerschöpflichen Schatz von Märchen, Volkssagen und Traditionen aus allen den Ländern, welche er durchwandert hatte, besaß. Eine große Menge derselben hat unser Reisende in sein Buch eingeflochten. In Eriwan fand er eine andre noch reichhaltigere Quelle von Aufschlüssen in dem Verkehr mit einem vornehmen, durch Studien im Abendlande, namentlich Deutschland, gebildeten armenier Abowian, der ihm die werthvollsten Mittheilungen über den merkwürdigsten Bergstamm Transkaukasiens machte — einen Volksstamm, welchem Hr. v. Harthausen ganz besondre Beachtung zu widmen veranlaßt wurde, weil er in dieser armenischen Nation die von der Vorsehung berufene Vermittlerin abendländischer Cultur mit dem Orient erkannte. Auch Abowian war reich an Geschichten und Sagen — eine davon, die an orientalischer Ungeheuerlichkeit den Preis über alle andere davon trägt, lassen wir hier folgen:

In meiner Jugend, erzählte Abowian, war ich einst jenseits des Ararat nach Bajasid in Kleinasien gereist. Als ich auf dem Bazar umherschlenderte, fällt mir ein Mann von unglaublich elendem und traurigem Aeußern auf, der beständig am ganzen Leibe zitterte, nie stille stand, sondern immer unstät und wechlos umherwankte. Man erzählte mir auf meine Erkundigung seine Lebensgeschichte. Er war ein Leinweber und hatte in einem Dorfe unter dem Ararat gearbeitet. Hier verliebt er sich in das Weib seines Bruderherrn und verleitet es, mit ihm zu entfliehen. Am Abend erreichen sie eine Höhle im Araratgebirge. Die Frau bleibt in derselben um zu ruhen, während er ausgeht, um Lebensmittel zu suchen. Nach einiger Zeit kehrt er zurück und erblickt nun in der Höhle eine ungeheure Schlange, welche das Weib bereits halb herabgeschlungen hat. Sie aber hat die Arme weit ausgespannt, so daß diese ein Hinderniß bilden, daß das Ungeheur sie nicht völlig herabwürgen kann. Wie sie ihn erblickt, ruft sie: „Spalte mit deinem Sarscha (Sabel) der Schlange den Bauch auf, oder schlige ihr von beiden Seiten den Rachen, so kann ich noch gerettet werden!“ Allein der Mensch hat so alle Besinnung, alle Thatkraft verloren, daß er wie versteinert dasteht ohne sich zu regen. Von neuem flieht sie: So reiche mir wenigstens deinen Sarscha, ich will versuchen, wie ich mir selbst helfen kann! Auch hierzu fand er keine Besinnung und Kraft. Da ruft sie verzweiflungsvoll: Nun ich sehe, welch ein elender feiger Wicht du bist, so mag ich auch nicht länger leben! Und somit schlägt sie die Arme über dem Kopf zusammen und versinkt augenblicklich in den Bauch des Ungeheuers. Und nun steht er noch, wie die Schlange sich mit gewaltiger Kraft um einen mächtigen Basaltpfeiler windet um so die Knochen des Körpers des Weibes in seinem Leibe zu zerbrechen, er hört noch das gräßliche dumpfe Geschrei des Weibes im Leibe der Schlange. Da stürzt er verzweiflungsvoll, halb blödsinnig, halb wahnsinnig fort und schleppt noch Jahrelang sein elendes Dasein hin! —

Wir bemerkten oben, daß Herr v. Harthausen dem armenischen Volke eine ganz besondere Beachtung widmete und demselben die Anwartschaft auf eine große Zukunft vindizirt, wie es für die Vergangenheit eine ausserordentlich große Bedeutung gehabt hat. In der That deutet alles darauf, daß Armenien der Ursitz der Menschheit gewesen, der Fled, von wo aus nach der großen Fluth die Geschlechter der Menschen sich eine neue Heimath gesucht; dann war dieses Land der große Knoten- und Mittelpunct der Völkergeschichte, wo Assyrier und Meder, Meder und Perser um die Herrschaft der asiatischen Welt stritten; diese Thäler des Ararat waren die Pforten, durch welche die Mongolen und Tartaren gen Norden drangen; sollten sie nicht auch die Thore werden, durch welche Europa einst seine Cultur dem verwilderten Orient bringt? Schon berührt sich hier ein europäischer Culturstaat von unbesiegbarer Expansionskraft mit dem Mohammedanismus in seiner doppelten Gestaltung, dem Türkenthum und Perserthum; und wenn der Kampf, der jetzt eben einem Waffenstillstand wich, einst wieder losbricht, so wird er an dieser Stelle wahrscheinlich zuerst und am heftigsten entbrennen.

Die Rolle aber, welche bei allem dem die Armenier zu spielen berufen sind, ist sicher eine große und hervorragende; sie sind die Juden des Ostens, ein providentielles Volk, aber unendlich stärker als das jüdische durch ein festes religiöses Centrum der Einheit. Welches die Bedingungen sind, die, nach Harthausen, ihren Beruf für die Zukunft verbürgen, würde uns hier zu weit führen auszuheben; wir führen nur das an, daß unser Reisender besonders Rücksicht nimmt auf die Stellung des weiblichen Geschlechts bei den Armeniern; die Stellung der Frauen hängt bei den Völkern wesentlich mit dem Mariencultus zusammen, dieser ist deßhalb ein Symptom der Culturhöhe eines Volkes durch das ganze Mittelalter gewesen, und wenn man dies in's Auge faßt, kann man nur zustimmen, wenn Hr. v. Harthausen sagt: „bringt einst der Marienduft mit dem Christenthum im Ganzen und Großen in den Orient ein, so wird dort das weibliche Geschlecht emancipirt und dann erst kann sich eine höhere Cultur dort entwickeln. Ohne den Madonnendienst wird jedoch das Christenthum niemals in den Orient eindringen! der so äußerst geringe Erfolg der protestantischen Missionen, trotz der überreichen Mittel, erklärt sich vorzugsweise hieraus.“ Von den Juden sagt unser Autor: „sie leben auf ähnliche Weise wie der Armenier unter allen Völkern zerstreut. Sie bilden ein mystisches Band, welches sich durch alle Völker schlingt und ihre Geschicke mit einander vereinigt. Sie sind die Knechte aller Völker, aber sie werden dafür auch einst ihre materiellen Herren werden. Leiten sie nicht jetzt schon die Geschicke und Geschichte Europa's? Halten sie nicht von der einen Seite die Staaten äußerlich zusammen durch die geheimnißvolle Kraft des Gold, was sie beherrschen, und lösen sie nicht von der andern Seite alle socialen Lebensverhältnisse der christlichen Völker durch die Revolution der Ideen, deren Fluctuationen vorzüglich sie leiten, auf? In ihnen lebt und schreitet die Nemesis durch die moderne Geschichte Europa's!“ — Darin liegt sicherlich viel wahres, wenn dabei die Bedeutung der Juden für die Fluctuation der revolutionären Gedanken auch vollständig überschätzt ist.

Zu den interessantesten Partien in unserm Buche gehört die ausführliche Mittheilung über das armenische Kirchenthum und den Patriarchen von Etschmiazin, den der Verfasser persönlich kennen lernte; dann die Erörterung der armenischen Sprach- und Literatur-Verhältnisse; aber wir würden nicht enden, wollten wir heraushehen, was alles diese Transkaukasia an fesselnden und bedeutsamen Episoden enthält.

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kohler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Zehntes Heft.

Die Feindin.

Novelle von Levin Schücking.

I.

Milendonk, am 5. April 185*.

Erst heute, mein theurer Max, komme ich dazu, mein gegebenes Wort zu lösen und dir Bericht von dem Erfolg, mit welchem ich meine Rolle als Seigneur spiele, zu geben. Ich hätte schon früher eines der Tagebuchblätter, welche ich dir verheißen, abgeschickt, hätte ich die nöthige Gemüthsruhe dazu gehabt. Allein erstens waren meine Pferde noch nicht angelangt — Abdallah und Fingal ließen, nachdem ich ihnen vorausgereist, um in ihrer neuen Residenz alles zu ihrem Empfang vorzubereiten, auf sich warten, wie große Herren, die sie sind. Und dann zweitens, mein lieber Freund, mußt du wissen, daß ich glücklicher Inhaber so hoher, weiter und überflüssig geräumiger Etui's für den in so viel glänzende Facetten hauptstädtischer Bildung geschliffenen Brillant meiner kleinen Persönlichkeit bin, daß — ich friere! Ganze Blöcke trockenen Eichenholzes — sie dauern mich förmlich, denn wie viel Prachtexemplare von Landeseingeborenen echtester Sorte könnte man daraus schnitzeln — also ganze Blöcke von Eichenholz lasse ich in die Ofenungeheuer stecken, und doch wird es in diesen großen Gemächern nicht warm.

Aber alles der Reihe nach! Wer hätte mir prophezeit, mir, dem hoffnungsvollen Diplomaten, der mit seinem getreuen Max so lange an der Spitze der Zeitbewegung der fünfte von allen war, romantische „Standpuncte zu überwinden," wie wir das nannten, daß ich einst auf einen so patriarchalisch niedern Standpunct zurücksinken würde, wie das Landleben ist! Wahrhaftig, es ist Schade um mich. Ich hätte es, wäre ich meiner Carriere in den Salons und den philosophischen Kreisen der Residenz treu geblieben, weit bringen können. Vielleicht wäre ich ein Orakel, eine Berühmtheit, ein großer Mann geworden. Aber — „Laß' Er's nur gut sein, wir stehn und halt so besser", antwortete der talentvolle Kaiser Leopoldus, als ihm sein Musiklehrer das Bedauern ausdrückte, daß er kein Flötist geworden! Ich kann dich nämlich versichern, mon ami — es ist ein vortrefflicher Besitz, den mein guter Großohm mir so unerwarteter Weise hinterlassen hat. Denke dir, du gelangst durch weite Saatfelder endlich in eine von Linden beschattete Dorfstraße, welche sich allmählich, wie zwei Seiten eines Dreiecks erweitert; die dritte schließende Seite des Dreiecks bildet mein stattlicher Hof, mit großem, wappengekröntem Steinthor und einem Kranz stattlicher Platanen. In der Mitte des Dreiecks liegt zwar ein abscheuliches, von Alter in sich zusammengesunkenes Haus mit einem Garten voller Obstbäume, so daß dadurch dem Ankommenden der Anblick meiner Herrlichkeit vollständig maskirt ist. Aber ich werde dieses Haus und diesen Garten ankaufen und alles dem Erdboden gleich machen lassen. Betrifft du meinen Hof nun, so hast du zur Rechten ein großes Stallgebäude, worin jetzt Abdallah und Fingal untergebracht sind. Nebenbei gesagt, es ist fabelhaft, in welchem Grade den Menschen hier zu Lande alle Idealität abgeht. Denke dir, daß dieses Stallgebäude einen abscheulichen Anbau hat, der zahlreichen Exemplaren jener unästhetischen Thierrace, welche man im wilden Zustande Schwarzwild nennt, und einer stillen Gemeinde von Kühen und Ochsen zum Aufenthalt dient. Dieser Anbau lehnt sich gerade dem Ankommenden zu, mit allen seinen Abzugskanälen und all den Vorräthen an jenem ammoniakalischen Befruchtungselement, welchem der Cultus unserer neuesten Agricultrchemie gewidmet ist — dabei fällt mir ein, auf welchen Mangel an Bildung bei den gepriesenen Griechen deutet nicht die classische Augiasstallsage, und um wie viel leichter hätte es sich Herkules machen können, wenn er diesem verschwenderischen Könige Augias einen Band der landwirthschaftlichen Annalen von Hohenheim überreicht hätte! Aber, was ich sagen wollte, ich habe bereits einem Baumeister Aufträge gegeben, den totalen Umbau dieses Gebäudes vorzunehmen, damit es nicht länger den seigneurialen Eindruck meiner Residenz so abscheulich entstelle. — Zur Linken befindet sich ein ganz gleiches Gebäude, ebenfalls wirthschaftlichen Zwecken und Wohnungen des Hofgesindes gewidmet; dem vorigen ganz symmetrisch gebaut, ist es nur — denke dir! um zwei Fuß niedriger — wie mein alter Großohm das hat so lange ansehen können, ist mir unbegreiflich — mein Schönheitssinn sträubt sich so sehr dagegen, daß ich auf meinen eigenen Hof nicht gehen mag, den Gräuel anzuschauen, bis ich das Dach habe herunter nehmen lassen, um das Gebäude zu erhöhen. In der Mitte zwischen diesen beiden Schöpfungen landesüblicher Architektur steht das Herrenhaus. Es enthält schöne, große und weite Räume

Digitized by Google

mit Flügelthüren, Lambris und Getäfel, und ist vor hundert Jahren ganz à la Louis XV. gebaut. Aber die Einrichtung — du lieber Gott! Welche Thätigkeit ist da meinem reorganisirenden Geschmacke geboten! Aus dem Hauptsaal tritt man durch eine Glasthüre in den Garten — einen Garten, wahrhaftig man meint, man müßte in diesen engen, mit Buchsbaum ausgelegten Pfaden, zwischen diesen dunklen, curios verschnittenen Tarusheden Frau Sophie de la Roche mit einem Bande von Siegwart in der Hand oder der gefühlvollen Dichterin Susanna von Baudemer begegnen — es kann auf der Welt nichts geben, was mehr Rococo wäre. Sobald der neue Gärtner kommt, den ich verschrieben habe, wird hier der Frühling ein vollständiges Changement de décorations bringen. Du siehst, lieber Max, ich schwelge in der mir gebotenen reformatorischen Thätigkeit — was giebt es Schöneres, als Bauen, Schaffen, Arbeiten im Dienst der Schönheit — aber Gott bewahre mich vor dem Augenblick, wo Alles fertig sein wird!

II.

Am 11. April.

Ich habe heute eine sehr ernsthafte Unterredung mit meinem Verwalter gehabt. Dieser alte Praktikus hat in mir eine Gedankenreihe angeregt, die zu einer Theorie des gesammten irdischen Daseins hinüberleitet, von so einfachen Prämissen sie ausgeht.

Mein lieber Sparenberg, habe ich meinen Herrn Verwalter angeredet, nach meinen bis heute gesammelten ökonomischen Beobachtungen, scheint mir der ganze Betrieb meines Gutes einer logischen Folgerichtigkeit zu ermangeln.

Sparenberg — ich gäbe nebenbei gesagt vieles darum, wenn ich wüßte, welchen Eindruck der neue jugendliche Gutsherr auf diesen naiven ländlichen Geist macht! — Sparenberg also blinzelte mit den kleinen, listigen Augen in seinem vollen, rothen Gesichte (wie hätte müßte dies Gesicht sein, wenn es keine Augen hätte!) und ein Lächeln verbreitete sich um seinen Mund, der respectvoll sich nicht die Frage erlaubte, was ich denn eigentlich meine.

Desto huldvoller fuhr ich fort:

Seht, alter Knabe, ich finde da die sämmtlichen Speicher so ziemlich gefüllt; es sind, sagt Ihr, 60 Schock Stroh, 800 Centner Heu, eine unermeßliche Masse von aufgeschüttetem Korn aller Art, und 30 Malter Kartoffeln — ich bin kein Freund davon, Sparenberg, nebenbei gesagt — vorhanden und was weiß ich noch alles an Lein, Hanf, Raps u. s. w. Diese Gegenstände repräsentiren nationalökonomische Werthe, die, auf ihren kürzesten Ausdruck gebracht, einige tausend Thaler in hübschen Bankbillets, von denen ich mit jenem Philosophen sagen würde: non olet, in mein Portefeuille lieferten. Warum nun, wenn diese Werthe einmal erzeugt sind, wird eine solche Umwandlung unästhetischer Gegenstände in eine weit liebenswürdigere Form der Erscheinung nicht vorgenommen? Warum hat sie mein guter Großohm, den Gott selig habe, nicht schon vornehmen lassen — die Preise aller solcher Sachen sind doch, meine ich, jetzt hoch genug?

Wir gebrauchen das Alles selbst, Herr, versetzte Sparenberg, nöthig selbst!

Wir gebrauchen es selbst. Gut. Aber wozu?

Ei, für das Vieh und für die Leute.

Für das Vieh und für die Leute — (ich mache dich auf diese Rangordnung aufmerksam, lieber Max.) Gut. Also zuerst für die Ackerpferde. Aber wozu sind die Ackerpferde da?

Ei, Herr, damit wir bauen können!

Damit wir bauen, das heißt, jene Vorräthe erzielen können. Dann für die Kühe. Aber wozu sind die Kühe da?

Wegen der Milch.

Wozu ist die Milch nöthig?

Wegen der Butter und um die Schweine zu mästen!

Und die Schweine, die Butter?

Um das Gesinde zu ernähren.

Also zum Verkauf gegen baares Geld wird nichts gezogen?

O doch, antwortete Sparenberg, so viel hat der selige gnädige Herr immer jährlich verkaufen lassen können, wie er für die baaren Ausgaben nöthig hatte, an Abgaben, an Lohn, an Communal-Lasten, an Einquartierung, für den Schmied, Wagner, Schreiner, Thierarzt brauchen wir jährlich eine hübsche Summe, und die muß es auch aufbringen.

Also, mein vortrefflicher Sparenberg, seht Ihr nun nicht ein, daß diese Wirthschaft ein wahrer Saturn ist, der seine eigenen Kinder frißt? daß die ganze Art der Guterexploitation ein Hysteron-Proteron bildet? Gebt nur acht:

Die Pferde sind da, um Früchte zu bauen; die Kühe, das Mittelglied in dieser sinnreichen Maschine, die mir wie einer der neuen Oefen vorkommt, die ihren eigenen Dampf auffressen, sind da, diese Früchte in Milch zu verwandeln; die Schweine sind da, diese Milch in Schinken und Speckseiten zu metamorphisiren, und diese endlichen Resultate unserer Jahresthätigkeit dienen dazu, das Gesinde zu nähren, das mit dem neuen Ackerjahr wieder die Pferde in Thätigkeit setzt, damit wieder die Kühe zu fressen haben, damit diese wieder Milch geben, die wieder in Schweinegestalt das Gesinde nährt!

Aber, sagte Sparenberg, und seine Gesichtszüge zeigten, daß ihm ein leuchtender Gedanke gekommen — die Kühe geben nicht allein Milch. Wir haben auch den Dünger von ihnen.

Aber, alter Sparenberg, entgegnete ich, seht Ihr denn nicht ein, daß ja der Dünger auch nur zum Behuf dieser selben Maschine da ist, die immer selbst wieder frißt, was sie erzeugt? Denn Ihr sagt selbst, was Ihr an Gelde aus dem Betrieb macht, das bedürft Ihr wieder für Deckung der Auslagen des Betrieb's. Was kommt nun dabei heraus?

O, der Wald, die Mühle geben jährlich —

Redet mir nicht davon, fiel ich ihm in's Wort — von ihnen spreche ich nicht — ich frage Euch, Sparenberg, was kommt bei der eigentlichen Ackerbauwirthschaft, worüber Ihr Verwalter seid, heraus?

Am Ende doch, meinte Sparenberg mit seinem schelmischen Augenblinzeln, daß die Herrschaft bequem davon mitleben kann.

Aha, das ist also Alles. Was die Kühe, die Schweine, das Gesinde übrig lassen, bleibt immer noch ein Restchen, von dem die Herrschaft sich ländlich sittlich ernähren darf, und dies Restchen ist dann am Ende auch nicht reiner Ueberschuß, sondern ebenfalls eine versio in rem, eine Verwendung für das Gut, denn es bildet den Lohn des Herrn für

Digitized by Google

seine Sorge und die Mühe der Oberleitung! — Sparenberg lachte noch pfiffiger mit seinen grauen, schmalen Aeuglein und antwortete:

Ja, Herr, so ist es nun einmal!

So ist es, antwortete ich — allerdings. Die Pflanze treibt mit aller Gewalt in die Höhe, um es zur Bildung des Samens zu bringen, der gesäet wird, damit wieder Pflanzen und wieder Samen sich bilde, der abermals Pflanzen und abermals Samen erzeuge so con grazia in infinitum. So sind auch eine Fülle menschlicher Existenzen nur Maschinen eines Kreislaufs, bei dem gar nicht abzusehen ist, wozu er da; und da sie sich dabei schinden und placken wie armselige Sclaven, so sagt Arthur Schopenhauer mit Recht: das Leben ist ein Geschäft, bei dem der Ertrag bei Weitem nicht die Betriebskosten lohnt!

Die Physiognomie Sparenberg's bei dieser meiner Lucubration hätteſt du sehen sollen! Er war köstlich mit seinen zuckenden Mienen, in deren jeder das höhnische Gefühl der Ueberlegenheit über seinen Herrn sich auedrückte: wie grenzenlos verrückt und in den einfachsten Elementen ländlicher Bildung vernachlässigt er mich hielt, war gar nicht zu sagen. Auch hütete er sich wohl, es zu sagen — der Schelm ist so pfiffig, daß er Alles thut, um bei seinem Herrn in Gnade zu bleiben, und eigentlich müßte er, seinem Standpuncte und seiner Ueberzeugung, was zum Wohle des Ganzen ist, nach, mir viel mehr widersprechen als er thut. Aber sonst ist er ein prächtiger Kerl, er ist der personificirte Ackerbau — um seinen mächtigen Schädel steht das dichte schlohweiße Haar wie eine üppige Waizensaat, und sein Kinn repräsentirt auf's Malerischeste das herbstliche Stoppelfeld.

Eh bien, fuhr ich in meiner Unterredung mit meinem Getreuen fort, Ihr sagt: es ist nun einmal so. Richtig. Aber deshalb braucht es nicht immer so zu bleiben. Die neueren Fortschritte der Agronomie haben dargethan, daß der große Viehstand ein Uebel auf den Oekonomien ist; es ist unendlich einträglicher, statt der animalischen Düngmittel die künstlichen, wie Guano und Poudrette oder Knochenmehl anzuwenden. Man braucht dann die erzielten Ernten nicht einzuschenern, um sie einer Unzahl von hungrigen Rindern vorzuwerfen, sondern man kann sie auf den Markt bringen.

Du mußt dich über diese meine Kenntniſſe in der Wirthschaft der Thaer und Schwerz nicht wundern, lieber Mar. Ich fuhr zufällig auf meiner Reise hierher in einem und demselben Eisenbahncoupon mit einem Professor aus Tharand, der die jüngste Versammlung deutscher Landwirthe in Cleve besucht hatte. Von ihm habe ich außerordentlich viel in der kurzen Zeit unseres Beisammenseins erfahren. Ich will dies jetzt hier in's Leben führen. Ich habe mir einige Bücher kommen lassen, welche mein Professor mir empfohlen hat. Wenn ich darnach den alten Schlendrian hier reorganisire, so wird das eine Musterwirthschaft für die Gegend werden. Es ist mir ein schönes und befriedigendes Gefühl wenn ich mir sage, daß ich damit dem alten Satz: nobiesse oblige gerecht werde. Wir haben oft zusammen über die Aufgabe, welche in unserm Jahrhundert der Aristokratie geblieben ist, philosophirt. Ich meines Theils verzichte darauf, in die metaphysischen Theorien und sehr weitgreifenden, praktischen Forderungen einzugehen, welche von so Manchem in unsrem Kreise aufgestellt wurden. Sternberg's vortrefflicher „Baul" ist Alles, nur nicht praktisch. Ich betrachte das Ding nüchterner, den gegebenen Verhältnissen gemäßer und des Erfolgs sicherer anzugreifen, indem ich mich auf den kleinen, vom Schicksale mir angewiesenen Kreis beschränke. Auch im Kleinen kann man ja Großes wirken — ich erblicke mich im Geiste bereits als den gefeierten Wohlthäter der Gegend, in der Aderbauschule der Provinz wird man meine Büste aufstellen, und an den Schulfesttagen werden die Bauerbursche meine reformatorische Stirne bekränzen. Um dies Glück wirst du mich freilich nicht beneiden! Aber darin liegt doch ein unendswerthes Glück, zu empfinden, wie der Gedanke Herr ist über den Stoff und wie dem Geiste sich die Natur gehorsam schmiegt, gleich einem Rosse unter seinem Reiter!

III.

Am 20. April.

Du fragst mich nach meinen lebenden Umgebungen, lieber Freund! Wahrhaftig, du hast Recht, mich daran zu erinnern, sie sind originell genug. Da ist zuerst der Pastor Loll, der in mir seinen Patronatsherrn verehrt. Er ist ein alter, stiller Mann, dem man nachsagt, daß er hart und heftig werden könne; ich glaube, es ist ihm in der Seele zuwider, daß er neben seiner kirchlichen Autorität noch eine Potenz im Dorf dulden muß, aber das kanonische Recht hat seinem Gutsherrn nun einmal Besugnisse eingeräumt, und das ist sehr hübsch und liebenswürdig von diesem kanonischen Recht, von dem ich früher nie ahnte, daß ihm so angenehme Seiten abzugewinnen wären. Wenn ich dabei berücksichtige, wie viel Mühe sich der königliche Inhaber der Polizeigewalt im Dorfe giebt, um meinen Wiesen die Abzugskanäle im Bereich der Gemeindegründe rein und offen erhalten zu lassen und den Holzfrevlern in meinen Büschen nachzuspüren, so muß ich mir gestehen, daß wir im gewöhnlichen Leben doch sehr fühllos und undankbar an den schützenden Institutionen der Gesellschaft vorüber gehen. Polizei und Jus Canonicum — nie hätte ich gedacht, daß ich diese Elemente des socialen Lebens in der Nähe in einem so liebenswürdigen Lichte erblicken würde. Was aber jenen Inhaber der Polizeigewalt selbst angeht, so ist er ein Capitalmensch. Er war früher Rentmeister eines Grafen M. in den alten Provinzen, und seine ausgezeichnetste Eigenschaft ist die fesselnde Thätigkeit seiner Phantaste, wenn er sich in den süßen heimathlichen Erinnerungen ergeht. Wie ein Communist den Begriff des Eigenthums, so hat er den Begriff der Wahrheit in einer Weise sublimirt, deren geniale Energie alle Anerkennung verdient. Auf den Jagden seines Grafen hat ihn einmal ein wüthender Hirsch mit dem Geweih gefaßt und sich so über den Kopf geschleudert, daß er rittlings auf den Rücken des erbosten Thieres zu sitzen gekommen ist. Dann ist der edle Hirsch, erschrocken über die plötzliche, ungewohnte Last, davon gesprengt über Feld und Flur, durch Wald und Dickicht — natürlich die Mente und der Jagdtroß hinter ihm drein, und ihm immer näher auf den Fersen kommend, da das Thier begreiflicher Weise mit unsrem schweren Gemeindevorstande auf dem Rücken nicht die gewohnte Agilität hatte. Nun denke dir dies Bild aus: diesen neuen Hackelberg, auf dem Hirsche reitend, sich ängstlich an sein Rückenfell klammernd, zerfetzte Stücke seines Gewandes um ihn herflatternd, und mit wildem Halloh, mit Hörner-

Digitized by Google

klang und Peitschenknall, die Meute und die Jagdcumpanei hinter dem Reiter drein! Weßhalb haben die fliegenden Blätter nicht Herrn Petermann in dieser Situation fixirt. — Ein andersmal hat er beim Baden mit mehren Freunden eine ausgezeichnete Gewandtheit dadurch an den Tag gelegt, daß er einen Hecht von horrender Größe mit eisenfestem Griff am Schwanze erhascht hat. Nun muß nicht allein unter den Menschen auf Erden, sondern sogar unter den Fischen im Wasser eine Antipathie gegen derartige Griffe der Polizeigewalt herrschen, denn der große Hecht hat sich mit allem Aufgebot seiner Floßenkraft der drohenden protokollarischen Abwandlung zu entziehen gesucht. Aber vergeblich. Die obrigkeitliche Hand läßt auch ein so schlüpfriges Ding, wie den Schwanz eines freiheitliebenden Hechtes, nicht fahren, wenn sie es einmal gefaßt hat. Mein schwimmender Petermann ist also in Blitzesschnelle fortgerissen worden durch das rauschende Element; erschrocken darob hat ein neben ihm badender Freund ihm am Fuße zu halten gesucht — aber auch der ist mit fortgerissen worden, und so sind sie daher gebraust, den Fluß hinab, voran der Hecht, ein lebendiges Schleppschiff, hinter ihm drein unser Polizeivorstand und hinter diesem der hülfbereitete Freund. Denke die diese Seeschlange! Die Katastrophe, welche dieser Schwimmparthie nach Herrn Petermann's Versicherung ein glückliches Ende gemacht hat, ist aber noch großartiger: stelle dir vor, daß der abscheuliche heimtückische Hecht, fühlend, wie ihn nichts aus dem entsetzlichen Griff des Mannes der öffentlichen Sicherheit und seines Beistandes retten könne, endlich beschlossen hat, seinen Feind mit sich zu verderben. In dem Ende ist er in wüthendem Schuß in eine große Fischerreuse — sie wird in ihren Größenverhältnissen auf den Fang von Haifischen und Wallrossen berechnet gewesen sein — gefahren. Die Verfolger natürlich, solche Tücke nicht ahnend, ihm nach. In diesem bädalischen Irrgewinde von Bindfaden-Maschen, behauptet Petermann, nun seine Besinnung verloren zu haben; glücklicher Weise aber fendet die Fürsehung in demselben Augenblick den Fischer dahrer, der nach seiner Reuse zu schauen kommt und sie auszieht, leuchend und ächzend über die ganz ungewöhnliche Last. Des Mannes Erstaunen, als er sieht, daß er erstens einen ungeheuren Hecht, zweitens einen königlichen Administrativbeamten und dann gar noch ein drittes Individuum gefangen hat, dessen äußere Erscheinung und Costüme keinen Schluß auf Stand und Herkunft zuläßt, muß sehr groß gewesen sein!

Das sind so die Jagdstücklein meines vortrefflichen Dorfgebieters. Sie haben mich zu der Beobachtung geführt, daß überhaupt etwas im Landleben liegt, was zum Windbeutein und Aufschneiden verführt. Mir sind nämlich auffallend viel Charaktere hier vorgekommen, welche sich durch höchst anerkennenswerthe Leistungen auf diesem Gebiete auszeichnen. Das bekannte Erzählertalent aller alten Jäger ist also nur einer allgemeineren Erscheinung unterzuordnen. Woher kommt das? Ist es die Einsamkeit, welche die Thätigkeit der Phantasie weckt? Der Drang, dem Städter zu zeigen, daß man nicht minder seine Erlebnisse, sein Abenteuer, seine Wichtigkeit hat? Ich weiß es nicht, aber so viel ist gewiß, Münchhausen war ein Landedelmann, kein Städter!

Mais revenons à nos moutons — auf die guten Hämmel deren belebenden Umgang ich hier zu genießen das ausgezeichnete Vergnügen habe. Es ist noch ein seltsames Individuum darunter, der Sohn eines französischen Marquis aus der Emigrantenzeit, wo das Land hier von Prinzen, Herzogen, Grafen und Abbé's, von Vicomten, Chevaliers und Raquetenmeistern, die sich den demokratischen Zudringlichkeiten in ihrer Heimath entziehen wollten, überströmt war. Der fragliche Marquis hat diesen Herrn Sohn als eine Art Contrebande einer hübschen Landschönen zurückgelassen, nachdem er hinreichend lange in diesen friedlich stillen Thälern geweilt, um seinen par parenthese in's Leben gerufenen Sprossen im Französischen und im Tanzen auszubilden, worauf der gewissenhafte Papa ruhig über das Schicksal desselben geschieden ist. Und siehe, des Vaters Voraussicht hat sich erfüllt — der gebildete junge Mann hat seine Vorzüge so zu entfalten gewußt, daß er zum Maire der Commune ernannt worden ist, in jenen vorsündfluthlichen Zeiten, als unser Dorf hier in der Seligkeit schwelgte, dem großen französischen Kaiserreich anzugehören, und als französisch parliren zu können, die erste und schönste Bürgertugend war. Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen — nur Herr Püttmeyer, der ehemalige Maire nicht. Er ist eingefleischter Franzose, heute so wie zu den Zeiten seiner napoleonischen Glanztage; daneben ist auch das alte Marquiselement stark in ihm lebendig und er hält die Traditionen des ancien régime im Dorfe aufrecht mit seinen tiefen Bücklingen, seinen höflichen Manieren und seinen wohlfrisirten Redensarten. Besonders soll diese Seite seines Wesens sich in den letzten Jahren — ich weiß nicht, ob unter dem Einfluß des Alters, das sich ja immer den Jugendeindrücken wieder zu nähern pflegt, oder unter dem Einfluß der Strömung der Geister in unsern Tagen, herausgekehrt haben, seine fire Idee ist jetzt, wie man mich versichert, geworden, vom Könige die Erlaubniß zu erhalten, seinen plebejischen Namen den aristokratischen seines Vaters beifügen zu dürfen, er will sich Püttmeyer de la Roche Ayma nennen!

Komisch ist es für mich das Bild zu studiren, welches die unverdorbenen Gemüther dieser biedern Landbewohner sich von mir machen. Wenn du glaubst, lieber Max, daß die universelle Bildung, die classische Tournüre und die Conversationsgabe deines Freundes ihnen imponiren, so irrst du sehr. Jeder Bauer bekommt einen Schrecken, wenn er irgend Jemanden mit einem Papiere in der Hand in sein Haus rücken sieht. Er weiß, daß das Etwas ist, was das modern gebildete Staatswesen, der rationelle Organismus der Gesellschaft ihm in seine patriarchalische Fürsichexistenz sendet. Und da er die Welt, aus der diese Liebeszeichen stammen, die ihn aufsuchen, ohne daß er sie sucht, nicht kennt: da sie zudem immer nur zärtliche Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit wider das liebende Staatsganze und dringliche Einladungen, durch Zahlung von Steuerresten, Communalzuschlägen, Gerichtskosten, Rentenablösungen und Kreisumlagen jenen Avanzen eifriger entgegenzukommen, enthalten — so ist es im Grunde erklärlich, daß er vor allen solchen Billetdoux einen ganz gehörigen Respect hat. Einen ganz ähnlichen Eindruck, wie auf den Bauer ein Stück obrigkeitlich vorgeschriebenen Papiers, mache ich, glaube ich, auf meine verehrten ländlichen Originale. Ich bin ihnen eine Botschaft in einer unverständlich vornehmen Sprache, aus einer Welt, die sie nicht kennen. Sie verstehen mich nicht, aber sie möchten mir ja nicht zeigen, daß sie nicht so gebildet sind, um mich nicht zu verstehen. Ich lege ihnen deshalb

Digitized by Google

eine fortwährende Gene auf. Sie beneiden die Welt nicht, welche ich ihnen repräsentire, dazu ahnen sie zu wenig von ihr, sie ist ihnen zu fern; aber sie hegen ein gründliches, instinctartiges Mißtrauen gegen sie. Es ist ihnen auch nie vorgekommen, daß ein solider, respectabler Mann so viel in der Welt gesehen hat, so viel zu reden wußte, so viel Bilder und Ideen in der Conversation um sich warf. Kurz, ich bin ihnen überaus unbehaglich, sie mißtrauen mir, ohne es sich selbst zu gestehen, aber wenn ich nicht der Gutsherr wäre, würden sie es sich selbst und auch allen Andern sehr laut gestehen. Du weißt, wie mein Caro immer ein lautes Geheul erhebte, sobald auf meinem Flügel ein Ton angeschlagen wurde. Wahrhaftig, wenn es nicht so übermüthig lautete, würde ich sagen, mein geistiges Leben ist hier wie die Musik in Hundeohren!

IV.

Am 10. Mai.

Ich bin in voller Thätigkeit. Auf dem Hofe wird gezimmert, gemauert, gemeißelt und angestrichen; im Hause habe ich Tapezierer beschäftigt, den Garten gestalten mir zwei Gärtner mit einem Haufen Arbeiter in eine geschmackvolle englische Anlage um — du wirst deine Freude daran haben, wenn du im Herbst zur Jagd zu mir kommst. Aber entsetzlich viel Geld nimmt das Alles in Anspruch. Viel mehr als ich glaubte. Sparenberg blinzelt jeden Sonnabend pfiffiger mit den Augen, wenn er kommt, um meine Cassette zur Löhnung der Arbeiter anzuzapfen. Dazu haben die idealisirenden Aeußerungen meines Schönheitsdranges eine üble Folge für mich. Das Volk macht sich exorbitante Vorstellungen von meinem baaren Reichthum, und während auf der einen Seite jeder davon sein Profitchen ziehen will, der von mir zu bekommen hat, glaubt jeder, der mir zu zahlen hat, sich bei einem so reichen Herrn dieser lästigen Pflicht überhoben erachten zu dürfen. Die Mühlenpächter, die Holzerstleigerer zahlen nicht — aber ich, ich muß zahlen, daß mir die Augen übergehen. Meine Unbekanntschaft mit den Preisen der Dinge, die ich nöthig habe, wird weidlich ausgebeutet, und noch mehr die städtische Naivetät, die ich herbrachte, Jedermann, mit dem ich zu thun bekommen, für ehrlich und zuverlässig zu halten. O Dorfgeschichten, o Idyllen Geßner's! — welch' treuer Spiegel ländlicher Unschuld seid Ihr! Oft ergötzt es mich, oft ärgere ich mich darüber. Mein treuer Sparenberg ist ein unbrauchbarer Schlingel, der wie alles Dienervolk immer den Fremden mehr beistehet als seiner Herrschaft. Ich werde ihn fortjagen. Wie ungenirt man's treibt, davon will ich dir ein Beispiel geben. Neulich habe ich auf Sparenberg's souveränes Verlangen einen neuen Ackergaul zu kaufen. Ein Jude — der Gott Abraham's und Isaak's sende ihn in das Feuer Gehennah — stellt sich vor und präsentirt mir ein stattliches Roß, einen Schimmel, so schön, daß man es als Luxuspferd brauchen könnte. Ich untersuche das Pferd nach allen hyppologischen Regeln, finde keinen Fehler, und da der geforderte Preis mir sehr, sa auffallend mäßig scheint — weil der Jude, wie er versichert, sich mir empfehlen will — nehme ich die Waare. Sparenberg zupft mich am Aermel: Lassen Sie doch den Juden gut dafür sagen, daß kein Fehler an dem Thiere ist, raunt er mir zu. Richtig, Sparenberg — also Baruch, es ist nichts daran, an Eurem Gaul. — Auf Ehre nicht, nichts ist daran, Herr Baron — gar nichts; auf Ehre, Herr Baron, als ich bin ein rechtschaffener Mann!

Der Gaul wird in den Stall geführt — aber als man ihn am andern Tage einspannt, zeigt sich, daß er einer der abscheulichsten, hirntollsten „Schläger" ist, welche je Geschirr und Deichsel zerrissen und zertrümmert haben. Der Jude wird aufgefordert, sein Juwel zurück zu nehmen. Baruch weigert sich. Mein Advocat klagt ihn ein. Termin vor dem Kreisgericht. Mein Mandatar führt seine Zeugen an, daß Baruch für die Fehlerlosigkeit der unbändigen Bestie eingestanden habe. Für die Fehlerlosigkeit? schreit Baruch — straf mich Gott, was heißt Fehlerlosigkeit — Doctorleben, wie kommen Sie mir vor! Ich habe offen gesagt, es sei nichts daran, nichts daran gelegen, aber der Baron hat gewollt haben das Pferd, weil es ist gewesen ein schönes, propres Thier von Angesicht, und da hab' ich's ihm gelassen für 85 Thaler Preuß Courent — wär' es gewesen fehlerlos, hätt' ich's nicht gelassen für 200 — lassen Sie kommen die Zeugen und lassen Sie thun einen Aid, ob ich was andres hab' gesagt, als es sei nichts daran, und ob ein ehrlicher Mann kann thun mehr?

In der That, auf diese Art der Klage-Einlassung war ich nicht gefaßt. Jetzt dauert der Proceß fort, und der Gaul steht unterdeß in meinem Stall, um, bis die Sache glücklich durch alle Instanzen abgewickelt ist, dreimal so viel Futter zu verzehren, als er werth.

Ich würde mich über alles dieses ärgern, wenn ich mit Illusionen auf das Land gekommen wäre. Das bin ich Gott sei Dank nicht. Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß die Menschen überall dieselben sind. Freilich, so arg habe ich mir die allgemeine Demoralisation nicht vorgestellt. Wie soll das enden? Laß es an deiner Vorsicht enden, wirst du sagen. Das soll es, freilich. Aber die Folgen im Großen und Ganzen?

Doch zu etwas Erfreulicherem. Ich kann dir nicht beschreiben, welches Vergnügen im Gestalten und Schaffen enthalten ist, und selbst bei Dingen, von denen du gewiß nicht glaubtest, daß sie deinen idealischen Freund so intensiv beschäftigen würden. Da habe ich z. B. fünfzig Morgen nasser, vermooster Wiesen, von denen mein wackerer Großvohm nach altem Landesbrauch Jahr für Jahr ein dürftiges saures Heu hat ernten lassen, ohne daß ihm je der Gedanke gekommen wäre, solch ein Grundstück könne für seine Langen, getreuen und unausgesetzten Leistungen von seinem Herrn auch ein dankbares Zeichen der Anerkennung in Form von Pflege und Sorgfalt verlangen. Ich lasse die ganze verkommene und unfruchtbare Fläche umbanen und Kunstwiesen nach dem System jener sinnreichen Bewässerungsanstalten daraus schaffen, die man im Siegenerlande in so hoher Vollendung angelegt hat. Auch das verschlingt große Summen, aber es wird einen fabelhaft reichen Ertrag abwerfen, mit dem bisherigen Zustande der Dinge verglichen. Ueberhaupt leistet die ganze Landwirthschaft wenig, wenn sie sich nicht inniger mit der Industrie gesellt. Der Ackerbau und die Industrie, diese beiden edlen Grundmächte der Gesellschaft müssen eine Ehe schließen: jener, der Mann muß erzeugen, diese, die flinke, arbeitsame, organisirende Hausfrau muß verwerthen, was der Mann draußen gewinnt und

Digitized by Google

als Rohstoff heimbringt. Von diesem Gedanken ausgehend, will ich eine industrielle Unternehmung auf meinem Gute gründen, das ist die nächste Schlußfolgerung des Gespräches, welches ich neulich mit meinem Schlingel von Verwalter hatte — es ist auch ein gebieterisches Bedürfniß, wenn ich die Meliorationspläne, die ich hege, ausführen will, um die Fonds zu gewinnen. Denn es bleibt noch gar vieles zu thun. Da ist zum Beispiel ein bedeutender Bach, der ein neues Bett verlangt; bei dem jüngsten Thauwetter im März ist er weit ausgetreten und hat mir eine ganze Strecke der schönsten Wintersaaten verschlammt und versandet. Das ist bei hoher Fluth so alle fünf oder sechs Jahre der Fall gewesen, sagt Sparenberg, und nie ist man auf die Idee gekommen, durch eine Regulirung des Bettes dagegen eine Radicalcur anzuwenden! Und so ist alles vernachlässigt, mitunter bis in's Fabelhafte hinein. Das Hausarchiv habe ich auf einem der Speicher in Gestalt eines verschimmelnden, von den Mäusen durchfressenen Haufens feuchten Papier- und Pergamentwustes gefunden; hoffnungsvolle Rangen, welche in vorausgegangenen Generationen die Sprossen meines erlauchten Hauses bildeten und von der Vorsehung zu der gewissenhaften Fortsetzung eines Geschlechtes ausersehen waren, dessen Untergang für die Weltgeschichte ewig besammernswerthe Folgen gehabt haben würde. Diese Rangen also, die nachher zu der unverdienten Ehre gekommen sind, meine Ahnen zu werden, haben die schönen Bullen mit den kaiserlichen Siegeln von den prächtigen Lehnsbriefen geschnitten, um sie auf den Fußböden rollen zu lassen, und sie sich dann in Ausbrechen erhöhten Lebensgefühls an die Köpfe zu werfen. Die Räuber der großen Pergamentblätter sind zerschnitten von sittigen Fräulein vorausgegangener Epochen, die sich das standesmäßige Vergnügen gemacht haben, darauf zerbrochene Säulenschäfte mit Lorbeerkränzen umher, oder griechische Tempelchen unter thränenreichen Trauerweiden in Wasserfarben zu klecksen. Die Ahnenbilder im Gartensaale waren so verstaubt, verräuchert, beschmutzt, daß ihre Züge nur noch wie von Unmuth schwarz und düster verschleiert auf ihre pietätlosen Enkel herabblickten, oder in „Staub" mehr noch, als in „Asche" zu trauern schienen über diese Vernachlässigung ihrer Würde. Seit sechs Wochen habe ich einen Maler, um ihnen zu zeigen, daß ein ihrer würdigerer Nachkomme hier eingezogen ist, und ich kann dich versichern, daß sich bereits bei einer ganzen Reihe von ihnen die düstern Züge wunderbar erhellt und aufgeheitert haben!

V.

Am 25. Mai.

Ich habe ein Veilchen entdeckt, das im Verborgenen blüht, ein Landpomeränzchen, dem ich jedoch nur aus Höflichkeit das Diminutiv gebe, denn eigentlich ist sie groß und stattlich, und von der Landpomeranzen-Eigenschaft hat sie weiter nichts, als die langsam bedächtige, vom Dialect mehr als billig gefärbte Sprache der Landeseingeborenen und dazu etwas steife Manieren, sonst ist sie eine ganz reizende Gestalt, der das einfache, dunkle, bis an den Hals schließende Kleid von simplem Merino oder Tibet vortrefflich steht. Ihre Züge sind regelmäßig schön, sie würde frappiren, wenn sie einen blendenderen Teint und mehr Farbe hätte; aber auch so ist ihre hohe, klare Stirn mit dem prächtigen kastanienbraunen Haar, wohl zu erobern im Stande. Für mich ist sie der stärkste, selbstbewußteste Ausdruck jener indolenten, beinahe abwehrenden Kälte, womit meine Landsassen mich hier betrachten — jener beinahe komischen Respectlosigkeit, welche diese Landorginale den Sphären des geistigen Lebens und des erweiterten Daseins von uns Culturmenschen entgegensetzen. Ich bin ihr interessant, das ist nicht anders möglich bei ihrer einförmigen Existenz, in welche so wenig fremde Erscheinungen treten; aber sie läßt sich nicht herab, es mir nur durch einen einzigen auf mir haftenden Blick zu zeigen, und wenn ich ihr auf's liebenswürdigste vorplaudere und ihr Herz zur Bewunderung zu verführen suche, so ist es, als ob Greichens „guter Geist" hinter ihr stände und ihr zuraunte: laß dich nicht verblüffen. Dieser Einflüsterung scheint sie denn auf's gewissenhafteste zu gehorchen. Und doch ist sie, glaube ich, innerlich nicht theilnahmlos, sie scheint mir obendrein ein ganz verwettert geschenktes Ding; sie ist sogar witzig, ironisch, und ich glaube, ihre Phantasie hätte im Grunde ein ganz phantomisch wildes Wesen werden können, wenn sie nicht mit so kalter, klarer Verständigkeit die Rosse vor dem Helioswagen ihrer Einbildungskraft zu zügeln und zu zähmen verstanden, daß sie sie jetzt à deux mains gebrauchen kann, Werkeltags für ökonomische Zwecke und nur in sonntäglichen Stimmungen zum Ausflug in icarische Bahnen. Ich möchte einmal sehn, ob ich's nicht dahin bringe, daß sie fremdlich mich mit sich steigen heißt in den goldenen Wagen, worin sie doch für Zwei Platz haben muß, oder sie wäre kein junges Mädchen!

Nun habe ich dir da das Charakterbild einer ländlichen Schönheit gezeichnet, und kein Wort gesagt, von welchem Rahmen individueller Verhältnisse Fräulein Sophie Menther eingefaßt ist. Du mußt wissen, daß sich eine halbe Stunde von meiner Besitzung ein Gut befindet, welches nur etwa halb so groß wie das meinige ist; dafür hat es eine ausgezeichnete Wasserkraft, welche mehre Mühlen-Etablissements in Bewegung setzt, und pour comble de bonheur eine höchst ergiebige Kohlenzeche. Dies Besitzthum befindet sich in der Hand eines ehemaligen Hauptmannes, der es dadurch bekommen haben soll, daß er die Cousine im sieben und zwanzigsten Grade canonischer Computation der letzten Eigenthümerin, einer kinderlosen und unzurechnungsfähigen, alten Frau geheirathet hat; mein Capitano und seine Sposa haben dieser steinalten Donna Urica nämlich plausibel zu machen gewußt, daß sie für ihr zeitliches und ewiges Wohl weitaus am besten sorge, wenn sie die ferngrabige Cousine zur Erbin einsetze. Das ist geschehen; nahe, dürftige Verwandte sind dadurch übergangen worden — ein skandalöser Proceß mit ihnen hat sich durch viele Jahre gezogen — enfin, der Hauptmann ist seit einem Menschenalter Gutsherr. Petermann hat mit eine lange Mordgeschichte über das Alles erzählt, wieviel daran gelegen ist, weiß ich nicht, wahrscheinlich ein bedeutender Bruchtheil des Ganzen — auch wenn Petermann ein glaubwürdigerer Historiker wäre, als er ist, denn auf dem Lande pflegt man die Verhältnisse seiner Nachbarn mit einem rührenden Aufgebot christlicher Milde zu analysiren. Eh bien, mich kümmert's nicht; ich habe einen Besuch in Osterlohe gemacht, der Alte, der selten sichtbar werden soll, weil er an allen Gebrechen seiner natürlichen Krankheit leidet, hat mich nicht empfangen können — dafür

Digitized by Google

hat der forgsame und liebende Stab seiner hinwelkenden Kräfte, seine Tochter Sophia, mir die Honneurs gemacht — tant mieux — und ich habe einen Vorwand, mehrmals zurückzukehren, aus dem Umstande schöpfen können, daß ich noch nicht die Ehre gehabt, dem Herrn Hauptmann mich zu präsentiren. Bei der Gebrechlichkeit des Alten, der nur noch zum Wetterglase gut ist, weil eine Kugel, die er in der ewig denkwürdigen Schlacht von Jena empfangen haben will, je nach den Schwereverhältnissen der Atmosphäre in ihm fällt oder sinkt, grade wie das Quecksilber in einem Barometer. Bei dieser Gebrechlichkeit hat Sophie die Aufgabe, die Geschäfte der Gutsverwaltung zu leiten, und sie soll sich mit bewundernswürdiger Umsicht derselben annehmen. Sparenberg wenigstens äußert vor ihrem savoir faire und ihrem Talent als „Regisseur", wie die Franzosen das nennen, unbedingten Respect. Und hat sie keine Freier? habe ich ihn gefragt, als die Rede neulich auf die Bewohner von Osterlohe kam.

Freier — o sicherlich, und Osterlohe noch mehr, aber bisher hat man nicht gehört, daß einer bei ihr Glück gemacht hätte, antwortete Sparenberg.

Und doch ist sie kein Kind mehr!

Fünf und zwanzig im Herbst, versetzte er, es dünkt mir noch, als sie in unserer Kirche zur Taufe getragen wurde, es war ein Jahr, nachdem der Sohn des seligen gnädigen Herrn von den Schulen und von seinen Reisen wieder heim kam, und das sind jetzt 26 Jahre!

Ich weiß nicht, welche Ideenassociation sich Sparenberg aufdrängte, aber aus seinem verschmitzten Miennenspiel erkletzt ich, daß darin nichts war, was ich als eine Schmeichelei für mich hätte auslegen dürfen. Dachte er vielleicht, wie viel ruhiger, behaglicher und vortheilhafter für Scheime seines Gleichen die Gestalt des vor 26 Jahren seinen Einzug feiernden Erben gewesen im Vergleich mit dem jüngsteingezogenen windigen Menschen? Vielleicht — doch dann hätte seine rothlichen Züge auch wohl eine gelinde Wehmuth überschattet, daß das Schicksal diesen vortrefflichen Junker in der Blüthe seiner Jahre vorzeitig dahingerafft, und den in der Residenz lebenden unangenehmen Vetter, mit dem so schwer für Sparenberg zu leben ist, zur Erbschaft berufen habe. Wahrscheinlicher dachte er, ich werde den Entschluß gefaßt haben, um die Hand der hübschen Oekonomin zu concurriren, in der Absicht, Osterlohe meinem Gebiet einzuverleiben — und ich werde mir, zu Sparenberg's ganz besonderer Ergötzung, einen weidlichen Korb holen, als ein viel zu sastiger, unzurechnungsfähiger Mensch für die Perle des Landes! Du lieber Gott — j'ai d'autres chats à fouetter, als der Erbin einer sehr ausgiebigen Wasserkraft und eines Kohlenflötzes von zwanzig Lachter Mächtigkeit Fallstricke zu legen!

VI.

Am 3. Juni.

Die Natur ist doch eigentlich ein ganz eigenthümliches Wesen: ich habe hier in ein paar Monden in meinem tête-à-tête mit dieser gütigen, allllebenden Mutter mehr darüber erfahren, als unsre Cathederweisheit, welche glaubt, jeden elektrischen, magnetischen, galvanischen und odischen Nerv derselben nach ihrem souveränen Belieben unter ihren Fingern spielen lassen zu können, sich träumen läßt. Diese alte Mutter Gea mit vielen Brüsten ist nämlich ein im Grunde böses, neidisches, tückisches Weib, das nicht mit reichen Händen aus üppigen Füllhörnern spendet, sondern geizt und raubt, wo sie irgend einen armen Sterblichen um den Lohn seiner ihr gewidmeten Arbeit bringen kann. Es ist Feindschaft zwischen der Natur und dem Kinde des Geistes und Gedankens, dem Menschen. Ja es ist etwas Dämonisches, Diabolisches in dieser von den Pantheisten angebeteten Natur; die ganze Materialisten- und Stoffwechselschule, die uns zu Naturproducten stempelt und folgerichtig uns in den remarkabelsten Zucht-Exemplaren auf die landwirthschaftlichen Ausstellungen liefern müßte, versteht nichts davon. Unser geistiges Wesen hat mit der Natur nichts gemein. Die alten Scholastiker mit ihren Ideen von der natura naturata und natura naturans blickten viel tiefer, und auch in der Erbsündetheorie, die alle Natur als unheiliges, unsalvirtes Ding unter einem Baum liegend erblickt, ist mehr Weisheit, als in dem modernen Naturcultus, der aus einem Pandämonium ein Pantheon macht.

Wodurch ich auf diese Ideen komme? Durch meine Erfahrungen, also auf dem Wege der zuverlässigsten Belehrung, auf dem empirischen. Ich habe das stille Walten der alma mater tellus und der Elemente so empfunden, daß ich davon mitreden kann. Beim Nahen des Lenzes, während schwärmerische Seelen im abendlichen Birkenduft und beim ersten Nachtigallschlag einen Himmel naiver Entzückungen in sich aufsteigen fühlten, hat mir die Fluth meine Wintersaaten verdorben. Im Mai ist eine Nacht mit einem tüchtigen Dezemberfrost über meine Rapsfelder gekommen und hat sie vernichtet; jetzt haben mir die Erbsfröhe meine Leinsaaten verdorben und das Sommergetreide, das nach Sparenbergs Versicherung sich in sehr hoffnungsvollen Umständen befindet, soll, wie Herr Petermann, der das Ding kennen will, behauptet, jämmerlich aussehen. Ich würde aus diesen persönlichen Erlebnissen keine Schlüsse ziehen, so inhuman und unfreundlich auch von der Natur diese Aufführung sein mag, einem mit den besten Absichten kommenden jungen Anfänger gegenüber. Aber ich sehe, daß alle andern Menschen, alle diese wie Zugtiere arbeitenden, ihre sauren Schweißtropfen an sie wendenden Bauern von der alten Here nicht besser behandelt werden. Sie quälen sich durch eine Kette von angenehmen Erlebnissen, Nachtfröste, Hagelschlag, Wasserfluthen, Dürre, Nässe, Mehlthau, Ungeziefer, und weiß der Himmel, wie alle diese Dinge heißen, womit ihnen das Leben vergällt wird.

Ich habe das gestern Sophie ausgesprochen und ihr mein Leid geklagt. Ich traf sie bei einem Spaziergange zufällig auf einem Haidegrundstücke, das ihr Vater, oder vielmehr sie selbst, urbar machen läßt, und wo sie den Arbeitern zuschaute. Als sie mich, von Abdallah's Rücken getragen, einhertraben hörte, blickte sie rasch um, dann aber machte sie einige hastige unwillkührliche Schritte, wie um sich von meinem Wege mehr zu entfernen — es war ein Beweis, daß meine Erscheinung sie nicht ganz unbefangen läßt, wie sie sich stellt. Aber sie ist doch herzlos wie alle diese Menschen. Als ich neben ihr anhielt, das Pferd meinem Diener überließ, und zu ihr trat, um dann bald im Gespräche auf meine verdrießlichen Erfahrungen zu kommen, wurden ihr

Digitized by Google

Züge fast von demselben Spott belebt, der in Sparenberg's Mänenangen glänzt. Sie wandte sich ab und lenkte ihre Aufmerksamkeit so ausschließlich auf Abdallah und Fingal, als ob diese unendlich mehr Anziehendes für sie hätten, als der Besitzer derselben. Ich begleitete sie dann nach ihrem Hause zurück. Der Weg ist sehr hübsch, er führt durch ein Gehölz mit schattigen Alleen, darauf durch die Ackerfelder und Wiesen, die zu Osterlohe gehören: das Gut liegt in einer Thalsenkung, von breiten Wassergräben umgeben; sonst hat es nichts Seigneuriales, es ist ein einfaches, modernes Gebäude mit weißem Verputz und grünen, venetianischen Blenden. So bildet es gerade den Gegensatz zu meinem wappengeschmückten, feodalen Manoir. Aber rund umher, in den Gärten, auf dem Wirthschaftshofe sieht alles überaus proper und frisch aus, die strengste Ordnung waltet hier, die Oelfarbe wird nirgends gespart, und das Vieh, welches auf den Weideſtücken grast, gleißt und strotzt voll Wohlbehagen. Auch machte Sophie, wenn wir durch eines dieser Gehege schritten, zahlreiche kleine Abstecher, um hier einem jungen Rinde das glänzende Fell zu streicheln, und dort ein unbändiges Fohlen zu locken, das ihre ausgestreckte Hand mit den weitgeöffneten Nüstern anblies und nach dieser schnaubenden Huldigung den Revers seiner wilden Galanterie zeigte, indem es sich umdrehte und hinten ausschlagend davon galoppirte.

Aber mein Gott, Fräulein, fürchten Sie nicht, daß Sie getroffen werden können, rief ich bei der ersten Begegnung dieser Art erschrocken aus.

Die wackern Thierchen hüten sich, mich zu treffen, antwortete sie lächelnd; es ist nur eine Freudenbezeugung, es sind Buben, die aus Heiterkeit ein Rad schlagen, nur anders! Ich bin nicht so ängstlich, wie Ihre Damen in der Stadt.

Das sehe ich in der That, aber es ist nicht zu verwundern, Sie wissen eben, daß keine Gefahr da ist, wo eine Stadtdame eine Gefahr erblicken würde. Und wenn Sie in diesen Sachen erfahren sind —

So, fiel Sophie lächelnd ein, sind es die Stadtdamen desto mehr, wollen Sie sagen, in andern und zwar viel besseren, höheren Dingen, als solchen auf der Weide erworbenen Erfahrungen!

O wie boshaft, mir solche Dinge in den Mund legen zu wollen!

Boshaft? Nicht im mindesten! Geben wir armen, ungebildeten Landbewohner Ihnen nicht täglich Ursache, so über uns zu urtheilen?

Habe ich das je Ihnen gegenüber durchblicken lassen?

Sicherlich — in jedem Wort; und das ist ja nur natürlich — Sie haben eben den Muth Ihrer Meinung!

Sie beurtheilen diese Meinung falsch, Fräulein Sophie — ich versichere Sie hier auf Ehre des unbedingtesten Respects vor ihrer eminenten landwirthschaftlichen Thätigkeit, Umsicht und Bildung.

Und Bildung! — Vor dieser landwirthschaftlichen Bildung haben Sie großen Respect! antwortete sie ironisch.

Das habe ich in der That! Ich weiß, daß wir hier nicht Alles, nicht Maria und Martha zu gleicher Zeit spielen können; Sie sind nun einmal Martha und wenn Sie den Marien in der Stadt überlassen, die Romane Bulwer's und den Byron in der Ursprache zu lesen, oder ihr Herz den süßen Emotionen und bittren Wahrheiten in den Schriften der Sand zu öffnen — so ersetzen Sie den Mangel dieses ganzen Bildungsstoffs durch ein anderartiges, aber deshalb nicht schlechteres Wissen. Wer wird von Ihnen verlangen, daß Sie Französisch und Englisch verstehen — ist doch Niemand da, der mit Ihnen in diesen Sprachen redet! Dagegen wissen Sie mit Ihren Dienstleuten in der Sprache der Herrin zu reden, und das ist auf dem Lande unendlich nützlicher!

Sie sind höchst liebenswürdig, mich so in meinen eigenen Augen etwas zu heben, sagte ste, ich weiß nicht, ob in Scherz oder Ernst.

Sehen Sie, fuhr ich fort, ich habe vor Ihrer ökonomischen Bildung so großen Respect, daß ich auch zu ihr wie zu einem Orakel flüchten möchte! — Ich klagte ihr sodann wiederholt all meine Leiden und schloß mit der Bitte, einmal nach meinem Milendonk herüberzukommen und nach gehaltenem Augenschein mir ihren Rath zu ertheilen.

Sophie schüttelte die braunen, reich niederwallenden Locken.

Das geht nicht! sagte ste.

Und weßhalb nicht?

O aus vielen Gründen. Unsre Lebensformen hier sind nicht so leicht. Sparenberg würde sich tief gekränkt fühlen, wenn Sie anderen Rath dem seinen vorziehen und würde mir bitterböse werden.

Und Sparenberg's Feindschaft würde ich bei Ihnen durch meine — Dankbarkeit nicht aufwiegen können?

Sie antwortete nicht.

Sparenberg ist ein Schelm! fuhr ich gereizt fort.

Er ist ein tüchtiger Landwirth und ein ehrlicher Mann, antwortete ste mit einem beinahe zornigen Nachdruck. Sie können ihm unbedingt vertrauen, setzte ste dann wie mit begütigendem Tone hinzu.

So will ich ihn Ihnen zusenden, er soll Ihnen über Alles den genauesten Bericht abstatten, und Sie werden ihm dann rathen, was zu thun ist, um zu retten, was von meinen verdorbenen Saaten noch gerettet werden mag.

O nein, nein, senden Sie ihn mir nicht!

Sie sprach das so rasch und entschieden, daß diese Lebhaftigkeit mir auffallen mußte.

Also Sie wollen nichts, gar nichts mit meinen Angelegenheiten zu thun haben, Sophie?

In diesen Worten mußte ein Ton liegen, der ste bewegte.

Legen Sie es nicht so aus! sagte ste sehr milde.

So will ich es anders auslegen, sagte ich lachend. Sie wollen von Sparenberg nicht das Detail meiner Art zu wirthschaften hören. Sie haben schon ganz hinreichend davon gehört, völlig genug, um den Aerger einer so guten Patriotin zu erwecken, welche die alte Landesstitte und den heimathlichen Schlendrian von einem Einbruch des modernen, energischen Fortschritts und Verbesserungsdranges bedroht sieht!

Ueber ihr hübsches Gesicht flog etwas wie eine kleine Wolke von Unmuth bei diesen Worten.

In der That, ich habe nichts dagegen, wenn Sie es so auslegen, sagte ste ernst.

Wir schieden bald — ich mit dem Gefühl, daß zwischen uns doch wenigstens statt der früheren Gleichgültigkeit ein gewisses Verhältniß entstanden sei — ob von ihrer Seite

Digitized by Google

ein sympathetisches oder antipathetisches, das weiß ich in der That selbst nicht — wer blickt in einen solchen mystischen und labyrinthischen Abgrund, den man — ein junges Mädchen nennt!

VII.

Am 8. Juni.

Trotz aller Thätigkeit, die man sich schafft, ist es doch mitunter recht herzlich langweilig auf dem Lande. Ich habe jetzt so viel unternommen, daß ich fast gebannt bin, sonst würde ich wieder auf einige Zeit zu dir in die Residenz kommen, lieber Max. Um es für lange in solcher idyllischen Eintönigkeit auszuhalten, muß man verheirathet sein, und inmitten eines ungetrübten Familienglücks stehen. Den Winter bringe ich jedenfalls in der Stadt zu und diese Zeit will ich benutzen, mich unter den Töchtern — nicht des Landes, sondern der Stadt, nach einer Geist, Gemüth und — Publicität befriedigenden Gattin umzusehen.

Ich war gestern in der kleinen Stadt, welche die Metropole unsres Kreises ist und in ihren verschiedenen Buden feil hält, was ein geplagter Landbewohner der Umgegend alles bedarf: Wein, Cigarren, Caffee, Gerichtssentenzen, Sämereien, Advocatenrath, notarielle Acte, Pferdegeschirre und Küchengewürze. Ich hatte mit meinem Advocaten, der mir eine Summe Geldes hat auftreiben müssen, zu reden. Sparenberg übt nämlich noch immer die süße Gewohnheit des Forderns und die Gartenanlagen, der Wiesenumbau, der Bau des Oeconomiegebäudes schluckt Geld wie ein Oger. Es ist in der That wahr, daß nichts mehr kostet, als Bauen — wer den ersten Ziegelstein dazu kauft, sagt der König v. W., ist ruinirt! Nun also, ich war in unserer Kreisstadt und auf dem Heimweg, nahe vor Mildenhof holte ich den herrlichen Püttmayer de la Roche Aymon ein. Ich stieg, um die Conversation zu erleichtern, ab, und ging neben ihm her. Herr Püttmeyer fand sich, wie er sagte, sehr geschmeichelt durch diese Ehre; er hatte es darauf abgesehen, im Lichte seiner Belesenheit vor mir zu glänzen. Er ist der Dorf-Bel-Esprit. Gray's „unvergleichlich schöne" Elegie auf einen Dorfkirchhof kann er auswendig. Matthison's „Schweigend in der Abenddämmerung Schleier" — cele va sans dire — Uhland's „Sängerfluch" gefällt ihm nicht, der ethische Inhalt des Verhältnisses der jungen Königin zu dem Sängerknaben scheint ihm Scrupel zu machen. Aber er schwärmt für Zedlitz' „Nächtliche Heerschau"; ich glaube er hält sie für die jüngste nennenswerthe Bereicherung der poetischen Nationallitteratur der Deutschen. Ich habe ihn mit Freiligrath's „Löwenritt" bekannt gemacht und ihm dann versichert, daß ich als Gegenstück dazu Herrn Amtmann Petermann's famosen Hirschenritt bearbeiten würde. Das hat den alten Schöngeist in heitre Laune versetzt, er hat zutraulich werdend mich nach dem französischen Bestandtheil meiner Bibliothek gefragt. Als ich ihm mehre daraus nannte, auch die Schriften der Sand, rief er mit besonderer Lebhaftigkeit aus:

Ei, — Sie haben die Schriften von der Sand — auch wohl Mauprat darunter?

Ich bin so glücklich — interessirt Sie das Buch so sehr?

O nein, ich mache mir aus diesem neuen Französisch gar nichts; zu meiner Zeit war, was man gutes Französisch nannte etwas andres, es war eine klare, leicht verständliche, durchsichtige Sprache, jeder Satz wie eine wohlfrisirte Locke, gegen die struppigen Haarbüschel von heute, welche der Herren Autoren geistiges Antlitz umrahmen, dicht, verworren, ungekämmt und von allerlei Winden durcheinander und aufgeblasen! Ich bin zu alt, um all die verzwickten neuen Redensarten und Wörter noch zu lernen, aber Fräulein Sophie hat schon lange das Buch zu bekommen gewünscht.

Fräulein Sophie — die liest, und liest die Sand?

J, das wollt' ich meinen — im Französischen bin ich ihr Lehrmeister gewesen, und wie schnell das Kind begriff — eine wahre Freude war's, es anzusehen — seitdem hat sie auch englisch hinzugelernt, von dem ich keine Silbe verstehe, und so ist sie mir überall über den Kopf gewachsen. Sie liest sehr viel.

Das hat sie mich nie mit einem Worte ahnen lassen, unterbrach ich ihn überrascht.

Es steckt überhaupt mehr dahinter als man ahnt! sagte Püttmayer de la Roche Aymon mit großem, emphatischem Stolze auf seine frühere Schülerin den Kopf wiegend.

Und sie wünscht Mauprat zu haben? — Aber weshalb hat sie ihn dann nicht längst aus der Stadt vom Buchhändler kommen lassen?

Wie? fragte Püttmeyer verwundert. Kommen lassen? Hat der Buchhändler es denn?

J freilich — oder er verschreibt's!

Herrn Püttmeyer schien diese Art, sich den Besitz eines Buches zu verschaffen, neu zu sein. Es geht leider auch gebildeteren Leuten als einem Dorfschöngeist so!

Es würde wohl viel lesten? sagte er nach einer stummen Pause.

Und wünscht sie auch englische Bücher? fragte ich.

Ich weiß es nicht, versetzte der alte Herr; sie bekommt englische Bücher aus einem Lesezirkel in der Stadt.

Und was? The Vicar of Wakefield — A simple Story und Lady Montague's Letters?

Kann sein, ich verstehe nichts davon. Sie hat mir zuletzt von einem neuen Roman von Dickens gesprochen, für den sie schwärmt; sie behauptet, daß sein Schriftsteller je ein so liebevolles Herz an die Wirklichkeit herangebracht und das reale Leben seiner Bilder so ganz mit der tiefen Poesie seines eigenen Gemüths durchströmt habe, wie dieser Dichter. Sie setzt ihn beinahe, glaube ich, Shakespeare an die Seite; sie sagt, die bewundernswürdige Verschmelzung von Realität und Idealität in Shakespeare sei auch in diesem englischen Romanschriftsteller vorhanden, aber sie sei noch wohlthuender und erwärmender, weil der Romandichter die Idealität wie eine schöne Blume aus den Zweigen des Wirklichen und Realen selbst naturgemäß aufblühen lasse. Deshalb sei nichts in ihm, was gesucht oder weit hergeholt, wie bei Shakespeare.

Sind das ihre eigenen Worte? fragte ich.

So ungefähr; denn, meinte Püttmeyer, was mich angeht, ich verstehe nichts davon. Shakespeare ist mein Mann nicht, ich stelle Corneille und auch Voltaire höher!

Ich muß dir gestehen, Max, daß diese Mittheilungen mir das stille Wasser, das sich so gutmüthig von mir wegen Mangels an Kenntnissen und Bildung hatte trösten lassen, nicht wenig piquant machten. Bisher hat mich immer an unsern Damen ergötzt „comme elles font la moue",

Digitized by Google

wenn man Ihnen etwas erklärt, was sie schon wissen. Diese Sophie scheint eine andere Natur. Ihr Selbstbewußtsein scheint so sicher, daß sie keinen Werth darauf zu legen braucht, wie sie sich in andrer Leute Vorstellungen spiegelt. Aber daß sie auch nicht einmal ein Wort, eine Silbe daran wendet, meine Vorstellungen von ihr zu berichtigen, ist etwas demüthigend für mich. Meinst du nicht auch?

Ich will morgen hinüberreiten und ihr den Mauprat bringen. Für die Demüthigung, die sie mir zugefügt hat, indem sie meinen liebenswürdigen Trost für ihren Mangel an Bildung schweigend anhörte, will ich ihr eine kleine Strafe geben. Ich will sie nun als auf solchen Höhen der Bildung stehend behandeln und sie in eine so sublimirte Gedankenwelt führen, daß sie wenigstens ausrufen soll: hören Sie auf, ich verstehe nicht so viel, wie Sie glauben — da sie zu hochmüthig war, mir zu sagen: ich verstehe mehr als Sie glauben!

VIII.

Am 10. Juni.

Ich habe gestern meinen Vorsatz ausgeführt, aber ich bin eigentlich heimgekehrt wie Jener, der Wolle zu holen ging und geschoren zurückkam. Als ich in Osterlohe in das Wohnzimmer geführt wurde, traf ich Sophie nachdenklich vor einem großen Buche mit weißen Blättern sitzend, in welches sie augenscheinlich, sie hielt die Feder in der Hand, etwas hatte eintragen wollen, ohne über ihren Gedanken dagegekommen zu sein, denn das Blatt vor ihr war völlig weiß — sie mußte auch mein Kommen nicht gehört haben, denn sie erschrak sichtbar und es verging eine kurze Zeit, bis sie ihr volles Aplomb wiedergefunden hatte. War es nur die Ueberraschung oder war ihr mein Kommen überhaupt störend — eine gewisse Aufregung konnte sie nicht verbergen. Während ich mich in einem Sessel ihr gegenüber etablirte, nahm sie eine keineswegs sehr elegante Näherei zur Hand — ich glaube, es waren Kissenüberzüge oder so etwas — eine Leinwand, die wegen ihrer Feinheit auf der Londoner Weltausstellung schwerlich eine Medaille erhalten haben würde. Ihre Finger schienen ein klein wenig zu zittern bei dieser häuslichen Thätigkeit.

Ich bin gekommen, um Ihnen ein Buch zu bringen, Fräulein — Maria! begann ich.

Und auch einen neuen Namen? fragte sie etwas verwundert aufblickend.

Den rechten bloß, da ich neulich Ihnen den unrechten gab. Sie sind keine Martha, oder besser, Sie sind mehr denn eine Martha. Einen neuen Namen, fuhr ich fort, und der Henker hole den Uebermuth, der mich dem wie mir schien, verlegenen Mädchen gegenüber kitzelte — einen ganz neuen Namen würde ich Ihnen sehr gern bringen, wenn ich wüßte, daß sie ihn von mir annehmen würden!

In ihrem Auge funkelte etwas wie Zorn, und das jungfräuliche Selbstbewußtsein schien so verletzt, daß ich von nun an aus ihrem hübschen Munde gar nichts mehr hörte, als was den Ton einer zornigen Gereiztheit durchschimmern ließ.

Wer hat Ihnen gesagt, daß ich das Buch — ich hatte Mauprat ihr überreicht — wünsche?

Das hat mir das alte Original, Herr Püttmeyer de la Roche Aymon, der älteste Ihrer Verehrer verrathen, dessen litterarische Bildung ich unlängst zu bewundern Gelegenheit erhielt.

Wie spöttisch Sie das Alles sagen! versetzte sie.

Nicht im mindesten — wie sollt' ich einen so trefflichen alten Herrn verspotten, der durch seine Begeisterung für Sie einen so großen Fonds von richtigem Gefühl und Urtheil an den Tag legt!

O Sie spotten über uns alle hier. Sie erblicken in uns armen Landbewohnern nichts als Marionetten, welche Ihre souveräne Ueberlegenheit zu Ihrer Ergötzung an den Fäden Ihres Witzes tanzen läßt. Man muß Angst vor Ihnen haben.

Da möcht ich jedem Ihrer Worte widersprechen, antwortete ich eifrig. Wann hatte ich über Sie gespottet, Fräulein Sophie? Und vor meinem Witze Angst haben — das wäre sehr thöricht, denn ich habe gar keinen Witz — ich bin eine ganz sentimentale Natur!

Das, sagte sie, räume ich Ihnen nur dann ein, wenn keinen Witz haben schon hinreichte, um Gefühl zu haben.

Also daß ich keinen Witz habe, räumen Sie ein.

Sie haben den Witz der Bildung, der ist wohlfeiler, aber auch viel unbehaglicher für Andere wie der eigene, ursprüngliche Witz.

Und den ursprünglichen, den Mutterwitz also, den sprechen Sie mir ab.

Ich spreche über nichts ab, antwortete sie spitz, ich überlasse das andern, geistreicheren Leuten, ich glaubte nur, Sie hätten ihn eben sich selbst abgesprochen.

Ja so, freilich! Und den Witz der Bildung — was verstehen Sie darunter?

Die matten Lichtfunken, welche die Blasirtheit aus sich lockt, wenn sie sich mit andern Blasirthelten reibt; den kleinen Krieg den die Armen im Geiste gegen die, welche reich sind durch ein ehrliches Gefühl und ein aufrichtiges Herz, führen: die Opposition der Proletarier im Reich der Empfindung gegen die ganze Welt, die noch ein unaufgebrauchtes Capital an Glauben und Hoffen besitzt. Das ist der Witz der Bildung; alle die Redewendungen und Ausdrücke gehören dahin, welche die große Welt Tag für Tag vermehrt, um damit zu verspotten, was nicht zu ihr gehört und gegen die man sich nicht vertheidigen kann, weil unser Eins die Beziehungen nicht kennt.

Sie halten mir eine harte Strafrede und Sie thun mir Unrecht, versetzte ich. Ich bin nicht blasirt, ganz im Gegentheil, ich bin viel zu sehr Spielzeug meiner Eindrücke. Es ist wahr, daß mir manche der achtbaren Individuen, die ich hier gefunden habe, einen heitern Eindruck machen. Wenn ich die pyramidalen Jagdgeschichten des Herrn Amtmanns anhöre, oder die überaus höflichen Manieren des Er-Maire ansehe.

So reicht Ihnen das hin, diese Menschen zu beurtheilen — und doch ist der Amtmann einer der thätigsten und redlichsten Beamten dieser ganzen Provinz. In der unsäglich dornenvollen Stellung, die in unserm vom bekannten Ordre, Contreordre, Desordre gelenkten Staatswesen ein solcher Mann hat, der als Gemeindevorstand die Interessen seiner Verwalteten gegen das Ganze und die Regierung vertreten soll, von der Regierung jedoch als Polizeibeamter jeden Augenblick Befehle entgegen nehmen muß, wider die Interessen der Verwalteten zu handeln — der auf diese Weise bald

Digitized by Google

den Hammer, bald den Amboß zu machen hat, der obendrein jämmerlich schlecht besoldet wird — in solcher Stellung leistet unser Amtmann das Unglaubliche für Ordnung, gemeinnützige Anstalten und den Wohlstand seines Bezirks, ohne je sich durch den Undank abschrecken zu lassen, der ihm meist von allen Seiten lohnt. Und was Herrn Pültmeyer angeht, so, meine ich, braucht man seine große Höflichkeit als den Ausdruck einer unendlichen Gutmüthigkeit und eines überfließenden Wohlwollens zu betrachten; und wollte man sie auch dann noch lächerlich finden, so brauchte man sich nur auf die bittren Erfahrungen zu erinnern, welche diesem Manne im Leben geworden sind, um ihn zu bewundern, daß er noch ein solch überfließendes Wohlwollen sich bewahrt hat.

Und welche bittre Erfahrungen, fragte ich, hätte Pültmayer, den das Glück Ihrer Bewunderung doch wieder für Alles entschädigen muß, denn gemacht?

Die mannichfaltigsten; schon von Hause aus in Verhältnissen wurzelnd, die man auf dem Lande eben nicht leicht vergißt, hat er sein Lebenlang sich kümmerlich durchschlagen müssen. Eine kurze Zeit hat ihm das Glück gelächelt, damals als er die dreifarbige Schärpe trug, um ihn dann bald desto tiefer wieder sinken zu lassen. Ein vermögendes Mädchen, seine Braut, ist gestorben — doch wozu soll ich Ihnen erzählen, was Sie nicht interessirt?

Als ob nicht Alles, was Sie mir erzählen, vom höchsten Interesse für mich wäre! Wenn Sie aber jetzt geduldig meine Schutzrede anhören wollen, so werde ich Ihnen auch dankbar sein. Sie wissen, daß ich mein Leben in einem großen Mittelpunct von Gesellschaft und des Verkehrs zugebracht habe. Die Fülle von Erscheinungen, Anregungen, Bildern und Gedanken, welche ein solches Leben bringt, habe ich durch die Güte meines Großoheims noch bedeutend auf Reisen in Frankreich und Italien vermehren können. Ich bin so recht mitten im geistigen Strom der bewegten Welt von heute mitgeschwommen. Das hat vielleicht nichts gethan, um mich innerlich wahrhaft zu bereichern — ich gebe es Ihnen zu; aber es hat mir einen unabsehbaren Horizont eröffnet, es hat mir wenigstens gezeigt, in welchen großen, bunten, namenlos reichen Kreisen sich der Geist des Menschen, schaffend und zerstörend, nach allen Richtungen vordringend, bewegt. Denken Sie sich, ich sei ein Vogel, eine Seemöve, wenn Sie wollen, des mittelländischen Meeres, des Meeres, in welchem sich die Ruinen von Akro-Corinth und die zertrümmerten Säulen von Pästum, die Kuppeln von Byzanz, die Minarets von Alexandrien spiegeln; dem der Nil den Staub aus den Königsgräbern der Pharaonen, die Tiber die Trümmer alter Marmorbilder aus den Palästen der Cäsaren zuwälzt: und nun lassen Sie diese Seemöve weit, weit hin in's Land verschlagen werden: muß sie nicht ein Gefühl von unbändiger Heiterkeit anwandeln, wenn eine Ente auf einem kleinen Weiher, Wasserlinsen schluckend und schnatternd, mit vollendetster Gravität zu ihr aufblickt, im vollsten Bewußtsein, daß sie auch die Welt kennt und ein vielerfahrener Naturtus ist! Muß das nicht einen unwiderstehlich komischen Eindruck machen? Den habe ich nun empfunden und den dürfen Sie mir nicht übel nehmen. Sie werden ja auch Goethe sein bekanntes:

Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht Jeder sich den engen Cirkeltanz
Wie junge Katzen um den Schwanz —

nicht übel nehmen! Das ist ganz derselbe Eindruck der sich darin ausspricht!

Mein Gott, wie übermüthig Sie sind, Herr von Mielendonk, fiel mir Sophie in's Wort.

Ich, übermüthig? Da thun Sie mir wieder bitter unrecht. Ich bin eigentlich ein ganz kleinmüthiger, verzagter Mensch. Ich habe oft Anwandlungen von förmlicher Seelenangst, besonders dann, wenn ich mich mit naturwissenschaftlichen Büchern beschäftige, wie ich es in neuerer Zeit oft thue. Ich fühle, daß ich den Fanstfragen, die unser Jahrhundert so scharf betont, so gistig zugespitzt hat, so wenig gewachsen bin, wie ein Kind, und doch kann ich sie nicht von mir abwehren. Ich komme mir dann vor wie ein allgemeines Ziel der Antipathie der schaffenden und erschaffenen Mächte — die Menschen überhaupt erscheinen mir in dieser Lage. Die Natur ist eine böse Macht für mich, die uns mit Schmerzen, Krankheiten, Tod verfolgt: die unsren Arbeiten sacht entgegenwühlt, um sie um den Lohn zu bringen. Der Ackerbau z. B. macht mir jetzt den Eindruck eines stillen Mienenkrieges des Menschen wider die Naturkräfte. Das Schicksal schlägt uns, wenn wir inmitten unsrer besten Hoffnungen, schönen Lebenszielen entgegeneilen, tückisch ein Bein unter, oder schleudert uns ganz aus der Bahn; es rächt Sünden vorausgegangener Geschlechter an uns, für die wir nichts können; es ist immer wachsam, daß es uns ja nicht lange wohl ergehe auf Erden. Und nun diese peinigenden Fragen nach dem Warum, dem Wozu in uns! Der blaue Himmel steht über uns mit seiner ängstigenden Unendlichkeit — die Sterne funkeln über unsern Häuptern, wie Augen einer sarkastisch verschwiegenen Allwissenheit, die auf uns spöttisch herablugen, um uns mit ihrer ewigen Klarheit zu höhnen — Schätze, welche vor uns glänzen, wie die gielsenden Schätze hinter den Juwelierläden vor den Augen armer Verhungernder! — Bin ich übermüthig, Fräulein Sophie?

Fräulein Sophie schwieg auf diesen langen Herzenserguß, den sie mir entlockt hatte. Ich glaubte, ich habe sie doch jetzt gezwungen, die Waffen zu strecken, ihre impertinente Sicherheit sei durch das Gefühl erschüttert, daß sie mir nicht folgen könne. Aber weit gefehlt!

Sie sagte nach einer stummen Pause:

Gerade das beweist den höchsten Uebermuth, der Uebermuth hat sie verleitet, Forderungen an Gott und die Welt zu stellen, deren Nichterfüllung Sie dadurch bestrafen, daß Sie Gott, der Natur und der Welt alles mögliche Böse nachsagen. Ihr Uebermuth verbindert Sie, anzunehmen, daß Sie selbst irgend etwas hätten verschulden können. Sie schieben deshalb alle Schuld der Außenwelt zu. Daher kommt es, daß Sie sich wie inmitten einer allgemeinen Antipathie fühlen — aber Sie haben selbst gesäet was Sie ernten. Sie sehen in der Natur etwas Feindliches, eine mißgünstige Macht, das ist sie Ihnen nur deshalb geworden, weil Sie ihr ohne Liebe und ohne Verständnis entgegengetreten sind. Sie wollen sie bloß exploitiren, und dagegen sträubt sie sich. Sie will den Cultus eines ganzen, starken, ausharrenden Menschen; der in sich selbst Entzweite wird sie nicht überwältigen. Der Frost, der Ihre Saaten verdirbt, liegt in Ihrem Herzen. Nur der positive Mensch hat die Ausdauer, der es beschieden ist, ein glückliches Verhältnis, sei es nun zur Natur oder zur Gesellschaft, zu erkämpfen. Und nun sehen Sie den eigentlichen Grund, weßhalb wir Landbe-

Digitized by Google

wohner uns gereizt fühlen, wenn der Ausdruck von selbstzufriedenem Behagen in unserm Wesen Ihnen einen so komischen Eindruck macht. Wir sind positive Menschen. Die Vortheile, welche uns das giebt, soll uns Niemand bespötteln. Wir haben in Demuth und in die harte Arbeit des Lebens geschickt und durchgekämpft, bis wir eben haben behaglich auf den Preis unserer Mühen blicken können. Dieser Ausdruck ruhiger Selbstzufriedenheit ist nicht entstanden durch den Gedanken, daß wir gerade so klug sein, wie es Menschen möglich ist; wir glauben durchaus nicht, daß wir Alles kennen, wissen, gesehen haben, o nein, da bengen wir uns gern vor dem Schwan des mittelländischen Meeres.

Sie böse Zunge!

Er ist, fuhr Sophie ohne sich stören zu lassen fort, entstanden durch das Bewußtsein, das Unfrige gethan zu haben und dadurch in unentzweiter Harmonie mit dem Ganzen, dem wir uns demüthig unterwerfen, zu stehen. Sie werden aber auch Manchen hier auf dem Laude unter uns finden, welcher Ihnen viel gescheidter, mit viel mehr Selbsterkenntniß ausgerüstet erscheinen muß. Manchen, der scheu vor Ihnen zur Erde blickt, ein ganz bescheidenes Gesicht macht, und mit der behaglichen Ente auf dem winzigen Teich ganz und gar keine Aehnlichkeit hat. Werden Sie ihn loben, weil er in seinen Nichts durchbohrendem Gefühl bewundernd zu Ihnen aufblickt? Wir loben diese Leute nicht. Wir nennen sie die Tagediebe, die der Gemeinde Unehre und Sorge machen, weil sie nicht gut thun wollen: wir wissen eben gerade so gut wie der große Dichter, den Sie vorher anführten, wer bescheiden ist!

Sie halten mir eine arge Strafpredigt!

Sie haben mich dazu aufgefordert. Nicht heute so sehr, durch das was Sie sagten. Nein, neulich haben Sie es geradezu gethan, als Sie meinen Rath in Ihren landwirthschaftlichen Angelegenheiten verlangten. Ich wußte damals nicht, was ich Ihnen sagen sollte. Aufrichtig gesprochen — ich wußte nicht, ob Sie mich verstehen würden, wenn ich Ihnen meinen Rath gäbe!

Wenn du dich, lieber Max, der Absicht erinnerst, in welcher ich heute zu Sophie gekommen war, so wirst du mir einräumen, daß diese letzten Worte eine bittere Pille für mich waren! Ich wollte dieses hochmüthige Geschöpf eblouiren, vollständig verblüffen, und nun mußte ich den Zweifel ausgesprochen hören, ob ich im Stande sei, den tiefen Sinn ihrer Worte zu fassen!

Ganz, antwortete ich ihr, verstehe ich Sie in der That nicht. Sie gehen mit mir um, als ob ich Sie persönlich beleidigt hätte — und das habe ich doch in keiner Weise — ich würde unröstlich darüber sein!

Sie haben aber, antwortete Sophie, doch den Esprit de corps in mir verletzt; so rücksichtslos sind Sie zwischen uns gefahren, umstürzend und durcheinander werfend, was wir festhalten und bewahren, wie Saul wüthend wider das Ererbte und alte Art und Sitte. Mit Ihren Reformen, Plänen und Umgestaltungen machen Sie das Volk hier unsicher in sich selber.

Ich fiel ihr in's Wort, indem ich sehr lebhaft meine Reformen vertheidigte. Doch fühlte ich freilich, daß ich nicht viel andres vorbrachte, als Gemeinplätze. Ich machte keinen Eindruck damit, und ich fühlte mich diesem merkwürdigen Mädchen gegenüber ganz dumm und einfältig.

Und so schied ich denn auch endlich, mißmuthig und gedrückt. Ich grübelte vergebens darüber nach, was eigentlich der Schlüssel zu Sophiens Wesen gegen mich sei. Wenn ich die eigenthümliche Aufregung des jungen Mädchens bei dem, was sie mir gesagt, in's Auge faßte, so war ich Augenblicke nahe daran zu glauben, es sei eine tiefe Theilnahme für mich der Soufflenr ihrer Vorwürfe. Dazu aber hatte sie mir wieder zu bittre Dinge gesagt; sie hatte mir Glauben und Liebe abgesprochen und alles Positive, das heißt doch eigentlich kein gutes Haar an mir gelassen. Sollte sie wirklich eine so leidenschaftliche Partheigängerin des Conservatismus sein, daß ihr ganzes Innere sich empört, wenn in ihrer Nachbarschaft, die seit Jahrhunderten verwoobten Wiesen und verbuchten Gärten umgestülpt werden, wenn der Schlendrian einer veralteten Exploitationsweise neuen Ideen weichen, und eine ganze Bevölkerung durch ein großes Beispiel aus dem dumpfen instinctartigen Kleben am Alten gerissen werden soll?

IX.

Am 15. Juni.

Verlache mich nicht, mein theurer Max, aber ich bin unglücklich, vollständig unglücklich. Dies Mädchen hat eine Macht über mich erlangt, die ich nicht abschütteln kann, wie oft auch ich mir sage, daß ich ein Thor, ein Narr bin, ein jämmerlicher Sclave — was hilft's! Ich liege wie unter ihrem Banne. Kleinmüthig und unruhig kehrte ich von meiner letzten Unterredung mit ihr zurück. Meine Gedanken waren völlig von ihr und dem was sie mir gesagt, absorbirt. Meine Beschäftigungen hier, in die ich mich mit so großem Eifer gestürzt, waren mir gleichgültig, ja mehr als das, sie waren mir zuwider geworden. Ich fühlte, Sophie hatte mir in meine Pläne und Entwürfe einen Wurm gesetzt, ich hätte all die Arbeiter um her, denen ich so oft zugelang, von einem zum andern wandelnd, zugeschaut, fortjagen mögen. Ich hütete mich Spaziergang zu begegnen, um seinem verkniffenen Augenblinzeln nicht ausgesetzt zu sein. Endlich ermannte ich mich, und mit dem Ruf Karl's von Eichenhorst, des romantischen Ritters:

Knapp', sattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite,
Es wird mir hier zu eng im Schloß,
Ich will und muß in's Weite!

befahl ich Abdallah vorzuführen. Es liegt etwas unendlich Stählendes, Ermuthigendes in einem tüchtigen Ritt durch den frischen Wind — so hatte ich denn auch bald den Muth, das Haupt meines treuen Thieres den Zinnen oder besser dem weißgetünchten Giebel von Osterlohe zuzuwenden.

Sie wird nach den hiesigen ländlichen Anschauungen dein öfteres Kommen als eine förmliche Liebeserklärung und Bewerbung auslegen, sagte ich mir — aber was liegt daran — ich muß wissen, weßhalb sie mich eigentlich so altklug hofmeistert!

Ich traf sie im Garten und zwar eigenthümlich beschäftigt. Sie hatte eine grobe Gartenschürze vorgebunden und begoß aus einer kleinen Gießkanne einzelne Stellen der Blumenbeete; wie sie mich belehrte war ein Mittel gegen schäd-

Digitized by Google

liche Insecten in dem Gefäß und es war eine Razzia wider Ameisen, die sie machte.

Und so grausam können Sie sein wider diese höchst achtbaren, industriellen Thierchen? sagte ich.

Sie lachte.

Sie sehen, die industriellen Genie's finden keine Aufnahme bei uns. Wir vertreiben sie!

Ein Stich für mich. Ich weiß es. Sie schütten kaltes Wasser über sie aus —

Nein, es ist heißes!

Das kalte schütten Sie über warme Seelen aus.

Sie lachte abermals. Ich fand sie überhaupt heute von einer eigenthümlichen Heiterkeit. Im Anfang dachte ich, sie sei durch mein baldiges Wiederkommen geschmeichelt, doch sollte ich bald Andres erfahren.

Wenn ich, sagte sie, kaltes Wasser über „warme" Seelen ausschütte, weil ich finde, daß ihnen das nützlich ist, so brauche ich aber keine Mischung — nur ungefärbtes, lauteres Wasser.

Sie hatte ihr Geschäft bald beendet und setzte sich in eine schattige, von Aristolochien umrankte Laube. Die Gartenschürze warf sie von sich und ordnete mit einer gewissen Coquetterie ihr etwas derangirtes Haar.

Ich nahm ihr gegenüber an der andern Seite des runden Tisches Platz.

Ich komme, nur mich von einem Vorwurf zu reinigen, begann ich, den Sie mir neulich gemacht haben und der ein himmelschreiendes Unrecht enthält.

Und der ist?

Sie haben mir die Hoffnung abgesprochen, jemals mit der Natur auf einen guten Fuß zu kommen, weil ich ohne Liebe zu ihr gekommen sei. Aber mein Gott, wozu bin ich denn hierher gekommen, als aus Liebe für das Landleben, für die Natur? Wesshalb trage ich sonst die Entbehrungen, welche eine ländliche Einsamkeit, wie die meine, mir auferlegt?

O das rechnen Sie der armen Natur als Liebe an? Sie sind durch den Tod Ihres Großoheims der Erbe eines schönen Gutes geworden — und daß Sie sich herbemühen, Besitz davon zu ergreifen, das soll ein Verdienst sein?

Ich könnte doch hier Alles beim Alten gelassen haben, um bald möglichst zu den Genüssen des Stadtlebens zurückzukehren?

Im Winter werden Sie das ohnehin thun — im Sommer ist ein Landaufenthalt ein beneidenswerther Tausch mit dem staubigen Stadtgewühle.

Wenn ich nun auch den Winter hindurch mich hier gefesselt fühlen werde? sagte ich mit einem bedeutsamen Blick in ihre dunklen großen Augen.

Sie schlug sie nieder und antwortete dann lächelnd:

Das halten Sie gar nicht aus — die Herbststürme werden Ihre Fremde am Landleben spurlos verwehen! Auch werden Sie dann schon so viel Aerger und Verdruß auf dem Laude erlebt haben, daß Sie nicht mehr daran denken mögen!

Und was für Aerger und Verdruß prophezeien Sie mir?

Von allerlei Art, wie es nicht anders sein kann. Sie werden eine schlechte Ernte machen.

Woran der Frost meiner Seele Schuld ist!

Allerdings; denn hätten Sie sich mit Liebe dem neuen Berufe hingegeben, dann würden Sie nicht so eigenmächtig der Natur Ihren Willen aufdrängen wollen, sondern Sie hätten damit begonnen, der Natur ihren Willen zu lassen und sich die Mühe gegeben, erst zu beobachten, wie sie behandelt sein will. Nun haben Sie allerlei Experimente gemacht, und unfret, sobald dieselben eingeleitet waren, sie sich selber überlassen. Das alles wird mißrathen. Was sonst bei schlechter Ernte ausbleiben muß, der Heuertrag — um den haben Sie sich durch Ihre Wiesenbauten gebracht. Sie haben ein großes Capital verwandt an den Kunstbau von Grasflächen, deren schlechte Bodenbeschaffenheit ein solches Opfer nicht lohnt. Es ist Rasenerz unter Ihrem Wiesengrunde und dagegen hilft keine Sieger'sche Bewässerung. Noch mehr Verdrießliches aber wird Ihnen von den Menschen kommen, von Ihren Arbeitern, von Ihren Dörflern.

Und was habe ich denen gethan? Ich meine doch, ich bin ihnen mit dem unbedingtesten Wohlwollen, mit dem größten Vertrauen entgegen gekommen.

Das ist es eben. Wissen Sie, wohin Sie mit Ihrer Art Wohlwollen gekommen sind? dahin, daß Sie uns die ganze Gegend demoralisirt haben.

Ich — die Gegend demoralisirt?

Es ist nicht anders. Und ehe viel Zeit vergeht, werden Sie selbst am meisten darüber klagen. Sie haben mir zuerst gesagt, daß Ihr treuer alter Sparenberg, der ehrlichste Bursche weit und breit, ein Schelm sei. Sodann haben Sie mir gestanden, daß die ganze Natur ein böses den Menschen feindseliges Ding sei. Ihre nächste Entdeckung wird die sein, daß die ganze ländliche Arbeiterbevölkerung aus Spitzbuben bestehe!

Aber mein Gott!

Es ist so, Herr von Milendonk — und wie das zugeht, ist nicht schwer zu durchschauen. Die ersten Menschen, mit denen Sie hier zu thun bekamen, haben alsogleich Ihre völlige Unkenntnißhaft mit den Dingen und den Preisen der Dinge gemerkt. Sie haben dies zu benutzen gesucht; sie haben Sie zu unnützen Ankäufen beredet, haben Ihnen Dinge, welche keinen Werth für Sie hatten, als unumgängliche Bedürfnisse aufgeschwätzt; sie haben Sie bei Allem überfordert, anfangs mäßig, dann immer unverschämter. Sie aber, Sie haben alles mit demselben rückhaltlosen Wohlwollen für diese ehrlichen Leute aufgenommen, alles mit derselben zuvorkommenden Bereitwilligkeit bezahlt. Man hat sich das lachend erzählt: die Unehrlichen haben die nur halb Ehrlichen verlockt, von Ihnen ähnliche Profitchen zu machen: die halb Ehrlichen haben es dann zur Mode gemacht, den wohlwollenden, vertrauenden Baron zu plündern, und der Allgewalt der Mode haben natürlich am Ende auch die früher ganz Ehrlichen nicht widerstanden. Alles glaubt jetzt ein Recht zu haben, Sie zu plündern; wollen Sie aufhören, sich plündern zu lassen, so wird man das als eine unbefugte Neuerung von Ihnen betrachten und unverschämt gegen Sie werden. Sie werden dagegen sich empört fühlen, vielleicht aufbrausen und sich nur bittere Feinde unter diesem Volke machen. Man wird Sie dann ärgern wie man irgend kann, Sie verlästern, das Ihrige beschädigen — und Sie, mein Herr von Milendonk, Sie werden am lautesten klagen, daß rund um Sie eine Bevölkerung von Galgenkandidaten wohne. Und doch werden Sie selbst es gewesen sein, der den Ge-

Digitized by Google

danken an unehrliche Gewinne in diese Menschen gebracht, oder ihn dadurch, daß Sie ihm nicht Widerstand zu leisten wußten, gehegt und großgezogen hat. — Sie selbst werden es gewesen sein, der dann durch seinen verspäteten Widerstand böse Leidenschaften in ihnen geweckt hat. Und deshalb sage ich, Sie haben uns mit Ihrer Liebenswürdigkeit gegen Jedermann, Ihrem kindlichen Vertrauen auf die unverwüstliche Ehrlichkeit eines Jeden, die ganze Gegend demoralisirt.

Wenn das wahr ist, sagte ich mit einem Gefühl e von großer Bitterkeit, so bin ich der würdigste Gegenstand der Ironie, den es geben kann! Ich habe mich nämlich bereits als den verehrten Wohlthäter der ganzen Gegend erblickt — und nun stellen Sie mich in solchem Lichte dar!

Ich stelle Sie nicht so dar — ich gieße nur etwas von jenem Wasser über Sie aus, von welchem wir eben redeten, antwortete sie lachend.

Sie sagen mir die Wahrheit — ich will es Ihnen einräumen, aber dann sollen Sie mir auch einräumen, daß Sie ein besonderes Vergnügen daran haben, mir so scharf und unumwunden, wie es Ihnen irgend möglich ist, die Wahrheit zu sagen. Ja, Sie haben ein ganz besonderes Vergnügen daran, mir Bitterkeiten zu sagen. Ihren Rath dagegen verweigern Sie mir. — Sophie, was hab' ich Ihnen eigentlich zu Leide gethan? Weßhalb haſſen Sie mich?

Sie warf mir einen ganz eigenthümlichen Blick zu und ſah dann vor ſich nieder.

Haſſen! ſagte ſie — weßhalb ſollte ich Sie haſſen? Etwa deshalb, weil ich Ihnen keinen Rath geben wollte? Ihnen iſt nicht zu rathen. Sie werden nur allmählich durch Schaden klug werden.

Und deshalb überlaſſen Sie mich meinem Schickſal — nun, ich muß mich darein fügen!

Es war nichts aus ihr herauszubringen, was die Bitterkeit, die ſich meiner bemächtigt hatte, nur in etwas verſöhnt hätte. Ich kürzte deshalb meinen Beſuch ab. Ich war in der wüthendſten Laune. Soll ich es dir geſtehen Max, ich hatte in der letzten Zeit Träume eines ſchönen Glückes gehegt. Sie hatten ſich um das Bild dieſes eigenthümlichen Mädchens geſchlungen, das nach und nach einen ſo mächtigen Reiz auf mich zu üben gewußt. Was ſoll ich mit einer Salonprinceß aus der Stadt hier auf dem Lande? hatte ich mir geſagt. Ich werde nur glücklich werden mit Sophien. Unſre Naturen werden ſich auf's Schönſte und Harmoniſcheſte ergänzen. Sie wird dafür ſorgen, daß dem rachſüchtigen, despotiſchen Realismus des Lebens ſein Recht nicht verkümmert werde, etwas, das ſich ſo bitter ſtraft; ich dagegen werde das ideale Element hüten — die Initiative des Weiterſtrebens, des Verbeſſerns, des Verſchönerns. Unſer Zuſammenleben wird ein reiches, gegenſeitig beglückendes ſein, denn wir werden beide einander zu geben und zu bereichern haben — wir werden die Schätze zweier ganz verſchiedener Lebenskreiſe gegen einander austauſchen.

Das Alles lag nun am Boden. Ich verwünſchte ihren Realismus, den niederen Flug ihrer Seele, der an meine Seele keinen andern Maaßſtab heranbrachte, wie den der alltäglichſten, proſeiſeſten Verſtändigkeit. Wenn ſie mir Vorwürfe über Mißgriffe und Irrthümer machte, mußte ſie dann nicht wenigſtens durchblicken, aus welchem Grunde, aus welch guter Abſicht, aus welchem edlen Wollen dieſe Irrthümer hergefloſſen? Und wie konnte ſie in die Nichtigkeiten des Lebens, in die ſchalen Intereſſen der Wirklichkeit, in all das untergeordnete Material, das doch nur beſtimmt iſt, die ganz äußerliche Grundlage einer menſchenwürdigen Exiſtenz zu bilden, ſo ſich vertiert haben, um den geiſtigen Werth eines Menſchen nach dem Verhältniß desſelben zu all denen Jämmerlichkeiten zu beurtheilen! Wie hatte ich mich in ihr geirrt! Sie war eine engherzige, harte Natur ohne einen Funken von Idealität.

Und doch, als ich länger über ſie nachdachte, geſtand ich mir, daß ich ihr Unrecht thue. In den Geſprächen mit ihr hatte ich oft genug bemerkt, daß Geiſt und Idealität durchaus nicht todt in ihr ſeien. Und die Härte und Bitterkeit des Urtheils, welche ſie mir zeigte, contraſtirte ja auch in eigenthümlicher Weiſe gegen die Milde und Beurtheilung, welche ſie für den Charakter andrer Perſonen hatte, ſobald ſie dieſelben gegen mich vertheidigen konnte. Dazu kam die beſondre Erregtheit, in welcher ſie immer geweſen, wenn ſie mich hofmeiſterte, die Art von innerer Befriedigung, welche ihr das zu gewähren ſchien. Es waltet etwas andres zwiſchen uns ob. Sie haßt mich. Ich bin ihr meinem ganzen Weſen nach eine abſtoßende Erſcheinung. Es giebt Antipathien, die ſich beim erſten Anblick eines Menſchen geltend machen, ohne daß wir uns des Grundes bewußt würden. Vielleicht haßt ſie mich auch, weil ich gekommen bin, mit fremdartigen Anſchauungen Schlaglichter in den engen Kreis ihres Intereſſes zu werfen, welche ihr beunruhigend und unheimlich ſind, weil ſie ihr zeigen, daß ſie in einer Sphäre befangen iſt, deren geiſtige Dürftigkeit ſie ſich nicht geſtehen will. Vielleicht auch hat ſie ſich nur ganz trivial und niedrig denkend geſagt: dieſer übermüthige Stadtherr bewirbt ſich um mich, er glaubt nur die Hand ausſtrecken zu dürfen, um die reichſte Erbin weit und breit daran hängen zu haben — ich will ihm zeigen, wie ſehr er ſich verrechnet hat! Der Himmel werde klug daraus — ich weiß gewiß nur das Eine, daß ſie mich haßt. Und darin liegt für mich etwas, das ich nicht recht auszudrücken weiß, etwas ſo Niederdrückendes, als ob dieſes eigenſinnige, altkluge Landfräulein vom Schickſal beſtellt ſei, über meinen Werth oder Unwerth endgültig und unwiderruflich zu entſcheiden und als ob ich für ewig ein unglücklicher mit ſich zerfallener Menſch ſein müſſe, ſeitdem ihr Urtheil ſo ungünſtig gelautet. Wahrhaftig, ich bin das ganze Landleben ſatt! Es macht den Menſchen zum Thoren, weil er ſich in Ermangelung mannichfaltiger Erſcheinungen und raſch abwechſelnder Eindrücke in irgend ein Intereſſe, welches ſich ihm darbietet, einbohrt, darin feſtbeißt, ſich ihm endlich mit Leib und Seele gefangen hingibt — das war auch ich zu thun im Begriffe; aber Gott lob, ich bin noch früh genug zur Beſinnung gekommen und hoffentlich von meiner fixen Idee noch zu heilen!

X.

Milendonk, am 20 März 185*.

Ich habe dir beinahe ſeit Jahresfriſt nicht geſchrieben, lieber Max, aufrichtig geſagt, weil ich deine Antworten fürchtete. Deine Neckereien thaten mir weh. Ich war nach und nach in eine ſo ernſte Verſtimmung gerathen, durch Alles, was mir hier widerfuhr, daß ich für die ironiſche Art und

Digitized by Google

Weiſe, welche Ihr in der Stadt für ſolche Dinge habt, nicht mehr die nöthige ſorgloſe Heiterkeit beſaß. Ich wurde durch deinen Ton verletzt. Wenn ich nun heute an dich ſchreibe, ſo darf dir das kein Beweis ſein, daß jene Heiterkeit mir zurückgekommen ſei. Im Gegentheil, dieſer Brief iſt weit eher ein Nothſchrei — der Ruf eines Ertrinkenden, den die Wellen zu verſchlingen drohen. In der That, ich bin in einer ganz angenehmen Lage, in der alles heillos iſt, ausgenommen die außerordentliche Einfachheit, womit ich ſie dir bezeichnen kann. Ich gehe zu Grunde, weil ich in den Raum meines Lebensſchiffes, um es in den Wellen aufrecht zu halten, nicht den Ballaſt von 20,000 elenden Thalern werfen kann. Das iſt Alles. An dieſem einfachen, an dieſem ſo rein äußerlichen Umſtande, an einer Geldfrage, die man über beſſere und eines gebildeten Menſchen würdigere Gedanken ja nach einer Viertelſtunde wieder vergeſſen müßte, ſoll ein ganzes Menſchenſchickſal zu Grunde gehen, der letzte Träger eines einſt glänzenden Namens in Dunkelheit verkommen, wenn er etwa nicht vorzieht, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen — und wahrhaftig, das thue ich eher, als daß ich mein Stammhaus von Juden erſchachert, meine Wappen herunter geſchlagen, die Bilder meiner Ahnen in Trödlerläden wandern ſehe! O Mar, welche armſelige Geſchöpfe ſind wir! Denke dir einen reichen und mächtigen Geiſt, ein hochſchlagendes Herz, einen Mann voll Thätigkeitsdrang, edle Ziele verfolgend, rund um ſich her beglückend, geſtaltend und wirkend: denke dir dieſen Mann, wie er mitten in ſeiner ganz geiſtigen, ganz hochfliegenden Exiſtenz einen Schmerz in ſeiner Bruſt, einen Wurm in ſeiner Lunge fühlt, der nagt und weiter nagt und eitert — ſo der Unglückliche ſich ſagen muß: an dieſem elenden kleinen Geſchwür, dieſem entſetzlichen Tropfen Eiter muß ich untergehen mit meiner ganzen Welt von Gedanken! Iſt es nicht ſo, daß es eigentlich gar nicht zu glauben, nicht zu faſſen? Muß dieſer ſeiner ganzen Geiſtesmacht Bewußte, noch ſeine volle Lebenskraft ungebeugt in jeder Muskel fühlende Mann nicht in eine grenzenloſe Verzweiflung gerathen? Iſt das erlaubt, iſt das nicht viel mehr diaboliſch, daß wir mit allem unſrem rauhen Sein von ſolchen Aeußerlichkeiten, ſolchen Erbärmlichkeiten abhängig gemacht ſind? Wer die Menſchen erfand, ſollte ſie auch anſtändig zu behandeln gewußt haben; daß das Schaf an ſeinem Hirnwurm zu Grunde geht, will ich gelten laſſen, aber für die Menſchen ſollten andere Geſetze gelten als für die Schafe!

Aber was helfen ſolche Ergüſſe — wollte ich ſie verfolgen, ſo käme ich nur wieder auf meine alte Beobachtung über Bosheit der Natur, der wir verfallen ſind wie arme Schiffbrüchige, die an die Küſte eines wüſten, von Raubthieren bewohnten Geſtades geworfen werden. Ich komme zur Sache. Auf meinem Gute laſtet ſeit langen Zeiten, noch aus den Kriegsjahren herrührend, eine Hypothekſchuld von 20,000 Thalern. Mein Großohm in ſeiner Gott und dem Menſchen wohlgefälligen Indolenz hat ſie ſo übernommen und jährlich ſtill verzinst, — er hätte ſicherlich ſich des Hochverrathes gegen ſeinen geehrteſten Heiligen, Sanct Schlendrian ſchuldig und ſein Haus des „Glücks von Ehenhall“ für immer verluſtig geglaubt, wenn er ein durch ſo lange Zeiten ſanctionirtes Verhältniß angetaſtet und das Capital abgetragen hätte, wie es ihm ohne Zweifel möglich geweſen wäre. Wegen der großen Koſten, die mir meine Meliorationen gemacht haben und wegen der ſchlechten Ernte, die ich im vorigen Jahre hatte — ſie war vollſtändig mißrathen, habe ich die Zinſen nicht zahlen können. Dieſer einfache Umſtand nun, ein einziges Jahr hindurch ſeine Zinſen nicht einlaufen zu ſehen, iſt dem Gläubiger hinreichend geweſen, mich mit der Kündigung des Capitals zu chicaniren. Anfangs erweckte dieſer Schritt in mir nichts als das Gefühl mitleidiger Verachtung für den engherzigen Geldmenſchen. Ich gab ruhig meinem Rechtsbeiſtand den Auftrag, das Capital anderswoher zu beſchaffen. Dafür hat ſich der letztere denn auch alle Mühe gegeben, aber denke dir meine unangenehme Ueberraſchung, als er geſtern kam, mir zu geſtehen, daß es ihm unmöglich geworden.

Beim Henker, mein Gut iſt 60,000 Thaler werth, mein Herr Doctor! ſagte ich — und darauf finden Sie nicht ein Darlehen von nur 20,000?

Allerdings, es iſt 60,000 Thaler werth, d. h. mit den Gebäuden, die auf dem Lande nichts eintragen und nur für den Bewohner ſelbſt eine Rente repräſentiren.

Nun wenn auch?

So bleibt doppelte Sicherheit immerhin und wohl noch mehr, fiel der Geſchäftsmann beiſtimmend ein; aber was hilft uns die Sicherheit, wenn wir Niemand finden, der ſie haben will? Ich muß ganz offen gegen Sie ſein, Herr Baron, und Sie müſſen mir das nicht übel nehmen. — Sie könnten ſonſt denken, es habe an meinem Eifer, Ihren Wunſch zu erfüllen, gefehlt. Man weiß, daß Ihnen das Capital gekündigt iſt, weil Sie mit den Zinſen in Rückſtand geblieben ſind; das iſt eine üble Empfehlung bei den Herren Capitaliſten, der ſurchtſamſten und mißtrauiſchſten Menſchenrace, die es giebt. Man weiß, daß Sie große Meliorationen begonnen haben, die für die nächſte Zeit Sie ſo in Anſpruch nehmen, daß es Ihnen ſchwer werden muß, jetzt pünctlicher für Abtragung der Zinſen zu ſein. Ein Theil ihrer Einkünfte fällt während jener Arbeiten ohnehin aus; ihre umgebauten Gärten und Wieſen tragen Ihnen nichts ein, ſo lange die Arbeiten darin dauern. Man weiß vielleicht auch, daß Sie bereits 2000 Thaler zu 6 Procent bei einem Banquier in der Stadt aufgenommen haben — kurz und mit einem Wort, man glaubt, daß Sie ſich herangiren werden!

Glaubt man, in der That, glaubt man das, mein Herr Doctor? Nun, man iſt ſehr wohlwollend in ſeinen Urtheilen hier zu Lande, das weiß ich längſt. Aber was iſt denn zu thun? Wenden Sie ſich an irgend eine Hypothekenbank oder dergleichen.

Derartige Dinge, ſolch treffliche Inſtitute wie in Schleſien z. B. die Ritterſchaft hat, beſitzen wir hier zu Lande nicht, antwortete der Rechtsgelehrte. Wir haben von Allen dem nichts als die Rentenbank. Für den Bauern, der Geld bedarf, um die 6 Pfund Wachs, die er jährlich ſeinem Pfarrer, oder die 5 Thaler Grundrenten, die er ſeinem Gutsherrn zahlen muß, abzulöſen, iſt auf's mildigliche geſorgt. Für den aber, der ſchwere Zinſen an den Capitaliſten zu zahlen hat, giebt es keine Hilfe: vom Gutsherrn hilft man ihm frei, aber nicht vom Juden. Ja ſtatt dem Grundbeſitzer zu helfen, ſich von den Hypotheken zu befreien, durch eine Bank etwa, die ihre Vorſchüſſe durch die Verzinſung nach und nach amortiſiren ließe — ſtatt deſſen nimmt der Staat den unglücklichen Schuldner noch in eine namhafte Geldſtrafe, ſobald es ihm gelungen iſt, durch eigne Kraft, durch

Digitized by Google

den äußersten Fleiß und Sparsamkeit eine Schuld abzutragen.

Eine Geldstrafe? Wie so?

Man läßt ihn dann für die „Löschung im Hypothekenbuche“ zahlen, daß er schwarz wird!

Das ist überaus weise eingerichtet! fiel ich bitter lachend ein. Aber welchen Rath geben Sie mir denn? Wäre es Ihnen nicht möglich, das Capital gegen das Versprechen höherer Zinsen als der üblichen aufzudringen?

Wer auf höhere Zinsen als die üblichen speculirt, der wirft sein Geld auf industrielle Unternehmungen; man schlägt sich förmlich um Bergwerkkure, um Spinnerei-Actien, um Eisenbahnantheile — dahin strömen die Capitale und für den Grund und Boden bleibt wenig übrig.

Der Teufel hole die Industrie! — Sie wissen also gar keinen Rath, mein Herr Doctor? hob ich nach einer Pause an.

Er zuckte die Achseln.

Wollen Sie etwa bei Ihrem Gutsnachbar, dem alten Hauptmann auf Osterlohe, anpochen — er soll sehr reich sein. —

Ich wandte ihm rasch den Rücken, um ihm den Eindruck nicht zu zeigen, der sich bei diesem Vorschlage auf meinem Gesichte abprägte.

Er ging endlich und ich blieb in voller Verzweiflung zurück. Was soll ich thun, Max? Du weißt, Lehnrecht und Fideicommißgesetze gelten nicht mehr und schützen mich nicht — schaff ich das Geld nicht, so geräth mein „alter, befestigter Grundsitz“, das Stammhaus meiner Väter, unter den Hammer — und das überlebe ich nicht!

Weißt du denn im Kreise deiner Bekannten Niemand, der retten könnte, wollte?

X.

Am 19. April.

Du hast nichts als philosophischen Trost für mich, mein guter Max, das heißt etwas, das ganz vortrefflich ist für Leute, welche sorgenfrei sich in ihrem Faulenzl schaukeln — ich aber bin nicht sorgenfrei, ich bin außer mir, bin wüthend obendrein — denke dir, welche Entdeckung ich gemacht habe! Mein Rechtsanwalt hat mir mitgetheilt, daß Sophie, diese heimtückische Sophie vor wenigen Tagen die mir von meinem Gläubiger gekündigten Schuldbriefe an sich gekauft hat. Es war nicht möglich, daß die Verlegenheit, in welcher ich mich befinde, unbekannt blieb; dazu hat mein Advocat zu viele Schritte gethan, um mir zu helfen. Auch Sophie muß davon vernommen haben, und nun hat sie sich mit meinem Gläubiger in Verbindung gesetzt und ihn seine Forderungen zu Gunsten ihres Vaters, der aber nur den Namen zu dem hergiebt, was sie beschließt, abtreten lassen. Also mit ihr jetzt habe ich es zu thun, ihr muß ich am 1. Juli dieses Jahres Capital und sämmtlichen Zinsenrückstand mit Grazie in die graulinnene Gartenschürze legen, oder sie läßt mich von Haus und Hof treiben.

Ich stehe hier vor einem dunklen, ängstigenden Geheimniß, vor einem psychologischen Problem, das ich nicht zu lösen weiß und das mir innerlich Grauen macht. Was habe ich diesem Mädchen gethan, daß sie mich mit einer so erbitterten Feindschaft verfolgt, daß sie sich das Vergnügen mich zu verderben zu können, förmlich ankauft? Wohrr dieses dämonische Verlangen, mir wehe zu thun, mich moralisch zu brechen, zu vernichten? Man könnte ganz einfach sagen, in ihrem prosaischen Realismus und Egoismus beabsichtige sie, mein schönes Gut durch eine leichte Operation ihrem Erbe einzuverleiben — aber das ist es nicht — das kann es nicht sein, was sie bestimmt, ich müßte dann an allem Guten in einer Menschenseele verzweifeln; nein, lieber nehme ich Leidenschaften und Gefühle und wenn auch die dunkelsten und heillosesten in ihr an — lieber denke ich sie mir böse als so gemein gewinnsüchtig!

Ich schließe — so eben bekomme ich ein Billet von Sophien's Vater, worin er mir mittheilt, daß er durch eine notarielle Cession Inhaber der auf meinem Gute hastenden Hypothek geworden und demnach der Einzahlung des bereits gekündigten Capitals mit sämmtlichen fälligen und bis zum Zahlungstage noch anwachsenden Zinsen entgegensehe!

Mir ist die Stimmung zum Schreiben ausgegangen!

XII.

B*** am 27. April.

Verzeihen Sie mir, mein verehrtes Fräulein, wenn das Gefühl einer eben so warmen, als tief in Sorge versetzten Freundschaft mich so kühn sein läßt, diese Zeilen an Sie zu richten, ohne daß ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu sein. Ich erhalte Berichte von meinem Freunde Milendonk, die mich drängen, so viel an mir liegt zu thun, um ihn seinem Gram zu entreißen. Er sieht dem Verluste seines Gutes entgegen, und zwar durch Sie — das ist ihm das Schmerzlichste dabei! Denn, um es mit einem Worte zu sagen — er liebt Sie, und hegt dabei den Glauben, daß Sie diese seine innige und tiefe Neigung nicht allein nicht erwiedern, sondern er hat sich auch fast in den Kopf gesetzt, daß Sie eine Abneigung wider ihn empfinden, ja daß Sie eine erbitterte Feindschaft wider ihn hegen, und daß Sie zur Befriedigung Ihn zu verderben suchen!

Ich glaube dieses Verhältniß klar zu durchschauen; es ist eins von jenen, die, so unendlich verwickelt und neu, so beispiellos in der Geschichte sie den Betheiligten scheinen, doch so einfacher Natur und so leicht zu schlichten sind, wenn ein Freundeswort, die Mißverständnisse klärend, der unnützen Selbstqual ein Ende macht — zürnen Sie deshalb einem Ihnen völlig Unbekannten nicht, wenn er ein solches Freundeswort hier auszusprechen wagt. Julius Milendonk liebt Sie, ohne sich selbst gestanden zu haben wie sehr; Sie, mein verehrtes Fräulein, haben sich zwischen ihn und sein böses Schicksal gestellt, um seine Retterin zu werden — das war einzig und allein ihre Absicht, als sie sich zu seiner Gläubigerin machten, aus Ihrer Hand sollte er sein ganzes ungetheiltes Glück zurückempfangen und wieder der unumschränkte Herr des Erbes seiner Väter werden — das ist mir zweifellos klar. Er soll nur darum bitten, er soll nur zu Ihnen zurückkehren; aber Sie haben nicht dabei in Anschlag bringen können, daß er nicht wagt, Sie zu bitten, zu Ihnen zurückzukehren, weil er die fire Idee hat, daß Sie ihn haßen. Ich brauche nichts mehr hinzuzusetzen; was zu thun

Digitized by Google

wird Ihnen Ihr eigenes Gefühl eingeben: ich brauche Ihnen weder zu schildern, in welcher Verzweiflung er ist, noch welches Glück in Ihrer Hand liegt, ihm zu gewähren!

Ich bin mit der größten Verehrung

Ihr

gehorsamster Diener

Mar von Aggstein.

Die Correspondenz, welche wir bis hierher unsern Lesern vorlegen konnten, findet mit diesem Briefe, den Milendonk's Freund in der Residenz an Sophie Menther richtete, ein Ende. Wir sind gezwungen die Entwicklung des Verhältnisses, welches Max von Aggstein so leicht zu schlichten glaubt, selber zu erzählen.

Sophie Menther warf den Brief, nachdem sie ihn zweimal gelesen, mit dem Ausdruck der Verachtung in ihren sprechenden Zügen in das Kaminfeuer.

„Welche Anmaßung!“ sagte sie dabei. „Wie klar diesem eifrigen Freunde meine Beweggründe sind! Du lieber Gott! Er glaubt, ich habe eigentlich wohl die Schuldurkunde nur angekauft, damit sein Freund gezwungen sei, mich um meine Hand zu bitten! O, Sie sind im Irrthum, mein Herr von Aggstein!“

Julius von Milendonk hatte unterdeß in seiner Herzensangst noch mehre Schritte gethan, sich aus seiner Noth zu reißen. Sie waren alle vergeblich gebliehen. Man hielt ihn für einen leichtsinnigen Städter, der im Begriffe stehe, durch sein dilettantenhaftes Experimentiren mit dem Landbau sich zu ruiniren. Er fühlte sich unbeschreiblich gedemüthigt durch diese wiederholten abschlägigen Antworten von Commissionären und Geschäftsleuten. Der Termin, an welchem die Zahlung erfolgen sollte, rückte näher und näher. Sollte er Sophie gestehen, er könne nicht zahlen, und müsse ihr anheimstellen ob sie sein Gut subhastiren lassen wolle? Das war ein Gedanke, den er nicht ertrug. In welcher Weise auch immer er seiner grausamen Gläubigerin eine solche Mittheilung machen ließ, es mußte stets den Anschein haben, als bitte er um ihre Gnade. Und das wollte, das konnte er nicht — nun und nimmermehr!

Von dem Schritte seines Freundes ahnte er natürlich nichts.

Endlich faßte er einen Entschluß. Er beauftragte seinen Rechtsanwalt, dem Herrn Menther und seiner Tochter zu eröffnen, daß er, des Landlebens überdrüssig, seine Besitzung zu veräußern wünsche und ihnen dieselbe zum Kauf antrage.

„So,“ fügte er hinzu, „sind wenigstens die Dehors gewahrt; daß ich der einsamen Existenz hier müde bin, wird man sehr begreiflich finden; ein Verkauf aus freier Hand wird deshalb nichts Auffallendes haben; darum schließen Sie ihn ab, Herr Doctor, zu welchem Preise Sie wollen, ich werde dann immer sagen können: tout est perdu, sauf l'honneur!“

Der Rechtsanwalt versprach sein Bestes thun zu wollen; als er ging, gab ihm Milendonk noch den Auftrag, in den Contract ja irgend eine Clausel zu bringen, die ihm die Hoffnung lasse, einst in bessern Verhältnissen das Stammhaus seiner Ahnen wieder an sich kaufen zu können.

„Ich werde unterdeß mein Leben lang nur einen Gedanken haben,“ sagte er, „wie einst Warren Hastings, der inmitten seiner Groß-Mogul-Glorie und als Gebieter Indiens nur den einen Gedanken hatte: sein Stammhaus wieder an sich bringen und sich Hastings von Daylesford schreiben zu können.“

Dann bereitete sich Julius von Milendonk vor, sein Gut zu verlassen. Es litt ihn nicht länger hier. Es war ihm, als trieben ihn böse Geister, welche in den Mauern der alterthümlichen Säle und der stillen unbewohnten Zimmer nisteten, von ihnen; als wären sie es, die ihm Unglück über Unglück in diesem verwünschten Schloß gesandt hätten. Seine Stimmung wurde noch verbitterter durch eine Reihe von demüthigenden Gedanken, die ihm kamen.

„Ich habe doch am Ende mein Unglück selbst verschuldet!“ sagte er sich. „Tu l'as voulu, George Dandin! Es ist wahr, ich bin viel zu stolz, zu übermüthig, wie Sophie sagt, hier eingezogen. Ich habe viel zu leichtsinnig in Dinge, die ich nicht verstand, eingegriffen. Ich hätte wissen sollen, daß ein alter Filz Krämpfe bekommt, wenn seine Zinsen ausbleiben. Ich hätte so viel Lebensklugheit haben sollen, einen so schönen Besitz zu erhalten. Das ist die Strafe. Sie ist hart, aber vielleicht nicht mehr als gerecht. Gute Freunde werden sie wenigstens nicht anders als gerecht finden. Ja, Eine weiß ich, die findet sie sicherlich noch viel zu milde. Und das Gute hat sie wenigstens, daß sie mich von hier fortitreibt. Denn ich muß fort, um mich wieder aufzurichten unter andern, unter geistigeren Menschen. Unter ihnen werde ich von andern Dingen hören als von Weizen- und Heupreisen, von Hypotheken und Rindervieh; unter ihnen werde ich mich selber wieder finden, als einen Menschen, der auch dann etwas gilt, wenn er gleich nichts vom Kornhandel versteht.“

Der Anwalt Milendonk's kam von Oberlohe zurück — mit einer ablehnenden Antwort.

„Man ist zum Kauf nicht geneigt,“ sagte er, „Fräulein Sophie meinte, Sie würden einen Verkauf sicherlich später bereuen, da der Schmerz nicht ausbleiben könne, Ihr schönes Familienerbe in fremden Händen zu sehen. Ihr Vater werde dazu die Hand nicht bieten.“

„Die Schlange!“ rief Milendonk erbittert aus.

„Was beschließen Sie nun?“ fragte der Geschäftsmann. „Man steht der Zahlung in Oesterlohe am ersten Juli entgegen.“

„Das Beschließen überlasse ich Ihnen,“ antwortete der junge Mann. „Ich gehe, noch am morgigen Tage. Après nous le déluge! Führen Sie als mein Generalbevollmächtigter die Administration, so lange ich noch hier Eigenthümer bin. Sorgen Sie bei dem gerichtlichen Verfahren, welches dann folgen wird, so gut Sie können für mich. Suchen Sie durch eine Sequestration einem öffentlichen Verkauf vorzubeugen. Das ist Alles, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Verhandeln Sie über alles Detail mit Sparenberg. Und so mit Gott befohlen.“

Julius Milendonk befahl seinem Diener zu packen.

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages wollte er nach der nächsten Eisenbahnstation abreisen. Etwa eine Stunde vorher ging er mit Sparenberg durch einige der Zimmer des Hauses und bezeichnete ihm mehre Gegenstände, welche er sich in die Residenz nachsenden lassen wollte. Es waren einige durch alterthümliche Arbeit merkwürdige Meubel, einige Ahnenbilder und Silbersachen, die er sich aus dem Schiffbruch retten wollte. Da begehrte ein Boote aus

Digitized by Google

Osterlohe ihn persönlich zu sprechen, weil er einen Brief habe, den er nur dem Herrn selber übergeben dürfe.

Milendonk veränderte die Farbe bei dieser Meldung. Mit zitternder Hand nahm er das zierlich gefaltete, von Sophiens Hand überschriebene Billet entgegen und riß es auf. Es lautete:

„Ich vernehme, daß Sie im Begriffe sind, Ihr Gut zu verlassen. Und soll das ohne Abschied geschehen? Ich meine, unsre Bekanntschaft ist dazu eine zu gute gewesen, und ich hätte ein Recht darauf, ein Lebewohl von Ihnen zu hören, ein Recht, das Ihre Galanterie nicht in Frage stellen kann, noch wird. Sollte das aber dennoch der Fall sein — nun wohl, dann bitte ich um einen Abschiedsbesuch!

Ihre ergebenste

Sophie Menther."

„Wozu das?" sagte sich Julius Milendonk, als er diese mit großen, festen und auffallend regelmäßigen Zügen geschriebene Epistel gelesen hatte. Er wies seinen Verwalter und die Diener, die um ihn mit dem Packen beschäftigt waren, fort, und stürmte dann in eigenthümlicher Aufregung im Zimmer auf und ab.

„Was hat sie beabsichtigt mit diesen Zeilen? fragte er sich weiter. Ist es Neugier, die sie dazu verführte, will sie von meinen Vorsätzen für meine Zukunft etwas erfahren — oder will sie gar sich die innere Genugthuung verschaffen, mich gedemüthigt und gebrochen zu sehen?"

Während Julius Milendonk sich diese Frage halblaut mit den Lippen aussprach, flüsterte sein Herz ihm eine Antwort darauf zu, die er sich heftig sträubte anzuhören. Es ist doch vielleicht alles anders, sagte dies vorlaute Herz, und obwohl es offenbar mit seiner Bemerkung strenge und stolz zur Ruhe verwiesen wurde, flüsterte es doch noch einmal: Es ist vielleicht Alles anders als es scheint! — nur um es nicht länger anhören zu brauchen, rief Milendonk endlich aus: „Mag sie beabsichtigt haben, was sie will, ich gehe zu ihr, weil es feige von mir wäre, nicht zu gehn."

Dann eilte er hinaus, ließ sein Pferd satteln und war in wenigen Minuten auf dem Wege nach Osterlohe.

Als er hier ankam erblickte er schon von Ferne Sophie an einem der Fenster stehen; sie sah ihn, als er hinaufgrüßte, mit einem ernsten Blicke an und die Art, wie sie durch ein leises Kopfneigen seinen kalten, respectvollen Gruß erwiederte, hatte etwas schwermüthig Gehaltenes. Julius wurde in das Wohnzimmer geführt, der alte Hausmann war wie immer nicht sichtbar. Sophie trat dem Kommenden entgegen, blässer als gewöhnlich und offenbar heute weniger als je in kaltblütiger Fassung; sie trat hastig auf und reichte Juliud die Hand, was sie bisher nie gethan.

„Ist es wahr, daß Sie abreisen wollen?" sagte sie; „die Landluft scheint Ihnen nicht zu bekommen. Sie sehen angegriffen aus — wie lange hat man Sie nicht gesehen; setzen Sie sich dort, der Fauteuil steht noch von Ihrem letzten Besuche her an derselben Stelle — ich glaube es ist ein Jahrhundert!"

Julius entging keineswegs, so bewegt er auch selbst sich fühlte, das aufgeregte Wesen des jungen Mädchens, das sonst durchaus nicht die Gewohnheit hatte — ihm gegenüber wenigstens nicht — derartige freundliche Vorwürfe zu machen.

„Wenn ich lange nicht mehr zu Ihnen gekommen bin," sagte er, „so ist der Grund einfach der, daß ich mich nicht erwartet und nicht willkommen glaubte!"

„Und in Beidem hatten Sie Unrecht."

„Wahrhaftig, das haben Sie mir früher nicht gezeigt," antwortete Julius bitter.

„Sie haben mich nicht verstanden," versetzte Sophie, den Blick ablenkend.

„Das ist richtig — und ich verstehe Sie auch jetzt noch nicht —"

„Ist es wahr," sagte sie ablenkend, „daß Sie Ihr Gut und Ihre Geschäfte im Stich lassen wollen, um nie zurückzukehren?"

„Das ist wahr."

„Ein tapferer Capitän vertraut die Vertheidigung seines Schiffs nicht Andern an; er ist der Letzte, der es verläßt!"

„Wenn aber der Kampf hoffnungslos, wenn der Capitän überhaupt nicht kämpfen mag und will wider die Flagge, welche ihn angreift —"

„Das Alles entbindet ihn seiner Pflicht nicht!"

„Doch wenn er nun sein Schiff unter seinen Füßen versinken sieht?"

„Welche tragische Auffassung der Dinge! Desto bitterer muß ich empfinden, daß Sie dennoch nicht sich herablassen wollten, mir ein Wort zu gönnen. Also lieber dem Ruin entgegengehen? Und vielleicht noch jetzt weisen Sie mich stolz zurück, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater auf keine Weise beabsichtigt, Ihnen mit seiner Geldforderung Verlegenheiten zu bereiten, daß er sich desto geehrter durch solchen Beweis Ihres Vertrauens fühlen würde, je mehr Sie diese Angelegenheit nach Ihrem Belieben, nach Ihren Wünschen arrangiren würden!"

Julius sah sie groß und verwundert an.

„Das zurückweisen," antwortete er nach einer stummen Pause tief aufathmend, „das zurückweisen kann ich nicht, darf ich nicht — und das wissen Sie recht gut, Sophie!"

„Aber noch einmal, weßhalb sprachen Sie denn nicht nur ein einziges offenes Wort mit mir?"

„Hatte ich darin nicht Recht? Was konnte ich von Ihnen erwarten? Mußte ich es nicht für eine unnütze Demüthigung halten — noch eben hätte ich geschworen, daß Sie mir kurzweg abschlagen würden, wenn ich Sie bäte —"

„Und noch vor kurzer Frist," antwortete Sophie mit einem eigenthümlichen Lächeln, „hätte ich Ihnen auch wirklich abgeschlagen, was Sie etwa erbeten hätten —"

„Seitdem aber? Denken Sie denn anders seitdem?"

„Nein, ich habe seitdem nur zu Ende geführt, was ich thun wollte!"

„Heißt das etwa: mich vollends zu demüthigen?"

„Und wenn ich nun sagte: Ja!"

„So würde ich nichts hören, was mich überraschen könnte!" antwortete Julius Milendonk mit einem Tone, der seine frühere Bitterkeit verloren hatte, um jetzt eine tiefe Niedergeschlagenheit zu verrathen. War es dieser Ausdruck, der Sophie rührte? Sie sah ihn plötzlich mit einem Blicke an, in welchem eine warme Innigkeit lag und zu gleicher Zeit reichte sie ihm über den schmalen Arbeitstisch, der zwischen ihnen stand, ihre Hand hin.

„Lassen Sie uns Frieden schließen!" sagte sie „und geben Sie mir Ihre Hand — glauben Sie mir, ich bin nicht

Digitized by Google

so böse wie Sie mich dafür halten, ich bin nicht Ihre Feindin, und was ich gethan habe, das geschah —"

„Etwa um mich zu retten," fiel Julius ein, „um mich nicht in der Gewalt eines schonungsloseren Gegners zu lassen? Dann muß ich Ihnen erwiedern, daß ich trotzdem alle Bitterkeit meiner Lage schonungslos habe durchkosten müssen!"

„Nein," antwortete sie, „es geschah auch nicht deßhalb. Ich habe beschlossen, in dieser Stunde ganz offen gegen Sie zu sein — darum gestehe ich Ihnen auch, daß ich selbst es war, die Ihnen zuerst das Unheil erweckte — ich machte Ihren Gläubiger, den Herrn Schmidt, auf die Gefahr aufmerksam, in welche sein Capital bei Ihnen gerathen könne, und darauf hin kündigte er Ihnen daselbe."

„Aber um Gottes Willen —"

„Weßhalb? wollen Sie mich fragen. Ich will es Ihnen erklären. Ich wollte, daß das Leben Ihnen eine große, schmerzliche, aber darum auch unvergeßliche Lehre gebe. Sie kamen hierher wie ein reiner Träumer, ein Idealist, der in dem Wahne lebt, daß er nur zu wollen brauche, um das Beste und Schönste in's Leben zu rufen, daß sein Gedanke unbedingt die reale Wirklichkeit beherrsche, bloß weil er der adelige Herr Gedanke ist und die andern nur die zum Dienen und zum Gebrauchtwerden geschaffene schlechte Materie sind. Wo Ihr Schönheitssinn sich einen Berg hinträumte, da ließen Sie alle Hände frisch sich rühren, einen Berg zu schaffen, und wo einen See, da geschah daßselbe. Die reellen Dinge sind aber nicht so schmiegsamer Natur, sondern halsstarrig, unbeugsam und hart, ja grausam wider den, der ihre Gesetze verachtet und sich ihnen unterwürfig zeigt. Ich sah voraus, daß Sie unfehlbar zu Grunde gehen würden an Ihrem Irrthum. Ich sah eine lange, jahrelange Zeit des unseligsten Kampfes mit den schmerzlichen und immer wachsenden Sorgen voraus, welche die Wirklichkeit, Ihre immer hoffnungsloser sich gestaltenden Verhältnisse, Ihnen aufbürden würden. Am Ende dieses Kampfes wären Sie freilich gescheidt gewesen und hätten, von der Erfahrung belehrt, sich gesagt: es ist wahr, „der Mensch lebt nicht allein vom Brode", aber doch hauptsächlich; die Mühle, welche ihm dieses Brod schafft, ist für ihn eben so beachtenswerth und unantastlich wie der Tempel seiner Ideen. Es ist also seine erste Aufgabe, klug und besonnen die realen Dinge anzufassen, wie sie angefaßt werden wollen und ihnen abzugewinnen, so viel man bedarf. Aber diese Erfahrung wäre zu spät gekommen, und gegen den Gewinn derselben hätten Sie vielleicht Ihren Glauben, Ihr Vertrauen auf Gott ausgetauscht, dem Charaktere wie der Ihrige sind nicht gestählt genug, um so edle Güter durch einen vollständigen Lebensschiffbruch zu retten. Das habe ich mir gesagt, und um Ihnen zu Hülfe zu kommen, habe ich gethan, was das Beste zu Ihrem Heile war — ich habe herbeigeführt, daß die Lehre, welche das reale Leben Ihnen vorbehielt, sich nicht tropfenweise nach und nach in Ihren Becher mischte, sondern daß es sich concentrirte und Ihnen seine ganze Bitterkeit, aber auch seine ganze Heilsamkeit auseinmal zu kosten gebe. Dies glaube ich, ist geschehen und heute sind Sie ein Mann, der um zwanzig Jahre klüger ist, als er es vor einem Jahre war. Heute sind Sie ein würdiger Herr Ihres Gutes. Es ist nicht genug, daß man sich gnädig herablasse, so etwas sich vererben zu lassen. Es ist nicht genug, daß man den Namen davon auf seine Karte stechen lasse und es als Folie der Persönlichkeit in den Salons gebrauche. Man muß es klug zu behandeln, zu schätzen, ihm Opfer zu bringen wissen — kurz, man muß es lieben lernen — dadurch lernt man es sich zu erhalten, was das Wesentlichste und die Hauptsache ist. Sie sind im Begriffe gewesen, Ihr Stammhaus zu verlassen, für ewig zu verlieren; in diesem Augenblicke erst haben Sie den wahren Werth, den es für Sie besitzt, empfunden; in diesem Augenblicke erst ward es Ihnen mehr als eine vornehme, adelige Fassung Ihrer Person. Jetzt erst bekamen die Räume, in welchen Ihre Väter geboren und gestorben sind und als redliche Männer einen treuüberlieferten Besitz zu wahren und zu vervessern gesucht haben, eine Bedeutung für Ihr Gemüth. Jetzt erst empfanden Sie eine Ahnung, daß der Schauplatz von Freud und Leid vorausgegangener Geschlechter, die Wände, welche manchen Seufzer und manches stille Gebet Ihrer Ahnen gehört haben, der Boden, auf den sicherlich manche Thräne niedergeflossen ist, aus Augen, welche der Schmerz des Lebens feuchtete, aber die mit der Hoffnung in die Zukunft blickten, daß diese einst glückliche Enkel in dieses Haus führen würde — jetzt erst empfanden Sie eine Ahnung, daß dies Alles einen innerern Zusammenhang mit Ihrem Gemüthe habe, der nicht, ohne für immer eine Wunde zurückzulassen, zerschnitten werden könne! — Ist es nicht so?"

Julius Milendonk blickte die Sprechende an mit einem Gesichte, auf welchem sich die widerstreitendsten Gefühle ausdrückten.

„Sie haben eine furchtbar schlechte Meinung von mir!" sagte er.

„Indem ich Ihnen ein grenzenloses Vertrauen, daß ich Ihnen offen jede Wahrheit sagen darf, zeige? Indem ich mir solche Mühe gebe, Sie mit der Welt, mit der Sie in Zwiespalt verfielen, zu versöhnen? Denn das war es. Sie begannen, mit der Welt entzweit zu werden — um Sie zu hellen, mußte ich Sie mit sich selbst entzweien, das heißt, Sie mußten in eine Lage gerathen, wo Ihnen kein Vorwand mehr blieb, der Welt Ihre Schuld zuzuschieben, wo Sie unerbittlich sich sagen mußten: Du selbst hast die Schuld. Sonst wären Sie allmählich durch die Eitelkeit, welche sich selbst fleckenlos sieht und deßhalb Natur und Schicksal, Himmel und Vorsehung befehdet, lästert, verflucht, zur Gottlosigkeit, zum Atheismus gekommen. Die Gefahr ist für Sie vorüber. Wenn man einen prächtigen Besitz, der ein Jahrhundert lang die Eigenthümer zu wohlhabenden, einflußreichen und geachteten Leuten machte, schon nach anderthalb Jahren der Bewirthschaftung verwöhlt hat, dann kann auch die verstockteste Eigenliebe nicht „der Antipathie der Natur" dieses glorreiche Ergebniß zuschreiben!"

„Ja, darin haben Sie Recht, weßhalb sollte ich nicht aufrichtig genug sein, Ihnen darin aus voller Seele beizustimmen?" versetzte Julius Milendonk kleinlaut. „Sie haben aber noch mehr wollen, als Sie sagen — etwas, was nicht so ganz meinetwillen, sondern das Ihretwillen geschehen sollte!"

„Und das ist?"

„Sie haben mich demüthigen wollen, demüthigen zu Ihrer eigenen inneren Befriedigung. Und das ist Ihnen jedenfalls am sichersten gelungen. Ich bin mehr gedemüthigt als es je ein Mann geworden ist! Und", setzte er mit tief-

*

Digitized by Google

traurigen Tone hinzu, „daß das gerade von Ihnen kommen mußte — von Ihnen, Sophie —“

Er vollendete nicht, sondern blickte niedergeschlagen auf den Boden.

„Sie thun mir Unrecht,“ antwortete sie; glauben Sie mir, ich bin nichts weniger als triumphirend in diesem Augenblick, eher bin ich — ich weiß nicht weßhalb, ob vor mir selber oder vor Ihnen, beschämt; vielleicht deßhalb, weil ich nicht weiß, was Sie über ein so keck ihren Eingebungen und Beschlüssen folgendes Mädchen denken werden. Daß ich Alles für Sie thun möchte, sehen Sie hier!“

Sie zog bei diesen Worten die Schieblade ihres kleinen Arbeitstisches auf, und nahm ein Convolut gestempelter und sehr actenmäßig aussehender Papiere heraus.

„Da sind Ihre Schulddocumente,“ sagte sie; „Sie werden am Ende meines Vaters „löschfähige“ Quittung finden. Wie der reiche Fugger,“ fügte sie lächelnd hinzu, „die Verschreibung weiland Kaiser Caroli Quinti in das Kamin, warf ich sie in die hell lodernden Flammen der begeisterten Vorsätze, welche diese Stunde in Ihnen weckt. Nun ist beseitigt, was Ihren Kummer bildete — und das Geld werden Sie zurückzahlen, wann Sie es können und mögen.“

„Aber mein Gott“, fiel Julius ein, „Ihre, freilich bitter grausame Sorge um mich, und nun dies noch, wie soll ich alles das deuten, Sophie?“

Sie sah ihn groß und erröthend an.

„Wollten Sie,“ fuhr er eifrig fort, „wirklich mit all dem, was Sie thaten, nur mein Glück? Dann müssen Sie auch mein ganzes Glück wollen.“

„Was gingen Sie mich denn an, wenn ich Sie nicht liebte?“ antwortete sie mit einer bewundernswürdigen Naivetät, und streckte ihm abermals die Hand entgegen.

Er bedeckte sie mit feurigen Küssen.

„Ich bin Ihnen gut gewesen,“ sagte sie, „von dem Augenblicke an, wo ich Sie zum ersten Male sah. Ich habe auch Ihr Werben um mich wohl verstanden. Aber wir waren zwei zu verschiedene Menschen. Ich mußte dem Pegasus, der mit mir in's Joch des Lebens gespannt sein wollte, erst die Flügel stutzen!“

„Und das ist Ihnen gelungen, Sophie — Sie haben mir die Flügel arg gestutzt, aber nur, um mir neue dafür wachsen zu lassen, die des Glücks — doch Sie geben mir auf einmal zu viel, als daß ich es annehmen dürfte — Sie werden zu sehr meine Wohlthäterin, meine Lehrerin in der Schule des Lebens — ich bin Ihr Schüler, Ihr Geschöpf, Sie können mich nicht achten!“

„Mein Schüler,“ antwortete sie lächelnd, „und doch noch nicht belehrt genug — sonst würden Sie sich nicht sträuben, ganz vernünftig und besonnen eine Hand anzunehmen, welche Ihnen Ihren eigenen Besitz ungetheilt wieder giebt und noch Osterlohe dazu legt — verstehen Sie noch die realen Dinge nicht zu schätzen?“

„Sie geben mir zu viel des Glücks — und was werfe ich dagegen in die Wagschale? O, damit Sie mich achten könnten, müßte ich Ihnen zeigen, daß Sie doch Unrecht haben, daß der Geist des Menschen dennoch die Wirklichkeit zu vergessen, sich über sie hinauszusetzen berufen ist, weil er sie beherrschen kann, sobald er nur den Willen, die männliche Beharrlichkeit, die Kraft hat — erst will ich eine That des Geistes, die Ihnen imponirt, vollbringen, einen Sieg im Reiche des Gedankens erkämpfen, eine geistige Schöpfung hervorrufen, die wie eine Sonne hoch über all dem ökonomischen Realismus von Milendonk sammt Osterlohe steht.“

Sophie legte, satyrisch lächelnd, ihre Hand auf des eifernden Julius' Schulter und sagte, voll Hingabe zu ihm aufblickend:

„Das wäre freilich schön und bewundernswürdig von Ihnen; aber da einiges Kopfzerbrechen dazu gehören dürfte und einige Jahre Zeit, um damit zu Stande zu kommen, so rathe ich Ihnen, vorläufig mich als Ihre Gehülfin anzunehmen, damit wir zusammen nachsinnen, wie es in's Werk zu richten! Und sollten sich dann unerwartete Schwierigkeiten zeigen, so überlasse ich Ihnen, in die Wagschale, von der Sie reden, etwas andres zu werfen, das ich als vollgültigen Ersatz annehmen würde —“

„Und das ist?“

„Liebe!“ sagte sie, und Julius drückte überwunden, seinen Mund auf die Lippen seiner hocherröthenden „Feindin“.

Ungarisch Altenburg.

Hierzu ein Stahlstich.

An der Straße zwischen Raab und Preßburg, in der weiten Ebene des Wieselburger Comitats in Ungarn, liegt das circa 2500 Einwohner zählende Städtchen Ungarisch-Altenburg (ungarisch Magyar-Ovár) auf einer durch die Laitha gebildeten Insel.

Weder die Lage, noch das Innere dieses Städtchens bieten dem Auge im ersten Momente viel Fesselndes, und der Reisende, der es ohne Aufenthalt passirt, würde kaum glauben, wie groß der Zauber desselben für Jeden sei, der mit dem inneren Leben Ungarisch-Altenburgs näher bekannt ist. Der hier über ein Jahr gelebt hat, trennt sich nur schmerzlich von dem gemüthlichen Städtchen, und nach jahrelanger Trennung denkt er immer mit innerem Wohlbehagen an die in Ungarisch-Altenburg verlebten fröhlichen Stunden.

Worin mag doch diese im ersten Augenblicke so unerklärliche, ja unglaubliche Anziehungskraft eines sehr profaisch gelegenen kleinen Städtchens liegen?

Wir wollen die Antwort auf diese Frage versuchen.

Ungarisch-Altenburg ist der Sitz k. k. Comitats-Aemter, der Direction und der Centralämter der erzh. Herrschaft gleichen Namens, und der einzigen höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt der Monarchie. Hiedurch ist die gebildete Classe un-

Digitized by Google

verhältnißmäßig stark vertreten und wird auch den Anforderungen der feinen Geselligkeit entsprochen.

Der gesellige Ton in Ungarisch-Altenburg ist nichts weniger als kleinstädtisch, man giebt sich aber auch durchaus nicht die Miene, das großstädtische Leben mit all seinen steifen Formen gar zu ängstlich nachzuäffen, bildet sich im Umgange eine behagliche Gemüthlichkeit, die dem Großstädtler wie dem gebildeten Landbewohner in gleichem Maße zusagt, wenn er sich in Altenburg einige Zeit aufhält.

Außer den geselligen Annehmlichkeiten bietet übrigens Altenburg und seine nächste Umgebung auch dem beobachtenden Fremden viel des Interessanten.

Noch vor 40 Jahren war der Anblick der dem Herrn Erzherzog Albrecht gehörigen Herrschaft Ungarisch-Altenburg in höchstem Grade unerquicklich; Sumpf und öde Hutweiden ermüdeten das Auge, wo jetzt die geschmackvollsten Parkanlagen, Alleen und der herrlichste Wirthschaftsbetrieb der Oesterreichischen Monarchie zu sehen ist.

Der Anblick der zu der erzherzogl. Herrschaft Ungarisch-Altenburg gehörigen Wirthschaften überrascht jeden Fremden, der in der Regel mit den lächerlichsten Vorurtheilen über Ungarns vermeintliche Barbarei hieher kommt und erstaunt, eine so hohe Cultur in so kolossalem Maßstabe, wie es hier der Fall ist, anzutreffen.

Die landwirthschaftliche Lehranstalt in Ungarisch-Altenburg wurde bis zum Jahre 1850 durch die durchlauchtigsten Besitzer der Herrschaft Altenburg aus eigenen Mitteln unterhalten; seit dem Jahre 1850 hat aber die Staatsverwaltung das alte Schloßgebäude, einst die Residenz des ungarischen Königs Salamon, worin die Räume der früheren Lehranstalt eingerichtet waren, in Pacht genommen und dasselbe den zeitgemäßen Anforderungen einer höheren Lehranstalt entsprechender und für ein größeres Auditorium einrichten lassen. Die Lehranstalt wird, da es die einzige der Monarchie ist, von 100—110 Zöglingen besucht. Die Lehrgegenstände werden außer dem Director, der einen Theil des landwirthschaftlichen Lehrfaches vorträgt, von 5 Professoren vorgetragen.

Der gründlichste und von den Studirenden am liebsten besuchte Unterricht wird gegenwärtig in der Thierheilkunde vom Professor Dr. Masch und in der Chemie vom Professor Dr. Moser ertheilt.

Bemerkenswerth ist in Altenburg noch die erzherzogliche Kunstmühle, die jährlich über 100,000 Metzen Getreide verarbeitet; ihre Erzeugnisse gehören zu den gesuchtesten Mehlproducten des Kaiserreichs.

Eine Viertelstunde südlich von Altenburg liegt Wieselburg, der bedeutendste Fruchtmarkt Ungarns für Wien und Oesterreich.

Das zerstörte Gebäude am Wieselburger Landungsplatze ist die Ruine eines erzherzoglichen Fruchtmagazins, welches im Jahre 1848 durch die ungarischen Insurgenten in Brand gesteckt wurde. Unter der Leitung des Herrn Carl von Zimmermann, gegenwärtigen Directors der ungarischen Güter des Herrn Erzherzogs Albrecht, wurde dieses Gebäude im Sommer des vorigen Jahres in eine Zuckerfabrik umgewandelt, welche im vorigen Herbste in Betrieb gesetzt wurde und in der ersten Campagne bei 100,000 Ctr. Rüben verarbeitete.

Südöstlich 1¼ Stunde von Ungarisch-Altenburg liegt Sz. Miklós mit einer für eine Million Centner Rüben eingerichteten, dem Baron Sina gehörigen Zuckerfabrik, deren äußere Ansicht auf unserer Abbildung zu sehen ist.

Diese Fabrik producirt aus 500,000 Ct. Rüben 30,000 Ct. Zucker, was dem Staat gegen 80,000 fl. an Steuern einträgt, die aber bei unzureichender Bodenfläche der Herrschaft St. Miklos nicht erzeugt werden.

Die Culturopfer des industriellen Freiherrn belaufen sich auf immense Geldsumen. Der Rübenbau und die Torfgräberei beschäftigt bei 3000 Arbeiter, welche aus Mähren, Böhmen und Schlesien im Frühjahre einwandern, und im Herbste wieder nach der Heimath ziehen. Die Krankenpflege unter Leitung eines eigenen Doctors und 3 Gehilfen, dann einer Hebamme, kostet dieser Unternehmung alljährlich 30,000 fl. CM.

Bei der heuer auf 12 kr. CM. pr. Ct. Rüben erhöhten Steuer, kommen 500,000 Ct. auf 100,000 fl. Steuern.

Sehenswürdig ist diese Fabrik, welche ihren Brennstoff aus dem herrschaftlichen Torfstich, mittelst eines eigenen Kanales von 2 Meilen Länge bezieht.

Nordwestlich 1⅛ Stunde von Altenburg liegt Carlburg mit einem prachtvollen Schlosse des Grafen Felix Zichy. Das Schloß wurde vom Grafen Emanuel Zichy der die Nichte eines englischen Lords heirathete, nach dem Muster eines dem Oheim seiner Frau gehörigen Schlosses in England mit einem verschwenderischen Kostenaufwande erbaut. Unsere Abbildung zeigt die Hofseite des in einem schönen Garten gelegenen Schlosses.

Die Zwerge.

Von Dr. G. H. Otto Volger.

Viel schalkhafter Trug und neckisches Blendwerk ist, wie uns alle Ammen und Kindsmägde berichten und wie es die angesehensten Autoritäten der würdigen Spinnstubencollegen sicher verbürgen, das Dichten und Trachten der Zwerge. Wie leicht auch immer der Mensch mit ihnen in Berührung komme, er hat gewiß ein Pröbchen zu bestehen. Wirst Du, lieber Leser, Dich demnach wundern, wenn ich Dir anvertraue, daß auch Du nun schon in der Gefahr gewesen bist, durch den bloßen Namen dieses versteckten Völkchens, immerhin harmloser Weise, betrogen und verblendet zu werden, indem Du in den folgenden Blättern vermuthlich alle Erwartungen getäuscht finden wirst, welche die Ueberschrift in Dir erregte. Nun will ich Dir aber zuvörderst sagen, daß das Wort „Zwerg" nach dem Sinne unserer Sprache falsch und seltsam, im eigentlichsten Grunde aber „quer" bedeutet und wünsche daneben, daß Dir der wirkliche Inhalt mei-

Digitized by Google

ner Mittheilung, gegenüber den Vorstellungen, mit welchen Du sie zu lesen begannst, nicht gar zu quer komme. Mache wenigstens gute Miene zum bösen Spiele, bis zum Schlusse; Du findest denn doch vielleicht Goldfünkchen zwischen den Kohlen. Meine Absicht geht auf nichts Geringeres hinaus, als dir den sinnlichen Ursprung und ursprünglichen Sinn der Zwergensagen nachzuweisen, welche aus der nebelgrauen Vorzeit, als ein schönes Stück der Poesie unseres Volkes, von Mund zu Munde sich fortgetragen haben bis in unsere Kinderzeit und, in so tausendfachen Mährchen ausgesponnen, in vielen Gegenden den Eingang jeder Höhle und Felsenspalte umweben; ich will dir verrathen, was die Zwerge sind und dir sogar durch Enthüllung der Rolle, welche diese, bekanntlich mit so mächtigen Kräften begabten Wesen in der Natur spielen, ein Tröpfchen ihres geheimen Weisheitstrankes darbieten.

Die wahren Urbilder der Zwerge sind nämlich, um nur sogleich das Geheimniß zu brechen, die Krystalle, die Vegetationsformen des dritten Naturreiches. Vielleicht aber erscheinen Dir nun in solcher Einkleidung diese Geschöpfe, mit deren räthselhafter Natur meine ernste Wissenschaft sich beschäftigt, etwas weniger todt und kalt, als wenn ich dieselben sogleich klar und baar am Sonnenlichte Deinen in diesen Zauber noch nicht eingeweihten Blicken aussetzen würde, vor welchen, wie bekannt, das Leben der Zwerge entflieht und sie in todten Stein verwandelt werden. Auch weiß ich in der That mich kaum zu entscheiden, ob ich größeren Werth darauf legen soll, Dir die Ueberzeugung zu erwecken, daß den Mährchen unserer Kinderwelt und der Volksclassen, welche ihrer Bildung nach die Stufe dieses schönen Jugendalters nie überschreiten, etwas Ernsteres und Tieferes zu Grunde liege, als die Seifenblasen müßiger Gedrine — oder darauf, daß es mir gelingen möge, Dir einen ahnungsvollen Einblick zu verschaffen in die Existenz eines dritten Naturreiches individualisirter Geschöpfe, welche, zahlreicher und mannigfaltiger vermuthlich, als die des Thier- und Pflanzenreiches, das Wort eines tiefdenkenden Forschers bewahrheiten, daß die Objecte, welche sich uns am meisten zu verbergen scheinen, der Forschung die größte Wunderfülle darzubieten haben!

Hiemit ist Thema und Schema dieser Mittheilung gegeben.

*

Die Mährchen, welche im Volksmunde leben, sind eine, ihres ursprünglichen Verständnisses gänzlich verlustig gewordene traditionelle Nachkommenschaft der Mythen vorchristlicher Zeiten. Diese Mythen aber sind theils zurückzuführen auf historische Ereignisse, theils auf Naturerscheinungen, welche letztere entweder in Unverstand und Aberglauben mißdeutet, oder aber von Tieferblickenden, insbesondere in heidnischer Vorzeit von den eingeweihten Mitgliedern verhältnißmäßig hochgebildeter Priesterschaften, in allegorisirender Einkleidung dem Volke erklärt und als Wirkungen der personificirten schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Naturkräfte der menschenähnlich gedachten, aber mit übermenschlichen Kräften begabten Gottheiten dargestellt wurden. Noch heutigen Tages entstehen Mythen — und oft ganz auf demselben Grunde, welcher schon vor Jahrtausenden solchen den Ursprung gab.

Bekanntlich fallen bisweilen mit Feuererscheinung und donnerndem Brausen Stein- oder Eisenmassen, sogenannte Meteoriten, aus der Luft auf die Erde herab, meist immer schwarz und von schlackenähnlichem Ansehen; ihren Ursprung kennen wir noch keineswegs. Wo solch ein Meteorit bei Nacht als leuchtender Funke scheinbar am sternenbesäeten Himmelsgewölbe dahinzieht, da spricht das Volk, welches in den goldenen Sternen noch immer, mit unbewußten heidnischen Reminiscenzen, die strahlenden Angesichter der himmlischen Götter erblickt, von Sternschnuppen, in einem, beim gewöhnlichen Gebrauche des Wortes uns ebenfalls unbewußtem Bilde, dessen Rusticität eine nähere Erörterung verbietet; sinniger, in anderen Gegenden, von goldenen Fäden, welche die ewigen Götter spinnen: les étoiles filantes. Die alljährliche Wiederkehr der Erscheinung zahlloser Sternschnuppenschwärme in der St. Laurentiusnacht, wo sie mitunter wie ein leuchtender Schneefall beobachtet werden, verknüpft die christliche Legende in anmuthiger Weise mit dem Märtyrerthum des heiligen Laurentius. Stürzt das Meteor auf die Erde herab, da ist es ein feuriger Drache, welcher im Vorüberziehen einen glühenden Stein entfallen ließ, oder der brennende Teufel in eigner Person, der oftmals einen Bösewicht, dessen Seele er gepackt, zu schwarzem Stelue verbrannt, auf dem Flecke zurückließ. Einen der berühmtesten Meteoriten, eine fast zwei Centner schwere Eisenmasse, deren Bruchstücke jetzt auf der kaiserlichen Sammlung in Wien aufbewahrt werden*) umgab das Volk an dem Orte in Böhmen, wo er herabgefallen war, als „verwünschten Burggrafen von Elbogen", seit Jahrhunderten mit einem Sagenkreise. Von herabgefallenen Sternen und Göttern, welche bei der Berührung des Erdbodens sich in Steinmassen verwandelten, erzählen die ältesten Geschichtsschreiber vieler Länder. Wie die christlichen Bekehrer oft an den Stätten heidnischer Heiligthümer das Kreuz errichteten, so knüpfte, mit klugem Vorbedachte, Mohammed die Stätte der höchsten Verehrung an die Kaaba, das uralte Heiligthum der lömaelitischen Araber zu Mekka, eine Hütte, in deren Wand ein vom Himmel herabgefallener schwarzer Stein haftet, welchen noch heute der Mund jedes gläubigen Mekkafahrers küßt. Ebenso war die schwarze Steinmasse, in welcher die Phönizier die Sternengöttin Astaroth verehrten, vom Himmel herabgefallen, nicht minder auch jenes unförmliche, kaum zu bewältigende Felsstück, welches bei der Stadt Pessinus in Phrygien als Göttin Rhea oder Kybele verehrt und im zweiten Kriege mit Karthago auf Orakelgeheiß mit großer Anstrengung und Feierlichkeit zur Anbetung nach Rom geholt wurde. Es sei gestattet, schon hier die Bemerkung einfließen zu lassen, daß eine Zwergen-Mythe mit jener Rhea in inniger, wenngleich bislang sehr wenig aufgeklärter Beziehung stand, die Mythe von den Korybanten, deren Urbild, Koryhas, im Schoße dieser Felsmasse selbst entstanden und von einem gewissen Jasion entdeckt — nach der Redeweise der Sage natürlich erzeugt — war.

*) Das Hauptstück, noch besonders interessant durch die von Herrn von Widmanstätten ausgeführte Aetzung einer großen Schnittfläche und die dadurch zum Vorschein gebrachten sogenannten Widmanstätdischen Figuren, sowie durch die merkwürdige krystallinische Beschaffenheit der durch manche Schicksale abgenutzten Oberfläche, wiegt gegenwärtig noch 140 Pfund.

Digitized by Google

Aber das Alter der Sagenkreise dieser jüngeren Götter ist keines Vergleiches fähig mit dem Alter jener Sagenkreise, welche den Inhalt der ältesten und in ihrem Ursprunge wohl gemeinsamen, daher in so vielen Beziehungen, ja, nicht selten bis in die Einzelheiten sich wiederholenden Mythologien der Völker des großen indo-germanischen Sprachstammes bilden. Aus allen Kreisen der Naturerscheinungen von den weitesten kosmischen und uranischen, bis zu den engsten tellurischen, von dem geordneten Gange der Gestirne bis zu den bunten Wechseln, in welchen das Leben der Menschen, das Weben der Thierwelt, der Pflanzenwelt und das stille, scheintodte Sein der unorganischen Natur sich bewegt, treten uns bei all diesen Völkern allegorische Mythen entgegen, welche hinweisen auf einen gemeinsamen Ursprung, den unser forschendes Auge im Hintergrunde vergangener Jahrtausende zu erspähen sich bis jetzt vergeblich, vielleicht für immer vergeblich abmüht. Soviel indessen für die Aufklärung jener Naturallegorien, welche den Götterlehren der Römer und Griechen, der Egypter, Perser und Indier in gleicher Weise, wie denen der keltisch skandinavischen Völker des mittleren und nördlichen Europa's zu Grunde liegen, bereits geleistet worden ist, so liegen doch noch manche, bisher nur durch sprachlich-historische Forschungen untersuchte und durch solche allein keineswegs zu erschöpfende Gebiete vor, welche, wenn sie von naturwissenschaftlicher Seite vergleichender Prüfung unterzogen werden, nicht minder überraschende und erfreuliche Resultate hoffen lassen, als jene erstaunlichen, welche durch die astronomischen Prüfungen mit so vollkommener Evidenz sich herausgestellt haben sollen.

Reich an herrlichen und tiefgedachten Naturallegorien ist die deutsche und die so nah verwandte skandinavisch-isländische Mythologie, welche letztere uns in den Edda-Ueberlieferungen erhalten ist, im Gesange der Wala und der Stimme des Erhabenen: Völuspá und Havamál. Es möge hier nur eine derselben angeführt werden, welche leicht aufzufassen ist und welche sich auf das den Isländern besonders so bekannte Phänomen der Erdbeben und Vulcane bezieht. Wir können dieselbe unmittelbar mit der Anschauungsweise unserer heutigen Wissenschaft vergleichen. Völuspá sagt: Loki, der Gott — es ist die böse, irdische Feuersgewalt,*) die Höllenflamme — ward zur Strafe seiner Unbändigkeit eingekerkert in die unterirdische Höhle unter dem Quellenberge und gefesselt mit den Eingeweiden seiner eigenen Söhne. Da liegt er auf drei spitzigen Felsen, über seinem Haupte aber hängt eine Schlange,— die Schlange ist das stets wiederkehrende Bild des flüssigen Elementes, als Weltmeer die Erde umzingelnd, als Fluß, als Quell im Erdboden, als Saftstrom in den Pflanzen, ja, als Blut selbst im Menschen — diese Schlange träufelt ihr feindliches Gift herab auf Loki den gefesselten. Dem steht zur Seite seine Gattin, welche das Gift auffängt in einer Schale, bis daß die Schale überfließt; dann fallen die verderblichen Tropfen auf Loki, der in Schmerz und wildem Zorne sich bäumt und wälzt, und davon, so spricht Völuspá, kommen alle Erdbeben. — Die heutige Geologie verleiht die größte Wahrscheinlichkeit der Vermuthung, daß Wasser, welches in den Erdboden eindringt, bis in Tiefen gelangt, in welchen eine hohe Temperatur herrscht, hier wird es in Dampf verwandelt, der dann den Boden allgewaltig hebt und unter Erdbeben entweicht, oft unter übermächtigen Zitterungen die Erdrinde aufreißt und glühende, großentheils geschmolzene Steinmassen, die sogenannten Laven, aus dem Eingeweide der Erde mit sich emportreibt. Das ist der Vulcan. Die Laven selbst, die Erzeugnisse des Vulcans, erfüllen die Ausbruchsspalten und verschließen dieselben erstarrend, nachdem die Katastrophe der Eruption beendigt ist. Ruhe tritt ein, die wilde Kraft ist wieder gefesselt mit den Eingeweiden ihrer eigenen Kinder. Aber allmählig findet das Wasser von Neuem seinen Weg zum glühenden Herde; der Schlange träufelndes Gift überfließt, und mit Beben und Toben rührt sich von Neuem die vulcanische Gewalt.

Die Mythologie der Edda zeichnet sich ganz besonders dadurch aus, daß die derselben zu Grunde liegenden Naturallegorien den Organismus des menschlichen Leibes, dessen sämmtliche Glieder in der vollendetsten harmonischen Wechselbeziehung stehen, als das Vorbild der ganzen Schöpfung betrachten. Die Welt in ihrem All ist ein Organismus, ein jeder Theil der Schöpfung ist ein Organismus; das Kleinste, das Einzelnste selbst — und so wird billlich Alles gedacht und geschildert in organischer, menschlicher Gestalt. Das Weltall, die Erde, das Gestirn, der Berg, die Pflanze, der Krystall. Selbst den Allvater Odin, den Odem der Welt, bekleidet die Allegorie mit menschlicher Gestalt, saßt ihn auf als Jehovah, der ordnend über den Sternen thront, aber auch, in engerem Begriffe, als Sonnengott, der die Planetengötter beherrscht, in menschlichem Kreise als Heros und Erzvater der götterentsprossenen Vorfahren, der seligen Asen, welche als streitbare Helden das Volk aus der Wiege Asiens in seine nordischen Sitze geführt; aber auch als Gold unter den Metallen im Reiche der Gold, welches im Erdengeschoße der Sonne goldenes Licht gleichsam verkörpert dargestellt.

Wie das Weltall und die Erde ein Menschenleib im Großen, so ist der Mensch eine Welt im Kleinen — der Mikrokosmus gegenüber dem Makrokosmus.

Die irdische Welt entsteht durch den Austausch der Gegensätze, durch die Täuschung. Aus Wasser und Feuer — der Materie und dem Geiste — entstand im Schöpfungsraume, „im Becher der Täuschung“ ein Riesenleib, Ymir, der makrokosmische Mensch, zugleich mit gewaltigen, menschengestaltigen makrokosmischen Riesen, den titanischen Naturkräften. Den Ymir erschlugen die Götter und zogen ihn in die Mitte des Schöpfungsraumes — aus seinem Fleische machten sie das Festland der Erde, aus seinen Knochen der Erde Gerippe, die Gebirge, Felsen und Klippen aus seinen Zähnen. Die Bäche und Ströme seiner Adern ergossen unendliches Blut, welches das Festland rings umfließt, als Weltmeer. Aus Ymir's Hirnschale machten die Götter das Himmelsgewölbe; in diesem blitzen und blinken als Gestirne die lichten Geistesfunken des unsterblichen Feuers, welche bei Ymir's Erschaffung herübergeflogen waren aus dem Urstoße des Lichtes in den täuschungsvollen Schöpfungsraum; in die Luft aber warfen sie sein Gehirn, allwo es nun schwebt mit seinen düstern Sinnen, als schwermuthvolles Gewölk.

Dann beginnt die mikrokosmische Schöpfung, Pflanzen und Thiere beleben die Oberfläche des Erdbodens; drinnen

*) Lags, die Flamme im jetzigen Schwedischen.

Digitized by Google

aber in Ymir's Fleische entstanden „als Maden“ die Krystalle, die „Zwerge“.

Im ersten Zeitalter, so sagt die Edda, gedachten die Aasen, die göttlichen Vorväter, der Zwerge nicht. Sie fanden Gold im Sande der Flüsse und bedurften noch keines andern Metalles. Sie trieben fröhliches Würfelspiel, sie lebten dem Geschicke und Glücke harmlos sich hingebend, und hatten Goldes genug. Gold war bekanntlich das erste Metall der Menschen.

Aber ein anderes Zeitalter folgte, welches das Bedürfniß anderer Metalle mit sich führte; dem goldenen Zeitalter folgte das eherne, mit kupfernen und bronzenen Geräthen und — Waffen. Bergbau und mancherlei Kunst war erforderlich zu deren Gewinnung. Die Edda bezeichnet den Beginn dieses Zeitalters durch die Andeutung, daß die Aasen bekannt wurden mit Riesentöchtern.

Wer sind die Riesen? — Die Riesen in der engeren, irdischen Welt sind die Berge, die kolossale Individualisation der irdischen, materiellen Welt. Schöne Allegorien besagen dies deutlich genug. Das Gewitter, welches mit seinen Donnerschlägen die Häupter der Berge umtobt, wird geschildert als der Kampf des Donnergottes, der mit seinem zerschmetternden Hammer die Stirnen der Riesen trifft. — Und in der Frühe, wenn im Osten der Sonnengott naht, da steht schon am Meeresufer Gerda, die Riesentochter, und breitet sehnend ihre Arme der geliebten Gottheit entgegen, und ihr Busen wallet und wogt und ihr Angesicht erglüht in hoher Liebesfreude, daß in rosigem Morgenroth Gestade und Meerwogen widerstrahlen. Das Bild erklären, hieße, es zerstören.

Dort jener wilde Felsenkopf, der als Klippe hervorstarrt aus der brandenden See, ist das Haupt eines Riesen, der auf dem Meeresgrunde steht; der fluthende Tang, das Seegras, welches ihm entsprosst, ist des Riesen Bart— thurssaskägg, d. i. Riesenbart, heißt das Gewächs noch heute in der nordischen Volkssprache.

Mit dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit den Bergen erlangten nun die Urväter Kunde von jenen organischen Gestaltungen der Steine und Erze im Innern des Erdbodens. Völuspá sagt: Da wurden inne die göttlichen Herrscher, daß die Zwerge geschaffen waren aus Ymir's Blut und bleichem Gebein. Als Maden waren sie entstanden in Ymir's Fleische, männleingestaltig; aber durch der Aasen Anrede wurden sie wissend menschlichen Witzes.

Zween Meister werden genannt, welche das ganze Reich der Zwerge innehaben: Mothsognir, der Vieltrinkende, und Durin, der Schlafbringer. Wer ist der Vieltrinkende, dem Keiner es gleich thut? Der Erdboden, der allen Regen in sich trinkt, soviel dessen vom Himmel strömt! — Wer ist der Schlafbringer für alle Wesen? — Die Dunkelheit, vorab die Dunkelheit im Erdenschoße, wo sichs so sanft, so tief und so lange schläft! — Der Erdenschoß und die Dunkelheit bergen das Zwergenreich.

Unter den Zwergen werden uns genannt Könige und Rathswisser. Die Könige sind die Metalle; durch die mittelalterliche Alchymie ist diese Bezeichnung übergangen bis in die heutige Chemie und Hüttenkunde: regulinisch, d. h. königlich, nennen wir noch heute die gediegenen Metalle, und aus den Erzen befreiet des Feuers Hülfe den Metall-König, den Regulus. Rathswisser aber sind die Ratter in Krankheit und Siechthum. Wie manche Krankheit sucht nicht noch täglich ihren Rath bei den Zwergen, ich meine bei den Arzneien aus dem Mineralreiche, und wie viele Steine zählen die Magiker des Mittelalters und auf, wie der christliche Bischof von Regensburg, Albertus Magnus, Steine, welche gegen dieses und jenes Leid schützen und dem, der sie besitzt, gegen leibliches Unheil Sicherheit, aber auch Weisheit sogar verleihen.

Die Verzeichnisse von Zwergennamen, welche die verschiedenen Edda-Ueberlieferungen darbieten, weichen vielfach von einander ab, geben besonders auch eine verschiedene Eintheilung derselben. Es sind diese Verzeichnisse offenbar zu verschiedenen Zeiten entstanden und enthalten, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, modern zu reden, die ersten Versuche, die Mineralkörper — nicht allein die Krystalle in der strengen Umgränzung der heutigen Wissenschaft — systematisch zu ordnen, theils nach ihren Eigenschaften, Kräften u. s. w., theils nach ihrem Vorkommen. Wir finden unter diesen Zwergennamen solche, welche, den auffallendsten Eigenschaften entlehnt, in ganz analoger Weise und durch Bergmannsmund aus uralten Zeiten herübergetragen, sich wiederfinden in der heutigen Wissenschaft: Blende, Glimmer und Glanz.

Auch der Bernstein ist dabei und ein Fisch, sowie Gewächse, vermuthlich Petrefact, obgleich es wenigstens bei den Gewächsen zweifelhaft bleibt, ob mit den Namen derselben fossile Pflanzenreste im Gestein bezeichnet werden sollten, oder aber vielleicht vegetabilienähnliche Gruppirungen von Krystallen, wie die Silberbäumchen, die Eisenrosen, der Bergflachs, die Kobaltblüthe, welche noch jetzt in den mineralogischen Büchern zu finden sind. — Die Form der Krystalle wird in mehreren Zwergenamen angedeutet: Würfel und Kreisel treten unter ihnen auf. Andere werden nach Waffen benannt, was uns nicht überraschen kann, wenn wir der glänzenden Harnische, der blanken Schilde, der Schwerter und Spieße gedenken, mit welchen so viele Krystalle uns entgegenblitzen. Reden doch auch wir noch vom Spießglanz. Und auch hier stellt sich vermittelnd zwischen die heutige Mineralogie und die Allegorie der alten Zwergenmythe das Mittelalter mit seiner personificirenden und allegorisirenden Alchymistensprache. — Den Zwerg Grymur, den Kappenträger, haben wir noch heute in dem seltsamen Kappenquarze; einen Zwerg mit kahlem, haarlosem Schädel; nicht minder der Glatzkopf ist eines der bekanntesten Eisenerze. Soll ich auch noch an die Kobolde und Nickel selber erinnern, deren Name endlich in der neuesten Wissenschaft an zweien bestimmten Metallen hängen geblieben ist?

Der unbefangene Sinn einer Kindheitsperiode im Völkerleben hatte die Krystalle, die organischen Gestaltungen der Materie, welche der Erdboden beherbergt und erzeugt, als individualisirte Wesen aufgefaßt, gleichsam instinctiv Leib und Leben in nothwendiger Wechselbeziehung und Zusammengehörigkeit denkend. Die Aberklugheit einer späteren Zeit sah mit entzaubertem Auge nur wunderseltsam gestaltete Steine und Erze, und erdichtete dann übersinnliche Wesen, körperlose „Geister“, die gleichwohl als Gespenster in körperliche Erscheinung treten können und dann in wirklicher, wenngleich mißförmiger Menschengestalt einhergehen, Berggeister-Zwerge, welche jene „Kunstwerke“ geschmiedet und geschliffen haben, sich derselben zur Angenweide ihrer neidischen Habsucht, zum Spielzeuge ihrer kindisch krüppelhaften Sinne bedienen und welche sich selber unter diesen zauberhaften Hüllen den Blicken

Digitized by Google

der Menschen unsichtbar zu machen wissen. Das sind die Nebelkappen oder Tarnkappen, um derentwillen die Hüter der unterirdischen Schätze der Gegenstand abenteuerlichen Neides waren in den Zeiten der Lindwürmer und der Siegfriedischen Heldenthaten.

Daß die Zwerge der Fabel die ersten Schmiede waren, daß der Mensch von ihnen lernte, Erz und Stein zu formen, das wird nun von selber verständlich sein. Klein sind sie begreiflicher Weise. Ebenso begreiflich ist, daß sie, die in ihrem Hute sich verstecken können, vom Scheitel bis zur Zehe verhältnißmäßig große Köpfe und einen kleinen Leib, besonders aber verkrüppelte Gliedmaßen haben müssen. Daß sie als reich, großentheils als unbesiegbar, als ersehnte Zuflucht der Armen, als Helfer in Krankheit, aber auch als gefährliche und allem Lebenden feindliche Kobolde*) in allen Märchen leben, bedarf keiner Erklärung mehr. Daß sie aber als trügerisch und falsch geschildert werden und nach dieser Eigenschaft sogar ihren Hauptnamen tragen, das hat noch einen tieferen Grund in der, vielfach aus der Edda hervorblickenden Vorstellung, daß all ihr Glanz und Licht nur zurückgespiegeltes, der Sonne gleichsam gestohlenes Licht sei. Weiter soll ihr Charakter, mit welchem sie in den Märchen auftreten, hier nicht zergliedert werden. Doch begleiten wir noch im Geiste die habgierigen Menschen, welche gingen das verderbliche Gold zu suchen in seiner verborgenen Lagerstätte, wo die Nacht es deckte im Erdenschoße; wagen wir uns mit ihnen hinein, mit leckem Glückauf in die schauerliche Bergesspalte. Da flimmert und glitzert es rings an den Wänden, wie Gold und Silber und Edelgestein, und aus der fernsten Ferne spiegeln die glänzenden Krystallflächen der Fackel rothe Gluth zurück. Von den Felsen tropft hernieder und rinnt das Naß; es flüstert und plätschert, und die fallenden Tropfen klingen hell, wie Goldesgeschmeide, wie Bergeglänze in ferner Halle, wie Schellengetön bei fröhlichem Spiel. Wer regt sich hier unten? — Wer flüstert dort hinten? — Wer klirrt mit dem Golde? — Wer leerte die Becher? — Wer schellte zum Spiele? — Da saust aus einem offnen Gelüft ein frisches Wetter durch den Gang; die Fackel verlischt, und verloschen sind alsogleich alle die Lichter, die aus der finstern Nacht daher flimmerten und glühten. Es braust ein unterirdischer Gießbach und überströmt die winderegte Flucht der fröhlichen Bergesbewohner; wie höhnendes Gelächter schallt sein ferner Widerhall — die Zwergenstimme —*) zum Grausen der betäubten Eindringlinge. Ja, wer kennt sie nicht, die darunter leben, die Goldes- und Erzes- und Edelsteinsreichen, das winzige, wunderliche Geschlecht, mit gläsernen Häuschen, mit spitzigen Hütchen, mit farbigem Flitter?

Ihr Leuchten, ihr Flüstern, ihr Klingen, ihr Spielen, aus dämmernder Ferne nur wirst Du's belauschen. Und wagst du hinein dich — ja, wohl ist's ein Wagniß! — wird Alles verschwinden: zu Steinen verwandelt nun stehen sie da, die bergenden Kappen verhüllen die Zwerge. Doch saßt du sie sicher vorhin aus der Ferne, mit Menschengestalten, sie waren leibhaftig, es eilten die Lichter in wechselnden Kreisen! — ist's Trug nicht, der jetzt uns die Blicke umnebelt? Doch Goldes die Fülle, und Silbers die Menge und edler Gesteine vielfunkelnde Pracht nur eilig genommen und eilig gestohlen! — gebannt sind die Hüter im starren Gestein. — Zurück nun, hinaus aus der grausen Kluft, zur Helle des Tages, das Glück zu genießen! — Schon dämmert die Helle und rosig entgegen; doch schwer ist und drückend die Last des Metalles. — Viel goldenen Glanz hab ich sicher geborgen — doch schwärzlich und fahl liegt Manches darunter — fort warf ich das rustige, schlechte Gestein, das Gold nur belohnt mir die Mühe des Tragens. — Doch droben am Lichte des Tages besch'n, da hat sich die Täcke der Zwerge ergeben: elendester Kies war, was goldig geglänzt; doch mitten darunter, wie rother Rubin, glüht gülbisches Erz mit edelstem Gehalte aus dem einzigen Ueberbleibsel der verschmähten kohlenschwarzen und rußigen Steine. Das Glück ist verscherzt — so rächen sich die Zwerge, wenn der thörichte Mensch in seiner Eitelkeit sie beurtheilt nach ihrem Kleide!

Doch die Märchenwelt wollte ich nur berühren, nicht aber zum wesentlichsten Gegenstande dieser Mittheilung machen. Immerhin dürfen wir gleichwohl noch des treuherzigen Bergmannesstandes und seiner verständigen Meinungen gedenken. Der Bergmann, durch seinen mühseligen Beruf in die Nacht der Bergestiefe geführt, sieht sie dort wachsen die Krystalle, und oft kommt ihm ein unheimliches Grauen in dem Gefühle, ein Fremdling zu sein unter diesen Geschöpfen und zerstörend einzugreifen in ihr stilles Wirken und Schaffen. So bewahrt er denn manchen bedächtigen Gebrauch und fügt Gottes Geschöpfen nicht muthwilliges Leid zu. Er vermeidet alles überflüssige Geräusch in der Grube, arbeitet schweigsam, denn die Zwerge hassen die menschliche Stimme. Auch pfeift er vor Orte**) bei Leibe nicht, denn es soll ganz bestimmt wahr sein, daß man die Erze wegpfeift.

Vergleichend mythologische Forschungen liegen uns hier ebenfalls fern. Aber warum nicht es andeuten, daß die Gnomen, wie die Zwerge in dem vom Griechenthume beeinflußten Mittelalter heißen, unmittelbar ihren Namen ent-

*) Kobolde waren ursprünglich die giftigen Arsenikerze; in der Bergmannssprache heißt noch heute das gediegene Arsenike vorzugsweise Kobold, ebenso in den Apotheken cobaltum. Wenn aus anscheinend leichten Erzen der weiße Hüttenrauch (Arsenikrauch) aufstieg und wenig oder gar kein edles Metall zurückblieb, so sprach nicht der Bergmann allein, sondern vor hundert Jahren noch obrigkeitlicher praktische Hüttenmann, von dem Kobolde, der als Rauch entstiehe und seine Schätze mit sich nehme, seine Feinde aber mit Tod bedrohe. Die heutigen Tages sogenannten Kobalterze hatten diesen Namen ursprünglich nicht dem in ihnen enthaltenen heutigen Tages sogenannten Kobalt-Metalle, sondern dem Arsenikgehalte zu danken und dem bei ihrem oft sehr edlen Ansehen besonders auffallenden Mangel an edlem Metalle. — Der Name Nickel kommt von nichts («Nicks« in Dialekten) und bezieht sich ebenfalls auf die Nichtigkeit des anscheinenden Metallgehaltes, besonders des schönen kupferrothen Erzes, welches der Bergmann Kupfernickel« nennt, weil es keine Spur von Kupfer enthält, sondern bei der Verhüttung nur weißen Rauch (der weiße Rauch des Zinkes heißt auf den Apotheken noch jetzt nihil album, weißes Nichts, plattdeutsch witte Nicks, in der Schweiz Nüt), und einen früher durchaus unbenutzten und werthlosen Rückstand von Nickeloxid ergiebt. Der Nicks heilt Augenkrankheiten: nihil album (nämlich Zinkoxyd) oculis remedium. »Nät ischt dem Auge gnat.«

*) Zwergenstimme, dvergmal heißt das Echo.

**) Bergmännischer Ausdruck zur Bezeichnung des Punctes in der Grube, wo man mit der Arbeit zur Gewinnung der Erze weiter vorzudringen sucht.

Digitized by Google

lehnen von der so häufigen, spitzsäulenförmigen Krystallgestalt denn Gnomen sind in eigentlicher Bedeutung spitzsäulenförmige Steine, deren die Alten sich bedienten, um durch den Schatten derselben den Stand der Sonne zu messen. — Warum ferner nicht es andeuten, daß die Telchinen gewisser altgriechischer Sagen, dem Sinne, ich wage nicht zu entscheiden, ob auch der sprachlichen Abstammung ihres Namens nach, in allen Stücken den nordischen Zwergen gleichen;*) daß die Korybanten, jene fabelhaften Wesen, deren ich bei der Erwähnung der Rhea gedachte, deren Priester sich zu ihren Ehren verstümmelten und dann selber ihren Namen trugen, vollkommen an die verkrüppelten Zwerge erinnern, mit welchen sie auch die Sage der Entstehung im Felsenschosse theilen; sie gehen, so scheint ihr Name zu besagen, in Pickelhauben einher,**) vielleicht gar, wie so oft die Krystalle und die Zwerge des Mährchens mit dem Hutrande selbst auf dem Boden. — Und die Daktylen, die Fingerlinge vom Berge Ida, sie lehren unmittelbar wieder in den nur fingerslangen Zwergen, die in den Mährchen in einem großen Theile des nördlichen Deutschlands geradezu Däumlinge***) und nie anders als Däumlinge genannt werden, und sie sind, wie die deutschen und skandinavischen Zwerge, die ersten Lehrmeister der Menschen in Erz und Stein, die ersten Waffenschmiede, und hausen in den Erzadern der Berge.

Genug nun der Mährchen und Sagen — folge mir nun freundlich, lieber Leser in Geschichte, Wissenschaft und Wirklichkeit!

Die Krystalle also, die Vegetationsformen der Mineralsubstanzen, das sind jene Wesen, mit welchen deine Jugendphantasie Felsklüfte und Bergeshöhlen und den dunkeln Schoß des Erdbodens zu bevölkern und welche sie als menschlich belebte, vorspiegelnde, seltsame, falsche, schatzreiche, theils königlich geputzte, theils in elendem Rocke dahertretende, wohlthätige, mitunter auch boshafte Geschöpfe sich vorzustellen gewöhnt war. — Der jetzige Name derselben, das Wort Krystall, stammt aus dem Griechischen und bedeutet ursprünglich das von Kälte erstarrte Element, das Eis — wurde dann aber auf andere, optisch dem Eise ähnliche Körper, z. B. auf den Quarz oder Bergkrystall übertragen, in ähnlicher Weise, wie wir im Deutschen den Gypsspath als Fraueneis†) zu bezeichnen pflegen. Erst später ward dann von der Quarzkrystalle regelvoller Gestalt der Begriff der regelmäßigen, glattflächig-vielkantigen Form entlehnt und machte das Wort Krystall in diesem Sinne geeignet, zur Bezeichnung der Gestaltungen des dritten Naturreiches allgemein verwandt zu werden. Ganz irrig ist die so oft wiederholte Fabel, als hätten die Griechen den Quarzkrystall für wahres Eis gehalten, welches bei so großer Kälte gefroren sei, daß es nicht wieder aufthauen könne. Die Griechen konnten einen solchen Gedanken schon aus dem Grunde nicht aufbringen, weil sie den Krystall nicht etwa von den vergletscherten Alpen, sondern, nach ihrer Schriftsteller Bericht, aus dem heißen Arabien erhielten. Ganz im Gegensatze gegen das Eis hielten sie den Krystall vielmehr für ein Product einer Vereinigung des Wasserelementes mit dem Feuerelemente. Der Römer Seneka ist der erste Schriftsteller, welcher jenes andere Mährchen mittheilt, und er zeigt dabei deutlich, daß er es nur durch Mißverständniß aus dem Namen herausdeutet. Alsobald hat es dann Plinius ihm nachgeschrieben — und seitdem lebt die Fabel in hundert gelehrten Büchern. Aber bei den Griechen stand es ganz anders! Empedokles von Agrigent bereits, welcher 450 Jahre v. Chr. lebte, hatte, wie dies aus den erhaltenen Fragmenten seines Lehrgedichtes hervorgeht, vermuthlich unmittelbar aus seinen vulcanisch-geologischen Studien, über die Natur und Bildung der Krystalle Ansichten gewonnen, welche der heutigen Wissenschaft nicht zur Unehre gereichen würden und sich der Anschauungsweise der heutigen „Plutonisten" zunächst anschließen. Und mit welchem Ernste und Eifer Empedokles forschte, das geht gewiß aus der bedeutsamen Sage hervor, daß er, der im Krater des Aetna seinen Tod fand, sich absichtlich in diesen hinabgestürzt habe, um wenigstens sterbend noch die Geheimnisse des furchtbaren Schlundes zu schauen. Bei Plato, dem Jünger und Fortbildner seiner Lehre, finden wir bereits auf die mathematische Regelmäßigkeit der Krystallformen den ausgedehntesten Werth gelegt. Plato drang vor bis zu dem Schlusse, welcher der neuesten Atomistik nicht übel konvenirt, daß die Atome der Elemente und der Urmaterie selbst bereits Krystallform besäßen. Die Atome der Urmaterie, so lehrt Plato, seien körperliche Dreiecke — also ganz analog der Hypothese, nach welcher man versucht hat, alle Krystallformen auf tetraedrische Moleküle zurückzuführen — und durch die verschiedenartige Zusammenfügung dieser Atome der Urmaterie entstehen, nach Plato, die Atome der Elemente, nach Empedokles vier; — es sind dieselben, welche gewöhnlich den Aristoteles zugeschrieben werden, welche aber auch von Empedokles und Plato schon angenommen wurden. Die Grundform der Atome des Erdelementes sei der Würfel, der Atome des Wassers das Zwanzigflach (Ikosaedron), des Feuers die Pyramide, die Grundform der Luftatome endlich das Zwölfflach (Dodekaedron). Nimmt man hinzu die, auch dem Plato gelassige Ansicht, daß die Körperwelt durch Vereinigung von Atomen je zweier oder mehrer dieser Elemente entstanden sei, so kann man ermessen, daß Plato über die Krystallisation ganz ähnliche Ansichten besaß, als wir heutigen Tages.

Von Beschreibungen der Mineralkrystalle nach ihren Formen ist uns bei den Griechen wenig erhalten; immerhin einige bemerkenswerthe Andeutungen bei Theophrast, dem Schüler des Aristoteles, welcher ein Buch über die Steine schrieb. Zum Gegensatze gegen die oben erwähnte Fabel des Seneka, möge hier nur noch dessen Zeitgenosse, Diodor der Sikuler, angeführt werden. Dieser sagt in bestimmten Worten: das Bergeis — im Gegensatze zum Wassereise — also der Bergkrystall — sei entstanden aus elementarem, reinem Wasser, welches nicht durch die Kälte erstarrt sei, sondern durch göttlichen Feuers Kraft, und deshalb könne es nicht durch Wärme schmelzen. Die Vielgestaltigkeit der Krystallisationen aber schreibt Diodor dem Lebenshauche zu, der die Materie angewehet habe.

*) Τελχιν auch Θελγιν ein Falscher, Täuscher, Neidischer, Bosshafter. — Θελγω täusche, blende, betrüge, verführe.

**) Κορυς Helm, Haube, βαιτος gehe.

***) Dümeling.

†) Mit Blättchen von Gypsspath wurden ehedem die Heiligenbilder und insbesondere die der Heil. Jungfrau Maria verziert, daher glecios Mariae und Unser lieben Frauen Eis.

Digitized by Google

Der Uebergang des griechischen Wortes Krystall, vermittelst der Wissenschaft, in alle neueren Sprachen und die völlige Vernachlässigung anderer, diesen Sprachen ureigenthümlicher Ausdrücke für die Lebensformen des unterirdischen Naturreiches, ist eine Folge und, wo nöthig, ein Beweis mehr für die bekannte Thatsache, daß das Wiederaufleben der Wissenschaften, welches im 14. und 15ten Jahrhunderte in unseren abendländischen Nationen so allgemein begann, zunächst an die Ueberreste der alten griechischen Bildung anknüpfte. Aber diese Anknüpfung geschah mehr der Form, als dem Geiste nach. Mehrere Jahrhunderte lang blieb insbesondere die Kunde von dem dritten Naturreiche fast ganz auf die unverstandenen, nur philologisch ausgebeuteten Ueberreste alter Ueberlieferungen beschränkt. Nur einzelne Lichtblicke blitzen uns aus der langen Geistesdämmerung entgegen. Boetius, der Leibarzt Kaiser Rudolf's II., entwidelt in einem, zum ersten Male im Jahre 1608 im Drucke erschienenen Werke über die Mineralien eine für jene Zeit überraschende Anschauung. Das Leben, so philosophirt er, zeigt und bethätigt sich in der Natur in sehr verschiedenen Abstufungen und Formen: eine empfindende Belebung*) besitzen die Thiere, eine treibende die Pflanzen, eine äußnende**) und gestaltende die Krystalle.

Aber, so sägt er hinzu, ich zweifle, ob nicht der Unterschied und Abstand zwischen der empfindenden Belebung der Thiere und der treibenden der Pflanzen ein größerer sei, als der Unterschied zwischen der treibenden Belebung der Pflanzen und der äußnenden und gestaltenden der Krystalle!

Wie wenig Boetius von seinen Zeitgenossen verstanden wurde, das zeigt die Oede der mineralogischen Werke bis zur ersten Hälfte des vorigen Jahrhundertes. Und wie mußte sich selbst da noch, als schon die Botanik von ihrem Linné gepflegt wurde, ein trefflicher Beobachter, der Bergphysikus Henckel, der Verfasser der „Kieshistorie", der ausführlichsten Monographie einer Mineralfamilie, welche wir bis heute besitzen, ereifern, um seiner Ansicht Eingang zu verschaffen, daß auch die vielerlei Formen, unter welchen die Mineralsubstanzen sich darstellen und in welchen, wie er sagt der Kies sich „sonderlich hervorgethan" habe, einer sorgfältigen Beachtung werth seien!

„Sollten aufmerksame Liebhaber," so schreibt Henckel, indem er von den regelmäßigen Krystallgestalten redet, „künftig ein Mehres davon in diesem und jenem gewahr werden, so will ich freundlich gebeten haben, solches nicht mit kaltsinnigen Augen anzusehen, sondern entweder zur eigenen Beschaulichkeit aufzubehalten, oder jemand anders, der mehr Lust davon trägt, mitzutheilen. Denn es verdienen ja wohl die Mineralien vor vielen anderen Körpern nach ihren mannigfaltigen Gestalten in genauer Zeichnung dem Auge und der Vernunft zu tieferer Beschauung vorgemahlet und eingedruckt zu werden, zum Exempel eben so gut, und noch eher, als ein Lausebein, ein Flohrüssel oder ein Mückenschwänzchen, worüber sich auch angesehene Männer in der Naturhistorie mit Abkonterfeien und Beguden Mühe geben können. Ferner, da die Natur, in ihren Zusammensetzungen und Vermischungen, die Fügung, Struktur und äußerliche Verbauung, nach der Sachen Beschaffenheit und der äußerlichen Umstände Gelegenheit, einmal wie das andre Mal beliebet und trift und von ihrer einmal getroffenen Regel nicht abgehet, sondern Zirkel und Winkel auf die vorseiende Materie nach wie vor setzet und führet, hinsolglich einen Kies niemals machet wie einen Glanz, ja niemalen anders machen kann, so müssen wohl nicht zufällige, sondern nothwendige Ursachen vorhanden sein, die eine Aufmerkung, eine Feder voll Tinte oder das Reißbrett wohl verdienen. Endlich," so schließt Henckel, „kann man aus dergleichen fortgesetzten Anmerkungen die Hoffnung schöpfen, daß man aus der Struktur und Bildung der Mineralien, als aus sonderbaren Merkmalen, von ihrem Wesen besser als bisher urtheilen und auf allen Seiten deutlichere Beschreibung und äußerliche Kenntbarkeit davon erlangen werde."

Dieser Hoffnung Erfüllung ist die heutige Wissenschaft, welche bald nach Henckel's Tode durch den raklosen, tiefblickenden Forscher Do Romé d'Isle angebahnt wurde. Dieser in Deutschland mehr als in seinem Vaterlande anerkannte, treue Forscher ließ im Jahre 1772 seinen ersten Versuch einer Beschreibung der Krystalle erscheinen, das Werk, von welchem Linné urtheilte, daß es von allen wissenschaftlichen Arbeiten des Jahrhunderts die reichste Ausbeut für die Zukunft enthalte. Und in der That, mit jedem Jahre eröffnet sich eine weitere, fruchtbarere Zukunft für das Gebiet, welches De l'Isle für immer dem Reiche der Wissenschaften hinzugefügt hatte.

Während das Thierreich und das Pflanzenreich an der Oberfläche der Erde unter den leuchtenden Strahlen der Sonne ihre Formenmannigfaltigkeit entwideln und während somit der Mensch von frühester Jugend gewöhnt ist, diese Formen zu sehen und, wie er mit der Menschengekalt den Begriff des menschlichen Wesens verbindet, so auch die in ihren Eigenthümlichkeiten aufgefaßten Formen der Thiere und Pflanzen als den Ausdrud der Eigenthümlichkeit des ganzen Wesens dieser Geschöpfe zu betrachten — während dessen bringt dagegen den Krystallen die Oberfläche der Erde, mit ihren stets wechselnden Temperaturen, mit ihrem Wechsel von Feuchtigkeit und Trockniß, von Licht und Dunkelheit, den Untergang und bedeckt mit ihrem zerfallenden Staube den stillen, dunkeln Erdenschoß, in welchem, dem Auge des Menschen verborgen und fremd, die vermeintlich todte Materie die Gestaltungen des Lebens entfaltet, welches Boetius als äußnendes und gestaltendes charakterisirte; des Lebens, welches allein in den harmonischen Zusammenfügungen von Massentheilchen gleichartiger Substanz sich äußern kann. Es bedarf, daß unser Blick erst eingeweiht werde in die Auffassung dieser Gestaltungen, daß gewisse Räthsel uns gelöst werden, damit wir gleichsam einen sechsten Sinn erhalten zu ihrer Auffassung und Unterscheidung.

Die neuere Physiologie zweifelt nicht mehr, daß die Kräfte, d. h. Eigenschaften, mit welchen die Materie begabt ist, deren complicirtes Zusammenwirken im Thierleibe und im Pflanzenkörper die mannigfaltigen Lebenserscheinungen hervorruft, keine andere sind, als diejenigen, welche der Materie überhaupt eigen und, soweit unsere Forschung zu drin-

*) Animam sensitivam — vegetativam — crescitivam et formativam.

**) Um, gegenüber der Vermehrung durch das Treiben von Innen heraus, die Vermehrung durch Hinzufügung von Außen zu bezeichnen, dürfte kein passenderes Wort in unserer Sprache zu finden sein, als dieses, freilich in einem großen Theile des Vaterlandes gar nicht bekannte, welches z. B. für die Ansammlung eines Capitals durch zugeschlagene Beiträge und Zinsen gebraucht wird.

Digitized by Google

gen vermag, immanent sind. Aber je complicirter der Mechanismus und je vielfältiger die Angriffspuncte, auf welche die Kräfte wirken können, um so mannigfaltiger sind die Lebensäußerungen. Je höher also ein Geschöpf organisirt ist, um so höher steht es auf der Scala des Lebens. Der Organismus der Pflanzen ist einfacher, als der Organismus der Thiere — um ebensoviel einfacher sind die Lebenserscheinungen der Pflanzen. Zum Vegetiren genügt ihre Organisation, nicht aber zum Empfinden. Noch einfacher ist der Organismus der Krystalle. Auch das elementarste Organ des Thieres oder der Pflanze, die mikroskopische Zelle, besteht noch aus verschiedenartigen Substanzen, welche die verschiedenen Zellenmembranen, den Zellensaft und dessen mannigfaltigen Inhalt bilden. Der Krystall dagegen verwendet in seinem ganzen Organismus nur einige, homogene Substanz. Hier liegt das einzige stichhaltige Kriterium, welches die Grenzscheide bezeichnet zwischen dem Krystallreiche einerseits und dem Pflanzen- und Thierreiche andererseits. Die Krystalle sind die homogenen, individualisirten Naturkörper.

Einfacher ist daher die Organisation der Krystalle allerdings, als die der Pflanzen und der Thiere — einfacher sind die Lebenserscheinungen, welche sich in derselben bethätigen können — aber sie bildet nicht jenen complicirten Organismen gegenüber den starren Gegensatz, wie Tod zum Leben!

Es führt zu falschem Verständnisse, wenn man jäh sich abgerissen denkt, was nur durch gradweise Verschiedenheiten getrennt ist. Welch lange Stufenleiter herrscht auch im Pflanzenreiche, welche lange Stufenleiter auch im Thierreiche von dem Einfachsten und von der höchsten Armseligkeit der Lebensäußerungen, bis zum Zusammengesetztesten und zu den höchsten Fähigkeiten! — Aber auch das einfachste Leben kann doch nicht mit einem Scheine von Recht darum, daß es einfach ist, für Tod erklärt werden. Nein, wahren Tod giebt es überall nicht in der Natur. Auch im Krystallreiche zeigt sich uns ein Gegensatz von Tod und Leben, wenn wir eine bestimmte Lebensform in's Auge fassen; die Materie kreist auch hier in einem ewigen Wechsel zwischen Lebensformen, deren Uebergang, mit dem Zerfallen der einen verbunden, sich uns unter dem Scheine des Todes verbirgt. Die Krystallindividuen, welche gegenwärtig existiren, haben nicht existirt von allem Anfange an, noch werden sie existiren bis in alle Ewigkeit fort; auch unter ihnen giebt es sogar solche, welche nur ein Eintagsleben führen. Bei den meisten allerdings verläuft der Lebensproceß in äußerster Langsamkeit; des Ganges der Jahrtausende harrt ihr stilles Dasein!

Ein wachsender Krystall beginnt mit einem einzigen Atome. Von unzählbaren Atomen, welche der Wechselwirkung der Kräfte zu Gebote stehen, fällt in ein anderwähltes der Kreuzungspunct der Kraftrichtungen. Dieses Atom wird nun der Mittelpunct einer Lebensform; es übt, uns unbegreiflich, wie das Leben überhaupt, einen mächtigen, ja unwiderstehlichen Einfluß auf alle Atome gleichartiger Substanz, welche in seine Sphäre kommen, und zwingt dieselben sich ihm anzuschließen, und so wächst, so ernährt sich, so gestaltet sich der Krystall.

Häuft Materie ohne Krystallisation oder häuft sich Materie verschiedenartiger Substanzen zusammen, so wirkt das Gesetz der Schwere in seiner Einfachheit; die Theilchen schließen einem anderen Körper abrundend sich an, oder sie gehen zusammen zu selbstständiger Kugelform. Aber bei der Krystallisation ordnen sich die Atome nach besonderen und für jede Substanz eigenthümlichen Gesetzen, ungleich nach verschiedenen und völlig von dem Zuge der Schwere unabhängigen Richtungen, jedes in einer bestimmten Stellung, — und so entsteht die regelmäßige, vielflächige Gestalt des Krystalles.

Die Kraft, mit welcher ein wachsender Krystall sich in den Richtungen, in welchen er, seiner Natur zufolge, sich zu vergrößern strebt, den erforderlichen Raum zu erzwingen vermag, ruft, ähnlich wie die, aller mechanischen Hindernisse spottende, chemische Verwandtschaftskraft, manche der wichtigsten und auffallendsten Erscheinungen hervor. Der so häufigen Zersprengung der Gefäße, in welchen man Krystalle aus Auflösungen sich absetzen läßt, stellt sich die Zerklüftung und Zerreißung von Felsmassen, zwischen deren Absonderungen Krystalle sich angesiedelt haben, an die Seite. Bald sind es Eiskrystalle, bald Krystalle von Eisenvitriol, von Alaun, Gyps, Kalkspath, Quarz, welche in der Natur derartige Kraftäußerungen ausüben, schieferige Gesteine aufblättern, Schichten spalten und von einander abheben, ganze Felslager von einander drängen und oft endlich zum Sturze bringen. Ja, nicht geringe Wahrscheinlichkeit spricht für die Begründung einer der neuesten geologischen Ansichten, zufolge welcher die so allgemein sich bestätigende Regel des Auftretens von Gesteinen, welche durch und durch aus Millionen von Krystallen bestehen, in den Fundamenten der gewaltigsten Gebirgserhebungen eben darin ihre Erklärung finden würde, daß die Erhebung der Felsmassen selber ein Gesammteffect der Kraft sei, mit welcher alle jene zahllosen Krystallindividuen der bezeich Jesteine sich zu ihrer Ausdehnung Raum erzwungen haben.

Die Augenfälligkeit und oft Maßlosigkeit der durch wachsende Krystalle erzeugten Wirkungen macht, gegenüber der Kleinheit, oft fast der Wahrnehmung sich entziehenden Geringheit und scheinbaren Lebiosigkeit der Körperchen, von welchen die Wirkung ausgeht, den Eindruck des Gespenstischen und hat zu allen Zeiten für Mythen und Märchen-Stoff geboten. Nach der Erzählung des Talmud war ein Gnome, von der winzigen Größe eines Gerstenkornes und von der Gestalt einer Made, dem König Salomo behülflich bei der Erbauung seines prächtigen Tempels, indem er ihm, ohne Jemandes Beihülfe, die großen Felsplatten spaltete und zu Tafeln zerklüftete.

Die Gärtner wissen wohl, daß, wenn sie Zwiebelgewächse im Herbste und Frühlinge in den Boden setzen, oft über Nacht die „Akruneu" kommen, tückische Zwergleiu, welche ihrer Arbeit spotten; denn am andern Morgen liegen alle Zwiebeln herausgeworfen lose und erfroren auf den Beeten herum. Aber nur wenn es über Nacht gefroren hat, findet dieser Unfug statt. Die Eiskrystallchen, welche aus der Feuchtigkeit des Erdreiches sich bilden, schießen auf dem Umfange der eingesetzten Zwiebel an und stützen sich wider dieselbe und drängen sie aus ihrem Bette. Auch die Stecken, welche zu den Blumen gesetzt sind, werden nicht selten so herausgeworfen.

Die nordische Edda faßt die Krystalle geradezu in ihrer gewaltigen geologischen Rolle auf: „die Zwerge tragen den Weltenbau," und entsetzlicher weiß sie das Schrecknis des Weltennuterganges nicht anzukündigen, als durch das Aufhören der mächtigsten Fundamentalkraft: „es schwinden die Kräfte der Zwerge!"

Digitized by Google

Wie der Baum, der doch ganz und in allen seinen Theilen aus mikroskopischen Zellen besteht, — Zellen, deren jede einzelne wir kaum zart genug zu behandeln vermögen, um sie auf dem Objectträger des Mikroskopes unverletzt im Wassertröpfchen untersuchen zu können, Zellen mit zarter, weicher Wandung und mit Flüssigkeit gefüllt — seinen Wurzeln im steinigen Erdboden Raum erzwingt, wachsend ein Straßenpflaster anfreißt, Wände hebt und verschiebt, eine Ummauerung seines Stammes auseinander drängt, weil die Processe, mit welchen die Ernährung und Vermehrung der Milliarden von Zellen vor sich geht, einer gewissen Kraftäußerung fähig sind und die Kraftäußerungen aller dieser Milliarden von Zellen sich in dem Gesammteffecte des Wachsthumes des Baumes summiren, so wirkt das Wachsthum, die Aeußerung und Gestaltung der Krystalle, indem die Kraftäußerungen aller Atome sich vereinigen. Doch nur einige flüchtige Blicke wollte ich werfen in dieses weite Wandergebiet.

Jede Substanz erzeugt Krystalle von **eigenthümlichen** Gestalten; an der Gestalt erkennen wir die Substanz des Krystalls — und so sicher das Fleisch des Fisches, von dem des Vogels, so sicher ist die Substanz zweier Krystalle von unvereinbarer Gestalt verschieden!

Nicht blos einer einzigen Gestaltung ist jede Substanz fähig, sondern **sehr mannigfaltiger**; unter besonderen Umständen und Verhältnissen erzeugt sich die eine, unter besonderen die andere „nach der Sachen Beschaffenheit und derer Umstände Gelegenheit" wie Henckel sagte. Die Kalkspath-Krystalle bestehen alle aus der Substanz, welche der Chemiker kohlensaure Kalkerde nennt, u. s. w. In anderen Gestalten wachsen dieselben auf Erzadern, als auf Klüften von Kalkfelsen, oder Sandsteinen, oder Schiefern, in besonderen Gestalten ferner auf jeder besonderen Erzart. Wir kennen bereits gegen tausend verschiedene Gestaltungen dieser einen Substanz, des Proteus unter den Krystallsubstanzen, des Kalkspathes — aber alle diese tausend Gestalten und ebenso ja alle die Gestalten einer jeden besonderen Substanz sind mit einander „vereinbar". Dies ist es, was der Uneingeweihte nicht sieht; hier ist uns jener sechste Sinn erforderlich, von welchem ich oben sprach. Der Abbé Haüy,*) der erst in seinem vierzigsten Jahre begann sich mit der Mineralogie zu beschäftigen, war das Sonntagskind, welchem zuerst dieser sechste Sinn gegeben war — es sind kaum über 70 Jahre — und von welchem dieser Sinn zum Eigenthume unserer Wissenschaft gemacht worden ist. Haüy entdeckte, daß unter allen, anscheinend oft so völlig verschiedenen Gestalten, zu deren Erzeugung eine Substanz fähig ist, ein wunderbar einfacher und inniger Zusammenhang stattfinde. Ich will versuchen, denselben anschaulich zu machen. —

Die Krystallgestalten bieten meistens den Anblick von verschiedenen drei- und sechsseitigen oder vier- und achtseitigen Quadern, Dächern, Thürmen, Spitzsäulen, Spießen und Nadeln dar. Denken wir uns nun die Gestalt einer Pyramide, die Grundfläche einen Quadratschuh groß, die Spitze einen Schuh von der Grundfläche entfernt. Denken wir uns ferner eine zweite ähnliche Pyramide, welche aber, bei gleicher Grundfläche, zwei Schuh hoch ist; so wird diese zweite Pyramide spitzer erscheinen, als jene erste. Eine dritte Pyramide, drei Schuh hoch, bei immer gleicher Grundfläche, erscheint noch spitzer. Eine solche dagegen, welche nur einen halben Schuh hoch ist, oder ein Drittel, stellt sich um so flacher dar. Die Höhen dieser verschiedenen Pyramiden verhalten sich wie die Zahlen 1: 2: 3: ½: ⅓; Die eine derselben ist ein Multiplicationsproduct der andern, und der Multiplicator ist eine einfache ganze oder gebrochene Zahl. In analoger Weise nun verhalten sich zu einander alle jene verschiedenen Quader, Dächer, Thürme, Spitzsäulen, Spieße und Nadelgestalten, welche als Krystallgestalten von einer Substanz dargestellt werden und — wie die Erfahrung ergeben hat — dargestellt werden **können**.

Nicht jeder Krystall ist indessen eine solche **einfache Gestalt**, sondern häufig, ja sehr gewöhnlich, ist es der Fall, daß der untere Theil eines Krystalles das Fußstück einer spitzeren, der mittlere Theil das Mittelstück einer minder spitzen und das obere Ende den Gipfel eine noch stumpferen Gestalt darstellt, so daß also die ganze Form sich nach oben mehr und mehr zuspitzt. Wir sagen in diesem Falle, die Form des Krystalls sei aus mehreren spitzeren und stumpferen Gestalten vereinigt, „combinirt," oder kurzweg, sie sei eine **Combination**.

Bei jeder Substanz findet zwischen Grundfläche und Höhe ein **gewisses eigenthümliches** Verhältniß statt: das **Grundverhältniß** aller Gestalten dieser Substanz. Diejenige Gestalt, in welcher dieses Grundverhältniß in größter Einfachheit sich darstellt, nennen wir die Grundgestalt der Substanz. Alle anderen **möglichen** Gestalten dieser Substanz, welche durch die Krystalle derselben entweder einzeln für sich, oder aber zu zweien, dreien und so weiter combinirt, dargestellt werden können, sind durch die einfachste Rechnung, ganz wie oben gezeigt ist, aus den Verhältnissen der Grundgestalt ableitbar durch bloße Multiplication eines Gliedes oder mehrerer Glieder des Grundverhältnisses mit einer meist sehr einfachen, ganzen oder gebrochenen, stets rationalen Zahl.

Wir können somit im Voraus alle Gestalten, welche bei einer Substanz vorkommen **können**, erschöpfend berechnen und bestimmen, sobald wir nur eine einzige derselben beobachtet und gemessen haben. Die Natur gehorcht, wie in der Anordnung der Weltkörper, so in der Anordnung der Atome in einem Krystalle, denselben despotischen, mathematischen Gesetzen, welche, wie das Fatum über den Göttern waltet, aus höherer Macht sie beherrschen und, wie das Fatum, unerschütterlich sind. Wie der Astronom im Sonnensysteme den nie gesehenen, noch gänzlich unbekannten Planeten mathematisch entdecken, messen, wägen konnte so berechnet der Krystallologe die nie beobachteten Gestalten der Krystalle im Gestaltungssysteme einer jeden Substanz.

Und der Musiker — ich meine nicht den Geiger, sondern den Denker der Kunst — aus der Schwingungszahl und Länge einer Saite von bestimmtem Tone berechnet er die Schwingungszahl und Länge aller Saiten, deren Töne mit jenem Grundtone harmonisch zusammentönen. Und diese Schwingungszahlen und Saitenlängen stehen unter einander in den nämlichen einfachen Verhältnissen, wie die verschiedenen Krystallgestalten, welche aus einer Grundgestalt ableitbar sind. Die eine Krystallgestalt ist der Grundton oder die Terz, Quart, Quinte, Octave u. s. w. der andern. So

*) Sprich: A—ü—i.

Digitized by Google

sind die Krystalle in ihren einfachen Gestalten *verkörperte Töne*, die Combinationen verkörperte Accorde, die Gestaltungssysteme der Subshanzen verkörperte Harmonien!

Dieser Vergleich, wohl enthält er eine reiche Fülle von Poesie, aber er ist mehr, als blos ein poetisches Wortspiel. Das Zwergenreich war stumm in der alten Mythe, nur der Widerhall erscholl in seiner Mitte. Aber wir vermögen den Krystallen Töne zu entlocken, indem wir sie durch Anschlag oder durch den Geigenbogen in Klangschwingungen versetzen, und sind wir auch nur kaum erst schwache Stümper geworden in der Kunst ihrer Akustik, so darf doch schon mit vertrauensvoller Hoffnung erwartet werden, daß wir im Verständnisse derselben weite Fortschritte machen und neue Wunder in der Welt dieser zaubervollen Geschöpfe entdecken werden. Ahnungsvolle Blicke gestatten uns bereits die schönen Experimente *Savart's*. Eigenthümliche Klangfiguren geben die aus Krystallen geschnittenen Platten, mit feinem Staube bestreut, wenn sie durch den Bogenstrich in Klangschwingungen versetzt werden, eigenthümliche je nach der Lage des Schnittes im Körper des Krystalles, aus welchem sie entnommen worden, eigenthümliche je nach den mathematischen Verhältnissen, welche der Gestaltung des Krystalls zu Grunde liegen.

Wie eine Glasglocke von bestimmtem Tone durch die Annäherung einer angeschlagenen Stimmgabel von consonirendem Tone harmonisch mitklingt, durch den Ton einer dissonirenden Stimmgabel aber zerschellt wird, so beben, es ist kein Zweifel, auch durch den Krystall die Töne mit süßer Harmonie und herber Dissonanz. Kennen wir nicht auch aus Uhland's herrlichem Gedichte die grausige Sage von dem Schicksalspokale, dem aus Krystall geschliffenen, genannt das Glück von Edenhall, der beim frohen Mahle in der Hand des Burgherrn, des letzten Sprosses seines Geschlechts beim Anstoß mit den klingenden Pokalen der Gäste erst mitklang voll und wunderschön und dann plötzlich, mit gellender Dissonanz jäh zersprang? — dieselbe Sage hat sich vielfach wiederholt. — So beherrschen die Töne den Organismus der Krystalle, weil sie selber zu Tönen gestimmt sind. Aber liegt es denn minder in unserem Organismus begründet, daß Harmonien uns mit süßem Wohlbehagen durchzittern, während eine Dissonanz so peinlich und zerstörend durch unsre Nerven zuckt? —

Ein Krystall ist nicht etwa eine blos äußerlich regelmäßig geformte Steinmasse. Regelmäßige Krystallformen können wir auch aus Glas schleifen — nicht aber Krystalle mechanisch darstellen. Die äußere Gestalt ist nur in sofern von Bedeutung, als sie das Product des inneren Wesens des Krystalles ist; ihre Bedeutung ist nicht überwiegend, ja sie ist zum Wesen eines Krystalles durchaus nicht nothwendig. Die meisten Krystalle besitzen sogar keine regelmäßige äußere Gestalt, sondern je mehr ihrer viele benachbart beisammen gewachsen sind, um so mehr behindern sie sich unter einander im Raume und fügen sich zusammen. Ganze Berge bestehen durch und durch aus Krystallen, ohne daß man einen einzigen mit frei ausgebildeter regelmäßiger Form herauslösen könnte. Die zahllosen flimmernden Körnchen des Marmors, des Granites, sind ebenso viele Krystalle, deren aber selten einer erkennbare Form besitzt. — Wichtiger als die äußere Gestalt ist die innere Organisation, das Gefüge und Gewebe der unermeßlich feinen Theile in ihnen. Dieses feinere Gefüge zu ermitteln, haben wir die Messer und Sezirnadeln nicht fein genug; *gespaltene Lichtstrahlen* sind die anatomischen Instrumente, mit deren Hülfe der Optiker die Krystalle sezirt oder vielmehr ihr Inneres durchschaut und uns Einblicke verschafft in Wunder, von welchen wir auf keine andere Weise auch nur eine Ahnung erlangen konnten, mit deren Hülfe selbst Krystallstäubchen von solcher Kleinheit, daß unser bloßes Auge sie einzeln zu erkennen nicht vermag, auf ihr inneres Gewebe untersucht werden.

Gespaltene Lichtstrahlen? — wo fände man die Künstler, welche zu spalten vermöchten, was unsre Hand nicht fassen kann? das Zwergenreich hat dieser Künstler genug! Die Mehrzahl der Krystalle spaltet die Lichtstrahlen, welche durch sie hindurchfallen. Vor fast 200 Jahren entdeckte *Erasmus Bartholin*, der Däne, diese Eigenschaft bei dem isländischen Kalkspathe, welcher sie im vollkommensten und ausgezeichnetsten Grade besitzt und, weil er das Bild jedes Gegenstandes, welches man durch ihn betrachtet, doppelt zeigt, gewöhnlich *Doppelspath* genannt wird. Aber erst in unserem Jahrhunderte war es, daß *Malus*, der französische Physiker, die wunderbaren Eigenthümlichkeiten entdeckte, welche die durch den Krystall gespaltenen Lichtstrahlen besitzen und vermöge deren sie geeignet sind, das innere Gewebe der im Lichte dieser Strahlen betrachteten Gegenstände in einer Weise zu durchschauen, wie es mit Hülfe des gewöhnlichen Lichtes nie möglich sein würde. Die Untersuchungen eines *Biot* und eines *Brewster* haben, auf diesel neue Mittel der Forschung gestützt, einerseits den wunderbarsten Zusammenhang des inneren Atomengefüges mit der äußeren Regelmäßigkeit der Krystallgestalten dargelegt, andererseits harmonische Farbenerscheinungen in den Krystallen kennen gelehrt, welche man als eine wahre Farbenmusik zu bezeichnen versucht und — wenn anders die Ahnung, daß die letzten Gesetze des Schalles und des Lichtes die nämlichen seien, nicht unbegründet ist — auch berechtigt sein möchte.

Auch die elektrischen und magnetischen Erscheinungen bieten Mittel dar zur histologischen Untersuchung der Krystalle, zur Erforschung ihres Gewebes. Wir wissen durch die Leistungen der neueren Physiologie, daß elektrische und magnetische Erscheinungen in unserem Organismus in großer Fülle sich geltend machen und jeden Lebensproceß begleiten. Es ist ebenso in den Organismen der Thiere, der Pflanzen, ebenso auch in den Krystallen. Aber in letzteren lassen sich die elektrischen und magnetischen Erscheinungen viel bestimmter nachweisen und auf wenigere, einfachere Kraftlinien zurückführen, als in den complicirteren Organismen. Und da der Gang der Fortpflanzung jener verschiedenen Ordnungen von Bewegungsarten der Atome, welche wir als Elektricität und Magnetismus bezeichnen, von dem Gefüge und Gewebe der Atome abhängig ist, so gestattet die Beobachtung jenes Ganges einen Schluß auf dieses Gefüge. Durch dieses Mittel können wir nachweisen, daß Stäubchen so klein, daß sie durch kein Mittel der Optik als krystallinisch zu erkennen wären, gleichwohl eine innere Organisation besitzen, wie sie Krystallen zukommt.

Die gröbere Anatomie der Krystalle können wir immerhin mit dem Messer untersuchen. Wie? — einen Krystall zerschneiden? — Gewiß! und ohne Mühe, wie es jeden Augenblick sich zeigen läßt. Auch ist das keineswegs eine ganz neue Kunst — es war dieselbe vermuthlich schon im

Digitized by Google

Spiele bei jener Probe des römiſchen Augur Accius Nävius, welcher bekanntlich einen harten Kieſelſtein mit dem Scheermeſſer glatt durchſchnitt. Aber ſo wenig, als der Anatom, welcher den inneren Bau eines Thieres darzulegen beabſichtigt, ſein Meſſer regellos ſpielen läßt, ſo wenig darf dies der Kryſtallotom, um den Organismus eines Kryſtalls aufzudecken. Nur ein Vortheil bietet dieſem ſich dar: wo er nämlich das Meſſer anſetzt, iſt völlig gleich; er kann einſchneiden, wo es ihm beliebt; die Kunſt beſteht nur darin, das Meſſer zweckmäßig anzuſetzen und dem Schnitte die paſſende Lage und Richtung zu geben.

Es iſt nämlich jeder Kryſtall in einem gewiſſen, bald geringeren, bald ſtärkeren Grade, welcher von der Härte des Kryſtalls völlig unabhängig iſt, nach gewiſſen Richtungen ſpaltbar ſo vielfach man will, oder als es die Feinheit unſeren Inſtrumente erlaubt. Der Demant ſelbſt, dieſer härteſte aller irdiſchen Körper, läßt ſich durch ein richtig geführtes Meſſer in die dünnſten Blättchen zerklauben, mit ſolcher Eleganz und Nettigkeit, daß jedes Blättchen Flächen beſitzt, deren Glätte und Glanz die feinſte Politur des Brillantſchleifers übertrifft — und in der That erleichtern ſich die Steinſchleifer, bei der Bearbeitung der äußerlich oft unregelmäßig geformten, nie aber des inneren anatomiſchen Gefüges entbehrenden Demanten, ihr mühſeliges Geſchäft durch das angegebene Mittel. Von den Steinſchneidern ward auf dieſe Eigenſchaft des Demanten vor 200 Jahren der gelehrte Robert Boyle aufmerkſam gemacht. Ihre Kunde war mit den Demanten ſelbſt aus Indien gekommen und hier war ſie uralt — älter als die Trennung der Tochtervölker des indiſch-germaniſchen Sprachſtammes — wie viel älter wohl, als die älteſte Edda! Dort bewahrt die uralte Mutterſprache, die ſanskritiſche, das älteſte Zeugniß einer tieferen Kunde des dritten Naturreiches, als man, ſelbſt nach den tiefgreifenden Andeutungen, welche in den Edda-Mythen ſich erhalten haben und welche man nur ſcüchtern in ihrem ganzen Werthe anzunehmen wagt, zu vermuthen ſich getrauen würde. Die Kunde von der Spaltbarkeit als einer allgemeinen Eigenſchaft der Kryſtalle iſt in unſerer neueren Wiſſenſchaft noch lange kein Jahrhundert alt. Aber in der Sanskritiſchen Sprache knüpfte ſich bereits die Benennung der individualiſirten Geſchöpfe des dritten Naturreiches an dieſe Eigenſchaft, als an die wichtigſte und weſentlichſte. Sphatika oder Spatika lautet das Wort, mit welchem im Sanskrit die Kryſtalle bezeichnet werden, und dieſes Wort iſt in unſerer deutſchen Sprache unmittelbar erhalten in dem Ausdrucke Spath, welcher weit älter als die Aufnahme des Wortes „Kryſtall“ auch in ſeiner üblichen Anwendung viel ausgedehnter iſt, indem mit demſelben nicht allein die ihrer äußeren Form nach regelmäßig ausgebildeten „Kryſtalle“, ſondern, ganz von der äußeren Form abgeſehen, alle mit regelmäßigem innerem Gefüge begabten Mineralien bezeichnet werden. An die Spaltbarkeit knüpft ſich die Bezeichnung der Spathe*); und nach den Ergebniſſen der Sprachforſchung bedeutet Spatika*) ſpaltbarer Stein. Genug jedoch! Du weißt nun, lieber Leſer, daß die Kryſtalle edle und lautere Naturen ſind — von Race bereits geſchliffen und polirt und nicht blos oberflächlich und äußerlich, wie leider heutigen Tages ſo viele falſche Brillanten in allen Claſſen der Geſellſchaft gefunden werden, ſondern wie es wahren Edelſteinen geziemt, auch innen, bis in's Herz hinein! —

Aber ohne Zweifel wünſchteſt du noch zu wiſſen — denn nach der Valuta fragt man heut auch allerwegen — aus welchem Thone die Kryſtalle gemacht ſind. Nur kurz will ich es angeben und ohne allzutiefe Chemie. Sie beſtehen aus Metallen und Erzen, aus Erden und Salzen und aus verſchiedenen glasartigen Subſtanzen, von ſehr verſchiedener Härte, Durchſichtigkeit und Farbe. Ihre Herkunft kann man ihnen nicht anſehen; die, welche vermöge ihrer Härte den Schlägen des Schickſals am Beſten zu widerſtehen wiſſen und doch mit ungeſchwächtem Lichte glänzen, und die, welche in den Tiefen wie auf den Höhen des Lebens ſich rein und lauter zu erhalten wiſſen, nennt man mit Recht vorzugsweiſe edle. Wenn es ſich um den Werth handelt, ſo muß du dich auf tiefere Blicke verſtehen, um ihn zu würdigen: — die im ſchlichteſten Rocke und mit düſterem Geſichte bergen oft in ſich die ſonnenklarſte Seele, die aber glänzen und gleißen, ſind nicht gerade die reichſten an edlem Metall. Aber die Täuſchung, welche die Kryſtalle uns dadurch bereiten, iſt nicht boshafter Trug, wie man den Zwergen ihn Schuld giebt — ſie entſteht ja nur am Tageslichte, und die Kryſtalle blieben wohl gern in ihrer dunkeln Tiefe, wo es nicht Glanz noch Farbe giebt. Doch zieht man ſie an's Sonnenlicht, warum ſollten ſie nicht wenigſtens ſich freuen, daß ſie vermögen, die ſchönen Strahlen des edlen Lichtes aus ihrem Innern zurückzuſpiegeln? — freut es doch auch uns Menſchen, wenn wir einer ſchönen Seele den lauteren Glanz ihres Auges zurückzuſpiegeln vermögen aus unſeres Buſens Tiefe! — ſpricht doch der Dichter wonnevoll, gerade durch das Gleichniß des Kryſtall's das ſüßeſte Verhältniß aus, indem er ſagt:

Ich bin der dunkle Edelſtein
Aus tiefem Schacht gewühlet —
Du aber biſt der Sonnenſchein
In dem er Farben ſpielet!

(E. Geibel.)

Und endlich, da ich nun einmal für die Kryſtalle ſpreche, laß' mich hinzufügen, lieber Leſer, daß es ſtets nicht der Kryſtalle, nur unſre eigne Schuld iſt, wenn wir nicht Gold in ihnen finden. Das gelbe tönende Gold zwar verachten ihrer viele — aber ein anderes, edleres Gold bieten ſie freigebig ihren Freunden dar: und den Märchen weiſt du es ja, daß die Zwerge wohl reich ſind an Schätzen, aber reicher noch an Weisheit!

*) Kalkſpath, Gypsſpath, Flußſpath, Feldſpath u. ſ. w.

*) Von der Wurzel Sphat-findere.

Digitized by Google

Gedichte.

Der blühende Apfelbaum.

Von

Ludwig Bechstein.

Ich wandert' im Fruchtbaumgarten und sah
Der kühn aufstrebenden Sprossen
Im Winde sich schaukelnde Kronen, die nah'
Und fern von Blüthen umflossen.

Weißhäuptige Bürger erfüllten den Raum
Im wahrhaft blühenden Städtchen;
Nur ein einziger prangte, der Apfelbaum,
Wie ein lieblich erröthendes Mädchen.

Wie kommt nur, fragt' ich, zu diesem gewandt,
In die unschuldfarbigen Kreise
Dein zartes und duftiges Rosengewand? —
Er aber erwiderte leise:

Mein Ahnherr, welcher, wie Allen bewußt,
Schuld an dem Verderben getragen,
Des heiligen Gartens, um dessen Verlust
Wir heute noch weinen und klagen:

Hoch prangt' er im Erstlingsleinze der Welt
Und stickte, mit rühmlichem Fleiße,
Sein echt paradiesisches Blüthengezelt
Vom reinsten und blendendsten Weiße.

Als später jedoch die verbotene That
Vollführt und der Frevel gerochen,
Indem Gott, welcher im Wetter genaht,
Strenge richtend das Urtheil gesprochen:

Da streifte sein Blick, in welchem sich Gram
Und heiliges Zürnen vermischten,
Den Baum und weckte Gefühle der Scham,
Die nie sich wieder verwischten.

Der kommende Lenz zwar zeigte, der Trieb
Sei nicht in den Zweigen ertödtet,
Doch waren die Blüthen, die jeglicher trieb,
Nicht weiß mehr, sondern gerötbet.

Kein Frühling folgte dem ersten, der nicht
Dies strafende Wunder erneu'te,
Und wie es zum Vater gesprochen, so spricht
Zum Ur-Ur-Enkel es heute:

Weil seine, Jehovah heilige, Frucht
Der Baum nicht wußte zu hüten,
So treibt er in Neu', unter der Zucht
Der Scham, hellröthliche Blüthen.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Heimkehr am Abend.

Gezeichnet von Ferd. Laufberger.

Nach des Tages Mühen kehren die Schnitter heim vom Felde. Schon winkt die traufliche Behausung, wo die ersehnte Ruhe und eine stärkende Abendmahlzeit sie erwartet; aber noch ein süßerer Willkommen wird ihnen entgegengetragen, bevor noch das Ziel erreicht ist. Die jugendliche Hausfrau sitzt vor der Wohnung unter dem schattigen Laubdache des Baumes, und hält das jüngste Kind auf dem Schooße, das — seinen Vater erkennend — diesem mit hellen Tönen entgegenjubelt. Schon streckt es die Aermchen aus, um den Vater zu umhalsen, und dieser wird sicherlich den kleinen Liebling bald als süße Last auf seinem Arme wiegen, bevor er sich noch zu dem von lieben Händen bereiteten und durch harte Arbeit gewürzten Mahle setzt.

2. Der Brief des Sohnes.

Gemalt von F. Wieschebrink.

Endlich ein Brief, — der erste, den der Sohn aus der Fremde seinen Eltern sendet. Der kräftige Schmied eilt aus der Werkstätte herbei, die Mutter schiebt das eben noch hurtig schnurrende Spinnrad bei Seite und die des Lesens kundigere Schwester beginnt den Brief vorzulesen. Der Inhalt ist aber sicherlich ein guter, denn der aufmerksam zuhörende Vater scheint von einem gewissen Stolze erfüllt zu sein, während die weichere Mutter in Freudenthränen ihren Gefühlen Luft macht.

3. Ungarisch Altenburg.

Tableaux nach der Natur gezeichnet.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

Wir haben in unserm vorigen Berichte auf die „Transkaukasia, von Freih. v. Harthausen“ aufmerksam gemacht und den reichen Inhalt des ersten Theiles dieses Werks angedeutet. Heute liegt uns der mit zahlreichen Holzschnitten und einer Karte versehene zweite Theil des Buches vor, der an anziehenden Schilderungen und bedeutsamen Mittheilungen nicht weniger als der besprochene reich ist. Vornehmlich ist hier der Besuch bei den Osseten hervorzuheben, jenem eigenthümlichen Volk, das sich mit seiner fremden Physiognomie und seinen fremden Sitten wie aus einem andern Weltheil zwischen die Kaukasusbewohner eingeschoben zu haben scheint — das schon frühere Reisende in auffallender Weise an die Deutschen erinnerte, und das Hr. v. H. durch seine lebhafte, eingehende Beschreibung uns als einen unverkennbaren Brüderstamm darstellt. Die Gestalt, das blaue Auge, das blonde Haar, die Einrichtung der Häuser, die Sitten, die Geräthschaften, alles brachte in einem Osseten unsrem Reisenden etwas von einem norddeutschen Bauer vor Augen — nur eine Verschiedenheit ist da, das gedultige deutsche Blut pulst in diesen Kindern des Kaukasus nicht, sie üben die Blutrache unversöhnlich wie Corsicaner, und dabei sind sie sammt und sonders gefürchtete Straßenräuber. Eine Art Rechtssprichwort bei ihnen sagt: „Was wir auf der Landstraße finden, hat uns Gott beschert!“ — Der Schilderung der Troglodytenwelt von Inkerman, welche wir in einem früheren Bericht aus dem Grimm'schen Buche über die Taurische Halbinsel erwähnten, tritt in der „Transkaukasia“ die Beschreibung der unendlich größeren und denkwürdigeren Felsenstadt von Uplas-Zichi zur Seite. Uplas-Zichi ist nämlich eine ganz weite, mit ihren Straßen, Häusern, öffentlichen Plätzen und großen Wohnungen in den Felsen gehauene Stadt, in der eine oft reiche Ornamentik beweist, daß hier ein Volk lebte, welchem der Gedanke der Kunst und künstlerische Technik nicht fremd waren, und über welches und doch weder die Sage noch die Geschichte Anhaltspunkte und bestimmte Aufklärung geben! Jene, die Sage schreibt die Entstehung der großen Felsenstadt am Kur dem Uplos, dem Nachkommen in der siebenten Generation von Noah zu! Bekannt ist übrigens, daß es solcher Felsenstädte mehre in Asien giebt. Die wunderbarste und mächtigste mochte wohl die geheimnißvolle Felsenstadt jenseits des todten Meeres im Lande Edom sein. Die dort nomadisirenden räuberischen Araber dulden deren Besuch nur gegen Erlegung einer bedeutenden Geldsumme. Dem Reisenden Burckhardt gelang es einst, als Araber verkleidet, zu ihr vorzudringen. Zwischen hohen Felsen führt ein, eine halbe Stunde langer, schmaler Weg, und nun eröffnet sich ein Anblick, der kaum seines Gleichen haben möchte, eine Felsengegend, Felsengebirge, einzelne Felsen, alle mit tausenden von Troglodytenwohnungen überdeckt, darunter mächtige Thore, die zu in Felsen gehauenen Palästen und Tempeln führen. Selbst ein Amphitheater will man erkannt haben! — —

Einer der merkwürdigsten Orte der kaukasischen Länder — und wohl der ganzen Erde — ist das am Kaspischen Meere gelegene Baku und Alesch-Dja mit seinen Naphtha-Quellen. Baku liegt in den öden Hügeln, welche das Ufer des trüben, von keiner Brandung bewegten Kaspischen Meeres bilden; auch die Stadt sieht öde genug aus, eine verworrene Häusermasse, grau, mit flachen Dächern, die alle mit Erdharz übergossen sind, eingezwängt in Festungsmauern. Auf dem Meere sieht man nichts als die Astrachanschen Fischtransportboote und die schwarzen persischen Kauffahrer. Keine grünen Bäume, keine rothen Dächer, kein klares Wasser, keine bunten Farben — Alles grau und öde! — Alesch-Dja liegt 17 Werst nördlich von Baku. Nähert man sich ihm, so taucht plötzlich vor dem Reisenden auf der tiefen Bläue des südlichen Himmels ein wunderlich barockes Gebäude auf. Es ist ein gleichseitiges Dreieck, jede Seite etwa 190 Schritte lang; nach außen wird dies Dreieck durch ein niedriges, fensterloses, einstöckiges Gebäude mit flachem Dache und zackigem Zinnenrand gebildet. Nach innen, im Hofe sind in diesem Bau lauter aneinander liegende Zellen ohne Fenster, mit den Thüren nach dem Hofe. Mitten in demselben erhebt sich eine Art Tempel. Auf einem drei Stufen hohen Piedestal stehen vier Säulen oder vielmehr viereckige Ständer, jede etwa von 2 Fuß Durchmesser. Sie sind ungefähr 8 bis 9 Fuß hoch, eine Kuppel verbindet sie, die eben so hoch über die Säulen erhebt. Dann steht noch im Hofe an der südöstlichen Seite des Dreiecks eine runde Säule von gleicher Höhe. Diese Säulen nun sind inwendig hohl und leiten das Gas aus der Erde heraus. Aus einer Oeffnung mitten in dem beschriebenen Tempel und aus den fünf hohen Säulen strömt nun die Flamme im Durchmesser 1 Fuß haltend und 4 Fuß hoch heraus, schwer, still leise wiegend, ein gelber Flammenbüschel am dunklen Nachthimmel, ein wunderbarer, geisterhafter Anblick! Anderhalb des Gebäudes steht man das Feuer aus noch etwa 20 Löchern hervorbrechen. Wenn man, überall auf 2 bis 3 Werst im Umkreise, einen Fuß tief gräbt und Licht an die ausströmende Luft bringt, so schlägt sogleich die Flamme auf. Die Umwohnenden gebrauchen dieses Feuer zum wirthschaftlichen Gebrauch, zum Kochen, Backen u. s. w. — Das Gebäude dient nur zum Aufenthalte, gewissermaßen zum Kloster für die Gebern, in Persien Aleschperst, d. i. Feuerverehrer genannt, der letzte Rest der Anhänger einer in den ältesten Zeiten weit verbreiteten Urreligion. Im westlichen Hindostan und im östlichen Persien findet man dieselben Landstrich- und Gemeindeweise, im übrigen Asien nur vereinzelt, auch in Astrachan existirt noch gegenwärtig eine kleine Anzahl derselben. Für ihr größtes Heiligthum gilt ihnen das Symbol der Gottheit, das heilige Feuer. Aber es giebt kein heiligeres Feuer auf Erden, als das aus derselben ohne weitere irdische Nahrung von selbst in hellen Flammen hervorbrechende Erdfeuer bei Alesch-Dja! Hierher wallfahrten die weisesten und frömmsten von ihnen und bleiben meist hier, um, in religiöse Betrachtungen und Gefühle versenkt, in völliger Abgeschiedenheit Angesichts des heiligen Elements ihre letzten Tage zu beschließen Die hier verweilenden Einsiedler sind alle aus dem westlichen Indien, aus dem Penjdschab, Multan und haben alle, schon Greise, den ungeheuren, wilden, gefährlichen Weg durch Afghanistan, die Bucharei und Chiwa um die Nordspitze des Kaspischen Meeres zu Fuße zurückgelegt. „Als wir,“ heißt es in unserm Buche, „in den Hof traten, erblickten wir einige dieser Einsiedler, hohe, schmächtige Gestalten, auf deren Gesichtern die Sonne Hindostans gerubt. Auf dem Hofe lagen einzelne, lange, unbehauene Steine, andere waren behauen und eine Sanskritinschrift darauf eingegraben, es waren Grabsteine. In der offenen Halle des Tempels war in der Mitte im Boden eine kleine Höhlung, aus der eine lange, blangelbe Flamme aufstieg. Was Alten diesen Flammen etwas wunderlich Gespenstisches giebt, ist, daß man nicht das mindeste Geräusch, kein Knistern, kein Flackern hört, man sieht nur die Flamme in der Luft schweben, aufsteigen und sich senken, aber wie die Schemen der Schattenwelt in Grabesruhe. Ueber der Thür einer jeden Zelle war eine lange Sanskritinschrift eingegraben. Im Innern fanden wir überall die größte Reinlichkeit und Ordnung. Links draußen neben jeder Thür ist ein Herd aufgebaut, er ist rund, in der Mitte befindet sich ein Loch, aus dem die Flamme hervorbricht. Rechts neben jeder Thür ist das Lager, aus einer harten Strohmatratze und einem Kissen bestehend; an des Hauptes Ende bricht ebenfalls eine kleine Flamme aus der Erde hervor. Vor der Mitte der Wand, der Thüre gegenüber, erhebt sich ein kleiner, anderthalb Fuß hoher Altar in Form einer Treppe von drei Stufen. Die Stufen sind aus Muscheln, Steinchen

Digitized by Google

und aus Erz getriebenen kleinen Bildern und Figuren bedeckt. Ueber dem Altar bricht wieder eine kleine Flamme aus der Erde hervor. Diese Flamme neben dem Altare gilt für besonders heilig und kein Profaner darf sich ihr nähern. — — Wir traten zu den Einsiedlern, sie empfingen uns demüthig schweigend. Der Glöckner und einige der Einsiedler verstanden und sprachen russisch. Wir sahen in einer der Zellen einen Einsiedler schwer krank, dem Tode nahe, er lag auf den Knieen, die Erde mit der Stirn berührend; so lag er schon mehre Tage ohne Bewegung, man hatte ihn mit einem groben Tuche bedeckt; als das weggezogen ward, sah er wie eine Leiche aus. Er fiel um, brachte sich jedoch mühevoll selbst in die vorige Stellung. In einer andern Zelle sahen wir einen hohen Greis völlig nackt, aber den ganzen Körper mit Erde überzogen, zwischen den Augenbrauen gelbe Farbe (Henne, die beliebe Farbe, womit viele Orientalen sich Bart, Nägel u. s. w. färben) das Zeichen der Flamme! Er lebte bereits 25 Jahre hier. Er sprach nur indisch, aber der Glöckner holmetschte und, was er sagte: „Von den vier Elementen verehre ich vorzugsweise die Erde, darum habe ich meinen ganzen Körper mit Erde überzogen, um in steter Berührung mit dem Elemente zu sein, ich will auch dereinst nach dem Tode in sitzender Stellung begraben werden. Der, welcher eines der andern Elemente vorzugsweise verehrt, wird verbrannt und seine Asche in die Luft verstreut oder, hatte er sich dem Feuer geweiht, diese unter die Verwandten vertheilt." — Ein größeres Gemach, sonst mit derselben Einrichtung wie die andern, hatte in der Mitte quer eine schmale Scheidewand bis zur Brusthöhe mit einem Durchgang; an der tieferen Seite dieser Wand, aus dem oberen Rande derselben strömte eine hohe Flamme hervor, neben ihr lag eine kleine, gebrannte Lehmschale, um sie nöthigenfalls zu decken und zu löschen. An der Scheidewand, in halb liegender, halb sitzender Stellung fanden wir einen Einsiedler, der uns als Brahme bezeichnet wurde, in einem hellgelben langen Rocke, mit aufgeschnittenen Aermeln und einer rothen spitzigen Mütze. Sein Gesicht war dunkelbraun, hatte eine hohe Stirn und sehr feine Züge, dichtes, schneeweißes Haar, weißen, spitzen Bart. Er saß an der Spitze Aller zu stehen, in seinem Zimmer wurden alle gemeinsamen Gebete gehalten. Zu diesen Gebeten bläst Einer auf einer großen Muschel einen gellenden, langgezogenen Ton. Alle sammeln sich alsdann in der Zelle des Brahmen, stellen sich vor den Altar und sprechen halb recitirend ein Gebet unter Schrellen- und Glockengeklingel. Dann werden sie vom Brahmen mit heiligem Wasser besprengt, und Jedem werden aus einer Schale ein Paar Körner Reis auf die Zunge gelegt." — In der Nähe des Gebäudes, auf dem Todtenacker der Einsiedler liegt ein Brunnen; decht man diesen zu, und nach einer Weile wieder auf, und weist ein brennendes Strohbündel hinein, so entzündet sich das durch das Zudecken im Brunnen gesammelte Gas mit einem heftigen Donnerknall und eine rothe Feuersäule, dreißig Fuß hoch, steigt in die Höhe, die Funken des verbrannten Strohbündels werden weit in die Luft geschleudert und bilden eine sprühende Feuergarbe, wie sie durch Kunst nie erreicht wird!

Aber verlassen wir die wunderbare, feuerumloderte heilige Stätte von Riesch-Dja und zugleich das anziehende Buch unseres Reisenden, nachdem wir aus dem Inhalt dieses zweiten Bandes noch die vor allem interessante Abhandlung über die historische Bedeutung des Kunstausgebirges, die Entwicklung des Muthismus und Schamanismus hervorgehoben haben. Der besondere Reiz der „Transkaukasia" besteht überhaupt darin, daß der Verfasser mit einer umfassenden Bildung und einer durch vielfache Studien unterstützten Combinationsgabe seinen Beobachtungen und köstlichen Mittheilungen immer den Hintergrund weltphilosophischer Gedanken und großer Anschauungen zu geben weiß. Mögen auch nicht alle Leser geneigt sein, sich diesen Anschauungen gefangen hinzugeben, und ohne Prüfung ihnen zu folgen, so werden doch alle den, wir möchten sagen, romantischen Reiz empfinden, der über solcher Art der Darstellung gebreitet liegt.

Die Beschreibung von Uplas-Zicht und seinen noch unentdeckten Kunstanfängen, deren wir vorhin erwähnten, hat uns daran gemahnt, daß wir bis jetzt unterlassen haben, an dieser Stelle eine Schrift zu berücksichtigen, welche gerade hier eine warme Empfehlung verdient. Dies ist das:

„Handbuch der Kunstgeschichte. Zum Gebrauche für Künstler und Studirende und als Führer auf der Reise. Von Dr. A. H. Springer (Stuttgart 1855)."

ein Werk, das — wie so viele andere Erscheinungen auf anderen Gebieten—dem Drange unserer Zeit nach Verallgemeinerung der esoterischen Wissenschaft entgegen kommt, indem es die Geschichte der Kunst in einer Weise darstellt, welche durchaus keine früheren Studien gleicher Richtung voraussetzt, und doch mit streng wissenschaftlichem Ernste in ein Fach einweiht, in welchem weitgehende und gründliche Forschung in jüngster Zeit gerade so anstrengend thätig gewesen sind. Der Verfasser hat schon früher durch „kunsthistorische Briefe" seinen Beruf dargethan und gezeigt, wie warm er die großen individuellen Charaktere der Kunstgeschichte zu entwickeln, wie sinnig er die innere Verbindung der künstlerischen Production mit allen andern Seiten des geistigen Lebens der Völker nachzuweisen und zu deuten versteht. Hier in dieser Kunstgeschichte jedoch hat er allen solchen tiefer eingehenden Entwicklungen entsagt, um ein Werk zu liefern, das in gedrängter Kürze, in ganz bestimmten Schranken einem praktischen Zwecke diene. Es sollte Alles enthalten, die großen Hauptepochen, die Style, die Schulen, die Charakteristik der Muster von den Anfängen der Kunst bis auf das achtzehnte Jahrhundert herab; kein bedeutendes Kunstwerk noch der Ort seiner Aufbewahrung sollte ungenannt bleiben, dabei das Resultat der neuesten Entdeckungen und kritischen Untersuchungen überall zu Grunde gelegt werden — und dennoch das Ganze so gedrängt und concis bleiben, daß es selbst auf der Reise als handlicher, unterrichtender Begleiter dienen könne. Diese schwere Aufgabe ist von dem Verfasser mit großem Glücke gelöst, und bei aller scharfen Abwägung jedes Prädicats und jedes Satzes ist doch weder der historische Stoff lückenhaft gegeben, noch sind die allgemeinen Gesichtspunkte bei Seite gelassen worden. Wir können daher das Ganze als einen höchst nützlichen und willkommenen Beitrag zur Verallgemeinerung ästhetischer Bildung in solchen Kreisen bezeichnen, in welchen Franz Kugler's und mehr noch des tiefsinnigen Schnaase ausführliche Kunstgeschichte als zu breit erscheinen sollte. Der bekannte Aesthetiker, Fr. Vischer, hat Springer's Werk ein empfehlendes Vorwort zugegeben; eine andere und zwar sehr beredte Empfehlung führet es mit sich in der großen Anzahl kleiner, in den Text eingedruckter Holzschnitte, welche den Käufer der Anschaffung des besonderen Atlasses überheben, der bei Kugler's Kunstgeschichte fast unentbehrlich ist. Dazu kommt, um das Buch für Reisende nützlicher zu machen, ein als Anhang beigefügter alphabetischer Wegweiser, in welchem bei dem Namen jeder Stadt die von derselben umschlossenen Kunstgegenstände aufgeführt sind.

Von Romanen liegt uns als neueste Erscheinung vor:

„Helene. Ein Frauenleben. Roman in drei Bänden. Von Robert Prutz (Prag und Leipzig 1856)."

Ein Vorwort bezeichnet dieses jüngste Werk des Verfassers als das nachgelassene Tagebuch einer verstorbenen Freundin oder Verwandten; „ich bin," sagt Prutz, „blos der Herausgeber, nicht der Verfasser; doch hat die eigenthümliche Beschaffenheit der Handschrift mich allerdings stellenweise genöthigt, den Besugnissen des Herausgebers eine etwas weite Auslegung zu geben. Die Aufzeichnungen, welche zu Grunde liegen, tragen eine völlige unliterarische Gestalt; es sind einzelne zum Theil abgerissene Blätter, selbst der Faden der geschichtlichen Erzählung mußte an manchen Stellen erst aus dem Zusammenhange des Ganzen hergestellt werden. Mit einem Wort, es war kein Buch, welches man der Leserwelt bieten konnte, höchstens das Material zu einem Buche. Ich habe den Muth gehabt, dies Material zu benutzen; die Anordnung des Ganzen, die Eintheilung der Bücher und Capitel, kurz, Alles, was dem Handwerk angehört, Alles, was an den Schriftsteller erinnert, ist meine Zuthat, für die ich hier-

Digitized by Google

mit die volle und alleinige Verantwortung übernehme." Mag diese Einleitung nun buchstäblich zu nehmen sein oder als eine Andeutung des Standpunctes, von dem aus sie aufzufassen, so daß die geschiedene Freundin nicht wesenhafter wäre, als jene ehrenhaften alten Herren, aus deren erstaunenswürdig interessanten Papieren Walter Scott und Washington Irwing einst so manche ihrer Schöpfungen gezogen haben wollten — soviel ist gewiß, daß dieser Roman sämmtliche früheren Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiete — die Schwägerin, das Engelchen, Feliz, den Musikantenthurm — weit übertrifft. Es sind, wie er selbst sagt, keine spannenden Abenteuer, keine neuen und überraschenden Charaktere, keine pikanten und glänzenden Gedanken, welche der Leser in diesem Buche findet: es ist der schlichte Lebenslauf einer Frau, deren frühreife Kindheit von Verhältnissen umgeben war, welche die gleichmäßige Ausbildung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte verhinderten, und die daher auch späterhin, als der Strom des Lebens die Bleistrebende ergreift, mannichfache Kämpfe bestehen und vielfach irren und fehlen mußte, zuweilen gerade da am bittersten, wo sie es am besten gemeint hatte; bis sie endlich durch Muth und Entsagung sich hindurch rang, nicht bloß zu jenem äußeren Frieden, sondern auch zu jener inneren Klarheit, durch die der Abend ihres Lebens so wohlthuend ward — und so erquicklich für alle, die ihr jemals nahe kamen. — Der Beginn des Romanes führt uns in den Haushalt eines Junggesellen ein, des Rechnungsrathes Nonnemann, eines Biedermanns, dessen Lob in seiner Umgebung von Aller Mund tönt: er ist ein Beamter von unübertrefflicher Pflichttreue, ein Spiegel von Rechtschaffenheit, ein Muster moralischen Wandels — was alles ihn jedoch nicht abhält, seinen Hausgenossen mit seiner Strenge, Unduldsamkeit und puritanischen Sittenpredigten das Leben zur Qual zu machen. Diese Hausgenossen sind eine verwittwete Schwägerin mit ihren zwei Söhnen und die Tochter einer verschollenen Schwester des Herrn Nonnemann, welche sich dem Theater gewidmet und von dem Pfade der Tugend, auf welchem ihr gepriesener Bruder mit so viel Beifall wandelt, verirrt hat; sie ist die Geliebte eines jungen Herrn von gutem Hause geworden, und das Kind, welches diesem Verhältniß sein Dasein verdankt, Helene, ist die Heldin des Romans. Denn daß wir es doch mit einem Roman und nicht mit einem Tagebuch, einer Selbstbiographie, zu thun haben, wird uns bald klar, wenn wir zu sehen, daß sich Helene eines schönen Tages auf der Straße verirrt, und nun anscheinend wird von einem außerordentlich freundlich und edel aussehenden, vornehmen Herrn, der, wie sich bald ausweist, Niemand anders ist, als gerade der Vater des jungen Mannes, welcher die schöne Schauspielerin, Florine, liebte und durch diese Leidenschaft zu Grunde ging. Durch die Theilnahme dieses Mannes gestaltet sich nun Helenens Schicksal glücklicher, ihr Herz faßt eine Neigung für einen der beiden jungen Leute, welche mit ihr das Haus des Oheims bewohnen — da stirbt der vortreffliche alte Edelmann und kurz nachher leidet der makellose Ruf des tugendhaften Herrn Nonnemann einen fabelhaften Schiffbruch; er wird als Kassendieb entdeckt und muß in's Zuchthaus wandern. Helene aber, so ihrer bisherigen Zuflucht beraubt, wird in's Waisenhaus gebracht, bis sie im Stande ist, sich als Gouvernante zu ernähren. So kommt sie in das Haus einer stolzen, unermeßlich reichen Gräfin, und hier tritt dann sehr bald wieder ein Ereigniß ein, welches uns beweist, daß wir es mit einer eigenen freien Schöpfung des Verfassers zu thun haben. Die Gräfin besitzt einen einzigen Sohn, der in der Residenz eine glänzende Rolle spielt und nach manchen andern Abenteuern in die Hände einer durch ihren Geist, ihr Talent und ihre Coquetterie berühmten Schauspielerin fällt, mit welcher er sich zu vermählen im Begriffe steht. Die Gräfin weiß jedoch dies Verhältniß zu trennen: aber, um sich an ihr zu rächen, erscheint die Schauspielerin auf ihrem Schlosse und in der ersten Unterredung mit ihr entdeckt Helene, daß sie Niemand anders vor sich habe, als — Florine, ihre verschollene Mutter!!

Desto mehr dem wirklichen Leben entlehnt scheint die anziehende Art, wie Helene ihre Erlebnisse und Beobachtungen als Gouvernante, den Charakter der Gräfin, ihre Umgebungen im Hause derselben schildert. Dies ist sicherlich die gelungenste Partie des Romans, die zuweilen an das unübertroffene Bild einer Gouvernanten-Existenz in Jane Eyre, der Krone aller englischen Frauenliteratur erinnert. Auch die übrigen Charakterschilderungen der weiblichen Gestalten unsres Buches, der geistreichen Zierine vornehmlich, sind sehr anziehend; am wenigsten hat uns die Figur des Onkels Rommemann gefallen. Prutz hat eine Vorliebe für die Darstellung häßlicher Charaktere, er liebt es mit einer großen Breite widerwärtige Geschöpfe auszumalen, wie sie sein „Engelchen" und den „Musikantenthurm, entstellen — ohne daß er den Humor besäße, der solche Gestalten erträglich machen könnte, oder daß er sie durch die Analyse eines psychologischen Problems rechtfertigte, durch tiefere Blicke in die Menschennatur, wie wir sie verlangen, wenn und ein moralischer Caliban fesseln soll. In dieser „Helene" tritt jener Hang jedoch nur in dem einzigen erwähnten Charakter zu Tage, das ganze Buch ist im Uebrigen ein Erfreuliches, ansprechendes Lebensgemälde, an welchem sonst nur einzelne verzeihende Züge, wie z. B. die Scene zwischen der Schauspielerin und der Gräfin, die taktlos geschrieben ist, auszusetzen wären und wird mit Freuden als ein entschiedener Fortschritt des Verfassers auf dem Gebiete des Romans entgegengenommen werden. — —

Unsere Bühnenzustände haben eine Richtung eingeschlagen, welche uns mit einer nothgedrungenen Rückkehr in jene Periode der Literatur bedroht, wo die wirkliche, praktische Bühne und die dramatische Dichtung der schaffenden Poeten zwei völlig geschiedene Dinge waren, wo die Immermann, Bächner, Grabbe, beinahe ebenso vollständig, wie früher die Romantiker Tieck, Brentano, Arnim es freiwillig von vorn herein thaten, darauf verzichten mußten, ihre Stücke je auf den Brettern lebendig werden zu sehen. Die schaffenden Talente sind da, sie lassen sich von dem Ausdruck ihres poetischen Dranges nicht zurückhalten, aber sie haben heute weniger Hoffnung als je Rebellen von tieferer dichterischer Intention, Gebilde, die ein Problem enthalten, die an die Darsteller wie an die Zuschauer irgend mit Anforderungen herantreten, auf der Bühne aufgeführt zu sehen. Kommt es einmal durch besondre Gunst, etwa am Wohnort des Dichters dahin, daß ein Versuch gemacht wird durch scenische Darstellung solch einen Wurf zu wagen, so begegnen sich von vornherein Schauspieler und Publicum wohl schöner Harmonie in der Verahnung über den Ausgang; der Darstellung fehlt der Schwung, den Schauspielern der Ernst, die Kraft, welche die Zuversicht giebt, die Lust — dem Publicum der Glaube, und das Stück ist im Voraus verloren. Schon Immermann hat das sehr gut (in den Theaterbriefen) geschildert: „die Zuschauer sehen sich an, wenn der Vorhang fällt, und sagen: Was ist da oben denn eigentlich vorgefallen? und die Herren und Damen in den Garderoben sagen, indem sie sich die Schminke abreiben: Nun haben wir das nicht vorhergesagt? Dergleichen geht nicht, zum Lesen mag es recht hübsch sein. Ja, zum Lesen mag es recht hübsch sein — denkt auch der Freund in der Stille, und dergleichen geht nicht, denkt der Garderobengehülfe in der Stille — Alles geht mit der allgemeinen Ueberzeugung, dergleichen gehe nicht, nach Hause und am folgenden Tage setzt sich Spud-Schnitze hin und schreibt in die Spener'sche Zeitung einen Commentar zu den Worten: dergleichen geht nicht — aber mit Raupach da gehr's!" An diesem Seitenhieb auf Raupach sehen wir, daß diese Klage schon vor langer Zeit ausgestoßen ist, leider ist es jedoch seitdem nur immer schlimmer geworden, und wenn man ganz wenige Theater in Deutschland, wo noch ein Rest litterarischen Bewußtseins, ein fortglimmendes Fünkchen ästhetischer Gewissenhaftigkeit hie und da aufrechtet, ausnimmt, so kann man im Ganzen sagen: die Cultur und der geistige Gehalt der Nationen sind in den schreiendsten Widerspruch gerathen: nie hat sich eine Zeit ernster und gründlicher den Aufgaben der menschlichen Thätigkeit unterzogen, nie hat sie mit gedankenvollerer Entschiedenheit die Durchführung großartigerer und wichtigerer Arbeiten auf die Schultern genommen;

Digitized by Google

und nie ist ihre Schaubühne entblößter von dem Ernst gewesen, ärmer an den Gedanken, welcher dieser Zeit das Siegel aufdrücke, nie hat sie mehr sich dem Ehrgeize hingegeben, die wirksamste Propaganda der Verflachung und Trivialität zu sein. Was ist unter diesen Umständen für die Talente zu thun, die wir besitzen, die zum Theil gar nicht zu einer öffentlichen Bethätigung kommen, weil sie, als den Erfordernissen der realen Bühne nicht gerecht, zurückgewiesen werden — der realen Bühne, das heißt, jener Bühne, die der Schlendrian, die Flachheit, der geistige Plebs nun einmal real gemacht haben, denn „Bühnengerechtigkeit" und „reale Bühne" waren einst ganz andere Dinge, damals z. B., als man den Wallenstein gab, so wie er fertig war, mit Haut und Haar, alle drei langathmigen Theile, mit allen Wiederholungen und Stillständen der Handlung, und damit die Nation entzückte, elektrisirte! Sollen solche Talente dagegen ankämpfen, sollen sie stegreich nachweisen, daß die Bühnengerechtigkeit auch ein Ding ist, das eine wächserne Nase hat, daß die Bühnengerechtigkeit auf der Bühne Immermann's, auf der Weimar'schen Bühne ein ganz andrer Begriff war, wie er es auf der Bühne zu K. und Y. ist? Es wird ihnen nichts helfen, denn der Grund liegt eben tiefer — es hat sich aus unserm ganzen Theaterwesen durch wechselseitigen Unterricht eben eine Welt für sich ausgebildet, die durch einen breiten Wassergraben rund umher von Poesie, Geist und dem eigentlichen Leben der Nation abgeschnitten ist.

So bleibt also der dramatischen Dichtung nichts übrig, als sich in Büchern der Oeffentlichkeit zu bieten; unaufgeführte Dramen liest das Publicum freilich nicht, aber sie bleiben dann doch immer als lebendiger Beweis, daß das dichterische Streben nicht so erschlafft ist, um in der schwersten, aber auch höchsten und edelsten Kunstform gar nicht mehr nach künstlerischen Siegen zu ringen. Ein solches, diese Expectoration veranlassendes Buch ist:

„Die letzten Messenier. Trauerspiel in fünf Acten, von Guido Conrad (Wien, 1855)."

Wie aus so manchem Andren würden auch aus dem pseudonymen Verfasser dieser Tragödie sich andre Bühnenzustände vielleicht eine fruchtbar schaffende Kraft heranziehen, denn ein entschiedenes Talent legt hier eine Probe ab, daß ihm das Schwierigste, die Composition eines großen Ganzen nicht unerreichbar ist und ebenso daß es der Aufgabe gewachsen, die Idee und den innewohnenden Geist eines historischen Ereignisses mit dramatischer Kraft zu dichterischer Gestaltung herauszuarbeiten. Auch die Charakteristik der einzelnen Träger der Handlung ist gut angelegt, die Phantasie ist reich in der Entfaltung einer individuellen, aus fremden Welt, und das Ganze ruht endlich auf dem Untergrunde einer umfassenden Bildung. Wir sehen die Spartaner mit den von ihnen unterworfenen Stämmen der Messiner und Heloten im Feldlager stehen wider die Perser. Um einer drohenden Empörung der Heloten vorzubeugen, verheißt der spartanische Feldherr denen, die mit gleichem Muthe wie die Spartaner gegen den gemeinsamen Feind kämpfen werden, die Freiheit. Alle kämpfen nun mit stürmischer Tapferkeit — aber der Preis des Sieges, die Freiheit, wird ihnen vom Senat treulos verweigert. So entbrennt, was die Geschichte den dritten messenischen Krieg nennt, der Aufruhr der Heloten wider Lacedämon. Aber in dem Lager der Heloten selbst tritt eine innere Kluft hervor, zwischen den innerlich aristokratischen Naturen der Führer, besonders des Helden Alkidas, in dem das Bewußtsein der großen Vergangenheit seiner Väter aus dem Geschlecht der Herakliden fortlebt, und dem durch die Knechtschaft entwürdigten Volke, das sich um ihn schaart. Trotzdem steht Sparta's Größeng durch diese Erhebung auf dem Spiele; und der Gerontenrath des bedrohten Staates sucht die Macht der Empörung dadurch zu brechen, daß er ihre Seele und ihr Haupt, Alkidas zu sich herüberlockt, indem er ihm das Bürgerrecht und die Hand Palmenens, der stolzen Spartanerin bietet, welche Alkidas liebt. Palmene erweitert diese Leidenschaft; doch ihr Stolz, der sich sträubt, dem Heloten zu gehören, wird von ihr nur überwunden, weil ihr die Mission geworden, durch ihre Hingabe die Retterin des Vaterlandes zu werden. Da weist Alkidas die Hand, die sie ihm bietet, zurück; er will sie nicht als Bedingung des Friedens, er will sie als Preis des Sieges im eroberten Lacedämon gewinnen. So verschmäht, einmal von dem Gedanken entflammt, daß durch sie Sparta's Geschick sich wenden werde, kommt sie zu dem Entschluß, für diese Demüthigung sich zu rächen, den Widerstreit in ihrer Brust zu enden und ihre Mission zu erfüllen, indem sie durch eigene Entschlossenheit das Haupt der Feinde vernichte. Sie lockt Alkidas in den Tempel der Diana bei Lera, wo er, von den Freunden ihres Hauses umringt, fällt, und sie mit ihm untergeht, begraben von dem flammenden Gebälk des einstürzenden Tempels, den sie entzündet hat.

Das ist das Gerippe der Handlung, die der Dichter mit Gestalten und Gedanken reich umkleidet hat. Der Dialog ist dramatisch gehalten, er verschmäht den lyrischen Schmuck — nur dürfte er straffer und concifer sein, und besonders in den ersten drei Acten fehlt ihm die nöthige drastische Kürze. Diese würde auch dem Charakter der Heldin klarer hervortreten lassen, als es jetzt der Fall ist; sie verschwindet zu sehr unter all den, zuweilen gar zu langen Reden der zahlreichen übrigen Gestalten, und das Interesse, welches sie in einer Scene erweckt, verflüchtigt sich, bevor sie in einer andern wieder auftritt, um es neu zu nähren.

„Sphinx. Räthselgedichte von Eduard Prosch. (Leipzig 1856)."

Eine Sammlung von allen Arten Räthseln, als da sind Charade, Akrostichon, Logogryph, Palindrom — ja sogar eine „Kreuz- und Quer-Charade" finden wir; im Ganzen sind sie mit großem Geschick gemacht und in gefälliger Einkleidung geboten. Wir können das hübsch ausgestattete Büchlein deshalb Allen empfehlen, welche ihren Scharfsinn zu üben lieben, und denen gewisse andre Räthselfragen der Zeit, z. B. wie sie ein bedenklich steigendes Jahresbudget decken oder gegen die zu immer unbequemerer Straffheit „angespannte Steuerkraft" im lieben Vaterlande auftommen wollen — noch nicht Nahrung genug für solche Liebhaberei bieten! —

„Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm (Berlin, 1855)."

Dies hübsche kleine Buch liegt bereits in zweiter Auflage vor uns; es enthält drei ganz kurze Skizzen aus dem Familienleben, Bilder jener Art, welche die Maler „Stillleben" nennen — mehr hingehaucht als gemalt und von einer eigenthümlichen Poesie durchweht, trotz aller beschreibensten Einfachheit und Schmucklosigkeit.

Triest. Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kobler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Eilftes Heft.

F. M. J. Rehse Archiv und Museum f. Zeitgeschichte München

Der Kinderhandel.

Eine Erzählung von Moritz Reich.

1. Capitel.

Die scheue Hansel.

Das ganze Gebirge strömte in Rosenthal zusammen, denn es ward mit dem Kirschenmarkt zugleich der erste Viehmarkt abgehalten; da sah man in stattlicher Parade die Heerden der Bauern und der Städter nur zum Scheine aufmarschiren, um der Sache einen Glanz zu geben, denn wem konnte es einfallen, daß Hans, Michels Hans sein Vieh ausverkaufen wolle? Wer ein Stück ernstlich beguckte und um den Preis schüchtern anfragte, dem antwortete der Hirte ironisch lächelnd, indem er dabei seine beiden Hände in die Westentaschen steckte: „Für Euch um zweihundert Gülda!" — Und es war doch nur eine Kalbe! Mit Verdruß sah man auch die wohlgenährte Heerde des Judenbauern zur Schau ausgestellt und der Jude freute sich über den Aerger der Neidhammel, welche trotz Lessing's Nathan einen Unterschied zwischen beschnittenem und unbeschnittenem Vieh machten. Aber was kümmern uns die Rinder! Uns beschäftigt dort an der Schloßmauer ein Pferdehandel, der zwischen zwei Bauern abgeschlossen wird, von denen der eine groß, hager, mit blondem Haar, aus dem deutschen Dorfe Saufloß ist, Namens Macha Franz; der andre stämmig, mit runden Wangen und einem epikuräischen Lächeln um die Mundwinkel; er hat eine Gerte in der Hand und schlägt damit auf seine enggespannten ledernen Hosen, als wollte er damit Selbstbewußtsein ausdrücken; sein Gang ist ein Watschein, seine Rede Lallen, denn er scheint die Mühe zu scheuen, die Sprachorgane zu meistern. Dieser Mann heißt Tobischka und ist ein Bauer aus dem čechischen Dorfe Pěčin; er hat ein Rößlein zu Markte gebracht, welches durch seine seltsame Fettigkeit sich als Eigenthum Tobischka's auszuweisen schien. Macha merkte nicht, daß mehre Pěčiner Bauern, welche vorbeigingen, seltsam lächelten, worauf Tobischka beredt den für einen Bauer ziemlich reinen und schönen Mittelfinger an die Lippen drückte, worauf jene verständnißinnig mit dem Kopfe schüttelten. Der Deutsche wurde mit dem Čechen handelseins und als Tobischka die glänzenden Silberzwanziger, welche ihm Macha auf dem Brett einer Lebzeltnerbude aufgezählt hatte, in seinen ledernen Gurt einstrich, fuhr ein dämonischer Zug über sein Angesicht. Er aß bei Gelegenheit eine Tafel Pfefferkuchen auf, Macha warf ihm einen Blick der Verachtung zu. Man trank noch in einer Weinschenke einen ehrlichen Weinkauf, schüttelte dann einander derbe die Hände und trabte heimzu. Tobischka war schon lange in Pěčin, als Macha noch mit seiner Hansel die Berge hinankletterte; er sah oft dem Thiere in's Auge und auf die Beine, ob es nicht blind oder lahm sei, denn im Grunde traute er dem Čechen nicht. Der Himmel war umwölkt, es war ein sonnenloser, aber doch heiterer Frühlingstag; als Macha von Rybnai den weißen Fußpfad zwischen zwei grünen Winterkornfeldern nach Saufloß ging, läutete man die Abendglocke und Macha hatte recht fromme Gefühle, im Bewußtsein, durch den Ankauf der Hansel einem Bedürfniß abgeholfen zu haben. Schon trat der erste Abendstern über dem schwarzen Föhrenwalde hervor und hinter ihm die ganze Lämmerheerde der Sterne — drüben lag schon sein einsames Bauerngehöfte, umrauscht vom Frieden des Waldes. Da öffnete sich eine Wolke wie ein Himmelsthor und aus dem tiefblauen Aether trat der Mond in unbewußter Herrlichkeit und schon fiel ein silbergrauer Schleier über Wald und Feld und Gehöfte — leider auch auf Macha und sein Roß — denn kaum hatte der erste Mondesstrahl seine Wimper geküßt, als das Pferd wie vom Pfeile Dianens getroffen sich bäumte, schnob und wieherte; Macha ergriff rasch das Leitseil, aber Hansel rieß aus und scheute, der Zügel blieb in seiner Hand und das Pferd flog wie ein Pegasus den Berg hinan, der Bauer keuchte fluchend nach. Ohne Zweifel: Tobischka hat ihm ein lichtscheues Pferd angehängt. „Man soll sich vor dem Böhmen doch hüten!" Mit Mühe und Noth fing er das Pferd ein, indem er ihm durch einen Fußweg den Vorsprung abgewann, da ein Silberwölkchen, das am Monde vorübersegelte, dem scheuen Thier auf einen Augenblick den Zauber benahm.

---

2. Capitel.

Macha Franz.

Des andern Morgens stieg schon der alte Macha um vier Uhr auf den Heuboden, wo der sechzehnjährige Sohn

Digitized by Google

des Hauſes ſchlief und weckte ihn mit einem Hagel von Schimpfworten; dann kamen die Mägde dran und endlich „die Alte“, wie er ſein Weib nannte. Er hatte nämlich heute gar nicht in der Stube, ſondern im Stalle neben dem Hanſel geſchlafen, weil er ſich ſchämte von ſeinem Handel zu erzählen und doch hätte mit der Wahrheit herausrücken müſſen. Er ſchämte ſich in die Seele hinein, daß er ſich von dem böhmiſchen „Zopak“ hatte anſchmieren laſſen; er haßte und verachtete dies Volk ſeit ſeiner Knabenzeit, er wußte ſelber nicht warum — vielleicht nur deßhalb, weil er deſſen Sprache nicht verſtand; er wünſchte darum auch insgeheim, daß ſein Junge Franz einmal in's Böhmiſche komme, doch ſchämte er ſich es herauszuſagen.

Ludmille, die geduldige Frau, hütete ſich wohl, nach dem Markte zu fragen, ſie ſuchte aus der Stube zu kommen und ſich draußen zu beſchäftigen. Dafür kam der junge Franz, eine ſchöne deutſche Jünglingsgeſtalt, voll Trotz um die feſtgeſchloſſenen ſeinen Lippen und Stolz in der Haltung zur unrechten Zeit, um den neuen Ankömmling im Stalle zu loben; er wollte damit ſein ſpäteres Ausſtehen wieder gut machen. „Wie heißt's denn, Vater?“ — frug er zutraulich. „Ich weiß nicht!“ fuhr ihn der Alte barſch an, „es hat gar keinen Namen!“— „Soll ich's heute einſchirren zur Probe?“ — „Wirſt du's Maul halten! iſt ſonſt kein Pferd im Stall? — Das Pferd bleibt im Stall, heut' und immer, für ein- und allemal und weiter red' mir kein Sterbenswörtchen davon, ſag's auch den Andern! Scher' Dich!“ Wirklich wollte er das Pferd nicht mehr aus der Hand laſſen — aus Caprice. Der Junge ging verdutzt mit dem alten Geſpann auf's Feld, der Alte hatte keine Luſt zum Arbeiten, er zog die Jacke an und lief in die Schenke, was ſonſt nicht ſeine Gewohnheit war, ſtürzte zwei, drei Gläschen Starken hinunter und rannte in den Wald. „Du dummer Kerl! Du Erzeſel!“ redete er ſich laut an, „wie oft wird man dich noch in die Taſche ſtecken? aber ich ſchenk's ihm nicht! ich ſchwör's bei dem heiligen Muttergottesbilde, welches da an der alten Fichte hängt: der Böhmiſche ſoll's theuer bezahlen!“— Das Blut ſchoß ihm bei dem Eide in die Wangen und er machte weite Schritte wie der Alpenjäger, der ſich an ſeinem langen Stabe über Eisfelder ſchwingt. Rachepläne der ſeltſamſten Art ſchoßen ihm durch's Hirn. Wie Simſon wollte er ihm Füchſe mit Bränden über die jungen Saaten ſchicken — das Haus über dem Kopfe anzünden, ihm auflauern und eine Tracht Prügel zum Andenken geben, ſein Mädchen — Doch Alles das befriedigte ſein brennendes Herz nicht — er verwarf Eins nach dem Andern und beſchloß endlich, es dem Zufalle und der Zeit zu überlaſſen, welche Rache er an dem falſchen Čechen nehmen ſolle. Macha war nicht geizig, wenn auch ſehr ſparſam, ſein Sinn ging auf das Rechte und Gebührliche, nichts mehr, nichts weniger; er war kein Freund vom Almoſengeben, aber noch weniger vom Schuldenmachen; ſeine Wirthſchaft ſtand am blühendſten im Dorfe, in ſeinem Hauſe waltete Ordnung, Reinlichkeit, Mäßigkeit. Nicht der Schade, den ihm der Pferdehandel brachte, ſchnitt ihm ſo in's Herz, ſondern der Betrug, die Falſchheit, die Gemeinheit. Seit der Zeit ſchmiß er jeden böhmiſchen Bettler umbarmherzig aus dem Hauſe hinaus und ſpie vor einem jeden aus, der einem Čechen ähnlich ſah, denn Tobiſchka's Schuld warf er der Nation in's Angeſicht, wie man den Juden zu thun pflegt.

Die anonyme Hanſel war indeſſen im Stalle interniert, ward gut gefüttert, ſchlief gut und diente dem Geſinde zum fortwährenden Gegenſtande der Neugierde und des Geſpräches, wenn die Mägde am Rocken ſaßen, oder den Flachs ſäteten; wenn die Knechte Holz führten oder am Sonntage zuſammen in's Wirthshaus gingen. Das Thier wußte gar nichts um ſeine große Wichtigkeit. — Der junge Franz traf einmal während des Sommers Tobiſchka im Roſenthal, wo er ein Hofeneder laufen wollte; er kam gerade aus einer Branntweinſchenke getaumelt, denn er kannte kein anderes Vergnügen als das Saufen, und wenn man in der Gegend einen ausgemachten Säufer nennen wollte, ſo nannte man ihn. — „Macha!“ rief er in gebrochenem Deutſch, „wie giht's Pfardla? is Hanſel geſund?“ — Franz zog die blonden Augenbrauen wild zuſammen und ſagte trotzig: „Ja!“ — kehrte dem Čechen ſtolz den Rücken zu und ging in großer Verlegenheit nach Hauſe, denn neugierig war er genug, getraute ſich aber dennoch nicht, dem Verbote des Alten entgegenzuhandeln und etwa nach dem Pferde zu fragen. Den Haß und die Verachtung gegen die Čechen hatte er mit ſeinem Vater gemein und überhaupt konnte man bemerken, daß die Čechen ſich eher herbeiließen, das Deutſch zu erlernen als die Deutſchen das Böhmiſche — denn das Deutſch war und iſt ja doch die Sprache der Gebildeten und Deutſch lernen hieß und heißt ſich civiliſiren. Einigemal ſaß ihm ſchon Tobiſchka und ſeine Rede auf der Zunge — aber da blickte ihn der Alte ſo ſtreng an, daß er die Frage wieder erſtickte. Erſt als der Abend dunkelte, die Schleiße noch nicht angezündet war, die Mutter im Stalle molk und er mit dem Vater allein in der Stube war, da nahm er ſich allen ſeinen Muth zuſammen und ſagte: „Vater, rathet wen ich in Roſenthal getroffen habe.“ — „Narr! wer war's?“ — „Den Tobiſchka habe ich getroffen!“ Er horchte furchtſam, welchen Eindruck dieſer Name auf den Vater gemacht habe; dieſer ſchwieg und ſtieß aus ſeiner kurzen, hölzernen Pfeife ohne Deckel, welche unheimlich glühte, dichte Rauchwolken aus. Es folgte ein peinliches Stillſchweigen, denn der Sohn fürchtete, weiter zu reden; der Vater hätte für ſein Leben gern weiter gehört, wollte aber nicht fragen aus einem geheimen Gefühl vielleicht, daß es beſſer wäre, die leiſe ſchlummernden Rachegedanken nicht zu wecken. Jetzt hörte Franz die Mutter im Vorhauſe, er bekam Muth und ſagte, indem er ſich mit unhörbaren Tritten der Thüre näherte: „Der Böhm'ſche meinte, ob die Hanſel geſund ſei und was ſie mache?“ — Da ſchmiß der Alte die Pfeife auf die Diele, daß die Funken in der Stube herumflogen und ſchrie: „Der höll'ſche Spitzbube!“ — Franz zitterte am ganzen Leibe, denn er kannte den Zorn des Vaters; dennoch fuhr er fort: „und dabei ſah er ſo höhniſch d'rein!“— „Wie ſah er drein? Das zeigſt du mir, Junge! ich will wiſſen, wie er drein ſah!“

Zum Glück kam jetzt die Mutter mit dem Milchtopf in der einen Hand und der brennenden Schleiße in der andern; ſie ſtellte die Schleiße in den Halter an der Ofenbank, ſetzte den Topf hin und bückte ſich ruhig nach der Pfeife, ohne im mindeſten zu fragen, was da vorgegangen ſei. Während ſie die Pfeife wieder füllte, verzog Franz ſein Angeſicht zu einem höhniſchen Ausdruck: „So hat er's gerade gemacht!“ — Die Mutter ſah auf ihn und konnte ſich des Lachens nicht erwehren, der Burſche ſah gar zu grimmig aus, es

Digitized by Google

verging ihr aber das Lachen, als sie auf den Vater schaute, der die Fäuste ballte, mit den Zähnen knirschte und bleich und roth ward nach einander.

„Jesus, Maria, Josef! was ist denn wieder geschehen?“ rief sie erschrocken und schlug die Hände zusammen; der Alte faßte sich, oder suchte sich vielmehr zu fassen, er wollte erst Herr über sich selber werden, um den Herrn des Hauses mit Anstand zu spielen. Er ging einigemal mit großen Schritten durch die Stube, dann blieb er vor den Beiden, welche sich nicht vom Platze zu rühren wagten, stehen und sagte ruhig aber bestimmt: „Es hat seine guten Wege und aus ist's! Du schweigst und du auch!“ — Sie schwiegen, aber Macha Franz brütete Rache.

3. Capitel.

Franz der Jüngere.

Als schon Alles im Hause ruhte, selbst der Vater, wiewohl er nicht schlief und sein Gehirn um eine Erfindung zermarterte, wie ein unglücklicher Poet ohne Stimmung, erhob sich der junge Franz von seinem Lager auf dem Boden und schlich leiser als die Zeit die Treppe hinab, schob mit der größten Vorsicht den Riegel zurück und flog in die schöne Mondnacht hinaus. Der Wald rauschte aus der Tiefe empor, die Hobelspäne im Hofe glänzten magisch, aus dem Dorfe herüber tönte einsames Hundegebell. Franz war in bloßen Linnen, die Nachtluft kühlte seine offene Brust, daß sie sich sehnsüchtig hob — er horchte eine Weile, ob auch im Hause Alle schliefen, ging dann zur Stallthüre und horchte wieder — er hörte ein seltsames Geräusch, als schlüge das Pferd mit den Hufen an die Thür — Hansel war durch einen Verschlag von den andern Pferden getrennt. Er ahnte ein großes Geheimniß und das mußte er nun erfahren; er war seinem Vater ähnlich wie ein Ei dem andern und eben deßhalb trug er das despotische Commando mit großem Widerwillen, er liebte und fürchtete den Alten zugleich — er sehnte sich nach den Jahren der Militärpflicht schon seit seinem dreizehnten Jahre, als er aus der Schule kam. Die Kokarde, welche doch in Wahrheit das Symbol der Unterwürfigkeit ist, war ihm das goldene Zeichen der Freiheit — glückliche Täuschung der Jugend!

Er öffnete die Stallthüre, aber schlug sie wieder schnell zu, als die Hansel mit großen, glänzenden Augen ihm entgegenglotzte — das Zuschlagen machte ein bedeutendes Geräusch, und noch stand er mit dem Gesichte gegen die Thür, unschlüssig, ob er es nochmals wagen solle, — als eine kräftige Faust ihn hinten im Genick packte und niederwarf, er kannte die Faust — er hatte nicht Zeit, dem Alten in's Angesicht zu schauen, denn dieser riß die Stallthüre auf, stieß das Pferd vor den Kopf, daß es zurücktaumelte und warf den Jungen mit den Worten hinein: „Na, jetzt kannst du's ausfragen, wie du willst!“ — Franz schrie: „Vater, ich bitt' Euch um Gotteswillen!“ — „Was bittest du?“ — Franz ermannte sich: „Sagt's Niemanden!“ — Der Alte lachte, verschloß die Thüre und rief: „Gute Nacht!“ und Franz hörte die Hausthüre zuschlagen. — Jetzt überkam ihn erst Zorn, er rannte mit aller Gewalt gegen die Thür und stemmte seine kräftigen Schultern dagegen, fluchte, raste, weinte; Niemand hörte ihn, als die Hansel, deren funkelnde Augen er zu sehen glaubte. Er fürchtete sich, denn er dachte, der böse Gott stecke in dem Thier; er betete ein Vaterunser nach dem andern, bis er hörte, wie das Pferd sich niederließ und schnarchte. Jetzt schämte er sich seiner Furcht, lachte laut und legte sich auf's Stroh im Winkel, wo er bald das Pferd im Schlafen accompagnirte.

4. Capitel.

Die Fahrt nach Kunzendorf.

Als Franz erwachte, schnoderte ihm die geheimnißvolle Hansel in's Gesicht, er sah nach der Thür — sie war aufgeriegelt. Er schämte sich in die Stube zu gehen. Die Sonne stand schon hoch, der Vater hatte ihn heute nicht geweckt; er ging, nachdem er die Kleider vom Boden geholt, geradezu auf's Feld, wo er wähnte, das Lächeln einer jeden Mädderin auf seine Nachtherberge deuten zu müssen; und je ernster und verstimmter er drein sah, desto freundlicher und zuthunlicher wurden die Mägdlein, daß er schier erboste; das Zürnen stand ihm gar zu gut. Es war schon die zweite Heuernte im Jahre, ringsher ergoß sich der süße, fast berauschende Duft, man hörte nichts als das Dengeln und Wetzen der Sicheln, das Lolo der Hirten und das Geläute der Heerdenglocken. Franz ward übermüthig laut auf seiner Wiese empfangen und mußte wegen seines Spätkommens die Witzreden der Knechte über sich ergehen lassen; er schwieg und mähte mit verdiffenem Ingrimm die Schwaden, daß er bald mehr fertig hatte als die Frühgekommenen, bis ihm eine schwere Hand auf die Achsel klopfte; er drehte sich rasch um, sein Vater war's. Der Junge griff wieder zur Arbeit und ließ den Störer unbeachtet, ja, er mähte noch viel ingrimmiger. Der Alte sah ihm ruhig zu; er freute sich augenscheinlich an der schmucken Gestalt des Jünglings, welcher Distelköpfe abschlug. Endlich sagte er: „Franz!“ — Dieser frug im ernstgen Weitermähen: „Was wollt Ihr?“ — „Wie hat dir die Morgensuppe geschmeckt?“ — Franz schwieg. „Bist du taub?“ — „Ich hab' nichts gegessen!“ — „Warum nicht?“ — „Ich hab' d'rauf vergessen!“ — „Hast Hunger?“ — „Nein!“ — „Franz!“ — „Was?“ — „Morgen ist das Fest!“ — „Ich weiß!“ — „'s ist Musik drüben in Kunzendorf bei Kutscher Nah!“ — „Hm!“ — „Franz!“ — „Was?“ — „Willst n'über?“ — „Nein!“ — „Warum nicht?“ — „Weil ich nicht will!“ — „Kreuzdonnerwetter! ich werde dich antworten lehren! accurat, ich will's, du mußt mit n'über!“ — Franz schwieg. „Nun wirst du?“ — „Wenn ich muß.“ Franz zuckte die Achseln. — „Du mußt nicht! thu mir's zuliebl“ — besänftigte der Alte, welcher die nächtige Affaire einigermaßen gut machen wollte. Franz ließ die Sichel fallen und blickte dem Vater treuherzig und versöhnt in's Auge, er lächelte: „Ich hab' mich ja schon lang' drauf gefreut!“ —

Jetzt zog der Alte mit kaum merkbarem Lächeln ein Stück schwarzen Brodes, in welchem ein Loch für die Butter angebracht war, aus der Jackentasche hervor und sagte: „Die Mutter schickt's dir!“ — Franz setzte sich auf einem

Digitized by Google

Heuschober nieder und ließ sich's ruhig schmecken. Der Alte sah jedem Bissen selbstzufrieden nach, und mähte, indessen der Junge sein echt germanisches Kauwerkzeug in Bewegung setzte; er sah mit Ungeduld dem morgenden Feste entgegen, denn er hoffte der Dačiner Schlemmer werde auch nicht fehlen und da wollte er ihn schon beiseite kriegen, denn er war ein Feind des Wirthshauslärmens. Nicht minder freute sich Franz auf die Fahrt, und als er sich behaglich des Nachts auf dem Bodenlager dehnte, dachte er mit philosophischem Lächeln an den Unterschied zwischen gestern und heute und an die Wandelbarkeit der Dinge überhaupt, von welcher in der Kirche so oft die Rede war. Im seligen Vorgefühl des morgenden Tages entschlief er; aber die Mutter hörte nicht ohne Bangigkeit wie Macha Franz sich bald rechts bald links im Bette herumwarf und „vermaledeiter Böhmak!“ zwischen den Zähnen murmelte. Sie fragte: „Was sagst du?“ — „Nichts, in Ewigkeit, Amen!“ — Er glaubte bei sich, „ja, in Ewigkeit möge er verdammt sein!“ —

Alle Pfade sind bedeckt mit bunten Fußwanderern, Männern, Weibern und Kindern, in farbigen Sonntagskleidern, welche in der reinsten Morgensonne glänzen. In Kunzendorf sind vor der Kirche einige Buden aufgeschlagen, unter welchen allerlei Kram feilgeboten wird. Die Eßwaaren sind bald vergriffen von der Bubenschaar, welche sich heranbrängt; hingegen ruht die Elle des Schnittwaarenhändlers, da die Ernte noch bevorsteht und die Leute noch kein Geld haben. Wer von den jungen Leuten solches hat, bewahrt es für die Musik im Beutel. Dort kömmt auch von Saufloß herüber, im langen Kaput, Macha und sein Sohn, der fortwährend auf seine neuen Hosen blickt. Gerade beim Kreuz, auf welchem zu lesen ist:

„Betracht, o Christ, und nimm's zu Herzen,
Er litte nicht umsonst die Schmerzen!“

trafen die Beiden auf zwei Leute, in denen sie Tobischka und seinen Jungen erkannten. Der Alte hätte ihn gleich packen mögen, aber eine gewisse Bildigkeit hielt ihn zurück, welche ja eine Nationaleigenthümlichkeit der Deutschen ist, wo's gilt rasch zu handeln. Doch unterließ er es nicht, dem Čechen einen Blick voll Haß und Verachtung zuzuschleudern, welchen dieser nicht zu bemerken schien, denn er bot ein „dobro jitro“ (guten Morgen!) und seine Hand; der Deutsche antwortete mit einem: „Geh zum Teufel, du falscher Mann!“ — Tobischka stellte sich verdutzt und frug: „proščpak?“ (warum) — „Warum? du Zopak! weil du mich betrogen hast!“ — „Bei meiner Seel, ich weiß nicht womit?“ schwor der Andere und legte seine Hand auf's Herz. Da riß dem Macha die Geduld, er packte — seinen Franz, der inzwischen den jungen Tobischka vom Kopf zum Fuß gemustert hatte, beim Arm und zog ihn in die Kirche fort. Der junge Čeche hatte Franzens Vater mit einer Art neugieriger Ehrfurcht betrachtet; man hätte in seinem Herzen den Wunsch lesen können, einen solchen Vater zu haben. Mit einem tiefen Seufzer sah er nun vergleichend auf den seinigen, der vor sich hinmurmelte: „Der Junge ist zu schön, er kann nicht lange leben!“ Ihm standen die Sonntagskleider schlecht zu Gesichte, denn er hatte alle Tage Sonntag, wie hätte er wahre Sonntagsweihe empfinden und an sich darstellen können? Honsicek, Tobischka's Sohn hatte schlärige Augen, doch mit einem Ausdruck von Schlauheit, seine Gestalt hatte keine Sprungfedern, sein ganzes Wesen war traurig, ihm stand ja eine trübe Zukunft bevor, da die Wirthschaft sehr verschuldet war und der Vater nicht aufhören wollte, liederlich zu sein; doch hielt er sich reinlich und das rothe Halstuch hatte eine zierliche Masche, was er auch zu wissen schien, denn er zupfte oft daran. Er brachte kein Mädel mit herüber, denn er freite keins, nicht weil er zu jung, denn Mädel und Pfeifen sind im Gebirge früh Rothwendigkeiten, sondern weil er zu trift war.

Tobischka und sein Sohn gingen gleich zur Schenke des Kutschers Nazy. Daselbst hatten sich schon andere Bauern, schäbige Kerle aus den „böhmischen Häusern“, eingefunden; so nannte man nämlich einige Feldhäuser zwischen Počin und Saufloß, in denen zwar Čechen wohnten, welche aber der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren und gleichsam die Vermittler zwischen beiden Nationen spielten. Sie stürzten dem Tobischka mit vollen Weingläsern jauchzend entgegen, und er mußte an jedem Glase nippen; Honsicek knirschte mit den Zähnen, denn er wußte, daß das Nippen dem Vater tief in den Beutel greifen werde. Er wies trotzig die Säufer ab, welche auch ihm einen Brudertrunk aufnöthigen wollten.

„Dein Söhnchen ist ein Narr!“ sagte der Eine zu dem Alten auf böhmisch. „Er ist ein Niemez!“ sagte der Vater, und ließ sich auf dem rothen Schemel wie eine willenlose Last fallen. „To, to!“ verwunderten sich die Feldhäusler, „er ist ja dein Sohn!“ — „Er ist doch ein Niemez!“ (Deutscher) lachte der Alte; „er weiß, seine Maminka war auch eine Deutsche!“ — Da schlug Honsicek auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und tanzten und der Wein den Tisch überschwemmte. „Meine Maminka war mir lieber als Ihr und ich bin ein braver Čeche — aber wäret Ihr so gut wie die Deutschen, Ihr besäßet Eure Felder noch und hättet sie nicht versoffen bei den Deutschen! und damit hat's ein Ende!“ — „Wer hätte es dem schlärigen Burschen angesehen, daß so viel Zorn in ihm versponnet ist!“ Das sagten die erstaunten, langen Gesichter der Anwesenden, aber Tobischka kam nicht aus seinem Phlegma, nur ein häßliches Lächeln spielte um seine Lippen, als er das Glas ansetzte, es auf einen Zug leerte, dann in die Mitte der Schenktische schmiß, daß die Scherben flogen und: „Wein, Wein!“ schrie. Honsicek ward bleich und roth und schwieg stille. Kutscher Nazy machte pfiffige Augen, brachte Wein, las dann die Scherben auf und sang:

„Ich bin liederlich,
Du bist liederlich,
Sind wir liederliche Leute!
Warum sollten wir nicht liederlich sein?
Ich trink Bier und du trinkst Wein!
Ich bin liederlich“ u. s. w.

Inzwischen steckten die Bauern die Köpfe zusammen und Tobischka raunte ihnen etwas zu, wovon Honsicek nichts hören konnte.

Sie lachten ausgelassen und schienen mit seinem Vorschlag einverstanden zu sein. Darauf setzte sich Tobischka von der Gesellschaft weg an einen andern Tisch und rief seinen Sohn. „Honsicku!“ — sagte er in schmeichelndem Tone, „du hast mich nicht lieb! Drum sollst du weg vom Hause in's Deutsche hinein! Willst du?“ — „Herzlich gern!“ sagte der Junge, ohne sich einen Augenblick zu besinnen; „Ich möchte deutsch und dazu recht bauern lernen!“ —

Digitized by Google

Das letztere war wieder ein Vorwurf für den liederlichen Mann, der sich nie um die Verbesserung seiner Aecker bekümmert hatte und geschehen sein ließ, was die Knechte thaten, welche, je nachdem Einer Flachs, der Andere Haber zum Lohne hatte, Flachs und beziehungsweise Haber vorzüglich kultivirten. Honsicek aber spürte in sich alle Fähigkeiten zu einem tüchtigen Landwirth, ohne sie gedeihlich verwerthen zu können, und nichts, selbst absolute Talentlosigkeit, macht einen so kümmerlichen Eindruck als ungenützte in sich verglimmende Lebenskräfte. „Schau durch's Fenster! Der wird dein Vater sein!“ — rief Tobischka; sein Sohn blickte hinaus, Macha Franz war's, der hereinkam? „Der?“ — frug der Junge im freudigen Schreck; „ja, ja! schweig nur, Junge! wirst schon hören!“ — lispelte der Alte verschmitzt, denn der Deutsche trat eben trotzig mit seinem ebenso trotzigen Sohne ein und setzte sich an einen dritten Tisch, ohne die Gesellschaft eines Blickes zu würdigen. Noch klang in ihm der fromme Ton der Orgel fort und er hätte für den Augenblick ungern in den Zankapfel gebissen. Honsicek merkte, wie sein Vater den Bauern und den böhmischen Häusern heimlich zuwinke; diese standen mit Geräusch auf und traten dem Deutschen mit ihren vollen Gläsern deutsch grüßend entgegen; er dankte und nippte, sie setzten sich zu ihm und lobten zuerst seinen Sohn, daß dieser schamroth wurde und Macha Franz unter einer finstern Miene sein Zufriedenheit nicht verbergen konnte; dann gingen sie auf seine schönen Felder über, auf seine wohlgewässerten Wiesen, seinen herrlichen Busch, und kamen endlich in schlauen Uebergängen, wie zufällig, auf seinen Viehstand — da schoß Macha Franz einen grimmen Blick auf Tobischka hinüber, vor dem dieser sich in die Glasmündung verkroch. Tobischka haßte den Deutschen gründlich, und zwar aus mehrfachen Gründen: er sah in ihm vor Allem sein lebendiges Gewissen; welcher Faulenzer grollt dem Thätigen nicht? Welcher Liederliche nicht dem Sparsamen? Er haßte ihn endlich darum am meisten, weil Macha bei der öffentlichen Auction, in welcher von Tobischka's Gläubigern einige seiner Grundstücke versteigert wurden, durch Meistgebot diese an sich gebracht hatte; er verachtete ihn wegen seiner „Dummheit“, die er durch seine List ausbeuten wollte. Die lichtscheue Hansei hatte er ihm schon angehängt, und hat ein schlechter Mensch an Einem erst gefrevelt, dann freveit er fort wie der Mörder in der Wuth über seine eigene That nach dem ersten einen zweiten und dritten Schlag versetzt. Seiner Rache wollte er durch einen Hauptstreich die Krone aufsetzen, und dazu hatte er die Bauern und den böhmischen Häusern zum Saufloßer Fest bestellt; hatten sie einmal seine Eitelkeit herumbekommen — und der ehrliche Macha hatte seinen redlichen Abantheil davon, mit dem Unterschiede, daß er Ursache hatte eitel zu sein, Andre es auch ohne Ursache sind — dann wollten sie ihn um den Finger wickeln.

Nach dem Lobe seines Franz trank er das erste Glas aus, das Lob seiner Aecker schwemmte er mit einem zweiten Glase hinab und schon stieg ihm der muthwillige Kobold zu Kopfe — er fing die Scheime treuherzig zu umarmen an, da schlich auch Tobischka herbei. Der junge Franz sah es nicht ungern, daß sein gestrenger Vater auch einmal über die Schnur hieb und ging lachend nach den Mädeln zu schauen, welche schon in kurzen, weißen Kleidern und mit rothen Bändern in einem großen Haufen vor der Schenke des Juden versammelt waren, wo die Tanzmusik sein sollte. Honsicek rührte sich nicht, selbst als die Trompeten lustig schmetterten und das Jauchzen der Bursche herübertönte — ihn fesselte der Handel, den man mit Macha Franz vorhatte; auch sucht es dem nicht in den Gliedern zum Tanze, der mit sich und der Welt nicht zufrieden ist. Eine leise Mahnung seines Gewissens, Macha zu warnen, ließ seine Klugheit nicht aufkommen. Tobischka winkte einem der Bauern, und er machte ihm Platz, hart an der Seite des Deutschen, welcher ungemein redselig geworden war, und das Qui pro quo nicht bemerkte. Tobischka lachte den Mann aus, der von einigen Gläsern das Oberstübchen sich so verrücken ließ, er war nie besoffen, aber sein ganzes Leben war ein Dusel. Er stieß mit Macha an, nannte ihn Bruder, fiel ihm um den Hals und weinte, daß ihm helle Thränen über die Backen liefen. Honsicek's Liebe gegen seinen Vater tauchte aus den tiefsten Schlupfwinkeln seines Herzens empor, wo die Wurzel des Lebens liegt, da er diese Thränen aufrichtig meinte. Tobischka schlug in Macha's Hand ein: „Bruder, ja, ich hab' dich betrogen! Ich wußte, daß die Hansel scheu ist.“ Macha fuhr plötzlich auf, stierte den Cechen an und führte einen Faustschlag gegen seine Brust, welcher aber nicht traf, da der Nachbar auswich und rief: „Laß mich, laß mich, ja, ich hab' dich betrogen und ich bereu's aus voller Seele, so wahr ich ein ehrlicher Christ bin! Bist du nicht jetzt in der Kirche gewesen? und schlägst nach mir? aber du hast Recht, ich verdiene Schläge, daß ich den rechtschaffenen Mann im ganzen Gebirge beleidigen konnte. Siehst du? ich schlag mich selbst! Tobischka, du Betrüger! du schlechter Kerl! da hast du! so, so!“ Er ohrfeigte sich selber recht herzlich. Macha wurde weich und hielt ihm die Hände, daß er sich nicht weiter mißhandeln konnte; seine Rachegefühle waren wie weggehaucht, er umhalste den Cechen und begann cechisch zu radebrechen, daß bei jedem seiner Worte ein helles Gelächter erscholl. Kutscher Nazi lachte pfiffig, Macha war ja ein nächterner Geselle.

„Recht so!“ sagte er mit seiner heiseren Stimme in seiner gewohnten Reimweise, „frißt der Esel einmal Braten, sieht er Pfennige an für Ducaten!“ — „Wenn sich die Pferde beißen am Wagen, werden sie beim Haber im Stall sich vertragen.“ — „Küßt dich der Cech auf Mund und Wange, dann ist mir um deinen Beutel bange.“ — Diese Sprüche wurden nur von den Bauern aus den böhmischen Häusern verstanden, sie lachten unbändig, denn sie fühlten sich nicht getroffen, weil sie es nur auf den gemünzt glaubten, der es nicht verstand.

„Honsicku!“ rief sein Vater, „komm her, küß dem Manne die Hand, der ist dein Vater!“ Der Junge that es. Macha sah sich in der Stube um, er schien nach seinem Jungen auszuschauen, um ihm das seine Benehmen Honsicek's zu zeigen; er fuhr ihm mit der flachen Hand über den Kopf und das Angesicht und sagte: „Du bist mein lieber Schatz, mein Sohn!“ — „Top!“ sagte der Cech, „er ist dein Sohn, behalt' ihn! Er paßt zu dir besser als zu mir. Gib mir den deinigen!“ — „Auf Kinderhandel?“ frug Macha Franz. — „Ja, auf Kinderhandel!“ — „Auf wie lange?“ — „Auf drei Jahre!“ — „Nein, das will ich nicht!“ — „Also zwei Jahre!“ — „Ne, das geht auch nicht!“ — „Warum nicht?“ — „Die Alte müßt' sterben vor Bangigkeit!“ — „Also ein Jahr, schlag ein, Bruder!“ — Macha überlegte doch, trotz

Digitized by Google

seines Zustandes; er konnte zwar auf die Länge nicht widerstehen, aber sein Verstand redete doch mit. „Auf den Winter könnte es ihm nicht schaden," dachte er bei sich, „er soll sehen, wie es drüben zugeht. Ja, und daß sein Vater ein ganzer Kerl ist und daß er gar nicht weiß, wie er's gut hat." — „Topp, Bruder, auf's neue Jahr! Ich führ' meinen zu dir und du deinen zu mir." — „Auf wie lange?" — „Auf den Winter!" — „Da wird Honsicek ja gar nicht Deutsch lernen können!" — „Oh, in einem Monde wird er auf Euch drüben schimpfen!" — „Also ist's nicht anders?" — „Auf den Winter und die Zeit der Aussaat." — „Topp, Honsicek ist dein, Franz ist mein! Wein her! Kutscher Naz, Wein her!" — „Hollahoh! viel Glück und Gesundheit zum Kinderhandel!" riefen die aus den böhmischen Häusern. „Kutscher Naz, sag' deine Sprüche!" — Der Wirth setzte seine Flaschen nieder und sagte bedeutungsvoll: „Rühre den Rauchfangkehrer nicht an, scheint er auch Sonntags ein reiner Mann!" — „Kömmt der Stier gegen dich angelaufen, weich aus — er rennt dich über'n Haufen!" — „Wenn der Feind dich küßt nur einmal, wisch dir den Mund zehntausendmal!" — „Was im Rausch wir übel gethan und gesprochen, an den Nüchternen wird es dennoch gerochen!" — „Wer nüchtern nicht hält, was er im Rausche versprochen, hat früher schon oft sein Wort gebrochen!" — Den letzten Reim wiederholten Alle im Chorus. Kutscher Naz lichterte jetzt den Ernst seiner Sprüche weg und sagte: „O, man muß leben, viel leben, dann kömmt's von selbst! hi, hi! dann kömmt's von selbst." Plötzlich hielt er die Hand an die Stirn und lispelte: „Das Wasser im Bach sagt Spruch um Spruch — weil die Welt es durchblättert hat wie ein Buch — hi, hi, 's kömmt Alles von selbst." — Er entfernte sich eilig, um den Eindruck seiner Improvisation nicht zu verwischen.

Als der verhängnißvolle Handschlag geschehen war, ward dem Deutschen das Herz schwer, die Andern brachen auf, er mußte die ganze Zeche bezahlen, aber in seiner Tasche saßen der Gulden nur wenige, er mußte schuldig bleiben; das machte ihn schier nüchtern. Wohl zehnmal wiederholte er dem Kutscher Naz: „Ist mir noch nicht passirt, hab' keine Sorge, hab' keine Sorge! Macha Franz ist ein ehrlicher Mann." Dann raunte er dem Wirth im's Ohr: „Aber die, Nazla, die sind Diebe!" — „Hast ihnen ja doch deinen Jungen verkauft!" — „Das ist eine Lüge, ich weiß von nichts — unter uns, Nazla, ich glaube, 's ist bei mir im obern Gehäuse nicht ganz richtig." — „O du weißt schon noch, wie's achte Gebot lautet." — Macha sann eine Weile nach und stürzte in's Freie, als sollte die Luft seinen Rausch verjagen. Kutscher Naz sah ihm kopfschüttelnd nach: „Wie doch der Wein, der alle Leute geschieder macht, dem seinen Witz genommen hat!"

Macha stolperte nach Hause und hatte ganz auf seinen Sohn vergessen, der im Wirthshause seinerseits beim rauschenden Galop seinen Vater vergaß. Als der Alte hart am Rande eines Abgrunds war, fühlte er sich am Arme ergriffen, er sah sich um — Honsicek war's, welcher sich seiner eigenen Güte zu schämen schien, denn er ward über und über roth. „Marsch fort, marsch, marsch!" rief der Alte und suchte auszureißen; Honsicek hielt ihn wie eine Eisenzange fest. Macha wurde ängstlich, er schrie: „Franz, Franz, zu Hilfe! Die Cechen wollen mich todtschlagen!" — „To, to," sagte Honsicek, „bin ja Sohn deiniges!" — „Du mein Sohn? ha, ha! du böhmischer Knödle!" Sie rangen mit einander, der Junge ließ nicht aus, bis Macha ungefährdet heimgehen konnte. Macha schimpfte ihm nach bis er zu Hause war, öffnete den Stall und frech zur Hansel, als wollte er, Hamlet im Bauernkittel, seine Rache ausstacheln. Er schämte sich in die Stube zu treten.

---

5. Capitel.

Der Katzenjammer.

Früh sprang er auf und reckte sich und rieb sich die Stirn, was war nicht Alles in der Nacht hinter ihr vorgegangen! Dann tappte er nach der Thür, die scheue Hansel stand davor wie ein Cherub mit feurigen Augen. Er schlug ihr mit seinen genägelten Stiefeln in die Lenden, daß sie sich bäumte und eroberte sich also die Thür, welche er mechanisch verriegelt hatte und es jetzt nicht mehr wußte. Er glaubte sie sei von außen geschlossen und stieß daran, pochte, rief, er erinnerte sich der Strafe, welche er seinem Jungen angedehen ließ, nun stak er selbst in der Falle — „Teufel! Himmelsakerment! macht auf!" — Draußen hörte Niemand als Franz das Toben des Alten; er war soeben trotz der Kühle des Morgens mit der Jacke auf dem Arm, losgebundenem Tuche, erhitztem Angesicht und schweißtriefendem Haar im Hofe angelangt, wo er erst recognoscirte, die Jacke anzog, das Tuch umband und langsam mit beklommenem Herzen sich der Thüre näherte. Jetzt hörte er das Lärmen im Stalle. Er trat hinzu. „Wer da?" — Der Alte im Gefängniß schämte sich über die Maßen, seinem Sohne zu begegnen, er erkannte dessen Stimme und blieb stille, — Franz that, als ginge er, da fing der Alte wieder an, zu toben, er bekam Angst, man werde ihn da so den Tag über verkommen lassen, da er selbst die Hansel zu füttern pflegte und also Niemand dort was zu thun hatte. Franz kam zurück und fragte wieder: „Wer ist da drin?" — „Nach auf und frag nicht lange!" — „Geld Ihr's, Vater? ha! ha! ha! (er konnte sich des Lachens nicht erwehren) wie kamt Ihr da 'nein? ja, 's ist ja offen, ich kann Euch von hier nicht öffnen!" — „Du, du, wart! wart!" raste der Alte, der sich gehöhnt glaubte, „bis ich nur 'nauskomme — he! Anne, Ludmille, Ifat! macht auf!" — „Aber, Vater, 's ist ja der Riegel offen, ich weiß nicht, was Ihr Euch denkt!" — Der Alte ward wirblicht, er donnerte an die Thür wie das jüngste Gericht. — Franz lief in die Stube; „der Vater ist im Stalle, er rast wie thöricht!" — Die Mutter sah den Jungen vom Wirthel bis zur Sohle mit einem bald freundlichen, bald zürnenden Blicke an, welcher zu sagen schien, „Gott sei Dank! ich hab dich so weit gebracht, daß du mit Mädeln die Nacht durchtanzest, aber — der Teufel soll dich holen!" Sie lief hinaus, Franz ihr nach, einige Knechte und Mägde, welche gerade ruhig frühstückten auch, und alle riefen durcheinander: „Er wird wohl nicht drin verunglückt sein?" — „Das Pferd ist vom Teufel besessen, wer weiß?" — Der Alte donnerte und hagelte fort. „Aber, Franz!" — sagte die Alte, „'s ist ja offen!" — Jetzt ermannte sich Macha Franz, er tastete drinnen nach dem Riegel, er war vorgeschoben, er öffnete und stand mit niedergeschlagenen Augen, blassen Wangen und

Digitized by Google

sprachlos vor seinen Leuten da, es drehte sich ihm alles im Kreise, er suchte nach einer Stütze und bekam Franzen zu fassen, er erkannte ihn, erinnerte sich des abgeschlossenen Kinderhandels und schrie schmerzlich auf: „Jesus, Maria, und Joseph! was hab' ich gethan!“ — Die Leute sahen sich einander an; Ludmille nahm das Wort: „Was meinst du damit?“ — „Oh! Oh!“ — er verbarg sein Gesicht in seinen Händen und weinte. Dann riß er aus, flüchtete hinein in die Stube und warf sich in's Bett; er wollte nichts essen, nichts trinken, nicht sprechen, schlief nicht, wachte auch nicht; und das dauerte zwei Tage lang, bis er anfsah wie ein Todtkranker. Am dritten Tage schien die Morgensonne auf sein Bett, die Schnitter rüsteten sich zum Kornmähen, da sprang er empor, nahm das Morgenbrod und eilte hinaus in Gottes schönen Garten. Er hatte einen schweren Kampf gekämpft; sollte er sein Wort brechen? sollte er in die Falle gehen? Wie hatte man sein Herz umstrickt! seine fromme Leichtgläubigkeit wie so arg getäuscht! er sollte seinen Franz in jene verrottete Wirthschaft des grundschlechten Čechen geben, einen böhmischen Bengel ohne Treu und Glauben in sein Haus nehmen? „Nein! nein! unmöglich! hat er dich nicht mit der Hanfel betrogen, noch dazu verhöhnt? wird da nicht auch ein noch ärgerer, gefährlicherer Betrug dahinter stecken? — Aber du hast dein Wort, deinen Handschlag gegeben, Zeugen waren dabei — aber du warst betrunken — nein, ich mag nicht betrunken gewesen sein, nein, nüchtern war ich, ganz nüchtern! Der Handel gilt, mag Himmel und Erde darüber zu Grunde gehen!“

Wir dürfen nicht vergessen, zu berichten, daß es in der Gegend Sitte ist, die Kinder der böhmischen und deutschen Ortschaften zu verhandeln, daß sie gegenseitig ihre Sprache erlernen.

Auf dem Wege in's Feld traf Macha Franz das Kind Kutscher Nagen's, welches mit der Buchstabentafel zur Schule ging. Es grüßte bescheiden mit hellklingender Stimme: „Gelobt sei Jesu Christ!“ — „In Ewigkeit!“ — „Wie mich der Knirps pfiffig ansieht, als wollt' er sagen: Bist auch ein gutes Luder, machst Schulden und verkaufst deine Kinder.“ Sein Sohn sah ihn kommen, und lief ihm fröhlich entgegen. „Der Junge, ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist; er ist ja wie ausgewechselt! als thät' er mir's zu Leide. So just war er ja niemals! Himmel, ist das ein Futter für die čechischen Säue!“ — Wirklich hatte Franz die Scheu gegen seinen Vater mit aller Knabenhaftigkeit des Geweckwerdenmüssens u. s. w. abgelegt; der Keen der eigenen Brust wuchs zu Tage, sein Blut kreiste frisch; er glaubte, er könne Bäume mit seiner Hand entwurzeln, wenn er nur wollte, so große Kraft spürte er in sich; er sang, so oft er allein war, seine blauen Augen blickten stets heiter wie ein Lenztag, sein Angesicht glühte wie Morgenroth. Keiner verstand das als die alte Mutter Ludmille, welche eine stille und sinnige Natur war. „Er ist verliebt,“ dachte sie, „und zwar geschah's am Fest in Kunzendorf, ich muß ihm einen Daumen unterlegen.“

Als Franz trillernd in den Hof kam rief sie: „Franz?“ — „Mutter?“ — „Komm her!“ — „Was wollt Ihr, Mutter?“ — „Schau mir in die Augen!“ — „Warum nicht?“ — Er spannte die kreisrunden Augen auf und sah ihr in's Angesicht, aber einzelne Flämmchen eines großen innern Feuers loderten an seinen Wangen empor. — „Willst du beichten?“ — „Seid Ihr der Pater?“ — „Für so was ist die Mutter da, Junge; der Pater ist nur für Sünden.“ — „Also ist's keine Sünde —“ — „Verliebt zu sein? Nein!“ — „Mutter, ich bin verliebt!“ — „Bis wie weit, Franzla?“ — „O ich steck' ganz und gar drinnen!“ — „Soll man dich rausziehen?“ — „Beileibe nicht! 's ist mir wie der Fliege im Milchtopf, ich ersaufe in Freuden!“ — „Wo ist dir's passirt?“ — „Beim Fest, Mutter! Kommt heraus vor den Hof, bis die Knechte abgeladen haben; setzen wir uns auf die Wiese und ich erzähl's Euch von A bis Z, wie mir's erging!“ Sie gingen wirklich und saßen traulich zusammen im grünen Grase und die Sonne verklärte sie mit ihrem goldenen Schein.

„Ich ließ den Vater sitzen, als er tiefer in's Glas gegeguckt hatte und war auf dem Wege nach dem Tanzsaal, ehe ich es wußte. Die Musik zieht Eins wie eine göttliche Hand. Wie ich so durch das Büschlein bergab komme, seh' ich ein Mägdlein, das war ganz weiß und so klein wie ein Engel, es hatte den Kopf nicht in ein Tuch gebunden, wie die andern, sondern goldne Haare in langen Zöpfen mit rothen Bändern hingen ihr über den Nacken herab, auf welchen gerade die Sonne fiel, er glänzte so, daß ich mir die Augen verhalten mußte; sie trug eine Flinte in der Hand und schien einem Vogel auflauuern — bah! geht der Schuß los, ein gelbes Vögelchen fällt, am Flügel getroffen, ihr zu den Füßen; das rothe Blut rann über die gelben Federn warmperlend herab. Wie das Mädchen das sieht, und wie dazu dem Vöglein die Augen im Tode brechen und es die Mörderin so seltsam anblickt, fällt ihr die Flinte aus der zitternden Hand, sie wird todtenbleich, ihre Knie wanken, sie fällt — in meinen Arm, sonst wäre sie den Abhang hinab in den schäumenden Bach gestürzt. Mutter, ich kann Euch nicht sagen, wie mir da war, als ich meinen Arm um diesen Nacken schlang und das bebende Mädchen an meine Brust drückte, vom Boden aufhob, es in meine Arme nahm wie ein Kind, den blassen Engel, dem die Augen geschlossen waren, wohl hundertmal auf den kleinen Mund küßte, daß ich so selig war, so selig wie im Himmel! und dann mit ihr hinablief zum Bach, sie wusch mit dem eiskalten Wasser, daß sie die blauen Augen aufschlug und mich ansah, wie ein neugeborenes Kind — so unschuldig und rein. Da hab' ich sie erst recht geküßt, denn ihre Augen hatten mir's angethan.“ Er war während der Erzählung aufgesprungen und kam der im Grase sitzenden Mutter viel größer vor als sonst.

„Und war sie nicht böse darüber?“ fragte sie lächelnd.

„Nein, sie sah mich nur an und küßte mich wieder und fragte, ob ich zur Musik ginge? Ich sagte: ja, wenn du gehst! Sie antwortete: ja, ich bin ja auf dem Wege! — Aber wie kamst du zu der Flinte? — Jetzt besann sie sich erst: Ach, das arme Vöglein! Ich diene drüben beim alten Förster — weißt du? wo der Weg vorbeigeht nach Reichenau — und da können die Töchter beide schießen, da hab ich den Herrn Förster auch gebeten, ich will's lernen — ich habe aber noch keines getroffen bis heute! — Ich merkte, sie sprach hochdeutsch ganz nach der Schrift, aber doch hatte ihre Aussprache etwas Fremdes, so etwas Böhmisches, und ich fragte; bist du nicht aus dem Böhmischen? Ja! — weiter sagte sie nichts und ich wollte nicht gleich zudringlich sein, nach dem Vater und Mutter zu fragen; ich meinte aber: ich bin Macha Franza's Franz and Sauflos — o ich weiß

Digitized by Google

sagte sie, ich habe dich schon oft in die Kirche gehen sehn mit deinem Vater, du hast mir immer so gut gefallen und ich dacht: der wär' für dich! Aber du hast kein Mädel angesehen und trabtest neben deinem Vater her wie eingeschirrt. — Ich sagte: das glaub' ich, ich hab einen Abscheu vor den Mädeln, du aber bist ein kleiner Engel! — Aber wie kamst du denn daher? — Ich kam zur rechten Zeit, sonst wärst du da herabgestürzt, und das ist ein Zeichen des Himmels, daß wir für einander bestimmt sind! — Geh'n wir nun zur Musik? fragte sie, denn wir hörten sie herüberschallen. — Ja, aber was denn mit der Flinte? — Die verstecken wir hier im vorjährigen Laub und wenn wir vom Tanze gehen, holen wir sie. — Wir thaten so und hüpften Hand in Hand wie zwei munntre Vögel den Hügel hinauf; als wir nahe daran waren, den Busch zu verlassen, fielen wir einander nochmal um den Hals und küßten uns recht inbrünstig, dann trabten wir recht fittsam zum Juden, wo's schon lustig herging. Die Mägde standen schon mit glühenden Wangen am Troge, die Bursche hatten die Röcke ausgezogen und tanzten wie lebendige Teufel. Ich legte meinen Arm um Hannchens Nacken Mutter, Hannchen helfst sie — wie gefällt dir der Name?" — „Der ist ja nicht böhmisch?" — „Ja, sie hieß früher Johanka, aber jetzt Hannchen seit drei Jahren, sie ist aus Počin — ich legte meinen Arm um ihren Nacken, und wir flogen wie zwei Flaumfedern herum, welche der Athem der Musik emporblies. Unsere Herzen schlugen an einander, ihr Köpfchen hing an meinem Halse, ihre Locken küßten meine Wange. Mutter, seit dem Tanze glaub' ich erst recht an einen Himmel, wo's hoch hergeht, wo nichts ist als lauter Wonne und Seligkeit! Ich tanzte nur mit ihr und immer wieder mit ihr, und sie hatte auch für den ganzen Saal keine Augen, nur für mich. Wenn wir zu Ende waren mit dem Tanze, und das war immer mit dem Ende der Musik, denn wir wurden gar nicht müde, hüpften wir hinaus auf die Wiese und spielten Versteckens und jagten einander wie die Kinder, bis wir wieder im Kreise der Tanzenden waren, wir wußten gar nicht wie!"

„Und was sagten denn die Andern dazu?" meinte die Mutter; — Franz besann sich eine Weile, dann sagte er verdutzt: „Ja, das weiß ich nicht, Mutter! ich hab' nicht drauf gemerkt! wenn Ihr mich fragt, wer dort war, kann ich Euch auch nichts sagen; manchmal kam mir's vor, als sähe ich einen Bekannten, aber nur so wie im Traume, gleich war's vorüber, ich glaube gar dem oder jenem die Hand gedrückt zu haben, Einem sogar um den Hals gefallen zu sein." — „Und wer ist denn ihr Vater?" fiel die Mutter ein — „Ja, das weiß ich selber noch nicht!" — erwiederte Franz, „sie sagte mir nur den Taufnamen und ich wollte nicht weiter zudringlich sein, denn sie ist gar nicht so bäurisch wie unsereiner, so fein und sittig und manierlich, und da darf man auch nicht Alles über die Zunge lanfen lassen, ohne wie an der Bärenwälder Brücke nach Paschwaaren zu fragen." — „Der Vater ist denen drüben nur zu wenig grün! Wenn sie nur keine Böhmische wäre, aber zum wenigsten nicht aus dem Počin, wo die gröbsten Scheime wohnen" — versetzte die Mutter mit einer ängstlich besorgten Miene, welche sich auf Franzens Antlitz sogleich abspiegelte. — „Sie ist keine Böhmische! wenn sie auch dort geboren ist — sie hat ein deutsches Herz!" — „Nun gut! Frag sie nur, wie ihr Vater heiße, oder bist du weiter nicht mit ihr zusammengewesen?" — „Nein! sie hatte mich auf gestern Abends vor das Försterhaus bestellt und ich harrte bis der Mond hinter dem Berge war, sie kam nicht. Ich sah durch die Fenster, da saß mein schönes Hannchen und weinte, aber auf der Ofenbank lümmelte — rathe einmal wer? Der alte Tobischka aus Počin, weiter sah ich nichts." — „Vielleicht ist er gar ihr Vater?" meinte die erschrockene Ludmille. — Franz wurde bleich und suchte mehr sich als die Mutter durch die folgenden Worte zu beschwichtigen: „Das kann nicht sein, Mutter! das kann nicht sein! er und Hannchen! 's ist gar zu närrisch! o, da seid Ihr auf einem Holzwege! ich spür's da im Herzen, daß das nicht sein kann!"

Beide schwiegen in Gedanken vertieft, in dem Momente deckte ein leichter Wolkenschleier die Sonne und die Landschaft lag ebenso im Schatten wie das Gemüth der Beiden. Inzwischen kam der Alte bleich vor Zorn vom Felde heim und fluchte laut: „Der Racker! wenn nur nicht das Mädel so 'nen Höllenlärm geschlagen hätte, ich hätt' ihn auf der Stelle erwürgt." — „Wen denn?" fuhr Ludmille auf; „den Čechen! wen sonst? Du weißt nichts, du kümmerst dich um nichts, du bist ein schlechtes Weib, eine noch schlechtere Mutter — was? „wen denn?" Hat mir die scheue Hansel aufgehunden, mich belogen und betrogen, hinterher verspottet und geneckt und am Kunzendorfer-Fest, anstatt ihm die Zähn' in den Hals zu schlagen, wie ich eigentlich im Sinne hatte, ließ ich mich von ihm besaufen. Du Schandlerl hast deinen Vater auch im Stiche gelassen — dafür mußt du auch das Bad ausgießen! ich hab dich verkauft, doch das hat seine guten Wege und Amen!" — „Mich verkauft — wie meint Ihr das Vater" — „Verkauft?" — sagte die Mutter leise wie ein Echo — der Alte that als hörte er nicht und fuhr fort: „Ich kam gerade von drüben her (ich zahlte dem Kutscher Rath, dem falschen, heisern Sprachmeister, meine verdaledete Schuld), da sah ich wieder am Kreuze vorbei den Zopak ratschein, dasmal mit seinem Mädchen." — „Mit seinem Mädchen?" frug Ludmille, Franz zuckte zusammen „kennst du's? ist's zu Hause beim Vater?" „Nein's ist beim Förster im Dienst schon ein paar Jahre." — Mutter und Sohn saßten einander krampfhaft an der Hand. — „Dasmal krieg ich dich!" denk ich mir und spring auf ihn los, er schreit und setzt sich in's Laufen, ich nach, saß ihn beim Kragen und er liegt wie ein Stück Holz am Wege, jetzt wirft sich er aber 's Mädel auf ihn und jammert so himmelschreiend, daß ich wieder — der alte Esel war und ihn zieh'n ließ. Ich weiß nicht, in mir stecken zwei ganz conträre Menschen, ein wilder Stier und ein Lamm — jener bin ich im Denken, dies im Thun. Solche Leute hätte der Himmel am besten unerschaffen gelassen!" Den letzten Passus dachte er mehr als er ihn sprach; — fühlte ihn mehr als er ihn dachte, indem er darin verloren in den Hof trat.

„Was meint er nur mit dem Verkaufen?" sagte Ludmille kopfschüttelnd. — „Sie, Tobischka's Mädel?" seufzte Franz. — „Also hat er sich drüben benehmen lassen, und desfentwegen der Höllenlärm!" meinte die Mutter, „draußen ist er zahm wie ein Kind und fürchtet sich den Mund aufzuthun und zu Hause der lebendige T..... — nein, er ist doch ein höllisch guter Wirth! Ich wollt' was recht Dummes sagen!" — „Sie, Tobischka's Mädel?" — „'s ist halt so!" — „Ich muß Gewißheit hab en, Mutter! Ich nn

Digitized by Google

'nüber zum Förster." — „Geh', ich will dem Vater derweilen was vormachen!"

Nun trat der Katzenjammer bei Franz ein. Ekel vor Tobischka, Leichenhaß und Liebe bekämpften einander in seiner Brust, während er zum Försterhause ging. Zum erstenmal war der Keil des Schicksals in sein Herz getrieben — und sollte er da nicht weinen? Er wischte die reichlich fließenden Thränen mit dem Aermel weg. — Ihr Weisen der Welt, ihr Philosophen, Naturforscher oder wie ihr euch nennt, sagt an, warum nach dem heißen Thränenguß Franzens Seele so leicht, so elastisch ward, so frisch wie eine Frühlingslandschaft nach einem Morgenregen? Wird der Schmerz in diesen Tropfen wie etwas Materielles weggeschwemmt? Wo ist hier die Scheide zwischen Geist und Leib? Löst mir dies Räthsel und das Geheimniß des All's ist vielleicht mitgelöst! Wir würden staunen, wenn wir hinter den Vorhang blicken könnten, mit wie einfachen Mitteln all der Aufwand der Welt bestritten wird — und nie sollte uns die beschämende Freude werden? Nie sollten wir von Oben mit Lächeln als Mitwissende auf den Weihnachtstisch des Lebens blicken, wo zwar alle zuckernen und goldpapiernen Bescherungen aber auch Ruprecht mit dem Besen sich als Kinderspiele ausweisen? — Lassen wir den Glücklichen, dem die köstliche Gabe der Jugend noch nicht genommen war, die Seele im Bade der Thränen zu reinigen, den nächsten Weg gehen, welchen die Liebe ihn führt und sehen wir nun einmal in die Behausung des Öechen Tobischka.

Wo ist da jener zierlich gebaute, mit einem Kranz zusammengehaltene Dünger, wodurch selbst das Häßliche schön wird? Das Dach ist löcherig und faul, die Fenster theilweise mit Papier verklebt, das ganze Haus ist baufällig und neigt sich nach einer Seite. In der Stube ist ein unangenehmer Geruch, nichts Geschlossenes, Heimliches, die Thür steht offen, schmutzige Enten watscheln herein, die Wände sind von Rauch geschwärzt und ein Christusbild hängt aus dem zerbrochenen Rahmen herunter. Mürrische Mägde und Knechte gehen zwecklos ein und aus wie Bienenschwärme ohne Königin. Auf der rothen Bank hinter dem Tisch liegt Tobischka und sinnt; die kleinen Augen drücken sich convulsivisch zu und sein Mund zuckt unwillkührlich. Er ist eben vom Försterhause angekommen. Johanka hat ihren Dienst verlassen und ist nun zu Hause. Er hatte seine Absichten mit ihr. Eine Weile, ehe der Alte in's Jägerhaus kam, hatte Hannchen einen Zank mit dem alten Förster gehabt. Sie hatte nämlich zu Hause gar nichts gesagt, daß sie zum Tanze nach Kunzendorf gehe, das brachte den Herrn auf, dessen Pension etwas zu lange ausblieb. Dann hatte sie die Flinte aus dem Busche abzuholen vergessen, Holzklauber brachten sie dem Eigenthümer und Hannchen wollte sich darüber nicht erklären — ein Donnerwetter brach los. Hannchen, einer zartern Behandlung gewohnt und wie alle Liebenden reizbar, kündigte dem Dienst auf und lief auf den Boden, um zu packen. Die Mädchen bestürmten den Alten mit Vorwürfen und er berente im Stillen seinen Jähzorn, inzwischen kam Tobischka in's Zimmer, verbeugte sich wohl zehnmal und sagte: „gednost pane" (gnädiger Herr) und „gednost paninki" (gnädige Fräulein!) hinten und vorn und fragte demüthig nach der Magd, seiner Tochter; sie trat eben mit rothverweinten Augen und einem Bündel herein und eilte freudig, wie noch nie, ihrem Vater entgegen, welcher ihre Liebkosungen mit Lachen hinnahm. — „No, no, ses blazna (bist närrisch)?" fragte er, als sie auf seine Hand gebückt weinte. — „Tatinku," sagte sie, „ich geh' mit dir, dich schickt Gott!" — „Dobre, dobre (gut, gut)! bedwegen komme ich ja her!" meinte der Alte kichernd. Der Förster, der sich seinen grauen Schnurbart strich, um Worte der Versöhnung zu finden, ärgerte sich über das dumme Spiel des Zufalls, welches den Alten gerade jetzt herführen mußte, und verließ brummend das Zimmer. Jetzt stürzten die beiden Mädchen über Hannchen her, schmeichelten, zankten, suchten der Sache die komische Seite abzugewinnen. Hannchen hatte sich aber ihr Köpfchen aufgesetzt und rief weinend: „Nein, nein, 's geht nicht mehr! wenn ich auch bleibe, 's wär nicht so wie früher. Tatinku, ich geh' mit Euch!" — Da stürzte der alte Förster zornig herein. „Gut, gut! Laßt sie nur gehen, gleich laßt sie gehn! Ich dulb' sie nicht mehr, nun gut!" er mäßigte sich und sprach dies Todesurtheil mit erstickter Stimme, anscheinend ruhig aber todtenblich. Eine bange Pause trat ein, während welcher der Alte den Kalender mit zitternden Händen hervorsuchte und darin herumblätterte, seine beiden Mädchen schluchzten, Hannchen trotzig ihre Augen trocknete und hier noch ein paar Schuhe, dort ein Mieder zusammensuchte und Tobischka der bewegten Scene mit dem Phlegma und dem ironischen Lächeln eines verliederten Genußmenschen zusah. Endlich rief der Förster den Alten herbei und sagte ihm böhmisch: „Dahier seht, so viel hat sie herausk." — „Auf was hat sie's gebraucht?" fragte Tobischka, um nur irgend etwas zu sagen, was ihn als Vater documentirte. — „Ich weiß nicht," antwortete jener barsch; eines der Mädchen aber: „Auf Kleider!" — Tobischka schüttelte bedenklich den Kopf. — „Und so viel, seht her, so viel bekommt sie noch. Da ist das Geld und s'panem bohem (Ade — mit Gott)!" rief der Förster, indem er einige Reihen Silberzwanziger aufzählte, welche Tobischka in seinen ledernen Gurt behaglich einstrich. So löst sich in einem unglücklichen Momente ein langjähriges Verhältniß auf zwischen Menschen, die einander im Grunde des Herzens wohlwollen. Der Dämon der Zwietracht fegt durch unsern Stolz, der sich nicht beugen will.

Hannchen nahm des andern Morgens einen stillen Abschied, sie drängte das Gefühl mit heroischer Gewalt zurück und die Mädchen zürnten ihr, sie wußten nicht, was in dem jungen Herzen vorging. Die Liebe kennt kein Dienstverhältniß, sie ist souverain wie die Poesie und als das Mädchen an der Seite ihres Vaters nach Pöcin ging, da erwachten in ihr die traurigsten Gedanken — jetzt verläßt sie die Nähe des Geliebten, kehrt zu einem Vater zurück, den sie jenem am Feste in Kunzendorf zu nennen sich schämte; die Brücke zu einem schönen Dasein mit lieben Menschen ist durch Trotz abgebrochen, ihre Zukunft liegt schwarz vor ihr, sie kennt sich selbst gar nicht mehr. Das geduldige, stille, bescheidene Hannchen hat es gewagt so aufzutreten gegen einen Mann, der ihr Freund und Gönner war, wo er ihr Herr und Gebieter sein konnte. Sie ist auf dem Wege nach Pöcin, das sie einst geschworen, nie in ihrem Leben wieder zu sehen; alles Geliebte verläßt sie, dem Verhaßten wirft sie sich in die Arme — und warum? Wegen einer Kleinigkeit! So wird das menschliche Herz, das von Leidenschaften regiert wird, sich selbst zum Räthsel, es thut gerade das, was es lassen — läßt, was es so gern thun möchte. In diese Nacht leuchtet ein einziger Stern — ihr Bruder Honsicek! Sie wird ihm ihr

Digitized by Google

zum Springen volles Herz öffnen, er wird ihr Schutz und Schirm, vielleicht gar ihr Liebesbote sein? Ihr Schritt beflügelte sich durch diesen Gedanken, so daß sie Tobischka anrufen mußte, sie solle langsamer gehen; er stützte sich auf einen Knüttel und rauchte aus einer kurzen Pfeife.

„Mädel!“ sagte er, „zum neuen Jahr wird's bei uns anders. — Honsicek kömmt fort.“ — Hanuchen erschrak und rief: „Das doch nicht, wohin denn?“ — „No, no,“ beschwichtigte der Alte, „brauchst dich nicht zu grämen — es kommt ein Anderer in's Haus.“ — „Wer denn?“ — „Wirst schon erfahren. Ich hab am Fest einen Kinderhandel geschlossen mit einem Niemez, da wirst du gut mit ihm reden können — he, he! Ja, mit einem Niemez!“ Plötzlich griff er aber weit aus mit seinen Beinen und schwieg; er sah Macha Franz fluchend auf sich zukommen und lief. Hanuchen deutete das Fluchen Macha's auf sich, wegen ihres Abenteuers mit Franz, aber als sie ihres Vaters Angst bemerkte und Macha's Reden verständlicher wurden, wußte sie nicht, was sie denken solle und fragte: „Um Gotteswillen, Tatinku, was hast Ihr dem Manne gethan?“ — Ihr Vater schwieg und Angstschweiß trat auf seine Stirn. Macha packte ihn an der Brust, und schrie: „Jetzt hab' ich dich! Du hast mir ein tichtscheues Pferd aufgeschwatzt, du hast mich bei Kutscher Naß von gedungenen Leuten überreden und besaufen lassen, um dann einen Kinderhandel mit mir abzuschließen, er gilt, ich habe mein Wort gegeben, aber du sollst nicht lebendig von der Stelle!“ — Jetzt stürzte Tobischka, und Hanuchen schrie um Hilfe, da sie sah, daß es mit dem Todtschlagen kein Spaß war. Sie fiel zwischen beiden Männern auf die Knie und Thränen rollten ihr über die blühenden Wangen. Macha konnte keine Thränen sehen, er sank in sich zusammen; der ergrimmte Hercules ward sanft und sanfter und zog wie ein Gewitter dumpfgrollend ab. Wie schön dünkte dem Hanuchen Macha's Nachgiebigkeit! Wie hätte sie ihm nachlassen, die Hände küssen und ihn Vater nennen wollen! Wie erbärmlich war ihr hingegen ihr wirklicher Vater, dessen Schlechtigkeit und boshafte Absichten ihr so zufällig enthüllt wurden. „Die Mutter hat er in's Grab gebracht, mich hat er mißhandelt, daß ich ihm davonlief und Honsicek verhandelt er nun? aber gegen wen? Um Gotteswillen, gegen ihn, gegen Franz! Er soll mit mir unter einem Dache wohnen! Himmel!“

„Was streckst du denn deine Arme aus?“ meinte der Alte verdrießlich. Hanuchen stürzte aus ihren Himmein. Aber wie? Was will dein Vater mit dir? Weich ein verdächtiges Zusammentreffen dieses Kinderhandels und deines Abgeholtwerdens? Nimm dich in Acht, Hanuchen! — „Tatinku, was hast du denn mit dem Niemez?“ — „Er hat meine Felder!“ stieß er wild aus. Hanuchen seufzte, denn sie wußte daß Tobischka die Felder verpfänden hatte. — „Er hat sie gekauft!“ meinte sie. — „Meine Felder, die ich von meinem Tatinek geerbt, darf der Niemez aussaugen, weil er ein paar Groschen dafür bezahlt hat? Die Felder sind mein, mein, mein!“ — Der Eche hatte nur noch dies einzige Pathos — seine verlornen Felder! sie an dem Besitzer zu rächen, war der einzige Gedanke, der sein Hirn einnahm, sein Herz bewegte — diese Lebenskraft auf das Gute und Rechte gewandt, hätte ihm die Felder zurückkaufen können. — Aber nein! er wollte Macha's Sohn in seine Gewalt bekommen, der Vertrag war aber nur auf ein halbes Jahr geschlossen. Die Zeit war ihm zu kurz. — Johanka mußte heim als Lockspeise, vielleicht wird sie ihn fesseln, gewiß! Sie ist schön und spricht deutsch. Er wird nach dem halben Jahre nicht heimwollen — aber was will ich denn eigentlich mit ihm? Ihn entweder von Grund aus verderben, daß man ihn zu Hause nicht wieder erkennen soll — oder — geht das nicht — ha, ha, ha! soll er gar nicht wieder heim! — Er lachte in diesem Gedanken wild auf, daß Hanuchen erschrak und ihn fragte, warum er lache? Er sah sie recht verstört an und ergriff ihre Hand: „Johanka, du bist mein Kind, schwöre mir, daß du nicht ausplaudern wirst, was ich dir verrathen habe — schwör's bei deiner Mutter Grabe!“ — Sie schritten gerade über den Peciner Kirchhof. — Hanuchen schauderte. — „Schwöre!“ sagte der Alte wie Hamlet's Geist. — „Aber was wollt Ihr thun?“ — „Kümmert dich nicht, schwöre hier bei deiner Maminka!“ Er zog sie nieder auf das Grab, sie kniete hin und schwor, weil sie sich vor ihrem Vater fürchtete. Und schweigsam zogen die Beiden ein in ihr ödes Gehöfte. Die Mittagssonne stand brütend über dem Gebirge.

---

6. Capitel.

Das Wiedersinden.

Johanka, wie wir sie von nun an nennen müssen, betrat mit einem Schauder ihr väterliches Haus — Honsicek war gerade nicht da, Niemand empfing sie mit offnen Armen, das Gesinde kannte sie nicht, sie eilte in den Stall, um vielleicht unter den Thieren einen liebevollen Instinkt zu wecken; ach, zwei magre Kühe und eine Ziege waren der ganze Viehstand ihres Vaters! Nichts war so, wie sie es verlassen, Alles noch verwilderter, verfallener, ein tiefes Erbarmen um ihren Vater erwachte in ihr; ach, warum können wir die Menschen nicht ändern! warum nicht als guter Geist in sie fahren und in ihnen aufräumen wie in uns! Ihr Laster ist ein Unglück, welches wir beweinen müssen. Und was hast du gethan, ihn zu bessern? fragte sich Johanka, welche in dem gemüthlichen Familienleben des Försterhauses aufgethaut war; kann ein Mensch in dieser Umgebung gut, ordentlich und fröhlich sein? Das ist ein Kreislauf! Durch die Verwahrlosung des Innern wird erst das Aeußre verwahrlost und dann umgekehrt! Sie stellte sich gleich an den Herd und kochte für den Vater eine Suppe, während er auf der Bank lag und brütete; schöne Gefühle erwärmten das weibliche Herz, das für einen Andern schlug und sorgte. — Die Suppe war gekocht, sie nahm einen Teller mit großen Blumen vom Wandschranke, der Staub lag fingerdick darauf, wusch ihn rein und goß die Suppe auf; dann suchte sie, ach vergeblich! nach einem Tischtuch — es mußte also auf bloßem Tisch servirt werden, auch ein biechterner Löffel ward reinlich der dampfenden Brodsuppe, in welcher ein Eidotter herumschwamm, beigelegt und nun sagte Johanka mit leise zitternder Stimme: „Tatinku! ich den Löffel Suppe! der Weg war weit!“ — Tobischka sah sie mit großen Augen an — dies Gemüth war für Liebesmüh nicht mehr empfänglich — wer Liebe nicht erwiedern kann, findet Liebe zudringlich, lästig, langweilig! Er sagte, nachdem das Kind seine Bitte noch zärtlicher wiederholt hatte: „To to! wenn du na-

Digitized by Google

schen willst, nasch! laß mich in Frieden!“ und er stand ächzend auf, wackelte zu einem andern Schrank, nahm eine Flasche heraus und that einen tiefen Zug — wobei er erquickt aufathmete. Johanka hätte schreien mögen vor Schmerz, sie schlich hinaus aus der Stube, setzte sich auf die Thürschwelle und weinte bitterlich. Dann kam ihr der Schwur in den Sinn — es überlief sie eiskalt — „aber ich darf mir doch wenigstens für mich wiederholen, was er über den Kinderhandel hat verlauten lassen?“ dachte sie und rief sich Tobischka's wilde Aeußerungen zurück — sie bereute sehr geschworen zu haben! „In welche Gefahren hab' ich durch meine furchtsame Folgsamkeit den Geliebten gebracht?!“ — seufzte sie, „er hat böse Absichten! das ist klar! und mich hat er dazu nöthig! das ist auch klar! o, warum hab ich meinem Jähzorn beim Förster freien Lauf gelassen — ich weiß nicht, welcher böse Geist über mich gekommen ist! was ist nun zu thun? wenn nun Franz kömmt, sagen darf ich nichts, das ist gewiß, wie vereitle ich aber doch des Vaters Pläne? vielleicht wenn ich gerade mich so nicht gegen Franz benehme als es der Vater will; sagte er nicht, ich werde „gut mit ihm reden können?“ und lachte dabei so curios, als freute er sich darauf? fast nicht! ich werde nicht gut mit ihm reden! ich werde gar nicht mit ihm reden, kein Wort, keine Sylbe! das wird ihm so weh thun, ach! und mir! werd' ich's über mich vermögen? wird es möglich sein? und doch kann ich meinen übereilten Schwur durch nichts anderes wieder gut machen! ich muß schweigen, ich muß grausam fremd gegen ihn sein, er wird gezwungen sein, darüber nachzudenken, er wird es auf die Länge nicht aushalten und heimlaufen, so ist er gerettet!“ — Sie schlug fröhlich in die Hand und sprang auf, und als hätte Gott ihrem tapfern, tugendhaften Entschluß gleich die Belohnung zugedacht, fuhr in dem Augenblicke ihr Brüderlein Honsicek zum Hofe herein. Sie flog ihm jauchzend entgegen, er sprang von dem leeren Wagen leicht herab und an ihren Hals; sie weinten Beide, die verlassenen Waisen! vor Lust und Leid! Honsicek zwang sich ans Güte, deutsch zu stammeln, er meinte, die Schwester müsse jetzt nur deutsch sprechen; sie zeigte ihm aber in geläufigem Böhmisch, daß sie ihre Muttersprache nicht vergessen. — Warum sagt man „Muttersprache“ und „Vaterland“? Hier hat die Sprache wieder so viele verschwiegene Gedanken. Die Mutter lehrt das Kind sprechen, im Geiste der Mutter sehen wir daher die Welt in unserer Kindheit und deßhalb sind wir so liebreich gegen Alles. — Aber die Hand des Vaters hat das Land, in welchem wir wohnen, für uns erobert, sie beschützt es, bebaut es. Das Elternpaar „Muttersprache und Vaterland“ zeugt und erzieht unser geistiges Ich. Wer wird die Sprache seiner Mutter vergessen? Wer den Boden, das Land, dem sein Vater die Spuren seines Wirkens aufgedrückt? — Honsicek war eine jener Naturen, welche ihre Güte leicht übertreiben, so daß die Natur dem Willen nicht folgen kann — in höherem Grade wird diese Eigenschaft zur Falschheit und Heuchelei. — So küßte er der Schwester beide Hände, um ihr nur seine Freude und Liebe, stand vor ihr mit entblößtem Haupte, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeugen. Was das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Er erzählte ihr gleich von dem Kinderhandel und daß er jetzt recht eingeschirrt werden solle, Macha Franz sei der beste Wirth im ganzen Gebirge. „Und Ludmille die beste Wirthin!“ seufzte Johanka — „und Franz,“ fuhr der Bruder fort, „wird hier aufräumen!“ — „Aber was wird er denn im Winter viel thun?“ warf sie ein, am jenem auf den Zahn zu fühlen. — „Der Latinek sagt, er wird länger da sein!“ antwortete er. — „O,“ und nun stürmte eine ganze Schaar von Fragen auf ihre Zunge und alle mußte sie ihres Eides wegen zurückdrängen, es war zum Ersticken!

Wie sie da so traulich auf der Flur mit einander sprachen, bellten die Hunde plötzlich stark und nach einigen Minuten fiel von der Seite her ein langer Schatten auf die ausgebröckelten Quadersteine vor der Thür. — Johanka sah den Schatten und ward bleich, das Blut strömte ihr zum Herzen. Honsicek sah sie erbleichen und starren und glaubte sie sehe Geister. Da trat Franz in Fleisch und Blut vor; er war roth und Schweiß perlte ihm auf der Stirne, sein blaues Auge glänzte vor Freude, als es Hannchen sah. O wie hätte sie ihm an's Herz fliegen und ihn mit Küssen bedecken mögen. Zwei gewaltige Mächte rangen jetzt um die Herrschaft in diesem Mädchenherzen und doch hörte man keinen Laut, nur das geübte Auge sah ein Zittern und Farbenwechseln. Und in Franzens Seele war ein nicht ungleicher Kampf zwischen Angezogenwerden und Abgestoßenfeln — Hannchen und Tobischka — Liebe und Haß! Honsicek maß Beide mit erstaunten Blicken und konnte nicht klug werden. Franz that einen Schritt hereinwärts und Hannchen in demselben Augenblicke einen zurück.

„Hannchen!“ rief jener zärtlich vorwurfsvoll. Jetzt hörte man den alten Tobischka in der Stube wieder die knarrende Schrankthür öffnen, zugleich stegte in Hannchens Herzen ihr Entschluß gegen ihre Neigung, sie warf ihrem Geliebten einen zugleich strengen, abweisenden und zärtlich-traurigen Blick zu und verschwand hinter der Thür der Gesindestube. Franz stand wie eine Bildsäule da und hörte Honsicek's Worte nicht, welche ihn einluden, weiterzugehn — dann stieß er den Bruder seiner treulosen Geliebten, der ihn zutraulich beim Arme ergriff, von sich mit dem Ausruf: „So mögt Ihr doch Alle einsinken, Ihr falschen Čechen!“ und lief, wie von Hunden gehetzt, zurück nach Saussloß.

---

7. Capitel.

Ein Wort, ein Mann!

Wie, es gäbe kein Wunder mehr, wundersüchtiges Volk? Seht diese Gebirgslandschaft an! Habt Ihr sie im üppigen Sommergrün mit ihren rauschenden Quellen gesehen, seht sie auch jetzt an in ihrer Verwandlung. Der Himmel weiß wie ein Spiegelbild der Erde, welche die Last des Schnee's kaum zu ertragen vermag — die Hütten verschneit, von einem Gehöfte zum andern der Weg durch ausgesteckte Stangen bezeichnet, welche oft verdoppelt werden müssen, so daß eine über die andere zu stehen kommt. Das einzige Schwarz in dem ausgeglichenen Schneefelde von Berg und Thal ist der starrende Fichtenwald mit grauberelftem Barte, das einzige Bewegte in der allgemeinen Starrheit ein sprudelnder Bergquell, der aller Fesseln jugendlich spottet, oder heute — als am Neujahrstage — pfeilschnell dahinglleitende gefärbte Schlitten mit Schellengeläute und fröhlichem Peitschenknall, auf welchen die Bauern ihre neuen Mägde abholen. — Macha Franz ging im langen Sonntagsrock, mit dem breiten Filzhute auf dem

Digitized by Google

Kopfe und einen groben, weißen Hemdkragen um das bunte Halstuch gefältet aus der Kirche heim, hinter ihm Ludmille in hohen Stiefeln, mit breiter, grünseidener Schürze und einer Goldhaube mit rosarothen Maschen, ein Gebetbuch mit dem goldnen Bilde des Heilands auf dem Deckel fromm in den Händen haltend, ihr zur Seite watend Franz, der Sohn, ernst, still, feierlich, die Procession einer Familie. — Die Glocke läutete von Rybnai herüber melancholisch wie die seufzende Stimme der Winterlandschaft und erweckte in Macha, dem Vater, düstre, in der Mutter feierliche, in dem Sohne wehmüthige Gefühle. Gerne hätte der Alte auf dem Wege gesprochen, er setzte oft an, aber so oft er Ludmillen in das religiös gestimmte Antlitz voll Vertrauen blickte, erstarb ihm das Wort auf der Zunge — und doch will das Traurige gesagt sein.

Im Vorhause stampften sie den Schnee ab und traten ein. Als sich's Franz bequem machen wollte, sagte der Vater: „Bleib nur wie du bist!“ — „Warum denn?“ frug die Mutter, indem sie die Bänder der Schürze löste, um die hindernden Stücke bequemer abwerfen zu können. — „Weil er gleich wieder fort muß!“ — „Wohin?“ riefen Mutter und Sohn zugleich. — „Nach Pöčin!“ — Der Name fuhr in Franzen wie Feuer vom Himmel. Er war seit jener Begegnung in Tobischka's Vorhause nicht mit Hannchen zusammen gewesen. Und wenn sie doch unschuldig wäre! und wenn sie nur deshalb gegen dich so fremd gethan, weil ihr Bruder dabei war? — Ich muß, ich will sie wieder sehen! Das fuhr ihm bei dem Worte „Pöčin“ durch die Seele und er frug sogleich: „Soll ich schirren?“ — Die Mutter aber, welche sich den Festtag nicht gern stören ließ und wenn Franz abwesend war, gar sehr ihre drei verstorbenen Kinder vermißte, fuhr auf: „Was denn heute in Pöčin?“ Macha Franz legte den Hut ab und nahm eine Pelzkappe mit Ohrlappen vom Kleiderrechen: „Spann immer ein!“ sagte er zu Franz, welcher im Hui draußen war, den Korbschlitten aus dem Verschlage zog und zwei Eisenschimmel — wie Löwen so muthig — anschirrte, sie mit Schellen bekleidete, dann die lange Peitsche versuchte, daß die Berge wiederhallten. Indeß frug Ludmille noch schärfer: „Was denn heute in Pöčin?“ — „Mein Wort lösen, Ludmille!“ — „Sucht Händel, Franz?“ — „Nein, Ludmille!“ Er nahm seinen dunkelblauen Mantel mit dem doppelten Kragen aus dem Schrank und warf ihn um seine lange, düstre Gestalt. — „Was denn? Du thust ja so schlimmig?“ — Er trat an sie heran und sagte mit zitternder Stimme: „Am Kunzendorfer Fest —“ — „Nun was? sieh' ich bekomm' schon die Gänsehaut, mach' mir nicht so fürchtig!“ — „Du weißt, was Tobischka und seine Helfershelfer mit mir gemacht haben. Da haben sie mich so weit gebracht, daß ich meinen Franz verkauft hab' —“ — „Verkauft? das hast du schon damals in der Ernte gesagt, und ich versteh' heut wieder nichts davon!“ — Man hörte immerzu Franzen's Peitsche während dieses Gespräches knallen. — „Nun es muß heraus! Ich hab' mit Tobischka einen Kinderhandel abgeschlossen!“ — „Mit Tobischka einen Kinderhandel? Jetzt seh' ich's, daß es in deinem Kopfe nicht recht geheuer war!“ — „Nur auf ein halbes Jahr — deinetwegen, Ludmille!“ sagte er weich, „sonst hätten sie mir mehr Jahre abgepreßt.“ — „Um Jesu Maria willen! Du gedenkst doch nicht einen Handel gelten zu lassen, den du betrunken abgeschlossen hast?“ — „Ja, Ludmille, das denk' ich, und thu's auch! Siehst du, der Gedanke kam mir auch: der Handel gilt nicht, du warst nicht bei dir! aber gleich fiel mir ein Spruch des heisern Kutschers Nay ein: Wer nüchtern nicht hält, was er im Rausche versprochen, der hat früher oft schon sein Wort gebrochen! — wenn du des Spruches noch gedenkst, Franz, sagt' ich zu mir, so warst du doch nicht ohne deine Fünfe bei dem Handel — und hast du nicht Ueberlegung gehabt, blos auf einen Winter einzuschlagen und an die schmerzhafte Mutter daheime zu denken? Also gilt der Handel, und aus ist's!“ — Ludmillen's Augen standen in Thränen, ihre Stimme stockte vor Schluchzen — das war ein schlechtes Neujahr!

Jetzt trat Franz heiter ein, voll Leben und Gesundheit. „S ist angeschirrt, Vater, Ihr fahrt mit?“ — Nun gewahrte er die weinende Mutter und besann sich erst, daß er noch immer die Ursache der Reise nicht kenne. Er fragte: „Was hat's denn? Warum kennt Ihr denn, Mutter?“ — „Er hat dich dem Tobischka verkauft, er ist nicht dein Vater, er ist ganz fremd zu dir, sonst möcht' er mit seinem einzigen Kinde anders umgeh'n!“ rief sie mit schluchzender Stimme. — „Hör' nicht auf die Weiber!“ sagte Macha Franz und sagte seinen Sohn zutraulich beim gelben Westenknopf, als suche er in ihm einen Bundesgenossen gegen Ludmillen, als stelle er seinem eigenen Gewissen die Sache anheim und fuhr fort: „Jetzt hör' mir gut zu, darnach sag' ja oder nein! Was darüber ist, kommt vom Uebel!“ und nun trug er schlicht in wenig Worten die Sache vor und saßte wie der Staatsanwalt alles in die zwei Fragen zusammen: „Hat Macha Franz mit Tobischka einen Kinderhandel abgeschlossen?“ — „Ja!“ antwortete Franz kurz, dem das Ding nicht im Geringsten an den Hals zu gehen schien. „Muß Macha Franz sein Wort halten, wenn er auch benebelt war?“ — „Und gegen einen Menschen, der ihn schon oft betrogen und belogen und der nichts Gutes im Sinne führt?“ warf Ludmille noch rasch auf die Wagschale des jugendlichen Urtheils. — Franz zauderte, es erbarmte ihn der Mutter gar zu sehr; dann sah er wieder dem erwartungsvollen Vater in's strenge Auge und schien zu schwanken. — „Antworte!“ rief der Alte und Ludmille zugleich. — Franz sagte: „Ihr müßt freilich Wort halten!“ — „Ich? nur ich? Gesetzt, du hättest ihn abgeschlossen — rede! Du hieltest nicht Wort?“ — „Mutter, ich kann nicht anders — ich muß ja sagen!“ — Ludmille vergaß sich: „Du willst zu deinem Hannchen 'nüber und dessentwegen sagst du zu allem ja! Dich schert deine Mutter auch nicht ein Grümpel — geht Alle fort! ich brauch Euch nicht, laßt mich allein!“ rief die gute Mutter wild aus und warf sich mit dem Angesicht auf den Tisch und weinte. Dem Vater wie dem Sohn standen Thränen in den Augen. — Franzmahm die Mutter um den Hals und küßte die Widerstrebende innig und sagte mit schmeichelnder, süßer Stimme: „Mein Herzgott! wie weit ist's denn? ich werde schon 'rüber kommen inzwischen, und der Winter ist um wie man die Hand 'rumdreht“ — dann raunte er ihr in's Ohr: „Pscht! sagt bei Leibe nichts mehr von Hannchen!“ dann wieder laut: „Nun so bleibt recht g'sund und macht keine dummen Dinger! Vater kommt!“ Macha Franz hatte glücklicherweise die Anspielung auf Franzens Liebe für den Angenblick gar nicht aufgenommen, so sehr war ihm nur darum zu thun, wie man die Alte beschwichtigte. Ludmille stand auf, sie trocknete die An-

Digitized by Google

gen und sagte recht traurig: „Thränen am Neujahr sind ein schlechtes Angebinde! Habt Euern Willen, aber mir ahnt nichts Gutes bei dem Handel! — Nimm noch einen Löffel Suppe!“ bat sie. — „Ich bin satt, Mutter!“ sagte Franz, den es fortrieb und er küßte sie nochmals und eilte zum Gespann. Der Vater that's nicht anders, Franz mußte sich in den Korb setzen und er selbst sprang hinten auf und führte die Zügel; die Mutter deckte Franzens Beine mit einer grünen Wolldecke zu und band ihm die Lappen über die Ohren, dann noch ein: „Bleib gesund!“ — „Der Herrgott behüt' dich!“ und die Peitsche knallte, die Schellen läuteten, bald war der Schlitten Ludmillens Augen entschwunden, welche jetzt ge'n Himmel blickten, von welchem große Schneeflocken leise und spärlich herabfielen, als wollten sie die Gleise zudecken, welche der Schlitten hinter sich gelassen und vermochtens nicht.

Herüber und hinüber fuhren die Schlitten, blaue, gelbe und rothe, und die Schellen läuteten—aber schweigsam fuhren Macha und sein Sohn über die Schneefelder, über Zäune hinweg in schönen Windungen und der Athem der Rosse zog wie eine Wolke vor dem Gefährte her, welche sich mit der Rauchwolke vermischte, die Macha Franz aus seiner kurzen Pfeife emporblies.

Endlich rief er in den Korb hinein: „Franz!“— „Was wollt Ihr?“ — „Was sagte die Mutter vorher von dem Hannchen, he?“ — Franz wurde purpurroth und sagte: „Nichts, Vater, nichts!“ — „Von nichts kömmt wieder nichts! Sei aufrichtig! Du hast das Mädel doch nicht gerne?“ — Franz, der sich der Mutter so mittheilsam gezeigt hatte, vermochte es nicht über sich, dem Vater zu beichten, er sagte nur: „Laßt das gut sein, Vater; seht wie die Rybnaier Kirche verschneit ist und das Thal ganz ausgeglichen!“ — „Junge, wenn du dich auf die Leimruthe setzest, wenn du den Nacken unter das böhmische Joch bengst — er wird dir die Mähne streicheln, dich hinterm Ohre krauen — wird dich auf's Eis führen — Junge, erinnere dich an deine Mutter, welche zu Hause greint und mach' deinem ehrlichen Vater keine Schande! — Mädel hin, Mädel her — so viel hab' ich dir heute am Neujahrstage gesagt und du schreib dir's in's Herz neben das Vaterunser!“ — „Vater, seht Ihr dort am Busche den Schlitten mit der Katze? Ich verwette meine Seele darauf, das ist Tobischka mit seinem Jungen!“

Jener Schlitten fuhr am Waldsaume herab, ein Einspänner, auch Macha's Gefährte fuhr einen Hügel hinab, den eine Windwehe bildete — im Thalgrunde stießen sie auf einander. — Tobischka lächelte, dies Lächeln sagte: „Ich kenne meine Leute!“ Er grüßte sehr laut: „Geb' Euch der Herrgott ein glückliches Neujahr!“ — Keine Antwort. Honsicek sprang aus dem Schlitten, er hatte einen alten Mantel um und seine Ohren waren feuerroth vor Kälte. Er reichte dem jungen Franz die Hand, die dieser fassen wollte, allein der Alte ließ seine Peitsche knallen und die Macha's flogen den entgegengesetzten Hügel hinauf.

„Wie die Schellen läuten,“ sagte Tobischka lachend, „man denkt an das Todtenglöcklein!“ — „Das sind Pferde!“ rief sein Sohn, mit der Zunge schnalzend, während ihre Mähre mit Anstrengung aller Rippen den weißen Schlitten da hinaufschleppte, woher Macha gekommen war; Tobischka aber sagte unbändig lachend: „Die Riemel sind doch ganz prächtige Leute! Ha, ha, ha! Hab' ich's doch gewußt, hab' ich's doch gewußt! — Honsicku, spring heraus und hilf der alten Kracke hinauf!“ — Sohn und Pferd hatten genug zu thun, Tobischka's Last über die Windwehe hinwegzuschleppen, er aber lachte in einemfort.

---

8. Capitel.

Unter einem Dache.

Als die beiden Macha's in Pöcin ankamen, traten die Böhmen vor ihre Schwellen und riefen, die grünen Sammtkäppchen lüftend, „seid uns schön willkommen in Pöcin. Ein Hause junger Burschе, welche Schlittenexercitien machten, lief den Schellen jauchzend nach, wurde aber von Macha's langer Peitsche zu Paaren getrieben. Macha Franz spannte seine Eisenschimmel gleich aus und führte sie in den Stall, ehe er in die Stube trat; seinem Sohne pochte das Herz gewaltig an die Rippen; er ließ zuerst den Vater eintreten, er folgte; sein erster Blick fiel auf Hannchen, welche blaß aufsah und einen kurzen rothen Rock, ein schwarzes, knappes Jäckchen anhatte, aus welchem kurze weiße Aermel über den Oberarm herabhingen; um ihren Kopf war ein rothes Tuch geknüpft, daß man ihr blondes Haar nicht sah, hingegen zeigten sich unter dem kurzen Rocke ihre runden Waden in blühenden Strümpfen — die ganze Gestalt war klein aber kernig, ohne plump zu sein. Sie nahm dem Alten den Mantel ab und hing ihn auf die Ofenstange, wischte geschäftig einen Schemel mit der Schürze ab und hieß ihn niedersitzen — um ihren Franz bekümmerte sie sich nicht im mindesten, als wäre er ihr wirklich ein wildfremder Bursche. Der Alte, dem es auffiel, fragte sie: „Na was sagst du zu dem Bruder, den man dir beschert hat?“ — Sie bückte sich, um ein Tuch aufzuheben, welches von der Stange herabgeglitten war, daß man die Röthe, welche in ihre Wangen schoß, nicht auffallend finde und sagte mit einem Stoßseufzer: „Es ist mir arg genug, daß Honsicek fort ist!“

So sehr die Antwort den Alten beruhigte, so tief verletzte den Sohn die scheinbare Kälte dieser Worte, er pfiff sich aus Trotz ein Liedchen. Johanka gab Brod und ein Butterlämmchen mit einem rothen Bändchen um den Hals auf den Tisch und legte zwei Messer dazu. „Wir haben zu Hause gefrühstückt!“ sagte der Alte, „oder hast du Hunger?“ fragte er den Jungen — „Ich nicht!“ antwortete Franz, „Wollt Ihr vielleicht Milch?“ frug das Mädchen. „Nein!“— Franz ging in den Stall, die Pferde zu füttern, der Vater blieb mit dem Mädchen allein. „Kennst du denn meinen Sohn nicht von früher?“ — fragte er lauernd — „O ja, wir haben in Kunzendorf zusammen getanzt!“ — „Und warum seid Ihr denn so fremde?“ — „Er hat mich so sehr auf den Fuß getreten und hat nicht einmal gesagt: ich hab's ungern gethan!“ antwortete sie rasch und trollte sich aus der Stube, um einer ferneren Prüfung zu entgehen. — Macha war sehr wohl zufrieden; seines Sohnes Grobheit gefiel ihm außerordentlich, er erkannte ihn auch darin als seinen Sohn; also von der Seite droht keine Gefahr! dachte er, schlug nach alter Mode mit Feuerstein und Stahl Feuer und zündete seine Pfeife an. Er hatte sich zu Hause eine viel zu arge Vorstellung von dem Handel gemacht; einmal hier ver-

Digitized by Google

lor der Teufel Schwanz und Klaue und erschien als bloßer Mephistopheles; „was kann ihm geschehen?“ frug er sich, „was kann der Čecho viel mit ihm vorhaben? Gott sei Dank! Das Mädel ist ihm auffässig, schmuck und schön das Ding! aber sie mag ihn nicht! ganz gut! die Ludmille hat mich nur so in Angst gejagt — die Weiber übertreiben Alles! ich fahr gleich heim und les' ihr den Text!“ — Er stand auf und wollte nach Franzen schauen, dieser kam eben herein und sagte: „Der Graue will gar nichts essen!“ — „Das böhmische Futter schmeckt ihm nicht!“ — rief der Alte lachend und sah sich in der Stube um: „Na, d' wird dir auch bange genug werden! aber alles hat ein End!“ — Wir finden nun freilich, daß seit Hannchens Anwesenheit die Fensterscheiben repariert, die Wände geweißt, das Bild neu eingerahmt und die Lampe darunter geputzt worden, wir finden's viel heimlicher da, als damals im Spätsommer — Macha riecht aber böhmische Luft, 's ist ihm nicht niederesperlich, ihm kommen alle Leute in Počin wie taub vor und die Glocke läutet da, als hätte sie Sprünge und lalle wie ein betrunkener Počiner Bauer, die Hunde bellen böhmisch und das Vieh stiert so recht čechisch drein. — „Spannen wir nur gleich wieder an!“ — sagte er und zieht die dampfenden Pferde aus dem Stalle, wo er es leer findet wie in einer Kirche und beim Einschirren sagt er noch zu Franz, der ihm hilft: „Denk dran, was ich dir gesagt hab bei der Rybnaier Kirche!“ — Das Blatt hatte sich gewandt; beim Ausfahren vom Hause war der Alte bekümmert, der Sohn froh wiewohl wehmüthig wegen der Mutter; jetzt ist der Alte innerlich ganz beruhigt und Franz steht neben ihm mit senchten Augen und ahnungsschwerem Herzen! So verändert sind die menschlichen Beziehungen! Darum fühle Dich keinem Menschen, der gerade empfindet, wo du denkst, so sehr überlegen — es kömmt ein andrer Moment, wo du empfindest und er dir denkend gegenübersteht — soll er Dich dann auch belächeln? — Als Macha Franz schon die Zügel in der Hand hatte und hinten auf den Schlitten trat, sah er seinen Sohn recht nachdenkend dastehen; er sagte: „Horch auf, Franzla, noch ein Wort! ich weiß nicht wie mir's grade jetzt einfällt, wie ich Soldat war, es mögen schon an fünf- und dreißig Jahre sein, und da an der Grenze herumstreifte, wurde ich mit mehren Kameraden von einem Haufen rother Hosen aufgehoben und nach hereinzu geführt — hörst du zu?“ — „Wie könnt ihr fragen?“ — „Hinter Reichenau, gerade vom Kloster herunter ist ein steiler Bergrücken, unten — da warst ja schon dort, liegt das Dorf Habrova und ein stiller tiefer Bach schleicht am Fuße des kahlen Berges trübe fort; wie wir zu Pferde in diese Gegend kamen, brechen auf einmal, wie aus dem Boden gestampft, von allen Seiten die weißen Röcke mit gefälltem Bajonet auf uns ein — kein Ausweg, als grad aus den steilen Abhang hinunter, lebendig oder todt — hörst du?“ — „Und ob!“ — „Und ich, dein Vater, in ihrer Mitte, kaiserlich hin, kaiserlich her! mitgefangen mitgehangen — besser schlecht gefallen als gut gespießt! denken wir und geben unsern Pferden die Sporen — die Andern fliegen kopfüber so und soviel Klafter hinab in den Bach und ertrinken jämmerlich mitsammt den zerschmetterten Pferden — ich fliege auch — aber in der Mitte des Berges pack ich einen wilden Haselnußstrauch und bleib so hangen — Junge! da war mir nicht gar gut zu Muthe! Unsere Verfolger traten bis dicht an den Rand vor, ich schrie hinauf — nun brauchte Einer von ihnen bloß einen Schnuppen zu haben, daß er blau für roth nimmt und blaq! er hätte mir eine Kugel zum Gruße gegeben — aber man holte mich mit Stricken hinauf und ich war heil und gesund und mit dem Schrecken davongekommen. Ja, und jetzt kommt die Moral davon: laß dich nicht ängsten — 's geht Alles vorüber! heb' deinen Kopf auf und blick munter!“

Diese Erzählung in diesem Momente machte einen eigenthümlichen Eindruck auf Franz. Sein Vater wuchs in seinen Augen zu einem Helden empor; er hatte doch so lange mit ihm gelebt und nichts von diesem merkwürdigen Erlebnisse erfahren, bis heute — und wenn er dachte, daß die ernste, hagere Gestalt, welche so bescheiden auf dem Schlitten stand noch viele ähnliche Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen wußte und daß jede Falte in diesem Angesicht eine herbe Erfahrung beherberge, so wandelte ihn eine heilige Ehrfurcht vor seinem Vater an, eine Scheu vor den dräuenden Uebeln der Zukunft und zugleich ein Muth, der sich diesen unbekannten Gefahren entgegenbäumte — er beugte sich nieder auf die Hand des alten Mannes und drückte auf den Pelzhandschuh einen warmen Kuß, welcher durchdrang.

„Na, bleib gesund!“ und die Peitsche knallte, die Schellen läuteten „wie daß Todtenglöcklein“; bald war das Gefährte aus Franzens Augen und eine tiefe Trauer bemächtigte sich seiner Seele.

Als Macha Franz nach Hause kam, waren seine Geister bedeutend gesunken, vollends niedergeschlagen, aber als er in die Stube trat, fand er Ludmillen mit Honsícek emsig beschäftigt; die gute Frau untersuchte seine Lade, ordnete seine Wäsche, bereitete die Stücke vor, welche einer Reparatur bedurften, legte so Manches zu, was von Franzen noch zu Hause geblieben war. — Honsícek erinnerte sich seiner Mutter und Thränen standen ihm im Auge, er sagte zu wiederholten Malen: „Maminka hodna (gute Mutter)!“ sie aber seufzte, denn sie fühlte, diese Liebesthaten galten ihrem Sohne — sie glaubte, er müsse dort in Počin jede Gutthat empfinden, welche sie hier Honsícek angedeihen ließ. Sie sprang auf, als der Schlitten ankam, denn sie hatte an der Lade gekauert, und lief an's Fenster, eine leise Hoffnung, Franz müsse wiederkommen, erwachte in ihrer Brust. Als Macha eintrat, nahm sie ihm enttäuscht den Mantel ab, als stäke in ihm ein Hauch von Franz; Honsícek aber lief hinaus, die Pferde auszuschirren und den Schlitten unterzustellen.

Macha, sich vergessend, rief ihm nach: „Franz! der Graue muß zum Schmied!“ dann sich verbessernd: „Was sag' ich Narr! He! Wie heißt er?“ — „Honsícek!“ — „Also Johann!“ — Johann, der muß zum Schmied!“ er ging dem Jungen nach, welcher aber leider fragen mußte: „Zopak? (was?)“ — Der Alte hob nun den Huf des Pferdes lächelnd auf und Johann sah, um was es sich handelte. — „Schmied, Schmied!“ wiederholte er als ein gelehriger Schüler, um sich das Wort einzuprägen. Dadurch, daß man sich nicht gleich mit ihm verständigen konnte, war er gezwungen, überall seine Augen zu haben und ungeheißen das Meiste zu vollbringen. Er hörte sich mit Freuden Johann nennen, das kam ihm vornehm und männlich vor. — Je geschäftiger, zutraulicher, zuvorkommender er sich im Hause benahm, desto widerwärtiger war er dem Alten; die slavische Schmiegsamkeit war diesem in der Seele verhaßt, seines Franz wider-

Digitized by Google

haariges Wesen paßte ganz zu seinem eigenen Starrkopf; am liebsten schickte er Johann Holz fahren, um ihn aus den Augen zu kriegen. Wenn sich die Thür öffnete, meinte Macha oft, Franz müsse nun eintreten, und ein leiser Fluch ging über seine Lippen, wenn Johann es war. Wenn Johann in der Scheune drosch, was bis Lichtmeß fast alle Tage geschah, roch Macha nicht hinein, ihm war's, als wäre der harmonische Dreischlag durch den Cechen gestört; er entfernte sich aus dem Hause, ging wohl gar zu Kutscher Naß 'nüber, trank dort aus Verstimmung Eins über seinen Durst, was Anfangs selten, später immer häufiger und in höherem Grade vorkam. So kam's, daß Johann die eigentliche Seele der Wirthschaft wurde; wie eine übersetzte Pflanze wuchs er da üppig und voll empor, seine Sehnsucht war erfüllt und die Erfüllung machte ihn stark und selbstgewiß. Er ruhte nicht; hatten ja seine Kräfte lang genug ruhen müssen! Noch spät in die Nächte hinein spann er, wenn schon Alle schliefen, wobei er sonderbarerweise melancholische, slavische Volkslieder zu summen pflegte, von denen ich eins hier aufnehmen will, das seinen Gedankenzug kennzeichnet.

Dort auf unserm Holzgehöfte,
Dort im Hof der uns gehört.
Dorten schwang sich auf mein Hänschen,
Schwang sich auf sein schwarzes Pferd!
Drehte sich zur Rechten, Linken,
Drehte sich bald hin, bald her:
Wem jetzt laß ich dich mein Mädchen!
Hinterlaß ich dich nunmehr?
Hinterlaß dich meinem Bruder,
Meinem Bruder laß ich Dich!
Wenn du mein nicht mehr kannst werden,
Laß ich dem Kameraden Dich!

Während wir Macha Franz zusammenknicken sehen, da er durch Widerwillen gegen seinen Tauschsohn und Mitleid mit der stillleidenden Mutter oft vom Hause vertrieben die Schenke sucht, in der er den verhängnißvollen Kinderhandel abgeschlossen und durch Spiritusfeuer seine Geister einhullen will, er, dem ein Säufer ehedem ein Gräuel war; sehen wir drüben in Pöcin Tobischka in voller Thätigkeit; der Haß stachelt diesen Mann nochmals aus seiner Lethargie auf, er vergißt über dem einen Gedanken: den Wohlstand des Deutschen, der *seine* Felder besaß, im Sohne zu untergraben, seinen Soff; sein Gang ist straffer, sein Mund geschlossener, seine Sprache schneller und bestimmter, man erkennt ihn nicht wieder! Er thut Alles selbst, läßt Franz weder in die Scheune noch zum Fuhrwerk; so kömmt es, daß Tobischka meist außer dem Hause ist und die beiden Liebenden allein bleiben; Johanka merkt die Absicht des Vaters wohl, sie sitzt am Spinnrade und thut, als ob sie allein wäre; Franz hatte ordentlich mit Tobischka einstens gerauft um die Zügel des Holzschlittens, er hatte entsetzliche Langeweile und wollte durchaus beschäftigt sein. Tobischka rief den Knecht zu Hilfe und während Franz mit diesem zu thun hatte, fuhr Tobischka lachend auf und davon. Franz kam außer sich vor Zorn in die Stube und trat mit geballter Faust vor Johanka, welche ruhig fortspann. „Here!“ rief Franz, „du hast mich hereingelockt, du mußt mir sagen, was dein Vater mit mir vor hat! Hör' auf zu spinnen, hör' auf, sag' ich dir, oder ich vergreif mich an dir!“ — Johanka wurde durch seine rohe Ansprache nur verstockter und rollte das Mädchen nur um so flinker; das merkte Franz und schlug die entgegengesetzte Saite an, er rief mit sanfter Stimme: „Hannchen, Hannchen, mein liebes Hannchen!“ — Da blieb das Mädchen stehen. Johanka sah ihm so treuherzig und so tieftraurig in's Auge, daß er übermannt an ihren Hals stürzte, sie mit Küssen bedeckte und mit Thränen; sie blieb eine Weile in seiner Umarmung, plötzlich war's ihr, als sähe sie ihre todte Mutter an der Thür, wie sie zwei bleiche Finger in die Höhe hebt, mit einem entsetzlichen Schrei riß sie sich von Franzen los, stürzte gegen das Bild ihrer Phantasie wie außer sich auf die Knie, hob ihre Hände empor und schrie: „Friede, Maminka, Friede, ich halte meinen Schwur!“

Franz, der mit staunendem Schreck dieses halb wahnsinnige Gebahren sah, begriff nun doch, daß Hannchen gezwungen sei, sich gegen ihn zu verstellen, durch einen Eid gezwungen sei und sein Herz war versöhnt. Er nahm sich vor Hannchen zu schonen und, sie möge sich fortan gegen ihn benehmen, so barsch und verschlossen sie wolle, von ihrer aufrichtigen Liebe überzeugt zu sein. Die Sehnsucht nach Mittheilung erwachte in ihm, er erinnerte sich der sommerlichen Scene vor dem Hofe, wie er der lächelnden Mutter sein Abenteuer im Wäldchen erzählt hatte, mit Wehmuth; die gute Frau stand vor ihm in ihrer häuslichen Jacke, der blauen Schürze, dem gewürfelten Tuch — er sagte zu Johanka, welche sich wieder gefaßt an den Rocken gesetzt hatte, rasch und kurz: „Hannchen, leb' wohl! ich laufe der Heimath zu!“ — Das Mädchen sprang freudig auf und klatschte in die Hände — und schon rannte er über die weißen Felder, Flügel hätte er haben mögen; er glühte am ganzen Leibe, während der blonde Flaum an seiner Oberlippe sich grau färbte, ja, Kälte der Welt macht grau vor der Zeit! — Dort steckt schon die Rybnaler Kirche ihren Kopf aus der weißen Bettdecke — schlaf, schlaf noch immer zu! Ostern ist noch nicht da! noch einen Berg, noch einen Busch, hinauf, hinab, dort liegt unser Hof noch tiefer eingeschneit — wer ist der Mann dort? Ist das nicht der Vater? — Aber das ist nicht sein Gang. Er kömmt von Kunzendorf! ei ja doch! Seine Mütze, sein Rock, sein Gesicht! Teufel, warum geht er denn nicht gradaus? warum herüber und hinüber? Jesus, Maria, Josef! er ist schwindelig!

„Vater, Vater! seht Ihr mich nicht?“ — „Ei du Himmelsferment! ei du Goldhönchen! bist du da? Ist's halbe Jahr 'rum? Die Ausfaat vorbei? Hat er dich nicht lebendig aufgefressen?“ — „Aber Vater, was treibt Ihr? Ich denk' doch nicht —“ — „Daß ich besoffen bin? O da denkst du ganz recht!“ Er neigte sich zu seinem Ohre hinüber und lispelte: „Ich kann den böhmischen Jungen nicht leiden und die Mutter ist mir zu still, zu still, Junge, sie sollte mehr lärmen, schreien, fluchen, weinen, nicht so still sein, das freißt mir an's Herz! Nicht so still sein! und der Johann ist mir eine Spinne im Auge, ich möchte ihn nehmen und auf ihn treten! Na, gut daß du da bist! Na, küsse mich, Junge, mir war gar bange nach dir! Küsse mich, mein Herz! jetzt wird wieder Alles gut werden, Alles wird gut werden!“

Er umhalste den Sohn und ging so mit ihm in's Haus. Franzen war arg zu Muthe, in so wenigen Wochen war dieser Mann, sein Vater, so sehr herabgekommen. Beim Kusse roch er den Wein von ihm, daß ihn ein Ekel anwan-

Digitized by Google

delte — wie erträgt das die Mutter? — Sein Herz pocht gewaltig als die Thür aufknarrt, die Mutter ſteht bleich, mit eingefallenen Augen und ſchmalen Wangen am Fenſter und ſtarrt die Eisblumen an. — Das Geräuſch der Eintretenden weckt ſie, ſie erblickt den Sohn, das Blut ſtrömt ihr jugendlich in die Wangen, ein gewaltiger Freudenſchrei entringt ſich ihrer Bruſt, ſie ſtürzt ihm in die offenen Arme und küßt ihn hundertmal auf Mund und Stirn und Wange, unter zärtlichen Ausrufungen, welche von dem benebelten Vater nachgeſagt werden. Dieß zeigt Ludmillen ihres Mannes Zuſtand, in Gegenwart des Sohnes, der den Vater ſo zum erſtenmale zu ſehen bekömmt, übermannt ſie der Schmerz, den ſie bis dahin verborgen in der Bruſt getragen, ſie bricht in Schluchzen aus, daß ſie das erleben mußte! Macha Franz ſchleicht ſich verdutzt weg und legt ſich zu Bette, ſeinen Rauſch auszuſchlafen. Die Mutter erzählt dem Sohne unter Thränen, wie's kam, daß der Vater immer außer dem Hauſe ſei und dann meiſtens bei Kutſcher Nah trinke, wie Johann Alles für ihn thun müſſe und daß es ihr das Herz abpreſſe. Wie ſie aber den Eindruck ihrer Reden auf Franz bemerkte, der ſo traurig den Kopf in der Hand daſaß, wiſchte ſie mit der Schürze die Thränen aus den Augen, lächelte und ſagte: „Daß du nur geſund wieder da biſt! Ich laß dich nicht wieder fort, daß du's nur weißt! mag der Vater ſagen, was er will! Ich wüßte den Tod davon haben! Komm heraus in die Küche, ich muß heut' Fleiſch zuſetzen, du mußt dabei ſein, ich laß dich nicht aus dem Auge, nicht von meiner Seite!"

Wie ſo würdig ſtand des Vaters Geſtalt im Gedächtniſſe Franzens ſeit jener Abſchiedsſcene am Schlitten, und ſo mußte er ihn wiederfinden! Wohl kam ihm der Sohn unverdorben nach Hauſe, wie er es ihm eingeſchärft, aber hätte er nur ſich ſelber beſſer bewacht — wie hatte ſich das Blatt umgewandt! Säufer Tobiſchka war nüchtern und thätig, Muſterwirth Macha träge und liederlich; Johann, der Eche, war rüſtig und fröhlich, Franz, der Deutſche, zum Müßiggang verdammt und innerlich gelähmt! Es war nicht nur ein Kinderhandel, es war ein Schickſals-, ein Familien-, ein Wirthſchafts-, ein Seelenhandel! Alles war ausgetauſcht, nicht zum Wiedererkennen!

Als Mutter und Sohn ſo am Herde ſaßen und die Flamme auf ihre Angeſichter ſtrahlte, tauchte in Franz Hannchens Bild wieder auf, er erinnerte ſich, daß er die Mutter habe um Rath fragen wollen und erzählte ihr von Hannchens ſtörriſchem Weſen, daß ſie noch kein Wort mit ihm geſprochen, während er mit ihr unter einem Dache lebte, daß Tobiſchka ihn zu keiner Arbeit zulaſſe und wie er heute früh darüber mit ihm in Streit gerathen, wie er Hannchen dar- über hart angelaſſen und dann freundlich gebeten, und ſie habe ihn nur ſo traurig angeſehen, als ob ſie nicht ſprechen dürfte u. ſ. w. Als die Mutter aber von dem Eide hörte, überlief es ſie, ſie faßte Franz an der Hand und ſagte:

„Nein, nein! du darfſt nicht wieder hin! 's geht nicht mit rechten Dingen zu! Hat ſie dich gern, ſo wird ſie dich nicht laſſen und wird ihrem Vater nicht zu Hauſe bleiben, der uns böſe Dinge ſinnt!" — „Sie war froh und klaſchte in die Hände, als ich ging!" — „Um ſo beſſer! um ſo gewiſſer bleibſt du bei uns!"

Es kam zum Mittageſſen, das Geſinde ſammelte ſich an einem unteren Tiſche. Alle freuten ſich über Franzens Wiederkunft, aber noch mehr über die ungeheuere dampfende Schüſſel Milchſuppe, welche ihnen von Ludmillen vorgeſetzt ward. Alle ſtanden auf, der Großknecht und die Großmagd begannen das Vaterunſer zu ſprechen, die Andern ſagten es nach, dann hörte man eine Stunde lang nichts als das Klappern der Löffel, denn das Eſſen iſt eine ernſte Arbeit, bei der man an nichts Anderes denken darf. Hierauf ward ein kleinerer runder Tiſch mit einem weißen Tuche bedeckt und drei Teller mit glänzendem, wenn auch nur blechernen Geſchirr verſehen. Ludmille wecke den Vater, er ſtand auf und ſetzte ſich mürriſch an ſeinen Platz; er ſchämte ſich, ſeinem Sohne in's Auge zu ſchauen. Als man ſchon das Fleiſch mit dem Gemüſe zugleich vertheilte, ſagte die Mutter leiſe; „Nicht wahr, Franz, er bleibt jetzt bei uns, er geht nicht mehr nach Pöcin!? ſieh nur wie er abgemagert iſt, nur Haut und Knochen!" — Macha ſchwieg und warf einen ſchüchternen Blick auf ſeinen Sohn, welcher wieder einmal in Geſellſchaft ſeiner Eltern ſich's ſchmecken ließ; hatte er ja in Pöcin meiſtens allein eſſen müſſen! Tobiſchka war fort und Johanka aß in der Küche. Die Mutter deutete Macha's Schwelgen gut und rückte mit einem Pfannenkuchen heraus, den ſie nur für Franz zubereitet hat, von dem aber auch der Vater einen Biſſen bekömmt. „Hat er's ſatt drüben?" — frug der Alte endlich, mehr zur Mutter als zum Sohne gewandt. „Er läßt mich zu keiner Arbeit und das macht mich dämiſch!" — antwortete Franz. „Und wer thut's denn?"— „Er ſelber! Alles er ſelber! wenn er's immer ſo verrichtet hätt', er wäre der reichſte Bauer drüben!" — Macha färbte eine dunkle Röthe; er legte die zweiſpitzige Gabel nieder und ſtand auf, das Geweiſen däumte ſich in ihm, trieb ihn auf und ab in der Stube herumzugehen, die Hände auf dem Rücken, die Stirn gerunzelt. — Mutter und Sohn wiſperten traulich miteinander; Franz ſaß in Hemdärmeln, ohne Weſte und halstuch, wie zu Hauſe! Da hörte man Schellen läuten, es gab der Mutter einen Stich in's Herz. Johann ſtampfte im Vorhauſe auf den Steinen den Schnee ab und trat ohne Gruß wie der Sohn des Hauſes ein. Als er Franzen ſah, gab er ihm freundlichen Willkomm und die Hand. Franz merkte jetzt erſt, wie ähnlich er ſeiner Schweſter ſei; er drückte warm die dargebotene Rechte und hörte mit Verwunderung, wie gut er ſchon deutſch ſprach, beſſer als er ſelber böhmiſch! Er fragte nach Johanka, nach dem Vater, nach dem Geſinde im Hauſe, nach dem Vieh ſogar. — Die Mutter ſatzte ein Herz und ſagte: „Du wirſt das am Beſten ſelber ſehen, Johann! Franz bleibt ſchon hier und du kannſt die die Pferde ſchon einſpannen! wir haben gar nichts dagegen!" — Johann antwortete nichts und aß, was man ihm vorſetzte; innerlich ſprach eine Stimme zu Gunſten des Nachhauſegehens, zwei aber für das Dableiben. Um ihn zu beſchwichtigen, gab Ludmille ihm zu allerletzt auch ein Stückchen Pfannenkuchen, das letzte. „Nun was ſagſt du dazu?" meinte die Mutter zaghaft. „Wenn Ihr's nicht anders haben wollt! — ich dacht' halt, 's wär bis nach der Ausſaat bedungen! und die paar Wochen hätt ich Euch das Haus nicht geruiniert — mir muß es recht ſein!" — Er war traurig und gereizt—man betrachtete ihn als einen Fremden und er hatte ſich ſo warm eingeniſtet! Er ſtand auf, ſagte ein dumpfes: Zahlgott! für's Eſſen und ſuchte ſeine Siebenſachen zuſammen. Macha Franz, der inzwiſchen überlegt hatte, daß er verächtlich daſtehe, wenn nun Franz zu Hauſe bliebe und daß der Reſpekt weg wäre; daß er nur einige

Digitized by Google

Wochen koſte, ſich in der Achtung Aller wiederherzuſtellen, wenn er Franz wieder fortſchickte und die Zügel ſelber wieder in die Fauſt nähme — trat zu Johann und ſagte: „Laß gut ſein! Du bleibſt!“ — Die Mutter ward todtenbleich; Franz, ihretwegen aufgeregt, ſchaukelte verlegen mit dem Schemel — Johann ſah Macha fragend an. — „Ja, ja, du bleibſt! Franz kann ſchon noch ein paar Wochen aushalten, 's wird nicht 's Leben koſten! und wenn er dich nichts verrichten läßt, reiß ihm die Bohlen aus der Mauer — iſt auch eine Arbeit! er wird dich ſchon machen laſſen, wenn's nur dein Ernſt iſt.“ — Franz war zu ſtolz, etwas dagegen einzuwenden; die Mutter mochte vor Johann, den ſie liebgewonnen hatte, nicht mit dem letzten Trumpf herausrücken, es hätte ihn verletzen müſſen. So kam's, daß Franz, der ſich mit ſeinen Gedanken ſchon wieder recht eingeheimſt hatte, gute Miene zum böſen Spiel machte und nach kurzabgebrochenem Abſchied, als ſtünde es nicht dafür viel Faren zu machen, nach Pöcin aufbrach. Die Mutter war ſtill, aber ihr Herz blutete um ſo mehr nach innen. Dieſer zweite Abſchied that ihr weher, als der am Neujahrstage, denn ihre damalige Angſt hatte nun ſchon Begründung gefunden, ſie wußte es, er gehe ſeinem Verderben entgegen und konnte doch nichts Erkleckliches dagegen vorbringen. Damals ſah ſie in Macha's Betragen Nothwendigkeit, jetzt Willkühr. Macha aber erſtickte alle Beſorgniſſe in Befehlen, welche das Geſinde durcheinanderjagten und ihm zu dem Selbſtbewußtſein verhalfen, ohne das er nicht leben konnte. Johann hatte Muße über das Alles nachzudenken, denn er war verdammt, einige Tage auf der Ofenbank zu lungern, während Macha Franz Alles ſelber verſehen wollte.

---

9. Capitel.

Liebesoffenbarung.

Nicht lange war Franz von Pöcin weg, als Tobiſchka heimkam; er ſprach ſehr ſelten etwas zu ſeiner Tochter, weil ſie ihm nicht nach Willen handelte; ſo achtete er ſie auch jetzt nicht, merkte nicht, daß ſie tief in Gedanken da ſaß und ihre Augen roth verweint waren; ſie hörte ihn auch nicht kommen; er warf in alle Winkel ſeine Augen, Franzen zu entdecken, ſtieg auf das Gemäuer hinter dem Ofen, wo Franz aus Langerweile zu ſchlafen pflegte; als er ihn auch da nicht fand ſprang er fluchend mit Einem Sprung von oben hinab. „Wo iſt Franta?“ — Johanka fuhr aus ihren Träumen empor. „Wo iſt Franta?“ — wiederholte Tobiſchka mit rollenden Augen und vor Wuth zitternder Stimme. „Nach Hauſe!“ — antwortete ſie ruhig. „Du haſt deinen Eid gebrochen!“ — wüthete der Alte, „du haſt ihm geklatſcht! Mädchen! ſchaff mir den Niemez herbei oder — meine Wuth ſoll ſich an dir kühlen!“ — „Ich habe nichts verrathen!“ — ſagte Johanka, — „bringt mich nur um, es wird mir recht lieb ſein!“ —

Tobiſchka lief mit ſtarken Schritten in der Stube umher und Johanka griff wieder zur Spindel; es war recht unheimlich. Nachdem der Alte ſeinen Zorn etwas verraucht hatte, verſuchte er es gelindere Saiten aufzuziehen, er machte einen Angriff auf ſeines Kindes Herz. Er ſetzte ſich auf die Ofenbank ihr gegenüber, die Hände hinten an den Kacheln wärmend und ſagte leiſe: „Johanka!“ — „Was denn?“ — „Willſt du mich antworten?“ — „Ja!“ — „Meinſt du, 's iſt immer ſo mit mir geweſen? meinſt du, ich wäre ohne Herz auf die Welt gekommen?“ — Johanka ſah ihn mit großen Augen verwundert an. „Ich war ein Menſch wie Honſa und Waclaw, ich war jung wie du, ich hätte allen Leuten meine Seel' auf der flachen Hand entgegengetragen — ich heirathete mit neunzehn Jahren deine Maminka, ein gutes aber leichtſinniges Weib. Wenn ſie klug geweſen wäre, ich wäre noch der beſte Mann geworden! Wir lebten gut, aßen und tranken, was gut und theuer war. Deine Mutter war aus einem reichen Bürgerhauſe, ſie verſtand nichts vom Bauern und glaubte die Felder trügen Alles von ſelbſt, wenn's nur brauf regnete und die Sonne ſchiene! Sie kaufte mir an Ramenstagen theure Kleider zur Ueberraſchung, ich ihr ebenſo; wir fuhren oft nach Roſenthal hinüber zu ihren Verwandten, welche Deutſche waren; da lachte man mich aus, weil ich nicht deutſch verſtand und deine Mutter lachte mit, das verdroß mich ſehr, aber ich lächelte dazu. Seit der Zeit blieb ich zu Haus, ſie fuhr allein, das kränkte mich; ich fing an zu trinken, Zänkereien entſtanden zwiſchen uns, ich ging in's Wirthshaus und blieb da ganze Tage; da gab es erſt Lärmen, wenn ich benebelt nach Hauſe kam und ſie im Schlafe ſtörte. Kinder kamen, die Nächte waren geſtört, ich kam gar nicht mehr nach Hauſe, meine Wirthſchaft ging hinter ſich, ſchlechte Ernten traten ein, ich mußte Geld ausborgen für die Saat, Zinſen häuften ſich auf Zinſen, aus einer Schuld gerieth ich in die andere; ich kam in Verruf, mit ihr ſprach ich faſt gar nicht mehr und wenn ſie mir Vorwürfe machte, wenn ſie gar weinte, da gerieth ich in Wuth und warf nach ihr, was ich grade erwiſchte; ſie fing bald an zu kränkeln, ſie ſängte euch beide zu lange und als ihr ein drittes Kind ſtarb, warf ſie der Schmerz in's Bett; ich hatte Mitleid mit ihr, aber wenn ich ihr's zeigen wollte, da ſchreckten mich ihre unfreundlichen Blicke und ich lief in die Schenke und häufte Schulden auf Schulden. Ich wurde von da und dort gemahnt, konnte nicht zahlen, man führte mir das Vieh aus dem Stalle, man verkaufte mir das Einzige, was ich für ewigen, unangreifbaren, ererbten Beſitz hielt: meine Felder! Er kaufte ſie, der Niemez! Macha Franz!“ — Hier ſprang Tobiſchka auf und ballte die Fäuſte. „Darum hab ich ihm Rache geſchworen! Rache! Rache! meine Felder ſollen ihm übel bekommen! Als ich ſie verlor, da gab ich Alles verloren und ließ Alles drunter und drüber gehen, die Mutter ſtarb, du liefſt mir fort, Honſiok wollte auch fort zu den Deutſchen, die ich haſſe! Was konnte da viel Gutes aus mir werden?! Ihr habt viel an mir verſchuldet, deine Mutter und Ihr Beiden! mach es wieder gut durch Gehorſam — du wirſt den Strom nicht aufhalten, der vom Felſen brauſt, ſtemmſt du dich gegen ihn, ſo reißt er auch dich in ſeine Fluthen, und Dörfer, Felder und Gärten werden doch überſchwemmt und ruinirt! Folg mir! ſei freundlich mit dem Franta! ich denke, er kömmt wieder, das Jüngelchen wird nur Heimweh bekommen haben, ſeine Mutter wird ihm ein bischen Zig geben, dann kömmt er wieder — die Deutſchen ſind Wort'oleut', das muß man ſagen! ho! ho! ho! Sieh hinaus, Johanka! was hab ich geſagt? Siehſt ihn dort hergerannt kommen, ſchön! ſchön! und jetzt ſollſt du nicht“ — er wollte ſagen „wieder heim!“ aber die Bewegung, welche er an Johanka bemerkte, hielt das Wort auf ſeiner Zunge

Digitized by Google

zurück. „Aha!“ — rief er gedehnt und schlug sich auf die Stirne „ich bin doch ein rechter Esel!“ Das Mädchen hatte die Erzählung des Vaters mit Rührung angehört, sie fühlte, wie sich die Schuld nicht auf seine Schultern allein wälzen lasse, aber seinen Haß gegen Macha begriff sie nicht, sie verstand es nicht, daß dieser Haß der Strohhalm war oder vielmehr das zweischneidige Messer, an dem sich Tobischka aus dem Schlamme der moralischen Verwesung heraushelfen wollte; es war ein mehr gemachter als wirklicher Haß, es war das ängstliche Haschen der Lebensflamme nach einem brennbaren Stoff, ehe sie erlischt — es war ein menschlicher Rechnungsfehler, sein ganzes Lebensglück von Macha Franz zu fordern, es an ihm zu rächen, weil er der zufällige Käufer seiner Felder war, es war ein Selbstbetrug, der verkehrte Weg, auf welchem er zeigte, daß er die Idee eines bessern Menschen in sich trage, denn nur ein solcher fühlt einen tiefen Schmerz über sein sittliches Verderben — nur ein solcher hat die Kraft zu einem großen Verbrechen. — Wir begreifen die Bewegung, in welche Johanka durch Franzens Wiederkunft gerathen mußte; Freude und Schmerz, Furcht und Hoffnung, alle diese entgegengesetzten Empfindungen bestürmten ihr Herz. Als Franz eintrat, geröthet vom Frost und der Bewegung, schön, stolz und voll Leben, da vergaß Hannchen Schwur und Drohung und Alles und rief ihm entgegen: „Warum kömmst du wieder, du Unsinniger! Er will dich ermorden! Nun ist's heraus! Deßhalb war ich stumm gegen dich, er wollte durch mich dich ködern, das wollte ich verhindern, aber er hatte mir einen Eid abgelockt bei dem Grabe meiner Mutter — ich kann ihn nicht halten! Nehmt mein Leben, meine Seele, nehmt Alles! Ich kann's nicht länger ertragen! Gott sei Dank! es ist heraus! Ich kann nun freier athmen — und wißt es nur, Vater, ich liebe Franzen über Alles, habe ihn schon damals geliebt, als Ihr mich vom Förster holtet! Ich Unsinnige! warum ließ ich die guten Leute, die mich so lieb hatten und folgte Euch in diese Mördergrube? Ihr habt zu Keinem mehr ein Herz, auch zu Euch selber nicht, sonst dächtet Ihr nicht an solche höllische Dinge!“

Ein furchtbares Gelächter unterbrach sie; es kam von Tobischka, welcher, die Arme an die Hüften gestemmt, sie erst mit verdüsterem Zorn und endlich mit Hohn anhörte. „Ha! ho! ho!, no, das ist schön angeraunt!“ rief der Alte, „so wollte ich's haben! jetzt ist's heraus!“ er lachte noch stärker; „meinst du, ich wußte das nicht, daß Ihr einander lieb habt? Meinst du, ich kannte Eure Possen beim Juden in Kunzendorf nicht? Deßhalb schloß ich den Kinderhandel, daß ich Euch zusammenbringe, denn sein Vater hätte ihm Thür und Pfosten entgegengestemmt! Deßhalb holte ich dich nach Hause! weil du aber so heimlich gegen mich warst, wollte ich dir Eins anhängen und spielte Bauernkomödie mit dir; ich hatte meine Freude dran, daß Ihr Euch so abquältet, unter Einem Dache fremd gegen einander thatet und mir Kuhmist in die Augen reiben wolltet! ha! ha! ha! das werde ich in der Schenke erzählen, die werden die Bäuche schütteln!“ — Hannchen wußte nicht, was sie davon denken sollte, so natürlich spielte der Alte seine Rolle, „aber die Felder!“ — rief sie ungläubig — „Närrin!“ — antwortete Tobischka in einem Athem, „wenn Ihr einander heirathet, bekomme ich sie ja so zurück! was sollte ich mich dann rächen? da müßt' ich nicht bei Sinnen sein!“ — Das leuchtete dem Mädchen ein, noch einmal stieg ein Zweifel in ihr empor: „Aber Eure Wuth, als er heute nicht da war? Eure Schwüre, Euer Zorn, Eure Rachegedanken?“ — Tobischka schlug die Augen nieder, als wollte er etwas ihn Beschämendes eingestehen. „Ja“, sagte er, „ich gesteh's, wenn er nicht wiedergekommen wäre, wenn Ihr durch seinen stolzen Mater getrennt worden wäret, dann hätte ich mich gerächt! ich gesteh's, ich bin kein Engel!“ — Franz glaubte ihm; Hannchen sah auf ihren Geliebten und glaubte auch; sie glaubte, weil es so schön ist, glücklich zu sein, in Harmonie und Hoffnung zu leben, ihre Gedanken waren mit dem Liebesknoe umstrickt, sie konnten sich nicht los machen; sie wagte es, glücklich sein zu wollen; sie flog dem Vater an den Hals und küßte ihn; sie flog in Franzens Arme, welche sie umfingen und schadenfroh sah Tobischka die Liebenden in weltvergessendem Kuße ihre Seelen tauschen. Er war finster wie der Abgrund, den kein Sonnenstraht erleuchten kann. Waren die Beiden weniger selig in dem Augenblick der höchsten Harmonie, weil ihre Füße auf einer losen Lawine standen? Dank sei der Vorsehung für die menschliche Kurzsichtigkeit! Tobischka aber dachte: „Küßt Euch nur —'s ist theuer bezahlt!“

---

10. Capitel.

Rache um Rache.

Tobischka hatte sich zu sehr verbissen in seinen Plan, um dem einfachen Gedanken, die Felder kämen durch eine Hochzeit an ihn zurück, in seiner Seele Raum zu geben — es kam ihm nur lächerlich vor an Frieden und Glück und Versöhnung denken zu wollen.— Die Liebenden konnten aus ihrem Traume leicht erwachen und mißtrauisch werden, der Frühling kam mit Riesenschritten heran, nur eine Spanne Zeit war ihm übrig — er wollte die nächste Gelegenheit ergreifen. Sie kam — die Klause schwoll an, riß die Brücke mit sich fort und zwang die Fuhrleute den Umweg über Slatina zu machen. Tobischka hatte Holz nach Jaworniz zu führen; er borgte vom Nachbar ein Pferd, weil er nicht Alles auf einen Wagen bringen konnte — mit Schlitten war nicht mehr gut fortzukommen. Er übergab Franzen den ersten Wagen mit seiner eigenen Mähre, er selbst fuhr hinter ihm her mit dem fremden Pferde. Franz sah hieraus, daß er an die Arbeit sollte, die beste Bestätigung der guten Gesinnung Tobischka's. Er küßte Hannchen zum Abschiede noch fröhlich, sie aber war nachdenkend, es ging ihr im Kopfe herum, daß sie den Schwur gebrochen, daß sie Gott strafen werde. — Sie hatte letzte Nacht böse Träume gehabt, die Mutter war ihr erschienen und hatte wieder zwei bleiche Finger in die Höhe gehoben und Franz stand hinter der Mutter wie ihr Schatten, sie wollte ihn küssen, aber er zerfloß wie Nebel. Sie dachte über diesen Traum nach, als sie vor der Thür stand und ihrem Geliebten nachsah, bis er ihrem Auge entschwunden war. Sie nahm hierauf ein großes Tuch, hüllte sich darein und lief in die Kirche; sie betete, konnte aber keine Ruhe finden, sie ging zum geistlichen Herrn und beichtete ihre Schuld, den gebrochenen Schwur, und erzählte ihm den Traum, aber vom Kusse, den sie Franzen geben wollte und daß dieser in Nebel zerfloß, sagte sie nichts. Der nachsichtige Herr gab ihr Absolution und streicheite ihr die Backe,

Digitized by Google

sie ging auch von ihm unberuhigt fort, der verschwiegene Kuß ließ keine Sicherheit in ihr aufkommen. Dieser Geist der Unruhe trieb sie in's Freie, durch das Schneewasser fort, an der hochwallenden, schäumenden Klause hin zum Jägerhaus hinauf, dort mußte sie Franzen, der durch die tiefe Klauseschlucht fahren mußte, kommen sehen — ist er etwa schon vorbei? Himmel! wie der Bach geschwollen ist! wenn ihm nur kein Unglück passirt! wär' er nur lieber über Slatina gefahren! Jetzt sieht sie vom hochübertragenden Felsen jenseits Franz anfahren. Franz hatte gegen Tobischka wegen der Klause Bedenken geäußert, dieser ihn ausgelacht — als er hart angefahren war und das Pferd mit durstigen Zügen das Klausewasser trank, sah er mit Grausen wie eine Woge die andre überstürzte in den braunen Fluthen, welche noch Eisstöße mitführten. Er sah weiter hinaus über den Bach, als wäre er schon lieber drüben; vom Felsen oder dem Jägerhause winkte ihm eine Gestalt — das rothe Tuch, die nette Figur, sie winkt, sie winkt lebhaft, sie redet mit tausend Zungen, er solle drüben bleiben, er erkennt Hannchen und was ihn abhalten sollte, grade das trieb ihn an; er gedenkt in dem Momente jener Erzählung seines Vaters aus dem Soldatenleben, er peitscht die schnaubende Mähre und sieht sich um, ob Tobischka nachfahre; erst in der Mitte des Wassers hielt er an, er saß auf dem Rücken des Pferdes, welches bebend seinem Willen gehorchte; da sah er nach Tobischka, welcher noch immer am Ufer hielt und dem Kampfe Franzens mit den Elementen zusah; dieser winkte seinem Hannchen Lebewohl, faltete die Hände, rief mitten aus dem Schlachtlärm der Wasser zu Gott um Vergebung seiner Sünden, dann trieb er das Pferd von neuem mit gewaltigen Peitschenhieben an, rief noch: „falscher Teufel!“ wenn auch seine Worte von dem Brausen der Wogen übertönt wurden, da sank das Pferd in eine Grube, der Wagen stürzte um, Franz ergriff in der Todesangst den Ast einer vom Rettungsbaum herüberreichenden Birke, der Ast brach, er sank, tauchte noch einmal auf, rief: Hannchen! und — war nicht mehr! Tobischka sagte drüben, als er diesem Todeskampfe zusah: „ten chudak!“ (der Arme!) und fuhr den Hohlweg langsam zurück. Und Hannchen? Meine romantischen Leser werden erwarten, daß sie sich nun wie Hero in das Wellengrab Leanders stürzen werde — und das wäre auch geschehen, wenn nicht der wohlthätige Schleier der Ohnmacht über ihre Sinne herabgefallen wäre. Als sie zu sich kam, hinab sah in das grausige Wasser — war Roß und Wagen und, ach! ihr Franz spurlos verschwunden und Woge drängte auf Woge in gieriger Hast, als eilte das tödtliche Element einem andern Opfer entgegen.

Hannchen lief, als wollte sie ihren Gedanken entlaufen, bergauf, bergab, waldein, waldaus, blutig gerizt, von Schweiß triefend; nicht weinend, nicht schreiend, stumm, eine aufgezogene Maschine. Dort ist Sanstoß! dort Macha's Hof! dort kömmt Franzens Vater! er hat Reisenschuhe an und läßt weite Kreise hinter sich im Schnee, er will in den Wald. Sie ruft: „Macha! Macha! Dein Sohn ist ertrunken! Tobischka hat ihn in die Klause gehetzt! Tobischka ist schuld!“ Dann sank sie zusammen; Macha trat zu ihr und wusch ihr die Schläfe mit Schnee, sie kam wieder zu sich und erzählte dem entsetzten Manne seines Sohnes Geschick. Er trug sie in das nächste Nachbarhaus, ging nach Hause zurück, todtenbleich, öffnete den Stall zog die lichtscheue Hansel heraus und rief nach Johann; dieser kam. „Johann!“ sagte Macha, „du mußt nach Pečin reiten zu deinem Vater, sag', ich schick' ihm das Pferd zurück, er wird schon wissen!“ —

Johann sprang freudig auf das Pferd, ohne viel zu beachten welches er bestieg; er sollte wieder einmal die Heimat sehen! Macha band ihn fest an's Pferd; „daß dir kein Unglück geschieht!“ meinte er zu dem Staumenden, „das Pferd ist lichtscheu!“ dieses trabte fort und Macha legte sein Haupt in seine Hände und weinte bitterlich. Als Johann im Freien war, kämpfte sich die Sonne durch die Wolken hindurch, ein heller, blendender Strahl schoß herab; als wäre er ein Himmelsfest, so ward die Hansel von ihm emporgezogen, flog den höchsten Gipfeln wie ein Vogel zu, schlug den Jammernden da und dort an die starrenden Fichten, an Felsenrippen, daß er die Besinnung verlor. Die lichtscheue Hansel traf in Pečin ein, ihrer alten Heimat, in treuem Instinkte blieb sie vor dem Hause Tobischka's stehen, wieherte laut und stampfte mit den Hufen an die wohlbekannte Thüre des Stalles. Tobischka kam heraus, Leute aus dem Dorfe sammelten sich, einmal noch schlug Honsicek das Auge auf, es traf den Vater vorwurfsvoll und schloß sich in dieser Welt für immer. Tobischka zog sein Messer und stieß es dem Pferde in den Hals, es zitterte, schwankte, fiel. — Tobischka entfloh vor dem andrängenden Volke in die Stube und sank auf die Bank wie leblos hin — das hatte er nicht erwartet! — So endete der Kinderhandel.

Schluß.

An der preußischen Grenze liegt zwischen Kuttel und Reinerz in einem einsamen Thale zwischen Bäumen versteckt eine Kapelle, es ist eine Einsiedelei. Treten wir in das reinliche Vorhaus über die hölzerne Treppe; ein Greis tritt uns entgegen mit silberweißem Haar, blauem Auge, gebeugt, auf die Schulter eines bleichen, weiblichen Wesens sich stützend, sie gehen in den Garten, um ihre Milch und ihr trocknes Brod durch Arbeit mit Schaufel und Haue zu verdienen. Es geht Keiner an dieser Einsiedelei vorbei, ohne ihre frommen Bewohner zu besuchen, welche ihr Leben in friedlicher Beschaulichkeit, in Arbeit und Gebet beschließen; es ist Macha Franz und Hannchen. — Jener verlor bald nach der schauerlichen Katastrophe sein Weib, diese ihren Vater; er verkaufte Hab und Gut, verließ seine Heimat und zog in diese Einsiedelei, wo Hannchen ihn wartet und liebevoll pflegt; er ist ihr Vater, sie sein Kind, Franz und Johanna leben oft ein vergeistigtes, höheres Leben in ihrem traulichen Gesprächе bei der friedlichen Arbeit im Garten oder in der Nacht am warmen Ofen, wo ein Kätzlein schnurrt und ein Seiger zirpt; wo die Schatten der Todten über ihnen schweben und leise Wehmuth sich um ihr Herz ergießt.

Digitized by Google

Die Frauen im Mittelalter.

Von

Karl von Kessel.

So wie Alles, was uns fern liegt und was Zeit und Jahre geheiligt haben, eine größere Anziehungskraft ausübt, als das, was wir selbst betrachten und mit eigenen Händen erreichen können, so ist es auch mit dem Mittelalter. Betreten wir dieses Gebiet entschwundener Jahrhunderte, so begleitet uns in der Regel dabei die Phantasie als Führerin; jede Ruine hüllt sich dann in den Schimmer der Romantik, die Zinnen bemannen sich wieder, die Pforten öffnen sich von neuem; Ritter und Reisige, in Stahl und Eisen gekleidet, ziehen an unserem geistigen Auge vorüber, das Lied des Minnesängers schlägt an unser Ohr und ernste Mönche sehen wir durch die Kreuzgänge des Klosters schreiten.

Fern sei es von uns den Versuch machen zu wollen, diesen Zauber zu zerstören. Der Mensch bedarf solcher Erinnerungen, denn gerade sie sind es, welche die Brücke zwischen der Gegenwart und Vergangenheit bilden; sie sind die ewig grünen Kränze, welche sich jedes Jahrhundert zum bleibenden Gedächtniß wand — die duftenden Blumen, die unter dem Schutt und dem Moder der Zeit sich fortwährend frisch und grün erhielten.

Aber wenn das Mittelalter als die Zeit betrachtet werden muß, wo die gesellschaftlichen Zustände in eine Periode getreten waren, die uns als das Product der christlichen Anschauungsweise und als das Auftreten bisher nur wenig bekannter Völker auf der Weltbühne als völlig neu und eigenthümlich erscheint, so darf man dabei nicht vergessen, welcher ausgezeichnete Platz schon damals den Frauen angewiesen war und daß sie einen wesentlichen Einfluß auf die Milderung der Sitten übten, da ihre Stellung im Allgemeinen eine freie, nur durch das ihnen selbst innewohnende Gefühl weiblicher Würde begrenzte war, während auf der andern Seite wieder die Gesetze der Ritterlichkeit die Hochachtung gegen sie als eine der ersten Pflichten hinstellten.

Der Zweck dieses Aufsatzes soll daher dahin gerichtet sein, die deutschen Frauen des Mittelalters in Betreff der Stellung, die sie im Hause und in der Gesellschaft, dem Gesetz und der Sitte gemäß einnahmen, historisch treu zu schildern — das also gewissenhaft wiedergeben, was uns hierüber anerkannt gute Schriftsteller der älteren und neueren Zeit hinterlassen haben.

Daß man bei einer solchen Arbeit nicht darauf ausgehen kann, einen poetischen Werth für dieselbe zu beanspruchen, liegt auf der Hand; allein solches ist auch nicht ihr Zweck, sondern in der Gründlichkeit und in einer faßlichen Darstellung dürfte die Aufgabe zu suchen sein, welche hierbei zu lösen ist. Das Eine wie das Andere soll unser Bestreben sein, und so hoffen wir dem Leser ein, wenn auch nicht umfangreiches, doch aber belehrendes und seine Aufmerksamkeit fesselndes Bild nach dieser Seite hin zu entwerfen.

Wir übergehen das, was uns die vorchristliche Zeit in Bezug auf die Frauen überliefert hat, weil es außerhalb des Zweckes unserer Aufgabe liegt, dagegen wollen wir in Bezug auf das Mittelalter mit der Erziehung beginnen, die dem jungen Mädchen zu Theil ward, bevor dasselbe als vollendete und gereifte Jungfrau selbstständig in's Leben trat. Es versteht sich von selbst, daß die Wohlthat des Unterrichtes im 11ten, 12ten und in den folgenden Jahrhunderten meist nur den Töchtern der vornehmen Geschlechter zu Theil wurde, denn Volksschulen nach unseren heutigen Begriffen gab es damals noch nicht, und überhaupt wurden die Wissenschaften bei den Germanen und den ihnen verwandten Völkern noch bis über die Reformation hinaus nicht besonders hoch angeschlagen, wie sich dies auch durch vielfache Beispiele und Aeußerungen, die darüber vorhanden sind, beweisen läßt. Nur in den Klöstern pflegte man dieselben und deshalb lag in den Händen der Geistlichen und der Mönche auch größtentheils der Unterricht. Daß sich derselbe nur in sehr seltenen Fällen über die Fertigkeit des Lesens und Schreibens hinaus erstreckte, bedarf wohl kaum der Erwähnung, und auch selbst dies war zu Ende des 12. Jahrhunderts noch etwas ziemlich Seltenes und wurde als eine Sache, die besondere Bewunderung verdiente, hervorgehoben. Konnte aber eine Dame lesen, so bildeten fast ausschließlich heilige Schriften ihre Lectüre, bis es später Mode ward, wie in unserer Zeit, auf den Toilettentischen Gedichte und Romane aufzulegen. Daß man es aber damals den Frauen fast ausschließlich überließ, die Kunst des Lesens und Schreibens zu erlernen, geht unter Anderem aus dem Umstande hervor, daß die meisten Dichter, wie Wolframm von Eschenbach, Ulrich von Lichtenstein ꝛc. hierin nicht bewandert waren, und deshalb mußte auch Letzterer zu seiner Betrübniß einmal einen Brief seiner Dame mehre Tage ungelesen mit sich herumtragen, weil er seinen Schreiber, der zugleich das Amt eines Vorlesers versah, nicht bei der Hand hatte. Was sich an griechischer und lateinischer Bildung bei den Frauen jener Zeit vorfindet, muß man am meisten in den Klöstern suchen, dagegen wurde es schon im 13. Jahrhundert in vornehmen Häusern Branch, französische Sprachlehrer zu halten.

Bei diesen näheren Beziehungen zum Unterricht und bei dem Umgange mit Dichtern und Minnesängern oder Troubadouren kam es denn auch, daß schon frühzeitig von den Frauen die Poesie gepflegt und selbst geübt wurde. So muß man als erste deutsche Dichterin eine Steyermärkerin, Namens Ava, bezeichnen, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte und das Leben Jesu in Versen darstellte, auch hierzu als Anhang eine Darstellung des Antichrists und des jüngsten Gerichts gab. In Frankreich dagegen war es Marie de France, welche sogar als lyrische Dichterin auftrat, die Gemahlin Kaiser Heinrich III. und des Herzogs Heinrich des Löwen nicht zu vergessen, die ebenfalls auf dem poetischen Gebiet mit Erfolg thätig waren.

Mit der Poesie, die feldstredend ihren nächsten Platz in den Herzen der Frauen hat, ging Musik und Gesang Hand in Hand. Daher machten auch diese beiden letzteren bald einen Theil der Erziehung aus. Daß natürlich in einer Zeit, wo überall nur erst die Anfänge der Tonkunst hervortra-

Digitized by Google

ten, die Instrumente sowohl wie Spiel und Gesang sehr einfach waren, versteht sich von selbst. Herumziehende Spielleute, namentlich Provençalen und Italiener, gaben dabei die Lehrmeister ab; die Harfe, die Fidel, die Leier,*) die Zither bildeten die Hauptinstrumente, deren man sich bediente.

Aber auch die äußeren Anstandsregeln bildeten im Mittelalter bei den Frauen einen Hauptheil der Erziehung, man nannte dies „Moralität“ oder Anstandsbegriffe, d. h. die Kenntniß, wie man seinen Körper zu halten, wie man in Gesellschaft seine Rede einzurichten, wie man das, was man in seinem Innern dachte, geschickt zu verbergen, wie man sich endlich in der Kleidung zu tragen habe. Schon damals waren hierbei die Franzosen die Tonangeber und sahen auf die in ihren Sitten rauheren und unbehofleneren, dabei aber doch sittlicheren Deutschen mit ziemlicher Geringschätzung herab. Die Etiquette, welche sich hier zwischen beide Geschlechter stellte, war sehr groß, man verlangte von der Frau die strengste Zurückhaltung, die im 10ten und 11ten Jahrhundert sogar soweit ging, daß die Letztere das nicht ansassen durfte, was ein fremder Mann berührt hatte. Als das höchste Vergehen gegen die Weiblichkeit wurde unter anderen das Anlegen von Männerkleidern betrachtet, wie dies viele Gedichte und Sagen der damaligen Zeit, ja sogar einige hierauf Bezug habende Verbote der Kirche darthun. Ebenso bestanden strenge Regeln der Etiquette wie die Damen sich zu verhalten hatten, wenn sie ausgingen. Die Weite ihrer Schritte, die Haltung des Fußes unterlag dabei bestimmten Regeln; sie mußten die Augen niederschlagen, durften sich nur verstohlen umsehen und der Anstand erforderte, daß sie stets mit dem Mantel bekleidet waren, der unter dem Halse mit einer Spange zusammen gehalten und mit zwei Fingern der rechten Hand, unter der Brust geschlossen etwas emporgehalten wurde. Stand die Frau, so hatte sie in der Regel die Hände in der Gegend der Taille übereinander geschlagen; saß sie, so wurde der Mantel über dem Schoß zusammengelegt, während die linke Hand auf dem Knie ruhte und die Rechte frei war. Für höchst unanständig würde es aber gegolten haben, wenn eine Frau die Füße gekreuzt hätte; ebenso erforderte es die Sitte, daß eine Frau, und wäre es die vornehmste gewesen, sich von ihrem Sessel erhob, sobald ein Mann grüßend in's Zimmer trat. Bei öffentlichen Festlichkeiten, wo Frauen an der Tafel Theil nahmen, gebot es der Anstand, daß dieselben sowohl im Essen wie im Trinken strenges Maß hielten. Der linke Arm ruhte dabei auf dem Tische, Bewegung und Sprache zeigten Zurückhaltung. Eine andere Seite des weiblichen Erziehungswesens, deren Ausführung vorzugsweise die Mütter übernahmen, war der Unterricht in weiblichen Handarbeiten: Spinnen, Weben, Sticken, ja selbst das Anfertigen der Mannskleider bildeten bis zum Ende des 13. Jahrhunderts eine Obliegenheit der Frauen, und hier bei letzterem waren es besonders die feinen Räthe und die schönen Verzierungen an denselben, auf welche man vorzugsweise hielt, was wohl theilweise in der meist bunten Zusammensetzung der Stoffe seine Erklärung findet. Besonders aber scheinen sich die deutschen Frauen schon in der frühsten Zeit in der Geschicklichkeit kunstreiche Stickereien anzufertigen, ausgezeichnet zu haben, die theils zu Sattelbecken, zu Kleidern, Hauben, Vorhängen und Tapeten verwendet und reich mit Gold, Silber, Seide und edlen Steinen versehen wurden. Die Wahlsprüche der Ritter, deren Wappen oder historische Gegenstände wirklichen Ursprunges bildeten dabei die Gegenstände der mit der Nadel auszuführenden Kunstsachen. Auf diese Weise wurden die Thaten der Zeit von zarten Frauenhänden verherrlicht; oft barg sich freilich darunter auch manch' süßes Geheimniß und der eigene Schmerz. So stickte Gudrun eine Tapete, welche auf die Ermordung Sigurd's Bezug hatte — so verfertigte die Gemahlin Wilhelm des Eroberers ein anderes Kunstwerk, das die Besiegung Harald's in der Schlacht bei Hastings darstellt.

Trat auf diese Weise herangebildet und in ihrer Erziehung vollendet das Weib in das gesellschaftliche Leben, so hatte sie dann natürlich auch das Recht an allen Vortheilen oder Begünstigungen, welche dasselbe ihr bot, Theil zu nehmen. Hierzu gehörte vor Allem der den Frauen gewidmete Minnedienst. Obgleich bei den germanischen Völkern das Weib nie in eine vollständige Mündigkeit trat und nur bedingungsweise dispositionsfähig erscheint, so ist diese Zurücksetzung doch wieder durch die Hochachtung ausgeglichen worden, deren sich die deutschen Frauen schon von den ältesten Zeiten her zu erfreuen hatten. Bei keinem Volke ward das Lob der Frauen in so zarter und ehrerbietiger Weise im Liede zu jeder Zeit verherrlicht wie bei den Deutschen; nirgends sind die Rechte der Hausfrau höher gehalten worden als bei ihnen. Von der Schönheit der deutschen Frauen haben uns die römischen Geschichtsschreiber Tacitus und Plinius zur Genüge erzählt; leider war es aber auch später wieder die Mode, welche sich des Gegenstandes bemächtigte und sich dabei in Uebertreibungen und Nachäffungen erging. So färbten sich schon die Römerinnen und später die Frauen romanischer Abkunft das Haar, um sich die bei den Germanen so sehr gerühmte hochblonde Farbe anzueignen. Galt ferner bei den Deutschen als Schönheitszeichen ein auf den Wangen sich lagerndes zartes Roth mit weißer Unterlage, so wurde bei den Engländern schon im 12. und 13. Jahrhundert die bleiche Gesichtsfarbe Mode und man griff zu allerhand künstlichen Mitteln, um dieselbe hervorzurufen. Im übrigen waren die Schönheitsregeln auch damals in Beziehung auf Mund, Augen, Zähne, Augenbrauen und Wuchs dieselben wie gegenwärtig, und die damaligen Dichter verstanden es eben so gut wie unsere jetzigen Schöngeister, sich in den zartesten und verlangendsten Ausdrücken nach dieser Seite hin auszusprechen, um das Ideal einer schönen Frau auszumalen.

Bei der Gemüthsbeschaffenheit des deutschen Volkes, dessen inneren Reichthum und dessen Hang zu schwärmerischen Träumereien demselben wohl niemand absprechen kann, war es daher auch ganz natürlich, daß sich der Minnedienst in seiner reinsten Bedeutung auf germanischem Boden schnell entwickelte und ausbildete.

Dabei muß man aber die Liebe selbst von der Form, unter welcher dieselbe gefordert wurde, wohl unterscheiden. Die soziale Stellung der Frau und die nur halbe Freiheit, welche die Gesetze ihr dabei anwiesen, gestatteten im Mittelalter nicht wie jetzt, zunächst im Stillen um ein weibliches Herz zu werben und alles Uebrige mehr als Förmlichkeit zu

*) Zwischen Harfe und Fidel stehend. Sie hatte statt drei Saiten deren sechs und kommt auch unter dem Namen Lyra vor.

Digitized by Google

betrachten. Im Gegentheil, wer die Hand eines Weibes begehrte, hatte sich unmittelbar an dessen Vater, Mutter oder Vormund zu wenden und ihr selbst stand hierbei kein Einspruchsrecht zu. Mit unseren modernen Begriffen dürfte sich dies nicht mehr vertragen, aber damals, wo die Erziehung der Frau eine überwiegend religiöse war, wo ihre Stellung ihr unbedingten Gehorsam auferlegte, wo der Mann, an Unterwürfigkeit nicht gewöhnt und sich seiner männlichen Kraft und der Schärfe seines Schwertes bewußt, den Nacken hoch trug, erschienen solche Beschränkungen nicht so drückend und ließen sich von den Frauen wohl ganz gut ohne das Gefühl der Zurücksetzung ertragen, besonders da der poetische Nimbus bei der zarten Aufmerksamkeit, mit welcher denselben begegnet wurde, nicht fehlte und ihnen in den Rechten, die sie als Gebieterin des Hauses fanden, eine ihrem Stolz und ihrem Ehrgeiz schmeichelnde Entschädigung geboten ward.

Eine große Umwandlung bewirkten freilich die Kreuzzüge, welche zuerst das Mittel wurden die Völker aus ihrer Abgeschlossenheit herauszuführen und eine Annäherung und Vermischung zu bewirken. Mit der Ueppigkeit und Weichlichkeit des Morgenlandes wurden auch andere Wünsche und Ansichten in die Heimath zurückgebracht, die Sitten gestalteten sich höfischer und glätter, die Kunst begann sich der Poesie zur Seite zu stellen und die in der Fremde gemachten Erfahrungen stellten nunmehr vielfach das Leben zu Hause als frostig, einförmig und veraltet hin. Diese Umgestaltungen der Ansichten, diese veränderte Anschauungsweise über die socialen Verhältnisse mußten selbstredend auch wesentlich auf die Stellung der beiden Geschlechter zu einander einwirken. Zuerst in Südfrankreich, dann später in anderen Ländern wechselten allmählig die Verhältnisse, indem aus der Frau die Herrin, aus dem sich bewerbenden Manne der Vasall wurde. Der Ritter mußte jetzt seiner Dame dienen; er mußte sich einer Prüfungszeit unterwerfen, die oft jahrelang dauerte bevor seine Treue und sein Muth durch das offene Geständniß der Gegenliebe belohnt wurde, wobei man namentlich in der Provence fast dieselben Ceremonien beobachtete, welche bei den Belehnungen Statt fanden, indem der Begünstigte vor seiner Dame hinkniete, die Hände faltete und von dieser als das Zeichen öffentlichen Verlöbnisses einen Kuß empfing.

War dies geschehen, so legte der Ritter die Farben seiner Schönen an und befestigte an seinem Schilde oder an seiner Lanze irgend ein Liebeszeichen, das sie ihm gegeben hatte. Dies war das Palladium, welches ihn im ernsten Kampfe wie im Turnier stets begleitete und zu Muth und Heldenthaten stets anspornte, wogegen auch die Gebieterin seines Herzens sich eine Ehre und einen Stolz daraus machte, diese zerhauenen und durchstochenen Kleinodien öffentlich als Schmuck zu tragen, nachdem ihre Hand dem Geliebten ein anderes Zeichen dieser Art geweiht hatte. Freilich wurde auch von manchen Frauen die Dienstpflichtigkeit, die sich ihre Verehrer selbst auferlegten, arg gemißbraucht, um ihrer Selbstsucht und Eitelkeit zu fröhnen. Unwillkührlich wird man hierbei an Schiller's Ballade „der Handschuh" erinnert, aber auch andere Beispiele liegen vor, wo Frauen die Ergebenheit ihrer Ritter arg mißbrauchten. So z. B. ließ sich Ulrich von Liechtenstein zur Ehre seiner Dame einen Finger abhauen, worüber diese ihn hinterher noch herzlich auslachte; Wilhelm de Balaun entschloß sich als Preis der Versöhnung mit Guilhelma von Javiac, deren Begehren gemäß dazu, sich den Nagel seines kleinen Fingers ausziehen zu lassen und ihr denselben mit einem Gedicht zu überreichen, in welchem er sich selbst wegen dieser Thorheit tadelte. — Andere Beispiele zeigen allerdings diese Verhältnisse auch wieder in ihrer höchsten poetischen Reinheit. So entbrannte der Provençale Prinz von Blaia in Liebe zu der von ihm niegesehenen, aber durch ihre Schönheit und Herzensgüte weltberühmten Gräfin von Tripolis. Um sich ihr zu nähern, nahm er das Kreuz, erkrankte aber auf dem Meere und wurde dem Tode nahe in Tripolis an's Land gesetzt und in eine Herberge gebracht. Dort besuchte ihn die Gräfin und nahm den Sterbenden in ihre Arme, der nun beglückt und zufrieden für immer die Augen schloß. Die Gräfin aber, tiefgerührt durch eine solche Liebe, nahm den Schleier und vollbrachte den Rest ihrer Tage im Kloster.

Begleiten wir nun die Frauen des Mittelalters einen Schritt weiter, lassen wir das Individuelle bei Seite und sehen wir, welchen Platz dieselben im gesellschaftlichen Leben einnehmen. Auch hierbei begegnen wir sogleich einem charakteristischen Zuge, welcher recht deutlich die Stellung der Frau bei einem so kriegerischen Volke, wie das germanische ist, bezeichnet. Vermochte dieselbe nämlich auch nicht an der Seite des Mannes zu fechten, so theilte sie doch wenigstens die Freuden und die Gefahren der Jagd mit ihm. Zu Pferde sprengte die Frau an der Seite ihres Gemahls, ihres Bruders oder ihrer Freunde über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf und gab sich mit nicht minderer Begier, wie die Männer, der schon frühzeitig so beliebten Lust der Falkenbeize hin oder führte wohl gar den Jagdspieß und den Bogen — nach vollbrachten Waldwerk aber bereitete sie im Dunkel des Waldes das labende Mahl für die ermüdeten Jäger. Noch unentbehrlicher waren die deutschen Frauen in der Trinkhalle beim fröhlichen Gelage, wo ihre Pflicht es erheischte die Becher zu füllen und diese mit freundlichem Zuspruch herumzureichen, wohl auch selbst Bescheid zu thun und in herzhafter Weise dem Meth und Wein zuzusprechen, obgleich dies mehr für die erste als für spätere Zeit des Mittelalters gilt. Eine andere Gelegenheit für die Unentbehrlichkeit der Frauen als Gesellschafterinnen bot der Tanz. Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, wie und in welcher Weise derselbe sich allmählig bei den germanischen Völkern entwickelt hat. Entweder waren es Rundtänze oder Reihentänze, an denen alle Anwesenden Theil nahmen und bei denen Lieder historischen oder nationalen Inhaltes gesungen wurden. Später schloß sich die vornehme Welt in besonderen Sälen ab und hier begannen die Tanzvergnügungen gegen Abend und endeten zur Zeit des Schlafengehens. Es ist selbstredend, daß sich die Frauen eine solche Gelegenheit nicht entschlüpfen ließen, um sich zu schmücken und sich im vollen Glanze zu zeigen. Die niederen Stände erschienen dabei in faltenreichen Gewändern, einen kleinen Spiegel in der Hand tragend, oder an einer seidenen Schnur am Halse hängend, das Haar mit Bändern geschmückt und einen Blumenkranz auf dem Haupte, der meistens der Schönen von ihren Verehrer gegeben ward, oder den wohl auch dieser als Zeichen der Gunst empfing. Oft bildeten solche Kränze aber auch die Gegenstände der Eifersucht und waren Ursach zu blutigen Raufereien, die sich auf den Tanzplätzen entspannen.

Wollten die Vornehmeren dagegen die drückende Luft der Säle mit der frischen und erquickenden Bewegung im

Digitized by Google

Freien vertauschen, so bedienten sie sich hierzu in der Regel der eingefriedeten Burgräume, die durchgängig sehr umfangreich waren und wo dann die fahrenden Spielleute, die aus ihrer Kunst ein Brodgewerbe machten, und daher wohl gern gesehen und reich belohnt, nicht aber geachtet wurden, zum Tanze aufspielten. — Was den Ton der Unterhaltung anbelangt, welcher in der höheren Gesellschaft herrschte, so war derselbe, wenn auch geglättet, doch in vielfacher Beziehung frei und ungenirt und drehte sich meistentheils um den Waffen- und Minnedienst, auch wurden wohl häufig epische und lyrische Gedichte vorgetragen. — Wie dies ja auch noch heutzutage der Fall ist, so kamen im Mittelalter die Frauen und namentlich die Hausfrauen am meisten in Bewegung, wenn ein Fest gegeben wurde, denn in solchen Fällen forderte es der Gebrauch, sowohl für die Herrschaft wie für das Gesinde neue Kleider anzufertigen, ja selbst für die Gäste mußte hiervon ein Vorrath vorhanden sein; die Zimmer bedurften einer neuen Ausschmückung an Teppichen und bettartigen Sitzen, welche die Wände entlang standen; der Fußboden endlich wurde entweder mit Decken belegt oder mit frischen Blumen bestreut. Hatte man die Gäste vor der Burg empfangen, sie dorthin geleitet und durch einen Trunk erquickt, so begab man sich, ehe die wirklichen Festlichkeiten begannen, nach der Kirche, um die Messe zu hören. Hierbei wurde von allen Theilen möglichste Pracht und ritterliches Wesen entwickelt; ein besonderer Gebrauch waltete dabei aber auch noch in sofern ob, daß, um hierdurch eine besondere Ehrenbezeugung an den Tag zu legen, jede Frau zu beiden Seiten von einem Ritter mit gezogenem Schwerte begleitet wurde, dessen Pflicht es übrigens auch noch war, möglichst für die Unterhaltung der Dame zu sorgen. In der Regel gestaltete sich ein solcher fast immer mit Musik begleiteter Zug so, daß zuerst die unverheiratheten, dann die verheiratheten Frauen kamen, diesen folgte die Dame des Hauses oder die vornehmste aus der Gesellschaft, an die sich wieder die Männer anschlossen, während das Ende des Zuges die Jünglinge bildeten. — Bei den Mahlzeiten bestanden in Bezug auf die Frauen, je nach der Auffassungsweise der verschiedenen Völker, auch verschiedene Vorschriften. Bei den Deutschen aßen beide Geschlechter in der ersten Zeit des Mittelalters in getrennten Räumen oder an abgesonderten Tischen, und nur die Wirthin erschien zeitweise an der Tafel der Männer, um die Honneurs zu machen. In Frankreich dagegen saßen beide Geschlechter gemeinschaftlich und paarweise zu Tisch, man aß von einem Teller, trank aus einem Becher und die Dame schnitt dabei ihrem Herrn in der Regel die Speisen vor. Auch in Skandinavien war es Sitte, daß beide Geschlechter zusammen aßen. Bei dem damaligen Mangel an Servietten wird der Gebrauch nicht befremden, daß man sich vor und nach dem Essen die Hände wusch, wobei ebenfalls die Damen den Herrn vorgingen. Nach aufgehobener Tafel ging jeder seinem Vergnügen nach; einige tanzten, andere unterhielten sich mit den Damen, noch andere spielten Schach oder würfelten. Dann folgten ritterliche Spiele bis zur Vesperzeit, hierauf begaben sich die Damen abermals zur Kirche und der Rest des Tages und des Abends wurde zuletzt wieder dem Essen und Trinken, dem Tanz, dem Brettspiel und der Unterhaltung gewidmet.

Eine schöne und heilige Sitte hatten auch die Frauen in Bezug auf die Ausübung des Gastrechts zu erfüllen. In den ersten Zeiten des Mittelalters, wo die Sitten sich noch sehr einfach und rein erhalten hatten, war es namentlich bei den nordischen Volksstämmen Gebrauch, daß die Hausfrau jeden vorüberziehenden Wanderer einlud unter ihr Dach zu treten und es sich darin wohlsein zu lassen, oder daß sie, wenn diese Einladung an der Seite ihres Gemahls geschah, derselben den Bewillkommungskuß hinzufügte, was sich jedoch nur auf Ebenbürtige erstreckte. Wie weit in dieser Beziehung die Aufmerksamkeiten jener Zeiten reichten, geht ferner auch daraus hervor, daß die Hausfrau dem Gaste, nachdem sie ihn an den Herd geführt und bei der Abnahme der Rüstung behülflich gewesen war, frische Kleider reichte, daß sie bei der Mahlzeit neben ihm saß um ihm den Becher zu kredenzen und daß sich endlich dieselbe Fürsorge bei Bereitung seines Nachtlagers zeigte. Später freilich fanden auch hierbei wesentliche Umwandlungen Statt, denn bevor der Gast empfangen wurde, mußte er sich erst anmelden lassen, auch seinen Mantel ablegen und sein Schwert abgeben.

Es ist bekannt, daß die deutschen Frauen des Mittelalters meist zu Pferde reisten; bis zum 13. Jahrhundert fand man es sogar nicht anstößig, wenn sie solche Reisen allein machten. Der Sitz der Frauen zu Roß war, wie er noch heutzutage ist, doch erforderte es der Anstand, daß dieselben dabei eine solche Haltung annahmen, daß sie ihren Kopf dem des Pferdes zuwendeten. Beim Absteigen bedienten sie sich kleiner eiserner Treppchen oder Schemel; die Füße ruhten in Steigbügeln, die vorne wie Schuhe geschlossen waren und allerhand Formen und Verzierungen hatten. Die Satteldecke reichte fast bis auf die Erde, und Zaum, Steigriemen, Brustzeug ꝛc. ꝛc. waren reich mit Silber, Gold und Edelsteinen ausgelegt. Als Hauptkleidungsstück bei solchen Reisen diente den Damen ein faltenreiches mantelartiges Kleid, die Kappe genannt, wahrscheinlich weil es zum Schutz gegen Regen, Staub und Sonne zugleich über den Kopf gezogen werden konnte.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Bereitung feiner Leinenzeuge schon frühzeitig eine Kunst war, die sich die deutschen Hausfrauen zu eigen gemacht hatten, weshalb auch bis ins 13. Jahrhundert hinein bei den Frauen das leinene oder wollene Unterkleid, über welches der Rock fiel und der dann wieder durch den Mantel bedeckt wurde, die allgemein gebräuchlichen Bekleidungsgegenstände bildeten. Bei näherer Bekanntschaft mit den Byzantinern, mit den Arabern und mit dem Kunstfleiße, der sich in Italien entwickelte, wurde diese Einfachheit aber bald verdrängt und die Leinwand mußte den feinen Wollenzeugen und der Seide weichen, wozu dann auch feine Verbrämungen von Gold und Pelzwerk kamen; letztere eine bereits in den frühesten Zeiten beliebte Zierart des germanischen Volkes.

Wenn man sich daher die Kleidung einer vornehmen Frau in der Periode, wo das Ritterwesen sich in der höchsten Blüthe befand, vorstellen will, so würde man, den Ueberlieferungen jener Zeit gemäß, dieselbe in folgender Weise schildern müssen:

Das feine, mit langen Aermeln und einer zierlichen Halskrause versehene Unterkleid bedeckte der Rock, der durch einen Gürtel geschlossen wurde, unten einen Zeibesaß hatte und so lang war, daß er die Füße gänzlich verhüllte. Während oberhalb der Brust das Kleid eine lostbare Spange zusammenhielt, umschloß am Handgelenk die enganliegenden

Digitized by Google

Aermel ein Armband. Ueber den Rock hing der leicht über die Schultern herabfallende Mantel und wurde in der bereits von uns beschriebenen Weise gehalten. In der Regel war er, wie das Kleid, mit breiten farbigen Borten besetzt. Die Füße waren mit farbigen Strümpfen und Schuhen bedeckt, den Kopf zierte bei unverheiratheten Damen entweder ein frischer Blumenkranz, ein metallener Reif oder ein Gewinde aus Edelsteinen, Perlen, Gold oder Seide. Kopfbinden und Schleier durften nicht fehlen, so wie es später auch zur guten Sitte gehörte Handschuh zu tragen.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung bei den Kleidertrachten des Mittelalters ist die, daß die Damen, im Gegensatz zu der jetzigen Zeit, die hellen, in die Augen fallenden Farben besonders schätzten. Vorzugsweise liebte man gelb und roth, nächst diesen grün, blau, schwarz und Mischungen von roth, violett, braun ꝛc. ꝛc. Aus dem Mittelalter, der Zeit der Romantik und Symbolik, stammt denn auch die noch jetzt beibehaltene Bedeutung der Farben; so zeigte grün die Hoffnung oder den Anfang der Minne an, weiß die Unschuld oder Mäßigung, roth ein von Liebe erfülltes Herz, blau die Treue, gelb die gewährte Liebe, schwarz endlich die Trauer. Daher kam es denn auch, daß namentlich bei den Kleidern der Herren, ihren Schönen gegenüber, die Zusammensetzung der Farben eine Sprache bildete, welche man in der damaligen Zeit recht gut verstand, denn auf Gleichmäßigkeit der Stoffe sah man im Mittelalter ebensowenig wie auf Gleichheit der Farben, sondern hielt bei der Zusammensetzung der Zeuge mehr auf die Uebereinstimmung ihres Werthes. Daß solche Sitte übrigens geschmacklos war, unterliegt wohl keinem Zweifel und man kann sie eben nur in der Vorliebe unserer Vorfahren zu den grellen, in die Augen fallenden Farben erklären, doch gilt das hier Gesagte überhaupt nur fast ausschließlich von der männlichen Kleidung, indem sich die Frauen den bessern Geschmack zu bewahren wußten.

Wir haben schon gesagt, daß die deutschen Frauen vorzugsweise auf sehr lange Kleider hielten, weil sie das Zeigen der Füße als eine Unschicklichkeit betrachteten. Diese Kleider hatten bei den reicheren, nicht blos dem Adel angehörenden Ständen lange Schleppen, die sorgfältig in zierliche Falten gelegt waren. Als ein uraltes Stück der weiblichen Kleidung erscheint auch der Gürtel. Man betrachtete ihn daher auch bald als einen Gegenstand des Schmuckes, den man mit Gold und Edelsteinen besetzte und dessen Enden lang herabfielen. Im 14. Jahrhundert wurde der Gürtel mit Glocken und Schellen verziert. Im 13. und 14. Jahrhundert kam auch die aus Frankreich herübergebrachte Sitte, die Kleider in der Taille zu verengen und dieselben dann in Falten herunterfallen zu lassen, auf, wozu sich doppelte Aermel gesellten, von denen die einen den Oberarm bedeckten und dann weit herabfielen, während die andern sich eng anschlossen und bis an die Handknöchel reichten. — Ein lange im Gebrauch erhaltenes Kleidungsstück bei den Frauen waren die sogenannten Kappen — ein weites Uebergewand mit Aermeln, welches die ganze Gestalt vom Kopf bis zum Fuß bedeckte und das zur Verhüllung des ersteren eine besondere Vorrichtung hatte. Nächst diesem kommt der Mantel sehr in Betracht, auf dessen Ausstattung man die größte Sorgfalt verwendete, indem man ihn inwendig mit kostbarem Pelzwerk, auswendig aber mit Goldborten und Edelsteinen besetzte. Auch die Gürteltasche darf nicht vergessen werden, welche zur Aufbewahrung des Geldes und der Riechbüchsen, wohl auch zur Befestigung eines kleinen Dolches und der mehr harmlosen Scheere und Spindel diente. — Wir haben auch bereits erwähnt, daß zu einem guten Anzuge seine Handschuh gehörten, ebenso verlangte die Mode in Bezug auf das Geschmeide der Frauen schon frühzeitig kostbare Halsketten, Spangen, Ohrgehänge, Gürtelschnallen, Finger- und Armringe, theils von Gold mit Edelsteinen besetzt, theils von Silber und Bernstein. Ferner verwendeten die Frauen schon im Mittelalter eine besondere Sorgfalt auf ihr Haar und bald wurde auch bei den Romanen, wie dies schon früher bei den Römern der Fall gewesen war, das Hochblonde Modefarbe, weshalb sich beide Geschlechter der damaligen Zeit solches künstlich durch Färbung zu ersetzen suchten. Die Damen scheitelten ihr Haar in der Mitte und während dasselbe durch ein Band oder einen Reifen zusammengehalten wurde, fielen auf beiden Seiten Locken herab, oder diese umgaben wohl auch, in kleinen künstlichen Ringen, die ganze Breite der Stirn. Wo keine Locken getragen wurden, fiel das Haar in Zöpfen geflochten und mit Perlenschnüren und Goldfäden durchwirkt über die Schulter nach vorne herab. Außer der Haube, die bis zu unseren Tagen Volkstracht geblieben ist, waren auch die Hüte im Mittelalter bei den Frauen sehr stark im Gebrauch. Vornehme Damen trugen dieselben von Seide oder Sammt, auch gestickt und von Pfauenfedern gebildet. Bei den Sachsen waren die Strohhüte als Nationaltracht Sitte, oben spitz zulaufend und mit einem breiten Rande versehen; in Oesterreich trug man ebenfalls breite, das Gesicht bedeckende Hüte. Etwas, das schon in der frühesten Zeit des Mittelalters (wie im Alterthum bei den Römern) auf den Toilettentischen der Damen nicht fehlen durfte, waren die Schminken. Die Engländerinnen betrachteten eine blasse Gesichtsfarbe als schön und vornehm, und um sie hervorzubringen fasteten sie, schlugen sich zur Ader und bestrichen ihr Gesicht mit weißer und grauer Farbe — die Französinen dagegen, welche einer frischen Röthe den Vorzug gaben, meinten in einem guten Frühstück das Mittel gefunden zu haben sich dieselbe anzugewinnen, doch griffen auch sie häufig zur Schminke, deren es nach der Aufzählung eines alten Schriftstellers über 300 Sorten gegeben haben soll, und bald ahmten die deutschen Frauen diese Mode nach, obgleich dies künstliche Schönheitsmittel stets und zu allen Zeiten von der öffentlichen Meinung verdammt worden ist.

Wir fügen zum Schluß noch einiges über die rechtliche Stellung der Frauen bei, welche diese dem Gesetz gegenüber im Mittelalter inne hatten. Der Heirath einer Frau ging immer ihre öffentliche, feierliche Verlobung voraus und an diese knüpfte sich als unerläßliche Nothwendigkeit von Seiten des Bewerbers der „Brautkauf", well für ihn hieraus die Erwerbung aller Rechte in Bezug auf das Vermögen der Frau und die von dem Gesetz begehrten Bedingungen in Bezug auf die Gültigkeit einer Ehe hervorging, ja davon sogar lediglich abhängig war. Als Gegensatz seitens der Frau gesellte sich dann die „Mitgift", die bis zum 14. Jahrhundert ausschließliches Eigenthum derselben blieb. Nach dem Tode des Mannes hatte die Frau die Wahl, entweder ihr „Eingebrachtes" zurückzufordern oder das ihr ausgesetzte „Leibgedin-

Digitized by Google

ge" anzunehmen. Waren Kinder vorhanden, so leitete zwar die Mutter die Erziehung derſelben, blieb aber in den meiſten Fällen unter Vormundſchaft. Verheirathete ſich die Wittwe wieder, ſo fielen die bisherigen Erbgenüſſe fort und ſie trat von neuem in die einer erſten Ehe zu Grunde liegenden Rechtsforderungen und Rechtsfolgerungen.

Der Conventsremter auf der Marienburg.

Von M. Rosenheyn.

*Hierzu der Stahlſtich: Die Marienburg in Preußen, von der Nogatſeite.

Des deutſchen Ordens heldenſtarke Ritter,
Sie drangen ſiegreich mit dem Schwerte durch
Und wenn ſie ruhten von des Kampfs Gewitter,
Empfing ſie ſiegreich die Marienburg;
In dieſem Remter ſaßen ſie beim Mahle,
Der Rede Gold im blinkenden Pocale.

Das Schönſte und Herrlichſte, was die altehrwürdige Marienburg in ſich aufbewahrt, iſt der große Conventsremter, der gewöhnliche Speiſe- und Versammlungsſaal der im Hauptthurme befindlichen Ritter des deutſchen Ordens. Der Saal, noch ganz in ſeiner urſprünglichen Schönheit erhalten, bildet, mit den zartweißen, luftigen Gewölben auf drei ſchlanken Granitſäulen ruhend, einen Aufenthalt von unbeſchreiblich lieblicher Heiterkeit. Da die gewaltige Decke in leichtförmigen Wölbungen dreimal herabſchwebt zu den Pfeilern unten, und mit dieſen ohne merkliche Unterbrechung des Capitals zuſammenwächſt, ſo erſcheinen dieſe ſchlanken Stützen wie majeſtätiſche Palmbäume, die ihre Aeſte in ſchwanker Biegung zum Himmel ausſtrecken und ſanft zur Erde wieder zurücknelgen, oder wie coloſſale Lilienkelche, von Meiſterhand aus Stein geformt. Himmel und Erde erſcheinen in dieſem Prachtbau harmoniſch vereint. Kühn und verwegen ſteigen die edeln Spitzbogengewölbe in die Höhe, als wollten ſie ſich in's Unendliche verlieren, und doch, als könne der Himmel das Irdiſche nicht verlaſſen, ſenken ſie ſich wieder in den ſchlanken Steinpfeilern zum Boden nieder, und es gleicht der weite zarte Dom dieſes Remters dem Himmel in einer gedankenvollen Mondnacht, wenn dieſe milde ſegnend den Boden berührt. Es unterliegt keinem Zweifel, in dieſem Conventsremter feiert die ganze Kunſtrichtung des deutſchen Ordens ihren höchſten Triumph, und es dürfte nicht zu viel geſagt ſein, wenn man behauptet, die geſammte gothiſche Baukunſt habe unter ihren Tauſenden edler Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit der Bildung wie an Eleganz der Formen und an ſchönem Verhältniß der Stützen zum Geſtützten dieſem Meiſterwerke der Kunſt gleichkäme. Man möchte ſagen, alle früheren Gewölbconſtructionen ſeien nur Vorbereitungen zu dieſem höchſten Triumphe; alle ſpäteren ein verflüfteltes Hinabſteigen vom Gipfel. „Mir iſt in keinem Lande," ſagt der berühmte Kunſtkenner, von Quaſt in Berlin, „ein anderes Gewölbe vorgekommen, welches dieſem, gleich drei Fontainen über den zarten Granitſtützen emporſteigenden, kühnen Strahlengewölbe gleichkäme."

Die Länge des Saales beträgt 96′, die Breite 48′, die Höhe 29′; die Dicke des Pfeilerſchaftes nur 15 Zoll und ſeine Höhe 10½′, alles aus einem Stück roth-ſchwarz gemiſchten körnigen Granits. Von jedem Pfeiler ſteigen 24 glattgearbeitete Rippen zur edlen Spitzbogendecke empor, alle auf den nicht viel ſtärker als die Pfeiler ſelbſt gebildeten Capitälern derſelben ſtehend und leicht und überaus zierlich ſich allmählig erhebend. In ſtarken, kräftigen und doch ſo leichten Maſſen ſchwebt das Gewölbe, wie in der Mitte auf die drei Pfeiler, zu den Seitenwänden herab aus der Höhe, wo ſich ſeine Rippen unter zierlichen Roſetten begegnen, und ruhet zwiſchen den Spitzbogenfenſtern der beiden Langſeiten des Saales auf 14 ſauber gearbeiteten Conſolen von Kalkſtein, auf den beiden ſchmalen Seiten aber und auf den Ecken zuſammen auf 8 dergleichen. Die ſtarken, 7 Fuß dicken Mauern bilden nach Außen und Innen breite Fenſtergewände. 14 Fenſter auf den beiden Langſeiten, 8 gegen Abend und 6 gegen Morgen, hoch und mit Spitzbogen überwölbt, Kirchenfenſtern entſprechend, doch ohne Zierſtein in den Bogenſpitzen, erhellen reichlich und ſchön den heitern Saal, und mit wohlgelungener neuer Glasmalerei prangend, wird das blendende Licht durch den ſanften Farbenteppich zwar gemildert, aber wieder erhöht, wenn die Morgen- und Abendſonne das Gewölbe durchſtrahlt und auf den mit verglaſten Ziegeln moſaikartig ausgelegten Fußböden ſich die phantaſtiſch bunten Schatten der Malerei lagern. Steinerne Sitzbänke laufen an den Wänden herum und eine Schenkbank mit einer Einfaſſung aus Kalkſtein verbindet dieſen Remter mit der anſtoßenden Conventküche, aus welcher die Speiſen herumgereicht wurden. Ueber der großen Eingangsthür erblicken wir Figuren eines alten Gemäldes, meiſt verwiſcht und undeutlich, Chriſtus die Maria ſegnend. Auch zeigt einer der zierlichen Schlußſteine oben in den Gewölbebögen noch eine farbige Ausmalung, die Flucht nach Egypten, als Wappen des Landmeiſters. Zur Abendzeit gaben Lichtkronen, die den Saal ſchmückten, die erforderliche Beleuchtung. Schon damals ſchien den aus Süden ausgezogenen Rittern die nordiſche Kälte unbehaglich; auch ſollte beim fröhlichen Mahle nicht des Klima's Unfreundlichkeit die heitere Trinkluſt ſtören; — daher die ſtarke, doppelte Heizung in dieſem Remter, eine durch einen mächtigen Kamin, der die Traulichkeit mehrte, und eine unter dem Fußboden durch einen großen Herd, über welchem Feldſteine auf einem Roſte geglüht wurden. Durch Löcher in den Kalkſteinplatten des Fußbodens, welche durch metallene Deckel geſchloſſen werden konnten, wurde die Wärme von unten in den Saal geleitet. Auf der rechten Wandſeite, die nach dem Schloßhofe zu liegt, ſtehen die Fenſter höher, als auf

Digitized by Google

der andern Seite nach der Rogat zu, wo sie tiefer hinunterreichen und zeigen, daß man aus diesen Fenstern wohl in's offene Werder hinausschauen, durch jene aber nicht gesehen sein wollte. Ein gezierter Eingang führt vom Schloßplatze in den Saal. Eine zweite kleine Thür war blos für den Hochmeister bestimmt; sie führte aus Meisters Hinterkammer eine lange schmale Steintreppe hinunter und trat durch sie der Hochmeister in den Remter ein, wenn er mit den Ordensbrüdern speisen wollte. Daß dieser Saal zu des Lebens Lust und zu geselliger Freude bestimmt war, darauf deuten auch jene drei kühn auftretenden Pfeiler hin, welche gleichsam wie zur Lust das leicht hinschwebende Gewölbe tragen. Gleich der erste Pfeiler vorn ist ein gar lustiger Geselle in der Kirche. An seinem Capitäle heben sich aus Stein gemeißelte Spielleute und Tanzende angefaßt und umtanzen es, mit dem Rücken daran gelehnt, und zeigt der Fuß wunderlich verzerrte Fratzenköpfe mit Narrenkappen und Midasohren. An jenem zweiten Pfeiler wirkt sich oben üppiges Weinlaub herum, an's Zechen erinnernd, dem die Ritter hier wohl weidlich nachgingen, und am dritten Pfeiler sehen wir der ersten Eltern Sündenfall spaßhaft dargestellt; zunächst Frau Eva mit dem verlockenden Apfel in der Hand, ihn dem gutmüthigen Adam zum Einbeißen hinreichend, daneben der Engel, mit dem Vertreibungsschwerte das Pärchen aus dem Paradiese jagend, und nun Adam gedrungt, im Schweiße seines Angesichts mit einer Hacke an einem gewaltigen Felsen arbeitend. Aber auch Eva hat ihr Theil bekommen. Wie ernsthaft sitzt sie da hinter dem Spinnrocken neben der geschaukelten Wiege, worin ein schon größerer Sohn einen neuen kleinern Adam einzulullen sucht. Die bunte Pracht aber, die wir da in den Fenstern bemerken, hat eben keine geschichtliche Beziehung. Wir sehen in ihnen der Reihe nach die Kreise von Westpreußen, wie sie zur Wiederherstellung dieses Remters zusammentreten und jeder mit seinen Städten den Ausschmuck eines Fensters übernahm. Deshalb wurden als Zeichen dieser Erinnerung diese farbigen Wappenbilder hier eingesetzt. Die Inschriften unten besagen den Namen jedes Kreises. Jenes mittlere, der Thür gegenüber, hatte zur Wiederherstellung der verstorbene Fürst Staatskanzler von Hardenberg auserwählt. Daneben prangt ein Fenster mit den Bildnissen eines Ordensritters und Landwehrmanns, neben einander gestellt, als inhaltsreiche Verbindung der alten Zeit mit der neuen, welcher letztern das Schloß ja seine Restauration verdankt. Labung des Körpers durch Speise und Trank, Erheiterung des Geistes durch Spiele und Gespräch, Erholung durch Mittheilung des Freundes mit dem Freunde, des Bruders mit dem Bruder, dies Alles war dieses Saales eigentlicher Zweck.

Zuerst begaben sich die Ritter nach verrichtetem mittäglichen dritten Tagesgebete in diesen Remter zum Mittagessen, wo drei Tafeln gedeckt waren. An der ersten, welche die Gebietigertafel hieß, hatten der Hochmeister, der Groß- und Hauscomthur, der Trefler und andere der vornehmsten Beamten ihren Sitz. An dem zweiten, dem Conventstische, saßen sämmtliche Ordensritter, Priester und Laien beisammen. Eine dritte Tafel, der Jungentisch, war für die sogenannten jungen Herren bestimmt, welche die zu ihrer Ordensaufnahme festgesetzte Probezeit noch nicht bestanden hatten, sowie auch für die oberen Diener des Hochmeisters und Hauses. Vor dem Essen, wie nach aufgehobener Tafel sprachen die Priester den gewöhnlichen Segen, die Laien aber ein Paternoster und Ave Maria. Die Speisen wurden aus der anstoßenden Conventsküche durch die Schankbank hereingereicht und bestanden, außer den Fastagen, aus drei Gerichten nebst Weißbrod, welchem für die Gebietigertafel und den Conventstisch auch noch Käse beigegeben ward. Am Sonntag, Dienstag und Donnerstag gab's Fleisch zu essen, an den drei andern Tagen Molkenspeise und Eier, Freitags Fische. Sogenannte Remterjungen besorgten die Aufwartung und mußten auf gleiche Vertheilung der Schüsseln wie des Getränkes sehen, das je zwei Brüdern mit 4 Quarten Bieres in zinnernen Kannen zugemessen war. Nur dem Meister wurde, und zwar jedesmal mit seidenen Handquehlen, von jedem Gericht viermal so viel dargereicht, damit er von seinem Ueberflusse den Brüdern, die zur Strafe saßen, oder den Armen mittheilen könne. Während des Essens aber hielt einer der Vorleser, deren es vier im Hause gab, an einem eigens dazu eingerichteten Pulte religiöse Vorlesungen, und tiefe Stille herrschte im Saale, wenn nicht der Meister der Gäste wegen zu sprechen erlaubte. Kranke und altersschwache Brüder durften an der reichlichen, und mit gesundester Nahrung versehenen Tafel der „Firmaria“ theilnehmen. So hießen nämlich die Krankenanstalten des Hauses, deren eine, die Herrenfirmaria, im angrenzenden nordwestlichen Flügel des Schlosses, die andere für die Knechte in der Vorburg lag. Dem Meister dagegen stand jederzeit die Wahl der Tafel frei. Hatte er Besuch von Gebietigern und Comthuren, so speiste er oben in seinem kleinen Remter; waren fremde vornehme Herren oder Fürsten seine Gäste, dann war die Tafel im großen Prachtremter, aber im vollen Lichte der Fenster, unter dem schönen Gewölbe, das sich von dem Pfeiler in der Mitte wie eine schlanke Palme schirmend über die Tafel erhob.

Nach der Vesperhora folgten die fröhlichen Stunden der Erholung in eben diesem Conventsremter, die in der blühenden Zeit des Ordens wohl eine höchst anziehende Erscheinung darbieten mußten. Man denke sich im schönsten Saale, der sich jemals über heitere Gesellen gewölbt, Männer aus den edelsten Geschlechtern aus allen Gauen Deutschlands, jeder in sich ein künftiger Fürst; denn das konnte er ja jederzeit durch die Wahl zum Meister werden; alle aber verbrüdert zum hohen Zwecke, der auch den Gewöhnlichsten über das Gemeine erheben mußte, und stets gerüstet mit dem Ernste des Lebens in Krieg und Noth. Man wird gestehen, daß dieser Remter eine Gesellschaft umschloß, wie sie weder damals die rohen Trinkgelage in den weltlichen Burgen, noch unsere Casino's darbieten. Hier sah man die hohen, kräftigen Gestalten in lebhaftem Gespräche die prächtige Halle durchschreiten; dort umstanden Andere einen zur Harfe singenden Ritter oder einen eben angekommenen fremden Bruder aus Deutschland, der neue Mähre vom Kaiser und Reich brachte; da saßen Einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damenbrett oder Schachspiel, das aber nicht um Geld gespielt werden durfte, und Mancher saß wohl auch einsam auf der Steinbank am Fenster und trank, über die weiten Werder hin nach Westen blickend, in Gedanken der fernen Heimath zu. An den Fasttagen aber, wo nur einmal, nämlich zu Mittag gespeist wurde, so wie an Festtagen, hielten sie hier ihre Trinkzusammenkünfte, Collation, da ihnen an andern Tagen außer der Mahlzeit nur Wasser zu trinken erlaubt war. Dann

Digitized by Google

gab's Danziger auch Wismarer Bier oder Thorner Landwein, der nach dem Zeugniß guter Schmecker vortrefflich war, wohl auch Rhein- oder ungarischen Wein. Statt der Schankbecher, die mit des Meisters Wappen geschmückt waren, und statt der zinnernen Flaschen, worin man den Wein hergebracht, schigten wohl auch Schenkgläser, darinnen man den Meth vorsetzte, und gefüllt mit dem alten vaterländischen Getränke, stimmten sie die Freude höher.

Und welch merkwürdige Wandelungen hat nicht dieser Prachtremter im Laufe der Jahre erlebt. Zur Zeit der polnischen Wirthschaft wurden seine lustigen Hallen in ein Exercirhaus für die polnische Besatzung verwandelt, die steinernen Sitze ausgebrochen, mehre Fenster vermauert, und mußten die farbigen Fliesen des Bodens einer soliden Sanddecke Platz machen. Ihr verdanken wir die gute Erhaltung der Pfeilerbasen. Inmitten der französischen Heereszüge wurde dieser Saal zu einer Reitbahn und zuletzt zu einem Militärlazareth benutzt, während in seinen unteren Räumen Feldschmiede arbeiteten. Sic tempora mutantur! — Mit Unrecht führte dieser Remter noch in neuester Zeit den Namen „Refectorium".

Diese Benennung kommt nur den Speisesälen in Klöstern zu. Die deutschen Ordensritter waren aber keine Mönche; selbst die Priesterbrüder gehörten nicht den Mönchen, sondern den Weltgeistlichen an; und das Ritterschloß Marienburg war kein Kloster. In den Treßlerbüchern des Ordens wird dieser Saal der Pracht und Herrlichkeit stets der Conventsremter genannt.

In Folge seiner so hohen architektonischen Schönheit und Genialität übt denn auch dieser Conventsremter, dessen zarte, luftige Gewölbe wie hingehaucht auf drei schlanken Pfeilern ruhen, einen tiefen Eindruck aus, ja er hat sich von wahrhaft moralischem Einflusse gezeigt. Wir selbst sind zum Oestern Zeuge gewesen, wie der ganz ungebildete, sonst aber sittlichreine Mensch, wenn er diesen Saal betrat, seine sonstige Rohheit abstreifte und seine Hände unwillkürlich zum Gebete faltete. Wie tief ergreifend die zaubervolle Schönheit und himmlische Ruhe dieses Saales auf das Gemüth des Beschauers einzuwirken vermag, dazu diene noch folgender Vorfall, der uns aus glaubwürdigstem Munde zugekommen. Ein alter, berühmter, aber bei seinen Acten fast eingetrockneter Rechtsgelehrter aus Königsberg, besuchte vor langer Zeit einmal die Burg, als noch Prediger Hübler, der fromme Hüter dieser merkwürdigen Ruine lebte, und wurde von diesem bredten Führer selbst durch die Hallen und Prachtgemächer der Burg geführt. Als man nun zu diesem Remter gekommen war und Hübler dem bisher ganz schweigsamen Gaste die unübertreffliche Schönheit dieses erhabenen Saales erläutern wollte, legte Letzterer plötzlich seinem Führer die Hand auf den Mund und bat denselben dringend, ja seine Demonstrationen einzustellen und zu schweigen: denn nur „niederknieen und beten" sei hier am Orte. Ja, man versicherte mir sogar, daß der Pfarrer aus einer benachbarten Stadt, der seine Frau aus leidenschaftlicher Liebe zu einer andern vor längerer Zeit heimlich vergiftet haben sollte, wegen Unzulänglichkeit des Beweises aber vom Gerichte freigesprochen war, durch das Betreten dieses Remters sich plötzlich in seinem Gewissen so aufgeregt fühlte, daß er weder Ruhe noch Rast im Saale fand. Mit solcher Allmacht wirkt die unaussprechliche Hoheit und Heiligkeit dieses Ortes.

Bedeutung der Fleisch- und Pflanzenkost für die Ernährung des Menschen.

Von

Dr. Theodor Hoh.

Häufig und an den verschiedensten Stellen erhebt sich jene schon der alten Pythagoräischen Schule geläufige Ansicht, daß manche Leidenschaften und Laster, manche Krankheiten und Schwächen der Menschen im Gebrauche gewisser Speisen, namentlich aber im Genusse des Fleisches ihren Grund fänden; jene in den meisten religiösen, philosophischen und staatlichen Systemen wiederkehrende Ansicht, deren tiefe Wurzel in dem frühe erwachten dunklen Bewußtsein festsitzt, daß das Befinden des Menschen, seine Wirkungsfähigkeit in der Zukunft und Gegenwart, seine ganze geistige Erweisung Hand in Hand gehe mit der Vorzüglichkeit und Unverletztheit seiner körperlichen Constitution, somit von der die letztere erhaltenden Nahrung nicht wenig beeinflußt werde. Wie aber für jene Puncte an verschiedene Menschen verschiedene Forderungen gemacht werden müssen, wie ferner Bildungsstand, Gemüthsbeschaffenheit, äußere Lebensweise, Klima und Jahreszeiten ebensoviel leise aber sichere Unterschiede in der ganzen Lebenserscheinung setzen, so ist die Zweckmäßigkeit einer Nahrungswahl oder Eintheilung eine wechselnde und nicht mit allgemeiner Gültigkeit versehen; dennoch ist dieses Eine allen einzelnen Fällen gemeinsam, daß Einseitigkeit auf die Länge keinem Menschen zuträglich sei, und daß derselbe bei normaler Gesundheit und den nach unsrem Urtheil mittleren Verhältnissen der Lebensstellung den Anforderungen seiner Natur sehr wohl genüge, wenn er gemischte Nahrung der einem einzigen Naturreich entnommenen vorzieht.

Schon der Bau der bei der Ernährung zuerst interessirten Organe deutet darauf hin. Man bemerkt, daß die Thiere, welche auf ausschließliche Pflanzenkost angewiesen sind, einen langen vielfach gewundenen mit manchen Ausbuchtungen und Anhängen versehenen Darmkanal, welcher große Massen des an Nahrungsstoff armen Futters lange beherbergen kann, überwiegend Zähne mit stumpfer, platter oder höckeriger Krone zum Zermalmen und Zerreiben körniger, mehliger oder grasiger Speise und eine Verbindung der Kieferknochen besitzen, welche ein rotirendes Vorschieben, der Kinnladen erlaubt. Die Fleischfresser dagegen haben ein kurzes, einfaches Darmrohr, schneidende und spitzige Zähne zum

Digitized by Google

Zerkleinern und Zerreißen ihrer saftigen faserigen Kost, und eine Einlenkung der Kiefer, bei welcher das rotirende Uebereinanderreiben der Zähne unmöglich und nur ein Auf- und Zuklappen von Oben nach Unten gestattet ist. Die Einrichtungen des Menschen stehen in jeder der genannten Beziehungen in der Mitte und verhindern weder die Wahl einer ausschließlichen, noch einer gemischten Nahrung, sollen übrigens als mehr äußere Momente zur Entscheidung nicht einmal als ausreichend betrachtet werden, so lang sie nicht durch Erfahrungen über die inneren Bedingungen der menschlichen Ernährung unterstützt sind. Die Letzteren bleiben nicht unerforscht und sind, soweit unsre beschränkten Hülfsmittel reichen, in manchen Puncten mit ziemlicher Klarheit dargestellt worden.

Vor Allem kann durch Controle mit der Wage nachgewiesen werden, daß der Mensch in jeder Thätigkeit, ja schon durch seine bloße völlig unbeschäftigte Existenz, vielmehr durch die in Ruhe und Arbeit ununterbrochen fortgehende Ausdünstung und Absonderung verschiedenster und bekannter Art eine bestimmte Masse seiner constituirenden Stofftheilchen ausgibt und seinen allnächsten Grad dieser unersetzten Ausgaben ertragen kann, ohne in geschwächten und krankhaften Zustand zu fallen. Es ist nothwendig zu seinem normalen Bestehen, daß er ebensoviel einnehme als er ausgiebt, daß also der Wechsel zwischen verbrauchtem alten und brauchbarem neuen Stoff ein völlig sich ausgleichender sei; überwiegt die Ausgabe, so erfolgt Schwäche, Abmagerung, Gleichgültigkeit und zeitweise Reizbarkeit, Trübung des Bewußtseins, Beeinträchtigung der Willens- und Denkkraft, und bei einiger Dauer völliger Untergang des ungenügend versorgten Körpers — wird dieselbe von der Einnahme überstiegen, so findet eine Art Luxusconsumtion statt, das Blut empfängt mehr Bestandtheile, als es an die von ihm ernährten Organe absetzen kann, dieselben machen daher den Kreislauf eine kurze Zeit mit, zersetzen sich und verlassen auf anderen Wegen den Körper, ohne irgend einen Nutzen gestiftet zu haben — oder es macht sich eine Art von Begünstigung gewisser Leibestheile geltend, dieselben nehmen zu an Umfang, Stärke, Absonderung und an überwiegendem Einfluß auf benachbarte Partien und stören so die schöne Harmonie des menschlichen Leibes und seiner Kräfte. Ein gelinderes Uebermaß an Stoffzufuhr, dessen sich die meisten nicht in den Fesseln der Armuth schmachtenden oder nicht mit großer Selbstbeherrschung begaben Menschen zu erfreuen pflegen, äußert sich in den glücklichsten Fällen freilich durch erhöhte Lebhaftigkeit der Leistungen der üppig ausgebildeten Organe, in strotzender Lebenslust und sinnlicher Empfänglichkeit, schlimmer schon in körperlicher, bald auch den Geist umhüllender Trägheit, oder je nach Geschmack empfehlend oder abstoßend in jenem Embonpoint, welches als aufrichtigster Zeuge von einer sorglosen Glückseligkeit erzählt. — Leicht ersichtlich ist, daß es durchaus nichts nützen kann, bloß die entsprechende Quantität des verbrauchten Stoffes wieder einzuführen, um die Ausgaben zu decken und den Körper in unverletztem Zustande zu erhalten — der Mensch kann nicht von Erde, Steinen, Metallen und ähnlichen Substanzen leben, wenn er auch täglich ein ebenso großes Gewicht davon zu sich nähme, als er von seinem Körper durch Arbeit und Ausscheidung verloren hat. Es ist vielmehr zu berücksichtigen, daß diese Verluste ganz bestimmter Natur waren, daß die Organe nur dann ihrer Aufgabe vorzustehen vermochten, wenn sie gewisse chemische Urstoffe und diese in einer bestimmten Anordnung und Verbindung enthielten, und daß also andere Substanzen nur dann mit gleicher Berechtigung an ihre Stelle treten dürfen, wenn ihr chemischer Charakter ein übereinstimmender ist. Nach diesen Bedingungen hat der Mensch die von der Natur so reichlich, aber ohne Auswahl, gebotene Nahrung zu beurtheilen und in passender Weise zu wählen und zu mischen. Diesen Weg auf wissenschaftliche Thatsachen gegründeter Schlüsse ging keinesfalls der erste nahrungsbedürftige Mensch, sondern ihn leitete jene weise Vorsehung, welche dem höchsten, wie dem niedrigsten Geschöpfe den Instinct der Selbsterhaltung und die unmittelbare von der Beobachtung mehrer Fälle abgeleitete Erfahrung verlieh; es ist aber ein Vorzug des durch die Wissenschaft aufgehellten Menschenbewußtseins, daß es die vorher dunklen Wege in sichere und begründete umwandle und jede tiefere Stufe eines vegetirenden oder thierischen Daseins in die höhere des rein menschlichen Lebens erhöhe.

Da in den Pflanzen so ziemlich alle Elemente enthalten sind, welche den menschlichen Körper aufbauen, so glaubte man um so eher die Pflanzenkost als absolut ausreichend bezeichnen zu dürfen, als im Grund auch der reine Fleischfresser in letzter Instanz auf sie zurückkommt, denn er frißt den Wiederkäuer, dessen Fleisch und Blut aus dem verzehrten Grase sich gebildet hat; aber könnte man nicht mit demselben Rechte sagen, alle Nahrung reducire sich auf Mineralien, weil die Pflanzen selbst durch Aufnahme sogenannter unorganischer Stoffe in erdiger, wässeriger oder luftiger Form leben und wachsen, und wäre der Weg nicht viel kürzer, wenn man diese Mineralien unmittelbar in unserem Leibe jene Verwandlungen durchmachen ließe, welche ihnen in ihren Durchgangsstufen in Pflanze, Wiederkäuer, Raubthier oder Mensch zukommen? — Ohne Zweifel! — Wenn sie nur zu dieser Abkürzung des Verwandlungsweges geneigt wären! — Das ist eben der Kern der Frage, daß selbst die elementare Qualität der eingenommenen Stoffe nichts hilft, wenn dieselben nicht in der Form sich befinden, wie sie jeder Organismus nach seinen eigenthümlichen Gesetzen verlangt, um die Widerstände zu überwältigen und die Bestandtheile für sich verwerthen zu können. Zweierlei muß nämlich geschehen, wenn von einem wirklichen Ersatz der verbrauchten leiblichen Stoffe und der daran geknüpften Kräfte die Rede sein soll. — Einmal dürfen die Organe, welche zur Bewältigung der Nahrung bestimmt sind, keinen allzugrossen Widerstand vorfinden — die Stoffe sollen in den damit beauftragten Säften leicht gelöst werden — sie sollen verdaulich sein; dann aber müssen die verdauungsfähigen Massen von einer chemischen Zusammensetzung sein, welche der der wesentlichen Blutbestandtheile nicht allzufern steht, damit eine leichte und rasche Umsetzung derselben in's Blut und sonach eine Ernährung der vom Blute bespülten Organe eintrete, d. h. sie müssen nahrhaft sein. — Für die erste Bedingung eines guten Nahrungsmittels, die Verdaulichkeit, bestehen eigentlich weder in Rücksicht der Person, noch der Speise allgemein gültige Regeln, vielmehr ist bekannt, daß die schwächere oder stärkere Constitution des Menschen, die leichtere oder anstrengendere Beschäftigung, ja an demselben Individuum der augenblickliche Gesundheitsstand, längere oder kürzere Dauer vorausgegangenen Fastens, Verhalten nach

Digitized by Google

dem Mahle, die unerklärlichen Launen des Appetites, sogar mannichfache, scheinbar ganz außer Zusammenhang damit stehende Gemüthsbewegungen ein höchst verschiedenes Verhalten gegen dieselbe Speise veranlassen, umgekehrt aber bei derselben Disposition desselben Menschen zwei oder mehre ungleichartige Speisen in höchst ungleicher Zeit und mit sehr verschiedener Leichtigkeit verdaut zu werden pflegen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß jede Nahrung um so leichter verdaulich ist, je größere Oberflächen sie den auflösenden Säften darbietet, je lockerer, seiner vertheilt und je mehr sie für Flüssigkeiten durchdringlich ist; sehr compacte, feste und harte Massen machen unter sonst gleichen Umständen dem Magen immer größere Beschwerden. So erhöhen Zartheit der Fasern und gelinde Durchfeuchtung die Verdaulichkeit der Fleischspeisen so sehr, daß die weichen, saftigen Muskeln junger Thiere stets die günstigsten Bedingungen bieten, namentlich wenn sie nicht allzuviel des bei bedeutender Menge die Thätigkeit des Magens beeinträchtigenden Fettes enthalten und bei der Bereitung die Güte und Verdaulichkeit der Fleischfaser nicht der Suppe geopfert wurde; in letzterer Rücksicht verdient gut gebratenes Fleisch den Vorzug, zumal die während des Bratens gebildete Essigsäure die Löslichkeit der Eiweißkörper des Fleisches erhöht; beim Sieden hingegen durchdringt das Wasser die Zwischenräume der Muskelbändel und löst Eiweiß und alle Theile der Fleischflüssigkeit so vollständig, daß am Ende nur zähe, unverdauliche Fasern den vielversprechenden Namen des Fleisches sich anmaßen; dem kann übrigens, wenn aus irgend welcher Rücksicht gutes Fleisch gesotten verspeist werden soll, vorgebeugt werden, wenn das Stück nicht mit kaltem Wasser zugesetzt wird, welches erst mit dem Fleische sich allmählig erwärmt, sondern wenn man dasselbe in bereits siedendes Wasser wirft und nur kurz bis zum Weichwerden darin läßt; in diesem Falle bewirkt nämlich die Hitze des siedenden Wassers ein augenblickliches Gerinnen der Eiweißschichten, welche sofort die werthvollen Bestandtheile der Fleischflüssigkeit einschließen und schützen und uns eine wohlschmeckende und verdauliche Masse überliefern.

Unter dem Geflügel nehmen Hühner und Tauben die erste Stelle in der Reihe verdaulicher Speisen ein, unter den Säugethieren Kalbfleisch, während das der Schweine und Hammel dem Magen die schwersten Zumuthungen stellt, und Ochsenfleisch etwa in der Mitte steht. Wildpret ist wegen mäßigen Fettgehaltes auch schwächeren Organen bei zweckmäßiger Zubereitung sehr zu empfehlen, zumal der bei allen in ungestörter Freiheit lebenden Thieren sich im Ueberschuß entwickelnde Fleischstoff, eine aus Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff zusammengesetzte Substanz im Muskelfleisch, auch im Blut enthalten und, rein daraus ausgezogen in glänzenden Krystallnadeln sich darstellend, die nicht zu verachtende Zugabe eines piquanten Geschmackes macht. — Fischfleisch gehört zu den unverdaulicheren Speisen, weil viel phosphorhaltiges Fett die Löslichkeit desselben vermindert und es die Neigung hat, in Berührung mit dem Magensaft sich in Klumpen zu ballen, welche lange liegen dürfen, bis sie derselbe vollständig durchdrungen hat.

Das elastische, durch das Kochen verflüssigte oder erweichte, beim Stehen sulzig gewordene Leim- und Bindegewebe, welches den meisten Fleischsorten beigemengt ist, setzt den Verdauungsflüssigkeiten keinen großen Widerstand entgegen und auch das in den gemästeten Thieren so reichlich und mit Aufopferung anderer Organe und gesunder Lebensentwicklung überhaupt entwickelte Fett ist an sich gerade nicht unverdaulich, indem es eigentlich gar nicht aufgelöst, sondern nur in sehr feiner Vertheilung zur Auffaugung gebracht wird, stört aber die Verdauung der reinen Fleischmassen, wenn diese Auffaugung bei zu großen Fettmassen sehr langsam und unvollständig vorgeht, daher jene bösen Magenbeschwerden, welche die fetten Fleischspeisen nicht mit Unrecht so sehr in Verruf gebracht haben, und gegen welche auch die unter diesem Entschuldigungsgrund so vielfach verbrauchten Spirituosa höchstens in der Weise wirken können, daß sie die Magenschleimhaut zu augenblicklicher, aber rasch vorübergehender Vermehrung der Absonderung ihres Saftes reizen und so in seltenen Fällen eine schnellere und gewaltsamere Auflösung der belästigenden Speisereste veranlassen.

Von den thierischen Producten ist die Milch, welche die Natur selbst den frühesten Tagen als ideales Nahrungsmittel vorgeschrieben hat, am verdaulichsten, wenn nicht ein allzugroßer Fett- oder Buttergehalt die oben angedeutete schlimme Wirkung gegenüber dem geronnenen Käsestoff übt. Der aus letzterm bereitete Käse selbst ist im Ganzen schwachen Organen nicht sehr zu empfehlen, obschon sehr kleine Portionen die Verdauungsdrüsen zu lebhafterer Thätigkeit reizen und deshalb nicht ohne Grund am Schlusse reichlicher Mahle eingenommen zu werden pflegen. Von den Eiern muß das in der Hitze erhärtete Eiweiß lange Zeit der Einwirkung des Magensaftes bis zur vollständigen Lösung unterliegen; weiche und selbst rohe Eier liefern daher meistens bei ihrem Aufenthalt im Magen in kürzerer Frist völlig gelöste, auffaugbare Säfte; doch ist nach Versuchen der Unterschied nicht sehr bedeutend.

Von den Pflanzenspeisen sind die stärkmehlreichen, wie Brod, Kuchen, Mehlspeisen überhaupt, woran sich Kartoffeln und Rüben schließen, um so verdaulicher, je mehr den Bemühungen des Organismus, das Stärkmehl in andere chemische Umsetzungsproducte überzuführen, vorgearbeitet ist; dies geschieht z. B. durch das Backen und Kochen, aber auch, wie der in diesem Falle durch den Geschmack sehr richtig geleitete Gebrauch im Genuß der Butterbrode, der mit Schmalz gerösteten Kartoffeln u. s. f. weit der wissenschaftlichen Erklärung vorauseilte, durch mäßigen Fettbeisatz. — Die Vegetabilien engeren Sinnes, wie Gemüse, Salat, Obst, werden vom Darme sehr leicht bewältigt und bieten nur eine, aber freilich sehr ergiebige Quelle des Widerstandes in den Zellwänden, welche die eigentlich nährenden Bestandtheile einschließen; es ist daher rathsam, dieselben durch die Hitze des Kochens zu sprengen und durch die zerreißende Wirkung der Zähne den inneren Theilen vorzuarbeiten. Aehnliche Bewandtniß hat es mit den sehr resistenten Schalen der Hülsenfrüchte, welche einem nicht sehr kräftigen Verdauungsorgane so viele und unnütze Beschwerden machen, daß man niemals versäumen sollte, durch sogenanntes Durchschlagen oder Durchtreiben den schätzbaren Kern in Form eines Breies bloßzulegen.

Stellt man beim Vergleich der Pflanzen- und Fleischnahrung die Verdaulichkeit in den Vordergrund, so können bei gleichmäßiger Voraussetzung sonstiger günstiger Verhältnisse die ersteren nur gewinnen und würden deßhalb unbedingten Vorzug verdienen, wenn wir uns nicht zu erinnern hätten,

Digitized by Google

daß eine Speise oder ein Getränk, wie das so rasch aufgesaugte Wasser, höchst rasch und leicht verdaut werden kann, ohne daß wir im Stande wären, durch beliebig vermehrte Zufuhr derselben uns zu erhalten, weil der zweite der oben festgestellten Factoren fehlt.

Die wichtigste Grundlage des Blutes und der Organe bilden Substanzen aus Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff mit etwas Schwefel und Phosphor in einer Verbindungsform, welche der von den Chemikern im Weißen der Eier erkannten so nahe kommt, daß wir ohne viel Bedenken sie mit dem allgemeinen Namen: Eiweißkörper bezeichnen dürfen. Da nun der Organismus nicht im Stande ist, diese seine wesentlichen Bestandtheile in völliger Unverletztheit zu erhalten, oder bei allmähligem Abgang sie aus sich selber nachzuschaffen, oder auch nur aus dem Rohmaterial der Elemente völlig frei zu bilden, so ist nothwendig, daß in unserer Nahrung jene Eiweißkörper in der Menge vorhanden sind, wie sie der Körper zum Ersatz der verbrauchten Stoffe bedarf. Diese Eiweißkörper fehlen den Pflanzen nicht, indem Getreidearten und Hülsenfrüchte ziemlich beträchtliche Mengen, grüne Gemüse, Obst, Rüben, Kartoffeln freilich nur schwache Spuren davon enthalten. Aber um die zur Erhaltung des Leibes nöthige Menge uns anzueignen, müßten wir von den letztern ganz ungeheure und von den erstern immerhin für unsre Einrichtungen allzugroße Quantitäten verzehren. Dem widerstrebt die mechanische Construction unsers Magens, welcher nebst dem nicht allzuweiten Darme nicht jene günstigen Verhältnisse bietet, wie der ausgedehnte Verdauungsschlauch eines Pflanzenfressers und deswegen bei gewaltigen Zumuthungen in jene abnormen Ausdehnungen und Erweiterungen verfällt, welche zu den unangenehmsten krankhaften Aeußerungen führen und häufig den ganzen äußeren Habitus von Ständen, ja Völkerschaften bedingen, welche Gewohnheit oder Noth zum bedauernswerthen Versuch zwingt, die Qualität durch die Quantität zu ersetzen — man erinnere sich zur Bekräftigung nur an die Kartoffelbäuche der unglücklichen in Folge der körperlichen Vernachlässigung auch geistig herabgekommenen Irländer. Jene Unzureichenheit der Formverhältnisse wird noch vermehrt durch die chemische Begabung der menschlichen Verdauungssäfte, welche abweichend von manchen thierischen Secreten die eingebrachten Pflanzenmassen durchaus nicht in ausreichender Vollständigkeit und Schnelligkeit zu verarbeiten vermögen. Die den natürlichen Fähigkeiten widersprechende Aufdürdung unpaßender Lasten rächt sich aber jedesmal bald oder spät in der Ernährung des ganzen Körpers und in den davon ausgehenden, scheinbar ganz entfernten Functionen.

Im Fleisch der Thiere und in den ihnen entstammenden Producten: Eier, Milch, Käse, sind die Eiweißkörper nicht nur in ausreichender Menge enthalten, sondern zugleich in einer Form, wie sie für Verdauung und Blutbildung am bequemsten zu bewältigen ist; wir können sonach durch eine viel kleinere Quantität Fleisches unserem Körper dieselbe wirkliche Nahrung zuführen, als durch sehr viele Pflanzen, abgesehen davon, daß diese letzteren durch ihre äußeren Eigenschaften, namentlich durch ihre unlöslichen Zellwände und die unverhältnißmäßig große Beimengung unbrauchbarer oder geringwerthiger Substanzen dem Magen eine höchst lästige Nebenaufgabe stellen.

Obschon die stickstoffhaltigen Speisen insofern die wichtigsten, als eigentlich sie allein im Stande sind, durch Vermittlung des Blutes die verbrauchten Stoffe des Körpers zu ersetzen, also förmlich den Leib neu aufzubauen, so sind sie doch nicht die einzigen Nahrungsmittel, ja ein Mensch, der längere Zeit nur sie mit strengem Ausschluß aller andern Stoffe genießen würde, ginge an unzureichender Ernährung und daraus folgender Entkräftung eben so gut zu Grund, als ob er sich aller Nahrung enthalten hätte. — Dieser Umstand ist jedoch schon von selber in den Einrichtungen der Natur vorgesehen, denn alle Speisen und Getränke, welche Instinct und Gewohnheit uns beigelegt haben, enthalten nicht einen chemisch-reinen Nährstoff, wie Eiweiß oder Anderes, sondern sind stets aus sehr verschiedenwerthigen Bestandtheilen gemischt, freilich in so wechselndem Verhältniß, daß man ihnen gewissermaßen schon von außen die Bestimmung ansieht, sich gegenseitig ergänzen zu sollen. So wird schon im magersten Fleisch nicht Muskelfaser und Fleischflüssigkeit allein verzehrt, sondern das die ersteren verbindende Bindgewebe, zarte Knorpel und Membranen gehen durch's Kochen in Leim über, der beim Erkalten jene fulzige Beschaffenheit annimmt, welche die Saucen jungen Kalbfleisches für manche Feinschmecker so schätzbar macht. Dieser Leim enthält zwar auch Stickstoff und ist dadurch übereinstimmend mit dem eigentlichen Fleische, aber die Umsetzung desselben geschieht im Organismus viel langsamer und unter Eigenthümlichkeiten, welche vermuthen lassen, daß besondere Zwecke der Ernährung dadurch erzielt werden. Da auch die Knochen solche leimgebende Substanz enthalten, so hat namentlich die französische Industrie die sonst für die Eßwerkzeuge des Menschen unzugänglichen Hartgebilde durch Kochen in heißen Dämpfen unter starkem Druck in sogenannte Bouillonlafeln verwandelt, welche in warmem Wasser gelöst eine wohlschmeckende Suppe geben; dieser Wohlgeschmack, der übrigens durch jede kräftige Fleischbrühe übertroffen werden kann, ist aber auch das einzige Lobenswerthe daran, denn der Gehalt an eigentlich nährkräftiger Substanz ist so gering, die Verdaulichkeit und Umsetzung in's Blut so schwierig, und so ungenügend für die Bedürfnisse des Körpers, daß der eigentliche Werth dieser vermeintlichen Speise durchaus nicht in richtigem Verhältniß zu ihrem Preise steht. Ganz andere Bewandtniß hat es mit dem allerdings sehr kostspieligen, aber in Fällen der Noth auch ungemein ergiebigen Fleisch-Extract, welcher durch Abdampfen der aus klein zerhacktem mageren Fleische gekochten Fleischbrühe gewonnen wird, bis dieselbe eine dunkelbraune, welche Masse darstellt, wovon ein Theil ein zwei und dreißigfaches Gewicht reinen Wassers in ein sehr nahrhaftes Getränk verwandelt.

Nach den Eiweißkörpern ist vor Allem das Fett ein für unsren Organismus höchst bedeutsamer Stoff, indem dasselbe, an die verschiedensten Körperstellen vertheilt und abgelagert, Druck und Verletzung der Muskeln und Knochen abhält oder vermindert, Unebenheiten ausgleicht und fließendere und wohlgefälligere Umrisse erzeugt, Reibungen aufhebt und in ein sanftes Gleiten verwandelt, durch schlechte Wärmeleitung die Erkältung des Körpers verlangsamt, aber auch selbst wegen seiner leichten Verbrennlichkeit jene leisen und stätigen Oxydationsprocesse unterhält, welche als Hauptquelle der thierischen Wärme bezeichnet werden müssen, durch geringes Gewicht den ganzen Körper erleichtert und endlich

Digitized by Google

durch Begünstigung der Zellenbildung an dem Wiederaufbau der Organe, bei welchem die Eiweißstoffe in erster Linie beschäftigt sind, wesentliche Theilnahme äußert. Diese Rücksichten sollen uns gewiß bestimmen, den Fettgehalt unsres Leibes nicht aufsetzen zu lassen, ohne Einführung ausreichenden Ersatzes. Obschon dieser Ersatz auf verschiedenen Wegen geschehen kann, so besteht doch der einfachste und kürzeste darin, dem Organismus unmittelbar von Außen Fett darzubieten. Die Pflanzen enthalten dessen viel zu wenig, und obwohl in manchen große Mengen eines im Organismus in Fett verwandelbaren Stoffes, des Stärkmehles vorkommen, ja dieses letztere sogar in beträchtlicheren Quantitäten vertragen werden kann, als das pure Fett, so wird doch dieser Vorzug weit aufgewogen durch die unmittelbare Uebereinstimmung dieses mit den Blut- und Leibesbestandtheilen, welche es ersetzen soll — ein Ziel, welches von jenem erst auf dem langwierigen Wege schwieriger und nur theilweiser Umsetzungen erreicht werden muß. — Uebrigens dient das Stärkmehl mit seinen Verwandten: Gummi und Zucker sehr wahrscheinlich dem Organismus noch zu ganz anderen Zwecken, als zur Fettbildung, indem Beobachtungen und Versuche eine gleichzeitige Gegenwart desselben neben und trotz ausreichendem Fettgenuß zu fordern scheinen. — Hier also würden die daran reichen Pflanzenspeisen, wie Rüben, Kartoffeln, Getreide in ihr Recht eintreten und wenn auch keine ausschließlichen, doch sehr nützliche Ergänzungsdienste leisten. In gewissem Sinne kann man also die genannten Nahrungsmittel in die nahrhaftere Abtheilung der vegetabilischen Kost stellen, wenn man dabei nicht außer Augen läßt, daß es namentlich nur eine Seite des thierischen Bedürfnisses ist, welche durch deren Genuß Befriedigung erhält. Die Getreide freilich, besonders die zu unsren Boden verwendeten Weizen und Roggen sind auch an Eiweißkörpern nicht arm und wären neben den nahrhaften, nur in der gewöhnlichen Tracht der Hülsen und in der oft verkehrten Zubereitung mit kalkhaltigem Brunnenwasser oder mit Essig, welch beide mit dem wirksamen Bestandtheil eine unlösliche Verbindung eingehen, belästigenden Erbsen, Bohnen und Linsen noch am ehesten im Stande, wenigstens zeitweise die Fleischkost zu ersetzen. — Grüne Gemüse und Salate aber sind allzuarm an festen Nährstoffen und allzureich an Wasser und Pflanzensäuren, als daß man von ihnen etwas andres verlangen könnte, als bei gleichzeitigem Fleischgenuß dessen Eiweißkörper in Lösung zu halten und das durch überschüssige, feste Nahrung substantiöser gewordene Blut zu verdünnen und zu kühlen. In ähnlicher, je nach Jahreszeit und individuellen Verhältnissen oft sehr wünschenswerther Weise wirken die meisten Obstarten, namentlich wenn durch Einkochen oder sonstige Behandlung eine Gallersäure entstanden ist, welche die übrigen, oft allzuscharfen Säuren abstumpft.

Zum Aufbau des Knochengerüstes, der Knorpel, der Zähne, Haare und Nägel, aber auch für den Bestand der Weichtheile und des Blutes sind sogenannte anorganische Salze nothwendig, Verbindungen von Säuren und Basen welche von nur entfernter Aehnlichkeit mit dem im gewöhnlichen Leben unter diesem Namen verstandenen Kochsalz, im Sinne der Chemiker einen weit allgemeineren Charakter tragen. Dieselben fehlen dem Fleische und den Pflanzen nicht, dennoch gewöhnen wir uns für das wichtigste derselben an unmittelbare Zufuhr, indem wir die meisten Speisen salzen, weniger das Fleisch, welches an sich reich daran ist, mehr die salzärmeren Gemüse; überdies befördert diese nahrhafte Würze die Lösung der Eiweißkörper und macht sie den chemischen Einwirkungen der Verdauungssäfte zugänglicher. Aehnliche unterstützende Bedeutung haben die zahlreichen Substanzen, welche unter dem Namen Gewürze zunächst als Geschmacksverbesserer bekannt sind, aber, wenn auch nicht selbst nährkräftig, doch fähig sind, durch Reizung der Schleimhaut zur Magensaftabsonderung die Verdaulichkeit und hiemit indirect die Nahrhaftigkeit mancher Speisen zu erhöhen.

Obschon die fünf bis acht Pfund Nahrung, welche im Allgemeinen ein ausgewachsener Mensch binnen vier und zwanzig Stunden zu sich zu nehmen pflegt, kaum ein bis zwei Pfund feste Substanzen, im Uebrigen lauter Wasser enthalten, so genügt dasselbe doch nur ausnahmsweise dem Bedürfniß des Organismus. Meistens ist es nöthig, Wasser in flüssiger Form einzuführen, um Blut und Organe in gehöriger Verdünnung und durch Feuchtung zu erhalten; nicht nur weil dieses an sich ein wesentlicher und unumgänglicher Theil der Gesammternährung ist, sondern auch weil manche thatsächlich nährende Salze im Quell- und Brunnenwasser enthalten sind, kann dasselbe nahrhaft genannt werden, und würde eine seiner bedeutsamsten Eigenschaften verlieren, wenn man es durch Destillation dieser Beimengungen beraubte. — Da Obst und Gemüse so wasserreich sind, daß sie im eigentlichsten Sinne den Durst löschen, d. h. die Wasserarmuth des Blutes aufheben, so kann man sich bei ihrem Genuß des Trinkens eher enthalten, als bei der weniger Flüssigkeit enthaltenden Fleischkost. — Die übrigen Getränke, welche alle mehr oder weniger die Bedeutung einer Speise mit ihrer durstlöschenden Eigenschaft verbinden und nebenbei wegen ihrer unmittelbaren Wirkung auf's Nervenleben geschätzt werden, stammen, mit Ausnahme des aus Pferdemilch bereiteten Kumys der Tataren oder Tschigan der Kalmücken, aus dem Pflanzenreich, indem entweder unmittelbar Pflanzentheile zu ihrer Bereitung dienen, oder vegetabilische Producte zu deren Erzielung der Gährung unterworfen werden. Der Nährkraft nach steht die aus dem Mehle der Cacaobohnen mit Zucker und Gewürz hergestellte Chocolade obenan, indem die Cacaobohnen wirkliche, aber nicht für jede Constitution und jeden Gesundheitszustand leicht verdauliche oder zuträgliche Nährstoffe enthalten. Auch Kaffee und Thee enthalten eine stickstoffhaltige Grundlage; dieselbe ist aber zu unbedeutend, um auf sie ein günstiges Urtheil für die nährende Kraft jener beliebten Getränke bauen zu können; wohl aber verlangsamt ersterer den Stoffwechsel und theilt mit dem letztern jene Erregung der Hirnthätigkeit und Innervation, welche die gemeinsame Quelle geistigen und körperlichen Wohlbehagens ist. Das Bier, bei der streng theoretischen Unterscheidung zwischen stickstoffhaltigen und stickstofflosen — plastischen und nur Respirations-Nahrungsmitteln — ebenso unterschätzt als von den auf unmittelbare, oft unreine Erfahrungen gestützten Praktikern überschätzt, enthält bei preiswürdiger Bereitung genug nährende Stoffe, um eine höchst nützliche und gesunde Zugabe zu bescheidener substantiöser Kost zu bilden. Dagegen beruht die angeblich stärkende Wirkung des Weines im Grunde nur in einer Beschleunigung der Lebensthätigkeit, somit in einer auf einen kürzeren Zeitraum zusammengedrängten, also energischer auftretenden Verzehrung der gewissen Functionen unterliegenden Körperstoffe. Der viel verrufene

Digitized by Google

nicht mit Unrecht verfolgte Branntwein endlich hat wenigstens das Gute, daß bei vorsichtigem und zeitgemäßen Gebrauch sein Alkohol die Blutthelle vor zu rascher Verbrennung schützt und deßwegen die geringfügige und schlechte Nahrung des armen Arbeiters länger nachhaltig macht; dieser Vortheil wird übrigens weit aufgewogen durch die ihm ankleb ende dämonische Verlockung zur Unmäßigkeit und die dadurch eingeleitete Entsittlichung und Entwürdigung des Menschen.

Wir bezweifeln nicht, daß das Klima, die zeitweise Beschäftigung, vor Allem aber eine gerade bestehende Krankheit bestimmte Modificationen der Speisenwahl, ja eine ausschließliche Neigung auf die eine oder andere Seite fordern kann, und daß sogar bei der bewundernswerthen Accomodationsfähigkeit des Menschen seine Organe der Gestalt und Thätigkeit nach sich an eine dem Thierleben analoge Beschränkung auf Fleisch oder Pflanzenkost gewöhnen können, ohne daß dadurch die Fortdauer des Lebens in Frage gestellt würde; aber für die und zunächst interessirenden gesellschaftlichen Verhältnisse mit ihren Anforderungen an Geist und Körper glauben wir Thierreich und Pflanzenreich für sich als unzureichend erklären zu dürfen, in ausschließlicher Weise der vollkommenen Ernährung des Menschen vorzustehen. So kräftig diese Ansicht durch die Erfahrungen gestützt ist, welche wir durch den Vergleich der eigentlich idealen Leistung der Nahrung mit der wirklichen mangelhaften Leistungsfähigkeit der Nahrungsmittel im Einzelnen gesammelt haben, so halten wir es doch für nicht überflüssig, den Vertheidigern einer einseitigen Diät auf das letzte und heiligste Gebiet zu folgen, welches sie sich als den Schauplatz des entscheidenden Kampfes reservirt haben. Man behauptet nämlich, daß die psychischen Schäden weit den etwaigen körperlichen Nutzen animalischer Kost überträfen, und wählt zur Illustrirung das eclatante Beispiel der Grausamkeit und Wildheit der fleischfressenden Raubthiere gegenüber den anständigen und milden Sitten der pflanzenvertilgenden Wiederkäuern vergißt aber, daß das Verhältniß der instinctiven oder seelischen Begabung dieser Thierordnungen eher ein verkehrtes ist und daß überdies die Büffel der americanischen Ebenen durch Sanftmuth und Güte nicht im Geringsten sich auszeichnen. Doch wir bedürfen zur Beseitigung des Einflusses jenes Gleichnisses nur der Erinnerung, daß nicht einmal innerhalb der zoologischen Classen jene Uebereinstimmung herrscht, welche eine Uebertragung der über die Reactionen und Erscheinungen des Thierlebens gesammelten Erfahrungen von einer auf die andere erlaubt; um wie viel weniger wäre dieses statthaft, wenn es sich um das dem menschlichen Organismus Zuträgliche handelt, in welchem stets über den nothwendigen Gegeneinanderwirkungen des Stoffes und den dadurch befreiten Kräften jenes Bewußtsein und jener freie Wille schweben, welche das Ebenbild mit dem Urbild verknüpfen. Volle Muskelkraft mit gewandter Beweglichkeit, rasches und kühnes Handeln, ein lebhafter Kreislauf, reiche Absonderung sind die nachweisbaren Folgen kräftiger Fleischkost; und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß jene bei Maß und Ziel sehr erfreulichen Erscheinungen ausarten, Wildheit, Zerstörungssucht und Leidenschaften im Gefolge haben, ja zu schmachvollen und lästigen Krankheiten und Gebrechen führen; so können doch diese Nachtheile nur dem Uebermaß ausschließlicher Fleischnahrung zugeschrieben und durch vernünftiges Regime ebenso vermieden werden, als das andre Extrem: das aus schlaffen Muskeln, Willens- und Denkfaulheit, schleichender Bluthewegung, wässeriger langsamer Absonderung gewobene blasse verschwimmende Bild, in welchem der Mensch zum Danke seiner vegetabilischen Nahrung ein leise und sanft vegetirendes Wesen geworden zu sein scheint.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Der Thürmer.

Gemalt von G. Schaller.

Es ist Mitternacht. Draußen herrscht ein Unwetter und der Nachtsturm jagt ein schwarzes Wolkenheer vor der bleichen Mondessichel vorbei. Der Thürmer — ein alter Invalide mit einem Stelzbein, sitzt im traulich erleuchteten Stübchen des Schloßthurmes und blickt gedankentief in die finstere Nacht. Da zuckt plötzlich ein gelblich-rother Schein aus dem benachbarten Dörfchen gen Himmel. Es brennt! Schnell ergreift der Thürmer das Signalhorn und stürzt, so rasch es sein Stelzfuß erlaubt, der geöffneten Balkonthür zu, um Feuerlärm zu blasen und die schlafenden Schloßbewohner aus dem bleiernen Schlafe aufzuschrecken. Alles deutet auf Eile und Schreck in dem alterthümlichen Gemache. Nur das Käuchen befindet sich wohl, welches mit krummen Buckel längs der eisenbeschlagenen Thüre streift.

2. Die Eifersucht.

Gemalt von A. Bräutigam.

Es ist Einquartierung im Hause, und diese nur kann Anlaß zu der ärgerlichen Scene gegeben haben, welche eben zwischen Knecht und Magd auf dem Hofe stattfindet. Die Strafpredigt muß sehr derb sein, denn die Geberden des ländlichen Geliebten zeugen von großem Zorn, während die Sünderin beschämt die Augen niederschlägt. Der Urheber dieses Streites raucht oben im Hause gemächlich sein Pfeifchen, während ein zweiter Husar im Hintergrunde ähnliche Zärtlichkeiten aufzudrängen scheint, als diejenigen gewesen sein mögen, welche unserer Landschönen den Verweis ihres Geliebten zugezogen haben.

3. Die Marienburg in Preußen.

(Regattseite.)

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

„Es giebt keine große Wahrheit, welche nicht einmal eine große Paradoxie gewesen.“ Man darf also immerhin Paradoxien prüfen — und wären sie auch in einer so kleinen löschpapiernen Schartete enthalten, wie in dem Büchlein:

„Das Niedergehn des Mondes auf die Erde. Von J. W. Schmitz (Köln 1856),“

das auf seinen 96 Seiten überaus viel wundersame Entdeckungen enthält, ausbündig Jegliches erklärt, was uns seit Jahren bedrängt, Mißwachs, Theuerung, Ueberschwemmungen, die ganze entsetzliche Verwandlung des schönen, sonnigen, von den Dichtern gepriesenen Lenzes von ehemals in den abscheulichen grünen Winter von jetzt — aber leider nur erklärt, um uns am Ende nur noch viel abscheulichere Dinge in Aussicht zu stellen. Zu einer Prüfung des eigenthümlichen Systems unsers Autors bedarf es astronomischer Fachkenntnisse; hier mag nur, um eine solche Prüfung anzuregen, und dem mitunter chimärischen und ganz haltlosen Gedankengang unsers neuen Copernicus der Kern herausgeschält werden. Das übrige überlassen wir der geleheten Kritik, über die sich der Verfasser, welcher durch eine Reihe anderer ähnlicher Schriften für seine Ansichten Propaganda zu machen gesucht hat, bitterlich beklagt, daß sie durch verneinend Schweigen seine Ansprüche auf Prüfung und Anerkennung zurückweise.

Unsere astronomische Wissenschaft geht von der Annahme der Stabilität des Weltgebäudes aus; sie nimmt für die Entfernungen der Hauptweltkörper bestimmte Zahlen als bleibende Masse an. Alexander v. Humboldt spricht von dieser Stabilität in Beziehung auf das Planetensystem auf den letzten Seiten des dritten Bandes seines Kosmos und schreibt das Verdienst der Constatirung dieser Thatsache dem Ende des 18. Jahrhunderts zu. Dem Glauben an solche Unveränderlichkeit nun will unser inhaltschweres Büchlein als einem durchgreifenden Irrthum ein Ziel setzen, indem es damit beginnt auf die felsisame Thatsache hinzuweisen, daß die Entfernung des Mondes von der Erde sich im Laufe der Zeiten als stets kleiner werdend herausgestellt hat. Als man, sagt unser Autor, im verflossenen Jahrhundert die Entfernung des Mondes von der Erde um mehr als um die Hälfte kleiner fand, wie sie in früheren Zeiten gewesen, beschloß man im Jahre 1751 die genauste Vermessung. Der Astronom Lacaille begab sich dazu nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und Lalande nach Berlin; das Resultat ergab 51,570 Meilen. Man fand nach verschiedenen Berechnungen, daß höchstens ein Irrthum von 29 Meilen in diesem Ergebnisse liegen könne. Dabei bleibt man jetzt stehen (Humboldt. III. 495, gibt 51,800 Meilen an); in der That aber ist seitdem der Mond uns bis auf weniger denn 40,000 Meilen nahe gerückt, und die Entfernung vermindert sich jährlich um 47 bis 50 Meilen. Die alten Egypter haben den Mond 200,000, Hipparch 102,600, Ptolomäus 78,383, Copernicus 53,655, Keppler 48,728, Herschel 48,614 Meilen von uns entfernt gefunden — und so schleicht der gute, stille Mond ganz sacht uns immer näher, um uns nach etwa dritthalb Jahrhunderten als ein ungebetener Gast seinen Besuch auf der Erde abzustatten, wo wir dann ja sehen werden, ob Professor Gruithuisen Recht hatte zu behaupten, daß man auf ihm mit dem Bau von Citadellen und Festungen beschäftigt sei!

Man hat, sagt unser Autor weiter, ebenso den Durchmesser des Mondes als eine constante Größe betrachtet. Aber seit Hipparch, der seinen Durchmesser 900 Meilen fand, ist er auf 761 zur Zeit des Ptolomäus, auf 511 zur Zeit des Copernicus, 445 zur Zeit des Keppler, 374 im Jahre 1830 zusammengeschrumpft — d. h. eine halbe Meile jährlich. Im Verhältniß damit beschleunigt sich sein Lauf um die Erde. Analog mit der ganzen Erscheinung zeigt sich auch, daß alle Körper unsres Weltsystems kleiner werden und daß die Trabanten der übrigen Planeten sich diesen letzteren nähern, so zwar, daß z. B. der vierte, entfernteste Jupitertrabant sich dem Jupiter jährlich etwa um 1512 Meilen nähert! Ebenso sinken auch die Saturnringe um ihren Planeten zusammen. Es war nicht eine neue Entdeckung von etwas seit je Dagewesenem, als man 1850 einen dritten Ring um den Saturn erblickte. Ein Herabsinken ganzer Reihen der kleinen Weltkörper, woraus diese Ringe bestehen, ein Herabsinken um 1500 Meilen, hatte eben das neue Phänomen gebildet.

Was nun die Erde angeht, so ist sie eine von der Sonne ausgewoesene Schlacke oder ein Stück Sonnenlava, das immer mehr erkaltet und in sich schwindet. Die alten Griechen und Thales gaben der Erde einen Umfang von 11,930 Meilen; Aristoteles 9302; Archimed 8948; Regiomontan fand 7200; Copernicus 5971; im 17. Jahrhundert war der Umfang 5400; die große Gradvermessung im Jahre 1834 in Ostpreußen und Rußland ergab nur 5385 Meilen! —

In gleicher Weise wie der Mond uns näher rückt, entfernt sich die Erde von der Sonne. Hatte die Sonne im Jahre 1605 nach Wendelin eine mittlere Entfernung von 110 Sonnendurchmessern, so hat sie jetzt 116; also hat seitdem ihre Entfernung um 6,158,000 Meilen zugenommen. Eine große Anzahl von Erscheinungen hängt damit zusammen, namentlich die Abnahme der hellen Farben im prismatischen Farbenbilde der Sonne, die Zunahme der Kälte, die Schwachen. Einst war das Sonnenlicht für die Erde ungefähr 800.000 Mal stärker als das Mondlicht; jetzt ist es nur um 277,000 Mal stärker. Der Verminderung des Sonnenlichts entsprechend nimmt das Licht des Sternenhimmels, dem die Erde sich nähert, in großem Maßstabe zu. Vor 1700 Jahren brachte Ptolomäus die Zahl der Sterne auf 1022. Heute sind dem bloßen Auge 8000 sichtbar.

Kurz — und das ist „des Pudels Kern,“ wir rollen mit mächtigen Schritten dem Erkalten, dem Verschrumpfen, dem Untergang in der Unermeßlichkeit des kalten, öden Weltraums zu. Einst hat die Sonne, die Mutter der Erde (denn diese hat sich, ein großes, glühender Schlacken- oder Lavaball, von ihr losgelöst), ihr Kind ihrem erwärmenden Schoße nahe gehalten, in der goldenen Jugendzeit unsres Planeten. Jetzt hat dieser, im Laufe einiger Hunderttausende von Jahren die Kinderschuhe ausgetreten, die gegenseitigen Gefühle zwischen Mutter und Tochter sind erkaltet, die Tochter schweift immer weiter mit ihrem stillen Verehrer, dem Mond, von dem mütterlichen Herde fort in die Welt und findet dort in Leichtsinn ihren Untergang — das ist das Loos des Schönen auch im Weltenraum! Der Verfasser spricht so: „Das Menschengeschlecht der Erde hat schon den größten Theil seiner Zeit verlebt. Wir haben eine im Weltenraum kleine, für uns sehr große Entfernung von der belebenden Sonne zurückgelegt. Wir sehen an der einen Seite die Quelle der Weltwärme und Lichtheile; an der andern die endlose Tiefe der dunklen Nacht und starrer Kälte des Weltraums, wie er sich an fernenleeren Stellen des Himmels in schwarzer Farbe zeigt. Unser Weltkörper kommt aus jener glücklichen Region eines Weltkreises und flieht allmählich ab bis in das todte Meer der kalten stillstehenden Weltluft. In den Polarzonen, dem schönsten Theil der jugendlichen Erde, als die Mittelzonen noch zu viel Sonnenwärme hatten, ist ein herrliches Thier- und Pflanzengeneich, eine vermeintliche Urwelt, schon mit ewigem Eise bedeckt und es schreitet um einige Breitegrade im Jahrtausend fort, bis die ganze Kugel sonnenlos und öde wie die Pole sein wird. Man sagt, im Sinne der ewigen Unveränderlichkeit, die Wärme habe auf der Erde nicht abgenommen, nur die Vertheilung habe gewechselt; es finden sich aber keine ehemals unfruchtbare und mit Eis bedeckte Länder, die heute glückliche Völker ernähren; während in den ausgedehnten Polarländern die

Digitized by Google

Ueberreste der Bevölkerungen in Elend vergehen und ein üppiges Thier- und Pflanzenreich unter sie mehr schmelzendem Eise begraben liegt!“

Wir übergehen hier Alles, was der Verfasser vorbringt, um seine Aufstellungen zu beweisen, um Einwände zu widerlegen. Er hätte noch anführen können, daß in der Patriarchenzeit die Menschen hunderte von Jahren wie Methusalem lebten — also die Umlaufszeiten der Erde um die Sonne allerdings kleiner gewesen zu sein scheinen. Wir übergehen auch, was er über die Beschaffenheit des Mondes vorbringt, weil er sich hier in Abenteuerlichkeiten und haltlose Annahmen vertirrt. Er glaubt an Mondbewohner, er erkennt ihre Bauwerke, erschlägt Anstalten vor, mit unsern Nachbarn im Weltreich in freundschaftliche Beziehungen zu treten, Mondtelegraphen, mit denen wir den auf der Reise begriffenen Herrschaften da oben Alles, was hier die irdischen Gemüther freudig bewegt, entgegen melden könnten: den Stand der französisch-österreichischen Eisenbahn-Aetien, die glücklich gelungene Beseitigung eines weitern Verfassungsparagraphen oder das Wohlbefinden des Herrn Bacheri. Uns scheinen die vom Verfasser vorgeschlagenen Anstalten zu diesem Zwecke zu kostbar zu sein, bei der Ungewißheit, ob die Depeschen-Empfänger geneigt, uns ihre ehrlichmeinende Glückwünsche zurückzuvermelden; und so könnte man immerhin damit noch warten, bis es dringender geboten ist, daß wir uns mit dem Monde näher über die drückende Einquartierungslast, mit welcher er uns bedroht, verständigen!

Die Gelehrten mögen diese Hypothesen prüfen; zunächst ob die historischen Größenangaben unsres Autors richtig sind, was uns nicht immer der Fall scheint. So viel wir wissen, hat z. B. den Umfang der Erde Aristoteles 400,000 Stadien oder 9300 Meilen, Archimedes zu 300,000 oder 6980 Meilen, Eratosthenes ihn zu 250,000 Stadien angegeben, was mit Berücksichtigung der Art, wie Eratosthenes maß, 5408 Meilen betragen würde. Zwischen Aristoteles und Eratosthenes liegen aber nur 112 Jahre, es ist mithin auf diese Zahlen kein Gewicht zu legen; sonst hätte der Erdumfang in einem Jahrhundert um über 3000 Meilen abgenommen! Es kommt eben auf die Resultate der Berechnungen in den späteren Zeiten genauer Gradmessung an. So viel nur ist gewiß, daß der Symptome, als befänden wir uns in einer erdgeschichtlichen Periode des Erkaltens und Absterbens unsres Planeten, gar manche uns umgeben: früher üppig gedeihende Pflanzen sieechen, der Weinbau zieht sich aus Gegenden, wo er einst blühte, zurück, die Renten in Nordeuropa nehmen ab und die Position Neuerung in unsern Haushaltungs-Budgets nimmt zu und der Trost, den uns die Meteorologen geben, daß die Wärme sich gleich bleibe, nur die Vertheilung wechsle, ist ein sehr unzulänglicher, wenn uns beklagenswerthen Bewohnern der schon lange nicht mehr „gemäßigten,“ sondern schon längst naßkalten Zone, immer nur die Kälte zugetheilt wird.

Aber kehren wir zurück aus diesen unheimlichen, jenem traurigen Siegel der Vergänglichkeit, das auf allen irdischen Dingen lastet, nun auch Mond und Sterne, Licht und Wärme unterwerfenden Lucubrationen; und nun uns zu dem einzigen Heilmittel, welches uns armen Sterblichen bei allen Sorgen und Kümmernissen bleibt, zu dem Vergessen zu flüchten, greifen wir zu einem andern Büchlein, das gerade ausschließlich keinen andern Zweck hat, als uns einige Stunden des Vergessens und der Zerstreuung zu bereiten, diese bescheidene Aufgabe jedoch höchst erfolgreich zu lösen versteht. Es heißt:

„Historietten von E. Kossak (Berlin 1856).“

Die geistreich-pikante Darstellungsweise des Verfassers haben wir bei Gelegenheit seiner Pariser „Stereoskopen“ hervorgehoben, sie findet sich ganz wieder in dieser Reihe anmuthiger und heiterer Feuilletons, die jedoch an Gestalt und Bedeutung jenen Skizzen aus Paris nicht gleich kommen, weil sie zum Theil etwas gar zu sehr rhapsodisch und flüchtig sind. Gerade dann, wenn man durch geistreiche Behandlung für irgend einen Lebensmoment, eine Situation, einen Charaktertypus oder was es nun sein mag, ein Interesse des Lesers zu wecken weiß, darf man ihn nicht durch eine zu karge Gabe reizen. Gewürzte Gerichte nimmt man freilich in desto kleineren Portionen zu sich, und da, wo Kossak mit etwas breiterem Pinsel skizirt, wie z. B. in der Abtheilung: „Aus dem Knabenleben“, ist er desto liebenswürdiger durch seinen ohne Aufhören sprudelnden Humor. Aber wie kann man ein deutsches Buch, das nur kleine Lebensbilder und nichts von Geschichten enthält: Historietten nennen? Das ist eine Verständigung nicht nur an Tallemand des Neaur und seinen trefflichen Klatschgeschichten aus der Pariser Gesellschaft des 17. Jahrhunderts, sondern auch am guten Geschmack, der doch französische Titel für deutsche Arbeiten nicht mehr gelten lassen darf. Es wäre überhaupt wohl an der Zeit, wieder etwas wie eine „fruchtbringende Gesellschaft“ in's Leben zu rufen, an der meist die Bestrebungen für die Reinheit der Muttersprache einen so begeisterten Mittelpunkt fanden; man müßte dann zwangsweise alle Feuilletonisten als geborene Mitglieder des neuen Bundes unter die Gesetze desselben stellen; gerade die Feuilletons, diese Spiegel des modernsten Lebens, zeigen, wie sehr die Sprachmengerei von heute wetterfest mit jener des 17. Jahunderts, gegen welche sich die löblichen Anstrengungen der „Nährenden“, „Vielgekörnten“ und „Mehrreichen“ richteten; ein großer Theil unsrer heutigen Literatur wird gar nicht mehr lesbar sein, wenn einmal das nicht ausbleibende Bücherverrauchen eines in dieser Beziehung geläuterten und unduldsameren Geschmacks von deutschen Schriftstellern verlangt, daß sie wenigstens übersetzen können.

„Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. (Leipzig 1856).“

Diese neue Veröffentlichung von Erstücken aus der Weimar'schen Literaturzeit ist mit jener ganzen Sorgfalt, jener gründlichen Kenntniß aller kleinsten Vorkommnisse und Beziehungen, jener Gewissenhaftigkeit verarbeitet worden, die den Herausgeber so rühmlich kennzeichnen. Was aber den Gegenstand von so viel Fleiß betrifft, so verlohnte er doch wohl kaum die aufgewandte Mühe. Mit dem natürlichen Wunsch, zu erfahren, welch eine Art von Frau die Gattin Schiller's gewesen, wird die Lesewelt diese zahlreichen, einen starken Band von 567 Seiten füllenden Briefe in die Hand nehmen, darin blättern und — sie wieder fortlegen. Denn, um es gerade heraus zu sagen, sie sind höchst unbedeutend; sie geben an Inhalt, an irgend einem trefflichen Werth nicht hinaus über den Alltagsbriefwechsel gebildeter Frauen unter sich; und was wir daraus schöpfen können an Thatsachen oder Zügen zur Erläuterung der Schiller'schen Entwicklung, seiner literarischen Wirksamkeit, seiner äußeren Lebensverhältnisse, das ist ganz auffallend gering. Fast alle diese Briefe sind nämlich lange nach dem Tode Schillers geschrieben. Man sieht, Frau von Schiller war eine hergenügte, edeldenkende Frau; sie las viel, sie hing mit Theilnahme an ihren Freunden und hat über Bücher wie Menschen ein ganz gebildetes Urtheil; sie zeigt ein sinniges Gemüth, gehoben durch den ausgezeichneten Kreis von Männern, mit welchem das Leben sie in Verbindung gebracht hat. Aber ihre Urtheile und ihre Gedanken sind selten neu, und was sie von Thatsachen und Charakteren erwähnt, giebt keine irgend nennenswerthen Aufschlüsse, da es meist sehr flüchtig geschieht. Vielleicht werden diese Briefe — es sind ihrer 162 und sie sind an Knebel gerichtet — von den Literaturthistorikern vom Fach als äußerst wichtige Erscheinung begrüßt. Kein Bibliothekar wird unterlassen, sie gewissenhaft anzuschaffen, in die Verzeichnisse einzutragen und in dem betreffenden Fach sauber gebunden aufzustellen; ob aber Jemand diese durchaus nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Privatmittheilungen der guten, alle Welt gut und lieb findenden „Schillern“, wie Knebel sie nennt, durchlesen wird, ist eine andere Frage.

„Lieder des Giovanni Meli aus Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferdinand von Gregorovius. (Leipzig 1856.)“

Meli ist der eigentliche Nationaldichter Siciliens im vollen Sinne des Wortes, der für jene Insel das ist, was Dante,

Digitized by Google

Taſſo, Ariosto und Petrarca für das italiäniſche Feſtland bedeuten. Wie die Werke dieſer großen Dichter überall in Italien im Munde des Volkes leben, ſo leben die Geſänge Meli's in allen Thälern und Bergen Siciliens. Wo man auch ſein mag, auf dem Golf von Palermo, oder im Hafen von Syracus, oder im Innern des Landes, überall ſingt man ſeine Lieder. Seine in wohlfeilen Ausgaben gedruckten Gedichte ſind das allgemeine Erbauungsbuch des ſicilianiſchen Volkes, indem es ſein nationales Weſen, ſeine Natur und ſeine Cultur, ſeinen Ruhm wie ſein Elend in einem dichteriſchen Spiegelbilde wiedererkennt, und worin es zugleich des Reichthums ſeiner eigenen Sprache ſich bewußt wird; denn Meli's Gedichte ſind in jener ſicilianiſchen Mundart, jener lingua volgaro geſchrieben, die Venetiano im 16. Jahrhundert wieder zu Ehren brachte, und die man mehrfach eine Schweſterſprache nicht einen Dialect des Italiäniſchen genannt hat; ſie iſt ein Miſchling aus dem Italiäniſchen, Griechiſchen, Arabiſchen und Spaniſchen. Giovanni Meli ward 1740 geboren und ſeine Jugend fiel in den vergleichungsweiſe glücklichen Zeitraum ſeines Vaterlandes, als unter den erſten Bourbonen Neapels ſich ſowohl in dieſem letzteren Lande, wie in Sicilien, ein erwachendes geiſtiges Leben regte. Er widmete ſich der Arzneikunde, ſtudirte nebenbei Naturwiſſenſchaften und Philoſophie, blieb aber ſein Lebenlang in ärmlichen Verhältniſſen, obwohl es ihm an Beifall und Gönnern nicht fehlte; darunter war der wärmſte der Prinz Antonio Luchesi-Palli von Campofranco, deſſen Einfluß auf den Dichter es zu verdanken iſt, daß dieſer anfgab ſich der italiäniſchen Sprache bei ſeinen dichteriſchen Verſuchen zu bedienen, und ſich dem Volksdialekte zuwandte, den er zu ſo hohen Ehren bringen, in dem er nach jeder Richtung hin der univerſälſchteſte Ausdruck des Weſens und nationalen Seins ſeines Volkes werden ſollte. Er ſtarb im Jahre 1815 zu Palermo, wo er zum Theil von einer kleinen Penſion lebte, die ihm König Ferdinand III. gewährt hatte. —

Der Name Meli's iſt wohl gar Wenigen in Deutſchland bekannt. Ohne ihn zu nennen hat Herder in ſeinen „Stimmen der Völker“ ein Lied: „die Lippe“, von ihm mitgetheilt, unter der Ueberſchrift: „Ein ſicilianiſches Liedchen“ und in einer Ueberſetzung ohne Reim. Goethe hat ſein „Sicilianiſches Liedchen“ dem Meli'ſchen Gedichte „die Augen“ entlehnt, ebenfalls ohne ihn zu nennen. Am bedeutendſten iſt Meli im Lied, worin er durch Anmuth, Innigkeit, Friſche und Reichthum an Bildern und Motiven Robert Burns nahe kommt; und ſodann in der Idylle. Der alte poetiſche Geiſt, der in Sicilien gerade durch das bukoliſche Gedicht entſtehen und durch Theokrit ſeinen höchſten Aufſchwung laben ließ, ſcheint wieder lebendig geworden zu ſein in der Idylle Meli's, um der ſchönen Inſel für immer den Vorrang in dieſer Dichtart zu ſichern. Denn Meli iſt ein echter und vorzugsweiſe berufener Dichter des Hirtenliedes, nicht des affektirten und albernen Gedudels, das die Schäfer der Pegnitz einſt ihren Panflöten entlockten, ſondern der wahren, die Wirklichkeit des Volkslebens mit treuen, eigenthümlichen, friſchen und markigen Farben ſchildernden Klage. „Meli,“ ſagt Gregorovius, „verläßt nie den Boden der Realität; die ewigen Genrezuſtände auf dem Felde und im Hauſe zeichnet er in der ſtrotzenden Lebenskraft der Natur. Es giebt unter ſeinen Idyllen ſolche von einer ſo draſtiſchen Sprache und Naivetät, daß eine feine Culturſprache verzagt, ſie nachzuſagen.“

Eine Ueberſetzung zu beurtheilen, ohne den urſprünglichen Text vergleichen zu können, iſt freilich nicht thunlich, doch ſcheinen uns die vorliegenden Verdeutſchungen einer Auswahl von Meli's Liedern, Idyllen und andern Gedichten vortrefflich; beſonders ſind die Lieder ſo fließend und gewandt wiedergegeben, daß ſie ſich wie Originale leſen. Jedenfalls hat der Ueberſetzer ſich ein großes Verdienſt dadurch erworben, daß er überhaupt den großen, noch ſo ganz unbekannten ſicilifchen Sänger bei uns einführte. Wir bedauern, um des Raumes willen nicht zur Probe eine der größern Dichtungen z. B. die treffliche Fiſcher-Idylle mittheilen zu können, weil ſich darin der Genius des Dichters am glänzendſten ausgeprägt hat; mag ſtatt deſſen ein Bruchſtück aus dem Gedicht „Leben und Treiben“ folgen, da es durch ſeinen humoriſtiſchen Ton die Art und Weiſe Meli's andeutet und in eigenthümlicher Weiſe wie ein Vorläufer der Heine'ſchen Ironie ausſieht:

Ade nun Porta Felice,
Marina, Ade!
Der Herbſt iſt gekommen,
Die Kälte thut weh;

Es geh'n die Muſikanten,
Die Kaſeeſchenken ſind leer,
Die luſtigen Pulcinellen,
Sie ſpielen nicht mehr.

Die Röckchen von weißer Gaze,
Durchſichtig und klar,
Die kurzen zierlichen Röckchen
Verſchwinden nun gar.

Die Damen, die eh' erſchienen,
Entblößt — wie waren ſie ſchön! —
Sie können nun auf der Gaſſe
Im Putze nicht geh'n.

Das Keugeln, Flüſtern und Kichern,
Die ſchwirrende Mädchenjagd,
Sie wird im Zimmer gemächlich
Zu Ende gebracht.

Was mancher an der Marina
Geſät in die Herzen hinein,
Er erntet's in Sälen und Kammern
Als Früchte nun ein.

Nun giebt's ein neues Luſtiren
In unſrer prächtigen Stadt;
Ein jeder nach ſeinem Stande
Genießt was er hat.

Es macht ſich der noble Signore,
Mit Opern und Bällen froh;
Beſtändig iſt Abendgeſellſchaft
Beim Duca Liſaró.

Die Welt iſt für die Signoren,
Das Fleiſch und des Fleiſches Genuß;
Am Ende giebt es das Feuer
Des Sanct Antonius.

Franzöſiſch ſind die Manieren,
Von Eiferſucht bleiben ſie rein
Sind alle galant, und da giebt es
Nicht mein und nicht Dein! —

Hübſch iſt auch das Sonnett, in welchem Meli auf ein Gedicht des berühmten Cavaliere Giuſeppe Poli antwortete:

Will einen Menſchen ganz das Schickſal ſchlagen,
Den es zum Feinde ſich voraus erkoren,
Braucht's wahrlich keine Müh' in unſern Tagen:
Ihn macht's zum Dichter und er iſt verloren!

Denn zweimalhunderttauſend Verſe tragen
Nicht einmal ein das Krümmlein Brod dem Thoren;
Sie ſtillen ihm nicht eine ſeiner Plagen,
Von Gläubigern bleibt er nach wie vor geſchoren.

Und Ihr, o Herr, Don Pippo, friſch und fröhlich,
Macht Verſe doch und, was fürwahr noch ſchlimmer,
Selbſt prächt'ge Verſe, die unwiderſtehlich!

Genügt Euch nicht nun's Haupt der Marterſchimmer
Der Wiſſenſchaft — zum Pindus ſteigt Ihr ſelig?
Dann erſt der Welt Ade geſagt für immer!

Ueberhaupt iſt Meli immer da voll Anmuth und feſſelndem Reize, wo er friſchweg dem Leben ſeine Stoffe entnimmt; wo er ſchalkhaft mit der, bei dem Südländer ja gewöhnlich

Digitized by Google

überwiegenden Verstandesschärfe die Dialektik seiner Concetti spielen läßt; er ist weniger bedeutend als Dichter ernster und schwermüthiger Gesänge, die ihm nicht zu Gesichte stehen, oder gar, wenn er zu epischen Versuchen ansetzt. Etwas Aehnliches gilt auch von einem deutschen Dichter, dessen geist- und gedankenreiche Sammlung lyrischer Poesien uns eben in zweiter Auflage zukommt; wir meinen die:

„Gedichte von Bauernfeld. Zweite vermehrte Auflage (Leipzig 1856).“

Auch bei Bauernfeld ist das Element des heitren Einfalls, des Humors überwiegend das, was ihn so anziehend macht, während die eigentliche Gefühlslyrik keinen Ausdruck bei ihm findet, der ihn unsern großen Dichtern an die Seite stellen könnte. Diese überwiegende humoristische oder ironische Ader hat ihn denn auch der Form zugesühret, deren Schöpfer der Meister der modernen Ironie, Heine, geworden ist, und wir finden eine große Anzahl von Blättern in Bauernfeld's Gedichten, die aus dem „Buch der Lieder“, oder den „Neuen Gedichten“ genommen sein könnten. Das Element der Romantik, aus der Heine seinem Pegasus die Schwingen gewoben hat, und ohne welches dieser letztere nichts als ein mit Capriolen und Sonderetten coquettirendes Paradepferd geblieben wäre, fehlt unsrem Dichter freilich; woraus hat Bauernfeld dagegen den größeren sittlichen Ernst, eine männlichere, überlegene Weltanschauung, und jene oft etwas zu pessimistische Weisheit des sich abschließenden Beobachters, dem weder Haß noch Liebe den klaren Blick des Auges trüben. Darin liegt aber auch eine Schwäche dieser Gedichte; ihre Wirkung würde weit größer sein, ihr reicher Gedankeninhalt würde sie heute bereits weit über die zweite Auflage hinaus gefödert haben, wenn sie daneben auch etwas Leidenschaft hätten. Bauernfeld sagt im Anfang seiner Sammlung von seiner Lyrik:

Süßen Wohllaut
Geblieb'ner Rede,
Tiefer Empfindung
Gemäßigten Ausdruck
Heischt man vom Liede;
Stammelnden Laute,
Aufschrei des Herzens,
Stammeln und Beben
Kann ich nur geben!

Dies Geständniß aber ist so wenig wahr, daß es ebenfalls wie eine Ironie aufsieht; denn um es mit einem Worte zu sagen, statt des stammelnden und bebenden Lyrikers finden wir einen zwar geistsprudelnden, aber etwas blasirten Weltmann. Darum auch ist unser Dichter vor Allem Meister im Epigramme, in der kurzen Randglosse über Welt und Zeit; sein „poetisches Tagebuch“ enthält eine wahre Perlenschnur bald witziger, bald tiefer und sinniger Gedanken: aber Ihnen wie

Als ich jung war, schämt' ich mich vor den Leuten,
Begeistert zu sein;
Nun ich ältre, komm ich nicht mehr so recht
In die Begeisterung hinein,

enthalten eine viel treffendere Charakteristik, wie das oben angeführte Bekenntniß. —

„Atlantis. Eine Dichtung von Christian Hoeppl (Hannover 1856).“

Rosenkränze, Camelliensträuße, Jasmin- und Oleanderblüthen-Bouquets sind sicherlich sehr liebenswürdige und willkommene Gaben; wenn man aber Jemand darin erstickt, so hört der poetische Reiz derselben auf, wie sehr den armen Herzog von Clarence der Durst nach Malvasier, als man ihn in einer Tonne voll dieses edlen Saftes ertränkte. Etwas Aehnliches wird der Leser dieser Dichtung: Atlantis, empfinden; sie enthält schöne, wohllautende Verse, reich an Schwung und Silberpracht; aber eine Blumenwelt, in der man den Rahem verliert; aber ein Blühen und Glühen von Farbenmelodien, ein Funkeln und Strahlen, in dem man geblendet die Augen schließt — um einzuschlummern, um von Blumen und Düften und Blätterkäuseln zu träumen; der Traum aber wird dann einem nur ein wenig mit Phantasie begabten Menschenkind ohne Zweifel so viel ähnliche Bilder und Gestalten zuführen, daß es erwachend die seinen Händen entglittene Atlantis ruhig wegiegen kann; es wird ganz einerlei sein, ob der Leser eine Stunde hindurch sich selbst etwas erträumt hat, oder von dieser Dichtung hat vorträumen lassen. Es ist unbegreiflich, wie dem Verfasser nicht über seiner Arbeit ein Körnlein Selbstironie gekommen; wie kann so viel Bildung mit so viel naiver, lyrischer Jugendlichkeit bei einem Dichter unsrer altklugen Zeit verbunden sein? Will er die Hoffnung, einen Erfolg zu erlangen, festhalten, so müssen wir ihm dringend rathen, sich nach einem männlichen Gedankeninhalt und nach Gestalten die uns menschlich nahe treten, umzusehen und die üppigen Gewänder seiner schönen Form nicht über wesenlose Dinge zu breiten. — Das erzählende Gedicht:

„Andreas Hofer. Balladencyclus von Emil v. Borberger (Fulda 1856),“

ist weniger verhimmelt und verschwommen; es ist eine ansprechende und begeisterte Verherrlichung der Hauptlebensmomente des Sandwirths von Passeyer in hübschen, wohlgefeilten Versen, die zeigen, daß der Verfasser seit seinem Romanzenkranz: „Prinz Eugenius von Savoyen“ sich löblichen Fortschritts befleißigt. Das Ganze mit seiner warmen Verehrung für Oesterreichs Kaiserhaus, und seinem Feuer für die freie Männerthat der aufopferungstrunkenen Tiroler bildet ein passendes Geschenk für junge Leute. Der Dichter ist in seinen Bildern nicht immer ganz glücklich; wir stoßen auf folgende z B:

Wie ein azurnes Eiland, das zu schauen
Auf den smaragdnen Wogen fern im Meer,
Sieht man im grünen Eichenlaub blauen
Geschloss'ne Reihen von dem Bayernheer;

oder:

Wie eine lähnerhabene Ode
Aus Roma's längst verklung'nen Heldenzeiten
Ragt hoch und stolz der Brenner in die Höh'!

Von bedeutsam fortschreitender Entwicklung unsrer epischen Kunst geben also weder „Atlantis“ noch „Andreas Hofer“ Zeugniß; es ist gut, daß wir uns mit einem Schatze älteren Besitzthums trösten können, und auf diesem hat jüngst eine vor vielen berufene Hand uns das leuchtendste und kostbarste Juwel wieder nahe gebracht; wir meinen:

„Tristan und Isolde,“ von Gottfried von Straßburg. Uebersetzt von Karl Simrock. Zwei Theile. (Leipzig 1855.)“

Die unvergleichliche aller mittelhochdeutschen Dichtungen hat bereits mehre nicht unglückliche Versuche der Uebertragung hervorgerufen; Immermann hat den Anfang einer freien Bearbeitung geliefert, H. Kurz das Ganze gelungen wiedergegeben; Karl Simrock jedoch ist dadurch nicht abgeschreckt worden, in den Cyclus seiner Uebersetzungen und Umdichtungen unsrer großen Nationalepen auch Tristan und Isolde aufzunehmen. Man kann ihm dafür nur Dank wissen, weil eben das genaue Verständniß der alten Texte, und die treue, dem Sinne und dem Wesen derselben sich anschmiegende Wiedergabe seine eigentliche Specialität ist. Gründliche Fach-Gelehrsamkeit und großes eigenes Dichtertalent haben ihm eben ganz vorzugsweise diese Aufgabe zugewiesen, die er mit treuer Ausdauer zu lösen beflissen ist, nicht abgeschreckt dadurch, daß die öffentliche Theilnahme dafür nicht groß ist. Wenn es einmal das Niebelungenlied gelesen hat, hält sich unser Publicum seiner Pflichten gegen unsere ältere Nationalliteratur für entledigt.

Triest. Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction: J. Kisbler.

Digitized by Google

Illustrirtes Familienbuch

zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise.

Sechster Jahrgang. Zwölftes Heft.

Meine Tante Aurelie.

Eine Erzählung von Emma Niendorf.

„Ueber was discutirt man denn hier so lebhaft, Aurelie?“ fragte Baron Werneck, sich dem häuslichen Theetische nähernd, um welchen seine Verlobte und ihre Geschwister sich versammelt hatten vor der Soirée beim Erzbischofe. „Ueber was discutirt man denn hier so lebhaft, Aurelie?“ — Sämmtliche junge Stimmen redeten durcheinander, weil alle zugleich antworten wollten. Es handelte sich um einen Vorgang, welcher gerade in der Stadt Aufsehen erregte:

Ein Marschall der französischen Armee, sammt seinem Stabe hier einquartiert, hatte sich vor nicht langer Zeit mit der reizenden, auch in der Gesellschaft bewunderten Witwe eines vornehmen Landsmannes vermählt, der sich wegen Brustleiden auf dem Wege nach Italien befand, als ihn der Tod ereilte. Der ritterliche Feldherr bietet der plötzlich Vereinsamten sogleich seinen Schutz, und bald — Napoleon ließ seinen Soldaten keine Muße zum Warten — Herz und Namen. Liebend und geliebt, versäumt die Dame den rechten Augenblick und kann ihn nicht wieder finden, ihrem zweiten Gemahle das Geständniß ihrer niedrigen Herkunft abzulegen, aus welcher der erste sie zu sich erhob. Ein Jugendfreund des Marschalls, auf einer Sendung durch diese Gegenden geführt, ohne von dessen Verheirathung zu wissen, begrüßt, in seinen Salon tretend, die anmuthige Frau mit leichtem Tone als eine Bekannte — vom Comptoir im Café Frascati. Ihr Erschrecken bemerkend, möchte er im Moment das entflohene Wort wieder haschen. Zu spät! Jener verstößt die Gattin, die Scheidung ist bereits eingeleitet.

Die in der Runde um den dampfenden Kessel sich Streitenden eiferten, ihre verschiedenen Ansichten zur Geltung zu bringen. Die Einen tadelten, die Andern entschuldigten oder beklagten die Französin.

„Sie, Aurelie,“ wandte sich Werneck zu seiner Braut, welche allein geschwiegen hatte, „Sie werden, ich bin es überzeugt, diese Abenteuerin nicht vertheidigen. Abgesehen von dem grellen Betrug, faße ich überhaupt nicht, wie eine Frau wagen darf, ein Geheimniß vor ihrem Gemahl zu hegen. Welcher Mann möchte auch schwachköpfig genug sein, sich durch weibliche List täuschen zu lassen!“

Ohne das Erbleichen zu gewahren, das Aureliens alabastergleiche Haut noch mehr hervorhob, milderte er nach einer kleinen allgemeinen Pause, während welcher man nur Theelöffe und Tassen klirren hörte, seine Miene zu angenehmen Lächeln. „Wenn schon,“ sagte er, das Fräulein betrachtend, „dieses mit Rosen gezierte Spitzen-Häubchen Sie allerliebst kleidet, vermiße ich doch ungern die glänzende Fülle der blonden Locken, welche jeden andern Schmuck übertrifft.“

„Da bin ich durchaus nicht Ihrer Meinung!“ rief die Mama herüber, die auf den Stuhl des Generals geneigt, seiner Whistpartie folgte, welche er allabendlich mit ein paar alten Kammerherren abzuwinden pflegte. „Da bin ich durchaus nicht Ihrer Meinung! Ich sehe meine Tochter am liebsten so: sie hat ein entschiedenes Haubengesicht.“

Man meldete, daß die Wagen vorgefahren.

„Ich kann mir,“ lächelte der Baron wieder, Aureliens den Arm bietend, „ich kann mir den fraulichen Putz schon gefallen lassen. Um so mehr als ich ja hoffen darf, morgen das prächtige Haar unverhüllt zu schauen, bei der Fête des Präsidenten. Da das reizendste Häubchen doch nur immer Nägligé bleibt und die Toilette zur Repräsentation eine andere Coiffure verlangt.“ —

Der Bräutigam hatte wirklich am folgenden Abende die Genugthuung, seinen Wink berücksichtigt und das Fräulein in einem blauen Turban zu sehen, unter dem die goldnen Locken auf die tadellose Büste, den schimmernden Nacken flossen, um das im beifälligen Blicke des Freundes aufleuchtende Antlitz, der an der Seite der blühenden, beinahe etwas zu vollen Gestalt durch die Festgemächer seines Chefs schritt. Werneck verlangte durchaus beneidet zu sein. Darum war seine Wahl auf meine Tante Aurelia gefallen, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, eine so schöne Frau zu besitzen; deren Stammbaum zudem den seinigen noch weit überragte und die, von seiner Erziehung und angenehmen Talenten, wenn auch nicht eben Tonnen Goldes, doch immerhin ein keineswegs zu verachtendes Vermögen zubrachte. Nebenbei versprach er sich vom Einflusse des Generals, den das Vertrauen seines Kriegsfürsten auch im Ruhestande ehrend begleitete, Förderung auf der Laufbahn. Denn obgleich der jüngste Rath im Collegium, dachte sich sein Ehrgeiz doch die Präsidentschaft kaum mehr fern; nur darüber noch im Unklaren, ob er in der Folge vorziehen sollte, ein Ministerium anzunehmen, oder zur Diplomatie überzugehen. An seiner Befä-

Digitized by Google

higung durch Gewandtheit im Geschäft und Leben, Tact auf dem Bureau und bei Hofe, geltende Persönlichkeit und selbst Kenntnisse ließ sich Niemand beikommen zu zweifeln. Er selbst hatte sich seinen Ruf gemacht und jetzt machte der Ruf den Mann. Jeder flüsterte sich in die Ohren, daß der Baron alle Gunst genösse — und das war ja eben die Gunst. Es kommt blos darauf an, daß man sich in eine exclusive Stellung bringe. Man muß nur die Stirne dazu haben. Und schließlich halten die Andern gerade das von Einem, was er selbst von sich hält. In den kleinen Staaten wird ohnehin häufig nicht gefragt, was der Mann, sondern wer er ist.

Aurelie liebte ihn mit aller Frühlingswärme eines guten Herzens, dem sich die Jugendfrische der Phantasie zugesellte, welche sich nicht selten in Tönen und Bildern ergoß; besonders aber in bunten Nachtträumen, deren Ausmalung häufig die Geschwister unterhielt und Werneck's Neckerei begünstigte, sobald er es entdeckte. Aurelie sah zu ihm hinauf, wie sie es bedurfte, wie er es wünschte. Bei der Neigung des echten Weibes erfüllt sich nur zu schnell das Wort: „Und er soll dein Herr sein!“ Wenigstens hatte er das Uebergewicht voraus, das der Verstand gegenüber dem Gefühle giebt, dessen mimosenhaftes Erzittern der selbstbewußten Sicherheit dieses Bräutigams oder vielmehr jetzt bald dieses neuen Gatten huldigte. Als solcher trug er meine schöne junge Tante auf den Händen. Aber auch nur aus Egoismus — wie etwas, das er sich selbst that. Sie sonnte, sie entfaltete sich freilich darin wie eine Blume; doch sie schütterte auch leise in ihrem Blüthenkelche, wie wenn schon unter Mittaggluth ein Hauch fernen Gewitters droht. Es schlich sich eine Aengstlichkeit in das freundliche Wesen. Bangt man nicht im Glücke? Und wer liebt, der fürchtet auch. Aber es war doch noch etwas ganz besonders Drückendes, unter dem sie sich neigte wie vor einem schwülen Wehen, und das Jedem besorglich auffiel, der früher ihre unbefangene Heiterkeit kannte.

Es fehlte um so weniger an Kopfbrechen darüber, als man ja über Niemand mehr Glossen weiß, wie über Neuvermählte. Und leben sie wie die Englein im Himmel, man treibt ihnen dramatischen Zündstoff auf. Vielleicht aus Verzweifeln an den Menschenschicksalen im Allgemeinen und an der Ehe im Besondern. Vielleicht auch, weil der Nachbar es nicht besser haben soll, wie sein Gevatter selbst.

Die Einen vermutheten jetzt, daß Tante Aurelie doch nicht ihr Ideal in diesem Onkel Ferdinand gefunden hätte, welcher dem schwärmerischen Gemüthe immerhin nur als liebenswürdiger Weltmann begegnete. Man ging geradezu so weit zu behaupten, daß in ihr eine niemals völlig entschlummerte Jugendliebe wieder erwacht sei. Andere fragten: „Ist Werneck Schuld oder — hat er Schulden?“ — Von einer plötzlichen tragischen Entdeckung zischelten Mehrere. Etwa eine Untreue des Gemahls? Wie, wenn sein ausmerksames, galantes Benehmen in der Ehe ein übles Bewußtsein verriethe? Noch besser Unterrichtete wollten sogar von einem Verhängnisse erfahren haben, das über dem Baron schwebte, von einem früheren Verhältnisse, von einem Fluche, den eine angebetete und nachher verlassene Frau wider ihn gesprochen. Wieder Einige munkelten von nichts Geringerem, als politischen Verbindungen, gefährlichen, staatsmännischen Complotten ꝛc. So mannigfache Hypothesen zeugten mindestens für das Dasein eines diesen frischen Hausstand umschattenden Geheimnisses.

Freilich schien, was er auch in der Tiefe bergen mochte, sein Glück durchweg auf das Aeußerliche hingewendet. Baron Ferdinand, in all seiner Zärtlichkeit, zeigte sich nur bemüht, Aurelien eine Bühne zu bereiten, auf der sie glänzen konnte. Er wollte nicht blos beneidet sein, er wollte noch mehr seine Gemahlin beneidet wissen. Darum jagte er für sie nach Vergnügen — die Selbstsucht machte ihn sogar aufopfernd. Ihre Tage gestalteten sich zu einem ununterbrochenen Reigen von Festen. Bälle, Dilettanten-Concerte, Liebhabertheater wechselten mit Schlittenpartien, Wasserfahrten, kleinen Reisen, Maskeraden, Soupers, lebenden Gemälden u. d. m.

Frau von Werneck selbst entwickelte noch außer ihrem musikalischen, kein gewöhnliches Talent zur Repräsentation. Die Damen im Hause des Generals galten schon durch ihre geschmackvollen Toiletten für eine Art von Modejournal; unter Leitung der Mama, die neben seineren und holden Eigenschaften auch eine Meisterschaft der Kunst des Ankleidens — Tradition der vorigen Stellung als Hofdame und wiederholten Aufenthaltes zu Paris — bis in spätere Jahre zu bewahren wußte. Um so mehr, da sie sich in Uebung erhielt, indem sie, selbst noch als halbes Kind zum Altare geführt, mit ihren Töchtern noch wie mit hübschen Puppen spielte, die man an- und auszieht. Zudem war Aurelie selbst eine zu gelehrige Schülerin der Liebe, als daß sie nicht diese ihr von der Mutter eingeimpften Anlagen und Gewohnheiten noch mehr entfaltet hätte ihrem Herrn zu Gefallen.

Sein Stolz blieb nach wie vor ihr „göttlicher Teint“, wie er sich anschmückte, und vor allem die lichtblonden, weichen Haare, die ihn „umgarnt“ hatten. Denn es konnte ihm sogar geschehen, diese Hauptreize der Baronin hervorzuheben, wenn im Männerkreise das Gespräch auf weibliche Schönheiten fiel, und ihr nachzurühmen, daß sie allein, ohne jede Beihülfe, diese üppigen Flechten, diese sanftwallenden Locken zu ordnen verstehe, in denen die Natur allerdings den schönsten Schmuck ganz von selbst verliehe. Gern pflegte er dabei noch ein Wort von Frau von Werneck zu citiren: „Keine fremde Hand soll mir die Stirne berühren! Es würde meinen Stolz beleidigen.“

Auch die Generalin erntete bei solchen Gelegenheiten ihren Antheil Lob, daß sie die Töchter frühzeitig angehalten hatte, für ihre Person die Bedienung zu verschmähen und kleine Mühen nicht zu scheuen, um Unabhängigkeit zu gewinnen; so daß wirklich Tante Aurelie sowohl, als ihre Schwestern, freilich unterstützt durch eine seltene und unersetzliche, von der Mutter, als einer halben Französin, ihnen vererbten Geschicklichkeit, die oft weit schwerfälligeren und langsameren Zofen schon aus Ungeduld entbehren mochten. Welcher Vorzug daheim in der Stadt, auf dem Lande, und nun vollends gar auf Reisen!

Dieser Sitte des väterlichen Hauses verdankte es meine Tante vielleicht theilweise, daß sie sich lang eine gewisse Mädchenhaftigkeit des Wesens bewahrte. Schüchtern und mit einer ihr eigenthümlichen zarten Scheu mied sie von jeher die Gemeinschaft der Toilette, wo diese von Freundinnen in Bädern oder bei sonstigen Anlässen zur Sache der Geselligkeit erweitert werden sollte, und erduldete manche Neckerei wegen dem hermetischen Verschließen des Ankleide-

Digitized by Google

zimmers. — Hätte sie nur immer so fest zugeschlossen! Das Verhängniß weiß, wann die Stunde einmal da ist, sich der geringsten Agenten zu bedienen. Ein nicht umgedrehter Schlüssel vermag über Menschenschicksale zu entscheiden. Arme Aurilie! Hätte sie nur immer so fest zugeschlossen! Vielleicht erfreute Sie noch jetzt Viele durch ihr Dasein und wiegte mit silberweißen Locken Enkel auf dem Schooße.

Werneck befand sich mit der Gemahlin in Frankfurt, wo ihn neben Aufträgen seiner Regierung, eigene Angelegenheiten und verwandtschaftliche Verhältnisse für mehre Tage festhielten, welche das von vielen Seiten gefeierte Paar in einen Wirbel von Einladungen zogen. Heute sollte dem Tanzthee bei einer Berühmtheit der Börse das Diner bei einem fremden Minister vorangehen, welches der Baron um so wichtiger nahm, als es einen gewissen diplomatischen Charakter trug. Den ganzen Vormittag von Geschäften in der Stadt umhergetrieben, kehrt der junge Gatte etwas verspätet in sein Hôtel zurück. Er eilt die Doppeltreppe hinauf durch verschiedene breite und enge Corridore an die nächste Thüre zu seiner Frau.

Mit leichtem Drucke auf die Messingklinge stößt er den halben Flügel auf und bleibt aus Erstaunen wie angenagelt auf der Schwelle vor einem überraschenden Bilde: der volle Sonnenschein fällt durch das hohe Fenster nach dem Garten auf die Gestalt im weißen Unterkleide, welche vor der Psyche steht, dem Eintretenden den Rücken zukehrend. Es ist Aureliens schwellende Form, um die sich der Atlaß in schweren und doch weichen Falten schmiegt. Es ist ihre stolze Taille, die das knappe Mieder zeichnet, ihr nicht minder als der Atlaß blendender Nacken. Aber in glänzenden lebendigen Wellen fließt über ihn, man möchte sagen wie liebkosend, weit herab über die herrlichen Umrisse, in seltenem Reichthum — r o t h e s Haar! Sie hebt die schneigen Arme, um es wieder zusammen zu schlingen. Aus dem Spiegel schaut den Baron Aureliens Gesicht an, vor einer Secunde noch frisch überhaucht, in der nächsten erbleichend vor der Begegnung des feinigen im Glase. Rothes Haar! Er bleibt noch immer versteinert wie vor der Medusa — mit feurigen Schlangen. Und doch ist es ein Anblick, dessen entfesselte glühende Pracht Paul Veronese und jene andern Venetianer für die Leinwand entwendet hätten, zum Entzücken künftiger Geschlechter. Rothes Haar!

Ein Schrei ist den blassen Rosenlippen meiner Tante entschlüpft. Sie springt an die Thüre, zieht mit kalten Marmorfingern den Mann herein in das kleine Gemach; instinctartig hinter ihm den Riegel zuschiebend — vergebens! zu spät! — Sie streicht sich das seidene Haar aus der klopfenden Stirne, hebt die Hände bittend empor, sieht ihn sanft und traurig an.

„Ferdinand!“ beginnt sie mit von Thränen fenchten Wangen. „Ferdinand, vergieb! Ich habe genug ausgestanden, daß ich es dir verschweig; ich konnte nicht anders.“

Werneck blieb immer noch stumm. Wer gesehen, wie die Sonne dem duftenden Haare schmeichelte, mit Schatten und Lichtern auf den runden, zartgeäderten Schultern spielte, hätte nicht gedacht, daß dieses Geschöpf für jene übermüthige Laune, für jene verschwenderische Phantasterei der Natur sich entschuldigen und sie wie eine Schmach, wie ein Elend tragen müßte.

„Es hat mir ja schon die Kindheit selbst verbittert wie das Glück der Jugend,“ redete sie weiter. „Früh bin ich inne geworden, daß an mir etwas hafte, daß ich mich über etwas schämen müsse. Meine Mutter verbarg mir die Haare unter artigen Netzen von Seide, welche sie aus Frankreich kommen ließ. „Wie schade!“ sagte sie zuweilen, wenn sie mich betrachtete, leise, als entschlüpfe ihr das Wort unwillkürlich. Es schnitt mir in die Seele. Ohne mir Rechenschaft davon geben zu können, fühlte ich instinctartig, daß ich den lebendigen Schönheitsinn der anmuthigen Frau, an der ich mit einer gewissen Heftigkeit hing, verletze.“

Werneck gab eine kaum merkliche Andeutung von Ungeduld, und seine Frau fuhr beschleunigter fort:

„Einmal sagte ein kleines Mädchen beim Unterricht im Streite zu mir: „Hüte dich vor denen, die gezeichnet sind!“ Das kränkte mich auf das Tiefste. Als mir ein Knabe aus der lateinischen Schule wiederholt auf der Straße fein „Ischariot!“ nachwarf, lief ich weinend zu der Mama, die meinen Kopf fest an ihre Brust drückte, mich auf das Haar küßte und mit ihrer geschmeidigen warmen Hand streichelte. Es mochte wohl gut sein, daß sie anfing je mehr ich heran wuchs, dasselbe ganz zu verbergen, denn ich wäre sonst leicht bitter und argwöhnisch gegen die Menschen geworden. Mit der Zeit, hieß es, hätten sich meine Haare völlig in das Blonde geändert, denn die Mutter lernte sie äußerst geschickt mit falschen bedecken, welche man in Paris auf das Täuschendste fertigte, und zwar von Jahr zu Jahr in größerer Vollkommenheit, je mehr Fortschritte die Kunst des Coiffeurs dort machte. Anfangs graute mir vor dem Dinge, doch gewöhnte ich es. Wenn nachmals in der Religionsstunde der Geistliche von Ergebung in den Willen Gottes sprach, da dachte ich an mein rothes Haar. Ich betrachtete es wie einen Fluch, der mir folgte; bis unsere greise Wärterin mir einmal sagte, mit einem Feuerblicke ihres dunkelbraunen Auges unter schneeigen Brauen: „Nein, es ist eine Uebung!“ —

„Das hätte ich mir erst recht vergegenwärtigen können,“ fügte Tante Aurelie mit einem schüchternen, flehenden Blick auf den Baron hinzu, „als du, mein Ferdinand, mir entgegen tratest. Mein Frühlingsmorgen ging auf. Aber ich konnte mich nicht darin sonnen, es war nicht alles klar an mir. Da qualt uns der kleinste Flecken an uns selbst, wann man ganz neugeboren sein möchte für den, den man liebt. Wie die geringste Unwahrheit sich rächt und uns verstrickt! Jetzt wurde das rothe Haar mir wirklich zum Fluche. Gleich einer Sünde lastete es auf mir. Mir schien fast, als zöge es mich mit einer Schwere zu Boden. Nichts Aergeres, als dem etwas verheimlichen müssen, dem sich doch das ganze Wesen hingeben will! Ich betrog dich und habe es mir niemals verziehen. Ich durfte nicht in deiner Liebe ruhen!“

„Welche Kämpfe in mir! Oft trieb es mich, dir alles zu gestehen. Aber wie sollte ich es wagen? Zu meiner Strafe liebtest du gerade das Falsche an mir, priesest bei jeder Gelegenheit eben jene unsteligen blonden Locken. Die Furcht, dein Herz zu verlieren, überwog Alles. Konntest du mir noch gut sein trotz dem brennenden Haupte? Nicht selten überfiel mich die Versuchung, das rothe Haar abzuschneiden, mich aus dieser Fessel zu befreien. Aber wenn es dann aufgelöst mich wie ein Schleier umfloß, wenn ich schon nach der Scheere greifen wollte, vermochte ich mich doch nicht davon zu trennen und rollte es nur schleunig wieder hinauf.“

*

Digitized by Google

Sie bedeckte mit beiden Händen ihre Augen, gewahrend, daß seines in diesem Moment auf die Haartour fiel, welche in glänzenden, geschmeidigen Ringeln auf dem Taboure ruhte, gleich einem Bologneser Schooßhündchen oder einem Kätzchen, oder einem todten Lieblingsvogel, der ausgestopft werden soll. Dem Baron wollte es fast grausen vor dem kleinen Ungethüme. Diese paradiesischen Locken — arme Ferdinand! Das sind die Illusionen des Lebens.

Mit kühler Ruhe und einem ironischen Lächeln, das um seine Lippen spielte, sagte er blos: „So theuer muß man seine Schwärmereien bezahlen!“ und ersuchte meine Tante, indem er ihre Fingerspitzen küßte, die Toilette möglichst rasch zu vollenden. „Ich muß um Gnade bitten für den Delinquenten,“ setzte er hinzu mit einem Blicke auf die Haartour. „Man kennt dich nun schon als Blondine, beste Aurelie, und ich selbst darf das Pariser Meisterstück nicht missen, da ich denn doch einmal — mit der Perrücke getraut worden bin.“ —

Niemand hätte diese Scene ahnen können, wer eine Stunde später Frau von Werneck am Arme ihres Gemahls in die Säle des Gesandschaftshôtels treten sah. Sie erschien von nicht minder blendender Schönheit, er nicht weniger stolz darauf als sonst. Was die Phantasie nicht thut! Zum erstenmale fand er die Locken, die aus dem schwarzsammetnen Baret, auf welchem eine blizende Agraffe die leichtwallende Feder befestigte, sich hervordrängten, gezwungen und steif. „War ich denn blind?“ dachte er bei sich. „Wie konnte ich mich je nur über diese Unnatur täuschen!“ — Er wachte ängstlich, ob sich nicht irgendwo ein rothes Haar verrätherisch vorstehlen möchte — er hatte nun fast selbst rothes Haar durch die Welt zu tragen und vor dieser zu verbergen! Der Baron bewegte sich nicht mit der gewohnten Geistesfreiheit im Gespräche. Es bedurfte aller Macht, die er über sich selbst besaß, um sich nicht in der Gesellschaft anmerken zu lassen, daß ihn etwas beenge. Der Stachel war zurückgeblieben, das Triumphatorgefühl unwiderbringlich hin. Ein eitler Mensch verschmerzt wohl leichter, was ihn unglücklich, als was ihn lächerlich macht.

Keine Minute jedoch fiel er aus der Rolle, verlängnete er die Courtoisie, die vornehme Aufmerksamkeit für Aurelie, deren Loos alle Frauen rühmten. In der Stille seufzte sie: „Wenn sie, die mich beneiden, wüßten, was ich von dieser glatten, absichtlichen Anmuth leide!“ — Sie hatte sich nicht lang Illusion darüber machen können, nach jenen Momenten ihres ersten Geständnisses, wo die auf offner That Ertappte mit Beben und Hoffen, zwischen Leben und Sterben an dem Auge, an der Lippe ihres Richters hing. Glaubte sie sich doch anfangs, nun ihm alles bekannt, wie von ihrer alten Schuld plötzlich befreit und erlöst. Sie konnte ausathmen! — Liebe hat einen durchdringenden Blick: durch alle die Gelassenheit und unermüdete Artigkeit hindurch empfand die junge Frau bald, daß sie Ferdinand's Herz verlor. Und wenn noch etwas sie darüber trösten durfte, bitter trösten, war es einzig die Erkenntniß — daß sie es vielleicht nie besaß! denn Liebe vergiebt.

„Mußte ihn diese lange, vollendete Verstellung an einem zärtlichen Wesen nicht beleidigen und verwunden, wirft sie nicht einen untilgbaren Schatten vor allem auf das Frauengemüth?“ entschuldigte die Neumüthige ihren Mann. Aber sein Zürnen war offenbar mehr das des Verstandes, mit dem sich weibliche List zu messen wagte. Werneck konnte ihr das nimmer vergessen in seiner beeinträchtigten Ueberlegenheit. Liebe dagegen verzeiht, was die Liebe verbricht. Und sie darf verzeihen, denn sie hat allein eine läuternde, eine gottgeborgte Kraft.

Wenn das bekümmerte Weib es sich auch nicht selbst gestehen mochte, so entging es doch ihrem feinen Instinkt keineswegs, daß Werneck nicht nur sie nicht mehr liebe, ja daß er sie nicht einmal hasse — daß er sie einfach nicht mehr leiden könne, dies gab ihm eine Herbe, etwas Rechthaberisches, das sich in der Häuslichkeit durch hundert kleine Launen und Wunderlichkeiten Luft machte, im Umgange jedoch dem schärfsten Beobachten kaum durch eine absprechendere Schroffheit ankündigte. Dem Baron mochte es daher wohl nicht ganz ungelegen kommen, daß Aurelie einen Vorwand erhielt, sich mehr und mehr von der Gesellschaft zu entfernen, durch die Hoffnung mütterlichen Glücks. Ferdinand fand anderseits darin eine Aufforderung, Frau von Werneck, wo sie sich zeigte, noch beflissener mit Sorgfalt zu umringen, und jene ließ sich wehmüthig gern in diesen Schein von Anhänglichkeit einwiegen.

Es war schon ziemlich nach ihrer Entbindung, als er eines Nachmittags meine Tante am Arme durch den herzoglichen Park führte, welcher sich bis hinter die Amtswohnung des seither beförderten Barons erstreckte, ein schloßähnliches und auch wirklich historisches Gebäude.

„Ich habe heute gegen Morgen,“ begann sie sehr weich, „einen eigenthümlichen Traum gehabt.“

„Noch immer die alte Fertigkeit im Träumen, liebes Kind!“ entgegnete er resignirt und doch nicht ohne Schärfe.

„Ich ging mit einer Gesellschaft auf einer schönen Wiese spazieren,“ fuhr Aurelie fort, „durch die sich, von Weiden überhängt, ein kleiner Bach wand. Seitwärts unter einem Baume mit hoher Laubkrone, dessen Aeste sich weit herab zur Erde senkten, stand eine Dame in einem weißen Kleide; sie trug ein rosenfarbenes darunter und war verschleiert. Auf dem Pfade, den wir eingeschlagen hatten, und in verschiedenen Gruppen betraten, mußten wir nothwendig an der Fremden vorbei. Meine Gefährten wandelten auch wirklich vorüber. Als aber die Reihe an mich kam, Ferdinand, hielt mich die Dame am Arme fest und sagte zu mir: „Du darfst nicht mit, du mußt bei mir bleiben.“ — Sie schlug in diesem Augenblick den Schleier zurück und da hatte sie einen Todtenkopf. Bei seinem Anschauen erwachte ich —“ Die Tante setzte hinzu: „Ich habe mit der Zeit nur zu gut gelernt, die verkündigenden Träume von denen, die nichts bedeuten, zu unterscheiden. Ferdinand versprich mir —“

„Nur kein Aberglaube, Aurelie, wenn du mich nicht außer mir bringen willst!“ unterbrach sie Werneck. „Das allein dulde ich nicht! Wie kann eine Frau von Bildung auf solche Geschmacklosigkeit verfallen, meine Frau! Es hängt dir noch von einer alten Eule von Kindsmärterin an, die mir nicht mehr über die Schwelle soll.“

Man hätte sagen können, da die Niederkunft glücklich erfolgte, meine Tante sehr wohl war, der Baron freue sich hauptsächlich darum, weil er einen Triumph über ihre schlimmen Ahnungen feierte. Ihn hatte eine ganz andere Sorge gepeinigt, die sich auch richtig erfüllte, und gewiß von Aurelie in der Stille getheilt wurde. Seine Verstimmung kannte keine Grenzen, als, wie er längst gefürchtet, das ihm ge-

Digitized by Google

schenkte Söhnlein, der Erbe seines Namens und Geistes, wirklich einen feinen Pelz von rothen Härchen auf dem Haupte trug. „Die entfärben sich zum hübschesten Lichtbraun," versicherte die Generalin. „Sehst, er hat ja ganz schwarze, lange Wimpern."

Aurelie ließ es dem Kinde darum nicht an Zärtlichkeit mangeln. Sie hielt es in ihren Armen, sanft an ihre Brust gebettet, lächelte beständig zu ihm nieder und konnte sich nicht satt sehen an dem blüthenweißen Gesichtlein, den ätherblauen Augen, dem Rosenmäulchen. Die Mutter und der Knabe, es war ein Bild zum malen. Schon gleich in den ersten Tagen, als sie eben aus einem erquickenden Schlummer warm erwachte, der ihre Wangen hold überhaucht hatte, sah Werneck einmal in sehr übler Stimmung in die Wochenstube herein.

„Welche Hitze, man erstickt!" schalt er auf die Pflegerin hinein. „Das muß ja erschlaffen. Meine Frau ist sich immer zu weich."

„Die Frau Generalin meinen —" wollte die Andere demüthig einwenden.

„Hier hat Niemand zu meinen. Luft ist die erste Lebensbedingung."

„Ferdinand, es ist heute recht frisch außen und die Sonne geht auch schon weg; es schadet dem Kleinen!" bat Aurelie mit einem bangen Blick auf das grünumhüllte Hängebettchen.

„Wie soll er in solcher Treibhausgluth gedeihen? Nein, das gäbe einen Schwächling, keinen Mann!" Der Baron riß einen Fensterflügel auf im Rücken der Wächnerin und spazierte mit leichten, stolzen Schritten, befriedigt das freie Aroma des Augustabends einathmend, ein paarmal im Gemache auf und ab. Als er es wieder verließ durch die dem Kreuzstocke entgegengesetzte Thüre des Nebenzimmers, wo auch die Fenster offen standen, schlug diese hinter ihm zu, während sämmtliche Gardinen wehten und flatterten, selbst die seidenen am Himmelbette der Baronin, und sogar die Wiege, in der ihr Söhnlein schlief, schien zu wanken. Aurelie schauerte in sich hinein; es war ihr etwas wie angeflogen.

Die Großmama merkte es gleich und dachte bei sich, als sie die Unvorsichtigkeit erfuhr: „Das wäre nicht geschehen, wenn der Baron in seinem Widerspruchsgeiste nicht unsere alte treue Wärterin proscribirt — die hätte sich bis auf's Blut dagegen gewehrt. Meine Tochter ist in eine Zugluft gekommen."

Sie kränkelte auch wirklich von der Stunde an. Auch der Säugling mochte, in doppeltem Sinne, an ihrem Herzen die Keime des Uebels empfangen haben. Er schlief fast beständig, häufig mit halboffenen Augendeckeln und jenem um die Lippen zuckenden Lächeln, in das sich die sogenannten stillen Gichter lieblich hüllen. Eine Tradition der Vorzeit lehrt, daß, wenn Kinder im Schlafe lächeln, mit ihnen die Engel spielen. Sie haben nicht nur mit dem Knaben gespielt, sie haben ihn auch geholt. Eines Morgens schlief er an Aureliens Brust. Sie hielt ihn fest an sich gedrückt und wagte nicht sich zu regen, aus Furcht, ihn zu wecken. Endlich schien es ihr, daß er kalt und kälter, schwer und schwerer würde in ihren Armen. Sie neigte sich, selbst athemlos, leise zu ihm nieder, um seinen Athem zu erlauschen. Ihr Aufschreien ruft das ganze Haus zusammen. —

Meine Tante fiechte fort und fort. Sie suchte aufzustehen; man fuhr mit ihr aus, im Schritte; man trug sie in den Garten, sie belebte sich unter den Pflanzen und Blumen. Aber bald mußte sie sich wieder legen und konnte zuletzt das Lager nur mehr auf Stunden verlassen. Ihre Wangen zwar erglühten immer rosiger, ihre großen Augen strahlten. Die Aerzte schwiegen bedenklich. Man fing an von einem Winter in der Provence zu sprechen, sobald sich die Leidende hinreichend erholt hätte, um zu reisen. Niemand konnte sich jetzt mehr längnen, daß Aurelie an der Schwindsucht hinwelke.

An einem Nachmittage, als Niemand sonst im Krankenzimmer war, winkte sie der Generalin, die mit einer Stickerei im Fauteuil der Fensternische saß, zu sich her, legte den Arm sanft um der Mutter Hals und sagte, das Köpfchen an ihre Schulter gelehnt:

„Ich habe heute etwas geträumt." Dann mit ihrer zarten, säuselnden Stimme, jedoch nicht ohne einige Zwischenpausen erzählte sie:

„Die Stube hier war ganz anders als bei uns. Mit dunkeln, gewirkten Tapeten behängt und voll fremder, wunderlich geschnitzter Geräthe. Beide braune Flügelthüren, da und dort, standen weit offen und ich sah auf den zwei Seiten durch die ganze Enfilade. Aber alle Gemächer waren ganz anders eingerichtet, als bei uns. Sie hatten ein altertümliches Ansehen, prächtig aber düster, ungefähr so, wie ich es mir denken muß, als noch in ihnen die Herzoge und Ritter der Pfalz residirten. — Die Sonne zwar schien so hell wie eben jetzt durch die kleinen mit Wappen und Heiligenbildern gemalten Scheiben. Ich fürchtete mich gar nicht, ich wunderte mich nur. Auch nicht als aus der fernsten Perspective des Saals, von dem letzten Cabinet mit dem Camin und dem großen Spiegel, eine Frau herkam, gerade her, auf mich zu. Sie war mir bekannt, eine Gestalt wie aus einem alten Rahmen heraus. Ich habe sie sicher schon irgendwo sonst erblickt. Wie sie näher und näher schritt, unterschied ich genauer ihre Tracht: ein Gewand von schwarzem Sammet, am Leibe mit einem kostbaren Gürtel etwas aufgebauscht, die Aermel gepufft, das Mieder goldgeschnürt und mit Perlentropfen besetzt. Ein ähnliches perlenbesätztes Händchen oder Netz hielt die gelbblonden Haare. Schultern, Brust und Nacken bedeckte ein blendendes, feingeschältetes Ehemischen, dicht um den Hals mit einem Geschmeide von Gold und Edelsteinen besetzigt. — Nun stand sie vor meinem Bette, schaute mich an mit ihren rehbraunen Augen. Ein Hündlein, ein kleines, graues Windspiel schmiegte sich um ihre Füße, um den Saum ihres Kleides. Sie öffnete die Lippen; ich hörte nicht, was sie sprach, aber ich verstand es. „Weißt du die Stube," sagte sie, „drüben im linken Flügel beim Traubenspalier, die man das Closet der Pfalzgräfin nennt, und zu der aus der Capelle die durchbrochene steinerne Wendeltreppe hinaufführt? Dort mußt du die Dielen aufbrechen lassen, in der Gegend des Ofens, rund umher. Auf dieser Stelle ungefähr wird man ein mit Perlmutter eingelegtes Kästlein finden. Auf dem Deckel steht mein Name aus verschiedenen Edelsteinen gebildet, nach deren Anfangsbuchstaben; mit einer Krone aus Rubinen und Juwelen. Es enthält stark duftende Kräuter aus fernstem Morgenland von wunderbarer Heilkraft. Wenn du sie auf die Brust legst, wirst du genesen. Da, der Schlüssel öffnet dies Kästchen." — Bei diesen Worten ließ sie mit ihren schmalen, weißen Fingern, an denen Ringe blitzten, einen goldnen Schlüssel von seltner

Digitized by Google

Arbeit in meine Hand fallen und im nämlichen Augenblicke erwachte ich."

Die Generalin sollte jedoch schon nach wenigen Stunden durch ein sonderbares Zusammentreffen an den Traum erinnert werden. Noch an demselben Abende kam eine Nonne vom Orden des sacrè Coeur, wenn ich nicht irre, in das Haus, um in gewohnter Weise die Spende für ihr Kloster zu holen, welche die Mildthätigkeit der Baronin seinen Kranken und Bedürftigen zudachte. Jene Schwester, die nicht versäumte im Namen der Aebtissin sich nach dem Ergehen der Dame zu erkundigen, äußerte sich bei der Dienerschaft dahin, Kräuter zu wissen, welche der Patientin helfen könnten. Sie seien, fügte die Klosterfrau hinzu, Geheimniß ihres Stiftes und hätten schon gar oft Rettung gebracht. In der heiligen Woche würden sie gesammelt, bei Sonnenaufgang, unter gottesfürchtigen Gedanken, im Moose des Waldes, hundert junge Gräser und Kelchlein. Dazu lege, bevor man sie in schneeweiße Seide einnähe, die hochwürdige Frau mit ihren Händen und leisem Segenssprüche, aus einem eigenen frommen Schrein ein altes aber stets unverwelkliches und frischgewürziges Kraut aus Morgenland, mit besonderer Gnade begabt, und vor Zeiten von andächtigen Pilgern heimgebracht.

Die Mama flog mehr als sie ging mit dieser Botschaft an Aureliens Lager zurück.

„Ist das nicht eine merkwürdige Fügung!" rief sie. „Man muß es beinahe für einen höheren Wink halten. Heute schon findet sich die Deutung deines Traumes. Die Schwester Benigna — du weißt, die schöne, blasse Nonne, deren Bräutigam, ein junger Officier, nach Rußland marschirte —"

„Ja, sie nahm den Schleier, als sie erfuhr, daß er an der Beresina gefallen sei. Da tritt eines Tages in das Haus ihrer Eltern, unter ihre Geschwister, ein gebückter, bärtiger Mann im grauen Soldatenmantel, den Stab in der Faust. Er kommt aus der Gefangenschaft hinter Moskau; er fragt nach der Braut, will ihr Grüße bringen von ihrem Liebsten, der an seinen Wunden noch leicht erkrankt, zurückblieb. Das Auge des fremden Kriegers fliegt bang im Kreise der Gesichter umher. Wo ist sie? Folgte sie einem Andern? Starb sie? Ach fast so gut als gestorben! Hinter der Clausur. — Er begehrt sie zu sehen, will ihr selbst seine Aufträge bestellen. — Als er sie erblickt im Ordensgewande — sie war erst seit drei Tagen eingekleidet — im Sprechzimmer hinter dem vielfach verschnörkelten Gitter, läßt er seinen Stock aus der Hand gleiten, fällt auf die Knie, preßt die Lippen an das kalte Eisen und hebt bitterlich an zu weinen. Die Klosterfrau erkennt ihren Bräutigam — der es nun nicht mehr ist. Wenn er sich früher verrathen, hätte sie ihn ja nicht vorgelassen. Sie segnet ihn, sie dankt ihm für seine Liebe, sie bittet ihn wie eine Verscheidende in ihrem Testament, seine Neigung ihrer jüngern, ihrer Lieblingsschwester zuzuwenden, die wie ein Bild sei von ihr, der Heimgegangenen zum Frieden; ihn an sie erinnern dürfe, ihn statt ihrer pflegen könne nach des Feldzugs Gefahr, der Gefangenschaft Pein, und sein Vertrauen, seinen Schutz verdiene. Dann flüstert sie ihm ein Lebewohl auf lange durch die eisernen Rosen und Lilien des Gitters hindurch. — Er ist glücklich jetzt mit der kleinen Schwester, die gleich bei der Ankunft den hageren, staubigen Soldaten so mitleidsvoll betrachtete. — — Dieses Schicksal, es hat mich immer gerührt und —"

„Sieh', wie du dich wieder durch Plaudern angreifst, böses Kind! Nun ja, diese Schwester Benigna erbietet sich die fast wunderthätige Kräuter zu bringen, welche dich rasch heilen sollen, wenn du das mit ihnen gefüllte Kissen nur gewissenhaft umhängst. Unschädlich wenigstens sind sie ganz sicher. Warum sollten wir es nicht versuchen? Um so mehr als es sich an deinen Traum anknüpft. Ich hegte ja immer Vertrauen zu Sympathie-Mitteln, wollte Euch schon oft eine solche Kur vorschlagen."

„Nein, nur keine Quacksalbereien, gnädige Frau — das allein bulde ich nicht!" brach Werned, der vom Nebenzimmer aus den Schluß der Rede angehört hatte, mit seinen gewohnten Worten los, die er sich aber für alle Dinge angeschafft hatte, zumal gegenüber seiner Schwiegermutter, der er stets widersprach; denn er konnte ihr nimmermehr den Eingriff ihrer Toilettenkunst in sein Schicksal vergessen. „Verschonen Sie mich," betonte er schneidend, „mit Sympathien — ich mag nichts von Sympathien wissen. Ebenso bedanke ich mich vor dem weiblichen Mysticismus, in welcher Form er sich mir auch offenbaren möge. Man wird noch, nicht nur sämmtliche alten Schäfer, sondern ebenfalls alle Scharfrichter des Landes zusammenberufen. Warum denn immer Umwege und das heimliche Getriebe? Wie dürften Sie vergleichen, meine gnädige Frau, vor unsern vortrefflichen Aerzten, vor dem General, vor sich selbst, vor uns Allen verantworten? Nein, nein, im Namen der klaren Vernunft muß ich die Anwendung von jeglichem Arcanum in meinem Hause durchaus und auf das Strengste verbieten." —

„Glückliche Benigna, die jenes Gitter von der Enttäuschung, wenn auch von jeder Täuschung, trennt!" seufzte meine Tante in sich hinein. Sie war aus Schrecken halb ohnmächtig in die Kissen zurückgesunken. Der Doctor mußte schleunigst gerufen werden. Die Klosterfrau, zu welcher durch das Vorzimmer ein dumpfes Gerücht von den Aeußerungen des Barons gedrungen war, hatte sich inzwischen eingeschüchtert entfernt. Unter solchen Umständen konnte niemand vorerst an den Gebrauch der empfohlenen Kräuter denken.

Auch sollte sich nur zu rasch Aureliens Traum erfüllen von der Wiese und der Fremden mit dem Todtenkopfe, ihr: „Du darfst nicht mit, du mußt bei mir bleiben!" — Hat nicht der innere Dichter, fein und treffend, in der weiß und rosa gekleideten Frau mit dem Schleier über dem Leichenschädel, das unter blühender Mutterlust versteckte Erkranken und Sterben symbolisirt? —

Die Baronin ward wirklich von Tag zu Tag schwächer und erlöschte bald sanft. — Onkel Ferdinand hat alle die rothen Haare in seiner Familie zu Grab getragen. Er entschloß sich zu keiner zweiten Ehe mehr. Für das entschwundene häusliche Glück tröstete ihn der Uebertritt in die diplomatische Laufbahn mit ihrer plötzlich reifenden Ernte von Beförderungen, goldnen Dosen, Portraits in Brillantkränzen, Ordensternen u. d. m. Er war zu sehr von sich selbst überzeugt, um sich je Vorwürfe wegen seiner Gattin zu machen. Die Generalin ihrerseits übervand niemals die Reue über eine Schwäche mütterlicher Eitelkeit.

Es liegt ein Schlangenkeim in jeder Unwahrheit, eine giftige Saat. Ohne jenen kleinen, scheinbar so harmlosen

Digitized by Google

Betrug, hätten Aurelie und ihr Sohn gelebt. Es war eine Lüge der Liebe. Allein die Liebe hat nichts Höheres zu geben als Wahrheit. Liebe ist Wahrheit.

So frühzeitig mußte die arme Aurelie sterben! Ich habe sie nie vergessen können. Sie war die schönste und gütigste von meinen Tanten.

Erinnerungen an den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa.

Wenn der Vorhang des Todes über ein edles Leben herabgerauscht und uns eine werthe Persönlichkeit entrissen hat, dann erst erkennen wir, welche Bedeutung sie für uns hatte, und welchen Werth wir ihrer Existenz beigelegt. Wir halten uns dann treu an die Erinnerung, als an ein letztes Kleinod und bewahren sorgfältig Zug für Zug, was wir in unserm Gedächtnisse vorfinden. Da gewinnt jede kleine Thatsache Gewicht, jeder Ausspruch Gehalt, und selbst kleine Notizen aus Tagebüchern, Briefen, Gedenkblättern werden zur theuern Reliquie. In dieser Stimmung dürfen vielleicht auch nachfolgende Aufzeichnungen aus dem bescheidenen Tagebuche einer Frau um so eher an's Licht zu treten wagen, als der Dahingeschiedne dereinst uns feindlich gegenüberstehend als Meinungsgenosse und Mitbürger in unserer Mitte sein bewegtes Leben schloß und Manchen unter uns, die ihn persönlich kannten und seiner mit Verehrung und Liebe gedenken, diese „Erinnerungen“ nicht unerwünscht sein dürften. —

Wer in dem letzten Decennium in Wien oder Venedig gelebt, dem wird auf den Spaziergängen der Bastei oder der Riva eine große Männergestalt nicht entgangen sein, deren ganze Erscheinung jenen unbeschreiblichen Stempel innerer Bedeutendheit und äußerer Sicherheit an sich trug, welche wir durch das Wort „imposant“ auszudrücken suchen, da uns für diesen Begriff so wie für die meisten die Aeußerlichkeit bezeichnenden Eigenschaften deutsche Worte fehlen. Während wir Bewußtsein, Sichselbstbewußtsein noch durch die Macht unserer tiefgehenden Dialektik mit unvergleichlicher Subtilität zu unterscheiden wissen, fehlt uns für Taille, Teint, Eleganz, Allüre geradezu jede Bezeichnung. Manche dieser Worte bringen auch noch, indem wir sie in unsere Sprache aufnehmen, einen Sinn mit, welcher ihnen im Mutterlande lange nicht so streng inne wohnt und welchen wir ihnen nur darum so fest aufprägen, weil derselbe dem deutschen Ausdrucke fehlt und wir uns also des fremden Wortes bedienen, um eine in demselben liegende Nebenbedeutung hervor zu heben. So liegt in dem Worte noble ein ganz anderer Sinn als in dem ihm entsprechenden deutschen „edel“ und wenn wir dieses Sinnes bedürftig das Adjectiv nobel im Deutschen anwenden, scheinen in beiden Worten ebenso gut Gegensätze als wechselseitige Ergänzungen zu liegen. Letzteres ist eben auch hier der Fall, und ich kann den Mann, dessen Bild ich zu entwerfen suche, nicht besser bezeichnen, als wenn ich Adjectiva seiner persönlichen Erscheinung beilege.

Ja, es war nicht nur eine edle, sondern auch eine noble Gestalt, welche den Spaziergängern Wien's und Venedig's oft in den Nachmittagsstunden zwischen drei und fünf Uhr begegnete, eine Erscheinung, die ungeachtet der anspruchslosen Eleganz des Anzuges, ungeachtet der Einfachheit ungesuchter Allüren, trotz der alle Gestalten nivellirenden Tracht unsers Jahrhunderts Jedem auffiel und nicht leicht wieder vergessen wurde.

Ein ruhiger gemäßigter Schritt bezeugte, daß der Mann, welcher also einherging, mit dem Leben fertig war, nicht zurück sah auf das was hinter ihm lag, nichts vor sich erblickte, dem er nachzueilen suche. Seine Gestalt war hoch über die gewöhnliche Größe, seine Taille stämmig, seine Bewegungen, gemessen doch leicht und gewandt, verriethen den einstigen Reiter und Soldaten. Der Kopf, den er immer hoch und gerade trug, war für die hohe Gestalt fast zu klein, doch die bedeutenden Züge, die großen Augen, der höchst ausgebildete Bau des Oberschädels machten dies unmerklich. Das Gesicht, obschon gefurcht, ließ keine Schätzung des Alters zu, und Jeder glaubte vielmehr einen im Feuer früh gealterten Soldaten, als einen wirklich alten Mann vor sich zu haben.

Der Gleichmuth, welcher über die Züge ausgebreitet lag, und der nur durch ein langes Leben erworben wird, ging augenblicklich in die liebenswürdigste jugendlichste Freundlichkeit über, wenn dieselben zum Gruße sich belebten und die dunkeln feurigen Augen blitzten und glänzten und redeten, ehe noch der Mund sich öffnete. — Nie aber waren die Augen eines Greises so vortheilhaft, ich möchte sagen, so kokett hervorgehoben als diese, welche unter zwei kohlschwarzen hoch geschwungenen Augenbrauen hervorleuchteten. Dicht und buschig bildeten diese einen starken Vorsprung zwischen Stirn und Augen, gleichsam ein Dach für die letztern, während das Kopfhaar silberweiß eine glänzend hohe Stirn umfloß, deren Teint durch den brünnlich-gelben Ton das warme Colorit der Venetianer Schule verlebendigte. Diese sonderbare Mischung von Jugend und Alter, das silberweiße Haupthaar und die schwarzen Augenbrauen waren es, welche nicht nur dieser Erscheinung eine auffallende Eigenthümlichkeit verliehen, sondern dieselbe auch zur allgemein bekannten Persönlichkeit stempelten.

Es war im Sommer des Jahres 1844, als ich, da wir durch Ischl kamen, die persönliche Bekanntschaft des Marschalls Marmont machte, und es war seine Güte und Aufmerksamkeit, welche nicht nur unsern Aufenthalt dort verschönerte, sondern uns auch zwang denselben abzukürzen, denn der liebenswürdige, gastfreundliche Mann lud uns für alle Mittage ein, und er, der Greis, änderte und verschob seine Essensstunde, damit wir beide junge Leutchen nicht unsre Spaziergänge beschleunigen oder abkürzen müßten. Solch Uebermaß von Güte und Höflichkeit schien uns drückend, ja es wäre dieselbe auf länger denn ein paar Tage angenehmen Indiscretion gewesen.

Ich hatte den Marschall früher nicht gekannt, wenigstens nicht gesprochen, hatte auch seinen Besuch versäumt

Digitized by Google

und sollte ihm also zum Diner in seinem gemietheten Sommerhause in Ischl zum ersten Mal begegnen. Es war jenseits der Traunbrücke das erste Haus rechts, mit niederem kleinem Stockwerk und grünen Jalousien. Im Hinübergehen über die Brücke hatte ich gescherzt, wie fein es wäre, wenn man etwa charmée de faire votre connaissance oder so dergleichen Gemeinplätze als Begrüßung vorbrächte. Schüchtern und kindisch wie ich war, fühlte ich mich durch die Persönlichkeit unsers Wirthes befangen, kam durch seinen Empfang in Verlegenheit, faßte nur mit Zögern seine freundlich dargebotene Hand und hörte plötzlich von meinen eignen Lippen das belächelte charmée de faire votre connaisance aussprechen.

Die Wirkung dieser Worte auf mich war eine erschütternde, ich gerieth in die größte Verlegenheit und glaubte an diesem Tage nicht wieder froh werden zu können; aber ich sah bald, daß der Mann, welchem ich gegenüber stand, so sehr gewohnt war, jüngeren Leuten zu imponiren, daß er über ihre unbehülfliche Schüchternheit und was daraus folgte, weg ging, ohne es zu bemerken. Er führte uns in seine Arbeitsstube, ein Eckzimmer mit der freundlichsten Aussicht, das hier im entlegenen Gebirgswinkel, mit Büchern und allen neuen und neuesten wissenschaftlichen Instrumenten versehen, das Prototyp einer solitude do grand seignour nach den Begriffen der Neuzeit war. Er entschuldigte die Einfachheit seines Haushaltes und daß er nicht gefaßt sei, Damen hier zu empfangen. Dennoch konnte ich mich nicht vom Schrecken meiner ersten Ungeschicklichkeit erholen und die Besichtigung seiner Apparate, die Vorrichtungen zur Erzeugung der Flamme bei Gaslampen, die Thermometer, Hygrometer, Barometer, von denen ich Nichts verstand, waren mir eine wahre Herzstärkung. Endlich hieß es zu Tische und mit diesem Zauberworte war der Bann gelöset. Als mich der Marschall in's Speisezimmer führte und mühsam das Problem zu lösen suchte, zwei Mann hoch durch die engen Thüren zu passiren ohne anzustoßen, kam meine gute Laune zurück und ich fühlte wieder festen Boden unter mir, als wir uns zu Tische setzten.

Das Gespräch bewegte sich während des Essens größtentheils um wissenschaftliche Gegenstände, neue Erfindungen, Entdeckungen und Reiseberichte, welche offenbar das höchste Interesse seines Lebens ausmachten; nebenbei wurden auch Episoden und Anecdoten erzählt und man sah, mit welch innerem Ergötzen der Marschall derlei Histörchen goutirte. Ein Gespräch, das über Kohlen begann und sich in Debatten fortsetzte, ob die äußere Formation richtige Schlüsse über Kohlenhaltigkeit einer Gegend zulasse, brachte ihn auf die Ostentation und Charlatanerie derer, die da an der äußeren Gestaltung mit Gewißheit auf den geologischen Inhalt eines Gebirges schließen wollten. Es liege darin allerdings eine Verbindung, die man nicht läugnen könne, und Niemandem werde es einfallen, nicht eine Kalk-, eine Granit-, eine Sandstein-Formation anzuerkennen; aber zu behaupten, daß dieß oder jenes Profil eines Berges auf irgend einen bestimmten Stoff im Innern mit Sicherheit schließen lasse und dann darnach zu graben, das setzte er auf eine Stufe mit jener Wissenschaft, die da sage, der oder jener hat eine gerade Nase, also ist er ein tugendhafter Mann. Als Beweis erzählte er ein Histörchen, das sich hier zugetragen und welches ihn vielen Spaß gemacht habe.

Ein junger Arzt aus Wien war nach Ischl gekommen, spazieren gegangen, hatte sich endlich am Fuß des Salzberges niedergelassen und unterhielt sich mit seinem Stabe im Erdreich zu wühlen, als er auf einmal eine helle glänzende Masse, kugelförmig in kleinen einzelnen Perlchen am untern Ende seines Stockes erblickt, welche ihn keinen Augenblick daran zweifeln läßt, daß dies Quecksilberkügelchen seien. Sogleich setzt er seine Untersuchung fort und entdeckt mehre solche Stellen ringsumher. Nun war kein Zweifel, daß hier eine Quecksilber-Ader gefunden sei, auch die abenteuerliche Form des Berges deutet ja mit Bestimmtheit darauf hin; eine Erlaubniß zum Graben ward von der Behörde erwirkt, Leute wurden zum Bergbau bestellt und die erstaunten Ischler erfuhren, daß die Gestalt des Salzberges unsern Mann schon lange auf die Vermuthung der Quecksilberhaltigkeit gebracht und daß es seinen Untersuchungen gelungen sei, dieselben glänzend zu bestätigen. Weit aussehende Pläne zum Grubenbau wurden entworfen aber demungeachtet wollte es nicht recht weiter gehen mit der Sache. Zwar fand man eine verhältnißmäßig bedeutende Menge Quecksilber, jedoch nur an der Oberfläche, tiefer hinein zeigte sich nichts mehr — da geht eines Tages ein junger Mann vorbei und frägt was da gegraben werde — gerade an dieser Stelle habe er das Unglück gehabt beim Daguerreotypiren seine Quecksilberflasche zu zerbrechen. Die weiteren Fragen wurden so befriedigend beantwortet, daß man das projectirte Quecksilberbergwerk eilig und still wieder aufgab. Der Marschall lachte herzlich bei Erzählung dieser Geschichte und kam dann wieder darauf zurück, wie leicht sich die Tat'sache in Theorien verstrige, wobei ihm die Lavater'sche Physiognomik ein breites Feld des Komischen darzubieten schien, und wir erkannten in ihm den Franzosen an der Unkenntniß der unter uns Deutschen allgemein als Grammaire-Anecdoten zu Gemeinplätzen gewordenen Histörchen, von denen er einige zum Besten gab. Unter andere Erzählungen brachte er auch das freilich von ihm selbst erlebte aber seither doch allgemein bekannt gewordene Geschichtchen, nach welchem beim Feldzug in Egypten mit dem Rufe: „Les ânes et les savants au milieu!“ die Denon, Berthollet, Monge mit den Lasthieren in die Mitte der Armee genommen wurden; wobei uns nur der Zusatz neu war, daß die beiden letztern berühmten Gelehrten sich auch als Combattanten durch Muth und Tapferkeit hervorgethan haben.

Veranlassung unserer Reise war ein plötzliches Nervenübel gewesen. Der Marschall erkundigte sich theilnehmend darnach, lächelte beifällig, da ich meinen Abscheu vor derlei Uebeln aussprach, und wie ich sie bisher blos für ein Attribut gelangweilter alter Damen gehalten; er meinte, dem sei denn doch nicht so, und obschon er keine Vorstellung von derlei Leiden habe, hege er die Ueberzeugung, daß diesen Dingen Einflüsse zu Grunde lägen, die man noch nicht kenne; ja in seiner Sucht Alles zu erfahren, wünschte er beinahe einmal auf kurze Zeit eine Dame zu werden, um auch Solches kennen zu lernen. Er verwies mit der Besserung auf die Zeit und meinte, das Alter werde gewiß völlige Heilung bringen — „Aber,“ unterbrach er sich plötzlich, „was sage ich Ihnen da, Sie werden mir antworten, schweigen Sie, alter Herr, die Krankheit zu altern wiegt wohl die meinige auf und es ist noch die Frage, bei welcher man sich besser befinde.“ — Er erging sich dann im Klagen über das Alter,

Digitized by Google

über die Abnahme der Kraft, wie man ſich nach und nach abſterben fühle, und antwortete auf unſere Einwendungen, daß derlei Rückſchritte an ihm nicht ſichtbar waren — daß ſie ihm fühlbar und daß dies eine Empfindung ſei, ſchlimmer als der Tod, eine Empfindung, welche ſo unglücklich mache, von der die Jugend ſo gar keine Vorſtellung habe, daß dies allein ſchon hinreiche Jugend und Alter zu trennen. Außer dieſen Aeußerungen aber deutete Nichts auf das hohe Alter unſers freundlichen Wirthes, der es an Geſprächigkeit, Heiterkeit und Appetit mit jedem jungen Manne aufnehmen konnte. Das reichliche Mittagmahl mit den von Gemüſen begleiteten Gängen ſchien ihm trefflich zu ſchmecken und er meinte wir müßten hungrig bleiben, da wir's ihm nicht nachthun konnten. Es kam hierbei die Rede darauf, daß es einſtmals eine Forderung der beſſern Geſellſchaft an jeden gebildeten Menſchen war, der zu ihr gezählt werden wollte, wenig zu ſich zu nehmen, und daß man Eſſen und Trinken als eine Conceſſion anſah, welche der höhere Menſch der Thierheit zu machen gezwungen ſei und welche man daher ſo viel als möglich beſchränken ſolle. In neuerer Zeit ſei man jedoch zur Einſicht gekommen, daß der Menſch, welcher denke, auch arbeite, und daß Denken eine Sache ſei, die den Körper ebenſo in Anſpruch nehme, wie eine andere Anſtrengung; daß alſo jetzt die Leute, die ſich zur gebildeten Geſellſchaft zählten, gottlob wieder zu ſich nehmen dürften, was die Natur verlange. Ohne dieſe Einſicht der Dinge wäre es auch Niemandem anzurathen hier in's Gebirge zu kommen, wo Jeder denn wirklich das Doppelte von dem verzehre, was er gewohnt ſei. Man ſah auch, wie es dem Marſchall behagte und wie ſehr er, ohne gierig oder lüſtern zu ſein, mit ſeinem Diné beſchäftigt war.

Gleich beim Eintritt in das kleine viereckige Speiſezimmer ſuchte er die Bedienten durch ein lebhaftes: eh! garçons zu beſeuern, und wie heiter und angenehm er auch in den Zwiſchenräumen ſprach, immer hatte er ſeine großen befehlenden Augen auf alles zur Bedienung Gehörige gerichtet, und ſeine lebhaften Züge, welche die geringſte Erregung verriethen und vom ſtrengſten Blick augenblicklich in das gutmüthigſte Lächeln übergingen, deuteten dem Diener ſowohl als dem Gaſte an, was zu geſchehen hatte, was etwa verfehlt wurde. Ueberhaupt entſinne ich mich nie, das Geſicht eines Menſchen, der in der großen Welt gelebt, ſo durchſichtig für alle Eindrücke gefunden zu haben, denn alle Regungen des Gefühles, wie ſie im belebten Geſpräch abwechſelnd berührt werden, ließen ſich in ſeinen Zügen wahrnehmen; ja es gelang ihm nicht, ungeachtet ſeines feinen weltmänniſchen Betragens, und obſchon er nie durch einen Laut, durch eine Geberde ſeine Ungeduld verrieth, dieſelbe zu verbergen, wenn Jemand lange ſprach und ihn dadurch zwang das, was ihm auf der Zunge lag, zurück zu halten.

Nach Tiſche wurde ſtarker ſchwarzer Kaffee mit kleinen Gläschen Liqueur herum getragen, und da nicht Alle davon nahmen, ſprach der Hausherr ſcherzend über die Aengſtlichkeit der Neuzeit beim Genuß würziger Nahrungsmittel. „Sie fürchten ſich Ihren Kaffee zu trinken, weil Ihre Aerzte Ihnen denſelben verboten haben — das thun ſie bei mir ſchon lange, aber ich ärgere mich über den Abſolutismus unſerer Aerzte zu ſehr, um ihnen zu gehorchen. In einer Zeit, wie die unſere, wo kein Mann in irgend einer Wiſſenſchaft Vermuthungen ausſprechen darf, die er nicht rationell begründet, kommen dieſe Leute noch immer mit ihren orakelmäßigen Ausſprüchen, verbieten uns was uns ſchmeckt und erquickt, und geben uns Dinge ein, deren Wirkung ſie nicht kennen, für die ſie Nichts vorbringen können."

„Als die Erfahrung, Monseigneur", fiel ich ein.

„Pardon Madame! was iſt Erfahrung? Jeder macht die Erfahrung, die er machen will (L'empirisme, qu'est ce que c'est? Chacun fait les expériences qu'il veut faire) und ich für meinen Theil geſtehe nur ſehr wenigen die Fähigkeit zu, Erfahrungen zu machen, das heißt: richtig zu beobachten und daraus die richtigen Schlüſſe zu ziehen; dazu gehören zwei Talente, von denen jedes allein ſchon ſelten genug iſt, und Leute, die ſolches vermögen, werden gerade in der Medizin am wenigſten groß gezogen. Dazu bedarf es eines logiſch geordneten Kopfes, und Folgerichtigkeit der Schlüſſe wird durch jene Studien am wenigſten erreicht. Ich ſpreche den Aerzten nicht große Kuren, nicht glückliche Heilungen ab, aber das iſt immer mehr Inſtinct, glücklicher Griff (heureux tatonnement) und bleibt Eigenthum, Talent, Gabe des Einzelnen; das nenne ich aber nicht Wiſſenſchaft und darum unterwerfe ich mich auch nicht. Ich ſage meinen Aerzten, wenn Kaffee ein Gift iſt, ſo iſt es ein ſehr langſam wirkendes; übrigens aber ſoll man in einem Alter, wie das meine, wo die Leiden zunehmen, die Genüſſe aufhören, einem gewohnten Genuß nicht entſagen. Auch laſſe ich lieber das Leben, als meinen Kaffee, der mich in meinen ſchwerſten Stunden geſtärkt und belebt hat."

Als wir uns den Tag nach einer Landpartie nach Goſau zu Tiſche ſetzten, rief der Marſchall lachend: „eh bien! was haben Sie geſtern zu Mittag gegeſſen?" und nachdem wir ihm unſer frugales aber gutes Mahl beſchrieben, gratulirte er uns und meinte, man träfe es hier ſelten ſo. Wenn man irgend wohin käme und früge, was man bekommen könne, ſo heiße es immer: Alles; dies Alles laufe aber dann auf einen Sman (Schmarren) hinaus, und es komme ihm oft vor wie in Spanien, wo auf die Frage, was man zu eſſen haben könne, der Wirth ſich ehrfurchtsvoll verbeuge und antworte: Alles, was Sie mitzubringen belieben, Seynor?

Das Wort Sman (Schmarren) brachte auf das Capitel der Schwierigkeit der deutſchen, überhaupt der fremden Sprachen, auf das Ausſprechen der Namen und wie der Name des Marſchalls oft verzerrt werde, ſo zwar, daß ein für ihn beſtimmtes, Maréchal de Marmont adreſſirtes Billet zur Marchande de modes befördert worden ſei; er zog gegen ſchiechte Ausſprache und falſche Betonung zu Felde und meinte, Franzoſen machten ſich gar nichts aus Fehlern gegen Sprache und Grammatik, aber ſchlechte Ausſprache ſei ihnen verhaßt. Hierauf wurde erzählt, wie einſt ein öſterreichiſcher Soldat in Venedig, italieniſch angeſprochen, mit „nix Deutſch" antwortete, und es faſt ſcheine, als gelte dieſe Phraſe für eine Verneinung gegen jede Anmuthung einer fremden Sprache; der Marſchall geſtand lachend, daß auch er ſich ein für alle Mal mit dieſem Ausruf bewaffnet habe, wenn er in irgend einer ihm fremden Sprache angeredet werde.

Mir erzählten auch, wie die ganze Gegend voll der exploits des Marſchalls ſei, wie alles Volk von ſeinem Ritt herab an der ſteilen Seite des Schafberges ſpreche. Wie beſonders im Goſauthale das Diné, welches er dem Fürſten Metternich kürzlich gegeben, Epoche mache, da ſein Koch mit einem Fourgon voll bis dahin ungekannter Küchengeräthe

Digitized by Google

gekommen sein und dort Dinge bereitet haben solle, wie sie die Welt noch nie gesehen. „Ich kenne solche Geschichten von früher,“ sagte der Marschall, „eine batterie de cuisine imponirt den Leuten oft mehr und macht länger von sich reden, als eine batterie de campagne. Ich setzte von jeher etwas darein, meine Küche bei mir zu haben und bin daher schon gewöhnt deshalb von den Leuten im Munde geführt zu werden, obschon ich für mich selbst weit entfernt bin, ein großes Gewicht darauf zu legen. Es war mir immer darum zu thun, und ich gestehe, daß ich darauf etwas hielt, meine Officiere, die oft nicht wußten sich trocknes Brod zu verschaffen, zu mir zu laden, sie zu bewirthen und ihre Kräfte zu restauriren. Viele unter uns, und auch Napoleon, dachten oft gar nicht daran ob, wo und wie sie zu Mittag essen würden, und ich lasse das gelten für ihre Person, denn der einzelne Befehlshaber braucht nie zu darben; aber ein General soll nicht vergessen, daß, nach heutiger Kriegskunst, seine Stelle eine ganz andere geworden, daß er nicht mehr der Mann ist, welcher den Degen in der Faust vor seinen Leuten einherzieht und sie durch das Beispiel seiner Tapferkeit und Entbehrung ermuntert. Der heutige Feldherr ist eine moralische Kraft, ein leitender Gedanke und soll sich nie außer dieser Stellung denken. Dazu gehört aber auch, daß er die materiellen Bedürfnisse beherrsche, und als vorsehendes Princip über ihnen schwebe. Das mag Manchem sonderbar erscheinen, aber wer das Leben im Felde kennen gelernt, der weiß, welche Nachhülfe gute Nahrung dem Muthe ist, und daß geistige Ausdauer nur da zu erwarten steht, wo für die körperliche gesorgt ist. Wer alle Tage zur bestimmten Stunde zu Tische geht, hat keine Idee von dem mächtigen Hebel, welcher in Speise und Trank liegt. Ein gutes Mittagmal ist oft das Einzige, was dem Soldaten aushilft, die Zeit, wo er dabei sitzt, seine einzige Ruhe, das Glas Wein, welches er trinkt, seine einzige Erwärmung, und diese muß noch oft hinreichen, die nassen Kleider, welche er trägt, zu trocknen. Wenn man alt und hinfällig wird, begreift man kaum, wie es möglich war, Alles das auszuhalten, und man ist stolzer auf das, was man ertragen, als auf das, was man erreicht.“

L. benutzte diese Stimmung des alten Kriegers, um ihn an eine Episode aus seiner frühreren Zeit zu erinnern, wo ein Verwandter von uns dem damals jungen General begegnete. Es war im November 1805, zur Zeit der französischen Invasion. Alles war geflohen, die Vorräthe theils verzehrt, theils in Beschlag genommen, der furchtbarste Regen strömte herab; da kam auf einem, dem Kriegsschauplatz nahe gelegene Herrschaft, wo unser Oheim Beamter war, Nachts der Befehl, die französische Armee in Lambach mit Nahrungsmitteln zu versehen. Am frühen Morgen brach man mit mehren Wagen voll Victualien auf, langte glücklich in Schwanenstadt an und begab sich zum General Grouchy, um Sauvegarde zu begehren; Grouchy war sehr freundlich, bedauerte aber, nichts thun zu können, da nicht er, sondern der General Marmont den Oberbefehl führe. Nach mancher Mühsal wurde auch dieser erreicht, er hatte in der Fabrik vor dem Thore sein Hauptquartier. Der Oheim betrat das Haus, Alles war mäuschenstille, und hätten zwei Grenadier-Schildwachen ihm nicht gesagt, daß hier das Hauptquartier sei, er wäre unverrichteter Sache umgekehrt. — Er ging durch die stillen Gänge, Niemand war zu sehen; so kam er in den ersten Stock, öffnete auf gut Glück die nächstbeste Thür eines Fabriks-Locales, und siehe da, an langer Tafel, majestätisch wie ein Kriegsgott, mit kohlschwarzem Bart, das Großkreuz der Ehrenlegion über der Brust, saß da inmitten eines glänzenden Stabes der General Marmont. Der Oheim stand einen Augenblick stille. Die jungen Männer, die da ihren General umgaben, in der Kraft der Jugend, der Fülle der Gestalten, der Pracht der Uniformen, schienen ihm alle zu Helden geboren und das Leben und Feuer, das aus ihren Augen blitzte, dünkte ihm wie das Wetterleuchten des Kriegsgottes. Ihn aber, den jungen Feldherrn, der da saß, feurig, stolz, gebietend, in reicher goldgestickter Uniform, hielt er für den glücklichsten der Sterblichen. Bescheiden brachte er seine Bitte vor. Der General maß ihn von oben bis unten, sah dann eine Weile vor sich hin — und schlug ihm sein Begehren um Sauvegarde rund ab. Warum diese Bitte abgeschlagen wurde, das hatte unser Oheim im Stillen immer zu wissen gewünscht, und so wurde heute die Gelegenheit benützt, dem Marschall diese Geschichte zu erzählen. Dieser hatte mit innerem Ergötzen zugehört, bei der Schilderung seines Stabes funkelten seine Augen, und rasch und lebendig antwortete er: „Melden Sie Ihrem Oheim meine Empfehlungen und sagen Sie ihm, bas ich ihn tausendmal um Vergebung bitte. Ich entsinne mich sehr wohl jenes Augenblickes, obschon derlei Dinge in jedem Feldzuge hundertfältig vorkommen.“

„Der Grund, weßhalb ich die Sauvegarde verweigerte, war ganz einfach die Besorgniß, die ich für meine Leute hege. Der Oesterreicher mit dem Convoi war viel sicherer vor den Franzosen, als meine Franzosen einzeln zerstreut vor den Oesterreichern. Mochten sie auch die Vorräthe sicher an Ort und Stelle bringen, wer bürgte mir, daß sie im feindlichen Lande, bei der Erbitterung des damaligen Zeitlaufes, sicher waren? Aber“ frug er gespannt, „wie ging es weiter?“

L. fuhr fort mit des Oheims eignen Worten zu erzählen, wie bald darauf ein Sergeant ihm nachgekommen, ihn begleitet und sich, als eine Abtheilung der französischen Garde die Vorräthe in Beschlag nehmen wollte, als Sauvegarde erklärt habe. Hierauf kamen sie nach mancherlei Ungefähr nach Lambach, wo sie Alles leer fanden; auch das Kloster war geschlossen. Das Hauptquartier Napoleon's hatte eine Stunde vorher den Ort verlassen. Endlich fand der Oheim Gelegenheit, seine Vorräthe zu übergeben, und bald änderte sich die Scene. Im Kloster ward gekocht und gebraten, stink eine Tafel für sechzig Personen gedeckt und mit Allem versehen, was zur Hand war, auch silberne Löffel hatte man hervorgeholt. Punct Zwölf Uhr Mittags rückten die Stabsofficiere eines ganzen Armee-Corps ein, setzten sich an die Tafel und der Oheim, der mit ihnen Platz nahm, freute sich ihres anständigen Betragens, obschon es lauter junges Volk war und der Wein aus Saucieren getrunken wurde. Nach dem Essen stand der Adjutant auf, nahm die silbernen Löffel und gab sie dem Oheim, mit dem Beisatze, daß die Leute, die hier durchkämen, zu verschieden wären, um auf solche Weise bedient zu werden, daß man unmöglich für Alle bürgen könne, daß es daher sehr unvorsichtig sei, derlei Dinge preis zu geben; er bat ihn, dieselben ihren Besitzern zurückzustellen. Dieser schöne Zug, welcher unserm Oheim als ein unauslöschliches Andenken französischer Redlichkeit vorschwebte, entzückte und begeisterte unsern Wirth, der sich den ganzen Vorgang

Digitized by Google

wiederholte, und man sah, daß l'honneur français immer noch die Saite seines Herzens war, die am stärksten vibrirte.

Das Gespräch kam dann auf den Charakter des Franzosen als Soldat, und der Marschall stellte eine Parallele zwischen ihm und dem österreichischen Soldaten auf, wobei er letzterem alle Gerechtigkeit widerfahren ließ und versicherte, daß es nie und nirgends bessere Krieger gegeben. Nur habe man in früherer Zeit allenthalben, außer in Frankreich, geglaubt, Kenntnisse und Bildung seien das Gegentheil dessen, was ein Soldat bedürfe; man suchte die Officiere davon fern und in einer gewissen handfesten Rohheit zu erhalten, die allerdings vor der Erfindung des Schießpulvers das erste Erforderniß eines Anführers war; daher kam es denn, daß in jener Epoche die Soldaten, so tapfer sie waren, keine Führer hatten, wie sie erfordert wurden, und ganz allein diesem Mangel schrieb der Marschall Alles zu, was damals zu ihrer Ungunst ausgefallen. „Und doch", fuhr er lebhaft fort „hat man, seit durch das Schießpulver die neue Kriegskunst in's Leben trat, nie gehört, daß ein roher oder unwissender Mensch als Anführer je etwas ausgerichtet; ja wir wissen, daß je tiefer und umfassender die Kenntnisse eines Feldherrn, desto eclatanter seine Siege sind. Werden ja doch unsere modernen Schlachten immer nur durch den Tact, das combinatorische Talent und die Kenntnisse von Land und Leuten geschlagen, und Erscheinungen, wie Blücher, sind nur ein Ausnahmegeschild für den großen Haufen. Wir Alle wissen recht gut, daß da die feinsten und gebildetsten Köpfe beisammen waren, welche die Sachlagen überdachten, und daß Blücher blos eine leitende Gestalt für den gemeinen Mann war. Aber die Idee, daß für den Feldherrn Rohheit und Unwissenheit Erforderniß sei, ging so weit, daß einzelne Anführer demselben huldigen zu müssen glaubten, und Suwarow z. B. absichtlich Brutalität und Unwissenheit heuchelte. Ja, Suwarow trieb es darin auf die Spitze, suchte seine wissenschaftlichen Kenntnisse sorgfältig geheim zu halten, und wenn er zu Hause über seinen Büchern und Landkarten sitzend, Kriegsgeschichte und Geographie studirte, mußten seine Diener alle Kommenden mit dem Beisatze abweisen, daß er schlafe. So war denn allgemein die Ansicht verbreitet, der russische Feldherr bringe im Frieden seine Zeit mit Essen, Trinken und Schlafen zu. Er erwarb sich dadurch den Ruf eines militärischen Genies, das nur so vom Bett aufstahre, in den Krieg ziehe, und die Feinde schlage, und diese Meinung bestärkte er vorsätzlich."

Während der Zeit unseres Aufenthaltes in Ischl erschien in der allgemeinen Zeitung ein Aufsatz, welcher von der Benennung der Sternbilder handelte und auch erwähnte, daß man einst die Absicht gehabt, den Orion zum Napoleon umzugestalten. Der Marschall griff dies Gespräch mit großem Eifer auf und nannte deriei Dinge geradezu Narrenspossen. Die Gestirne seien nicht da zur Unterhaltung müßiger Stadtbewohner, sondern zur Orientirung der Seefahrer, und diese solle man nicht mit neuen und albernen Benennungen beirren. Hierauf kam die Rede auf Unglücksfälle, welche durch Irrungen geschehen, und auch auf die geringen Kenntnisse so vieler Seefahrer, so daß man namentlich Kauffahrer beschuldigte, sie müßen die Höhe des Poles über dem Horizont, also die geographische Breite, indem sie eine Faust über die andere hielten bis an den Polarstern. Mit einem Male wurde der Marschall ganz ernsthaft. „Ach," seufzte er „befreien Sie mich von der Qual, die mich drückt, ich höre immer von den Polhöhen sprechen, und weil ich merke, daß Jeder davon weiß, und beim Andern dasselbe voraussetzt, hält meine falsche Scham mich ab, darnach zu fragen. Da ich aber sehe, daß Madame auch lacht und den Witz versteht, kann ich meine Unwissenheit unmöglich mehr mit mir herum tragen." Sichtlich erheiterten sich seine Züge, als ihm L. mit wenigen Worten die Dinge klar machte; er lobte die Wissenschaft, die sich kurz und bündig zu fassen wisse, und nannte sich selbst einen in dieser Beziehung sehr verwöhnten Mann, da er mit Arago, Laplace, Monge in fortwährendem Umgange gewesen, und sogar während der Feldzüge oft diesen nicht unterbrochen; so habe z. B. Napoleon in Egypten sich an freien Abenden von Monge Vorträge halten lassen, an denen er (der Marschall) theilzunehmen nie versäumte. Wahrhaft bezaubernd soll die Art und Weise gewesen sein, in welcher Monge die schwierigsten Materien zu behandeln wußte; wurde aber doch irgend etwas nicht begriffen, so suchte er nie den Fehler bei dem Zuhörer, sondern maß sich selbst immer alle Schuld bei. „Ich habe Unsinn gesagt, vergessen Sie, was ich gesprochen," rief er dann aus, faßte seinen Hörer fest in's Auge und fing von ganz entgegengesetzter Seite an, seinen Gegenstand mit einer Klarheit zu erläutern, die es unmöglich machte ihm zuzuhören, ohne ihn zu verstehen. L. rühmte diese Eigenschaft, die er den Franzosen im Allgemeinen zuschrieb, ganz besonderd an Arago, der dieselbe in einem solchen Grade besitze, daß man nur bedauern müsse, daß er sich so sehr der Politik und noch dazu einer so excentrischen Richtung zuwende. „Excentrisch!" rief der Marschall, „da ist keine Spur von Excentricität, Nichts ist wohl überlegter als das. Mr. Arago gehört zu denen, die da meinen, es werde in Frankreich bald nur zwei Parteien mehr geben, die Einen, die die Andern hängen, und die, welche gehängt werden, und er will zu den Ersteren gehören." (Monsieur Arago est de ceux, qui croient que bientôt il n'y aura en France que deux partis, les uns qui pendront les autres, et ceux qui seront pendus, et lui, il veut être des premiers.) Der Grund, warum es Arago in Allem mit dem Massen halte, liege lediglich in einem hohen Grade von Furchtsamkeit, die ihn in dem Maße beherrsche, daß Niemand ihn bewegen würde, ein Pferd zu besteigen, und darin gleiche er ganz seinem Mentor Laplace. „Es ist übrigens merkwürdig," fuhr der Marschall fort, „daß Leute, die dieselben Eigenschaften haben, sich innerlich nicht lieben können; so konnte auch Arago den Laplace nicht gouttren, obschon dieser ihm seine literarische Laufbahn (la carrière des lettres) eröffnet; aber Beide wußten, was sie galten; Beide waren eitel, und das behagte Keinem. Laplace war aber ein feiner Weltmann, der zu leben wußte, und sich immer geltend zu machen verstand, wozu seine äußere Erscheinung wesentlich beitrug. Er hatte ein imposantes, oder besser gesprochen, ein höchst abschreckendes Aeußere; seine Augen, die immer blutroth entzündet waren, nöthigten ihn beständig, einen grünen Schirm zu tragen, was sein düstres Aussehen (son air sombre) noch vermehrte. An den langen Armen hingen Spitzen-Manchetten über die knöcherigen weißen Hände, und wenn die große, lange Gestalt schwarz gekleidet eintrat, hatte sie etwas Ehrfurchtgebietendes, das selbst den muthigsten jungen Menschen einschüchterte, so daß auch ich, der nie zu den Furchtsamen und Schüchter-

nen gehörte, als ich ihn zum ersten Mal sah, und er mich um meinen Namen frug, denselben nicht zu sagen wußte. Es handelte sich um das Examen, das mich in die polytechnische Schule bringen sollte und Laplace, die Wichtigkeit dieses Schrittes für mich einsehend, sprach mir Muth zu und sagte, daß er nicht da sei, um die Unwissenden zu suchen, sondern um die Unterrichteten zu finden (Allons donc, du courage! je ne suis pas là, pour chercher les ignorants, mais pour trouver les jeunes gens instruits).[a] Auguste Fréderic Viesse de Marmont erzählte sich und machte seine Sache so gut, daß sein Examinator ihm später den Fauteuil neben sich in der Akademie verschaffte, und sich oft dieses Augenblicks scherzend erinnerte.

Die Wissenschaften, ihre Fortschritte, ihre Vertreter mußten von jeher das Lieblingselement des Marschalls gewesen sein, man sah dies an der Lebhaftigkeit, mit welcher er diesen Dingen nachging, an dem freudigen Eifer, mit welchem er Alles darauf Bezügliche aufgriff, an der Theilnahme und Herzlichkeit, mit welcher er Männern der Wissenschaft, deren man immer welche bei ihm antraf, begegnete, und an der Anhänglichkeit und Hochachtung, mit welcher er von ihnen sprach. Mich dünkt, als hätte ich ihn von den Gefährten seines Ruhmes, von den Berühmtheiten *seines* Standes lange nicht mit so großem Enthusiasmus sprechen hören, als von den Heroen der Wissenschaft seiner Zeit.

Ich hatte mit Abneigung, und bloß um der Höflichkeit Genüge zu leisten, das Haus des Marschalls betreten. Ich glaubte, daß ein Mann, der als Verräther da stand, ein geistiges Brandmal an sich tragen müsse. Etwas davon würde überall durchschimmern, ja ich hatte beinahe die Absicht, etwas Falsches, Zweideutiges an ihm zu gewahren, aber ich fand bei so viel weltmännischer Bildung, bei größter Feinheit des Betragens, nur Gerathheit, Offenheit und eine einfache Natürlichkeit, die zum Herzen ging. Desto schmerzlicher stand die Vorstellung im Hintergrunde meiner Seele, daß der ehrwürdige Mann, der liebenswerthe Greis, der uns so viel Achtung und Liebe einflößte, vor der Welt jene Schmach an sich trage. Welche Motive waren es, die ihn zu solcher Handlungsweise trieben? Welche Gründe konnten einen Mann wie diesen, bewegen, von seinem Kaiser abzufallen? Hat ihn darüber nie ein mahnendes Gefühl beschlichen und hat er nicht gesucht, sein Verfahren zu motiviren und sich wenigstens dereinstens zu rechtfertigen? Es war natürlich nicht daran zu denken, eine solche Saite jemals zu berühren, aber zwei kleine Bemerkungen aus späteren Gesprächen fielen mir auf, und ich glaubte mir eine Deutung erlauben zu dürfen.

Von Ischl zurückgekehrt, war der Marschall so freundlich mich einige Male zu besuchen, und so kam das Gespräch einstens von Besuch, Zeiteintheilung, auf Hausordnung und häusliche Disciplin. Der Marschall nahm diesen Gegenstand lebhaft auf und äußerte, daß Disciplin in der Familie wie im Staate herrschen müsse, daß ohne sie nicht Ordnung noch Fortschritt im häuslichen Kreise, ja nicht einmal Achtung und Liebe unter dessen Gliedern denkbar wären, denn wo nicht die Unterordnung unter die Autorität, der Unerfahrenheit unter die Erfahrung, der Kinder unter die Eltern stattfinde, da sei an gütliche und liebevolle Verhältnisse nicht zu denken. Solche Verhältnisse zu modificiren nach den Umständen, zu rechter Zeit zu halten und los zu lassen, dazu gehörten aber immer Menschen, die genau zu unterscheiden wüßten; das eben sei die Kunst zu leben, die man in den Familien meistens vermisse, und welche oft auch die größten Männer nicht verständen. Hierauf nahm das Gespräch eine politische Wendung und hier war es, als blitze dieser Ausspruch auch in Beziehung auf Napoleon durch, als habe auch er das Nachlassen gegenüber den Gefährten seines Ruhmes versäumt, und gegen sie all zu starr den Imperator gespielt. So durfte Keiner vor ihm anders, als im strengsten Staatskleide erscheinen, und Marmont, dessen Zelt dicht neben dem des Kaisers stand, mußte sogar, wenn er bei Nacht gerufen wurde, sich in Galla-Uniform werfen. Solcher Dinge scheint es viele gegeben zu haben, und die Männer, die da wußten oder glaubten, Atlas zu sein, auf dessen Schultern das Kaiserreich ruhe, mochten, oft verletzt, zu mancherlei Betrachtungen veranlaßt werden.

Ein ander Mal, als das Gespräch auf die revolutionären Bewegungen in Russisch-Polen kam, bezeichnete der Marschall dieselben als bloße tolle Streiche unerfahrener junger Leute und meinte, nur als solche sie entschuldigen zu können. „Denn", sagte er, und es kam mir vor, als wenn er dabei ausdrucksvoller betonte, als es das Gespräch mit sich brachte, „sich schlagen für eine verlorne Sache — für eine völlig verlorne, die weder Muth noch Verstand mehr retten kann, welche die Vernunft von vornherein verloren geben muß, ist Thorheit, Andere aber dafür in's Feuer führen und mit Bewußtsein unnützes Blut vergießen, ist Verbrechen."

„Und wer entscheidet darüber, Monseigneur?"

„Sie, die Nachwelt!" (vous, la postérité!) erwiederte der Marschall mit Nachdruck und mir war's, als hörte ich in der Emphase dieses Ausdrucks mehr, als den bedeutungslosen Klang eines leicht hingeworfenen Wortes, ja als läge darin der Appell eines Gegenwärtigen an die Zukunft.

Der Marschall war ein pünctlicher Mann in allen Dingen, aber nicht wie sich die meisten Leute begnügen, pünctlich zu sein, indem sie ohne weiteres Nachdenken der nächst besten Uhr gehorchen, sondern er sah darauf, daß diese streng regulirt war. Er hatte zu diesem Zwecke einen kostbaren Chronometer und scheute keine Mühe, seine Uhren auf die Secunde genau zu richten, nach welchem dann sich auch Alles im Hause pünctlich halten mußte. Der Graf von Artois (später Karl der Zehnte) wollte mit ihm an Pünctlichkeit ewaliisiren, ohne jedoch die wissenschaftliche Genauigkeit des Zeitmaßes im Mindesten zu berücksichtigen. So kam es, daß, als er einst den Marschall an einen bestimmten Ort, zu bestimmter Stunde hatte bescheiden lassen, derselbe später eintraf, als der Prinz ihn erwartete. Dieser begrüßte ihn vorwurfsvoll und verlangte trimmphirend, der Marschall solle seine (des Prinzen) große Pünctlichkeit anerkennen, worauf der Marschall, sich verneigend, erwiederte: „Sehr pünctlich, mein Prinz, so pünctlich wie eine Uhr, welche um eine Viertelstunde voraus läuft" (comme une montre qui avance d'un quart d' heure). Dafür haßte er aber auch alle Unpünctlichen und meinte, solchen Menschen liege nichts an der Zeit, also auch nichts an dem, was man durch sie und nur mit ihr erreiche, sie hätten keine Thätigkeit und er ging darin so weit, zu behaupten, daß die Müßigen immer am meisten zauderten und warten ließen, daß er hingegen die Thätigen, viel Beschäftigten, am meisten in Anspruch Genommenen immer auch zugleich als die Pünctlichsten kennen gelernt habe, vorausgesetzt,

Digitized by Google

daß es keine Dichter wären. Diese freilich könnten sich an die mathematische Eintheilung des Lebens nicht halten, und die Welt wüßte, wie reichlich (largoment) sie von diesem Privilegium Gebrauch machten. Mit solchen Ansichten und Gewohnheiten Hand in Hand ging sein Haß gegen Langeweile, oder eigentlich besser gegen Gelangweiltsein; gegen diese kannte er keine Nachsicht, und das gefeierte Wort der Maintenon: „man müsse unterhaltbar sein“ (il faut être amusable), wollte er einfach in „man muß nicht blödsinnig sein“ (il ne faut pas être imbécille), umgewandelt wissen; jeder Mensch, der den Gebrauch seiner fünf Sinne habe, könne sich lebenslänglich auf's herrlichste unterhalten, die Erde, der Schauplatz unseres Lebens, sei im Vergleich zur Lebensdauer so groß, reich und unerschöpflich, daß es blos Trägheit sei, wenn es Jemandem an Unterhaltung fehle. Dazu klage Alles über Mangel an Zeit. Wer keine Zeit habe, habe auch keine Langeweile, wer aber Zeit habe, solle sich unterrichten und er werde nie um Zeitvertreib verlegen sein. Er wollte nur die ausnehmen, welchen die Sinne den Dienst versagen. „Ja,“ sprach er, „solchen gegenüber muß ich mein strengres Wort zurücknehmen, denn die Leiden des armen Blinden, seine Langweile, die Einsamkeit in sich selbst, das sind Qualen, denen jedes menschlich fühlende Herz Mitleiden zollen muß.“ Ich stimmte bei, setzte aber hinzu, daß ich oft und vielfach gehört habe, wie die Taubheit als ein noch schrecklicheres Uebel zu betrachten sei, da sie den Charakter verbittre und daß man daher die Tauben noch mehr bedauern solle, als die Blinden. „Nicht doch!“ versetzte der Marschall, „die Blindheit ist ein so entsetzliches Unglück, daß kein Verlust, auch nicht der des Lebens, damit verglichen werden kann.“ „Aber,“ bemerkte ich, „die Erfahrung lehrt doch, daß die Tauben mißtrauisch und menschenfeindlich würden, während die Blinden herzlich und freundlich bleiben, ja diese Eigenschaften oft durch die Blindheit erst im höheren Grad entwickeln.“ „Sehen Sie, so sieht es mit der Erfahrung aus,“ rief der Marschall lebhaft. „Wer sagt das, wer macht diese Bemerkungen? Ihr jungen, egoistischen Frauen (vous jeunes femmes égoistes), denen es schmelzheit, wenn der Unglückliche im Eurer Gegenwart auflebt, und sein Elend vergißt, und wenn er dann heiter und lebhaft wird, so bethenert Ihr, die Blindheit mache froh und vergnügt. Sie bedenken nicht, daß er gerade nur in dem Augenblicke lebt, in welchem irgend ein wohlwollendes Wesen sich seiner annimmt, daß eben deshalb die Gegenwart von Frauen sein Himmel ist, und daß sein Loos, wenn er in sein einsames Zimmer zurückkehrt, weit unter dem des Gefangenen steht; dieser hat im dunkelsten Kerker immer noch einen Schein von Licht, der ihm die Spinne in der Ecke des Gefängnisses und die Fliege auf seinem Tische bemerken und ihm tausenderlei Eindrücke gewinnen läßt, von denen der Blinde keine Ahnung hat. Denken Sie sich daneben die Existenz des Tauben, der in seinem Zimmer unter seinen Büchern oder bei sonstigen Geschäften, die ganze Welt auslacht (se moque du monde) und gar nicht fühlt, daß ihm etwas fehle, bis er in die Gesellschaft eintritt. Dann freilich empfindet er seinen Mangel, und weil er die jungen Damen sprechen und lachen sieht, doch auch gerne seinen Theil daran hätte, nun neugierig oder argwöhnisch fragend der Gesellschaft zur Last wird, und am Ende wohl gar ärgerlich den Salon verläßt, hält man ihn für trübsinnig, für menschenfeindlich und sagt, es ist wahr, die Taubheit macht den Menschen unglücklicher, als die Blindheit! und doch ändert der Moment, wo Beide, der Blinde und der Taube, die Gesellschaft verlassen, ihre ganze Lebenssorge, während der Erste vereinsamt fast der Verzweiflung preisgegeben ist, kehrt der Andere in den gewohnten Kreis seiner Behaglichkeit zurück. Da es trotz Liebe, Freundschaft und Familie denn doch fast das allgemeine Loos der Sterblichen ist, den größeren Theil des Lebens als Künstler, Gelehrter, Beamter oder in irgend einem Geschäft allein und stillschweigend zuzubringen, kann man den einseitigen Mangel des Tauben mit dem Alles umfassenden Unglück des Blinden gar nicht vergleichen.“

Die Revolution des Jahres 1848 riß den Marschall aus seinem gewohnten Lebensgeleise. Er verließ Wien, gegen das er eine entschiedene Abneigung faßte und behielt. Besonders empört hatte ihn die Art und Weise, in welcher gegen den schon seines Alters halber ehrwürdigen Minister Grafen Figuelmont vorgegangen wurde. Der Marschall war selbst Zeuge dieser Auftritte gewesen und fand nach diesen Vorgängen Alles, was später nachkam, eine folgerichtige Wirkung jener Excesse, welche zu hindern keine Hand, keine Stimme sich erhob. Er meinte, mit einer Compagnie Grenadiere wäre Vieles zu ändern gewesen. Der Soldat und der Mann der Thaten sprachen aus ihm, und ließen ihn wohl die damalige äußerst mißliche Lage der obersten Behörden nicht in ihrem ganzen Umfange erkennen. Er beschloß nach jenem Abende die Stadt zu verlassen. „Denn,“ sagte er, „ich gelangte durch den Anblick jener Auftritte zu der Ueberzeugung, daß fortan das Ungezieser in Wien Alles anzufressen wagen werde.“ Er kam seitdem nur wenig nach Wien und nahm zuletzt seinen Aufenthalt in Venedig, wo er das zweite Stockwerk im Palais der Gräfin C., einer hochgeehrten, vieljährigen Freundin bewohnte und sein Leben beschloß.

Die Gesellschaft erlitt durch seinen Tod einen großen Verlust, denn er war allenthalben ein Mittelpunct des feineren und freieren Lebens gewesen, besaß die Gabe der Geselligkeit in höchster Vollkommenheit und die galanten und eleganten Manieren des Franzosen waren ihm geläufig, wie Wenigen, die ihr Leben nicht eben ausschließend den Formen widmen. Er hatte immer eine Menge artiger Redensarten, verbindlicher Wendungen zu Gebote, welche, weit entfernt von der den Franzosen eigenen allgemeinen leeren Höflichkeit, immer das Gepräge der Freundlichkeit und des Wohlwollens trugen und Jedermann angenehm berührten. Er hielt in der Welt entschieden fest an dem Unterschied der Stände, in der guten Gesellschaft aber, meinte er, nehme Jeder die Stelle ein, die er durch Talent, Geist, Bildung oder Wissen einzunehmen berechtigt sei. Unschickliches Betragen war ihm unerträglich und brachte ihn so auf, daß er oft nicht umhin konnte, den Schuldigen seinen Unwillen fühlen zu lassen, besonders wenn derselbe zu seinen habitués gehörte. Er für sich hatte eine Menge kleiner artiger Förmlichkeiten sich erfunden, die man ihm nur nach und nach abmerkte, so z. B. konnte man vorher wissen, wenn er seinen Besuch endigen wollte. Alsdann zog er langsam wie zufällig im Gespräch seinen rechten Handschuh aus; er that dies, weil es ihm unartig schien, einer Dame beim Abschiede die Hand im Handschuhe zu reichen. Beim Eintritt hingegen erwartete er, daß man sie ihm entgegen strecke. Die Gewohnheit, mit Kleinig-

Digitized by Google

keiten zu spielen, hatte er im hohen Grade, und nannte es le besoin d' action. Rührend war es, wenn er von Frankreich, von seiner Verbannung und der Sehnsucht nach dem Vaterlande sprach. Die Reisen nach Italien, nach dem Orient, wollte er bloß aus Bedürfniß, sich im Exil zu zerstreuen, unternommen haben. Wenn er sah, daß man seine Schriften kenne, empfand er eine menschliche, allen schriftstellernden Wesen natürliche Satisfaction, welche er mit Napoleon entrailles d'auteur nannte. Als einst auf Ovid im Pontus die Rede kam, gab der Marschall scherzend zu, daß dieser es zwar in gewisser Beziehung schlimmer gehabt hätte, aber sagte er, „dieser Herr (ce Monsieur) war nicht siebzig Jahre alt, er hatte seine Jugend, seine Kraft, sein Leben nicht eingesetzt für das Land, welches ihn ausstieß und er durfte in seinem Vaterlande sterben." Die Sehnsucht des edlen Greises, in seinem Vaterlande zu sterben, wurde in der That nicht erfüllt. Ungeachtet seiner hohen Jahre trat bei der Rüstigkeit und Gesundheit seines Körpers sein Ende höchst unerwartet ein und die abschlägige Antwort, welche der Kaiser von Frankreich, damals noch Präsident, auf seine Bitte um Aufhebung der Verbannung ertheilte, soll ihm den Todesstoß gegeben haben. Wenige Tage nach dem Empfang jener Antwort ward er auf dem Marcusplatze von einem Unwohlsein befallen und nach Hause gebracht, wo er, da er sich sträubte, auf seinem Lager zu bleiben, im eigentlichsten Sinn des Wortes mit dem Tode rang, und auch in diesem Kampfe noch fest und muthig, so zu sagen stehend verschied. Mußte er jedoch sein Leben in der Fremde beschließen, so ward ihm ein zweiter, ebenso lebhafter Wunsch, von den Schwächen und Gebrechen des Alters durch einen raschen Tod verschont zu bleiben, vielleicht gerade durch die Versagung jenes ersten Begehrens in seltenem Maße erfüllt. Er starb, obschon 77 Jahre alt, ein starker kräftiger Mann am 3. März 1852, verehrt und betrauert von Allen, die ihn kannten. Sein Körper wurde seinem Wunsche gemäß nach Frankreich geführt. Einer Publication seiner Memoiren sehen wir noch entgegen.

Die Ruinen Rom's.

Der Reisende, der in unseren Tagen Rom von Norden her sich nähert, wird anfangs nicht an der Physiognomie der Stadt gewahr, daß dies die Stätte ist, auf der die Metropole der alten Welt gestanden hat. Die mächtige Kuppel von Sanct Peter hebt sich zuerst am Horizont empor, bald sieht er die Tiber ihre gelblichen Wellen durch das Blachfeld wälzen, und erblickt die mittelalterliche Brücke (die jetzige Benennung ponte molle ist aus dieser antiken corrumpirt) geziert mit zwei die Taufe Constantin's darstellenden Statuen, Constantin's, der hier seinen letzten Nebenbuhler überwand. Dann führt der Weg durch eine lange nichtssagende Vorstadt, die eben so gut an jede moderne Stadt angebaut sein könnte, zur porta del popolo, und nun erst betritt man die ewige Stadt. Der große Platz, der sich hier ausbreitet, mit einem Obelisken, von vier wasserspeienden Löwen umgeben, in der Mitte; zur linken die bepflanzte Anhöhe des monte Pincio; so imposant er ist, so wenig erinnert auch er an das alte Rom. Nun durch den langen, schnurgeraden und schmalen Corso, von hohen, grauen Häusern und Palästen eingefaßt: hier concentrirt sich vollends Alles, was Rom von transalpinischer Sitte und Cultur, von transalpinischem Luxus und Comfort sich angeeignet hat oder sich hat aufdringen lassen, und dieser Bezirk enthält den größten Theil der 10—20,000 Fremden, die in manchen Wintern Rom zu ihrem Aufenthalt wählen. Endlich sind wir am venetianischen Palast, jetzt dem Palast der österreichischen Gesandtschaft, noch windet sich der Weg durch einige schmutzige und krumme Gassen, und wir stehen am Fuße des Capitols.

Eine flache Treppe (cordonata) mit breiten, ganz niedrigen Absätzen, so daß sie auch von Pferden erstiegen werden kann, führt zu dieser merkwürdigsten Anhöhe der Welt hinauf. Zwei egyptische Löwen aus Basalt speien zu ihren beiden Fußenden Wasser in Becken. Hat man die Höhe erstiegen, so steht man auf einem, rings von Gebäuden des siebzehnten Jahrhunderts eingefaßten Platz, zu dessen beiden Seiten zwei höhere Spitzen sich erheben; die östliche zur linken trägt die Kirche Aracoeli (der Legende nach auf der Stelle gegründet, wo die Sibylle Augustus die Vision der Madonna mit dem Kinde zeigte), die westliche zur rechten der Palast Caffarelli. Von den Gebäuden, die den Platz einschließen, liegt zur Linken das capitolinische Museum, zur Rechten der Palast der Conservatoren; ein flüchtiger Blick in den innern Hof desselben fällt auf manche colossalen, antiken Reste, unter Andern jene Statuen der gefangenen Barbarenkönige, die mit abgehauenen Händen dargestellt sind: eine schaudererregende Erinnerung an das Verfahren des alten Rom's gegen seine Feinde. Das Capitol, das vor mehr als zweitausend Jahren so tapfer gegen die Angriffe der Gallier vertheidigt ward, wird jetzt von einer französischen Wache beschützt, die im Palast der Conservatoren stationirt ist. Diese beiden Gebäude fassen die beiden Seiten des Platzes ein, und gerade gegenüber der Treppe liegt der Palast des Senators (d. h. des Hauptes der Municipalität) von Rom. Er ist in das Archiv (tabularium) des alten Rom hineingebaut, er steht nicht nur auf den mächtigen Quadern, die schon vor zwei Jahrtausenden die Fundamente desselben waren, sondern bedeutende Theile des antiken Baues sind bei der Aufführung des modernen nur mit neuen Mauern bekleidet worden. Sie sind jetzt zum Theil aus dieser Verkleidung herausgelöst, und schon zeigt eine Bogenreihe, deren Pfeiler mit dorischer Architectur verziert sind, welche solide Pracht dies wichtige Gebäude im Alterthum schmückte. Der jetzige Senatorenpalast zeigt eine herrliche von Michelangelo angelegte Freitreppe, vor welcher die Statue des Flußgottes Nil aus einer Urne ihr Wasser strömen läßt; über ihm ragt hoch ein viereckiger Thurm empor, dessen Glocke nur gebraucht wird, um den Tod des Papstes zu verkünden und den Anfang der Maskerade im Carneval anzuzeigen.

Aber in der Mitte des Capitolplatzes steht eines der merkwürdigsten Monumente Rom's, eine der sehr wenigen

Digitized by Google

Statuen, die niemals verſchüttet geweſen ſind, ſo daß ſie nun ſchon 1700 Jahre unter freiem Himmel ſteht: die weltbekannte Reiterſtatue Marc Aurel's. Sie iſt dem Schickſal des Einſchmelzens, wodurch faſt alle Bronzeſtatuen vernichtet worden ſind (auf mehrere hundert Marmorſtatuen, die erhalten ſind, kommt nur je eine Bronzefigur, mit Ausnahme von Pompeji und Herculanum), dieſem Schickſal iſt ſie nur durch Irrthum des Mittelalters entgangen, das in ihr den erſten chriſtlichen Kaiſer, Conſtantin, verehrte. Im dreizehnten Jahrhundert ſtand ſie vor dem Lateran, und bei dem Feſte, das Cola Rienzi veranſtaltete, als er ſich zum Ritter ſchlagen ließ, floß aus den beiden Nasenlöchern des Pferdes durch Röhren, die man im Innern angebracht hatte, aus dem einen Wein, aus dem andern Waſſer. Im ſechzehnten Jahrhundert iſt ſie unter Michelangelo's Leitung auf dem Capitol aufgeſtellt worden. Wenn ſie auch nicht durch ihren Kunſtwerth Bewunderung erregt, ſo weilen doch die Blicke jedes Gebildeten, welcher Nation er auch angehören mag, mit Theilnahme und Ehrfurcht auf den milden Zügen des trefflichen Monarchen; Niebuhr war dieſe Statue eine der liebſten in Rom.

So iſt jetzt die Geſtalt des Hügels, der einſt der Sitz der Weltherrſchaft war. Als die erſten Anſiedler am Tiberufer ihn erwählten, um in Zeiten der Geſahr ihnen ſelbſt, ihrer Habe und ihrem Vieh als Zuflucht zu dienen, war er mit Buſchwald bedeckt. Der Sattel zwiſchen den beiden Höhen, der jetzige Capitolsplatz, war der Ort des Aſyls, deſſen Begründung die Sage dem erſten Könige Rom's beilegt; auf der weſtlichen Höhe (Caſſarelli) dem tarpejiſchen Felſen, ſtand die Burg, die den Bürgern der neuen Stadt zum Schutze diente, wenn der Feind die Anſiedlung im Thale in Beſitz hatte. Sein Name hat die Fluth der Zeiten überdauert. In den Jahrhunderten des Verfalls, namentlich während des päpſtlichen Schismas, wo Rom zu einem Dorf herabzuſinken drohte, lagen dieſe Gegenden wüſt, das Forum wurde zum Feld der Rinder (campo vaccino) und der tarpejiſche Feld zum Berg der Ziegen (monte caprino). Aber neben dieſen Namen haben ſich die alten erhalten, ja auch die Erinnerung an die Sage, die ſich an den Namen knüpft, iſt nicht völlig erloſchen. Als Niebuhr in eines von den am Abhange des tarpejiſchen Felſens gebauten Häuſern trat — die ärmſte Bevölkerung wohnt dort — wußten ihm deſſen Bewohnerinnen von „der ſchönen Tarpeja" zu erzählen, die in das Innere des Berges verzaubert, dort ein geiſterhaftes Leben fortführt. Noch ſind einige Stellen des Felſens nackt, von dem im Alterthum die Hochverräther herabgeſtürzt wurden, aber ſchwerlich ſind ſie (im Garten des proteſtantiſchen Hoſpitals) der Ort, wo die ſchaudervolle Todesſtrafe vollzogen ward, denn dann wären die zerſchmetterten Leichen gerade in die Stadt gefallen, während man ſie ohne Zweifel auf die entgegengeſetzte Seite außerhalb der Stadtmauer hinunterwarf.

Mit der wachſenden Herrſchaft Roms bedeckte ſich die Höhe des tarpejiſchen Felſens mit ſäulengetragenen Tempeln und Heiligthümern, Statuen und Kunſtwerken, Ehrendenkmälern und Weihgeſchenken aller Art, kaum begreift man, wie Alles auf dem engen Raume Platz gefunden hat; kein Ort der alten Welt kam dieſer kleinen Ebene auf der Höhe des Felſens an Pracht, Großartigkeit und überſchwänglichem Reichthum gleich. Alles hat die Fluth weggeſpült, welche die alte Welt in Trümmer ſchlug; ein bettelhaftes Geſindel wohnt jetzt hier in den Hintergebäuden des Palaſtes Caſſarelli, das auf dem wüſten Platz ſeine Wäſche trocknet; und in den Hühnerſtällen des Palaſtes zeigt man den Reiſenden antike Subſtructionen, die für Reſte des capitoliniſchen Jupitertempels gelten.

Vom Thurm des Capitols überſieht man die alte wie die neue Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung. Gegen Süden, Oſten und Nordweſten ziehn ſich, von Thälern durchſchnitten, die Höhen, auf denen das alte Rom ſtand; gegen Nordweſten, Weſten und Südweſten dehnt ſich von der Tiber auf drei Seiten umfloſſen, das Marsfeld aus, auf dem drei Viertel des neuen Rom ſtehen. Daß ſich die moderne Stadt von den Bergen in die Ebene des Marsfeldes herabgezogen hat, die im Alterthum nur mit öffentlichen Gebäuden bedeckt war, das haben hauptſächlich die Zerſtörungen der Aquäducte veranlaßt, die das Waſſer auf die Berge leiteten. So liegen das alte und neue Rom eigentlich nebeneinander, das Capitol auf der Grenze zwiſchen beiden; auf drei Hügeln außer dem Capitol: Diminal, Quirinal und Esquilin iſt freilich das neue Rom auf das Gebiet des alten gebaut; aber die drei andern: Palatin, Cölius und Aventin liegen größtentheils wüſt und tragen außer Ruinen faſt nur Kirchen und Klöſter, weite Gärten und Vignen, zwiſchen denen Mauern ſich öde Wege hinziehen, und einzelne Villen. Beide Städte, die alte wie die neue, umſchließt dieſelbe, im dritten Jahrhundert erbaute, aber ſeitdem vielfach erneuerte Mauer; den Vatican hat erſt Papſt Leo in das Stadtgebiet aufgenommen. Ueber die Mauer hinaus ſchweift der Blick ungehindert nach allen Seiten durch die großartige, ruinenerfüllte Einöde der Campagne, im Oſten vom Gebirge, im Weſten vom Meer begrenzt.

Im Südoſten des capitoliniſchen Hügels erhebt ſich, durch ein mäßig breites Thal getrennt, das niedrigere und weit umfangreichere Plateau des palatiniſchen Hügels. Hier ſand die älteſte Anſiedlung ſtatt, hierher ſetzt die Sage Romulus' Haus in der Zeit, als das Forum noch ein Sumpf war. In der letzten Zeit der Republik wohnten hier die erſten Männer Rom's. Hier ſtand Cicero's Haus, das der Tribun Clodius nach ſeiner Verbannung in Brand ſteckte; hier wohnte Catilina und Marc Antou; hier war der durch ſeine verſchwenderiſche Pracht berühmte Palaſt des Scaurus. Hier ſtand auch, auf der Nordoſtſeite, das Haus Auguſt's; und ſortan war hier die kaiſerliche Wohnung (daher der Name palatium für Palaſt). Weiter und weiter dehnten ſich die Paläſte der Kaiſer aus und nahmen endlich das ganze Plateau des Hügels ein, inſofern es noch nicht von Tempeln bedeckt war. Nero's goldenes Haus hatte auf dem Palatin nicht Platz; dieſer rieſenhafte Complex von Gebäuden, der eine Stadt für ſich bildete, zog ſich bis auf den Esquilin hinauf, und füllte die ganze Breite des Thals, das beide Höhen trennt. Von mehren Straßen ward es durchſchnitten, an der Stelle, wo jetzt im Thale das Coloſſeum ſteht, war ein großer, vermuthlich zu Luſtfahrten und Fiſchfang beſtimmter See, und auf der Höhe des Esquilin, die jetzt die Titusthermen trägt, dehnten ſich weitläufige Parkanlagen. Ein damals in Rom circulirender Vers rieth den Römern nach Veji (einige Meilen von Rom) auszuwandern, denn das goldene Haus werde die ganze Stadt verſchlingen; aber freilich ſei auch dies kein ſicherer Zufluchtsort, denn vielleicht werde es ſich auch dahin erſtrecken.

Digitized by Google

Wildgärten, Weinberge und Felder schloß dieser Palast ohne Gleichen in seinen Bezirk, Bäder von Meerwasser und aus Schwefelquellen. Die Decken der Speisesäle bestanden aus elfenbeinenen Tafeln, die zurückgeschoben werden konnten, worauf dann aus den Oeffnungen Blumen und Wohlgerüche auf die Tafeln der Schmausenden herabregneten. Gold, Perlen und Edelsteine waren überall mit Verschwendung angebracht. Der Hauptsaal war ein runder Kuppelbau, der sich wie die Erde Tag und Nacht um sich selbst drehte. Als das goldene Haus vollendet war, erklärte Nero, daß er nun anfange wie ein Mensch zu wohnen. Aber schon Vespasian schränkte den kaiserlichen Palast wieder auf den Palatin ein, und benutzte die über ihn hinausreichenden Theile theils zu gemeinnützigen Anlagen, theils überließ er den Raum an Privatleute. — Noch baute an der Südspitze des Palatin Severus einen neuen Palast, von dem gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bedeutende Ruinen standen, bis Sixtus der Fünfte sie zerstören und die Säulen nach dem Vatican bringen ließ.

Von all dieser überschwänglichen Pracht und Herrlichkeit sind wenige unscheinbare Reste geblieben, und so gründlich sind die Kaiserpaläste zerstört, daß aus den vorhandenen Ruinen sie zu reconstruiren völlig unmöglich ist. Einen großen Theil ihres Gebietes nahmen die von einer grauen Mauer eingefaßten, farnesinaischen Gärten ein, deren blühende Orangen im Frühling ihren wundervollen Duft weit in die Umgegend verstreuen; einen andern das Kapuzinerkloster St. Bonaventura, in dessen Kohlgarten zwei schlanke Palmen stehen; einen dritten die Villa des englischen Banquiers Rillo mit herrlicher Rosenpracht. Aber in allen diesen Gärten sind wenige Ruinen, hier ist alles in Schutt gesunken, der in unendlichen Massen den Boden bedeckt und den Hügel nicht unbedeutend erhöht. Auf der südöstlichen Seite stehen dagegen große Trümmermassen. Hier trägt eine hölzerne Thür die Aufschrift: palazzi Cesariani; man zieht an einem Bindfaden, der eine Glocke im Innern in Bewegung setzt, und wird eingelassen. Reihen von gewaltigen Bogen aus Backstein aufgemauert und gewölbt, ihrer Marmorbekleidung beraubt, starren nackt in die Luft; einige tragen noch den Estrich, der vielleicht einst der Boden eines Prachtsaals war und auf dem jetzt Kinder mit umherliegenden Marmorscherben Boccia spielen. Einige dieser Ruinen sind zu Heumagazinen benützt. Ueberall drängt sich zwischen diese Reste aus einer untergegangenen Welt eine üppige Vegetation, Akanthus grünt über dem Schutt, Epheu kriecht die Mauern hinan, der Lorbeer, der Oel- und Mandelbaum wurzeln zwischen den Trümmern, und wo einst der Pomp des mächtigsten Hofes der Welt sich entfaltete, baut jetzt ein armer Bauer seine Broccoli. Kaum läßt sich ein günstigerer Gegenstand für den Pinsel des Landschaftmalers denken als diese überwucherten Ruinen der Kaiserpaläste, und man macht auch selten einen Gang dahin, ohne an diesem oder jenem vorthellhaften Punct einen studirenden Künstler unter dem ausgespannten Sonnenschirm sitzen zu sehen.

Der Südseite des Palatin gegenüber streicht, durch ein schmales Thal getrennt, die Höhe des Aventin, auch diese völlig wüst und ohne menschliche Wohnungen, ihr ganzes Areal von Vignen, Klöstern und Kirchen eingenommen, von deren Thürmen man wundervolle Aussichten genießt. Selten begegnet man hier einen Menschen. Alle antiken Gebäude dieser Anhöhe sind bis auf die Fundamente verschwunden und keine Spur ist von dem berühmten Dianentempel erhalten, der das Bundesheiligthum der Lateiner war. Wo am Fuße des Hügels der Tiber vorbeiströmt, herrscht jetzt tiefe Einsamkeit, nur durch das träge Geräusch zweirädriger Karren unterbrochen. Im Alterthum war hier der lebhafteste Verkehr, denn hier war der Hafen und der Stapelplatz für alle flußaufwärts kommenden Schiffsladungen; große Magazine nahmen die aus weiter Ferne importirten Waaren auf. Hier lud der Sicilier sein Korn, der Egypter seine Glaswaaren, seine Leinwand- und Papyrusballen aus; der Kaufmann aus Gades (Cadix) spanischen Wein und spanische Wolle; hier wurden riesige Marmorblöcke an's Land gewunden, die am Atlas und in Vorderasien gebrochen waren, um jetzt als Säulen die Decken römischer Prachtsäle zu stützen; arabische Wohlgerüche, Schildkrötenschalen und Elfenbein aus Indien, ja selbst seidene Stoffe aus China führete der Welthandel hierher. An dieses geschäftige Treiben erinnern noch jetzt dort liegende riesige Marmorblöcke. Zu verschiedenen Zeiten sind deren hier gefunden worden, mehr oder weniger tief in den Boden eingesunken, zum Theil mit Nummern und Namen der Absender; aus irgend welchen Gründen sind sie auf dem Ausschiffungsplatz liegen geblieben und haben dann Jahrhunderte dagelegen. Die Gegend, die mit den weißschimmernden Blöcken auf der Ferne wie eine Bleiche aussieht, führt den Namen Marmorata.

Das lange Thal, das zwischen den parallel hinstreichenden Wänden des Aventin und Palatin sich hindehnt, liegt ebenfalls größtentheils wüst; sein vorderer Theil gegen den Fluß hin ist von der Gasbereitungsanstalt eingenommen, die Rom seit 1854 mit Gaslicht versieht. Ein kleiner Bach (Marrana) strömt durch das Thal von einem unbedeutenden Schilfwalde (weit über Mannshöhe) eingeschlossen; an dem Abhang des Aventin ragen aus Wust und Schutt einzelne Leichensteine hervor, es ist der Begräbnißplatz der Juden (orto degli Ebrei). Auch hier ist Verödung und Stille an die Stelle colossaler Pracht und rauschenden Lebens getreten, denn dies Thal füllte seiner ganzen Länge nach der große Circus aus. Schon in der Königszeit nannten hier Pferde und Wagen um die Wette, und die folgenden Jahrhunderte vollendeten allmälig den Riesenbau, dessen unabsehbare, amphitheatralisch aufsteigende Sitzreihen Hunderttausende faßten. Hier bewegten sich die Triumphzüge zwischen den zu beiden Seiten gedrängten Zuschauern hin, besiegte Könige schritten vor dem Wagen des Siegers her, und unermeßliche Beute wurde mit aufgeführt. Hier sah das versammelte Volk in ungeheuren Thierhetzen die wildesten Thiere der tropischen Zonen erlegen. Hier tobten beim Wagenrennen die Parteileidenschaften der Rothen und Weißen, Grünen und Blauen. Hier stiegen Verwünschungen gegen die Christen in die Luft, deren Vertilgung der angferegte Pöbel von christenfeindlichen Kaisern so oft forderte.

Die Schauspiele des Circus wurden mit einem feierlichen Aufzuge von Götterbildern eröffnet, der vom Capitol heruntergezogen kam. Verfolgen wir den Weg, den dieser Zug nach dem Circus hin machte, in entgegengesetzter Richtung nach dem Capitol zu, so stoßen wir noch auf manche Ruine aus dem Alterthum. Die breite Ebene zwischen dem Circus und Tiber war der Ochsenmarkt (forum boarium). Jetzt hat dieser Platz die traurige Bestimmung, zu Hinrich-

Digitized by Google

tungen zu dienen. Dann folgte das sogenannte Velabrum, dessen Name sich in einer alten, hier stehenden Kirche, die gewöhnlich verschlossen ist, S. Giorgio in Velabro erhalten hat; endlich und unmittelbar an das Forum stoßend das Quartier der Toscaner (vicus Tuscus) mit lebhaftem Handelsverkehr; besonders Gewürze und Weihrauch wurden hier verkauft, wo jetzt häufig polizeiwidrige Gerüche herrschen.

Auf dem Ochsenmarkte des alten Rom's, dicht am Flusse, steht ein kleiner, runder Tempel, dessen zwanzig im Kreise stehende korinthische Säulen jetzt ein häßliches, spitzes Dach tragen; einst wahrscheinlich eine Kuppel. Die gewöhnliche Benennung Vestatempel ist ganz grundlos, und hat keine andere Veranlassung, als daß die Tempel der Vesta in der Regel rund waren. Dann folgt ein länglich viereckiger Tempel, dessen Langseiten und Hinterseite mit Halbsäulen, die Vorderseite mit einer Vorhalle (4 Säulen in der Front) geschmückt ist, von jonischer Architektur; seiner Bauart nach aus den Zeiten der Republik, aber von eben so ungewisser Bestimmung als der vorige. Schon im neunten Jahrhundert ward er zur Kirche der h. Maria von Egypten geweiht. Weiter nach dem Forum hin steht ein quadratisches, nach allen vier Seiten in Arkaden sich öffnendes Gebäude, der Janusbogen. Solche Gebäude haben sich auf allen Marktplätzen des alten Rom's befunden, um den Geschäftsleuten ein Schutzdach bei ihren Besprechungen zu gewähren. Dicht daneben steht der Bogen der Goldschmiede, den laut der Inschrift über dem Durchgange die Goldschmiede und Kaufleute des Ochsenmarktes dem Kaiser Septimus Severus, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Caracalla und Geta errichtet haben. Das Portrait des letzteren ist überall, wo es an diesem Monument neben dem seines Vaters und Bruders angebracht war, glatt weggemeißelt. Denn Caracalla, nicht zufrieden seinen Bruder ermordet zu haben, wollte auch sein Andenken von der Erde vertilgen und ließ daher alle auf ihn bezüglichen Denkmäler zerstören. Die Sculpturen dieses Bogens der Goldschmiede zeigen einen traurigen Verfall der Kunst, die Ornamente sind überladen und schlecht ausgeführt, die Figuren plump und unbeholfen.

Nicht weit von diesem unbedeutenden Monumente aus der Kaiserzeit bewundert der Freund des Alterthums eines der denkwürdigsten Werke der grauen Vergangenheit, mehr als achthundert Jahre älter als jenes: die cloaca maxima, das einzige erhaltene Denkmal der römischen Königszeit, aber freilich allein auch hinreichend, um uns vor der Großartigkeit ihrer Unternehmungen mit Ehrfurcht zu erfüllen. Das Riesenwerk wurde ausgeführt, um die unterirdischen Quellen der Thäler aufzufassen, und namentlich die von Sumpf und Morast erfüllten Tiefen des Forum und Velabrum auszutrocknen. Unter einem bedeutenden Theile der Stadt mußte sich dieser Bau ausbreiten und verzweigen, um schließlich seine Adern in einen Hauptstamm zu vereinigen, durch den die gesammelten Wasser sich in die Tiber ergießen konnten. In bedeutender Tiefe mußten diese unterirdischen gewölbten Canäle angelegt werden, und ungestört haben sie in so vielen Jahrhunderten den Druck der ungeheuersten Lasten getragen. Verzweiflung, so lautet die Nachricht, erfaßte die zu diesem Werke frohnenden Plebejer. Zugleich ist die Cloaca merkwürdig als der älteste Bogenbau in Europa. Bei niederem Wasserstande des Flusses wird eine große Strecke des aus Tuffstein aufgeführten Gewölbes sichtbar, unter dem der Hauptcanal sich in die Tiber ergießt.

Nachdem wir die Ebene zwischen dem Palatin und dem Flusse durchwandert, wenden wir uns zum Capitol zurück, und betreten nun die denkwürdigste Stelle Rom's — das Forum. Aber hier, wo an jedem Zollbreit des Bodens eine geschichtliche Erinnerung haftet, wo im Alterthum eine unvergleichliche Herrlichkeit und Pracht sich vor den staunenden Augen entfaltete, hier gerade ist die Verwüstung am größten gewesen. Die Tiefe, in der das Forum liegt, wird auf drei Seiten von Höhen eingefaßt, und während der Jahrhunderte des Mittelalters wurde aller Bauschutt von dort in diese bequemste Ablagerungsstelle hinabgestürzt, und bedeckt jetzt das antike Pflaster in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß. Auf dem Platze, auf dem einst die Schicksale der Welt sich entschieden, weideten nun Rinder, daher der jetzige Name (campo vaccino). Auch ein Baumgang war in der Richtung vom Capitol nach dem Colosseum darauf angelegt worden, den man auf früheren Abbildungen des Forums sieht; erst vor wenigen Jahren ist er umgebauen worden, behufs der anzustellenden Ausgrabungen. Diese haben erst im neunzehnten Jahrhunderte begonnen (obwohl schon Rafael Leo dem Zehnten den großartigen Plan vorgelegt hatte, das ganze alte Rom von dem darauf lastenden Schutte zu befreien), und durch mannichfache Hindernisse verzögert, sind sie bis jetzt noch sehr wenig vorgeschritten. Wenn diese Arbeiten nicht mit einer ganz andern Energie als bisher betrieben werden sollten, so ist keine Hoffnung vorhanden, daß der größte noch begrabene Theil des Forums bald an's Tageslicht gefördert werden wird.

Während eines Zeitraums von fünfhundert Jahren ist das Forum der Schauplatz unzähliger Ereignisse gewesen, die auf die Schicksale Rom's, ja der Welt, bestimmend eingewirkt haben; und wie Rom aus einer kleinen lateinischen Ansiedlung zur Weltbeherrscherin erwuchs, ist es aus einem bescheidenen Marktplatz zu einer Scene großartiger Pracht umgebildet worden. Ein länglicher Platz, der sich am östlichen Abhange des Capitols in gerader Richtung ausdehnte, und nach dem Ende zu schmäler ward: das war der Marktplatz des alten Rom's, seit diese Tiefe, früher ein Sumpf, durch den Cloakenbau trocken gelegt war. Buden und Hallen faßten ihn ein, aus einem der Fleischläden am Forum riß Virginius das Messer, mit dem er seine Tochter ermordete. Diese Buden machten später eleganteren Läden Platz, und Hallen (Basiliken), zu Gerichtsverhandlungen bestimmt, wurden umher erbaut. Hier berieth der Senat, hier sprachen die Prätoren Recht. Von der Rednerbühne unter freiem Himmel (rostra) sprachen die Redner hier zum Volke, hier tobten die aufgeregten Leidenschaften politischer Parteien, und wie oft führte in den letzten Zeiten der Republik politische Zwietracht wilde Tumulte herbei! Hier fochten auch die Gladiatoren, bevor stehende Amphitheater erbaut worden, und große Bewirthungen der gesammten Bürger fanden hier statt. In der Kaiserzeit verlor das Forum seine wesentlichste Bedeutung, der Schauplatz des politischen Lebens zu sein; es ward nun um so prächtiger ausgebaut und mit Kunstwerken verziert, auf allen Seiten erhoben sich dicht aneinander gedrängt säulengetragene Giebeldächer von Tempeln

Digitized by Google

und Hallen. Aus der Kaiserzeit stammen alle Ruinen her, die jetzt noch das Forum umgeben.

Am Forum entlang lief bis an den Fuß des Capitols die heilige Straße (via sacra), so genannt, weil auf ihr die Triumphatoren zum Tempel des Jupiter hinanzogen: in der Kaiserzeit eine der lebhaftesten Verkehrsstraßen mit den elegantesten Läden, und daher ein Lieblingsaufenthalt flanirender Spaziergänger. Noch liegt an mehren Stellen ihr antikes Pflaster zu Tage, gebildet aus mächtigen, genau in einander gefügten, polygonen Platten von Basaltlava: eine Pflasterung, der die römischen Straßen überhaupt ihre unverwüstliche Festigkeit verdanken. Stellen wir uns, um die am Forum und der heiligen Straße liegenden Ruinen zu betrachten, an die Ostspitze des Palatin, mit dem Rücken gegen das Colosseum, mit dem Gesicht gegen das Capitol, so sehen wir zuerst auf der linken Seite niedrige Gewölbe, die einst die Läden von Goldschmieden, Bijouterie- und Parfumhändlern gewesen sein mögen. Gegenüber liegt auf einer Anhöhe die Ruine des Doppeltempels der Venus und Roma, eines der größten und prächtigsten der Stadt, vom Kaiser Hadrian erbaut, der auch in der Architektur sowie in allen andern Künsten dilettirte. Die beiden mit der Rückseite zusammenstoßenden Nischen der beiden Tempelhäuser zeigen noch die Cassettirung, mit der das Gewölbe bekleidet war. Nun steigt die heilige Straße ein wenig an, und auf ihrem höchsten Puncte steht der Triumphbogen, durch den der Zerstörer Jerusalem's zog, der Titusbogen. Reliefs im Innern zu beiden Seiten angebracht, versinnlichen den Triumphzug; sie stellen Soldaten vor, die Beute aus dem Tempel Salamon's, den siebenarmigen Leuchter und die silbernen Posaunen einhertragen. Zur rechten liegt die Ruine der Basilika Constantin's, in deren aus Backstein aufgeführten Mauern jetzt französische Soldaten exerciren. Nun erst betreten wir das eigentliche Forum, aus dessen Schuttdecke zu beiden Seiten mehr oder weniger erhaltene Trümmer ragen. Nur auf der linken ist eine kleine Strecke weit der Schutt weggeräumt; hier stehen drei herrliche korinthische Säulen mit höchst charakteristisch profilirtem Gebälk, der einzige Rest eines verschwundenen Tempels, über dessen Bestimmung die Gelehrten streiten. Daran stößt der Fußboden der basilica Julia, denn das Gebäude ist zerstört und seine Ruinen vermuthlich von der darauf ruhenden Last gänzlich eingedrückt, nur Trümmer liegen auf dem röthlichen Marmorboden umher. Diese Basilika, von Cäsar erbaut, diente hauptsächlich zu Gerichtsverhandlungen.

Zur linken steht, noch größtentheils erhalten, ein Tempel des älteren Antoninus und seiner Gemahlin; seine tief unter dem jetzigen Boden des Forums liegenden Fundamente sind in diesem Jahrhundert aufgegraben, und zugleich das ansloßende Pflaster der hier vorbeiführenden heiligen Straße. In diesem Tempel von schöner Bauart ist eine Kirche des heil. Laurentius, leider im verdorbensten Geschmad des siebzehnten Jahrhunderts, hineingebaut. Dies sind die bedeutendsten an den Seiten des Forums noch stehenden Ruinen; vom Forum selbst ist nur ein sehr kleines Stück blosgelegt, auf dem die Postamente stehn, aber die Statuen oder Säulen, die sie einst trugen, sind verschwunden. Noch erhalten dagegen ist die im Anfang des siebenten Jahrhunderts errichtete Ehrensäule des Kaisers Phokas, von korinthischer Ordnung und so gut gearbeitet, daß sie nur von einem viel ältern Gebäude genommen sein kann.

Wo das Forum und die heilige Straße an den Abhang des capitolinischen Hügels grenzen, ist über der letztern ein zweiter Triumphbogen, der des Severus, errichtet, um die Siege des Kaisers über die Parther und Araber zu verherrlichen. Dieser, laut der Inschrift im Jahre 209 errichtete Bogen, besteht aus einer größern und zwei kleinern Seitenarkaden; seine höchst verstümmelten Reliefs, die Scenen aus den Kriegen des Severus und Triumphzüge vorstellen, zeigen eine ganz ausgeartete Kunst, ein Verfall, der um so auffallender ist, als unter Marc Aurel, also kaum drei und zwanzig Jahre vorher noch recht tüchtige Werke hervorgebracht wurden. Im Mittelalter diente er, wie die meisten bedeutenderen Reste des Alterthums, als Festung, ein Thurm war darauf errichtet, der noch im sechzehnten Jahrhundert stand. Erst unter Pius dem Siebenten sind seine Fundamente ausgegraben und mit einer Mauer umgeben worden, um Verschüttung durch die vom Capitol herabrollende Erde zu verhindern.

Wenn der auf der heiligen Straße einherziehende Triumphzug diesen Punct erreicht hatte, wandte er sich links und zog auf der Fahrstraße zum Capitol hinauf; aber diejenigen Gefangenen, die zum Tode bestimmt waren, wurden zur rechten abgeführt, um alsbald ihr Ende zu finden. Hier liegt nämlich am Abhange des Capitols das schon in der Königszeit in den Felsen gehauene Staatsgefängniß, der Mamertinische Kerker. Jetzt ist die Kirche S. Pietro in carcero darüber gebaut, weil St. Petrus hier gefangen gehalten worden sein soll. Noch sieht man die aus Travertinquadern aufgeführte Vorderseite des Gefängnisses, die laut der Inschrift von einer Restauration im Jahre 31 nach Christus herrührt.

Die zugänglichen Räume sind zwei Kerker über einander; beide eng und niedrig und jetzt ganz finster, weil die schmalen Oeffnungen, die das Licht einließen, zugemauert sind. Niemand wird sich des Schauers erwehren können, wenn er, von einem dienenden Geistlichen mit brennender Kerze geleitet, die furchtbaren Kerker betritt und sich der Scenen erinnert, denen diese Wände Jahrhunderte lang zugesehen haben. In der Mitte des Fußbodens des obern Kerkers, der zugleich die Decke des untern ist, befindet sich ein Loch gerade weit genug, um einen Menschen durchzulassen. Durch diese Oeffnung wurden diejenigen hinabgesenkt, die in dem untern Raum im Hungertode verschmachten sollten. Dies war das Schicksal Jugurtha's, und mit dem Witz der Verzweiflung soll er ausgerufen haben, als ihn die feuchtkalte Luft des gräßlichen Grabes anwehte: „Wie kalt ist bei Euch das Bad!“ — Hier wurden auch die Theilnehmer an der catilinarischen Verschwörung erdrosselt, und die Beschreibung, die Sallust bei Erzählung dieser Begebenheit macht, ist noch heute Wort für Wort anwendbar: „Es ist ein Raum im Kerker, etwa zwölf Fuß unter der Erde. Ringsum schließen ihn Wände ein, oben ist eine steinerne, gewölbte Decke; aber das Ansehen des Kerkers ist scheußlich und schrecklich durch Oede, Finsterniß und Geruch.“ Die Leichen der Hingerichteten wurden mit Haken herausgezogen und an die Gemonischen Treppen geschleift, wo sie zur Schau liegen blieben. Wo aber diese sich befanden, ist ungewiß.

Digitized by Google

Am Abhange des Capitols, an der Fahrstraße, die zur Höhe hinaufführte und deren antikes Pflaster jetzt wieder zu Tage liegt, stehen die Ruinen dreier Tempel, einer bis auf die Fundamente zerstört, während von den beiden andern noch einige Säulen übrig sind. Der zerstörte Tempel war der der Concordia, in dem sich bei mancher wichtigen Gelegenheit der Senat versammelte, unter andern auch um über die catilinarische Verschwörung zu berathen, deren Theilnehmer bald darauf wenige Schritte von hier ihren Hochverrath mit dem Leben büßen sollten. Von den beiden übrigen Tempeln stehn, von dem einen drei, von dem andern acht Säulen; man weiß, daß der eine der des Saturnus, der andere der des vergötterten Kaisers Vespasian war.

Noch ein unscheinbares aber interessantes Ueberbleibsel ist hier zu erwähnen, ehe wir das Capitol verlassen. Dicht am Severusbogen steht noch ein runder Unterbau, der einst die goldne Meilensäule (milliarium aureum) trug. Diese hatte August als Denkmal seines Verdienstes um das Straßenwesen im römischen Reiche errichtet. Zwar hatte schon die Republik in dieser Hinsicht Bedeutendes geleistet, aber erst die Kaiserzeit vollendete das System der Heerstraßen, deren Netz sich über das ganze Reich ausbreitete. Eine Staatspost, deren Schnelligkeit der der heutigen Eilwagen nicht nachstand, trug die Nachrichten von den entferntesten Grenzen in kurzer Zeit zu dem Mittelpuncte der Regierung, und ihre Beschlüsse eben so schnell zurück. Nicht nur für die Verwaltung, sondern auch für die Hebung des Verkehrs und für Ausbreitung der Cultur waren August's Bemühungen von unermeßlichen Folgen. Die goldene Meilensäule enthielt ein Verzeichniß der Hauptstraßen, die von Rom ausliefen, nebst Angabe der Hauptzielpuncte und ihrer Entfernungen in römischen Meilen.

Der an colossale Dimensionen immer mehr und mehr gewöhnten Kaiserzeit genügte der enge Raum des Forums nicht, mit dem die Republik sich begnügt hatte. War auch jetzt kein Platz zu Volksversammlungen mehr erforderlich, so wollte man doch geräumige und prachtvolle Plätze, die für alle übrigen öffentlichen Zwecke, für die Rechtspflege, Abschließung von Verträgen und die Thätigkeit der Verwaltungsbehörde geeignete Räume bieten sollten. Zugleich hatten die Kaiser hier Gelegenheit durch großartige Bauunternehmungen die Menge zu beschäftigen und sich unvergängliche Denkmale zu stiften; endlich sollten hier die Statuen verdienter Männer, deren Zahl in's Unendliche wuchs, Raum finden. So entstand in dem Jahrhundert von August bis auf Trajan ein Forum neben dem andern; von dem der Republik zogen sich diese neuen prachtvollen Anlagen, die selbst die Anforderungen eines an das Großartigste gewöhnten Zeitalters übertrafen, in ununterbrochener Folge, nordwestlich am Fuße des Esquilinischen Hügels bis an den des Quirinals. Das erste legte August an, ein zweites von Domitian begonnenes vollendete Nerva, das größte und prachtvollste Trajan. Geringe Ueberreste bezeichnen die Stätten dieser Prachtdamen. Auf dem Forum August's stehen noch drei herrliche und gewaltige korinthische Säulen von carrarischem Marmor, die ein Gebälk tragen; sie gehörten zum Tempel des rächenden Mars. August hatte ihn diesem Gotte in dem Kriege gegen Brutus und Cassius gelobt, wenn er ihm helfen werde Cäsar's Tod zu rächen. In ihm wurden die eroberten Fahnen und Standarten niedergelegt.

Von dem Forum Nerva's steht man zwei tief verschüttete korinthische Säulen, deren mit sehr verstümmelten Reliefs verzierte Gebälk eine Attica trägt. Das Volk nennt sie le colonnacce; hinter ihnen befindet sich jetzt ein Victualienladen. Von diesem Forum standen noch im sechzehnten Jahrhundert bedeutende Ueberreste, die Paul der Fünfte abbrechen ließ, um sie zum Bau der aqua Paola zu verwenden. Die Reliefs, die von guter Arbeit sind, stellen die Minerva vor, wie sie Frauen in weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Prächtig und herrlich wie diese Foren waren, so wurden sie doch überboten durch das Forum Trajan's, das dieser Kaiser durch den Baumeister Apollodorus von Damast ausführen ließ. Ammianus Marcellinus, der den Besuch des Kaisers Constantius in Rom beschreibt, sagt — es waren dritthalb Jahrhunderte seit der Erbauung verflossen —: „Als er aber an Trajan's Forum kam, einen Bau, der unter dem Himmelsgewölbe ohne Gleichen ist, und den, wie ich meine, auch die Götter bewundern müssen, blieb er sprachlos stehen, indem er die gigantischen Anlagen im Geiste erwog, die nicht zum zweitenmale von Sterblichen unternommen werden dürften. Alle Hoffnung, je etwas Aehnliches versuchen zu können, entsank ihm, und nur das Pferd Trajans', das in der Mitte des freien Platzes den Fürsten selbst trägt, meinte er nachahmen zu wollen und zu können."

Zunächst an das Forum August's stieß, wie es scheint, eben dieser freie Platz, von Säulen umgeben. Dann folgte die fünfschiffige Basilika, deren Fußboden jetzt, durch die auf Napoleon's Befehl 1812 geschehenen Ausgrabungen zum Theile bloßgelegt, einen freien Platz bildet, in ziemlicher Tiefe unter dem gegenwärtigen Boden. Zahlreiche Reste zeigen, daß er mit fußbarem, buntem Marmor getäfelt war, das Dach war von Bronze, und das Vaticanische Museum bewahrt nicht unbedeutende Trümmer herrlicher Friesskulpturen auf, deren Anblick die Phantasie gewaltig anregt, sich wenigstens ein Bild dieser alten Herrlichkeit zu schaffen. Jenseits der Basilika folgt dann die Trajanssäule, mit dem Piedestal 117 Fuß hoch, bei einem Durchmesser von unten 11, oben 10 Fuß; sie trug einst die Statue des Kaisers, jetzt die des h. Petrus. Im Innern führt eine Treppe zur Höhe hinauf, die durch Oeffnungen spärliches Licht erhält. Um den ganzen Schaft der Säule windet sich ein Marmorband, dessen Reliefschmuck den Feldzug Trajan's in den Donauländern darstellt. Alle möglichen Scenen des Krieges folgen hier aufeinander. Brücken werden geschlagen, Magazine erbaut, Lager befestigt; Soldaten holen Wasser und Holz, stehen Wache und marschiren, bilden um die Bühne ein Quarré, von welcher herab der Kaiser sie anredet. — Schlachten und Belagerungen, Verhandlungen, Hinrichtungen und Begnadigungen von Gefangenen, und mitten in allen diesen Scenen ragt die Figur des Kaisers hervor, um den sich die Handlung überall gruppirt. Müssen wir gleich diesen Reliefschmuck der Säule, als den Principien der Architektur wie der Sculptur zuwiderlaufend verdammen, so gewährt doch die Betrachtung dieser Darstellung dem Freund der Geschichte ein hohes Interesse und dem Antiquar unschätzbare Belehrung. Nicht weniger als 2500 menschliche Figuren hat man darauf gezählt.

In dem Postamente der Säule war Trajan's Asche beigesetzt, aber die Ruhestätte des „letzten Kaisers" ist nicht

Digitized by Google

verſchont geblieben. Als Sixtus der Fünfte 1585 die Grabkammer öffnen ließ, fand man ſie leer. Die gute Erhaltung der Säule verdankt man einer beſonderen Sorgfalt, die der Senat ihr im Mittelalter angedeihen ließ; aus dem Jahre 1162 iſt ein Decret bekannt, das ihre Beſchädigung bei Leibesſtrafe verbot. Dieſe Rückſicht auf das Monument findet ihre Erklärung in der Verehrung, die Trajan noch im Mittelalter genoß. Gregor der Große, ſo lautet eine fromme Sage, rief durch ſein Gebet den beſten Kaiſer noch einmal in's Leben auf ſo lange Zeit zurück, als er zu ſeiner Bekehrung bedurfte: am thn ſo der Herrlichkeit des Paradieſes theilhaft zu machen. — Hinter der Säule befanden ſich vermuthlich die von Trajan angelegten Bibliotheken, eine griechiſche und eine lateiniſche.

Unmittelbar vom Trajans-Forum ſteigt man auf den Quirinal hinauf, von dem ein bedeutender Theil abgegraben werden mußte, um für die Anlagen Trajan's den nöthigen Raum zu gewinnen. Dieſer Hügel iſt ganz von dem modernen Rom eingenommen, und daher ſind faſt alle Reſte des antiken verſchwunden. Nur eine herrliche Erinnerung an das Alterthum iſt hier der Zerſtörung entriſſen: die beiden vor dem päpſtlichen Palaſt aufgeſtellten Coloſſe der Dioscuren, von der volksthümlichen Benennung des Platzes (monte cavallo) gewöhnlich die Coloſſe von monte cavallo genannt. Dieſe Statuen haben zu den wenigen Antiken gehört, die dem Schickſal, unter den Trümmern Rom's begraben zu werden, entgangen ſind. Sie werden ſowohl im achten als im zwölften Jahrhundert erwähnt, ihren jetzigen Platz erhielten ſie erſt durch den Papſt Sixtus den Fünften. Inſchriften auf den modernen Poſtamenten bezeichnen ſie als „Werk des Phidias“ und „Werk des Praxiteles“; aber ſollten auch dieſe Inſchriften von den antiken Poſtamenten übertragen ſein, ſo ſind die Angaben aus vielen Gründen mehr als unwahrſcheinlich. Eine ſeltſame Sage knüpfte ſich im Mittelalter an dieſe Namen, deren Bedeutung gänzlich verſchollen war. Phidias und Praxiteles wären zwei junge Philoſophen geweſen, die unter der Regierung des Kaiſers Tiberius nach Rom kamen, und nachdem ſie durch ihre wunderbare Weisheit ſeine Gedanken zu errathen vermocht hatten, ſoll er das Andenken dieſes Ereigniſſes in coloſſalen Geſtalten nackter Männer und Roſſe verewigt haben. In ihrer gegenwärtigen Aufſtellung wirkt Alles zuſammen, um den Eindruck dieſer herrlichen Werke zu einem einzigen und unvergeßlichen zu machen. Zwiſchen beiden ragt ein Obelisk, an deſſen Fuße ein Springbrunnen ſeine hohen Strahlen in eine ungeheure Granitſchale niederplätſchern läßt. Wenn' bei hellem Mondſchein die tiefen Schatten der Paläſte ſcharf begrenzt auf das Pflaſter des weiten Platzes fallen und die Fontaine gleich flüſſigem Silber zwiſchen den beiden rieſigen Geſtalten rauſcht, die dann völlig ſchwarz erſcheinen, — dies iſt ein Anblick von unbeſchreiblicher Wirkung.

An den Quirinal ſtößt im Oſten die Anhöhe des Viminal, von deſſen Schickſalen im Alterthum wenig bekannt iſt und der jetzt wenigſtens theilweiſe von modernen Straßen bedeckt iſt. Er enthielt Reſte eines Baues, der zu den ungeheuerſten des alten Rom's gehörte, und uns noch heute in ſeinen verhältnißmäßig geringen Ueberbleibſeln Staunen abnöthigt, der Thermen des Diocletian. Dieſe Anlagen übertrafen alle übrigen derſelben Art. Die Thermen (eigentlich warme Bäder) waren die coloſſalſten Prachtgebäude in Rom; zunächſt freilich hervorgegangen aus dem Bedürfniſſe des Badens, das den Alten eines der erſten und wichtigſten war. Aber ſchon im Anfange der Kaiſerzeit vereinigte man mit den zum Bade beſtimmten Anſtalten andere zu mannichfacher Unterhaltung beſtimmte Räume, namentlich zu Turnübungen, da die Sitte der griechiſchen Gymnaſtik immer mehr in Rom heimiſch wurde. Die bedeckten Säle der Thermen waren auch im Winter zu benutzen, wenn rauhes Wetter Leibesübungen auf dem Raſen des Marsfeldes nicht erlaubte. Sodann boten ſie die bequemſte Gelegenheit zu geſelliger Unterhaltung. Wie noch jetzt, ſuchte der Römer die Geſelligkeit außerhalb des Hauſes auf. Wie man ſich im heutigen Rom in der Theaterloge und im Café, im Buchladen und, in kleineren Städten, in der ſpezzeria (Apotheke) zur Converſation zuſammenfindet: ſo im alten Rom auf dem Marsfelde, in den Colonnaden, die zu öffentlichen Spaziergängen dienten; vor allem aber in den Thermen. In den weiten Prachtſälen derſelben laſen Dichter ihre Werke vor, disputirten Philoſophen, ſchwatzten die Flaneurs von den Ereigniſſen des Tages, Andere ſtanden im Kreiſe um Jongleurs, die ihre Kunſtſtücke producirten. Der Freund der Wiſſenſchaft und Literatur fand hier große Bibliotheken, der Freund der Kunſt Sammlungen von Gemälden und anderen Kunſtwerken, die überall mit der größten Verſchwendung angebracht waren. Viele der berühmteſten Statuen, deren halbzerſtörte Glieder zu ſehen man jetzt hunderte von Meilen pilgert, ſtanden in den Niſchen der Thermen unbemerkt. Eine märchenhafte Pracht that ſich hier auf und, ſo viel wir wiſſen, waren dieſe Luſtorte, prachtvoller als jetzt Monarchen ſich rühmen können, ſie zu beſitzen, auch dem Geringſten geöffnet. Von jeher war es die Politik der römiſchen Kaiſer, auf jede Weiſe für das materielle Wohl und die Genüſſe des Pöbels zu ſorgen, dem ſie ſich zu befreundeten; während ſie die ihnen gefährliche Ariſtokratie auf jede Weiſe herabzudrücken ſtrebten. In den Thermen wandelte auch der Proletarier auf Moſaik-Fußböden, zwiſchen Wänden, die mit koſtbaren bunten Marmorn aus fremden Welttheilen belleidet, und unter Kuppeln, die mit ungeheuren Frescogemälden gezlert waren. Er erfriſchte ſich an ebenſo vortrefflich eingerichteten Bädern, wie der Reiche auf ſeinem königlichen Landhauſe am Golf von Neapel. Da waren große Baſſins für den Schwimmer, warme und heiße, und endlich auch Dampfbäder.

Der Umfang der Thermen des Diocletian, die wie geſagt die größten in Rom waren, wird auf zwölfhundert Schritt angegeben, dreitauſend Badezimmer ſollen ſich (nach der Angabe eines alten Schriftſtellers) hier befunden haben; eine aufgezeichnete Gemäldeſammlung war hier, und die von Trajan auf ſeinem Forum angelegte (oben erwähnte) Bibliothek hatte Diocletian gleichfalls hierher ſchaffen laſſen. Schriftſteller des ſechzehnten Jahrhunderts, in dem dieſe Thermen noch von allen am beſten erhalten waren, ſprechen mit Bewunderung von dem Schmucke der Decken und Fußböden. Die Zahl der Säulen, die aus ihren Ruinen zum Schmuck von Gebäuden des modernen Rom's verwendet worden ſind, ſoll ſich auf mehr als zweihundert belaufen. Viele Kaiſerſtatuen, die hier gefunden wurden, ſind in die Muſeen von Rom und Florenz gewandert. — Der äußere Bezirk dieſes rieſenhaften Compleres von Gebäuden, deren Reſte jetzt durch

Digitized by Google

weite Plätze und Straßen von einander getrennt sind, bildete nach der gewöhnlichen Construction der Thermen ein Viereck, mit mehren hervorspringenden Theilen, namentlich Rundgebäuden an den vier Ecken. Eines derselben ist in die Kirche S. Bernardo verwandelt worden. Eine große Kuppel überwölbt den kreisförmigen Raum, deren achteckige Täfelungen aber ihres Bronzeschmuckes beraubt sind; daneben erscheint noch in einem jetzt zur Leinwandbleiche bestimmten, anstoßenden Garten des Klosters S. Bernardo ein halbrunder Vorbau. Auf dem andern Ende derselben Seite ist das entsprechende Rundgebäude nur theilweise erhalten, und seine Mauern sind zu einem Gefängniß verwendet worden.

Bedeutendere Reste sind von dem mittleren Hauptgebäude der Thermen erhalten, die durch Michelangelo in die Kirche S. Maria degli Angeli verwandelt wurden. Ihr Querschiff hält man für die ehemalige Gemäldegallerie der Thermen. Acht von den Riesensäulen, die das mächtige Kreuzgewölbe der Decke tragen, stehen noch an ihrer ursprünglichen Stelle, die acht andern, die verloren gegangen waren, sind durch nachgemachte ersetzt. Die Schäfte der antiken Säulen sind aus rothem, orientalischem Granit, jeder aus einem Stück, von 23 Palmen Umfang; die sehr reich gearbeiteten Capitäle aus weißem Marmor. Sie erscheinen nicht mehr in ihrer ganzen Länge, weil ihr unterster Theil in dem heutigen über dem antiken erhöhten Fußboden steht; doch sind sie auch jetzt noch 62 Palmen hoch. Das Gebälk zeigt in seiner ausschweifenden Pracht den überladenen Geschmack der diocletianischen Zeit.

Südlich vom Viminal erhebt sich die weitläufige, theils wüste, theils bebaute Höhe des Esquilin. In der Urzeit war er mit Wald bedeckt, noch in der Republik enthielt er mehre heilige Haine. Auf ihm stand das Haus des großen Pompejus. Auf seiner Höhe legte Mäcenas große Parke an und schuf einen schauerlichen und verrufenen Begräbnißplatz zur angenehmen Promenade um. In diesen Anlagen befand sich Mäcen's Palast, von dessen höchstem Altan man eine freie Aussicht nach Tibur (Tivoli) und Tusculum (Frascati) genoß; von hier sah Nero der großen Feuersbrunst zu, die drei Viertel Rom's in Asche legte. Mehre der berühmtesten Schriftsteller und Dichter wohnten auf dem Esquilin, Properz, Virgil und der jüngere Plinius. Und wie oft mag Horaz hier die Gastfreundschaft Mäcen's genossen, wie oft in seinen Gärten gewandelt haben, bis er hier neben dem Grabe des Freundes seine Ruhestätte fand!

Die weitläufigen, sehr zerstörten Trümmermassen der Thermen des Titus nahmen einen bedeutenden Theil des Esquilin ein. Es ist unerfreulich und wenig belohnend, in ihren zum Theile zugemauerten und daher finsteren Gewölben umherzuwandern, wobei der Custode mit Kerzen, an langes Rohr gebunden, die spärlichen Ueberreste der Deckengemälde und Stuccatur beleuchtet: unmöglich kann man sich aus diesen verworrenen Ruinen eine Vorstellung von dem ursprünglichen Zustande des Baues machen. In der Kunstgeschichte der neueren Zeit haben die Titusthermen eine gewisse Rolle gespielt. Als man zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit neuerwachtem Eifer an der Wiederentdeckung der Alterthümer arbeitete, wurden auch die Hallen und Zimmer des ersten Geschosses dieser Thermen entdeckt, die damals noch im Schmucke der Malerei und Stuckbekleidung prangten. Besonders gefielen die schönen Arabesken, sie wurden allgemein bewundert und viel nachgeahmt.*) Da nun Nachbildungen derselben sich namentlich auch in den von Rasael und seinen Schülern gemalten Loggien des Vatikan finden, jene Arabesken aber in den Thermen des Titus, der Luft und dem Wetter ausgesetzt, allmählig verschwanden; so entstand die eben so dumme als boshafte Sage, Rasael habe sich in diese unentdeckten Gewölbe herablassen, die Arabesken copirt und dann die Ausgrabung wieder zuschütten lassen, um den Ruhm der Erfindung davon zu tragen. Diese abfurde Geschichte ist längst widerlegt, ja man hat 1774 die ächtesten Gemälde wieder gefunden, die Rasael vor Augen hatte. Eine Reihe der Gemälde, die die Thermen schmückten, ist wenigstens durch den Kupferstich der Vergessenheit entzogen, wenn auch die Originale nicht mehr sind: Genre- und historische Bilder in leichter und flüchtiger Behandlung, wie sie sich zu decorativen Zwecken eignen, wobei man vielfach an die aus derselben Zeit stammenden Wandmalereien in Pompeji erinnert wird. Denselben kecken und gewandten Pinsel zeigen Wandgemälde eines vor wenig Jahren ebenfalls auf dem Esquilin (bei Gelegenheit eines Baues) aufgegrabenen Hauses, welche Scenen aus der Odyssee vorstellen und sich jetzt theils im vaticanischen, theils im capitolinischen Museum befinden.

Südöstlich vom Esquilin liegt der siebente der römischen Hügel, der Cölius, der seinerseits westlich vom Palatin begränzt wird. Er ist wenigstens in der Kaiserzeit durch zahlreiche Paläste der Aristokratie von Rom ausgezeichnet gewesen. Hier stand das Haus des Mamurra, des ersten Römers, der (mit den unter Cäsar in den gallischen Kriegen erworbenen Schätzen) alle Wände seines Hauses mit Marmorplatten bekleidete. Hier war das Geburtshaus Marc Aurel's; hier der Palast, in dem Commodus wohnte, als Gewissensangst und Furcht ihn auf dem Palatin nicht mehr schlafen ließen, und in dem er auch ermordet wurde. Der berühmteste Palast aber war der der Lateraner, der aller Wahrscheinlichkeit nach an eben der Stelle stand, wo noch heute der zur päpstlichen Wohnung umgestaltete Palast desselben Namens steht. Unter Nero wurde sein Besitzer wegen Verschwörung hingerichtet und seitdem war er kaiserliches Eigenthum. Constantin schmückte ihn prachtvoll, baute eine Kirche darin und schenkte ihn dem Bischofe von Rom zum Wohnsitz. Doch war der Palast der Lateraner viel ausgedehnter als der jetzige Lateran. Im sechzehnten Jahrhundert standen noch weitläufige Ruinen des antiken Baues, und zu verschiedenen Zeiten stieß man bei Neubauten tief unter dem modernen Boden auf Zimmer, Gewölbe, Fußböden, Säulen und Statuen, die einst zu ihm gehörten. — Endlich stand auch hier der Palast eines der letzten Helden, jenes Aurelius Symmachus, der sich so warm des Götterdienstes gegen den kaiserlichen Willen annahm. In den weitläufigen und wüsten Gärten der Villa Casali sind mehre von seiner Familie herrührende Monumente gefunden worden.

Gegenwärtig enthält der Cölius von antiken Trümmern nichts als einige herrliche Bogen der neronischen Wasserleitung, und einen von dem Consul Dolabella im Jahre 12 nach Ch. erbauten Bogen aus Travertin.

*) Man glaubt, daß der Name »Grotesken« für Arabesken daher rührt, daß die ersten in antiken Ausgrabungen gefunden wurden, welche die Italiener Grotte zu nennen pflegen.

Digitized by Google

Steigen wir vom Cölius in das Thal hinab, das von den zusammenlaufenden Abhängen des Esquilin, Palatin und Cölius selbst umschlossen ist; fast sein ganzes Gebiet füllt die Ruine aus, die nicht nur die größte Rom's, sondern auch des ganzen classischen Alterthums ist, das Colosseum. „So lange Rom steht, wird das Colosseum stehen; wenn Rom fallen wird, wird das Colosseum fallen; wenn Rom fallen wird, wird die Welt fallen!“ Diesen staunenden Ausruf nöthigte der Riesenbau denen ab, die ihn im neunten Jahrhunderte sahen; ein Jahrtausend ist, freilich nichts weniger als spurlos, an ihm vorübergegangen, und in unseren Tagen konnte der Dichter des Childe Harold ihn wiederholen. Vespasian begann, Titus bedierte, und Domitian vollendete erst das colossale Amphitheater auf der Stelle, die früher ein (oben erwähntes) zu Nero's goldenem Hause gehöriges Bassin ausgefüllt hatte. Mit seinen vier Stockwerken erhob es sich zur Höhe von 150 Fuß, und 87,000 Zuschauer vermochte es zu fassen. Unzähligemal wogte während der folgenden drei Jahrhunderte die Menge durch seine Bogenthore, um sich an dem Anblick des grausamsten Blutvergießens zu ergötzen, Gladiatoren oft zu Hunderten auf Tod und Leben fechten und wilde Thiere mit Menschen kämpfen, oder Menschen von Thieren, gebunden und wehrlos, zerreißen zu sehen. Den Namen Colosseum erhielt das Amphitheater wahrscheinlich von einem Coloß Nero's, der später zum Sonnengott umgewandelt wurde und dessen Postament man noch in seiner unmittelbaren Nähe bemerkt. Die Gladiatorenspiele erhielten sich bis in's fünfte, die Thiergefechte bis in's sechste Jahrhundert. In den Bürgerfehden des Mittelalters ward es zur Festung benutzt, und oft donnerte der Mauerbrecher und flogen die Brände gegen seine Quadermauern. Im Jahre 1313 nahm es Heinrich der Siebente in Besitz und überließ es dem Senat und Volk. 1332 hielt in ihm der römische Adel ein Stiergefecht. In den auf diese innern Stürme folgenden friedlicheren Zeiten ward es als Steingrube ausgebeutet; die größten Paläste Rom's (Farnese, Barberini, S. Marco di Venezia, Cancelleria vecchia) sind mit Steinen des Colosseums gebaut. — Sixtus der Fünfte wollte eine Tuchfabrik darin anlegen, Clemens der Elfte ließ die unteren Bogengänge zumauern und zur Erzeugung von Salpeter mit Mist füllen. Erst Benedict der Vierzehnte weihte das Innere der Passion Christi und ließ für die via crucis vierzehn Stationscapellen darin bauen, nebst einer Kanzel für den Kapuziner, der dort an jedem Freitag und Sonntag Nachmittags predigt. Pius der Siebente sorgte für die Verhütung eines weiteren Verfalls. Napoleon ließ das Erdgeschoß vom Schutte säubern und die Arena ausgraben. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf die unterirdischen Bauten des Colosseums, die für Käfige mit wilden Thieren und Maschinerien zur Verwandlung der Scenerie bestimmt waren. Diese damals noch unbekannte Einrichtung veranlaßte (auch bei Gelehrten, wie Niebuhr) den Irrthum, daß hier Reste von Privatgebäuden gefunden seien, die vor dem Baue des Amphitheaters auf dem Platze gestanden hätten. Diese Aufgrabungen sind wieder zugeschüttet worden. Die Arbeiten zur Erhaltung des Vorhandenen dauern (gegenwärtig unter Leitung des päpstlichen Architecten Canina) fort. Leider ist aber dadurch nicht blos die malerische Wirkung der Ruine sehr beeinträchtigt worden, die ihres schönen Laubschmuckes von wuchernden Schlingpflanzen beraubt und durch häßliche Backsteinergänzungen sehr verunziert ist, so daß sie nur noch bei Mondschein ihre volle Wirkung zu thun vermag; sondern die Neubauten sind auch, was schlimmer ist, durchaus der antiken Anlage nicht immer entsprechend. Die Maueren, die so vieles gesehen haben, dienen jetzt übrigens auch dazu, den Draht des elektrischen Telegraphen zu stützen, der Rom mit Neapel verbindet.

Dicht neben dem Colosseum steht eine unscheinbare Backsteinruine, ein halb zerstörter Kegel von unbedeutender Höhe, einst einer der prachtvollsten Springbrunnen Roms, von Domitian erbaut, und vom Volk meta sudans d. i. der schwitzende Kegel genannt. Die Springbrunnen waren ein schöner Schmuck des alten wie des neuen Rom's, da das von beträchtlicher Höhe in die Stadt geleitete Wasser ihre Anlegung überall sehr leicht machte. Wie unendlich aber die alte Stadt die neue auch in dieser Hinsicht übertraf, geht schon daraus hervor, daß Agrippa allein nicht weniger als 105 Springbrunnen in Rom anlegte. Die meta sudans muß nach der Höhe der Gegenden, aus denen sie gespeist ward und dem Durchmesser ihrer Röhre nach zu urtheilen, die Springbrunnen auf dem Platz von St. Peter weit übertroffen haben; diese Vorstellung wird durch die Aufgrabung des Bodens unter bestätigt, aus der man die Weite des Beckens erkennen kann, dessen runde Grundmauer jetzt wieder hergestellt ist. Vielleicht bestand die gänzlich verschwundene Bekleidung des Backsteinkerns an dieser Fontaine aus vergoldetem Stuck, der in der Mitte wirbelnder und plätschernder Wasserstrahlen, von der Sonne beleuchtet, wundervoll glänzend ausgesehen haben muß.

Hart an der meta sudans erhebt sich der Triumphbogen des Constantin, von dem Senat laut der Inschrift diesem Kaiser dafür errichtet, daß er den Staat von der Tyrannei des Marentius befreite, der in der (gleich zu Anfang erwähnten) Schlacht an der Milvischen Brücke Reich und Leben verlor. Er ist von allen römischen Bögen der besterhaltene. Von Grund aus ist er mit Bausticken anderer Monumente aus verschiedenen Zeiten aufgeführt und mit Basreliefs verziert, die von einem (vermuthlich zu diesem Behuf zerstörten) Bogen Trajan's genommen sind. In der damaligen Periode des Kunstverfalls wurde diese Barbarei nicht selten geübt, da die Kunst unfähig war, auch nur leidliche Monumente nach dem Muster der früheren zu schaffen. In den Verhältnissen ist dieser Triumphbogen den ältern nachgeahmt, aber alle Ornamente sowohl, welche neu hinzugefügt werden mußten, als namentlich auch die neuen auf Constantin bezüglichen Sculpturen stehen auf's gröllste gegen die ältern Arbeiten ab. An der Widersinnigkeit, daß Begebenheiten aus dem Leben Trajan's an einem zu Constantin's Verherrlichung bestimmten Denkmal angebracht waren, scheint man keinen Anstoß genommen zu haben. Diese schönen Sculpturen hat Rafael offenbar eifrig studirt, wie man aus seiner Constantinschlacht in den Stanzen des Vatican sieht, worin er einige Motive, die hier vorkommen, benutzt hat. Die Reliefs aus Constantin's Zeit (deren eines den Sieg über den Marentius am ponte molle vorstellt) sind über alle Maßen plump und roh, dürftig und armselig. Als im Jahr 1804 der Boden ringsum ausgegraben und mit einer Mauer umgeben wurde, stieß man auf das Pflaster der Triumphalstraße, auf der Constantin vom Circus her durch diesen Bogen

Digitized by Google

gezogen ist und die sich am Colosseum mit der heiligen Straße vereinigte.

Wir haben nun die wichtigen Ueberbleibsel Rom's innerhalb des alten von Servius Tullius abgegrenzten Stadtgebietes betrachtet, das nur die sieben Hügel und die von ihnen eingeschlossenen Thäler, aber weder das rechte Tiberufer noch die Ebene des Marsfeldes zwischen den Hügeln und dem Flusse umfaßte. Aber im Laufe der Jahrhunderte hatte die Stadt sich nach allen Seiten hin über die Mauer des Servius hinauserstreckt; vielfach verdaut und stellenweise ganz verschwunden war sie zur Antiquität geworden, und Rom konnte in der That eine Stadt ohne Mauer heißen. Der Gedanke, die Stadt durch eine neue Mauer zu sichern, wurde erst acht Jahrhunderte nach der Errichtung der ersten von Aurelian gefaßt: in der That das deutlichste Zeichen des tiefsten Verfalls und ein schmachvolles Eingeständniß, daß die Herrin der Welt bereits vor den Ueberfällen von Barbarenhorden zitterte. Diese Aurelianische Mauer, von Honorius erneuert, ist im wesentlichen dieselbe, welche Rom noch heute umschließt. Mehr als einmal sind schon vorhandene Gebäude, die in der für sie gezogenen Linie lagen, von ihr umschlossen worden. So wurde die Mauer des Lagers der Kaisergarden (castra praetoria), das Tiberius auf dem Viminal (unweit der Diocletianisthermen) anlegte, in ihren Umkreis aufgenommen; ferner ein kleines Amphitheater (amphitheatrum castrense) und mehre Grabdenkmäler. Das berühmteste derselben ist die Pyramide des Cestius, neben der jetzigen porta S. Paolo, an der alten Straße nach Ostia. Die Römer liebten es, die Pyramidenform in ihren Grabdenkmälern nachzuahmen, und noch im sechzehnten Jahrhundert waren mehre dergleichen erhalten. Aus der Inschrift des Monuments erfahren wir, daß es im Zeitalter Augusts einem Cajus Cestius, der eine priesterliche Würde bekleidete, errichtet worden ist, und zwar nach Anordnung seines Testaments, in der Zeit von 330 Tagen. Von einer Statue dieses Mannes, die ebenfalls hier stand, ist nur der Fuß (aus Bronze) gefunden worden, nach dessen Maßen zu schließen, sie 14—15 Fuß hoch gewesen sein muß. Die Pyramide ist auf einer Marmorbasis von Backstein aufgeführt, und war mit Marmor bekleidet; sie ist 164 Palmen hoch und hat an der Basis 130 Palmen in Quadrat. Durch einen vom Papst Alexander dem Siebenten eingebrochenen Eingang gelangt man in die leere Grabkammer, an deren Decke man bei Fackellicht einige halbverloschene Malereien bemerkt. Das Monument, das zu den wenigen aus der Augusteischen Zeit erhaltenen Werken gehört, gereicht der ganzen Umgegend zu hohem Schmuck. In seiner unmittelbaren Nähe befindet sich der protestantische Kirchhof.

Das weite Bachfeld zwischen der Stadt und dem Strom, ursprünglich ein Besitz der Tarquinier, war nach deren Vertreibung der jungen Republik zugefallen. Sie weihte es den gymnastischen und ritterlichen Uebungen der Jugend unter dem Schutze des Mars, daher der Name Marsfeld. Allmählig erstreckten sich die öffentlichen Anlagen der aufblühenden Stadt, Tempel, Hallen und Gebäude für Schauspiele auch auf dies Gebiet, und namentlich in dem Zeitalter Augusts (der sich wahrhaft rühmen konnte, Rom, das er als eine Stadt aus Backstein vorgefunden, als eine Marmorstadt zu hinterlassen) bedeckte es sich mit Prachtbauten, während Privatgebäude immer davon ausgeschlossen blieben. In der Kaiserzeit muß das Marsfeld einen unvergleichlichen Anblick dargeboten haben. Auf dem Rasenboden, der durch das ganze Jahr grün blieb, tummelte sich eine unzählbare Menge in allen möglichen Leibesübungen. Man ritt und fuhr, schlug den Ball, übte sich im Ringen und Fechten, und schwamm in der vorbeiströmenden Tiber. Man lustwandelte in Alleen von Lorbeer und Platanen, unter prächtigen von Kunstwerken erfüllten Säulenhallen. Ueberall erhoben sich Tempel und Theater, Kuppeln und Giebeldächer, und eine zahllose Menge von Statuen war über den ganzen Platz vertheilt. Dazu auf der andern Seite des Flusses der amphitheatralisch sich erhebende Kreis grüner Hügel: das Alles vereinigte sich zu einem Schauspiel, von dem man sich schwer zu trennen vermochte.

Diese ganze Ebene ist jetzt von den Häusermassen des modernen Rom's ausgefüllt und wird fast in ihrer ganzen Länge von der Hauptstraße Rom's, dem Corso, durchschnitten. Daher sind aus dem Alterthum nur sehr vereinzelte Reste erhalten. Noch steht die Ruine des Mausoleums des Augusts, das sich dieser Monarch schon bei Lebzeiten errichtete. Einst erhob es sich auf marmornem Unterbau in mehren mit immergrünen Bäumen bepflanzten Terrassen kegelartig in die Luft, und war oben von der Erzstatue des Kaisers gekrönt. Jetzt ist sein Unterbau zu einem Amphitheater benutzt, in dem früher Thiergefechte, gegenwärtig andere Volkslustbarkeiten, namentlich Feuerwerke, veranstaltet werden. Unweit davon steht das bedeutendste der vollständig erhaltenen Gebäude Rom's, das Pantheon, von August's Freund und Schwiegersohn Agrippa erbaut. Es genügt, diesen Namen zu nennen, um in der Phantasie jedes Gebildeten das Bild der colossalen, von einer Riesenkuppel überspannten Rotunde erstehen zu lassen. Mit Recht gait es von jeher als eine der Hauptzierden Rom's, und alle Plünderungen, die den herrlichen Bau seines Schmuckes beraubt haben, konnten ihn nicht seines Adels berauben. Sein vergoldetes Bronzedach wurde schon im siebenten Jahrhundert abgenommen, nachdem der Tempel längst zur Kirche der h. Jungfrau (St. Maria ad martyres) geweiht war. — Papst Urban der Achte, aus dem Hause Barberini, ließ auch die Bronzebalken aus dem Dache der Vorhalle wegnehmen, und der allzeit fertige, römische Volkswitz richtete diesen Vandalismus durch den Vers: Quod non fecere barbari, fecere Barberini (was die Barbaren nicht thaten, haben die Barberini gethan). Die größte Schmach geschah dem edlen Gebäude durch die Aufsetzung zweier Glockenthürmchen nach Angabe Bernini's, die den Namen der „Eselsohren Bernini's" erhalten haben. Aber auch in seiner jetzigen schmucklosen Gestalt, und rings von Häusern umstellt und eingeengt, versteht der Anblick des Pantheons seine Wirkung nicht; und wahrhaft überwältigend ist der Eindruck, den die gewaltige über der Rotunde sich wölbende Kuppel im Innern macht. Ihr Licht empfängt sie ausschließlich durch eine kreisrunde Oeffnung am Pol des Gewölbes. Hier schläft der große Rafael an einer Stätte, die seines Ruhmes würdig ist.

Nahe am Fluß in der Nähe des Ghetto mit seiner hohen eng zusammengedrängten wimmelnden Häusermasse stehen noch zwei edle Reste aus der Augustinischen Zeit, beide auf's traurigste herabgewürdigt: Das Theater des Marcellus, das August dem Andenken dieses seines früh

Digitized by Google

verſtorbenen Schweſterſohnes weihte, und die Ruinen der Porticus der Octavia, Marcellus Mutter. In das Theater des Marcellus iſt der Palaſt Orſini hineingebaut und in ſeinen ehrwürdigen Bögen ſind Schloſſerwerkſtätten angelegt, durch welche die noch ſtehenden Ueberbleibſel völlig von Rauch geſchwärzt ſind: die Porticus der Octavia iſt von dem Lärm und den Gerüchen eines Fiſchmarktes erfüllt.

Auch auf die reiche Natur des Tiberufers griffen die Anlagen Roms hinüber; indeſſen iſt das heutige Trastevere und das Vaticaniſche Gebiet ohne alle antike Ruinen. Denn hier haben niemals größere öffentliche Gebäude und Paläſte geſtanden, ſondern die Gegend ſcheint durchaus von den niedrigſten Claſſen bewohnt geweſen zu ſein; namentlich ſolche Gewerbe wurden hier getrieben, die die Nähe des Fluſſes erforderten, beſonders Fiſcherei und Gerberei. Auch wohnten (wenigſtens unter Auguſt) zahlreiche Juden in Trastevere, das vielleicht ihr geſetzlich beſtimmter Aufenthaltsort war. Außerdem aber befanden ſich hier große Parke und Gartenanlagen, unter andern die Gärten der Agrippina, in denen jener Circus ſtand, wo unter Nero die der Brandſtiftung angeſchuldigten Chriſten mit Pech überzogen den Feuertod ſtarben, und zugleich den nächtlichen Schauſpielen zur Erleuchtung dienten. Dieſer Circus ſtand an derſelben Stelle, wo jetzt die St. Peterskirche ſteht. Sodann waren hier die Gärten der Domitia; in ihnen erbaute Hadrian ſein Grabmal, das jetzige Caſtel St. Angelo. In dieſem Mauſoleum wollte er ſich ein Denkmal errichten, das ſelbſt das Auguſt's im Marsfelde weit überragen und mit den egyptiſchen Pyramiden wetteifern ſollte. Eine eigens errichtete Brücke führte vom linken Tiberufer dahin: es iſt die mit den Statuen der Paſſionsengel von Bernini geſchmückte Engelsbrücke (einſt pons Aelius). Das Monument war (und iſt noch) ein coloſſaler runder Thurm, nicht hoch im Verhältniß zu ſeinem Durchmeſſer, auf einem viereckigen Unterbau, der die Grabkämmer Hadrian's und der folgenden hier beigeſetzten Kaiſer enthielt. Vielleicht erhob ſich auf der Plattform des Thurmes eine Pyramide in Terraſſen. Das Ganze war mit Kunſtwerken verſchwenderiſch ausgeſtattet, aber nur der rieſige Pinienapfel aus Bronze, der ſeine Spitze krönte, hat ſich erhalten. Frühzeitig ward das Mauſoleum in eine Feſtung verwandelt, und als ſolche im Jahre 537 von den Gothen geſtürmt, wobei die Belagerten Statuen von oben auf die Köpfe der Angreifer herabſtürzten. Eine der Perlen der Münchener Glyptothek, der ſchlafende Faun, iſt im verſtümmelten Zuſtande am Fuße des Caſtelles gefunden worden; vermuthlich rührt ſeine Verſtümmelung von jener Belagerung her. Auf der Spitze des Caſtells ward (im ſiebenten Jahrhundert) dem Erzengel Michael eine kleine Kirche erbaut. Als eine Peſt unter Gregor dem Großen Rom verheerte, ſoll der Erzengel dem Papſt erſchienen ſein, wie er das Rachefchwert in die Scheide ſteckte, worauf die Peſt aufhörte. In dieſer Geſtalt ſteht er noch heute auf der Spitze des Caſtells, das deshalb den Namen Engelsburg führt.

Wenn nun auf der Weſtſeite die jenſeits des Fluſſes ſich erhebenden Höhenzüge dem Vordringen der Stadt Rom eine Schranke ſetzten, ſo breitete ſie ſich dafür nach Oſten um ſo ungehinderter in die Ebene der Campagna aus, die erſt in einer Entfernung von 3—4 deutſchen Meilen durch das Albanergebirge begränzt wird. Hier zogen ſich nicht nur weit über die ſervibiſche, ſondern auch weit über die aurelianiſche Mauer hinaus ſowohl öffentliche als Privatanlagen, namentlich prachtvolle Villen und Landhäuſer. Dicht vor der Stadt hatte Caracalla ſeine ungeheuren Thermen aufgeführt, deren weitläufige, zerriſſene Ruinen, überall von der wuchernden Vegetation überwachſen, einen maleriſchen Anblick bieten, und von deren obern Stockwerken aus man eine entzückende Ausſicht auf die Stadt, die Campagna und die Gebirge genießt, die freilich im Alterthum noch unendlich ſchöner geweſen ſein muß. Dieſer Bau war das Wunder der Folgezeit; einer ſeiner Säle war mit einem Gewölbe von ſo kühner Spannung überwölbt, daß kaum hundert Jahre ſpäter die Architekten bereits die Möglichkeit ſeiner Conſtruction nicht mehr begriffen. Der Farneſiſche Stier, der Farneſiſche Hercules und der Torſo von Belvedere waren unter den Kunſtwerken, die dieſem Thurm zum Schmuck dienten: ſie ſind unter ihren Trümmern gefunden worden. Ein ungeheueres Moſaik mit Figuren von Athleten, das einſt hier den Boden eines Saales bildete, iſt gegenwärtig im Lateraniſchen Muſeum.

Hart neben den Thermen des Caracalla lief die Appiſche Straße vorbei, die Rom zunächſt mit Capua und in ihrem weitern Verlauf mit der Oſtküſte von Italien verband, die größte und lebhafteſte der von Rom auslaufenden Heerſtraßen, die den Namen „Königin der Straßen“ in der That zu führen verdiente. Die päpſtliche Regierung hat ſie vor einigen Jahren mehre Miglien weit ausgraben laſſen. Zu ihrer Seite erhoben ſich, wie an den Seiten aller antiken Heerſtraßen, Grabdenkmäler. Hier war die ehrwürdige Gruft der Scipionen, die vor ſiebzig Jahren auf ſo beiſpiellos barbariſche Weiſe zerſtört worden iſt. Papſt Pius der Sechſte hatte bei den Nachgrabungen, die er unternahm, kein weiteres Intereſſe, als mit den gefundenen Denkmälern ſein Muſeum zu bereichern; und die Gebeine dieſer Helden, die hier zweitauſend Jahre geruht hatten, wurden als unnütz aus ihren Särgen herausgeworfen. Der venetianiſche Senator Quirini hat ſie geſammelt und ihnen in ſeiner Villa bei Padua ein Denkmal errichtet. Auch zahlreiche Columbarien ſind zu verſchiedenen Zeiten hier entdeckt worden. Dieſe Gebäude haben ihren Namen von ihrer Aehnlichkeit mit (antiken) Taubenhäuſern; in ihren Wänden ſind von dem Fußboden bis zur Decke Reihen von kleinen Niſchen eingewölbt, deren jede zwei Aſchenurnen zu enthalten pflegt. Hier beſtatteten ärmere Leute ihre Todten, da ſie den Platz für eine Urne um eine geringe Summe kaufen konnten, während die Erbauung eines eigenen Begräbniſſes für ſie unerſchwinglich war. Oft haben ſolche Columbarien geſchloſſenen Geſellſchaften, Gilden und Corporationen gehört, und dann hatten nur die Mitglieder derſelben das Recht, darin begraben zu werden.

Die unzähligen Reſte von Grabmälern von der verſchiedenſten Größe, Anlage und Ausſtattung, welche die neueſten Ausgrabungen zu beiden Seiten der Appiſchen Straße bloßgelegt haben, ſind leider in äußerſt zerſtörtem Zuſtande. Nur eines hat den Zeiten getrotzt, das Grabmal der Cäcilia Metella, der Frau des reichen Triumvirs Craſſus. Auch hier ſteht, wie beim Mauſoleum des Hadrian, ein runder Thurm auf einer viereckigen Baſis, wenn auch die Dimenſionen ſehr viel geringer ſind, und auch dies Monument hat im Mittelalter als Feſtung gedient. Die Mauern der Burg, die römiſche Barone daran gebaut haben,

Digitized by Google

sind verfallen, aber das antike Monument kann mit seinen unverwüstlichen Quadermauern noch eben so viele Jahrhunderte spurlos an sich vorüber gehen sehen, als es bereits überlebt hat. Neben diesem Grabmal liegt der Circus des Maxentius, der eben 18,000 Zuschauer fassen konnte (der große Circus soll 385,000 gefaßt haben), eine Ruine, die um so interessanter ist, als alle übrigen Circen, weil sie größtentheils aus Holz gebaut waren, bis auf spärliche Reste verschwunden sind.

Von hier ab werden die Trümmer antiker Gebäude spärlicher und vereinzelter, und nur die Bogenreihen der Aquaducte, oft zerstört, sieht man von den Bergen her durch die weite Einöde der Campagna ziehen. Keine menschlichen Wohnungen sind hier, Fieberluft erfüllt die Gegend und große Heerden weiden das üppig sprossende Gras ab. Einst war die Fläche mit Sommerpalästen der römischen Großen bedeckt, die schattige Parke und blühende Gärten umgaben; Statuen prangten überall und rauschende Springbrunnen kühlten die Luft. Kaum giebt es einen Ort auf der Erde, der so ernste Gedanken in dem Geiste des Wanderers erweckt, der ihn betritt, als diese ungeheure schweigende Wüste.

Die Verbrennung eines Rajah's und seiner Witwen.

Eine Reiseskizze aus Ostindien von Dr. Sigismund Wallace.

„Hollah, Faullenzer, heraus aus dem Bette!“ so rief eines Morgens mein Freund, Capitaine S... vom 12ten Regiment der königlichen Infanterie. Durch seine etwas barsche Stimme unsanft aus dem Schlummer geweckt, der um so erquickender war, als auf die Schwüle und drückende Nachthitze ein erfrischender Morgenwind gefolgt war, öffnete ich die Augen, und sah ihn, die zur Abhaltung der Moskitos unerläßlichen Mousseline-Vorhänge meines Bettes auseinanderreißend, gestiefelt und gesporn vor meinem Lager stehen. „Hollah, rasch auf und sich angezogen!“ rief er noch lauter als zuvor aus, „ein Rajah ist gestorben, wie es mir soeben ein brother-officer (Camerad) schreibt, und wir wollen hin, um ihn und vier seiner Weiber verbrennen zu sehen.“ Kaum hatte ich diese Worte gehört, als ich Tipah, meinen Malabaren rief.

Ich hatte solche Hast zu Pferde zu steigen, um mich nach dem dreißig englische Meilen entfernten Ort zu begeben, wo das Trauerspiel aufgeführt werden sollte, daß ich fast schon angekleidet war, als mir der nicht saumselige Tipah meine Tasse schwarzen Kaffee in das Schlafcabinet brachte.

Schnell mußte er dem Stallknechte sagen das Pferd zu satteln. Hier glaube ich die Bemerkung einschalten zu müssen, daß meine Leser nicht glauben dürfen, daß ich ein Nabob gewesen sei, weil ich von mehren Dienern spreche. In Ost-Indien hat man nämlich für jede häusliche Verrichtung einen besondern Diener, welches um so leichter, da der Lohn sehr gering (eine Rupie per Monat) ist.

Bald hatte ich meine Reisetoilette, die aus weißem Beinkleid, weißer runder Jacke, Weste und Strohhut bestand, vollendet. Mein Ponny stand an der Schwelle, welche zur Veranda führte, neben dem meines Freundes, und ohne Verzug fliegen wir in den Sattel, rasch dahin galopirend und eine Manilla-Cigarre nach der andern rauchend.

Pflanzungen, Dörfer, Reis- und Indigo-Felder, Citronen- und Mango-Wälder, Reisende zu Roß und auf Elephanten, im Palankin (Tragsessel) und im englischen Phaeton entschwanden unsern vorübereilenden Blicken, und ehe die Mittagssonne ihre senkrechten Strahlen auf unsere Häupter sandte, waren wir an dem Orte unseres Zieles angekommen. Dort wurden wir von dem Freunde meines Freundes herzlich willkommen geheißen und erquickten uns an einem Luncheon (Gabelfrühstück), dessen Bestandtheile europäischen und indischen, ja sogar americanischen Ursprunges waren.

Neben einem indischen Curry stand ein americanischer Schinken, indischer Reis neben Kartoffeln vom Cap der guten Hoffnung; hier standen französische Sardellen in Oel, dort lag eine Braunschweiger Wurst; kaltes Roastbeef und Lachs aus Schottland hielten gute Nachbarschaft mit einem orientalischen Pillau und russischem Kaviar; französischer, Port-Wein und Sherry, so wie Cognac, um ein Glas kühlendes Brandy und Water mischen zu können, labten den Durstigen; und während einer geraumen Zeit hörte man nur das Klappern der Messer und Gabeln. Endlich waren Wirth und Gäste gesättigt und wir brachen sofort auf, um uns in den Palast des Rajah's zu begeben, wozu bereits die Erlaubniß ausgewirkt worden war, und um Zuschauer bei der Trauerceremonie zu sein.

Dort angelangt, begaben wir uns durch mehre Vorhöfe hindurch in das Hauptgebäude und in das Schlafgemach des verstorbenen Fürsten. Unter dem Wehgeheul seiner vielen Weiber wurden die vorschriftsmäßigen und üblichen Waschungen des Leichnams vorgenommen, dessen Mund und Zähne gereinigt und dessen kohlschwarzes Haar so sehr mit Oel eingerieben, daß es weithin die Atmosphäre mit dem öligten Geruch anfüllte und einen Glanz, dem feinsten französischen Atlaß gleich, erhielt.

Nachdem auf diese Weise die Reinigung des todten Körpers bereits unzweifelhaft geworden war, erschienen am Todtenlager mehrere Braminen, welche noch einmal, um den religiösen Vorschriften zu genügen, mit ernster Weihe den verstorbenen Rajah durch einen Waschproceß gehen ließen und ihn in ein baumwollenes Leichentuch, welches mit wohlriechenden Kräutern angefüllt war, einwickelten und dies sodann mit feingespaltenem Bambusrohre locker zusammenbanden, nachdem sie zur Verhütung eines üblen Geruches einen goldenen Ring in den Mund des Leichnams gesteckt hatten.

So blieb nun der Leichnam des Fürsten einige Tage liegen. Um sein Lager herum saßen die Frauen seines Harems, achtzig bis hundert, gekauert, so daß die Last des ganzen Körpers auf den Waden, welche daher bei den Hindo-

Digitized by Google

stannern sehr dünn sind, ruhte. Dann wurde der seingespaltene Bambus, mit dem das Tuch so dicht umwickelt war, daß er eine Art Matte bildete, fest zusammengeschnürt und ein zweites Tuch um die Leiche gelegt. Eine reich verzierte Tafel von ziemlicher Länge, Balih-Balih genannt, wurde nun in das Zimmer gebracht, welche als Paradebett für den Rajah diente.

Unter eine eigens zu dieser Todtenfeier angefertigte Gallerie wurde dann das Balih-Balih gelegt, und dasselbe mit der goldnen Sirir-Dose, welche Betel zum Kauen enthält, dem goldenen Spuchnapf und dem Kris (Dolch) des Rajah's ausgeschmückt. Der goldene Griff dieses Kris stellte, wie es überhaupt Mode ist, ein menschliches Fratzenbild, eine der indischen Gottheiten bedeutend vor und war reich mit Diamanten besetzt. Außer diesen Gegenständen waren auch noch das mit Gold durchwirkte Kissen, auf welchem der Rajah bei Lebzeiten zu sitzen pflegte und andere Kostbarkeiten, deren er sich bedient hatte, zur Schau ausgelegt.

An diesem Balih-Balih befand sich ein Vorhang, und von diesem ein wenig entfernt ein zweiter, welcher das Innere der Gallerie bedeckte, und dem in das Zimmer Tretenden den Leichnam verbarg. Einige Schritte von dieser Gallerie war eine Erhöhung von circa 15 Fuß angebracht, auf welcher ein ehrwürdiger Priester in weitem, weißem Gewande stand, welcher ohne Unterbrechung Gebete für die Ruhe des Verstorbenen herfagte, indem er von Zeit zu Zeit vermittelst zweier kleiner Bambusstöckchen bald Blumen, bald Reiskörner um sich streute, oder Tröpfchen Wasser aus einem thönernen Gefäße ausgoß, um dadurch anzudeuten, daß er, der Priester, dem verstorbenen Fürsten noch täglich Nahrung reiche.

Schon waren nach Sitte und Gebrauch die trauernden und weinenden Witwen der Reihe nach befragt worden, ob und wie viele von ihnen geneigt wären, dem Leben freiwillig zu entsagen und dem verstorbenen Rajah am Verbrennungstage in die andere Welt, den Flammentod nicht scheuend, zu folgen.

Dieses war unmittelbar nach dem Tode des Fürsten geschehen, und im ersten Schmerze über den Verlust des Gatten, der allerdings seine Liebe unter viele vertheilt hatte, aber gegen sie alle zärtlich und gütig gewesen war, hatten vier der schönsten und jüngsten Weiber sich bereit und willig erklärt, den Witwen- mit dem Todtenschleier zu vertauschen.

Ein solches Versprechen ist bindend, und dessen Lösung kann auf keine Weise erwirkt werden. (Einem mehre Jahre früher verstorbenen Rajah waren nicht weniger als vierzehn junge, schöne Frauen freiwillig in den Tod gefolgt.)

Die vier Frauen, welche den Feuertod erwählt hatten, besuchten einige Tage vor dem zu dieser schrecklichen Ceremonie, der sie beiwohnen und in der sie eine Hauptrolle spielen sollten, angesetzten Tage in einem glänzenden und prunkvollen Aufzuge noch einmal ihre sämmtlichen Freunde und Verwandten, um sich von ihnen zu verabschieden. Noch einmal ward es ihnen vergönnt, auf den Bazar zu gehen und dort Blumen und Kostbarkeiten zum Schmucke für das bräutliche Flammenbett einzukaufen.

Nachdem sie dann dem Oberpriester ihre Sünden gebeichtet und Vergebung erhalten hatten, kauerten sie sich auf dem Balih-Balih neben den Leichnam des Rajah's, bräutlich geschmückt, mit Geschmeiden in den Ohren und Haaren, mit goldenen Ringen an den Füßen, Armen und Fingern, am Hals und an der Nase verziert.

In Stille und Einsamkeit bereiteten sie sich hier auf die Todesfeier des freiwillig gewählten Flammengrabes vor, welches oft mehrere Monate hindurch geschieht. Ihren Freunden und Verwandten war es nur selten vergönnt, sie zu besuchen, und es wurde ihnen nur die einfachste Speise karg zugemessen; eine Kasteiung, der sie sich als einer Vorbereitung zu der heiligen Handlung unterwerfen mußten, und welche nicht versehlen konnte, sie in die gezemende geistige Stimmung zu versetzen.

Wenn man diese Frauen schweigend und mit solch ernsten Gesichtszügen auf dem Balih-Balih sitzen sieht, ganz in sich selbst verloren und von allen weltlichen Gegenständen abgezogen, so könnte man glauben, daß sie in tiefes Nachdenken über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens und die Freuden des zukünftigen versenkt seien. Aber dem ist nicht so; es ist nur das dem Orientalen überhaupt eigenthümliche, gedankenlose vor sich Hinbrüten, so wie das Auge, das in eine weite Wüste hinausstarrt, ohne einen Gegenstand zu finden, auf dem der Blick ruhen könnte. Dieses Brüten ist die Folge eines materiellen Aberglaubens, der alles Geistige im menschlichen Herzen tödtet, und welcher dem Hindostaner die Kraft verleiht, die größten Schmerzen zu ertragen und sein Leben zu opfern, ohne daß er durch einen Gedanken höherer Art begeistert und der Erde geistig entrückt wird, da seine Religion und die Seligkeit seines Himmels rein materieller Art sind.

Drei Tage vor dem zur Ceremonie angesetzten, wurden sämmtliche Hüllen, die den Körper des todten Rajah's umgaben, abgenommen und durch neue ersetzt. Sein Lieblingspferd, prachtvoll gesattelt und aufgezäumt und von einem Diener geführt, Leute seines Hofstaates, auf Gold durchwirkten Kissen seine Kleidung, Waffen und Edelsteine tragend, bildeten eine Procession, welche langsam und schweigend die sämmtlichen Straßen der Stadt durchzogen. Wiederum hatten die verwitweten Frauen des Rajah's Wasser am Brunnen in kostbaren Gefäßen geholt und den Leichnam gewaschen, was regelmäßig an diesen Tagen zu wiederholtenmalen geschehen war.

Seit dem Todestage waren geschickte Arbeiter beschäftigt gewesen, einen Tempeltherm aus Bambusrohr herzurichten, von welchem wir unseren Lesern eine Abbildung (Fig. 1) vorzulegen im Stande sind.

Dieser tragbare Thurm hatte sechs Stockwerke (es werden deren auch von zwölf angefertigt) und war ungefähr neunzig Fuß hoch. Er war viereckig, lief spitz zu und war unten zwanzig und oben fast noch zehn Fuß breit. In jedem dieser Stockwerke waren entweder einige Spiegel oder einige Gemälde aufgehängt; in das oberste (Fig. 1, a) wurde der Leichnam gebracht und aufrecht hingestellt. Dieses Gemach war nach vorne ganz, nach den beiden Seiten halb offen, und nach hinten ganz geschlossen. Das Aeußere dieses Thurmes war überall mit Papier von verschiedenen Farben, mit Flittergold und Silber, sowie mit aus Leder und Papier geschnittenen Blumen und Thieren ausgeschmückt.

An das obere Vordertheil, wo das höchste Stockwerk zu Ende ging, war ein breites, baumwollenes, mit Gold durchwirktes Tuch (b) von rother Farbe befestigt,

Digitized by Google

Fig. 1.

das über die Hälfte des Thurmes hinabreichte und vom leisesten Winde hin und her bewegt wurde.

Am Fuße des schwer aussehenden und doch leichten Thurmes waren nach verschiedenen Richtungen hin Bambusröhrchen in einander geflochten (c) und dieses Geflechte war mit hervorragenden Stöckchen versehen; so daß mehre hundert Träger verwendet werden konnten, um ihn rasch fortzuschaffen und gegen Umfallen zu schirmen.

Von dem Vorhofe des Palastes (d) und dessen Hauptthor (e) aus, bis zu dem Gemach, welches der todte Rajah einnehmen sollte, ehe er verbrannt wurde, hatte man ebenfalls aus Bambusrohr eine ziemlich steile Bogentreppe (f) oder Brücke errichtet, welche auf Palm-, Kokosnuß- und Pisang-Baumstämmen (g) ruhte, und über die Straße sich ziehend den Palast mit dem Thurme in Verbindung setzte.

Unter dem Gesange geistlicher Lieder, und während die Priester noch verschiedene bizarre Ceremonien verrichteten, welche wir nicht deutlich erkennen konnten, und deren Beschreibung wahrscheinlich von keinem allgemeinen Interesse sein würde, wurde die Leiche hinaufgetragen.

Aehnliche Bambusthürme, nur etwas kleiner waren für eine jede der zum Feuertode bestimmten Frauen angefertigt worden. Sie wurden auf gleiche Weise getragen, und nachdem diese jungen Wesen, in der Blüthe ihres Alters, wo sich ihre Schönheit kaum entfaltet (die Frauen von Hindostan er- und verblühen sehr zeitig und verheirathen sich oft schon in einem Alter von elf Jahren), das für sie bestimmte Gemach eingenommen hatten, setzte sich der Zug unter dem Abfeuern von Kanonen und Gewehren nach dem Platze hin, wo die Verbrennung vor sich gehen sollte, in Bewegung.

Der Zug wurde mit dem Thurme des todten Fürsten, auf welchen unmittelbar die vier Thürme seiner zum Tode bereiten Witwen folgten, eröffnet. Dann wurden in Palankinen sämmtliche andern Frauen, die Favoritin zuerst, getragen. Die Hofbeamten, die Krieger des verstorbenen Fürsten, so wie verschiedene Rajahs und Rabobs aus der Nachbarschaft, mit ihren zahlreichen und bunt gekleideten Gefolgen kamen dann zu Fuß, zu Roß und auf Elephanten, und der Zug wurde durch Männer, Weiber und Kinder aus allen Kasten geschlossen. Nur die Parias standen in Entfernung und wagten nicht näher zu kommen, um die Andern nicht zu verunreinigen.

Auf dem zur Verbrennungs-Scene bestimmten Platze hatte man Zelte zum Schutze gegen die Strahlen der Sonne für die zahlreichen fürstlichen Personen beider Geschlechter, welche derselben beiwohnen sollten, errichtet. Auch uns wurde ein solches angewiesen.

Auf dem Platze befand sich außer dem Zelte ein aus sauber gehauenen Steinen erbauter Herd, dessen Seiten fünfzehn bis zwanzig Fuß breit waren. Dieser Herd bildete ein regelmäßiges Viereck. Auf demselben stand ein Aufsatz, zu welchem von zwei entgegengesetzten Seiten acht Stufen führten, und dessen Erhöhung ungefähr zwanzig Fuß betrug. Auf dieser hatte man ein aus Holz geschnitztes Thier, einem Tieger ähnlich, gestellt, welches jedoch mit Flügeln versehen war. Alles war den Thürmen gleich mit farbigem Papier u. s. w. bekleidet. Der Rücken des Thieres war ein Deckel, dessen Griffe die Flügel bildeten und welcher, bei diesen erfaßt, abgenommen wurde. Vermittelst einer der bereits beschriebenen ähnlichen Brücken wurde der Leichnam des Rajah's aus dem Thurmgemache herausgebracht und dann auf den Herd getragen. Hier ward er aller seiner Hüllen entkleidet und noch einmal durch Priester mit, von seinen Frauen in steinernen Gefäßen herbeigetragenem Wasser sorgfältig gewaschen.

Nachdem die Priester das in jedem einzelnen Gefäße ihnen zugetragene Wasser verbraucht hatten, wurde der leer gewordene Topf mit Heftigkeit niedergesetzt und aufgestoßen. Dann wurde der todte Rajah in den Bauch des Tiegers gelegt, der Deckel wieder aufgesetzt und von vorher dazu bestimmten Männern vermittelst brennender Fackeln das auf dem Herde unter dem Thiere liegende Holz angezündet.

Wenige Augenblicke genügten, um das von der Hitze ausgetrocknete Holz in lichte Flammen zu setzen, und bald entstieg ein dichter Rauch dem brennenden Thiere und Leichname des Fürsten, die schnell in Asche verwandelt wurden. Als dieses geschehen war, wurde die Asche auf dem steinernen Herde zusammengekehrt und dort bis zum folgenden Tage gelassen.

Nun sollte der tragischeste Theil der heutigen Trauer-Feierlichkeit beginnen, das eigentliche Drama, in welchem Jugend und Schönheit (nach indischen Begriffen) in die Flammen zu springen und zu sterben hatten.

Die Augen sämmtlicher Anwesenden wendeten sich nach einer andern Richtung hin nämlich nach einem ebenfalls auf diesem Platze aus Bambus errichteten Gerüste (Fig. 2).

Dort in das auf demselben erbaute Häuschen (a) stiegen aus den ihm genähterten Thürmen (b) auf der dazu führenden Treppe (c), die dem Feuertode bestimmten vier Frauen des bereits verbrannten Fürsten. Die Construction dieses Gerüstes mit all seinem Zubehör ist so einfach, daß es keiner weitern Erklärung bedarf.

Den Verwandten und Freunden der jungen Frauen war es vergönnt, sie auf das Gerüste zu begleiten. Hier angelangt, nahmen sie Abschied von denselben, und nur ein Bramine trat mit den letzteren in das Häuschen. Die vier unglücklichen Geschöpfe, welche nun in einigen Augenblicken die Opfer eines falschen Glaubens werden sollten, waren

Digitized by Google

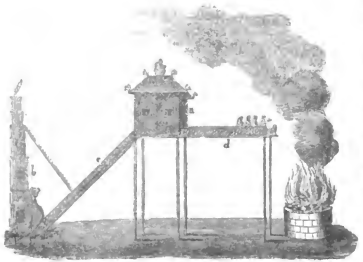


Fig. 2.

weiß gekleidet und ohne Schmuck. Mit langsamen und gemessenen Schritte, von dem Priester gefolgt, hinter welchem wiederum die andern drei Schicksalsgefährtinnen gingen, wandelte die erste der Frauen dem Beete entlang, bis sie an dessen äußerstes Ende gelangte. Hier blieb sie stehen, hinter ihr der Priester, der über ihrem Haupte eine wilde Taube hielt. Diese ließ er los und sie flog davon. Sie war symbolisch die Seele der jungen Frau, welche die irdische Hülle bereits verlassen hatte, und die letztere sprang sogleich in die Gluth, welche auf einem unter dem Gerüste gemauerten Feuerherde (e) brannte und schon seit mehreren Stunden unterhalten worden war. In diese Gluth goßen die Umstehenden sogleich nach dem Sprunge des Weibes Oel und Arak, daß die prasselnden Flammen hell in die Höhe schlugen, Alles grell beleuchtend und selbst den letzten Schrei des Opfers in der Geburt erstickend. — Ruhig standen die andern drei, sahen es ohne Zeichen der Angst und Furcht mit an, und harrten des Augenblickes, bis die Reihe an sie kommen würde.

Ebenso ruhig, erbarmungs- und mitleidlos waren die andern Frauen, die Fürsten und das Volk. Uns standen vor Grausen die Haare zu Berge; ihnen war die Schreckens-Scene nichts als ein Begebniß des alltäglichen Lebens, eine leere Förmlichkeit, durch welche die Schlachtopfer zu gehen sich verbindlich gemacht hatten.

Als der Augenblick gekommen, wo die letzte der Frauen von dem Gerüste in das Feuer zu springen hatte, als die Taube auf ihren Fittigen schon davon geflogen war, ergriff das junge, wollüstig gebaute Weib einen Dolch, brachte sich an beiden Armen tiefe Wunden bei, so daß das Blut in Strömen vom Gerüste herabfloß, grüßte mit freundlicher Miene und Handbewegung ihre Bekannten, Freunde und Verwandten, und stürzte sich dann erst in die Gluth. Ihr war es noch nicht genug gewesen, daß sie in ihrem Schmerze über den Tod des Rajah's eingewilligt hatte, die Beute der Flammen zu werden, sie wollte auch noch durch diese Handlung ihren Schmerz und ihre Lebensverachtung beurkunden.

Mit Bewunderung sahen die Eingebornen das muthige Benehmen des Weibes. Ihr Name war in dem Munde Aller, und ihren Verwandten wurden Glückwünsche dargebracht, als sei ihnen ein großes Heil widerfahren, und sie wurden als eine von ihrem Gotte besonders begünstigte Familie betrachtet.

Während der ganzen Handlung donnerten unaufhörlich die Kanonen und krachten die Gewehre in der Nähe, und trugen dazu bei, eine Sinnenbetäubung hervorzubringen, die immer zunahm und zuletzt einem Rausche gleich wurde.

Da in einem Lande, wo Vielweiberei herrscht, wir annehmen dürfen, ja sogar müssen, daß nicht geistige, wahre Liebe, sondern nur sinnliches Verlangen und Wohlgefallen zwischen dem Mann und einer seiner vielen Frauen bestehen kann; so können wir nur glauben, daß diese armen, bemitleidswerthen Opfer einer alten grausamen Sitte nur durch die in der Jugend eingesogenen Lehren des Aberglaubens, in dem sie erzogen wurden, zu einem solchen heldenmüthigen Schritte bewogen werden konnten.

Wahre und geistige Liebe ist mit dem Verlangen nach unbestrittenem und ungetheiltem Besitz verbunden. Ein Mann, der von achtzig bis hundert Frauen besessen wird, der seine Gunst unter diese vertheilt, wie es ihm eben die Laune eingiebt, kann von keiner geliebt werden, eben so wenig wie er diejenige liebt, die er vorzugsweise Favoritin nennt, weil sie in ihm vielleicht in einem günstigen Augenblick ein besonderes Wohlgefallen erregte, oder weil sie ihm einen Sohn, den Erben seiner Reichthümer und Würden gebar. Wir müssen daher am meisten der Erziehung, den Vorurtheilen, als einer Folge derselben es zuschreiben, daß die Frauen Hindostan's einen solchen Entschluß fassen können, und dabei nicht vergessen in Betracht zu ziehen, daß die Priester eine große Gewalt in diesem Lande ausüben, daß die arme Frau dazu vielleicht überredet worden ist, ein Versprechen zu leisten, das sie später bereuen mag, aber zu dessen Ausführung sie durch langes Fasten und durch die Ausdünstungen eines Leichnams, in dessen Gegenwart sie sich immer befindet, vorbereitet wurde.

Rechnet man nun noch die Abgeschlossenheit hinzu, in welcher sie bis zum letzten entscheidenden Augenblicke gelebt, die Stille, welche sie umgeben, so wird man es erklärlich finden, wenn sie in eine Ekstase, die an die Grenzen des Wahnsinns streift, versetzt wurde und dieser Ekstase gemäß handelt.

Sollte jedoch im letzten entscheidenden Augenblick einem Schlachtopfer der Muth zum Sprunge fehlen, so haben die Priester, wie uns erzählt wurde, eine Vorrichtung getroffen, welche dem fehlenden Muthe auf eine trügende Weise zu Hülfe kömmt. Das Brett, auf dem die zu sterbende Wittwe steht, kann der Priester hinter ihrem Rücken in die Höhe schnellen, und wenn sie nicht in die Flammen springen will, dann muß sie hinein fallen.

Zum Beschluß der Trauerfeierlichkeiten wurden nun sämmtliche Thürme den Flammen übergeben und verbrannt. Dann ging man nach Hause.

Beim Anbruch des folgenden Tages wurde von einem Priester etwas von der auf dem Herde zusammengekehrten und zurückgelassenen Asche in einem goldenen Gefäße geholt, dieses in den Palast des Verstorbenen getragen und auf den Balik-Balik gestellt. Der eigentliche, größte Theil des Aschenhaufens blieb den Winden überlassen,

Digitized by Google

welche nun nicht verfehlten, ihn mit dem Staube der Erde zu vermengen.

Am zwei und zwanzigsten Tage nach der Verbrennung des Rajah's und seiner vier Weiber, nachdem täglich ein Priester auf dem Platze für die Ruhe der Seelen der Verbrannten gebetet hatte, begab sich eine zweite Procession, ebenso prachtvoll und feierlich wie die am Tage der Verbrennung, an das Meeresufer. Auch für diese Ceremonie hatte man wiederum einen Thurm aus Bambus gebaut und eben so verziert wie die anderen, mit dem Unterschiede nur, daß er weit kleiner und daß ein jedes seiner Stockwerke nur zwei Fuß hoch war.

Die aufbewahrte Asche war in viele kleine Thongefäße vertheilt, und diese wieder in die Nischen der verschiedenen Stockwerke gestellt worden. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Denselben eröffneten Träger von Gong-Gongs und andern lärmenden Instrumenten. Diesen folgten Bewaffnete, Lanzen und Gewehre tragend, welche die letzten abfeuerten und immer wieder von neuem luden. Es versteht sich von selbst, daß auch heute Kanonendonner nicht fehlte. — Hinter den Bewaffneten ritten einige junge Rajahs im Kriegsschmuck auf prachtvoll aufgezäumten Rossen, während ältere sich in Balankins tragen ließen. Ihnen folgte unmittelbar der Thurm mit den Aschenkrüglein.

Hinter diesen wurde die Favoritin der Frauen des verstorbenen Rajah's in einem Palankin getragen, welchem die anderen nicht so begünstigten Frauen zu Fuße, auf den Köpfen mit Eswaaren gefüllte Gefäße tragend, folgten; dann kamen wieder Rajahs, Bewaffnete, Gong-Gongs u. s. w. so wie eine zahlreiche Volksmenge, welche den Zug schloß.

Am Meeresufer angekommen hielt der Zug, die Gefäße mit Asche wurden aus dem Thurm geholt, und in verschiedene Boote getragen, in welche auch die Favoritin so wie die anderen Frauen des Verstorbenen und einige Rajahs stiegen. Man fuhr ungefähr eine halbe englische Meile weit in die See, wo man die Asche in die Wellen warf und dann an das Land zurückkehrte.

Hiermit war die Trauer um den verstorbenen Fürsten zu Ende. Ergötzlichkeiten und Volks-Belustigungen, in Tänzen, Maskenaufzügen und theatralischen Vorstellungen bestehend, fanden statt und dauerten bis spät in die Nacht.

Nur Rajahs und Rabobs werden verbrannt, die Aermern können die bedeutenden Kosten, welche eine solche Verbrennungsfeierlichkeit verursacht, nicht erschwingen.

Die britische Regierung sucht diese Mißbräuche abzuschaffen, und sie fangen an zu den Seltenheiten zu gehören.

Castell San Lorenzo bei Ragusa.

Hierzu ein Stahlstich.

Wer die Geschichte von Ragusa kennt und daher weiß, welch wichtige und ansehnliche Rolle es einst gespielt, und wie häufig es von seinen zahlreichen Feinden bedrängt wurde, der wird es leicht zu erklären wissen, warum diese, heute so herabgesunkene Stadt, mit so starken Befestigungen, die meist nur aus älteren Zeiten herrühren, umgeben ist. Türken, Venetianer, Ungarn, Bosnier, Servier, Seeräuber versuchten oft ihre Macht oder List gegen die lockende und reiche Republik, in der einst, an dieser entlegenen Küste, Wissenschaft und Poesie so herrliche Früchte trugen. Die Unsicherheit Ragusa's in jenen Zeiten war so groß, daß die Thore der Stadt im Sommer nur vier, im Winter nur zwei Stunden offen gelassen wurden. Die Natur hat aber auch die Befestigung der Stadt wesentlich erleichtert, oder vielmehr die Ragusaner wußten sehr gut, warum sie — nach der Zerstörung des alten Ragusa durch die Avaren — diesen Ort zur Gründung ihrer neuen Niederlassung erwählten.

Das neue Ragusa liegt auf der vordersten Spitze einer von den beiden Buchten von Gravosa oder St. Croce, auch Ombla, und von Breuno gebildeten Halbinsel, die mit Landspitzen, Vorgebirgen und Vorinseln umgeben ist, die sehr vortheilhafte Puncte eines ansehnlichen Befestigungssystems bilden. An dem Ufer erheben sich schroffe Felsmassen verschiedener Größe, die den gegen 40 Fuß hohen, aus Quadersteinen gebauten Mauern als feste unzerstörbare Grundlage dienen; hinter dieser schützen sich die Häuser der Stadt, während ihre Vorstädte und Landhäuser terrassenförmig auf den Höhen gelagert sind und der graue Berg San Sergio mit seinem steilen, breiten Rücken, auf dem die Franzosen, als sie im Jahre 1806 die Stadt besetzten, das Fort impériale erbauten, welches jedoch erst von den Oesterreichern vollendet wurde, die Stadt und den Hafen beherrscht. Auf der Nordseite der Stadt, nahe bei dem Thore Pille, liegt auf einer beinahe senkrecht aus dem Meere hervorragenden Felsenmasse das Castell San Lorenzo, welches unsere Leser auf dem diesem Hefte beigeschlossenen Bilde sehen. Ein steiler, etwa eine Viertelstunde langer Pfad, der mit einer mit Geländer und einer Zugbrücke versehenen Treppe endet, führt zu diesem durch Natur und Kunst so festen mittelalterlichen Fort hinauf, das den kleinen Hafen von der Nordseite schützt, und von dessen höchster Plattform aus man eine so entzückende Aussicht auf die schöne, alterthümliche Stadt, die sie umgeben, mit Weingärten und Villen, Cypressen, Granat- und Feigenpflanzungen bedeckten Höhen und auf die weite See genießt. Zwischen dem Felsen, den das Fort krönt, und der Porta Pille liegt eine tiefe Kluft, in die das Meer bei starkem Winde schäumend und brausend hineinstürmt.

Der Ursprung des Castells San Lorenzo scheint in die erste Hälfte des 11ten Jahrhunderts hinaufzureichen. Der Geschichtschreiber Appendini erzählt uns nämlich, daß im Jahre 1038 die Einwohner von Zara sich gegen die Venetianische Regierung empörten und von dem Dogen Dominico Contarini mit ansehnlicher Seemacht wieder zum Gehorsam gebracht wurden. Nachdem er diese Aufgabe erfüllt hatte, ließ

Digitized by Google

mehre Schiffe mit Baumaterial beladen und segelte nach Ragusa, um bei den Mauern der Stadt eine Zwingburg aufzuführen. Allein die Ragusäer, die zeitlich genug von seiner Absicht Wind bekommen hatten, kamen ihm zuvor, erbauten selbst das Fort St. Lorenzo und nöthigten den Dogen zum Abzuge. So erzählt der Chronikler, aber seine Darstellung klingt nicht wahrscheinlich — denn es ist nicht zu glauben, daß die Ragusäer in so kurzer Zeit ein so festes Fort hätten erbauen können, das den furchtbaren Erdbeben der Jahre 1520, 1636 und 1667 hätte widerstehen können, von welchen das letztere beinahe die ganze Stadt in Trümmer legte.

Zunächst an diesem Fort erhebt sich der stolze, starke Thurm Mincello, der alle anderen Befestigungswerke der Stadt beherrscht, an diesen reiht sich das Fort Leveroni mit seinen Mauern und Bastionen, am südlichen Ende wird die Stadt durch das Fort Mollo geschützt. Diesem gegenüber, noch mehr südlich ragt aus dem Meer das kleine Felseneiländchen Lacroma empor, auf welchem ebenfalls ein von den Benetianern errichtetes Fort, St. Marco, sich befindet. Diese Insel schützt den kleinen Hafen von Ragusa vor der Heftigkeit der Scirocco-Stürme. Der eigentliche große und sichere Hafen der Stadt, Gravosa, liegt nördlich von der Stadt und vom Fort St. Lorenzo, in einer tiefen Bucht.

Im Vordergrunde sehen wir einige ragusäische Häuser. Die Bewohner der Umgegend sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag slavischen Ursprunges, vortreffliche und kühne Seeleute, ihre Tracht und ihr Nationaltanz sind jedoch griechisch. Den Kopf schützt ein rothes Käppchen oder eine Art rother Turban, Soruk genannt; ein rothes oder grünes, mit Gold- und Silberstickereien, glänzenden Knöpfen oder Schnürwerk verziertes Jäckchen bedeckt die Brust; den Unterleib umschließt eine schmale bunte Binde oder ein Gürtel, in welchem zierliche Waffen stecken. Im Winter tragen die Aermeren eine wollene Decke zum Schutz gegen Unwetter und Kälte, die Wohlhabenderen einen Spenzer oder eine Art reichen, gewirkten Shawl, in ihrer Sprache Struka genannt. Weite, meist blaue Beinkleider reichen bis an's Knie, die Waden sind in eine Art rother Gamaschen gehüllt. Die Bäuerinnen sind sehr nett und rein, auch reich gekleidet. Wenn sie die Stadt besuchen tragen sie sehr feine, weiße Wäsche, grüne rothverbrämte Strümpfe, bunte Saffianschuhe und Schmuck von echtem Gold und Silber. Sonst zeichnen sich diese Landbewohner auch durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit im Acker- und Weinbau und in der Oliven-Kultur vor den übrigen Dalmatinern aus. In der Umgegend werden vorzügliche Weinsorten, unter andern auch der edle und feurige Malvasia di Ragusa erzeugt.

Gedichte.

Orientalische Weisheit im deutschen Gewande.

Von

Dräxler-Manfred.

Wahrheitspfeile für die Herzen
Tauch' vorerst in Honig ein:
Gott auch taucht den Pfeil der Schmerzen
Für dein Herz in Balsam ein.

Selbst des Riesen Ferse sinkt,
Tritt sie in die Fallengrube,
Die mit boshaftem Instinct
Ausgehöhlt ein böser Bube.

An des Glückes Palme, sieh!
Wächst des Stolzes Dattel;
In des Reichthums Sattel
Wiegt Bescheidenheit sich nie.

Laß den süßen Krug,
Den verboten dir zu leeren,
Besser keinen Zug
Als ein schmerzliches Entbehren.

In der Wüste, Pilger, faste,
In Oasen iß und raste;
Dort ist Beten dir ein Drang,
Hier vergesse nicht den Dank.

Unterm Kleid das Hemd,
Unterm Hemd die Haut,
Unter ihr die Sünde:
Kern, so faul und fremd,
Den ich da verhaut
Unter Hülsen finde!

Wenn wie ein gläsern Haus
Die Welt dir däuchte,
Geh du als Sonne aus,
Die es durchleuchte.

Geschwätzig ist das Glück,
Es lacht mit Thoren gern
Und bleibt dem ernsten Blick
Des stillen Weisen fern.

Schüttle nach Lust am Halme,
Der deinem Feld entsprießt,
Nicht an der Kokospalme,
Weil sonst dein Haupt es büßt.

Im Nachen fährst du her
Und meinst, du seist ein Schwimmer:
Erst wirf dich in das Meer,
Sonst glauben wir es nimmer.

Ein Vorsatz ohne That,
Ein unbefolgter Rath,

Digitized by Google

Ein Obſtbaum ohne Frucht —
Iſt Alles ſchlechte Zucht.

Trinkſt du täglich ſüßen Sect,
Nährt dich Braten und Confect,
Glaubſt du denn die Welt, ſie preiſt es,
Die dich täglich rühmen muß,
Bietet ihr du den Genuß
Süßer Speiſe deines Geiſtes.

Denkſt du, daß vor Eden's Thor
Löwen wachend liegen,
Lern' hienieden du zuvor
Löwen ſchon beſiegen.

Stürmt der Feind in deine Ruh,
Sei ein Blitz durch Wolken ziſchend,
Fiel der Feind, ſei Wolke du
Lechzendes Gefild erfriſchend.

Steigt zu Berge der Gerechte,
Heb' er hoch zum Herrn die Rechte,
Und im Thale ſenk' er nieder
Segnend ſie auf's Haupt der Brüder.
Wenn, wo Zuckerrohr geſtanden,

Du gemeines Schilf nun bauſt,
Iſt die Hoffnung nie vorhanden,
Daß du gute Früchte ſchauſt.

Muß von wilder Thiere Biſſen
Ich erdulden Todespein,
Will vom Tiger ich zerriſſen,
Nicht vom Wolf gefreſſen ſein.

Denk' vom Armen nicht zu klein:
Funken ruhen im Kieſelſtein
Und durchblitzen oft die Nacht.
Reicher, ſei vielmehr der Stahl,
Lock' aus jenem Stein den Strahl,
Der das Dunkel weichen macht.

In Herzen gut und rein
Soll deine Heimath ſein:
Die Nachtigall baut auch
Ihr Neſt im Roſenſtrauch.

Wer tief ſich vor dir krümmt,
Dem ſieh doch auf die Hand,
Sie greift vielleicht nach Sand,
Der für dein Aug beſtimmt.

Weiſt den Rubin am Ort
Zu finden du begehrt,
Wirf den Kryſtall nicht fort:
Der hat auch ſeinen Werth.

Beſucht als Arzt dein Gegner dich,
So biſt und bleibſt du ſtech;
Machſt du den Feind zu deinem Koch
Und ſtirbſt — wen wundert's noch?

Mit Glück und mit Verwegenheit
Läßt Manches ſich beſtreiten;
Das Ruder der Gelegenheit
Doch laß dir nie entgleiten.

Blau giebt des Baches Blick
Des Himmels Glanz zurück
Und ſchwarz der Wolken Trübe.
Auch du ſo allezeit
Wahrheit und Offenheit
An Freund und Feinden übe.

Thau iſt in der Wüſte mehr
Als die Perle dein Begehr,
Und die ſaft'ge Dattelfrucht
Mehr als der Demant geſucht.

Wie des Thee's nutzreiche Pflanze,
So erweiſe dich, o Mann!
Rühmt doch alle Welt die ganze —
Blüth' und Blätter gleich daran.

Hinter dir die ſchwanke Brücke,
Dank' erſt Gott in deinem Glücke,
Dann dem Meiſter, der ſie ſchlug,
Daß ſie deine Laſt ertrug.

Sag', was bringt es dir für Segen,
Wenn dein Eiſen nur erglüht?
Auf den Ambos es zu legen
Und zu ſchmieden ſei bemüht.

Knete dir ein Brod aus Mais,
Fehlt's zu Kuchen dir an Weizen,
Aber kannſt du ernten Reis,
Sollſt du nicht nach Hirſe geizen.

Sieh' der Faden milder Güte
Zieht an dem Gemüthe
Stärker allezeit,
Als das Tau der Unbarmherzigkeit.

Deiner Zunge, Mann!
Sei du ein Tyrann,
Doch Wohlthäter ſei
Deinem Ohr dabei.

Der Wein, der dich mit Muth
Zur großen That befeuert,
Iſt nicht das Traubenblut,
Dem der Prophet geſteuert.

Es ging ein Narr zum Schach,
Der wurde raſch ſein Großmeiſter,
Ein Weiſer kam hernach
Und büßte mit dem Tod dafür.

Digitized by Google

Vom Speicher schleppt die Maus
Im Jahr den Proviant,
Den dann als Tagesschmaus
Verzehrt der Elephant.

Wenn zu des Bettlers Hütte
Der Sultan wendet sich,
Denkt er: in ihrer Mitte
Steht wohl kein Thron für mich.

Wenn's in der Scheide ruht, so schreckt
Die Feigen nicht dein Schwert,
Und Gold, das noch im Berge steckt,
Hat weder Glanz noch Werth.

Auf dem See.

Von

Emanuel Geibel.

Nun fließt die Welt im kühlen Mondenlicht,
Die Berge sind in weißem Duft versunken,
Der See, der leis' um meinen Kahn sich bricht,
Spielt fern hinaus in irren Silberfunken,
Doch sein Gestad' erkenn ich nicht.
Wie weit! wie still! Da schließt in mir ein Sinn
Sich auf, das Unnennbarste zu verstehen,
Uralte Melodien gehen
Durch meine Brust gedämpft dahin;
Es sinkt wie Thau der Ewigkeit Gedanke
Kühl schauernd über mich, und füllt mich ganz;
Und mich umfluthet sonder Schranke
Ein uferloses Meer von weißem Glanz.

Camoëns.

Von

Daniel Spitzer.

Nacht ist's in dem Hospitale,
Auf das Sterbebett gelagert
Liegt der Dichter der Lusiade,
Elend, krank und abgemagert,

Portugal! Camoëns' Wiege,
Ruft der Dichter jetzt im Sterben,
Deine Ehr' hab' ich verfochten,
Meinen Fluch sollst du ererben!

Portugal! Nicht bist du würdig,
Daß ein Dichter hier entsprossen,
Der unsterblich Dich wird machen
Und nur Undank hat genossen.

Fluch mir selbst und dem Geschicke,
Das die Dichtkunst mir beschieden —
Nimmer taugt die Götterwonne
Für den Menschentag hienieden.

Hier im Hospitale muß ich
Zu dem Kranz die Lorbeern pflücken,
Und das Eine Aug', das sehend,
Keinen Freund kann es erblicken.

Ja, ich seh's dies Menschenstreben,
Zu dem Ziel gelangt es nimmer!
Nach dem Himmel wollt' ich ringen,
Und der Erdbau ging in Trümmer.

Um dies schale Erdenleben
Kann ich Thränen nicht vergießen,
Fühl' ich auch jetzt meines Lebens
Allerletzte Stunde schließen.

Wie nun drüben in dem Kloster
Ruft zur Andacht Glockentönen,
Liegt der größte Portugiese
Todt, — doch keiner weint hier Thränen!

Ueber seine blasse Leiche
Beugt sich mit Gebet's-Geflüster,
Seinen Rosenkranz in Händen,
Nur ein ernster span'scher Priester.

Erklärung der Stahlstiche.

1. Der Liebling der Großmutter.

Originalgemälde von F. Wieschebrink.

Wir befinden uns in einer westphälischen Bauernküche, wo die Kinder eben ihr Abendbrod verzehren. Der älteste Knabe, wahrscheinlich etwas verhätschelt und verzogen, scheint mit dem Stuhl geschaukelt zu haben, denn dieser ist umgefallen und seine Schultafel und Schüssel mit Milch liegen zertrümmert am Boden. Er hat sich zwar schnell hinter die schützende Großmutter gerettet, deren Liebling er ist; aber sein Schicksal naht schon in Gestalt seiner zürnenden Mutter, die mit einer tüchtigen Ruthe bewaffnet ist. Auf das schöne kräftige Weib scheint das Flehen der Großmutter keinen Eindruck zu machen und ihr Liebling wird diesmal wohl schwerlich ohne Züchtigung fortkommen.

Katze und Hund streiten unterdeß über die am Boden vergossene Milch, während die beiden anderen Geschwister ihre Aufmerksamkeit theilen: der Knabe richtet sie auf den Zank der Thiere, die mitleidigere Schwester dagegen auf den bedrohten Bruder.

2. Die Schnitterin.

Gemalt von J. Köckert.

Eine schöne reizende Figur mitten im reichen Segen der Ernte. Nachdenkend schaut sie über die Garben auf die heranziehenden fröhlichen Gruppen. Vielleicht ist ein Gespiele darunter, dem ihr Herz mit schnelleren Schlägen entgegenpocht.

3. Castell St. Lorenzo bei Ragusa.

Gemalt von L. Gurlitt.

Siehe Text oben.

Digitized by Google

Literatur-Bericht

von Levin Schücking.

So thätig auch die deutsche Geschichtschreibung gewesen ist, unsere Vergangenheit in großen Gesammtdarstellungen oder in Bildern einzelner Episoden und einzelner Seiten des nationalen Lebens und Seins zu schildern, so hat sie doch noch immer von der Ausführung eines Werkes sich zurückgehalten, zu dem der Gedanke so nahe liegt, der Vorarbeiten völlig genug geliefert sind und das sicherlich vom ganzen Volke mit Theilnahme entgegengenommen würde. Jakob Grimm hat ein solches Werk einst (wenn wir nicht irren in der Vorrede zu seinen Rechtsalterthümern) in Aussicht gestellt, aber nicht durchgeführt. Es ist ein deutsches Sittenbuch, ein Buch, welches, wie wir Darstellungen des Rechtslebens, der mythischen und religiösen Anschauungen, des Kriegswesens der Vorzeit u. s. w. haben, unsre Vorfahren und in ihrem häuslichen und Familienleben, ihrer Handels- und Gewerbthätigkeit, in ihrer Arbeit und in ihren Festlichkeiten zeigte, ihre Trachten, ihre Nahrungsweise, ihre Geräthe zu Ackerbau und Handwerk schilderte, kurz alles das uns vorführte, was man eben die Sitten eines Volkes nennt. Freilich, es handelt sich da um eine große und höchst umfassende Kenntniß erfordernde Arbeit; aber sie wäre auch desto lohnender; sie würde in hohem Grade dazu dienen, geschichtliche Bildung zu verarbeiten und unrichtige Vorstellungen zu entfernen, und dies schon deshalb, weil sie, wiewohl kein andres geschichtliches Werk durch den bunten Stoffreichthum und die Belebtheit der Bilder sich bei dem ganzen Publicum heimisch machen würde. Wir erinnern nur daran, wie fesselnd auf alle Leser von Mac Aulay's Geschichte von England das dritte Capitel des ersten Bandes gewirkt hat, welches eine Skizze eines Sittenbuchs, wie es uns vorschwebt, enthält, doch mit der Beschränkung auf eine bestimmte Periode und auf englische Zustände.

Der Vorarbeiten sind, wie gesagt, zu einem solchen Unternehmen genug geliefert worden. Wir besitzen Werke, welche ganze Fundgruben dafür bilden würden, wie Hormayr's Veröffentlichungen, die zahlreichen Tagebücher von Reisenden, welche in älterer und neuerer Zeit herausgegeben sind u. s. w., u. s. w. Ein gewichtiger Beitrag hierzu wäre auch ein geschichtliches Werk, das in diesem Augenblick die Presse verläßt und den Titel führt:

„Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, von C. H. Freiherr Roth von Schreckenstein. (Tübingen 1856.)

Das Leben der Vorzeit beruhte auf ständischer Gliederung und ein Sittenbuch der Vorzeit hätte folgerechter Weise also auch die einzelnen Schichten des Volkes in ihrer äußern Abtrennung von einander und in ihrem organischen Zusammenhang in's Auge zu fassen. In Beziehung auf eine bestimmte Volksclasse, die der Edelbürger in den Städten, hat das angeführte Werk dies mit einer umfassenden Gelehrsamkeit gethan. Der Verfasser gebört selbst einem der bedeutendsten deutschen Patrizergeschlechter, dem der Rothen von Ulm an, und langjährige Beschäftigung mit seiner Geschlechtsthistorie hat ihm als Vorstudium zu der großen Arbeit gedient, welche er jetzt dem Publicum vorlegt. Dieselbe bildet den ersten Versuch einer Gesammtdarstellung des Patriziats, denn bisher hatten wir nur Geschlechtergeschichten einzelner Städte. Ein Werk aber, das die Verhältnisse der Edelbürger in ganz Deutschland, ihr Entstehen, ihren Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Bürgerthums, ihre Kämpfe mit den zu Macht und Alleinherrschaft aufstrebenden Zunftgenossenschaften, ihr allmäliges Verschmelzen mit dem niedern Adel schildert, kann nicht anders als ein überaus wichtig anziehendes und belehrendes Bild aus dem deutschen Leben der Vergangenheit bieten, wenn es mit dem nöthigen historischen Geiste und der nöthigen Kunst der Darstellung ausgeführt ist. Daran hat es dem Verfasser aber keineswegs gefehlt, und so darf sein Werk eine wahre Bereicherung unsrer geschichtlichen Literatur genannt werden — wenn auch weniger durch neue Aufklärungen und Ergebnisse, als durch eine reichhaltige, eingehende Zusammenstellung alles dessen, was vereinzelt in den verschiedensten Quellen und Hülfsmitteln verstreut war. Für die deutsche Culturgeschichte haben die Patrizier sicherlich eine weit wichtigere Rolle gespielt als der deutsche Landadel; man braucht sich nur der mächtigen Geschlechter in Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt zu erinnern, und dessen, was sie für den Großhandel und überseeischen Verkehr, für Industrie, für Bergbau (die Fugger), für Wissenschaft und Kunst gethan. Wenn uns Aeneas Sylvius in seiner bekannten Schilderung deutscher Zustände ein Bild von Reichthum, Pracht, Selbstbewußtsein und Unternehmungsgeist aufrollt, wie die Welt zu jener Zeit nichts Aehnliches aufweist, so sind es die Patrizier der deutschen Städte, welche wir zumeist als die Schöpfer und Träger solcher Zustände betrachten dürfen. Die zwei glänzendsten und ruhmreichsten Gestaltungen, die aus dem deutschen Nationalgeiste hervorgewachsen sind, die Hansa und der Marianer-Orden, sie sind beide Schöpfungen, an denen das deutsche Patriziat den allerwesentlichsten Antheil hatte. Die Stiftung des deutschen Ordens ging ja durchaus nicht von den Rittern aus, die sich später seiner bemächtigten. Unser Verfasser hat deshalb Unrecht, wenn er in seinem Werke in gewisser Weise apologetisch verfährt und nachzuweisen bestrebt ist, daß die Edelbürger unter allen Umständen als gleichen Ranges mit dem landsässigen Adel zu betrachten seien; sie bedürfen solcher Schutzrede in der That nicht. Ueberhaupt ist der Verfasser, und das ist der Hauptvorwurf, der ihm gemacht werden muß, nicht objectiv genug, er macht nicht allein häufige Nutzanwendungen durch unsre Zeit, die den ruhigen Ton des geschichtlichen Stiles unterbrechen, sondern polemisirt auch gegen Vorurtheile und Anschauungen, welche viel zu sehr die Ungebildeter oder Halbgebildeter sind, um zu verdienen, daß man ein Wort über dieselben verliert. Haben wir dies an seiner Form auszusetzen, so bemerken wir in Beziehung auf die Sache selbst, daß uns seine Entwicklung des Ursprungs des Patriziats in den deutschen Städten nicht ganz befriedigt hat. Er leitet die Edelbürger von den altfreien Bewohnern der Städte ab; Barthold in seiner Geschichte des deutschen Städtewesens leitet sie von den Mittelfreien, den sogenannten Königsleuten ab; wir unserseits glauben, daß beides nicht richtig ist, sondern daß die Edelbürger hervorgegangen sind aus Altreiten sowohl, als Königsleuten und Ministerialen, unter Bedingungen, welche hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Sodann ist der Verfasser des „Patriziats" nicht erschöpfend genug in der Darstellung des großen Kampfes, der während des 14. Jahrhunderts durch alle deutschen Städte tobte, und worin das demokratische Element das aristokratische fast überall besiegte und die Macht des Patrizierthums vernichtete. Die eigentlichen bewegenden Ideen zu durchschauen ist der Verfasser hier durch seinen confessionellen Standpunnet verhindert; sie wurzeln zum großen Theil in dem Geiste des Unfriedens und tiefen Zwiespalts, der im 14. Jahrhundert von Paris aus mit der Ronte über Avignon nach Deutschland gebracht worden war.

Roth's Buch ist überaus reich an denkwürdigen Sittenzügen. Wir heben nur einen aus, weil er gar zu charakteristisch für die Denkungsart, für die moralische Verwilderung der Epoche ist. Es handelt sich um ein Turnier, welches im Jahre 1279 von den Magdeburger Geschlechtern gehalten wurde und bei dem sich der, sonst in Norddeutschland selten aufzutreffende, romantische Geist der Ritterpoesie, aber parodirt durch ein hineingemischtes, ganz eigenthümlich heterogenes Element entwickelte. Bruno von Stövenbede, ein tecker Kriegs-

Digitized by Google

mann und namhafter Minnesänger, erhielt den Auftrag, das Ritterspiel zu ersinnen und anzuordnen, und lud in wohlgesetzten Briefen die Rathsherren und Kaufleute von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Quedlinburg und andern Nachbarstädten auf Pfingsten gen Magdeburg. Die von Goslar erschienen in voller Rüstung, die von Braunschweig gleich gekleidet in grünen Gewändern. Vor der Stadt empfingen zwei Magdeburger Constabler (Patrizier) die Gäste und brachen mit ihnen eine Lanze, da sie nicht ohne Abenteuer einziehen wollten. Auf der Marsch, einer Elbinsel, dem Dome gegenüber, war der Graal zubereitet (wahrscheinlich eine Darstellung des Tempels von Montsalvatsch mit dem Graal, wie er im Parcival beschrieben); Zeltreihen und Pavelune (Pavillons) nahmen die Gäste auf. An einem Baume waren die Schilde aufgehangen. Das Beste aber war der Kampfpreis, und dieser bestand in nichts anderem als in einem — schönen, fahrenden Fräulein, Sophia genannt! — Am folgenden Tage, nachdem man Messe gehört und den Imbiß genommen, zog man hinaus, beschaute den Graal und den Kampfpreis und berührte mit den Turnierlanzen die Wappenschilder derer, mit welchen man sich im Kampfe messen wollte. Den Preis gewann ein alter Kaufherr aus Goslar. Er führte die Schöne heim und steuerte sie ehrlich aus und gab ihr so viel, daß sie nicht länger ihr wildes Leben zu führen brauchte. —

Auf einem andern Gebiete der Geschichtschreibung ist eine ebenso beachtenswerthe Erscheinung die

„Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Herrmann Hettner. In drei Theilen. Erster Theil: die englische Literatur von 1660 bis 1770 (Braunschweig, 1856).“

Der als Aesthetiker rühmlichst bekannte Verfasser unternimmt es in diesem Werke ein Gesammtbild der eigentlichen literarischen Schöpfungszeit der drei Völker, welche die Initiative der modernen Bildung zu ergreifen und zu behaupten wußten, — der Engländer, der Franzosen und der Deutschen — aufzustellen; jener drei Völker, bei denen, wie Goethe bemerkte, die Wissenschaft wie eine große Fuge ist, in welcher eines nach dem andern die Stimme einsetzt, eines das Thema aufnimmt, sobald das andere abbricht. Mit Recht wird die Darstellung mit einem Gemälde des englischen Literaturlebens im vorigen Jahrhundert begonnen, weil von hier der Gedanke der Emancipation ausging, der den Charakter des achtzehnten Jahrhunderts bestimmte. Hettner theilt seinen Stoff in drei Abschnitte; er schildert zuerst das Zeitalter der letzten Stuarts, bis 1688, dann die Epoche der Königin Anna bis 1727, zuletzt die Zeit des zweiten und dritten Georg, bis 1770 — also die ganze, eigentlich englische Literatur, bis dahin, wo sie wesentlichen Einflüssen der französischen Encyclopädisten und Voltaire's zu unterliegen beginnt. Deshalb ist denn auch Hume und Gibbon hier vorläufig noch übergangen. Die Auffassung des gründlichen und überall eingehenden Selbststudium verrathenden Werkes ist im Allgemeinen ganz die der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Schlosser; dieselbe Schule verräth auch der Styl, der etwas ungekämmt und ohne Eleganz ist, wenn auch conciser und klarer als bei Manchem der übrigen Schüler des Meisters. Die rubige, objective Haltung und die klare Ueberschaulichkeit des höchst empfehlenswerthen Buchs sind dagegen unbestreitbare Vorzüge.

„Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz (Stuttgart 1855).“

Dies umfangreiche Werk wird bereits in den Händen aller Freunde des unglücklichen geschiedenen Dichters sein, so daß es einer Charakteristik der Arbeit, einer Rechenschaft über den stofflichen Inhalt nicht mehr bedarf. Der Verfasser war durch seine verwandtschaftliche Stellung und als Besitzer des ausgiebigsten Materials zu dieser Biographie zunächst berufen; auf der andern Seite jedoch stand er den Lebenskreisen, in welchen Lenau am meisten heimisch geworden, den schwäbischen Beziehungen desselben zu fern, um eine Aufgabe lösen zu können, welche überdies auch die geübte Kunst schriftstellerischer Darstellungsgabe herausforderte und über die Kraft des Dilettanten hinausging. Hr. Schurz hat deshalb mit richtigem Tact bei diesem Bilde des Lebenslaufs unsres edelsten und geweihtesten Lyrikers sich selbst im Hintergrunde gehalten und möglichst Lenau's eigene Worte in dessen Briefen reden lassen. So haben wir denn mehr einen Briefwechsel Lenau's mit seinen Freunden, als eine Lebensbeschreibung vor uns. Dieser Briefwechsel aber macht einen eigenthümlichen Eindruck durch seine Armuth an, wir möchten sagen, objectivem Stoff, durch die unerwartete Theilnahmslosigkeit für Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Politik oder was sonst die Welt während der Zeit, daß diese Briefe geschrieben wurden, bewegte. Alles breht sich um das, was die Freunde fühlen, dichten, erleben. Daß Lenau diesen engen Kreis der Subjectivität verlassen und sich mit männlichem Ernste nur für kurze Zeit irgend einem höheren, allgemein menschlichen Interesse, oder einem consequent verfolgten Studium hingegeben, daß ihn eine Wissenschaft, eine Richtung der Literatur gefesselt habe, finden wir nicht angedeutet. Nicht einmal eine Aeußerung über eine literarische Erscheinung des Tages, ein neu aufgauchendes Gebilde der Kunst. Alles subjective Mittheilungen, oft mit frappanten Aeußerungen, geistreichen Gedanken und den Ausdrücken eines tiefen Gefühls durchwebt, aber ohne zu verrathen, daß der Briefschreiber sich nur irgend einmal einem fremden Geiste gefangen gegeben, daß er bewundernd an einem großen Genius gehangen, daß er ein Herz für die andern Dichter der Nation, auch ohne sie zu seinen persönlichen Freunden zu zählen, gehabt. — Man sieht nicht, ob Goethe, ob Schiller, ob Shakspeare auf ihn gewirkt, ob er den Geist der italienischen, der französischen oder der englischen Muse der Notiznahme gewürdigt. Diese Subjectivität, dieses in das Ich versunkene Hinleben mit dem einzigen Interesse an den eigenen Gefühlen, Stimmungen, Freunden, mag wesentlich charakteristisch für den lyrischen Dichter sein. Wenn Jemand ein so wahrhaft großes, unübertreffliches Poet geworden ist, wie Lenau es ward, so darf man ihm keinen Vorwurf aus der Art und Weise machen, wie er es geworden. Aber man darf auf das Beispiel Lenau's hindeuten, um zu zeigen, wie gefährlich für einen Mann es werden kann, wenn er verkennt, daß er zur Arbeit an dem objectiven Stoffe berufen ist, welcher ihm sein Leben entgegenträgt, sein individuelles Wesen anweist, — wenn er sich einem schwelgerischen Gefühlsleben überläßt, ohne eine eigentliche bestimmte, wirkende Thätigkeit, sich hingebend einem Ziele, das ihn über ihn selber hinaushebt. — Jener Mangel an Theilnahme für das Objective in Lenau's Briefen tritt zumeist in dem hervor, was er aus Amerika schreibt. Wir erhalten hier nicht ein Bild amerikanischen Lebens, nicht ein Wort zur Schilderung der ganz neuen Scenerien, die ihn umgeben. Wir erfahren nur, daß er in Baltimore landet, daß er den Winter in der Nähe von Pittsburg zubringt; das ist Alles, und daneben eine schonungslose Verdammung alles Amerikanerthums. „Brüder,“ schreibt er, „diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige leben, maustodt.“ In wie fern das richtig, wäre mit Washington, Prescott, Canning, Bancroft, Cooper, Irwing, Longfellow, Hawthorn u. s. w. auszumachen. Besonnener wäre es jedenfalls gewesen, dies Urtheil nicht auszusprechen, nachdem Lenau erst den Fuß an das amerikanische Ufer gesetzt, sondern damit zu warten, bis er wenigstens etwas mehr davon gesehen, einige Monate oder wenigstens Wochen nur beobachtet gehabt hätte. — Dagegen sehen wir in Lenau's Briefen freilich ein tiefes und inniges Naturgefühl sich ausprechen und ein reiches Leben des Gemüths in den Beziehungen zu den Freunden. Beides beweist hinreichend, daß die Subjectivität Lenau's nicht mit Egoismus zusammenfloß.

Hat Hr. A. Schurz durch seine gewissenhafte Arbeit, die ein so merkwürdiges und fesselndes Seelengemälde vor uns aufrollt, sich die unbedingtesten Ansprüche auf Dankbarkeit erworben, so bietet ein andrer österreichischer Schriftsteller Erinnerungen an einen deutschen Dichter, die zwar weniger noch unbekannte Aufschlüsse und völlig Neues geben, aber durch

Digitized by Google

ihre Zusammenstellung in hohem Grade ansprechend sind. Das Büchlein führt den Titel:

„Schillerhäuser. Von Josef Rank (Leipzig 1856).“

und scheint uns weitaus das Beste, was wir der Feder des Verfassers seit seinen ersten böhmischen Sittenschilderungen verdanken; es knüpft an die verschiedenen oft so versteckten Erdwinkel an, die man fast als eben so viele Leidensstationen auf dem vielgeprüften Lebenswege unsres ebelsten Dichters bezeichnen könnte. Rank führt uns zuerst in Schiller's ärmliches Geburtshaus zu Marbach; dann in seinen Versteck zu Oggersheim; in sein Asyl zu Bauerbach bei Meiningen; in das Schillerhaus zu Gohlis; in das Gartenhaus zu Loschwitz bei Dresden; zu den von Schiller bewohnten Häusern in Volkstadt bei Rudolstadt, in der Umgebung Jena's und endlich in Weimar. Je kundiger und geschickter nun der Verfasser die an den jedesmaligen Aufenthaltsort sich knüpfende Lebensepisode des Dichters flicht, indem er zumeist seine Quellen selber reden läßt — desto ergreifender wirken diese Bilder eines nicht aufhörenden Ringens mit drückenden Verhältnissen, das eigentlich zu keiner Zeit dem Schiller'schen Genius einen freien, fesselnden Aufschwung verstattet hat, wenn man die letzten Lebensjahre ausnimmt, wo Schiller einen Ruf nach Berlin trotz des angebotenen Gehalts von 3000 Thalern ablehnen konnte. Aber freilich hatte damals nur die Armuth aufgehört, um der Kränklichkeit und fortwährenden körperlichen Leiden Platz zu machen! In Jena, wo Schiller bereits auf der Höhe seines Ruhmes stand, mußte er seine Gedanken noch darauf richten, wie mit 450 Thalern jährlich auszukommen; er erfreut sich eines Mittagtisches für 2 Groschen! Sechzig Thaler, schreibt er befriedigt, habe ich doch jetzt für das Collegium eingenommen; seine jährliche Einnahme für literarische Arbeiten schlägt er zu 400 Thalern an! Mit wahrem Schrecken, sagt Rank, hörte ich auch in Schiller's Hause in Weimar erzählen, dieser habe, da er gerade Nachts viel arbeitete, stets ein Gefäße mit kaltem Wasser unter dem Tisch gehabt, worin er die Füße stellte, während er starken Kaffee trank; — so habe er sich am besten wach erhalten! — Wie aufreibend dies für seine Gesundheit wirken mußte, zeigt sich am besten dann, wenn man bedenkt, daß er sich auch nie eine eigentliche Nachtruhe vergönnte. Sein Lager war so niedrig, daß er es jeden Augenblick verlassen konnte, ohne herabsteigen zu brauchen; denn oft fiel ihm, während er schlaflos dalag oder auch im Traum ein Gedanke ein, den er sofort oder gleich nach dem Aufwachen niederzuschreiben eilte, um ihn nicht wieder zu verlieren. Licht und Material mußte dazu immer bei der Hand sein. Man weiß, daß Petrarca eine ähnliche Angewohnheit hatte, nur erhob er sich nicht jedesmal, sondern schrieb, wie erzählt wird, seine Gedanken auf seinen ledernen Schlafrock!

Rank hat seinem Buche auch ein noch unbekanntes Gelegenheitsgedicht von Schiller eingefügt.

Die „Schillerhäuser“ bilden eine der neuesten Veröffentlichungen, welche die Brockhaus'sche „Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe“ ausgesendet hat. Wir erwähnen davon ferner:

„Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Wilibald Alexis.“

Den früheren Bänden seiner trefflichen Sammlung von ältern und neuern denkwürdigeren Criminalfällen aller Länder hat der Verfasser vier der anziehendsten entnommen, um sie, von seinem ausgezeichneten Erzählertalent bearbeitet, als Unterhaltungsstoff für Reisende zu bieten, oder wahre Weg- und Reisegeschichten, denn die eine vertritt gewissermaßen die gute alte Zeit, wo man noch zu Pferde reisen mußte, wollte man über Land kommen, die andre das Vehikel des Hauderers, die dritte den Postwagen, und die vierte endlich knüpft an die Eisenbahn an. Alle aber sind sie mit jener eingehenden Sorgfalt und jener Umsicht, jener psychologischen Feinheit ausgearbeitet, die seit je den Arbeiten Häring's auf diesem Gebiete nachzurühmen waren. Besonders ist dies bei der spannenden Geschichte Bletry's der Fall, jenem juridischen räthselvollen Drama, welches im Jahre 1844 im Elsaß stattfand und bei welchem es sich um eine weibliche Leiche handelte, die in einer Kiste auf einer Station der Straßburg-Baseler Eisenbahn gefunden wurde, ohne daß ermittelt werden konnte, wer die Ermordete gewesen.

Die

Briefe aus Südrußland, während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. Von Marie Förster,

bieten eine eben so anziehende Lektüre. Die Verfasserin weiß höchst lebendig zu schildern und mit aller den Frauen eigenen Beobachtungsgabe und Frische zu charakterisiren. Der Gegenstand ihrer Darstellung, der so viel des Fremdartigen, Neuen und noch Unausgedeuteten für und hat, dieses entlegene und von Reisenden selten berührte Stück Südrußlands, oder besser Polens, erhöht das Interesse ihrer Schilderungen. Unter diesen ist besonders die von Kiew, dem wie eine Zauberstadt aus der weiten öden Dniepersteppe sich erhebenden slavischen Rom hervorzuheben, in welchem sich das moderne und das alte, das vornehme und das volksthümliche, das kirchliche und das weltliche Rußland mit ihren wunderbaren Contrasten begegnen, wie in der Umgebung die öde Steppe und das romantische Gebirge gleich zwei verschiedenen Welten einander gegenüber liegen. Fesselnd ist auch, was wir von den deutschen Colonistendörfern in Volhynien lesen, mit ihren reinlichen weißen Hütten, ihren Blumengärtchen, und den sorglich gehüteten Erinnerungen an die ferne Heimath in jedem Hause, der Schwarzwälderuhr, der deutschen Bibel, den Krügen und Gesichtren mit deutschen Sprüchen darauf. Die meisten dieser Hüttenbewohner haben Deutschland nie gesehen, und wissen nur durch Tradition, aus welcher Gegend ihre Vorfahren kamen, und doch sprechen sie noch vollkommen den Dialekt dieser Gegend, so daß man im ersten Gespräch mit ihnen die Schlesier, Schwaben, Sachsen erkennt. Auch ihre deutschen Trachten haben sie beibehalten und leben durchaus gesondert von den Landeseingeborenen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß alle diese Colonisten in den slavischen Ländern ihre heimathliche Tracht, und Sitte und Sprache bewahren, während der Deutsche sonst im Auslande sa nur zu sehr bereit ist, sein Vaterland und die heimische Sitte zu verläugnen: es ist, als ob das germanische Blut sich mit jedem andern leicht verbinde, nur nicht mit dem slavischen!

„Von Frankfurt nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinland. Von Aurelio Buddeus.“

Der Verfasser entwickelt eine sehr genaue Kenntniß des Badischen Landes und eine sehr ansprechende, frische Darstellungsgabe. Er scheint völlig heimisch geworden in dem gesegneten Uferlande zwischen dem Main und der Schweizergrenze, dessen Erscheinungen, Lebensformen und Scenerien er uns lebendig schildert. In der Vergangenheit des Landes ist er weniger heimisch, vielleicht auch hat der Stoffreichthum, den die Gegenwart bot, ihn abgehalten, darauf einzugehen, weil eben die Gegenwart den fast ausgemessenen Raum für sich allein in Anspruch nahm. Desto reicher an historischen Daten und interessanten Geschichten und Sittenzügen aus der Vergangenheit ist:

„Breslau und die schlesischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.“

Dies Reisebuch enthält zuerst eine Schilderung der Hauptstadt Schlesiens, mit einer raschen Skizze der geschichtlichen Begebenheiten zur Zeit des Uebergangs Breslau's an den preußischen Scepter, und einen Wegführer auf der oberschlesischen Bahn; eine Fahrt auf der Breslau-Schweidnitz-Freiburger Bahn folgt, und die Beschreibung der Landschaft, welche die niederschlesisch-märkische Bahn durchzieht, macht den Beschluß der Arbeit, die sich für ihren Umfang einen fast zu großen Kreis gezogen hat. — Der Abtheilung:

Digitized by Google

„Die thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock,“

war eine befriedigendere, erschöpfendere Breite erlaubt, weil sie sich ein weniger großes Gebiet zum Gegenstande genommen hat. Für den Leser, der sich nicht gerade im Eisenbahn-Coupé oder auf der Wanderung befindet, bietet deshalb unter den genannten Reisebüchern gerade dieses die anziehendste Lectüre, da es bei den einzelnen Gegenständen mit einer gewissen Ruhe verweilen kann. Etwas mehr ausgebeutet hätten wir die an merkwürdigen Charakteren so reiche Regentengeschichte von Gotha und Koburg sehen mögen — denn auch nach letzterem Orte führt uns der Verfasser, da er in einem Anhange die Beschreibung der im Bau begriffenen Werrabahn giebt. —

Das

„Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter“

endlich ist eine sehr unterhaltende Touristen-Plauderei über die Kunst- und Literaturzustände der bayerischen Hauptstadt, über welche die Schrift einen guten allgemeinen Ueberblick gibt, mit gutmüthigem Urtheil über Alles und Jedes und mit Vermeidung des Eingehens auf schärfere Analyse, auf den Kampf der Gegensätze, die sich dem Touristen ja eben auch entziehen, wenn er einer großen Stadt nicht ein längeres Studium widmet.

Zugleich mit den neuen Bänden der „Reise-Bibliothek,“ von der man im Allgemeinen sagen muß, daß sie sich höchst erfreulich weiter entwickelt und ihre Veröffentlichungen stetig an Zweckmäßigkeit und Gediegenheit zunehmen, hat die Verlagshandlung einige Sectionen eines überaus sauber und gefällig ausgearbeiteten „Reise-Atlas“ herausgegeben. Sie enthalten entweder Pläne einzelner Eisenbahnstrecken, wie Leipzig-Hof, Hof-Nürnberg, Leipzig-Dresden; oder einzelner Städte, wie Dresden, Leipzig u. s. w. Da auf den Umschlägen zugleich alles für den Reisenden Wissenswürdigste in gedrängtester Kürze angegeben ist, so bildet jede dieser Sectionen allein schon einen kleinen Reiseführer, der seiner großen praktischen Brauchbarkeit wegen sich außerordentlich empfiehlt.

Von Romanen haben und heute zu beschäftigen:

„Hertha. Von Friederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster Theil (Leipzig 1856).“

In den letzten Dichtungen der berühmten Erzählerin war ein großes Nachlassen der schöpferischen Kraft zu bemerken, wenn man sie mit den früheren, z. B. der gelungensten von allen, den „Nachbarn“ verglich. In dieser Hertha jedoch scheint die Verfasserin sich, nachdem sie eine Weile gefeiert hat, zu neuem Aufschwung ermannt zu haben. Was daran rühmend hervorzuheben, ist nämlich das, daß diese Erzählung neben all den andern Vorzügen, welche die Bremer zu entwickeln weiß, wenn sie ihre kleinbürgerlichen und kleinstädtischen Lebenskreise malt, noch den besitzt, daß sie — nicht langweilig ist, eine Eigenschaft, die ihre früheren Romane just nicht alle besitzen. Die Charaktere in Hertha sind mit Schärfe und Originalität gezeichnet; besonders gilt dies von der Heldin, einem eigenthümlichen Wesen, das folgerecht aus dem Conflicte angeborner Eigenschaften mit der Richtung, welche eine grausam harte Erziehung ihnen aufzwängen will, entwickelt wird. Dabei wird denn manches Beherzigenswerthe über die Stellung der Frauen in der Gesellschaft gesagt. Im Ganzen darf man jedoch wohl den Wunsch aussprechen, daß dies jetzt so hinreichend erörterte Capitel aus unsern Frauen-Romanen einmal schwinden möchte. Es ist doch am Ende unwahr, daß unsre Sitten und die Verhältnisse unsrer Gesellschaft der Entwicklung des weiblichen Geistes keinen hinreichend freien Spielraum gewähren. Bedingungen der Natur und des Lebens sind eben nicht zu beseitigen, den Charakter der Männer, unter denen in vielen concreten Fällen die Frauen als der schwächere Theil leiden mögen, können die Gesetze, die Institutionen nicht ändern, im Uebrigen aber dürfen sich die Frauen nicht beklagen, wenn sie mit allen Sterblichen ein und dieselbe schwere Aufgabe haben: auf sich selbst zu stehen, durch sich selbst zu werden. Daß er auch nicht durch seine Erziehung, nicht durch die Schule, sondern durch sich selbst geworden, wird ja jeder Mann sich sagen, der etwas Rechtes geworden ist. Mag man klagen, daß die Erziehung der Frauen wenig darauf ausgeht, ihre Selbstständigkeit zu entwickeln, so bleibt doch gewiß, daß für den Unterricht derselben genug geschieht, um einer geistigen Selbstständigkeit, wo überhaupt die Anlage dazu vorhanden, die Wege der Entwicklung zu bahnen. Daß im Allgemeinen genug geschehen, einer weiblichen Intelligenz freie Luft und freien Spielraum zur Entfaltung zu gewähren, geht ja schon daraus hervor, daß wir so zahlreiche Frauen haben, welche sich als die Anwalte weiblicher Berechtigung aufwerfen! Liege ich denn auf Rosen? sagte Montezuma — das könnten auch die Männer den mit ihrem Loose unzufriedenen Frauen zurufen. Es werden am Ende eben so viele Männer dadurch, daß man sie in der Jugend für Berufsarten bestimmt, für welche sie nicht passen, ihnen die besten Lernjahre mit dem Unterricht in Gegenständen raubt, für welche sie keine Organe haben, daß später das Leben sie ganz für den alltäglichen Broderwerb in Anspruch nimmt, geistig gelähmt und gefesselt und von einer freien Entwicklung ihrer eigentlichsten Geistes-kräfte abgehalten. Und wodurch entstehen denn alle die verzweifelten und meist so chimärischen Gedanken an einen völligen Umsturz der ganzen Gesellschaft, alle die sogenannten „socialistischen Systeme“, diese Ausgeburten eines durch Leiden verdüsterten Zeitgeistes? Doch sicherlich nicht aus zu großem Wohlbehagen, von dem unsre Sitten und Einrichtungen die Frauen ausschlössen! Wäre das der Fall, dann freilich hätten sie Recht, diese Sitten und Einrichtungen anzuklagen, und als Producte des männlichen Egoismus zu bestehen! Die Hauptklage der Frauen reducirt sich darauf: es liegt ebensoviel geistiger Fähigkeit und Empfänglichkeit für die höchsten Güter des Lebens in uns als in den Männern; aber sie wird nicht ausgebildet. Diese ganze Klage geht hervor aus einer Unkenntniß und Ueberschätzung der Ausbildung, welche durch die Schule weitaus den meisten Männern wird!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd. — Verantwortlich für die Redaction J. Köhler.

Digitized by Google

Inhalt.

(An den mit † bezeichneten Artikeln gehört ein Stahlstich.)

I. Belletristische Originalien.

1. Novellen, Erzählungen, Skizzen und Märchen.

	Seite
Das Auswanderer-Schiff, von Friedrich Gerstäcker	1
Das Jägerhaus, von Moritz Reich	37
Der Secundant, von Amely Boelte	71
Karl und Lenchen, von Albert Reinhold	107
Das Bild, von Theodor Herzog	143
Die wiedergefundene Jugend, von Gustav vom See	179
Balthasar Stengel, von Eginhard Quelle	215
Auch Vierzigjährig! Eine Skizze nach dem Leben	251
Die Ahnfrau, von Albert Reinhold	287
Die Feindin, von Levin Schücking	323
Der Kinderhandel, von Moritz Reich	359
Tante Aurelie, von Emma Niendorf	395

2. Gedichte.

Ritornelle von den griechischen Inseln, von Emanuel Geibel	14
Erste Heimkehr, von Friedrich Bodenstedt	15
Meine zärtlichste Freundin, von Mathilde Raven	15
Goldkäfer und Alpenröschen, von Johannes Falke	102
Erstarrung, von Robert Waldmüller	102
Aus dem Russischen, von Friedrich Bodenstedt	102
Rückblick, von Robert Waldmüller	136
Das Lied vom Sporck, von E. O. v. Franseki	136
Ihr Name, von Al. Mair	138
Wanderlust und Wanderleid, von Blondel	174
Der Engel, von Friedrich Bodenstedt	174
Morgengang, von Robert Waldmüller	210
Der gemüthliche Dichter, von Friedr. Bodenstedt	210
Freund und Frau, von Dräxler-Manfred	245
Das blinde Blumenmädchen, von Karl Preser	246
Auf Helgoland. Drei Sonette von Anast. Grün	281
Romanze, von Emanuel Geibel	282
Des Priesters Grab, von Julie Burow	317
Das Scepter Rudolf's von Habsburg, von Wolfgang Müller von Königswinter	317
Die Freundschaft, von S. Steinhard	318
März-Lüfte, von Robert Waldmüller	318
Der blühende Apfelbaum, von Ludwig Wedtrum	354
Orientalische Weisheit im deutschen Gewande, von Dräxler-Manfred	424
Auf dem See, von Emanuel Geibel	426
Camoëns, von Daniel Spitzer	426

II. Kunst und Literatur.

Kunst und Künstler in Rom, von R. Waldmüller	47
Eine Wanderung durch die Glyptothek in München, von Prof. Dr. Ludwig Noack	158
Literatur-Berichte von Levin Schücking:	
Schleiden's Studien (Leipzig 1855)	33
Leben des Ministers Freiherrn von Stein, von G. H. Pertz (Berlin 1855)	33
Histoire de ma vie, von George Sand	34
Die Diakonissin, von C. Gutzkow (Frankfurt 1855)	36
Der Pfarrer von Grafenried, von Alfred Meißner (Hamburg 1855)	36
Die Nachtlampe, von A. v. Sternberg, IV. Bd. (Berlin 1855)	36
Soll und Haben, von Gustav Freitag (Leipzig 1855)	67
Der Musikantenthurm, von R. Prutz (Leipzig 1855)	68
König Jerome's Carneval, v. H. König (Leipz. 1855)	69
Charaktere, von Karl Ritter (Prag 1855)	70
Aus London. Dissolving Views, von Emma Niendorf (Berlin 1855)	103
Clotilde, von Ida von Düringsfeld (Berlin 1855)	104
Ein Lebenstraum, von Julie Burow (Prag 1855)	104
Die Tochter der Luft, von Joh. Scherr (Prag 1855)	104
Ein Mädchen aus dem Volke, v. K. Gutzkow (Prag 1855)	105
Aus Nord- u. Südamerika, v. Fr. Gerstäcker (Prag 1855)	105
Kaltenborn, von Berend von Guseck (Prag 1855)	105
Ein Mord in Riga, von Karl v. Holtei (Prag 1855)	105
Ein vornehmer Herr, von id.	105
Wien in alter und neuer Zeit, v. G. Kühne (Lpz. 1855)	106
Harzbilder, von Heinrich Proehle (Leipzig 1855)	106
Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen, von Levin Schücking (Lpz. 1855)	106
Brüssel nach seiner Vergangenheit und Gegenwart, von J. E. Horn (Leipzig 1855)	106
Das Moselthal von Nancy bis Coblenz, v. N. Hocker (Leipzig 1855)	106
Von Berlin nach Hamburg, v. E. Willkomm	id. 106
Die Schlachten bei Leipzig, v. V. v. Guseck	id. 106
Geschichte der deutschen Literatur, v. H. Kurz	id. 139

Digitized by Google

	Seite
Die Poesie und ihre Geschichte, von Karl Rosenkranz (Königsberg 1855)	139
Leben und Schriften des Dichters u. Philosophen Nicodemus Frischlin, von David Strauß	139
Der rheinische Antiquarius, v. Chr. v. Stramburg (Cobl. 1855)	140
Gesammtausgabe der Schriften v. F. W. Hackländer (Stuttgart 1855)	141
Kunst u. Literatur, von Alex. Kaufmann (Düsseldorf 1855)	142
Prinz Eugenius von Savoyen. Romanzenkranz von Emil v. Borberger (Fulda 1855)	142
Deutsche Original-Lustspiele von L. Feldmann (Berlin 1855)	142
Professor Schleiden und der Mond, von Th. G. Fechner (Leipzig 1856)	175
Causeries sur la Psychologie des animaux, von Dr. F. M. Troegel (Leipzig 1856)	176
Pariser Stereoscopen, von Ernst Kossak (Berlin 1855)	177
Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, von Willibald Alexis	177
Schwarzwaldau, von Karl von Holtei (Prag 1856)	177
Eine reiche Erbin, v. Elfried v. Taura (Prag 1856)	178
Faustine, von Mathilde v. Reichenbach (Leipzig 1855)	178
Herald und Theano, von Felix Dahn (Berlin 1855)	178
Gedichte von J. Bruno Graf v. Mengersen (Mainz 1855)	178
Die Wandgemälde Wilh. v. Kaulbach's (Berlin bei A. Duncker)	178
Aus König Friedrich's Zeit ibem	178
Biblische Geschichte in Bildern, v. H. Merkel ibem	178
Histor. Taschenbuch, v. Fr. v. Raumer (III. Folge. 7. Th. Lpz.)	178
Der neue Pitaval (II. Folge. 11. Th. Leipzig bei Brockhaus)	178
Geheime Geschichten u. räthselhafte Menschen (6. Th. Leipzig bei Brockhaus)	178
Die Gegenwart (Leipzig bei Brockhaus)	178
Unterhaltende Belehrung zur Förderung allgemeiner Bildung (Leipzig bei Brockhaus)	178
Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert, von Julian Schmidt (Leipzig 1855)	211
Zeit- u. Charakterbilder aus dem Mittelalter (Berlin 1853 u. 55)	212
Erich Randal, von Theodor Mügge (Frankfurt 1856)	213
Sagen und Bilder aus Westphalen, von Siebert v. Bincke (Ham. 1856)	213
Das Rheinbuch, von Wolfg. Müller v. Königswinter (Brüssel u. Leipzig 1855)	214
Frauen-Brevier, von Karl Biedermann (Leipzig 1856)	247
Dresdener Album, von Elfriede v. Mühlenfels (Berlin 1856)	247
Ludwig Tieck, von Rudolf Köpke (Leipzig 1855)	248
Einkehr und Umkehr, von Julius Hammer (Leipzig 1856)	249
Die Freunde, von Joseph Rank	249
Quickborn, von H. A. Hoffmann (Braunschweig 1856)	249
Vaterlandsbuch, illustr. geograph. Bilder aus der Heimath, von Fr. Körner (Leipzig 1856)	249
Das Buch der Schlachten, von G. v. Berneck (Leipzig 1856)	249
Hermann der Deutsche. Ein Heldenlied (Bremen 1855)	250
Der Fall von Babylon, von Adolf Böttger (Leipzig 1855)	250
Figuren, Geschichte, Leben und Scenerien aus Italien, von Ferdinand Gregorovius (Leipzig 1856)	283
Wanderungen nach Südosten, von Aug. Theod. v. Grimm. I. Theil. Die Taurische Halbinsel (Berlin 1855)	284
Norren des Glücks. Roman v. Edm. Lobedanz (Leipzig 1856)	285
Elfe. Novelle von Sophie Verena (Berlin 1856)	285
Auf dem Hradschin, oder Kaiser Rudolph II. und seine Zeit, von Ed. Maria Oettinger (Prag 1856)	285
Frauenleben. Novellen u. Erzähl. v. Louise v. Gall (Lpz. 1856)	286
Briefe über Guzkow's Ritter vom Geist, von Alex. Jung (Leipzig 1856)	286
Romeo u. Julia des Shakespeare, übersetzt von C. Lobedanz	286
Antigone des Sophokles » » »	286
Ephrurunken, Gedichte von F. Biedermann (Bremen 1855)	286
Ueber den Zechter von Ravenna	319
Dorothe. Ein Roman von W. Alexis (Berlin 1856)	319
Derletzte Hohenstaufe. Histor. Roman von L. Pichler (Leipzig 1855)	320
Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller (Berlin 1856)	320
Der grüne Heinrich. Roman v. G. Keller (Braunschw. 1854-55)	320
Transkaukasia, von Freih. v. Harthausen (Leipzig 1856)	321
Das Niedergehen des Mondes auf die Erde, von J. W. Schmig (Köln 1856)	391
Historietten von C. Kossak (Berlin 1856)	392
Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von Heinrich Düntzer (Leipzig 1856)	392
Lieder des Giovanni Meli aus Palermo. Aus dem Sicilianischen von Ferdinand Gregorovius (Leipzig 1856)	392
Gedichte von Bauernfeld. 2. verm. Auflage (Leipzig 1856)	394
Atlantis. Eine Dichtung v. Christ. Hoeppel (Hannover 1856)	394
Andreas Hofer. Balladencyclus v. E. Borberger (Fulda 1856)	394
Tristan und Isolde, von Gottfried v. Straßburg. Metrisch von Karl Simrock. Zwei Theile (Leipzig 1855)	394
Das Patrizat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, von C. H. Freih. Roth v. Schreckenstein (Tübingen 1856)	427
Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, v. Hermann Hettner. In 3. Theilen. Erster Theil: »die englische Literatur von 1660—1770« (Braunschweig 1856)	428
Lenau's Leben. Großentheils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermann Anton X. Schurz (Stuttgart 1855).	428
Schillerhäuser, von Joseph Rank (Leipzig 1856)	429
Reise-Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Willibald Alexis	429
Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Wolhynien und der Ukraina, von Marie Förster	429
Von Frankfurt nach Basel. Eisenbahnfahrt und Wanderungen im süddeutschen Rheinlande, von Aurelio Buddeus	429
Breslau und die schlesische Eisenbahn, von Max Kurnik	429
Die Thüringische Eisenbahn von A. Bock	430
Münchener Skizzenbuch, von W. Müller v. Königswinter	430
Hertha, von Friederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Erster Theil (Leipzig 1856).	430

III. Leben und Wissenschaft.

Diamanten, von Louis Schneider	16
Was ist das Od? von Dr. J. G. Kuhlmann	193
Geister- u. Spukgeschichten aus dem classischen Alterthum	234
Ein Gedenkblatt für Henrik Steffens, von M. Rosenheyn	278
Ein König der Thiere, von Karl Wartenburg	299

IV. Geschichtliches und Biographisches.

Herzog Knud Laward, von B. Endrulat	21
Mittelalterliche Tafeln, von J. Müller:	
1. Ein deutscher Rathsherr	57
2. Spiele	88
3. Stadtfehden	89
Die Gräfin Salmour, von Louis Schneider	119
†Kurze Darstellung des Charakters und der Wirksamkeit des Christoph Columbus, von J. G. Kohl	258
Die Frauen im Mittelalter, von Karl v. Kessel	378
Erinnerungen an den Marschall Marmont, Herzog v. Ragusa	401

Digitized by Google

V. Schilderungen aus der Heimat und Fremde.

	Seite
†Rüdesheim, von C. Brandenbusch	29
Ein Picknick in Hampton-Court, von Th. Fontane	59
†Sermione am Garda-See	62
†Boppard, von C. Brandenbusch	91
Das Schillerhaus in Waimar, von Joseph Rank	130
††Wien's nächste Umgebung (Kahlenbergerdörfel, Heiligenstadt u. Grinzing), von L. Scheyrer	133
†Turin	166
†Torno am Comer-See	200
†Das Denkmal des Philopappus in Athen	202
†Das Theater des Herodes (Odeon) bei Athen	238
Die Wasserfeste in Versailles, von Eduard Kolloff	240
Die Vendetta (Blutrache) in Corsika. Reiseerinnerung von Julius von Wickede	269
†Der Theseus-Tempel in Athen	276
†Die Stadt Raab und ihre Umgebung	304
†Ungarisch-Altenburg	342
†Der Conventsremter auf der Marienburg in Preußen, von M. Rosenheyn	383
Die Ruinen Rom's	408
Die Verbrennung eines Rajah's und seiner Wittwen, von Dr. Sigismund Wallace	419
†Castell St. Lorenzo bei Ragusa	423

VI. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

	Seite
Die Eichenblatt-Seidenraupe, von Dr. Carl Reclam	64
Ueber den Sitz der Seele, von Dr. Louis Büchner	93
Technisch-wissenschaftliche Bilder aus dem Leben, von Fr. Mark:	
1. Aus der Grube	169
Theorie und Praxis in der Heilkunde, von Dr. Carl Reclam	203
Der Edelhirsch, von Dr. L. Heros	208
Einige Worte über die Vögel	242
Der Phosphor, von Dr. Theodor Poleck	308
Die Zwerge, von Dr. G. H. Otto Volger	343
Bedeutung der Fleisch- und Pflanzenkost für die Ernährung des Menschen, von Dr. Th. Hoh	385

VII. Buntes.

Der Schafboor	31
Das Lichtjahr als Maaßeinheit	31
Fleischzwieback	31
Nützlichkeit der Heidelbeeren	31
Die Wallfischjagd in Amerika	31

F. M. J. Rehm Archiv und Museum Lithographische München

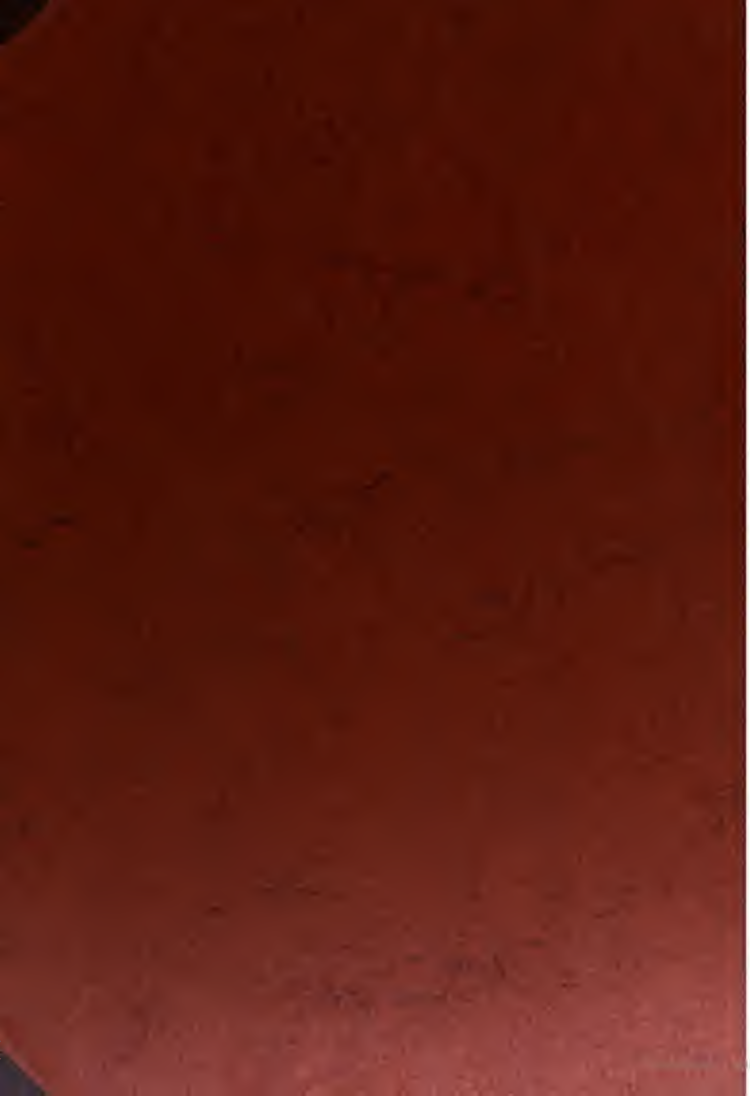
Verzeichniß der Stahlstiche.

I. Genrebilder.

Die Amme.
Lauernde Schildwache.
Die kleinen Altklugen.
Die Kahnfahrt.
Pferd und Wüstengeier.
Der Astronom in der Dachkammer.
Hirtenkinder.
Romeo und Julie.
Der alte Maler.
Der Dorfgeiger.
Rubens und seine Söhne.
Der Engel der Auferstehung.
Columbus.
Gretchen im Gebet.
Wandernde Musikanten.
Wallenstein und Seni.
Heimkehr am Abend.
Der Brief des Sohnes.
Der Thürmer.
Eifersucht.
Der Liebling der Großmutter.
Die Schnitterin.

II. Landschaften und Städteansichten.

Rüdesheim.
Sermione am Garda-See.
Boppard.
Kahlenbergerdörfel.
Heiligenstadt und Grinzing.
Turin (Torino).
Das Vorgebirge von Torno am Comer-See.
Denkmal des Philopappus in Athen.
Theater des Herodes in Athen.
Theseus-Tempel in Athen.
Raab an der Donau.
Ungarisch-Altenburg.
Die Marienburg in Preußen (Nogatseite).
Castell St. Lorenzo bei Ragusa.

Digitized by Google

Digitized by Google